Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

Jahrgang 1831.
Zweiter Band.

Stuttgart und Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1831.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nro. 1.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1831.

I.

The travels of Ibn batuta; translated from the abridged arabic manuscript copies preserved in the public library of Cambridge; with notes. By the rever. Sam. Lee, B. D. London 1829.

Schon Dombay hatte während seines Aufenthaltes in Marokko die Reisebeschreibung des Ebn batûta kennen gelernt, und eine Handschrift, nicht nur des Auszuges, sondern auch eine, welche das vollständige Werk enthielt, erworben. Er führt in der Vorrede seiner: Geschichte der Mauritanischen Könige, Agram. 1794. unter mehreren Handschriften, welche die Angelegenheiten Mauritaniens betreffen, und, wie es scheint, in seinem Besitze sich befanden, auch folgende an, S. LXII. No. 14. *Ryhlet ben Batuta Elkubra;* Reise des Ben Batuta; ein Werk so aus zwei Tomen besteht. No. 15. *Ryhlet ben Batuta Essugra;* Reise des Ben Batuta; 1 Tom. Es ist hieraus deutlich genug, dafs No. 14. das vollständige Werk, *die grofse Reise,* الرحلة الكبري, enthielt; hingegen No. 15. *die kleine Reise,* الرحلة الصغري, den uns nun bekannt gewordenen Auszug. Ich habe bei Hrn. von Hammer angefragt, ob nicht zu erfahren sei, wo Dombays Handschriften geblieben, und ob darunter noch die vollständige Reisebeschreibung des Ebn batuta vorhanden, da es natürlich von grofsem Interesse sein würde, das Werk in seiner unverkürzten Gestalt zu erhalten. Aber Hr. von Hammer wufste mir auch keine Auskunft über das Schicksal der Handschriften Dombay's zu geben.

Darnach kaufte Seetzen in Kahira ein Exemplar eines Auszuges aus jener Reisebeschreibung, machte einiges von dem Inhalte desselben in Zachs monatlicher Correspondenz, Band 17. 1808 bekannt, und sandte die Handschrift nach Gotha. Hier machte mich Hr. Bibliothekssekretair Möller im Jahr 1817 auf dies Werk aufmerksam, und ich gab dann einige Proben desselben heraus in meiner *Commentatio de Mohammede ebn batuta; Jenae* 1818. Die Gothaische Handschrift hatte ich vollständig abgeschrieben, um sie später drucken zu lassen. Im Jahr 1819 gab auch Hr. D. Apetz, welcher damals unter meiner Anleitung das Arabische studirte, ein neues Bruchstück aus der Gothaischen Handschrift, unter dem Titel: *Descriptio terrae Malabar, ex arabico Ebn batutae itinerario edita.* Ehe ich an die Bearbeitung des Gothaischen Auszuges ging, wollte ich die Auffindung des vollständigen Werkes versuchen, und bat deshalb Hrn. De Sacy, durch die Französischen Consuln in Tripolis und Algier nach dem Werke forschen zu lassen. Mehreremale hiefs es darauf, das vollständige Werk sei in Paris angelangt, wie auch Lee es noch erwähnt. Allein, so viel ich habe in Erfahrung bringen können, ist diese Nachricht bisher ungegründet geblieben.

Inzwischen hatte auch Burckhardt in Aegypten drei Handschriften des Auszuges gekauft, einiges daraus in seinem Appendix III. zu den *Travels in Nubia* bekannt gemacht, und dann die Handschriften der Universitätsbibliothek zu Cambridge geschenkt. Ich war sehr begierig zu erfahren, ob die drei Burckhardtschen Handschriften einen und denselben Auszug enthielten, und ob sie denselben Auszug wie die Gothaische Handschrift lieferten. Ich schrieb deshalb an den D. Wait zu Cambridge, welcher auch die Güte hatte, mir den Eingang der einen Burckhardtschen Handschrift abzuschreiben; aber über das Verhältnifs der drei Handschriften unter einander konnte ich doch nicht ins Klare kommen. Hr. Lee hat nun die vorliegende vollständige Uebersetzung aus den Burckhardtschen Handschriften geliefert, und es entstehn wiederum zuerst die zwei Fragen:

1. Findet sich in den drei Burckhardtschen Handschriften nur ein und derselbe Auszug?

Digitized by Google

2. Ist einer der Burckhardtschen Auszüge derselbe welchen die Gothaïsche Handschrift liefert?

Ueber die erste Frage hätten wir von Hrn. Lee eine genaue und ausführliche Auskunft erwartet. Allein er sagt über diesen Punct nichts weiter als, *pref. X. the Arabic manuscripts of this work are three in number, and are all copies of the same abridgement.* Ebenso kurz erwähnt er denselben Umstand in der Note S. 2. Es wäre gewifs nicht überflüssig gewesen, dieses Resultat noch etwas näher zu belegen, da zwischen den Burckhardtschen Texten und dem Gothaischen Text sich so bedeutende Verschiedenheiten ergeben, welche Hr. Lee auch nach den von mir gegebenen Proben des Gothaïschen Textes mit Sorgfalt angemerkt hat. Inzwischen müssen wir natürlich, da die Einsicht der drei Burckhardtschen Handschriften uns nicht vergönnt ist, bei dem Urtheile Lee's stehn bleiben, und können also nur von *einem* Burckhardtschen Texte reden.

In Betreff der zweiten Frage erhellt nun hinlänglich, dafs der Burckhardtsche Text in Ansehung der Ausführlichkeit oder Kürze oft sehr abweicht von dem Gothaischen Texte. Nichtsdestoweniger hält Lee dafür, dafs diese beiden Texte nur Abschriften eines und desselben Auszuges seien; er sagt in der Note S. 2. *from the extracts printed in Germany by Professor Kosegarten and Mr. Apetz, it is quite certain that Mr. Seetzens copy, which they probably used, is nothing more than an abridgment of the great work of Ibn Batuta; and although it presents some varieties with our copies, it is most likely a copy of the same abridgment.* Auffallend aber bleibt es doch, dafs an einigen Stellen der Gothaische Text der ausführlichere ist, z. B. in der Reise durch das innere Afrika, an anderen Stellen hingegen der Burckhardtsche Text weitläuftiger ist, z. B. in der Reise nach der Tatarei. Sollten diese Verschiedenheiten bei dem blofsen *Abschreiben* eines und desselben Auszuges haben entstehen können? Oder sind unsre Texte zwei von verschiedenen Verfassern gemachte Auszüge, die daher natürlich nicht überall gleichmäfsig ausfallen konnten? Der Eingang lautet in den beiden Texten etwas verschieden, sagt aber dennoch in beiden, aus Ebn batuta's Reisebeschreibung habe zuerst Mohammed ben dschesi einen Auszug gemacht, und aus diesem Auszuge sei wiederum ein Auszug gemacht, welcher in unseren Handschriften vorliegt. Der Verf. dieses Auszuges aus dem Auszuge ist im Gothaïschen Texte nicht genannt; im Burckhardtschen aber nennt er sich Mohammed ben fetch alla elbilûni. Vorausgesetzt, dafs der Gothaische und der Burckhardtsche Text, obgleich stellenweise von einander abweichend, doch ein und dasselbe Werk sind, so haben wir also eigentlich nur die von Elbilûni verfertigte Abkürzung eines früher gemachten Auszuges aus der Reisebeschreibung. Der Gothaische Text beginnt folgendermafsen:

„Dieses ist was ich auswählte aus der Abkürzung der Reisebeschreibung des Scheich, des gelehrten Imam, des gereiseten, der die Länder durchwanderte, des Abu mohammed ben mohammed ben ibrahim, des Lewatiten, aus Tanger, welcher bekannt ist unter dem Namen: Ebn batûta, der Mauritanier, in den morgenländischen Gegenden aber gewöhnlich der Scheich Schems eddîn genannt wird. Er durchzog die Länder prüfend, durchwanderte die Städte forschend, untersuchte die Geschlechter der Völker, und erforschte die Sitten der Araber und der Fremden. Es hat jene Reisebeschreibung abgekürzt, und die schwierigen darin vorkommenden Namen mit den Vocalen versehen der Scheich, der gelehrte Imam, Mohammed ben mohammed ben achmed ben dschesi, der Kelbite, der Mauritanier, auf Befehl des Beherrschers der Gläubigen, El motewekkel alalla, des Sultanes der Residenz Fes".

Der Burckhardtsche Text liefer diesen Eingang also:

„Es spricht der, welcher bedürftig ist der Vergebung seines gnadenreichen Herrn, Mohammed ben fetch alla el bilûni: dies ist was ich auswählte von demjenigen, welches ausgelesen hat der Imam, der Schreiber, Mohammed ben dschesi, der Kelbite, dessen Gott, der erhabene, sich erbarmen wolle, aus der Reisebeschreibung des Rechtsgelehrten Abu abd alla mohammed ben abd alla, des Lewâtiten, aus Tanger, welcher bekannt ist unter dem Namen: Ebn batûta. Ich habe aber nur das ausgewählt was fremd war, und nicht bekannt, oder was zwar durch Bericht bekannt war, jedoch häufig nicht geglaubt ward wegen seiner Sonderbarkeit, und wegen der Gefälligkeit, welche die Geschichtschreiber meistens gegen einander üben in der Ueberlieferung. Ich nun nahm es auf, weil der Verf. der Reisebeschreibung ein glaubwürdiger Mann war, und dasjenige niederschrieb, was er als wahr befunden hatte in Betreff der Nachrichten von den Völkern und Ländern. Die Aussage des Wahrheitsliebenden ist das Gewichtigere

Digitized by Google

in der Untersuchung und Erforschung. Einiges von dem was er berichtet, weicht ab von dem was andre gesagt haben, wie da, wo er etwas von dem beschreibt, was er von den Arzneipflanzen Indiens gesehen hat".

Den Arabischen Text dieses Einganges hat Hr. Lee S. X. aus der Burckhardtschen Handschrift abdrucken lassen, und hiernach habe ich die Stelle übersetzt. Lee in seiner Englischen Uebersetzung hat für: „wie da, wo er etwas — Indiens gesehen hat" *as, for instance, his accounts of what he saw of the aromatic roots of Hindustan, (which differ from those given by the physicians; and yet his accounts are probably the true ones.)* Das hier in Klammern geschlossene findet sich in dem von ihm mitgetheilten Arabischen Texte nicht. Die Worte des Originales: فنقل الصدوق اوقع في الاعتبار والاستبصار „die Aussage des Wahrheitsliebenden ist das Gewichtigere in der Untersuchung und Erforschung" giebt Lee: *that which has been reported by faithful witnesses, generally receives credit and excites inquiry.* Wegen dieser beiden letzten Worte könnte man vermuthen, Hr. Lee habe ausgesprochen als Verbum أَوْقَعَ *führt zu.* Allein dies Wort ist höchst wahrscheinlich der Comparativ أَوْقَعُ *etwas gewichtigeres.* Die Araber gebrauchen in diesem Sinne den undeterminirten Comparativ; z. B. in meiner Chrestomathie, S. 153.

واغضاؤك العينين عن عيب صاحب
لعمرك أَبْقَى للاخاء وأَشْرَفُ

„Dafs du schliefsest die Augen gegen einen Fehler eines Freundes;
Ist, bei deinem Leben, das was die Freundschaft mehr erhält, und was edler ist".

Der Name Dschesi ist in der Gothaischen Handschrift fehlerhaft حزي geschrieben; Lee hat richtig جزي, bemerkt aber, S. 1. جزّة sei der Name eines Ortes in Chorassan. Er scheint also جزي für ein *nomen gentilitium* zu halten. Allein viel eher darf man an der Stelle, wo جزي steht, ein eigentliches *nomen hominis* suchen, und als *gentilitium* würde das Wort auch nur durch einen *Soloecismus* des Artikels entbehren können. Der *Kamûs, edit. Calcut. pag.* 1858. belehrt uns darüber, dafs dies Wort ein Personennamen sei, und giebt zugleich eine doppelte Aussprache als gebräuchlich an, nämlich جُزَيّ und جُزَيّ. Die Worte des Kamus, in der Wurzel جزي sind:

وَكُسَيّ وَعَلِيّ أَسْمَاءٌ

Dafs nun, wie Hr. Lee glaubt, der Gothaische Text und der Burckhardtsche, trotz ihrer Abweichungen von einander, dennoch nur für Abschriften eines und desselben Auszuges zu halten seien, dies kann man, bis auf weitere Anzeigen, für wahrscheinlich halten. Denn in vielen Stellen der beiden Texte ist die Uebereinstimmung so grofs, dafs sich nicht leicht denken läfst, zwei verschiedene Epitomatoren hätten so gleichlautende Excerpte machen können. In der Ausführlichkeit weichen die handschriftlichen Exemplare eines und desselben morgenländischen Werkes bisweilen bedeutend von einander ab. Wir haben so kürzere und ausführlichere Exemplare der Geographie des Edrisi. Dasselbe habe ich in verschiedenen Exemplaren des von El belami in Persischer Sprache verfafsten Auszuges aus den Arabischen Annalen des Taberi bemerkt.

Die Reisen des Ebn batûta fallen zwischen *ao. H.* 725. und 754.; oder *ao. C.* 1324. und 1353. Der erste Auszug, welchen El kelbi machte, mufs sehr bald nach Abfassung der Reisebeschreibung selbst verfafst sein. Denn El kelbi arbeitete auf Befehl des Sultan von Fes, El motewekkel alalla. Dieser ist höchst wahrscheinlich derselbe, welchen auch Ebn batûta noch sprach gegen das Ende seiner Reisen, und den er in der Gothaischen Handschrift bei dieser Gelegenheit Abu anan el motewekkel nennt. Dieser Fürst war ein Senetide, oder aus dem Geschlechte der Benu Merîn, welche im siebenten und achten Jahrhundert der Hedschra über Marokko und Fes herrschten. Deguignes nennt ihn, *hist. des Huns; vol.* 1. *part.* 1. *pag.* 388. Abu anan fares, so dafs der vollständige Name, aus Vornamen كنية, Namen اسم, und Ehrennamen لقب, bestehend, gewesen zu sein scheint: Abu anan fares el motewekkel alalla. Die Regierung dieses Fürsten setzt Deguignes in die Jahre *p. H.* 752—759. Sowohl Deguignes, wie Ebn batuta nennen dessen Vater Abul hassan ali, so dafs an der Identität der Person wohl nicht zu zweifeln ist.

Hr. Lee hat seine Uebersetzung mit Sorgfalt gearbeitet, mit historischen und geographischen Anmerkungen begleitet, die Namen der Oerter und Personen auch

Digitized by Google

mit Arabischen Buchstaben geschrieben in den Noten hinzugefügt, und ebenso auch einzelne schwierigere Ausdrücke des Originaltextes. Bei den Stücken, deren Text aus der Gothaischen Handschrift von mir und Apetz herausgegeben worden, hat er die darin vorkommenden, von dem Burckhardtschen Texte abweichenden Ausdrücke und Stellen genau angeführt. In der Erklärung der geographischen Namen bleibt da, wo Ebn batûta das östliche Asien bereiset, noch manches zu leisten übrig. Hr. Lee hat die ganze Reise in fünf und zwanzig Capitel getheilt. Zuerst schildert El bilûni nur kurz die von Ebn batûta durchwanderte Nordafrikanische Küste von Tanger bis zur Aegyptischen Gränze. Einige Städte werden mit Versen begrüfst, in welchen Dichter die Reize dieser Städte priesen. So heifst es bei der Stadt Sefâkes, nach dem Gothaischen Texte:

بلد يكاد يقول حين
تزوره اهلا وسهلا

d. i. *Eine Stadt, welche beinahe spricht,*
Wenn du sie besuchst: sei lieb und willkommen"!

Unstreitig will der Dichter die freundlichen Umgebungen bezeichnen, mit welchen diese Stadt den Wanderer empfängt; die Worte اهلا وسهلا sind die, mit welchen der Wirth den eintretenden Gast begrüfst, und bedeuten eigentlich: möge es dir hier bequem und angenehm seyn. Herr Lee lieset تكاد تقول, und übersetzt:

On thee let sainted pilgrims pour
The richest blessings of the skies,

ein hier vom Dichter wohl nicht beabsichtigter Gedanke. Der Dichter fährt hierauf fort, von den Umgebungen der Stadt zu sprechen, und will schildern, wie vermöge der Ebbe und Flut bald die Wogen des Mittelländischen Meeres schäumend hinaneilen zu den Mauern von Sefâkes, und dann plötzlich wieder zurückfliehen Er sagt:

وكانه والبحر يحسر
تارة عنه ويملا
صبّ يريد زيارة
فاذا راي الرقبا ولي

d. i. *Sie ist, wenn das Meer zurückweicht*
Bisweilen von ihr, und flieht,
Ein Liebender gleichsam, der besuchen will,
Aber, wenn er die Späher sieht, wieder entflieht.

Hr. Lee scheint dies nicht von der Flut und Ebbe verstanden zu haben. Er übersetzt etwas paraphrastisch:

The wave that round thy bosom plays,
Conscious of its endeared retreat,
When the rude tempest rocks thy domes,
In sighs resigns its happy seat.
Yet urged another glance to steal
Of thy loved form so good so fair,
Flies to avoid the painful view
Of rival lovers basking thence.

Im Gothaischen Texte wird auch die Stadt Kâbes mit Versen begrüfst, welche im Burckhardtschen Texte fehlen. Diese Verse enthalten ein Wortspiel in Bezug auf den Namen Kâbes, welcher im Arabischen: einen Feuerholenden, bezeichnet. Sie sind Folgende:

لهفي علي طيب ليال خلت
بجانب البطحا من قابس
كان قلبي عند تذكارها
جذوة نار بيدي قابس

d. i. *O! über die Wonne der Nächte, welche verflossen*
Am Ufer der Teiche von Kâbes;
Mein Herz ist, wenn ich ihrer gedenke,
Eine glühende Kohle gleichsam in den Händen eines Feuerholenden.

Am Schlusse des ersten Capitels bei Lee steht eine Anekdote von dem Richter Fachr eddin erriki zu Alexandria, welche im Gothaischen Texte fehlt. Im *zweiten* und *dritten* Capitel reiset Ebn batûta in Aegypten. Ein Hauptaugenmerk bei ihm sind die Gelehrten und die Frommen, oder Derwische, welche er gern besucht, und von deren Merkwürdigkeiten und Wundern er dann erzählt. Im Gothaischen Texte erwähnt der Auszug auch die Stadt Tinnis am Nil als von Ebn batûta besucht, und führt Verse an zum Lobe ihres Kanales. In Damietta findet er wieder die Celle eines berühmten Heiligen, des Scheich Dschemâl eddin essâwi, Vorsteher derjenigen Mönche, welche man Karendeli, oder Kalender nennt, welche Bart und Brauen scheeren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 2.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1831.

The travels of Ibn batuta; translated from the abridged arabic manuscript copies preserved in the public library of Cambridge; with notes. By the rever. Sam. Lee.

(Fortsetzung).

Ebn batûta erzählt, dafs der Scheich Dschemâl eddin auf eine solche bei den Morgenländern ungewöhnliche Weise sich geschoren habe, um sich häfslich zu machen, und dadurch den Zudringlichkeiten einer Aegyptischen Frau zu entgehen. Er berichtet eine Anekdote von diesem Scheich, und sagt: der Scheich habe sich gewöhnlich auf einem Begräbnifsplatze aufgehalten; ein Richter sei einst zwischen den Gräbern hin und her geritten, und habe zu dem Scheich gesagt: „du also bist jener verehrte Scheich? انت الشيخ المتبوع" Worauf der Scheich geantwortet: „ja; und du bist der thörichte Richter, der du mit deinem Thier zwischen den Gräbern reitest, während du doch weifst, dafs dem todten Menschen so viel Ehrfurcht gebührt wie dem lebendigen". Hr. Lee hat statt: „du bist also der verehrte Scheich"? *you are a beastly old fellow;* welcher schimpfende Sinn in dem Worte متبوع durchaus nicht liegen kann. Aber freilich können wir nicht entscheiden, ob dafür im Burckhardtschen Texte ein andres Wort steht, welches zu dem Ausdrucke *beastly* berechtigte. Von der Stadt Aidsâb in Oberägypten bemerkt Ebn batuta, dafs damals ein Drittheil derselben dem Sultan von Aegypten gehörte, zwei Drittheile aber dem Könige von El bedscha. Hierauf heifst es bei Lee: *the cause of our not proceeding thence to Judda, was a war, that had broken out in these parts between the Bejahand Barnau people.* Statt dessen steht im Gothaischen Text Folgendes: وكان قدم اليها لحرب الاتراك وانهزموا امامه وحرقوا المراكب فلم يمكننا السفر من البحر; d. i. „er (der König von El bedscha) war nach der Stadt gekommen, um die Türken zu bekriegen; diese waren vor ihm geflohen, und hatten die Schiffe verbrannt; daher wir die Reise zur See (nach Arabien) nicht unternehmen konnten". Im *vierten* und *fünften* Capitel reiset Ebn batûta in Syrien, besucht Jerusalem, Tiberias, Aleppo, Damaskus, und das Gebiet der Assassinen. Im *sechsten* und *siebenten* macht er die Wallfahrt nach Mekka, und besucht Irak und Persien. Die Stadt Schiras, sagt er, sei die einzige, welche an Schönheit der Stadt Damaskus sich nähere. Auch suche ihr Fürst Abu ishâk so freigebig zu sein wie der Sultan von Indien. „Indefs, fügt er hinzu, wo bleiben die Plejaden vor der Erde? اين الثريّا من الثري" d. h. so wenig man von der Erde zu den Plejaden hinaufreichen kann, so wenig vermag die Freigebigkeit des Fürsten von Schiras die des Sultans von Indien zu erreichen. Die Araber sagen sprüchwörtlich, um eine unerreichbare Sache zu bezeichnen: wo sind vor mir die Plejaden? اين منّي الثريّا. Hr. Lee hat nur den Sinn des Sprüchwortes ausgedrückt: *no one, however, can be compared to the king of India.* S. 43. bemerkt Ebn batûta gelegentlich die Meinung der Indier von der Unreinheit fremder Religionsverwandten; bei Lee steht nur: *they neither eat with a Mohammedan, nor suffer him to come near them.* Statt dessen hat der Gothaische Text ausführlicher Folgendes: „sie nähern sich den Moslemen nicht, und geben ihnen nicht zu essen in ihren Gefäfsen, obgleich sie ihnen keine Sünden vorwerfen. Wenn wir unsre Malzeit hielten, ward das Uebrigbleibende von den Vögeln und den Hunden verzehrt. Die Leute rührten es nicht an, und wenn die kleinen Kinder aus Unkunde davon genossen, so schlugen die Aeltern sie, und

Digitized by Google

gaben ihnen Kuhmist zu essen. Denn dies ist dasjenige, was ihrer Meinung nach von jenem reinigt". Unser Reisebeschreiber giebt manche interessante Nachrichten über die Art und Weise, wie zu jener Zeit der Islam sich hin und wieder in Indien ausbreitete, nicht durch die Gewalt der Waffen, sondern durch das Ansehn von Heiligkeit und Wunderkraft, welches einzelne moslemische Einsiedler und Missionare unter den Indischen Heiden sich zu erwerben wufsten. Im *achten* und *neunten* Capitel gelangt der Reisende nach Bagdad, Nesibis, und besucht abermals Arabien, die Abyssinische Küste Sewâken, und die Städte auf der Ostafrikanischen Küste, Mogadocia, Mombasa. Im *zehnten* und *eilften* finden wir ihn wieder bald in Persien, bald in Aegypten, und endlich in Kleinasien. Bei der Stadt Siraf schildert er die Perlfischerei. Die Gothaïsche Handschrift fügt gewöhnlich die Buchstabirung der Städtenamen hinzu, damit nicht so leicht ein Schreibfehler sich einschleiche. Dies scheint in der Burckhardtschen nicht der Fall zu seyn. Hr. Lee erwähnt S. 63. eine Stadt Janja Bal جنج بال; in der Gothaischen Handschrift steht dafür Chundschu bâl, und diese Aussprache wird bestätigt durch die hier hinzugefügte Buchstabirung: بضمّ الخاء المعجم وقد يعوض منها الهاء واسكان النون وضمّ الجيم وباء والالف ولام. In den Türkischen Städten Kleinasiens erwähnt Ebn batûta die dort bestehenden Brüderschaften. Er sagt: „in allen turkomanischen Städten giebt es eine Brüderschaft von Jünglingen, deren einer *Achi*, d. i. mein Bruder, genannt wird. Keine Leute sind höflicher als diese gegen Fremde, keine bereitwilliger die Fremden mit Speisen und allem Nothwendigen zu versehen, keine entschlossener Beleidigungen von ihnen abzuwehren. Um denjenigen, welcher den Titel *Achi* führt, versammeln sich Leute desselben Standes, oder selbst fremde Jünglinge, welche ohne Anhalt sind, und machen ihn zu ihrem Vorsteher. Er baut dann eine Celle, stellt darin ein Pferd, einen Sattel, und andre nothwendige Dinge. Er besucht dann täglich seine Gefährten, und unterstützt sie mit allem Erforderlichen. Des Abends kommen sie zu ihm, und bringen alles was sie erworben haben, um dafür Speise, Früchte und anderes für die Celle zu kaufen. Kommt ein Fremder an den Ort, so nehmen sie ihn zu sich, und unterhalten ihn mit ihren Vorräthen, und er darf sie nicht verlassen, bis er weiter reiset. Kommt kein Fremder, so verzehren sie selbst ihre Vorräthe mit Zechen, Singen und Tanzen. Am Morgen kehren sie zu ihren Beschäftigungen zurück, und kommen des Abends wieder zum Vorsteher. Darum heifsen sie: die Jünglinge, und ihr Vorsteher: der Bruder". Das Wort الفتيان, welches Hr. Lee durch: *Jünglinge*, übersetzt, bedeutet bekanntlich auch: die Edelmüthigen, und möchte hier vielleicht in diesem Sinne zu nehmen sein. Im Arabischen sind bei dem Worte فتي, ebenso wie im Persischen bei dem Worte جوانمرد, die Begriffe: *jung*, und: *edelmüthig*, mit einander verknüpft. Ebn batûta ward in den Städten Burdur und Kara hissâr von der Brüderschaft aufgenommen, und war erstaunt über den Wetteifer, welchen man für seine Bedienung zeigte, obwohl er zu seinem Leidwesen die Türkische Sprache nicht verstand. In der Stadt Birki ward ihm ein Meteorstein oder ein Stück meteorischen Eisens gezeigt. Er sagt: „als ich eines Tages dem Sultan, Mohammed ben âidin, meine Aufwartung machte, sprach er zu mir: hast du schon von einem Steine gehört, welcher vom Himmel fiel? Ich antwortete: nein. Er fuhr fort: aufserhalb unserer Stadt ist ein Stein vom Himmel gefallen. Auf seinen Befehl brachten einige Männer diesen Stein. Er war schwarz, fest, sehr hart, blinckend, ungefähr ein Centner an Gewicht. Darauf schlugen sie mit eisernen Hämmern heftig auf den Stein; aber es machte gar keinen Eindruck auf ihn. Darauf befahl der Sultan, den Stein wieder an seinen Ort zu legen". Sorgfältig merkt Ebn batûta auch immer an, ob die Fürsten, welchen er aufwartet, viel schenken, oder nicht, und was sie schenken; wer nicht schenkt, wird nicht gelobt.

Im *zwölften* Capitel gelangt Ebn batûta von Sinope über das schwarze Meer nach der Halbinsel Krim, und landet dort im Hafen El kirasch. Der Sultan Mohammed usbek chan hat eine Tochter des Byzantinischen Kaisers zur Frau, welche ihre Aeltern zu Constantinopel besucht. In ihrer Begleitung zieht Ebn batûta mit nach Constantinopel, wovon er viel Interessantes erzählt. Die Prinzessin heifst Bilun بيلون; vielleicht Apollonia? So lange sie auf dem Gebiete ihres Gemahles bleibt, läfst sie jeden Abend eine Moschee aufschlagen, und das Gebet ausrufen. Sobald sie aber zu Mehtuli die Byzantinische Gränze betritt, hört dies auf,

Digitized by Google

und sie fängt an, Wein zu trinken und Schweinefleisch zu essen. Ihre Türkische Dienerschaft indefs hält mit *Ebn* batûta täglich das moslemische Gebet. In Constantinopel gab es damals einen alten abgedankten Kaiser, welcher Mönch geworden war, und einen regierenden. Der erstere war ohne Zweifel Andronikus *senior*, und der andere Andronikus *junior*. Allein unser Reisende giebt ihnen andre Namen; den ersteren nennt er Georg, und den zweiten Tekfur oder Nikfur. Letzteres, aus Nicephorus entstanden, scheint eine allgemeine Bezeichnung des Byzantinischen Kaisers bei den Arabern zu seyn. Ebn batuta erhielt Audienz beim Kaiser, welcher sich bei ihm nach den heiligen Wallfahrtsörtern zu Jerusalem und Bethlehem erkundigte; ein Jude war Dollmetscher. Von Constantinopel kehrt Ebn batûta nach der Krim zurück, und begiebt sich dann nach Bochâra und Samarkand. S. 90. spricht der Tatarische Fürst Kobak: „*Bakhshi*; *that is: well done*"! Es mufs heifsen: *Yakhshi*; denn يخشي ist das Tatarische Wort für: *gut*. So heifst es in der Vorrede des Tschagataischen Auszuges aus den Arabischen Annalen des Taberi, welcher sich zu Petersburg befindet; وسپاس قيلالينكا اني بو يخشي ليقلار كه اوز بنده‌لاريغه قيليب تورور d. i.: „und Dank bringen wir ihm dar für diese *Gutthaten*, welche er seinen Knechten erwiesen hat". Ebn batuta besuchte in der Tatarei auch den Fürsten Tarmaschirin, welcher von Dschengis chan abstammte, aber sich zum Islam wendete. Der Reisende bemerkt über sein Ende Folgendes: „dieser Tarmaschirin hatte einige Verordnungen seines Grofsvaters Dschengis chan übertreten, welcher ein Buch, genannt *El jassak*, d. i. das Verbot, bekannt gemacht hatte, welches vorschrieb, dafs, wer wider dasselbe handele, seines Amtes entsetzt werden solle. Eine der darin enthaltenen Verordnungen war diese, dafs die Nachkommen des Dschengis chan, die Statthalter der Landschaften, die Frauen der Edlen, und die Oberbefehlshaber des Heeres an einem bestimmten Tage im Jahre sich versammeln sollten, welchen Tag man *El tawa*, d. i. das Fest, nannte, und dafs, wenn der Kaiser diese Verordnungen nicht hielte, die Edlen ihn bei der Hand nehmen, und vom Throne herabführen sollten, mit den Worten: du hast den *El jassak* übertreten. Nun hatte Tarmaschirin die Feier jenes Tages ganz abgeschafft, welches grofse Unzufriedenheit erregte. Es geschah daher, dafs einige Zeit nach unserer Abreise die Tataren mit ihren Edlen sich versammelten, den Tarmaschirin absetzten, und einen seiner Verwandten an seiner Stelle erwählten. Die Sache gedieh so weit, dafs Tarmaschirin die Flucht ergreifen mufste, und getödtet ward". Die Stadt Balch fand Ebn batuta in Trümmern und unbevölkert; „sie ist, sagt er, noch nicht wieder gebauet worden, seitdem der verfluchte Dschengis chan sie zerstörte. Auch aus ihrer herrlichen Moschee liefs er drei Säulen fortreifsen, weil ihm gesagt worden war, dafs unter ihnen der Schatz der Moschee liege; aber er fand nichts".

Ueber Kandahar und Kabul gelangt nun Ebn batuta nach Indien, und betritt die Gränze am Pendschâb, im Anfang des Monat *El moharram ao. p. H.* 734. Hier mufs er warten, bis ein Pafs vom Sultan für ihn angelangt ist. Der Abschnitt über Indien ist einer der ausführlichsten und interessantesten in der Reisebeschreibung. Bemerkenswerth ist, dafs manche Namen Indischer Orte und Gegenstände, welche Ebn batûta anführt, Persisch sind; ein Beweifs, dafs die Persische Sprache damals unter den Moslemen Indiens schon sehr verbreitet war. In der Stadt Adschudahan sieht der Reisende eine Indische Wittwe sich verbrennen. Er bemerkt ganz richtig darüber: „dieses ist jedoch nicht nothwendig bei ihnen, sondern nur eine herkömmliche Sitte; verbrennt die Wittwe sich nicht, so gereicht dies ihrer Familie zur Unehre; verbrennt sie sich, so gereicht es ihrer Familie zum Ruhm, weil sie ihrem Gatten eine so grofse Treue bewiesen hat". Ebn batûta gelangt hierauf nach der Residenz des Kaiser Mohammed schah, der prachtvollen Hauptstadt Dehli دهلي; welche die Englischen und Deutschen Gelehrten gewöhnlich falsch Delhi nennen. Des Kaisers Mutter führt den Titel مخدومهٔ جهان d. i. die, welcher die Welt dient. In Dehli erhält Ebn batûta die Stelle eines Richters. Anfangs entschuldigt er sich damit, dafs er zum Malekitischen Ritus gehöre, während die in Dehli anwesenden Moslemen sich zum Hanefitischen Ritus bekennten. Aber der Kaiser giebt ihm zwei gelehrte Gehülfen. Ebn batûta geräth bei seinem Amt in grofse Schulden, wegen der Kosten, welche ihm die Aufwartungen im kaiserlichen Hauptquartiere verursachen. Bei einer Hungersnoth werden die Armen zur Unterhaltung

Digitized by Google

den Reichen zugetheilt. Ebn batûta erhält deren fünfhundert, für die er ein Haus baut. Während seines Richteramtes sieht er mit einer Hexe die Wasserprobe anstellen. In der Gothaischen Handschrift lautet die Stelle also: „als ich Richter zu Dehli war, führte ein Haufen Volkes eine Frau zu mir, und sagte: diese ist eine Hexe; sie hat das Herz dieses Knaben gefressen, und er ist gestorben. Den Knaben hatten sie bei sich. Da befahl ich ihnen, die Frau zu dem Stellvertreter des Sultans zu bringen. Dieser befahl, die Probe mit ihr vorzunehmen. Solches bestand darin, dafs man vier Tonnen mit Wasser füllte, diese ihr an die Hände und Füfse band, und die Frau dann in den Flufs Dschaun warf. Sie ging nicht unter, woraus man erkannte, dafs sie eine Hexe sei; hätte sie sich nicht über dem Wasser erhalten, so würde sie keine Hexe gewesen sein. Darauf befahl jener, sie zu verbrennen. Die Leute der Stadt, Männer und Frauen, kamen dann herbei, und nahmen ihre Asche fort; denn sie sagen, wer sich damit räuchere, sei das Jahr über gegen die Zauberei der Hexen sicher". Das Wort, mit welchem Ebn batûta hier den Begriff: Hexe, bezeichnet, ist *Keftâr* كفتار, wahrscheinlich ein Persisches. Hr. Lee denkt dabei an das ähnliche Persische Wort *Goftâr* گفتار, d. i. Rede, Spruch. Allein Keftâr bedeutet eine Hyäne, und wahrscheinlich nannte man diese Hexen *Hyänen*, weil sie angeblich den Leuten das Herz aus dem Leibe frafsen. Ebn batûta bemerkt schon vorhin, Keftâr nenne man solche Frauen, welche durch einen Blick tödten könnten, und wenn man die Brust der auf solche Weise getödteten öffne, so finde man kein Herz darin. Ebn batûta beschreibt auch die berühmten Gaukeleien der Indischen Jogis, welche er جوكية nennt. Zuletzt fällt er in Ungnade bei dem Kaiser und giebt sein Richteramt auf. Bald darauf bietet sich ihm aber eine günstige Gelegenheit dar, seine Reiselust noch weiter zu befriedigen. Der Kaiser von China schickte eine Gesandtschaft nach Dehli, mit reichen Geschenken und dem Ersuchen, die dortige moslemische Regierung möge verstatten, dafs ein an der Gränze von Tibet durch die Moslemen zerstörter Indischer Tempel wieder aufgeführt werde ohne weitere Anfeindung von Seiten der Moslemen. Die Regierung von Dehli erwiedert: die Heiden könnten nach dem moslemischen Gesetze allerdings im moslemischen Gebiete ihre Tempel behalten; jedoch müfsten sie dann die moslemische Regierung für ihre Oberherrschaft anerkennen, und die Unterthanensteuer zahlen. Zur Ueberbringung dieser Antwort und der Gegengeschenke sendet der Sultan von Dehli eine Gesandtschaft nach China, unter welcher auch Ebn batûta sich befindet. Im Jahr *p. H.* 743. *p. C.* 1342. reiset die Gesandtschaft ab, begiebt sich nach der Küste Malabar, und schifft sich zu Kalikut in einer Chinesischen Dschunke ein. Ein Sturm vernichtet das Fahrzeug auf der Rhede, während Ebn batûta noch am Lande ist, und dadurch gerettet wird. Er fürchtet sich, unter diesen Umständen nach Dehli zurückzukehren, und begiebt sich zum Sultan von Hinaur, von da nach der Inselgruppe der Maldiven, von welchen er viel erzählt, dann nach Ceilan, wo er den Pic Adam besteigt. Er kommt an einen Meerbusen, genannt جور بوزونة, und Hr. Lee bemerkt, das letztere Wort sei wohl eine Corruption des Persischen بزنة Affe, so dafs der Sinn wäre: Busen der Affen. In der Gothaischen Handschrift steht statt بزونة in der That das richtige بوزونة. Von Ceilan kommt unser Reisende nach Bengalen, und zwar nach der Stadt Sadkâwân, an deren Stelle ungefähr jetzt Kalkutta steht, macht einen Besuch an der Gränze von Tibet, kehrt nach dem Bengalischen Meerbusen zurück, und segelt nach Sumatra, wo der moslemische Fürst El melik eddâher deschemâl eddin regiert. Von dort gelangt er nach Jawa, wo er noch keinen moslemischen Fürsten findet. Anstatt Mul Jawa, wie Hr. Lee schreibt, hat die Gothaische Handschrift Mud Jawa مد جاوه. Ueber das Kampferrohr heifst es S. 202.: *and when the reed is broken, both camphor and myrrh are found within the knot and of the same form with it.*

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 3.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1831.

The travels of Ibn batuta; translated from the abridged arabic manuscript copies preserved in the public library of Cambridge; with notes. By the rever. Sam. Lee.

(Schluſs.)

Herr Lee bemerkt, er wisse nicht ob er recht übersetzt habe; wahrscheinlich weil die Myrrhe البرّ ihm hier auffiel. In der That ist statt البر zu lesen السّر, wie die Gothaische Handschrift hat: وجد في داخلها مثل شكلها من الكافور والسر العجيب فيه انه لا يتكون في تلك القصب حتي يذبح علي اصولها شي من الحيوان d. h. „es findet sich im Innern desselben, nach dessen Gestalt, Kampher; und das wunderbare Geheimniſs dabei ist dieses, daſs er sich in diesem Rohre nur dann erzeugt, wenn man an dessen Wurzeln ein Thier schlachtet. Statt des Landes *Tawalisi* S. 206. hat die Gothaische Handschrift *Tunis*, طونيس, und statt des dortigen Hafens *Kailùka* den Ort *Keilukeri*, كيلوكري, welcher ausführlich buchstabirt ist. Hierauf kommt Ebn batûta nach China, besucht die groſse Stadt El chanssa, wo er einer Rebellion beiwohnt, welche mit der Tödtung des Kaisers endigt. Anstatt der Chinesischen Benennung El saschi S. 202. hat die Gothaische Handschrift السنا und buchstabirt *Sata*. Von China kehrt Ebn batûta über Sumatra nach der Küste Malabar zurück, geht von dort nach Hormuz, El kahira, Gibraltar und Spanien. In Gibraltar trifft er seinen Vetter Abul kassem ebn batûta, einen gelehrten Mann, und besucht Granâda am Flusse Schenîl شنيل, wo Abul walid jussuf ben nasser regiert. Die Gothaische Handschrift nennt ihn Abul hadsch dschâdsch jussuf, ebenso wie *Conde tom.* 3. *p.* 229. Auch hat sie ein langes Gedicht auf Gibraltar, welches bei Lee fehlt. Den Beschluſs macht die Reise nach Tumbuktu, deren Text ich in meiner *Commentatio* herausgegeben habe. Obgleich im Ganzen der Burckhardtsche Text ausführlicher und vollständiger ist, so übertrifft doch dieser Abschnitt über das Innere Afrikas in der Gothaischen Handschrift den des Burckhardtschen Textes an Vollständigkeit. In dem von mir bekannt gemachten Gothaischen Texte sagt Ebn batûta von einer Wüste im Innern Afrikas, es gebe viele *Dämonen* شياطين darin. Hr. Lee hält S. 233. diese Leseart شياطين *Dämonen*, für unrichtig, und will dafür setzen شياطة *Dörrung*, *Kochung*, worunter er *Hitze* versteht. Allein diese Aenderung ist ganz unwahrscheinlich und unnöthig. Daſs in den Wüsten Kobolde und Elfen hausen, und pfeifend und heulend den Wanderer umfliegen, ist ein ganz gewöhnlicher Glaube bei den Arabern, welchen wir besonders bei den Dichtern gewöhnlich angeführt finden, wenn sie die Wüste schildern. So sagt Omajja ben abi aïds im Diwan der Hodseiliten, *Reiske Tarapha*, *pag.* 87.

جوّاب جوات الفجاج التي
بها النعام وعزف الجنّ والمتغول

d. i. *Ich durchwandre weites Felsgeklüft,*
Wo der Straus wohnt, Kobold pfeift und Elfe.

Motenebbi, wenn er durch die Wüste reitet, sagt: mein Kameel rennt schneller noch als die Elfen. Diese Wüstendämonen heiſsen bekanntlich gewöhnlich جنّ und غول. S. 237. sagt Hr. Lee: *Mr. Kosegarten writes this word Tumbuktu, but without any authority mentioned for doing so*, und meint, man müsse Timbuktu, oder Tambaktu, oder Tumbaktu schreiben. Kurz, die

Digitized by Google

drei *u* in dem Namen scheinen ihm verdächtig zu sein, und er meint, in meiner Handschrift habe wohl تنبكتوا Tunbaktu, gestanden. Aber in allem diesem hat Hr. Lee sich nur nicht recht besonnen, und mir einen ungegründeten Vorwurf gemacht, als habe ich *without any authority mentioned* den Namen Tumbuktu geschrieben. Denn in meiner *Commentatio*, welche Hr. Lee durchweg verglichen hat, steht ja pag. 44. die in der Gothaischen Handschrift enthaltene vollständige Buchstabirung des Namens abgedruckt, aus welcher sich die Aussprache Tumbuktu ganz genau und unwidersprechlich ergiebt. Diese Buchstabirung lautet also:

ثم وصلت الي مدينة تنبكتو بضمّ التاء المثناة
وسكون النون وضمّ الباء الموحدة وكاف مسكن
وتاء مثناة ايضا مضمومة

Bei einer Herausgabe des Textes dieses ganzen Werkes wäre sehr zu wünschen, dafs der Gothaische und der Burckhardtsche Text durcheinander vervollständigt würden, und dafs man die Lage der erwähnten Städte, z. B. der Chinesischen, genau zu bestimmen suchte.

J. G. L. Kosegarten.

II.

Technologische Encyklopädie oder alphabetisches Handbuch der Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens. Zum Gebrauche für Kameralisten, Oekonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art. Herausgegeben von Joh. Jos. Prechtl, k. k. n. ö. wirkl. Regierungsrathe und Direktor des k. k. polytechnischen Institutes in Wien u. s. w. Stuttgart 1830, *im Verlage der Cotta'schen Buchhandlung. Erster Band. Abdampfen — Baumwollzeuge. Zweiter Band. Beil — Bouillons. Mit einem Atlas in Queerfolio.*

Wenn es die Aufgabe der Wissenschaft ist, das Gesammtgebiet der Erscheinungen geistig zu durchdringen, ihre Wurzeln aufzusuchen, und sie zum geordneten, in sich zusammen hängenden Bewufstsein zu bringen, — wenn sie zu dem Ende die Erscheinungen in der Tiefe der Erde wie in den entlegensten Räumen des Himmels, die der Gegenwart wie des fernsten Alterthums ihrem prüfenden Auge unterwarf, so kann es auf den ersten Blick befremden, dafs die Erscheinungen der Gewerbthätigkeit von ihr so lange, fast könnte man sagen ignorirt wurden. Nicht in ihren Resultaten; — denn diese machten sich in ihrer Wichtigkeit als Trägerin und nothwendige Bedingung aller Cultur der Menschheit, und jedes höheren Seins und Lebens derselben, bald genug fühlbar, und wurden eben deshalb auch schon früh genug einer sorgsamen Beachtung gewürdigt, — wohl aber in dem, was diesen Resultaten nothwendig vorausgehen mufste, — in ihrer schaffenden und hervorbringenden Thätigkeit, und in der Art und Weise, wie diese sich äufsert, und warum gerade so und nicht anders. Es war mit einem Worte die Thätigkeit in der Werkstatt, welche sich der wissenschaftlichen Forschung entzog, und während bereits der Drang gelehrter Wifsbegierde die Forscher nach weit entlegenen wenig bekannten Ländern trieb, und sie unter Mühseligkeiten und Drangsal mannigfacher Art, ja selbst mit Lebensgefahr, die Thätigkeitsäufserungen der Natur in den dort vorhandenen Mineralien, Pflanzen und Thieren studiren hiefs, blieben die Thätigkeitsäufserungen des Menschen in den nächstgelegensten, und mit weit weniger Unbequemlichkeit zu untersuchenden Werkstätten unbeachtet, und letztere selber eine *terra incognita.*

Woher diese fast unbegreiflich scheinende Gleichgültigkeit der Gelehrten gegen eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Menschheit? — War es interessanter zu beobachten, wie die Termiten ihre festen Kegelwohnungen, oder die Biber ihre Erdhütten errichten, als wie der Mensch bei dem Bau seiner Gebäude verfährt? — Webte die Spinne ihr Netz künstlicher und auf lehrreichere Weise, als der Mensch seine Zeuge? — Spannte der Nautilus ein beachtenswertheres Segel auf, und wufste den Wind besser zu fangen, als der Mensch? — Oder verlor die Arbeit des Menschen den Reiz der Beachtung, weil er ein vernünftiges Wesen ist, und darum seine höhere Kunstfertigkeit nicht zu verwundern war? — Wollte man sich denn nur verwundern, und nicht belehren? — Hatte der Mensch aufgehört für den Menschen unter allem Interessanten das Interessanteste zu sein? — Wie konnte die Lebensaufgabe eines so

Digitized by Google

grossen Theiles der Menschheit so wenig wissenschaftliche Beachtung verdienen? — Warum mussten die Gewerbtreibenden sich selbst überlassen, ohne alle wissenschaftliche Kenntniss der Naturkörper, welche sie als Material erzeugten oder verarbeiteten, ohne alle wissenschaftliche Kenntniss der Naturkräfte, die sie dabei in Bewegung setzen mussten, mühsam, und zum Theil auf eine gar nicht mehr nachzuweisende Art der Natur Geheimnisse ablauschen, und unbekümmert um das Treiben der Gelehrten und ihre Gleichgültigkeit ihr Verfahren ausbilden, als wären das Wissen und das Hervorbringen durch eine himmelhohe Kluft geschieden? —

Ein so seltsames und eigenthümliches Verhältniss konnte, wie alles was sich in der Geschichte gestaltet hat, kein Werk des Zufalls sein, sondern musste, weil es existirte, irgend einen vernünftigen und nachweisbaren Grund haben. Er wird sich aus dem Folgenden ergeben, ohne dass es weiterer Hinweisungen bedürfen wird, als der blossen Darlegung der geschichtlichen Gestaltung.

Auf der untersten Stufe der Bildung verfährt der Mensch bei der Ausübung der Gewerbthätigkeit zur Abwehr der Noth des Lebens, zur Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse zum Theil unstreitig instinktartig. Er steht auf dieser Stufe den übrigen Naturwesen noch näher, und hat darum an jener Naturgabe auch einen grösseren Antheil, als auf höherer Stufe, wo ein künstlicheres Leben dieselbe fast gar nicht mehr zur Anwendung kommen, und durch Nichtübung einschlummern lässt. Dies ist der Zustand der sogenannten Wilden. Ein jeder Einzelne repräsentirt in seiner Person die ganze in seinem Volke vorhandene Gewerbthätigkeit.

Die erste Theilung der Arbeit wird aber durch die verschiedenen Kräfte der beiden Geschlechter herbeigeführt; sie bleibt indessen dabei nicht stehen, und wird weiter gefördert durch die Verschiedenheit der körperlichen und geistigen Anlagen und Kräfte der Individuen, aus welcher eine grössere oder geringere Befähigung und Geschicklichkeit für diese oder jene Art der Arbeit hervorgeht, und durch welche dem Einzelnen gelingt, was Anderen ganz oder theilweise unmöglich ist. Es tritt hiermit eine gegenseitige Abhängigkeit und ein gegenseitiger Tausch der Produkte ein; diese selber haben eine höhere Stufe der Vollkommenheit erreicht, und mit ihnen das gesellschaftliche Leben. Die Gewerbe haben sich gebildet.

Eine solche grössere Vollkommenheit der Produkte ist theils das Werk natürlicher Befähigung gerade für diesen oder jenen Zweig der Arbeit, theils der grösseren Uebung, da sich unter diesen Umständen dieselbe Arbeit sehr oft wiederholte, und bei jeder Wiederholung nicht bloss mehr Sicherheit in der Ausführung gewonnen, sondern auch mancher Vortheil aufgefunden werden musste, durch welchen jene in noch höherem Grade zu erreichen war. Es konnte nun bereits auf Güte des Materials, Schönheit und Zweckmässigkeit der Form, und Dauerhaftigkeit der Arbeit Bedacht genommen werden.

Der Vortheil einer solchen Theilung der Arbeit machte sich bald so geltend, dass man ihn so weit trieb, als es das jedesmalige Bedürfniss der Gesellschaft forderte. Er fand seine natürlichen Grenzen in dem Verhältnisse der geforderten Menge der Erzeugnisse zu der Menge der Gewerbtreibenden, und in dem Erwerbe des Einzelnen, da letzterer, wenn der Erwerb nicht ausreichte, genöthigt war, seine Arbeit auf andere, meistens mit derselben zusammenhängende Gegenstände auszudehnen. Dies bestimmte zunächst den Umfang der einzelnen Gewerbe.

Durch Tradition und Erlernung, durch Angewöhnung und Nachahmen wurden die durch Instinkt, Uebung, Erfahrung und zufällige Veranlassung gewonnenen Kenntnisse und Fertigkeiten fortgepflanzt. Weiter gefördert konnten sie nur durch diejenigen werden, welche die Beobachtung einer Zufälligkeit zu benutzen verstanden, was bei dem Mangel höherer Bildung nur von Wenigen zu erwarten war, und darum auch nicht häufig geschehen konnte. Der grössere Theil hatte genug gethan, wenn er seine Lehre übertrug, wie er sie überkommen hatte, ohne etwas hinzuzuthun, oder hinweg zu lassen. Der Geist folgte bei der Ausübung des Gewerbes nur der Hand, und das Schaffen hatte sich in ein blosses Handwerk verwandelt.

Auf dieser Stufe erblicken wir die Handwerke im Alterthum, wo sie theils einer eigenen Kaste, theils einem eigenem Stamme, theils den Sklaven und Frauen, wie zum Theil in Griechenland, theils den untersten Klassen der Bürger überlassen waren, wie in Rom. Selbst in Deutschland trieben anfangs nur die leibeigenen Kriegsgefangenen Handwerke, und erst unter Kaiser Heinrich I. finden sich Spuren, dass auch freie Leute ein Handwerk trieben. Dass bis hierher an keine durch-

Digitized by Google

greifende Ausbildung des Gewerbes zu denken war, ergiebt sich von selbst; dennoch bleibt es auffallend, die meisten der jetzt bestehenden Gewerbe schon damals vorzufinden.

Von da an hoben sie sich immer mehr, und machten ihren wichtigen Einflufs auf das Leben geltend. Bald sah sich die Gesetzgebung genöthigt, schädlichen Richtungen desselben vorzubeugen, und da die Gewerbe neben einander bestanden, und doch in einander greifen mufsten, konnte es an Reibungen und Collisionen nicht fehlen. Die auf eine Art der Arbeit Angewiesenen traten daher zu gemeinschaftlicher Behauptung ihrer Rechte in Zünfte zusammen, was mit oder gegen den Anfang des 12ten Jahrhunderts fast in allen Ländern geschah, und die Gesetzgebung sah sich genöthigt, den Umfang der einzelnen Gewerbe bestimmter festzustellen, als es durch die natürliche Begrenzung geschehen konnte.

Aber zugleich zog jedes Gewerbe eine Art Chinesischer Mauer um sich, innerhalb welcher es nichts Fremdartiges duldete, und über welche es nichts hinausliefs, weshalb beinahe Alles, was innerhalb vorging, möglichst geheim behandelt wurde. Die Zunftgenossen waren bei vielen Gewerben durch Eid und Pflicht verbunden, nichts was die Zunft betraf, in die Aufsenwelt zu bringen, und ihr Verfahren bei Ausübung des Handwerks gegen Jeden, der nicht dazu gehörte, und als solcher sich durch Sprüche und Zeichen legitimiren konnte, (schriftliche Beweismittel wurden erst später eingeführt) geheim zu halten. Man schuf sich durch Einführung einer eigenen Terminologie eine, jedem Nichteingeweiheten fast unverständliche Sprache, von der z. B. beim Bergbau und bei der Jägerei noch jetzt vieles üblich ist, und ein und dasselbe Werkzeug erhielt in den verschiedenen Handwerken verschiedene Namen. Ja es gab Dinge, welche der Meister sogar nicht einmal seinem Lehrling und Gesellen lehren durfte, und welche Jeder zu erwerben suchen mufste, wie er konnte. Es gab daher bei allen Gewerken, und giebt bei ungebildeten Handwerkern auch noch jetzt eine Menge Geheimnisse. Dieser Zustand dauerte mit allmäliger Aufgebung seiner Strenge bis zur Zeit der Französischen Revolution.

Untersuchen wir nun von der anderen Seite das Verhältnifs des Gelehrten zu dem Gewerbstande, so liegt in der gegebenen Darstellung schon die Erklärung, warum im Alterthum letzterer von dem ersteren fast unbeachtet blieb. Wo die Gewerbe einer eigenen Kaste übertragen waren, da bildeten die Gelehrten ebenfalls eine. Es liegt aber in der Natur eines jeden Kastenwesens, eine Annäherung zu vermeiden, und sich von allen Anderen fern zu halten. Wie konnte es hier dem Gelehrten oder Priester einfallen, sich um ein Handwerk zu kümmern?

Bei den Griechen war von den Gewerben nur die Kunst eines freien Mannes würdig; alles andere war meist den Sklaven und Frauen überlassen, und eben darum wenig beachtenswerth. Nur selten fand sich ein Hippias, der Interesse an technologischen Gegenständen nahm, und selbst die Ausübung seiner erworbenen Kenntnisse für seine Person nicht verschmähete. Er galt deshalb als ein Sonderling. Wie wenig die Römer auf ihre Handwerker hielten, ist bekannt. Nur beiläufig nahmen einige ihrer Gelehrten von der Verarbeitung der Naturprodukte Kenntnifs. Auch andere Völker waren ihnen darin ähnlich, und einzelne Ausnahmen, wie die späteren Juden, welche festsetzten, dafs Jeder, der sich zum Gelehrten bestimme, zuvor ein Handwerk erlerne, legten ein zu unbedeutendes Gewicht in die Schaale.

Obgleich mit der Einführung des Christenthums eine andere Ansicht über den Werth des Menschen verbreitet wurde, so ist doch bekannt, wie schwer es hält, eingewurzelte Vorurtheile auszurotten, und es ist schon vorher gezeigt, wie lange es dauerte, ehe sich freigeborne Männer an die Ausübung der Gewerbe machten. Für wissenschaftliche Forschung war aber die Zeit noch nicht gekommen, selbst lange Zeit nachher noch nicht, als sich das Zunftwesen ausgebildet hatte. Wenn auch die Geistlichkeit, welche beinahe ausschliefslich den Stand der Gelehrten bildete, nicht ganz andere Interessen zu verfolgen gehabt hätte, so würde schon die Aengstlichkeit, mit der die Zünfte jeden Einblick in ihr Gewerbe zu verhindern suchten, eine Kenntnifsnahme zwar nicht unmöglich gemacht, aber doch sehr erschwert haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 4.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1831.

Technologische Encyklopädie oder alphabetisches Handbuch der Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens. Zum Gebrauche für Kameralisten, Oekonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art. Herausgegeben von Joh. Jos. Prechtl. Erster und zweiter Band.

(Fortsetzung.)

Aufserdem hätte einem solchen Einblick wohl kaum mehr Werth, als das Interesse befriedigter Neugier beigelegt werden dürfen, da für eine wissenschaftliche Betrachtungsweise alle Elemente fehlten, und gewifs nur Wenige dies Interesse getheilt hätten. Der Idee einer gemeinsamen Betrachtungsweise aller Gewerbe trat der in jener Zeit ungemein ausgebildete Corporationsgeist feindlich in den Weg, und liefs sie wohl nicht einmal aufkommen.

Als nun mit dem wieder erwachten Studium der Alten die Zahl der Gelehrten sich mehrte, und manches Neue in den Kreis der Untersuchung gezogen wurde, da beschäftigte dies Studium, und bald darauf die Reformation und die in ihrem Gefolge erwachenden Religionsstreitigkeiten alle wissenschaftlichen Köpfe so sehr, dafs abermals auf lange Zeit jedes andere wissenschaftliche Interesse beseitigt war, nicht zu gedenken, dafs die früher erwähnten Hindernisse, welche sich einer wissenschaftlichen Betrachtungsweise der Gewerbe entgegen stellten, fast alle noch bestanden. Es giebt Zeiten, wo die Menschheit ebenso wenig Zeit hat, alles zu thun, was nützlich wäre, als der Einzelne.

Erst nach dieser Periode, vielleicht zum Theil angeregt durch die Erklärungen des Plinius und einiger anderer Alten, welche der Technik einige Aufmerksamkeit geschenkt hatten, fingen Einzelne an, die Gewerbe zum Gegenstande ihrer Betrachtung zu machen. Dafs dies anfangs nur in sehr unvollkommener Weise geschehen konnte, lag im Gange der Entwickelung; dafs vorzugsweise nur beigebracht wurde, wo die Sache in den Schriften der Alten, wenn auch nur mit einem Worte erwähnt wurde, und dafs eine Menge seltsamen Aberglaubens mit unterlief, lag im Geiste des Zeitalters. Eine der frühesten Proben dieser Behandlung lieferte des Thomas Garzoni *Piazza universale*, welche in oft wiederholten Auflagen in der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts in Italiänischer Sprache erschien, und wovon im J. 1619. zu Frankfurt am Main eine deutsche Uebersetzung in Folio besorgt wurde, unter dem Titel: Allgemeiner Schauplatz oder Marckt, und Zusammenkunfft aller Professionen, Künsten, Geschäfften, Händlen und Handwercken, so in der gantzen Welt geübt werden u. s. w. Unerwähnt mag auch hier nicht bleiben, dafs des Comenius in vielfacher Beziehung merkwürdiger *Orbis pictus* nicht wenig beigetragen hat, schon bei der Jugend das Interesse für diesen Gegenstand auf dem Wege des Sprachunterrichts anzuregen, wenn man auch dabei zunächst mehr am Worte, als an der Sache hing.

Von da ab, bis in die Mitte des 18ten Jahrhunderts fafsten die Gelehrten der meisten Nationen die Gewerbthätigkeit schärfer ins Auge; dennoch war die Zeit noch nicht gekommen, wo sie ein eigentlich wissenschaftliches Interesse einflöfsen konnte. Man fafste die Sache zu sehr als ein blofses Curiosum auf, wozu man überhaupt in dieser Periode eine überaus grofse Neigung hatte. So wie man in der Naturgeschichte eine Menge der wunderlichsten Dinge in weitläufige Rumpelkammern vereinigte, und sich an den bunten Farben und dem seltsamen Bau eines Schneckengehäuses, einer Koralle, einer Mifsgeburt, eines Incrustats oder auch wohl einer Schlacke auf sehr harmlose aber freilich nicht wissenschaftliche Weise vergnügte, und die Sachen sehr kurios fand, so beobachtete man das Verfahren der Handwerker bei der Verrichtung ihrer Geschäfte, wunderte sich über die seltsamen Mittel die dabei angewen-

Digitized by Google

det wurden, nicht mit Unrecht, da allerdings manche wie durch Divinationsgabe erlangt zu sein schienen, und in ihrer Erklärung noch jetzt der Wissenschaft zu rathen geben, wovon wir hier nur eines der einfachst scheinenden, — den Mörtel, — erwähnen wollen, gab nun die Beschreibung des Verfahrens und der angewendeten Mittel, so weit diese zu erfahren waren, in möglichst trockener Weise und Treue wieder, und trieb, wo die Phantasie denn doch ihr Recht geltend machte, mit der Sympathie und Antipathie der Natur ein gelehrt klingendes Spiel.

Die bis dahin bestehende Sonderung der Gewerbe, welche der Zunftzwang mit eiserner Consequenz festhielt, wurde theilweise in mehreren Ländern durch die Errichtung von Manufakturen und Fabriken aufgehoben, jedoch nur innerhalb des Bereichs dieser Anstalten. Hier waren diejenigen Handwerker, welche sich zur Darstellung eines künstlicheren Produkts in die Hände arbeiten mufsten, vereinigt, und man überzeugte sich bald, welche Vortheile eine solche Vereinigung sowohl für den Betrieb des Geschäfts, als für die Schönheit der Waare und die Wohlfeilheit des Preises darbiete. War auch die Zeit noch nicht gekommen, die Scheidewände, welche die Gewerbtreibenden trennten, niederzureifsen, so hatten jene Anstalten doch die Folge, dafs die Geheimnifskrämerei mehr und mehr schwand, welche ohnehin bei dem zunehmenden Lichte der Wissenschaft, und bei dem Bestreben nach allgemeinerer Bildung selbst in den unteren Klassen der Gesellschaft thöricht erschien, und nicht mehr aufrecht zu erhalten war, so dafs selbst einzelne Gewerbtreibende über ihr Fach zu schreiben anfingen. Dies machte es den wissenschaftlich Gebildeten um so leichter möglich, sich mit den Gewerben näher bekannt zu machen.

Mit dem Beginn der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts war die Sache bereits so weit gediehen, dafs man in Frankreich das erste ausführliche technologische Werk, die *Description des arts et métiers par Mrs. de l'Academie royale des Sciences, avec figures en taille-douce* in Folio bearbeiten konnte, und der hohe Preis von 300 Thalern für dieses Werk zeigt, dafs man nicht eben das dabei vorzugsweise betheiligte Publikum, die arbeitende Klasse, ins Auge gefafst hatte, sondern auf eine sehr allgemeine Theilnahme des gebildeten und begüterten Publikums rechnete. Jetzt fing man auch in anderen Ländern an, die Technologie ausführlicher zu behandeln, und in Deutschland entstanden die zum Theil weitschichtigen Werke von Schreber, Justi, Halle, Sprengel, Jacobson u. s. w. Von allen an ein wissenschaftliches Werk zu machenden Anforderungen war nur denen an Ausführlichkeit, und meistens auch an treue Darstellung, die durch mittelmäfsige oder auch ganz schlechte Abbildungen unterstützt wurde, genügt. Ein trocknes Registriren der Handlungen blofser Empirie, in denen man nicht einmal wie in der Naturgeschichte die Aeufserungen der thierischen Genialität, des Instinkts, entdeckte, konnte den das Höhere wenigstens ahnenden, wenn auch noch nicht erkennenden Geist nicht befriedigen, und nur besondere Neigung oder äufseres Bedürfnifs konnte zu einem Studium dieser Art nöthigen. Es war ein Conglomerat von Notizen ohne hindurchführenden Faden oder organischen Gliedbau, viel zu grofs, um in eines Menschen Kopf Platz zu finden, und dennoch nicht ausreichend, auch den Fleifsigsten zu bewahren, im Einzelnen nicht jeden Handwerker als seinen Meister anerkennen zu müssen. Was alles inneren Zusammenhanges entbehrt, und nur als eine Häufung von Zufälligkeiten erscheint, kann freilich den wissenschaftlichen Mann nicht anziehen, und darum gingen die Meisten daran vorüber. Der einzige, dem ein höheres Ideal vor Augen schwebte, und mit Talent und Studium sich um dasselbe mühete, war der um diese Wissenschaften vielfach verdiente Beckmann.

Da erhielten plötzlich die immer mehr sich entfaltenden physischen Wissenschaften durch die Entdeckungen Französischer Gelehrten, namentlich Lavoisiers in der Chemie, einen unerwarteten Anstofs, und damit fast zusammenfallend erhielt das Staatsleben der Völker einen nicht geringeren durch die Französische Revolution. Nicht blofs in Frankreich, — durch die ganze civilisirte Welt wurde eine unermefsliche Summe neuer Ideen und Vorstellungen angeregt, wie nach einem Frühlingsgewitter, dessen Donner den Boden durchdröhnt hat, sich aus ihm Kraut und Unkraut in üppiger Fülle erhebt. Die immer fortgehenden chemischen Entdeckungen machten es nöthig, ganze Theile der Physik umzuarbeiten, andere wurden völlig neu begründet, andere entdeckt. Die Mechanik schritt zu Anwendungen, von welchen man sich vorher nichts träumen liefs, und die Dampfmaschinen und Spinnmaschinen gestalteten grofse Theile der Fabrikation völlig um. Die Revolution und ihre Folgen hatten in vielen Ländern den Zunftzwang be-

Digitized by Google

seitigt, und eine freiere Regung der Kräfte durch den Wetteifer einer unbeschränkten Concurrenz möglich gemacht. Ihnen völlig unerwartet fanden jetzt die Gewerbtreibenden in den physischen Wissenschaften nicht allein die Erklärung des Verfahrens, das sie bis dahin beobachtet hatten, sondern auch Hülfe zu weiterer Ausbildung desselben und zum Betreten neuer Bahnen. Diese Verschwisterung zwischen Wissenschaft und Gewerbe ist mit jedem Fortschritte in den physischen Wissenschaften immer enger geworden, und wird es in Zukunft noch mehr werden. Die Welt der Gewerbtreibenden ist das grofse Laboratorium geworden, in welchem die Chemie einen grofsen Theil ihrer Processe im Grofsen ausführt, die sie begründet und gestaltet hat; sie ist die grofse Werkstätte, in welcher der Mechaniker seinen Combinationen Wirklichkeit und Leben giebt. Weit entfernt, dafs die Wissenschaft durch eine solche Verschwisterung herabgezogen wäre, hat sie vielmehr das Gewerbe erhoben, und wird es um so mehr thun, jemehr sie sich in das letztere verzweigt. Aber eben darum verlangt das Gewerbe jetzt höher gebildete Personen als ehemals, wenn auch jetzt noch, auf der Schwelle einer neuen Zeit, Manche auf der bisherigen Stufe in gewohnter Banausität verharren, und das Vorbeisteigen der Uebrigen nicht gewahren wollen.

Erst seit dieser Zeit konnte von einer wissenschaftlichen Betrachtungsweise der Gewerbe die Rede sein; aber es ergiebt sich aus dieser Darstellung, wie neu oder wie jung eine solche noch ist, da sie kaum von wenigen Decennien her datirt. Mit ihr mufste nothwendig die bisherige Betrachtungsweise aufgegeben werden; aber die Methode für eine allgemeine Auffassung der gesammten Gewerbthätigkeit konnte um so weniger gleich gefunden werden, als ein grofser Theil der Gewerbe in einer vollständigen Umbildung begriffen war, deren Ende man nicht absah. Man beschränkte sich daher darauf, diese Umbildung und die Gewerbthätigkeit durch Zeitschriften zu fördern, deren die neuere Zeit viele vortreffliche entstehen sah. Man bearbeitete einzelne Gewerbe und deren Zweige in besonderen Lehrbüchern, und fafste auch wohl die zunächst verwandten in eine Familie zusammen, sie in ihrer gemeinschaftlichen Wurzel verfolgend. Besonders waren es die Chemiker, welche die ihnen näher befreundeten Gewerbe zum Gegenstande wissenschaftlicher Forschung und Darstellung erhoben, unter welchen wir den Französischen Chemikern das meiste verdanken, von denen noch kürzlich Dumas ein vortreffliches Handbuch der technischen Chemie geliefert hat. Der mechanische Theil der Technologie wurde nur in einer Darstellung der Maschinen bearbeitet, deren Kunde allerdings bis zu einem fast verwirrenden Grade angewachsen war, und vorzugsweise war es der Boden von England und Nordamerika, in welchem sie gediehen. Brauchbare und übersichtliche Werke haben Gregory, Nicholson, von Langsdorf, von Gerstner u. A. geliefert.

Während aber so die Chemie theils die zu verarbeitenden Materialien bildsamer machte, theils in neuen Zusammensetzungen darstellte, während die Mechanik die wirkenden Kräfte vermehrte und eine ungleich gröfsere Präcision der Arbeit herbeiführte, war von der anderen Seite das Material selber durch die naturhistorischen Entdeckungen bedeutend vermehrt worden, zur Ausbildung der Form aber hatte sich die bildende Kunst immer weiter über das Gebiet der Gewerbe verbreitet, und fand hier für ihre Wirksamkeit einen nicht minder ergiebigen und fruchtbaren Boden, als die Wissenschaft. Die gewonnene Gewalt über den Stoff begünstigte die Darstellung und Hervorbringung schöner Formen. Aber letztere verlangte zugleich eine künstlerische Bildung der Gewerbtreibenden und eine Läuterung des Geschmacks, wie sie in früherer Art und Weise nicht gewonnen werden konnte. So war denn die Technik zu gleicher Zeit von den physischen Wissenschaften und von der bildenden Kunst erobert, und wenn gleich sie dieselbe nicht mit ihrem Gebiete verbanden, so behandelten sie sie doch wie eine eroberte Provinz, und machten darin ihre Formen, Gesetze und Sprache einheimisch. Es gehörte dazu eine gewisse Zeit, ehe dieser Zustand der Dinge eine bleibende Gestaltung annehmen konnte, und ehe dies nicht geschehen war, konnte an eine allgemeine Darstellung des ganzen Gebiets der Technik nicht gedacht werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

III.

Die Lex Salica und ihre verschiedenen Recensionen. Ein historisch-kritischer Versuch auf dem Gebiete des Germanischen Rechts von Dr.

Digitized by Google

***Eduard August Feuerbach, aufserordentlichem Professor der Rechte. Erlangen, bei Palm* 1831.**

Die *Lex Salica*, als eine der ältesten und wichtigsten unter den Quellen unseres nationalen Rechtes, hat von jeher zwar die Aufmerksamkeit der Germanisten beschäftigt und hat auch viele verdienstvolle Bearbeiter, insonderheit einen solchen an Wiarda gefunden; dennoch aber war es der neuesten Zeit aufbehalten, nicht nur viele bis dahin unverständliche Stellen der gedachten Rechtsquelle zu erklären, sondern auch noch viele neue Entdeckungen in Betreff der Form und selbst der Geschichte derselben zu machen. Wir verweisen in jener Beziehung namentlich auf Grimm's Deutsche Rechtsalterthümer, in dieser auf die Abhandlung Türk's über das Salfränkische Volksrecht, in seinen „Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte" (s. oben No. LXXIX.), ganz besonders hat sich aber der Verfasser der vorliegenden Schrift einen sehr begründeten Anspruch auf die Dankbarkeit des Germanischen Publikums erworben.

Durch die Bemühungen Feuerbach's und Türk's ist es nunmehr als erwiesen anzusehen, dafs die Ansicht Wiarda's, nach welcher die unglossirten Handschriften der *Lex Salica* von höherem Alter als die glossirten sein sollten, welcher auch Ref. bisher gefolgt war, durchaus unrichtig sei und dafs man daher zu der älteren entgegenstehenden zurückkehren müsse. Diese Ansicht wird nun zunächst von Feuerbach durch mancherlei Gründe unterstützt. Insonderheit bietet einen solchen die Sprache dar, indem gerade an vielen Stellen, wo die s. g. *Emendata* eine gut Lateinische Wendung hat, die glossirten Handschriften sich ganz barbarischer Worte bedienen, daher kann nicht diese, sondern nur jene Classe von Handschriften einer jüngern Revision ihren Ursprung verdanken. Ferner beruft sich der Verfasser auf die Malbergische Glosse, von welcher er den Beweis führt, dafs ihre Entstehung in eine sehr frühe Zeit hinaufgesetzt werden müsse; es ist demnach nicht gar so unwahrscheinlich, dafs jene Glosse ebenso alt, als die *Lex Salica* selbst sei. Ref. ist daher auch wohl schon auf die Vermuthung gekommen, ob nicht vielleicht die Malbergische Glosse die Grundlage der *Lex Salica* bilde. Diefs soll freilich nicht unbedingt auf die sonst schon ausgesprochene Meinung, die *Lex Salica* sey aus dem Deutschen in das Lateinische übersetzt worden, hinführen, sondern nur in so fern dieselbe mit der gewöhnlichen Ansicht vereinigen, als man vielleicht bei der Aufzeichnung der *Lex Salica* ältere Stabreime benutzt hat. Es liefert die Malbergische Glosse eine Mehrzahl von Beispielen (*Chere | cheto; L. Sal. Tit.* 3. §. 7. *Changi | chaldo* 14. §. 10. *Chalde | china | chamin;* 32 §. 9. §. 10.) solcher Stabreime, welche überhaupt die Grundlage der älteren schriftlichen Rechtsquellen zu bilden scheinen, so dafs die Aufzeichnung öfters nur eine beispielsweise Auflösung des alten Stabreimes ist, die im Lateinischen durch die Worte: *Si quis* u. s. w. geschieht (vergl. hierüber Mone, Gesch. d. Heidenth. im nördl. Europa Bd. I. S. 71. 145.). Aufser jenen beiden Gründen dient dem Verfasser die verschiedene Anordnung der Paragraphen und dann auch der Text selbst zu Beweisen für die Richtigkeit seiner Ansicht, indem gerade bei den unglossirten Handschriften sich ein Streben, zu ordnen, zu paraphrasiren und — wenn es auch nicht immer mit Glück geschieht — zu bessern, sehr sichtbar wird. Endlich stützt sich der Verfasser auch auf die Prologe, von denen der eine und zwar der längere, seiner Entstehung nach unbedingt in die Zeit gegen den Ausgang des siebenten oder in den Anfang des achten Jahrhunderts zu setzen ist. —

Diesen Untersuchungen hat der Verfasser eine interessante Charakteristik der verschiedenen Recensionen der *Lex Salica* vorangeschickt und es sind hier sowohl, als in die übrigen Bestandtheile der Abhandlung viele wichtige Beiträge zu der innern Geschichte unsres Rechtes eingestreut, wohin wir z. B. den Beweis für die Richtigkeit der Ansicht zählen, dafs die Salischen Franken sich des Eidhelfereides in derselben Weise, wie die übrigen Germanischen Stämme bedient haben. Ganz besonders aber möchten wir hier noch die von dem Verfasser ausführlich erörterte Streitfrage hervorheben, ob Karl der Grofse eine Revision mit der *Lex Salica* vorgenommen habe oder nicht? Wir müssen dem Verfasser, gegen unsre früher ausgesprochene Ansicht (Deutsches Privatrecht Bd. 1. S. 27.) vollkommen darin beistimmen, dafs die unglossirten Handschriften (deren es aber nicht blofs zwanzig, sondern nach Türk S. 163. 164. neun und vierzig giebt) einer späteren Revision ihre Entstehung verdanken und daher der Ausdruck: *Lex Salica reformata* oder *emendata* durchaus zu rechtfertigen sei. Dennoch aber glauben wir, dafs man diese Revision, wenigstens ihre Vollendung Karl dem Grofsen nicht zuschreiben könne, sondern dafs dieselbe in eine spätere Zeit, vielleicht in die ersten Jahre nach seinem Tode zu setzen sei. Wir folgern diefs nicht aus dem Schweigen des Biographen, sondern aus dessen ausdrücklichen Worten, indem derselbe (*Einhardi vita Carol. M.* c. 29.) über die Absichten Karls des Grofsen in Betreff der *Lex Salica* sagt: *cogitavit quae deerant addere et discrepantia unire, prava quoque ac perperam prolata corrigere; sed de his nihil aliud factum est, nisi quod pauca capitula et ea imperfecta, legibus addidit.* —

Zum Schlusse müssen wir auch darin ein besonderes Verdienst des Verfassers anerkennen, dafs derselbe seinem Werke einen getreuen Abdruck des Münchner glossirten Codex der *Lex Salica* beigefügt hat.

G. Phillips.

Digitized by Google

Nro. 5.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1831.

Technologische Encyklopädie oder alphabetisches Handbuch der Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens. Zum Gebrauche für Kameralisten. Oekonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art. Herausgegeben von Joh. Jos. Prechtl. Erster und zweiter Band.

(Fortsetzung.)

Ob schon jetzt dazu die Zeit gekommen ist, darüber wird erst die Zukunft ein vollgültiges Urtheil abgeben können. Fast scheint es noch nicht so. Einstweilen aber scheint man sich über die Form der Darstellung einer allgemeinen Technologie noch nicht einigen zu können, und die Franzosen haben deshalb ihrer gröfsten und neuesten Leistung in diesem Fache, dem *Dictionnaire technologique*, die Form eines Wörterbuchs gegeben, das bisjetzt noch nicht beendigt ist, und in welches sie auch die Hülfswissenschaften grofsentheils mit aufgenommen haben, wodurch es sehr bändereich wird. Da aber bei einer zusammenhängenden Darstellung nothwendig eine andere Form gewählt werden mufs, die Methode aber hier so wenig, als in irgend einem anderen wissenschaftlichen Gebiete eine gleichgültige Sache ist, und über letztere noch kein klares Bewufstsein vorhanden zu sein scheint, so dürfte es zeitgemäfs und fördernd sein, zur Verständigung der Ansichten auch die unsrige nicht zurückzuhalten. Sie dürfte am kürzesten in der Methode des Parallelisirens dargelegt werden können.

So wie die Naturgeschichte eine Darstellung der schaffenden Thätigkeitsäufserungen der Natur ist, so ist die Gewerbkunde oder Technologie in der weiteren Bedeutung eine Darstellung der schaffenden Thätigkeitsäufserungen des Menschen. Was in jener die Gattungen und Arten sind, das sind in dieser die Gewerbe, die ebenfalls in Familien, Geschlechter und Klassen vereinigt werden können. Jede Werkstatt ist ein Individuum, in welcher die Werkzeuge den Organen belebter Wesen entsprechen, so wie sich auch die Verrichtungen derselben entsprechen; die Anatomie und Physiologie organischer Wesen correspondirt dagegen dem Nachweise des technischen Verfahrens aus Gründen der Wissenschaft, oder der rationellen Erklärung desselben.

Indem wir uns so in der Technologie auf einem der Naturgeschichte sehr analogen Boden befinden, ergiebt sich zugleich, dafs eine wissenschaftliche Darstellung beider in ihrer Methode nicht wesentlich verschieden sein kann, und da wir eine solche in der Naturgeschichte bereits weiter ausgebildet finden, als in der Technologie, so werden wir sie für die letztere von der ersteren entlehnen dürfen, und damit zugleich die bisher angewandten und künftig noch anzuwendenden Methoden characterisiren können.

Wer irgend einen Naturkörper, z. B. einen Käfer nach seiner Gestalt, Farbe u. s. w. überhaupt nach seiner ganzen Lebensäufserung beschreibt, der hat etwas Aehnliches gethan, als der, welcher irgend ein Gewerbe nach der gesammten Thätigkeitsäufserung desselben beschreibt, und die dabei angewendeten Werkzeuge und deren Gebrauch darstellt. Beides kann durch sorgfältige Beobachtung gewonnen werden, und hat seinen Werth, wenn es mit Treue dargestellt ist. Monographien dieser Art aus beiden Gebieten hat die frühere Zeit gar manche geliefert.

So wie aber der Werth einer naturgeschichtlichen Monographie auf dem jetzigen Standpuncte der Wissenschaft nur durch genaue Nachweisung des anatomischen Baues und dessen physiologischer Bedeutung gesteigert werden kann, so wird auch in der Technologie die blofse noch so treue Nachweisung des Verfahrens nur einen untergeordneten Werth erlangen können, wenn dasselbe nicht aus Gründen der Wissenschaft abgeleitet

Digitized by Google

und erklärt wird. In beiden Fächern mufs Bezug auf allgemeinere Thätigkeiten und Principien genommen werden, und dies kann mit mehr oder weniger philosophischem Geiste geschehen, ohne dafs darum die Beschreibung aus der Reihe der Monographien heraustritt. Es fehlt an dergleichen zum Theil sehr gelungenen Monographien in beiden Gebieten nicht; sie gehören aber, mit wenigen Ausnahmen, fast alle der neueren Zeit an. Vereinigt man nun eine Anzahl solcher Monographien zu einem Werke, so erhält man auf dem einen Gebiete so wenig eine Naturgeschichte, als auf dem anderen eine Technologie, wenigstens nicht eine solche, die auf wissenschaftlichen Gehalt Anspruch machen dürfte. Dies ist der Fehler fast aller grofsen technologischen Werke des vorigen Jahrhunderts, welche nur zufällig oder nach sehr dürftigen Gesichtspuncten an einander gereihete Monographien der erstgenannten Art sind, und somit schon in ihrer Methode den Anforderungen der Gegenwart nicht genügen könnten, wenn auch ihre Beschreibungen jetzt nicht gröfstentheils unpassend wären, da sich die Arbeitsweise vieler Gewerbe ganz verändert hat.

Das Bedürfnifs einer Klassifikation fühlte man indefs sehr bald, und ohne dasselbe ist wohl weder in der Technologie noch in der Naturgeschichte zu allgemeinen Resultaten zu gelangen. Der Eintheilungsgrund wurde indessen sehr verschieden angenommen. Bald war es das Material, welches verschiedene Gewerbe zu einer Klasse vereinigte, indem man z. B. alle die, welche Steine oder Eisen verarbeiteten, zusammen nahm; ähnlich wie man auch in der Mineralogie bei Zugrundelegung des chemischen Systems nach dem vorwaltenden Bestandtheil klassificirt; bald wurde nach dem Gebrauche der Erzeugnisse, ob sie zum Schmuck, zur Kleidung, zur Nahrung u. s. w. gehörten, geordnet, wie man die Pflanzen in früheren botanischen Systemen nach den Früchten eintheilte. Ja man ordnete sie wohl nach der verschiedenen Einrichtung der Gilden in zünftige, freie, geschlossene, ungeschlossene, gesperrte u. s. w., wie man die Thiere in Hausthiere, wilde Thiere, Raubthiere u. s. w. unterschied. Der erste, dem eine bessere Eintheilung vorschwebte, die sich am Besten mit den natürlichen Systemen in der Naturgeschichte vergleichen läfst, war Beckmann. Er klassificirte die Gewerbe nach der Gleichheit oder Aehnlichkeit des Verfahrens und der Gründe desselben bei Hervorbringung der Erzeugnisse, und theilte den Entwurf dieses Systems als einen Versuch in seiner Technologie mit, ohne diese jedoch danach zu bearbeiten. Für ein Lehrbuch der Technologie dürfte dies System mit einigen Abänderungen wohl geeignet sein. — Ein eigenes, ebenfalls natürliches, System stellte Dr. Koelle in seinem System der Technik auf, nach welchem Kote versucht hat, ein Lehrbuch zu bearbeiten. Es legt die fortgehende immer weiter getriebene Verarbeitung als oberstes Eintheilungsprincip zum Grunde, und stellt innerhalb der dadurch gewonnenen Klassen die ähnlichen Arbeitsweisen nach dem Materiale geordnet zusammen. — Hier wie in der Naturgeschichte werden wir indessen noch mannigfache neue Systeme entstehen sehen; für eine umfassende Darstellung, wenn auch nicht gerade für ein Lehrbuch, wird jedoch ein natürliches System immer den Vorzug vor einem künstlichen behalten.

Unsere Naturgeschichte hat durch Anwendung des natürlichen Systems, durch die aus demselben sich ergebenden allgemeineren Gesichtspuncte, denen sich das Einzelne unterordnet, und in welchen sich das Gemeinsame wiederfindet, so wie durch die Ergebnisse der Anatomie und Physiologie der organischen Wesen, und der chemischen Zerlegung der Mineralkörper ungemein gewonnen, ja es wurde erst durch Berücksichtigung der letzteren möglich, Familien und Gattungen naturgemäfs zu begründen, so dafs sich diese grofsentheils, z. B. bei den Mollusken ganz anders herausstellten, als wenn man blofs einen künstlichen Eintheilungsgrund festhielt. Unsere Naturgeschichte ist dadurch wissenschaftlich geworden. So wird denn auch unsere Technologie, wenn sie in ähnlicher Weise behandelt wird, einen höheren Standpunct gewinnen, wenn aufser den äufseren Bedingungen auch auf die Gleichheit der Verrichtungen und Werkzeuge Rücksicht genommen wird, und so ganze Abtheilungen zu einer Sippschaft vereinigt werden, deren gemeinsame Thätigkeit in einem und demselben wissenschaftlichen Principe wurzelt, und deren besondere sich zu jener nur verhält, wie die Art zur Gattung. Ein ausführliches Werk dieser Art gehört bisjetzt zu den unerfüllten Wünschen. Viele Artikel des Französischen *Dictionnaire technologique* sind in einem Geiste gearbeitet, dafs sie dem hier aufgestellten Ideale im Einzelnen nahe kommen. Die Zerstückelung tritt ihm aber überall feindlich in den Weg.

Auf der höchsten Stufe naturwissenschaftlicher For-

Digitized by Google

schung handelt es sich nicht mehr um eine Darstellung der Gattungen und Arten, deren Kenntnifs bereits vorausgesetzt wird, sondern um eine allgemeine Darstellung des Lebens in seinen verschiedenen Aeufserungen und Gestaltungen innerhalb der organischen Sphäre. Sie kann nur durch Anwendung der *vergleichenden* Anatomie und Physiologie erlangt werden, wie sie sich in den Arbeiten Cuviers, Blumenbachs, Okens u. A. zeigt. Eine verdienstvolle Zusammenstellung gab früher Treviranus in seiner Biologie, und neuerlich in noch erhöheterem Maafse Burdach in seiner Physiologie. Wir müssen uns hier auf die specielle Kenntnifs dieser Werke beziehen, und sie voraussetzen, um in der Darlegung unserer Ansicht nicht die billigen Grenzen zu überschreiten. Eine Darstellung der Gewerbethätigkeit oder des Gewerbelebens in *vergleichender* Methode mit Aufsuchung ihrer Wurzeln in den Principien der Wissenschaft, wie sie das Burdachsche Werk für das Naturleben giebt, ist bisher noch nicht einmal angedeutet oder gefordert, geschweige denn versucht; auch ist dabei nicht zu verkennen, dafs für jetzt noch nicht die Zeit zur Lösung dieser allerdings sehr schwierigen Aufgabe gekommen ist. Denn so wie die Ausführung der letzteren Methode in der Naturkunde nothwendig erst die Ausführung der kurz vorher angegebenen systematischen Darstellung verlangt, ehe sie möglich ist, so auch in der Gewerbkunde. Aber erst wenn diese hier postulirte dermalige höchste Aufgabe gelöset ist, wird die Gewerbkunde wahrhaft auf den Namen einer Wissenschaft Anspruch machen dürfen, einem Ziele, dem sie sich allgemach nähert.

Wir glauben in der hier gezogenen Parallele am Besten unsere Ansichten über das, was in der Gewerbkunde bisher geleistet wurde und noch zu leisten ist, deutlich gemacht zu haben, wohl wissend, dafs jedes Gleichnifs hinkt, aber auch der Unterscheidungsgabe des Lesers vertrauend, das Ungehörige ohne weitere Andeutungen selber beseitigen zu können. Es schien nothwendig zu sein, diese freilich nur in grofsen Zügen gehaltene Einleitung vorauszuschicken, da der Gegenstand in diesen Blättern noch nicht besprochen wurde, um so den Standpunct zu gewinnen, von welchem aus die hier vorliegende neueste und bedeutendste Leistung zu beurtheilen sei, und ihr selber den ihr zukommenden Rang anzuweisen.

Die letzten 30 Jahre sind an *allgemeinen* technologischen Werken von bedeutendem Umfange und wissenschaftlichem Gehalte im Vergleich mit den vorhergehenden 50 Jahren nur arm zu nennen, und es erklärt sich dies genügend aus dem früher Beigebrachten. Jemehr die Umbildung einer grofsen Zahl von Gewerben und die Anwendung täglich sich mehrender neuer Arten von Maschinen dies erschwerten, um so mehr wurde ein Leitfaden durch dies labyrinthische Gewirre Bedürfnifs, da die Summe neuer Erscheinungen kaum mehr verfolgt, geschweige denn aufgefafst werden konnte. Mit Vergnügen mufste man es daher vernehmen, dafs der durch anderweitige Leistungen in diesem Fache rühmlichst bekannte Herausgeber des in Rede stehenden Buches die Bearbeitung einer technologischen Encyklopädie in ausreichendem Umfange beabsichtigte. Wenige in Deutschland dürften durch Kenntnisse, äufsere Lage und den Besitz so vorzüglicher Mittel in dem Maafse zu einem solchen Unternehmen berufen, befähigt und ausgerüstet sein, als eben er. Zwei Bände des Werkes sind bereits erschienen, und es liegt uns nun ob, von dem was beabsichtigt, und von dem, was bereits geleistet ist, Rechenschaft zu geben.

Der Umfang des Werkes ist auf 10 bis 12 Bände berechnet, und allerdings ist wohl vorauszusehen, dafs in dieser Weise der Behandlung mit wenigerem nicht auszureichen ist. Viel eher dürfte man annehmen, dafs einige Bände mehr erforderlich sein werden, und man kann nur wünschen, dafs der Herausgeber sich durch die angelegte Berechnung in der Auswahl und Behandlung des Stoffes nicht zu sehr binden lasse. — Die einzelnen Artikel sollen diejenige Vollständigkeit und Gründlichkeit haben, dafs nicht etwa eine blofs historische Uebersicht der Verfahrensarten, die weder den Theoretiker und wissenschaftlich Gebildeten, noch den Praktiker befriedigt, gegeben, sondern eine zwar gedrängte, aber selbst in praktischer Beziehung hinreichende, dabei gehörig begründete Darstellung jedes einzelnen Gegenstandes nach seiner gegenwärtigen Beschaffenheit und Ausbildung geliefert werde.

Zur Bearbeitung der einzelnen Artikel hat sich der Herausgeber mit dem Professor der Technologie am k. k. polytechnischen Institute G. Altmütter, und dem vormaligen Assistenten der Technologie an gedachter Anstalt, (gegenwärtigem Direktor der höheren Gewerbschule in Hannover), K. Karmarsch verbunden. Die einzelnen Artikel sind von ihren Verfassern mit den Anfangsbuch-

Digitized by Google

staben ihrer Namen, die des Herausgebers mit d. H. unterzeichnet. Beide Mitarbeiter sind durch andere technologische Arbeiten, besonders im Fache der Maschinen- und Werkzeugkunde vortheilhaft bekannt.

Wie der Titel angiebt, ist die Form eines technologischen Handbuchs in alphabetischer Ordnung gewählt, aber es sind alle Artikel, welche blofse Worterklärungen enthalten, weggelassen. Die technischen Ausdrücke sind bei der Beschreibung der Sache erklärt. Ferner ist das Zerspalten von Gegenständen, die ihrer Natur nach zusammen gehören, möglichst vermieden, und dadurch zugleich das sonst so häufige Nachweisen von einer Sache auf die andere, wodurch viel Raum gewonnen wird. Ein ausführliches Register wird dagegen ein Wörterbuch der technischen Kunstausdrücke, und auch solcher enthalten, welche in dem Buche selber nicht vorgekommen sind, und zugleich das Nachschlagen jedes einzelnen auch noch so untergeordneten Gegenstandes erleichtern.

Die Haupttendenz des Werkes ist praktisch, aber wissenschaftliche Begründung ist mit Sorgfalt berücksichtigt, da nur dadurch Einfachheit und Uebersicht in das mannigfach Zerstreute kommen kann. Sehr richtig heifst es in der Vorrede: „mag man sonst auch noch so viel von dem grofsen Antheile sprechen, welchen Vervollkommnungen der Künste dem Zufalle verdanken, so ist so viel gewifs, dafs nur wissenschaftliche Einsicht in die Gründe der technischen Verfahrungsarten Klarheit in die praktische Behandlung und Beständigkeit in den Erfolg bringt, und dafs eine wesentliche Vervollkommnung in manchen Künsten nicht sowohl in der Entdeckung neuer Verfahrungsarten, als eben in der Sicherheit und Beständigkeit des Erfolges liege, welche in der Regel nur durch die Einsicht der Gründe erhalten werden können". Ausgeschlossen sind in dem Werke alle rein wissenschaftlichen Artikel, wie sie in ähnliche Handbücher für naturhistorische, physische, chemische und mechanische Wissenschaften gehören, und nur hier und da, wie z. B. im ersten Bande bei den chemischen Aequivalenten, wird eine Ausnahme gemacht; eben so fehlen alle Artikel, welche Materialien und Waaren betreffen; sie kommen da zur Sprache, wo ihre Anwendung für einen oder den anderen Zweck eintritt.

Schwieriger ist die Frage zu beantworten, wie weit Gegenstände der bildenden Kunst zu berücksichtigen sind, da die Grenzlinie schwankend ist. Der Herausgeber will diese Grenzlinie in dem *Gebrauche* finden, den man von den Erzeugnissen macht. Was der Nothwendigkeit, des Nutzens, der Ergötzlichkeit oder des Vergnügens wegen gebraucht wird, ist Gegenstand der technischen, — was nur zur Beschauung, ohne Rücksicht auf einen natürlichen Gebrauch in der Sphäre des physischen Lebens dient, ist Gegenstand der bildenden Kunst. — Wäre diese Unterscheidung richtig, so gäbe es gar keinen objektiven Unterschied zwischen bildender und technischer Kunst, sondern nur einen subjektiven, und ein Gemälde wäre für den, der es beschaut, ohne weiteren Gebrauch davon zu machen, ein Gegenstand der bildenden Kunst, für den aber, der es kauft, um sich daran zu ergötzen, ein Gegenstand der technischen Kunst. Des Herausgebers Vergleich mit einer künstlichen Blume, die, wenn sie zum Putze gebraucht wird, in die letzte, wenn sie blofs zum Ansehen dient, in die erste Klasse gehört, sagt gerade dasselbe, und wir müssen uns wundern, dafs er durch dies Beispiel nicht selber auf die Nichtigkeit einer solchen Unterscheidung geführt wurde. Zur Entschuldigung mag es allerdings gereichen, dafs kaum irgend eine Definition Stich hält, indem gar viele Gegenstände der technischen Kunst durch veredelte Form zu einem Gegenstande der bildenden werden können, sei es auch nur innerhalb einer untergeordneten Sphäre derselben, z. B. der Arabesken, Rosetten, Vasen u. s. w., wie umgekehrt der Bildhauer zum Steinmetzen, der Maler zum Anstreicher herabsinken kann.

Warum will man überhaupt auf technologischem Gebiete einen Unterschied zwischen bildender und technischer Kunst aufsuchen, der in der That nur in einem ganz anderen Gebiete begründet und von Nutzen ist? Jede Kunst ist bildend, welche irgend eine Form schafft, und jede ist technisch, da ein Verfahren dabei erforderlich ist. Beides ist also jederzeit zugleich vorhanden. Warum soll das technische Verfahren des Malers, Bildhauers, Baumeisters, Steinschneiders, Medailleurs, Kupferstechers u. s. w. nicht in eine Technologie gehören, da ein Jeder ein solches anwenden mufs? In der That kämen wir dadurch dem eigentlichen Begriffe des Wortes Technologie viel näher, denn ἡ τέχνη heifst ebenso wohl Kunst als Handwerk.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 6.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1831.

Technologische Encyklopädie oder alphabetisches Handbuch der Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens. Zum Gebrauche für Kameralisten, Oekonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art. Herausgegeben von Joh. Jos. Prechtl. Erster und zweiter Band.

(Schluſs.)

Wenn nach unserem Verfasser die Technologie im allgemeinen Sinne alles dasjenige umfaſst, was durch menschliche Kunst und Arbeit eine neue Gestaltung zu irgend einem Gebrauche annimmt, so wäre auch durch diese Erklärung die Aufnahme der bildenden Künste in die Technologie gerechtfertigt. Denn wer sich das Anschauen eines Bildes zu geistiger Erhebung dienen läſst, hat gewiſs von demselben Gebrauch gemacht, und noch dazu einen recht edlen. Wie wenig sich dies auch vermeiden läſst, zeigen viele der früheren Technologien, und selbst das vorliegende Werk enthält mit Recht den Artikel Bildhauerei *). Da hier die Rede überhaupt von der Behandlung der Technologie als Wissenschaft ist, so scheint uns diese Abschweifung nicht am unrechten Orte. Wir kehren zu unserem Buche zurück.

Dem Plane zufolge sollen die bildenden Künste ausgeschlossen sein. Es verbreitet sich aber über alle chemischen und mechanischen Handthierungen und Gewerbe, so wie über die, welche auf der Grenze von beiden schweben, und berücksichtigt dabei sorgfältig die Kenntniſs der Werkzeuge und Maschinen, zu welchem Ende eine angemessene Zahl von Abbildungen in Umrissen beigefügt ist, die gut ausgeführt und zweckmäſsig ausgewählt sind. Alle Artikel sind dem gegenwärtigen Zustande des Gegenstandes gemäſs bearbeitet, ohne geschichtliche Nachweisungen über Erfindungen, weshalb auch nicht bewährt befundene angebliche Verbesserungen und Erfindungen ganz weggelassen sind, was bei der praktischen Tendenz des Buches nur gebilligt werden kann. Unstreitig gehört dazu eine sehr umfassende, zeitraubende und zum Theil selbst kostspielige Kritik, die selbst in der günstigen Lage der Verfasser ihre eigenen Schwierigkeiten hat, und deren Ergebniſs im vorliegenden Falle oft eine leere Stelle auf dem Papiere gewesen sein wird. Je häufiger sich auf diesem Gebiete täuschende und verführende Vorspiegelungen neuer Erfindungen und verbesserter Verfahrensarten finden, um so mehr Dank verdienen die Verfasser, daſs sie sich dieser mühsamen Arbeit unterzogen haben. Aber bedauern muſs man, daſs diese Kritik sich nur im Schweigen äuſsern soll, da jetzt der Praktiker, wenn er über ein anderwärts beschriebenes abweichendes Verfahren sich Raths erholen will, in Zweifel bleiben muſs, ob dasselbe wirklich als unhaltbar verworfen, oder von unseren Verfassern nur übersehen wurde, was auf diesem weitläufigen Gebiete auch bei der gröſsten Umsicht so leicht möglich ist. Soll das Werk aber nicht zu voluminös werden, so müſste der Herausgeber auf eine Mittheilung aller Ergebnisse dieser Kritik allerdings verzichten.

Es werden ferner in dem Werke nicht alle brauchbare Abänderungen in Vorrichtungen und Verfahrensarten angegeben, sondern aus der Masse für verschiedene Hauptzwecke einige Muster ausgehoben, die Bedingungen aber nachgewiesen, deren Erfüllung hier im Allgemeinen wesentlich ist. Auch dies kann nur gebilligt werden, da Klarheit und Einfachheit der Beschreibung dabei gewinnen müssen. Auſserdem haben sich die Verfasser das Ziel gesetzt, keine Angaben aufzu-

*) Eine ganz andere Seite, als die technologische, würde allerdings eine Theorie der schönen Künste der Betrachtung gewähren. Diese würde ebenso wenig, als Mathematik, Physik oder Chemie in die Technologie gehören, wenn gleich sie alle bei der Erzeugung von Kunstgegenständen concurriren.

Digitized by Google

nehmen, die nicht aus authentischen Quellen kommen, oder die sie nicht als wahr, nützlich und durch die Natur der Sache begründet erkannt, oder selbst erfahren, oder durch autoptische Ansicht verglichen oder kennen gelernt haben, wenn nicht ausdrücklich nur von einem Vorschlage die Rede ist.

Eine strenge Festhaltung dieser Grundsätze wird dem Werke unstreitig einen hohen Rang in diesem Felde unserer Litteratur sichern, und das um so mehr, als ein Plan dieser Art keine Compilation gestattet, sondern eine eigenthümliche Bearbeitung der Artikel nothwendig macht, wie dies auch in der Vorrede des Werks versprochen wird.

Sehen wir nun, nachdem wir den Plan des Herausgebers kennen, was geleistet ist. Zunächst fragen wir, in welche Abtheilung der von uns als möglich angegebenen Behandlungsarten der Technologie es gehöre. Da müssen wir nun gestehen, dafs es dem vorhin angegebenen Begriffe einer wissenschaftlichen Technologie ungleich näher steht, als das Französische *Dictionnaire technologique*. Dies ist vorzugsweise durch strengere Sonderung der aufzunehmenden Artikel, und durch Zusammenfassung der zunächst verwandten zu einem Ganzen bewirkt, obwohl die alphabetische Folge eine systematische Ordnung nicht gestattet. Insofern für letztere die Zeit noch nicht gekommen zu sein scheint, ist dieser Mittelweg zwischen System und Wörterbuch wohl allerdings Alles, was billigerweise gefordert werden kann, besonders da, wo es auf praktische Brauchbarkeit abgesehen ist, die durch eine solche Anordnung erleichtert wird. Manche Artikel nähern sich in ihrer Behandlung sogar der vergleichenden Methode.

Der erste Band enthält auf 614 Seiten des gröfsten Oktavs 43 Artikel, unter welchen die ausführlichsten sind: Abdampfen, Abdrücke, Abgüsse, Abkühlen, Aequivalente, Aetzen, Anstreichen, Aräometer, Ausstopfen, Automate, Bandfabrikation, Baumwolle, Baumwollenspinnerei, und Baumwollenzeuge. Der zweite Band enthält auf 639 Seiten 31 Artikel, wovon die ausführlichsten sind: Berlinerblau, Bewegende Kräfte, Bewegung, Bierbrauerei, Bildgiefserei, Bildhauerei, Blaufärben, Blech, Blecharbeiten, Blei, Bleiarbeiten, Bleichkunst, Bleistifte, Bleiweifs, Bobbinet und Bohrer.

Rec. begehrt nicht, sich das Ansehen zu geben, als sei er im Stande, über alle diese so höchst verschiedenen Artikel ein competentes Urtheil zu fällen. Wer hätte sich auch wohl mit allen Theilen dieser weitschichtigen Wissenschaft in dem Maafse beschäftigt, dafs er dies vermöchte. Ein genaueres Durchgehen aber derjenigen Artikel, welche Gegenstände behandeln, mit denen er specieller bekannt ist, hat ihm die Ueberzeugung verschafft, dafs der Herausgeber nichts versprochen hat, was in dem Buche, so weit es vorliegt, nicht gehalten wäre. Zur näheren Begründung dieses Urtheils nennt er von den oben genannten Artikeln nur: Abgüsse, Abdrücke, Abkühlen, Aetzen, Baumwolle, Baumwollspinnerei, (beide musterhaft behandelt), Bewegende Kräfte, Bewegung, Blech, Blecharbeiten, Blei, Bleiarbeiten u. s. w., die in der That allen Anforderungen innerhalb der gesteckten Grenzen entsprechen. Zu rühmen ist überall eine sehr klare verständige Darstellung, die selbst in dem schwierigsten Theile, bei der Beschreibung der Zusammensetzung und Wirkungsart der complicirtesten Maschinen sich nie ins Dunkle und Unbestimmte verliert, wobei die sorgsame Darstellung, und die überall sichere Bezeichnungsart der Theile in den Abbildungen, die in Deutschen, und selbst manchen Englischen technologischen Werken, z. B. in *Nicholson's operative Mechanic* so oft vermifst wird, besonders hervorgehoben zu werden verdient. Die Darstellung ist ausführlich genug, um selbst den Praktiker noch gar Vieles zu lehren, was ihm unbekannt war, oder doch nicht in diesem Zusammenhange erschien; sie ist mit so viel wissenschaftlichem Geiste, und in einem so guten Tone abgefafst, dafs sie auch den blofsen Theoretiker anziehen wird, ohne jedoch von mathematischen Sätzen mehr, als einfache Formeln und Rechnungen hineinzuziehen; sie ist so lichtvoll und gut geschrieben, dafs sie jedem Gebildeten eine belehrende Lektüre gewährt, der Interesse genug daran findet, sich mit dem bekannt zu machen, was auf dem ungeheuren Gebiete technischer Kunstfertigkeiten der raffinirteste Scharfsinn und Erfindungsgeist geschaffen hat, und dem wir alle Bequemlichkeiten, die unser Leben schmücken und zieren, verdanken. Nicht ohne hohe Bewunderung wird Jemand das System ineinander greifender Maschinen, welches z. B. bei der Spinnerei angewendet wird, und den darin aufgewendeten Scharfsinn betrachten können, und es gewährt einen eigenen hohen Genufs, zu bemerken, wie geistreich meistens die sich entgegen stellenden Schwierigkeiten beseitigt sind. In der That gleicht ein solches Maschinensystem einer Reihe mathematischer

Digitized by Google

Näherungsformeln, von welchen die eine sich immer aus der anderen auf die scharfsinnigste Weise mit mehr oder weniger Eleganz entwickelt, und wobei es ebenfalls einfachere oder zusammengesetztere Entwickelungsmethoden giebt, bis endlich, nachdem jede dem geforderten Werthe, oder hier dem geforderten Produkte immer näher gekommen ist, die letzte dieser Formeln einen Werth giebt, der von dem geforderten um keine merkliche Gröfse abweicht. Und wirklich steht es jetzt mit einem grofsen Theile unserer Maschinenarbeit so, dafs sie dem Ideale der Arbeit ungleich näher kommt, als das unmittelbare Werk der Hand, und namentlich in der Zeugfabrikation und den dazu erforderlichen Vorarbeiten einen hohen Grad der Vollendung erreicht hat. Freilich sind die Maschinen oft sehr zusammengesetzt; welch ein künstliches Gebilde ist z. B. die im zweiten Theile beschriebene Bobbinetmaschine, aber wer kann sie studiren, ohne ihre Erfindung zu bewundern? — Wir hoffen wohl nicht zu viel, wenn wir glauben, dies vorzügliche Werk werde der Technologie mehr Freunde, auch aus dem gelehrten Stande, zuwenden, als dies bisher der Fall war, und versprechen uns auch in dieser Beziehung von demselben nicht wenig. Fahren die Verfasser, wie sich erwarten läfst, in demselben Geiste fort, so ist seit langer Zeit für diese Wissenschaft in allgemeiner Beziehung nichts Fruchtreicheres erschienen, und in der Deutschen Literatur dieses Zweiges würde ihm für jetzt die erste Stelle anzuweisen sein.

Zuletzt nun, da auf Einzelheiten einzugehen, der Raum nicht gestattet, wozu vielleicht bei der Anzeige der Fortsetzungen die Gelegenheit geboten wird, noch über die Aeufserlichkeiten Einiges. Nach der Vorrede ist die erste Anregung zu diesem Unternehmen vom Herrn v. Cotta ausgegangen, in dessen Buchhandlung es erscheint. Der Herausgeber versichert auf die mit demselben gepflogenen Unterhandlungen, dafs bei diesem bedeutenden Unternehmen den Verleger keinesweges eine Berechnung buchhändlerischen Gewinns geleitet habe, sondern nur der Wunsch dem Publikum ein nützliches Werk in die Hände zu geben. Das Format ist grofs Oktav, Papier und Druck sind gut, die Kupfertafeln, nicht ganz so elegant als die in Englischen Werken, oder die bei den Verhandlungen des Gewerbevereins in Preufsen, sind dennoch befriedigend, und werden in Querfolio einen besonderen Atlas bilden. Zu jedem der obigen beiden Bände gehören 19 Tafeln. Es ist natürlich, dafs das Buch unter diesen Umständen, auch bei Verzichtleistung auf eigentlichen buchhändlerischen Gewinn, nicht wohlfeil werden kann; indessen erleichtert das allmälige Erscheinen die Anschaffung, und gewifs sieht jeder Käufer der Fortsetzung mit Verlangen entgegen.

Klöden.

IV.

Geschichte der Europäischen Staaten, herausgegeben von Heeren und Ukert. — Geschichte von Spanien v. Fr. W. Lembke, beider Rechte Doctor. Erster Band. gr. 8. Hamb. Fr. Perthes. 1830. S. *XVIII*, 424.

Die Geschichte Spaniens ist bisher in Deutschland selten bearbeitet worden, desto mehr aber in eignem Lande. Fast jede Provinz, jede bedeutende Stadt, selbst viele Kirchen und Klöster haben ihre besonderen Geschichtsbücher mit Documenten und Urkunden. Auch an allgemeinen Geschichtswerken hat Spanien keinen Mangel: jedoch ist keines frei von Einseitigkeit. Die Maurische Geschichte wird gewöhnlich nur als gelegentliche Zuthat gegeben: an eigentlicher historischer Kritik, freier Bewegung des Gedankens, Ausscheidung des Minderwichtigen gebricht es häufig. Daher füllen die Erzählungen von einzelnen Helden und Heiligen, die Geschichte von adligen Geschlechtern, die Stiftungen von Kirchen und Klöstern u. s. w. mehr die Bücher an als das Staatsleben, obwohl nicht zu läugnen ist, dafs dem Ritterwesen und den kirchlichen Angelegenheiten in der Spanischen Geschichte mehr Aufmerksamkeit gewidmet werden mufs, als bei irgend einem andern Europäischen Staat.

Die Hauptschwierigkeiten für einen Deutschen Bearbeiter der Spanischen Geschichte liegen viel weniger in der Unzugänglichkeit der nöthigen Quellen und Bücher, als darin, dafs der Deutsche, näher dem Norden gerückt und daher kältern Verstandes, allzu leicht die Gluth der Leidenschaftlichkeit und die Ausschmückungen einer lebhaftern Phantasie mifskennt. Seitdem man sich in Deutschland mit sämmtlichen Sprachen des Abendlandes und des Orients beschäftigt und von dem Geschichtschreiber die Kenntnifs der meisten erwartet; seitdem man auf *mehrern* Bibliotheken Deutschlands

Digitized by Google

reiche Sammlungen für alle Zweige der historischen Literatur gemacht hat, kann der Deutsche Geschichtschreiber die Quellen für Spanische Geschichte so gut in seinem Vaterlande finden als auf der Pyrenäischen Halbinsel. Aber eine dem Deutschen fremde Nationalität gehörig zu würdigen, das in vielen Büchern Aufgefundene zu prüfen und das aus der Masse Geschiedene zu ordnen, sind Erfordernisse, die sich weniger aneignen lassen, wenn historischer Tact mangelt und Vorurtheile eingewurzelt sind.

Nach dieser kurzen Einleitung gehen wir zur Beurtheilung des vorliegenden Buches, welche eine doppelte sein wird, nämlich erstens in Beziehung auf das Buch an und für sich, dann aber in Beziehung auf das ganze Werk, wovon jenes eine Abtheilung bildet.

Dieser erste Band der Geschichte Spaniens geht vom Anfange der Westgothischen Herrschaft auf der Pyrenäischen Halbinsel bis auf das Jahr 842 ohne passenden Abschnitt. In der Einleitung wird auch kurz der Zustand Spaniens während der letzten Zeiten der Römischen Herrschaft geschildert. Gerade für den schwierigsten Theil der Spanischen Geschichte, für die fünf ersten Jahrhunderte des Mittelalters (bis 1037) hatte der Verf. an der Geschichte der Westgothen und der Ommaijaden des Referenten Vorarbeiten, welche die Abfassung des Buches merklich erleichtern mufsten. Dafs Hr. Lembke in der Vorrede nichts davon erwähnt, können wir uns recht gut erklären, aber durchaus nicht wie in den Göttinger Anzeigen gesagt werden kann, dafs Hr. Lembke von den eben genannten Werken, wie auch von Schmidt's Geschichte von Aragonien keinen Gebrauch habe machen können, da sie während der Ausarbeitung des Buches erschienen seien. Die Geschichte der Westgothen erschien 1827, die Geschichte der Ommaijaden 1829, Schmidt's Geschichte von Aragonien 1828, das Buch von Hrn. Lembke Ende 1830. Obwohl Schmidt's Buch schon citirt wird, ein Beweis, dafs es benutzt wurde, so fängt doch bekanntlich die Geschichte des Königreiches Aragonien erst im J. 1035 an, also war bei einer Geschichte, die nur bis zum J. 842 geht, noch nichts zu benutzen als etwa Einiges aus der Einleitung. Wer sich aber die Mühe geben will die Geschichte der Westgothen und Ommaijaden des Referenten mit der Spanischen Geschichte des Herrn Lembke zu vergleichen, der wird finden, dafs derselbe nothwendig die ersteren Werke habe gebrauchen können, da er sie citirt, am öftersten aber sie da benutzt hat, wo er sie nicht citirt.

Im ersten Theil ist die Eintheilung der Capitel beinahe ganz nach der Weise gemacht, wie sie in der Geschichte der Westgothen von dem Ref. angeordnet sind: als zweite Abtheilung ist eine ausführliche Darstellung der innern Verhältnisse des Westgothischen Reiches gegeben, auf die wir unten noch einmal zurückkommen werden. Der zweite Theil des ersten Bandes gibt ebenfalls eine Abtheilung von Capiteln, welche fast ganz mit derjenigen übereinstimmt, die Ref. in der Geschichte der Ommaijaden Buch I. u. II. gegeben hat: nur in den letzten Capiteln des zweiten Buches hat Hr. Lembke es für gut gefunden abzuweichen. Eigenthümlich ist dem Verf. die Benutzung einer Arabischen Handschrift, wovon nur zu beklagen ist, dafs ihr Abfasser Ahmed el Mokri erst im 17ten Jahrhundert gelebt und ohne alle Kritik Geschichte und Fabeln untereinander gemischt hat. Ungeachtet er viele frühere Schriftsteller benutzte, so kann man ihn für die frühere Zeit doch nur mit grofser Vorsicht als Quelle gebrauchen, aber gar nicht wenn er mit den authentischen Nachrichten im Widerspruch steht.

Die aufserordentlich hohe Meinung von diesem Manuscript hat den Verf. ohne Zweifel veranlafst, dasselbe zur Grundlage für die Erzählung der mohamedanischen Geschichte Spaniens zu nehmen. Dadurch wurde eines Theils nichts Neues gewonnen, weil Conde's Uebersetzungen Arabischer Geschichtschreiber meistens Ausführlicheres geben, oder das Vorzüglichste von Ahmed el Mokri schon durch Murphy oder vielmehr Shakespeare bekannt geworden ist; andern Theils aber mancher Irrthum begangen, weil dem Manuscript aus dem 17ten Jahrhunderte meist der Vorrang, selbst vor den Zeitgenossen und alten Quellen, zugestanden wurde: so z. B. ist die Nachricht über die Söhne Witiza's S. 255 fl. und Beilage S. 417. voller Widersprüche mit den mehr beglaubigten christlichen Berichten. Die selbst dem Vf. räthselhafte Erzählung Ahmeds nach Ebn Said von dem Schicksale der Söhne Witiza's hätte schon die Nachricht verdächtig machen müssen. Das Leben Musa's von Ebn Challikan, auch einem spätern Schriftsteller, welches der Vf. nach einer Göttinger Handschrift benutzt hat, gibt nichts erhebliches Neues, das nicht schon bekannt gewesen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 7.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1831.

Geschichte der Europäischen Staaten, herausgegeben von Heeren und Ukert. — Geschichte von Spanien v. Fr. W. Lembke. Erster Band.

(Schluſs.)

In Rücksicht der Zeitrechnung, für die frühere Spanische Geschichte so wichtig, vermiſst man bei Hrn. Lembke sehr viel. Chronologie für die Zeit der Mohammedanischen Statthalter und der ersten Asturischen Könige gibt es eigentlich in dem Buche nicht, da der Verf. häufig mit sich selbst uneinig ist, ob er die alten, aber bestrittenen Zahlen beibehalten, oder die dafür von neuern Bearbeitern der Spanischen Geschichte angegebenen aufnehmen soll. Manchmal geht er auch seinen eignen Weg: wie z. B. S. 259. wird Tariks Uebergang nach Spanien auf den 28. April 711 und S. 268. Musa's Ueberfahrt auch in den April 711 gesetzt. Zwar ist in den Druckfehlern der Irrthum April 711 verbessert, und wie Ref. in der Geschichte der Omaijaden dargethan hat, der Juni 712 gesetzt worden: allein dadurch hat sich Hr. Lembke von neuem in einen Irrthum verwickelt, indem er S. 276. den Musa im J. 712 sich nach Syrien einschiffen, und nach zweijähriger Reise 714 in Damascus ankommen läſst, gegen die bestimmten Angaben der beglaubigten Quellen, daſs Musa ein Jahr und drei Monate in Spanien sich aufgehalten und während dieser Zeit im Süden, Nordwesten und Nordosten der Halbinsel Kriege geführt habe: er kann demnach nicht 712 Spanien verlassen haben. — Von Abderrahman, der in der Schlacht bei Poitiers im October 732 seinen Tod findet, wird S. 285 gesagt, daſs er im April 731 Statthalter geworden und doch stimmen die authentischen Nachrichten darin überein, daſs er beinahe *drei* Jahre regiert habe. Da Abdelmelik nach Abderrahman beinahe *vier* Jahre lang Statthalter gewesen ist, so kann Okba, sein Nachfolger, nicht wie S. 289. angegeben ist, im J. 734 zur Regierung gekommen sein, sondern erst im J. 736. — Wie kann Yussuf's Wahl S. 304. in den Rebia II. der H. 129. (von den Lesern wird natürlich verlangt, daſs sie sogleich wissen, daſs die Angabe den Januar 747 bedeute) gesetzt werden, da sein Vorgänger Tuaba nach der Besiegung Abulchatar's Redscheb 127 (April 745.) — S. 302. — Statthalter geworden und derselbe nach dem ausdrücklichen Zeugniſs des Isidorus Pacensis, eines Zeitgenossen, nur *ein* Jahr regiert hat?

Noch gröſser ist die Verwirrung in der Chronologie der ersten Asturischen Könige: indem auf der einen Seite die von den Spaniern gewöhnlich angenommene Zeitrechnung verworfen wird, findet man sie auf der andern Seite wieder. S. 322. wird im Text von des Pelagius Regierungszeit gesagt: „Sowohl Christen als „Araber geben seiner Regierung eine *zwölfjährige* (*sic*) „Dauer, begehen aber in der nähern Angabe dieser Zeit „die auffallendsten Widersprüche. Doch scheint nach „allen Umständen angenommen werden zu müssen, daſs „die Thaten Pelayo's noch *vor die Mitte des achten „Jahrhunderts* fallen, da sich nur auf diese Weise die „besser beglaubigte Zeitrechnung der spätern Könige „an die der unmittelbaren Nachfolger Pelayo's knüpfen „läſst". — Als Beweise für diese genaue Chronologie, welche vom J. 718 — 750 zwölf Jahre dem Leser zur beliebigen Wahl läſst, wird in den Noten angeführt, daſs das *Chronicon Albeldense* c. 50. sage, er habe 19 Jahre regiert, er sei Aera 775 (737 n. Chr.) gestorben, und habe sich *regnante Juzef in Cordoba*, also nicht vor 747 erhoben. Ein altes Königsverzeichniſs bei Risco T. XXXVII, welches die Zahl der Regierungsjahre von Pelayo bis Ondoño I. (reg. v. 850 — 866) auf 117 Jahre angäbe, träfe nicht zu, wenn Pelayo nicht seit 718 regiert hätte. Auch der Araber *el Razi* bei Ahmed im Manuscript enthalte einen Widerspruch, indem er Pelayo's Aufstand unter dem Statthalter Anbesa (721 — 725) und seinen Tod nach neunzehnjähriger Regierung

Digitized by Google

in die H. 133 (751) setze. — In der folgenden Note werden die weitern Angaben mitgetheilt: „die Zeitrechnung Pelayo's ist aufserordentlich bestritten; aus dem Stillschweigen des *Is. Pac.* und der Erwähnung des Yussef im *Chr. Albeld.* 50 hat *Pellicer anales p.* 157 *sq.* schliefsen wollen, dafs Pelayo's Sieg erst nach dem J. 754 zu setzen sei. Ihm folgen *Mondejar Advertencias al Padre Mariana No.* 33. und Noguera in seiner Ausgabe des Mariana *T. III. p.* 411 *ff.* Diese Annahme bringt aber in die spätere Zeitrechnung eine solche Verwirrung, dafs die gröfsten Widersprüche entstehen. — Am besten hat diese Meinung bestritten *Risco T. XXXVII. p.* 61 *sq.* Der Ausweg, welchen *Masdeu T. XXII.* (*statt XII.*) *p.* 52. ergreift, indem er den Pelayo nur zwei Jahre regieren läfst (755 — 757), führt vollends irre".

Die Untersuchungen des Referenten in seiner Geschichte der Ommaijaden über des Pelagius Regierungszeit werden zwar nicht erwähnt, dafs sie aber dem Hrn. Lembke bei dem Niederschreiben der angeführten Stellen nicht unbekannt sein konnten, wird eine Zusammenstellung mit S. 148 fl. in Theil I. der Ommaijaden zur Genüge zeigen. Wir wollen daraus eine kleine Stelle, worin wir Einiges unterstreichen, hersetzen: „der ganze Verlauf der Geschichte, das Stillschweigen des damals lebenden Chronikschreibers *Isidorus Pacensis* und der Arabischen Berichte, die erst später von Aufständen der Christen in der Zeit von Abdelmelic's und Okba's Statthalterschaft (darüber S. 141 flg. Note 7 und 8.) sprechen, zeigt zur Genüge, dafs des Pelagius Geschichte mit Fabeln ausgeschmückt, seine Regierungszeit aber offenbar sechszehn bis achtzehn Jahre zu frühe gesetzt worden ist, so dafs um die angebliche Zeit seines Todes erst seine Regierung beginnt, und wenn diese 19 Jahre gedauert hat, am Ende von Yussuf's Statthalterschaft aufhört. Für diese Vermuthung hat man Beweise und zwar in *der Chronik von Albayda* (dazu eine Stelle in der Note 15), die fast gleichzeitig mit Sebastian's Chronik, aber unabhängig davon geschrieben ist. Sie nennt Pelagius einen Enkel Roderich's und sagt ausdrücklich, dafs er zur Zeit, als Yussuf in Cordoba herrschte, regiert habe. Nach einer Arabischen Nachricht bei Murphy (*el Razi* in der Note) wird auch sein Todesjahr — im J. 751 angegeben". In der Note 19. S. 150. sagt der Ref. weiter: „*Masdeu* (*XII. p.* 52.) geht offenbar in der Kritik zu weit, so dafs die Geschichte sich in Hypothesen verliert, wenn er dem Pelagius nur zwei Regierungsjahre (von 755 — 757) gibt gegen die Angabe *aller christlichen Berichte*, welche ihn 18 *oder* 19 Jahre regieren lassen. — Ueber des Pelagius Regierungszeit sagt *Mondejar advertencia* 33. *zu Mariana p.* 46.: *Don Pelayo no pudo llegar à la Corona hasta despues de entrado el año de* 746, *en que empezó el gobierno de Jucef, como demuestra mas difusamente D. Jos. Pellicer en el libro quarto de sus Anales de España*". Auch *Risco España sagrada T. XXXVII.* ist S. 135. (Ommaij. 1ster Thl.) aufser andern Büchern über die Zeit der ersten Asturischen Könige angeführt worden.

Was hat Hr. Lembke Neues vorgebracht? was bleibt ihm eigenthümlich aufser den Irrthümern? Solcher Zusammenstellungen könnten nicht wenige gegeben werden, wenn es der Raum dieser Blätter zuliefse.

Was die historische Kritik und die Feststellung der Thatsachen betrifft, so hat sich zwar der Verf. in einem literärischen Blatte so geäufsert, dafs das Resultat seiner Forschungen mit dem in der Geschichte der Ommaijaden des Refer. fast durchgängig übereinstimme, Ref. kann aber diese Wendung nicht erwiedern, da bekanntlich seine oben genannten Werke früher erschienen sind als das Buch des Hrn. Lembke. Dazu kommt noch, dafs Ref. oft nicht verstanden worden ist; so wird ihm z. B. S. 122. vorgeworfen, er neige sich dazu, den Westgothischen König Witiza alle Schandthaten begehen zu lassen, wie mehrere Spanische Geschichtschreiber gethan. Wer das vom Ref. über Witiza Vorgebrachte nur halb aufmerksam liest, wird finden, dafs gerade im Gegentheil dieser König gerechtfertigt wird. — S. 255. sagt Hr. Lembke: „die Nachricht von Roderich's Anmafsung mochte vielleicht schon Julian's des Ungläubigen Treue erschüttern, da er dem Hause Witiza's *nahe verwandt* war". Aus welchen authentischen Quellen wird diese Verwandtschaft bewiesen, doch nicht aus der S. 125. gegebenen genealogischen Tabelle, worauf der Verf. selbst nicht viel zu halten scheint? — S. 255. wird Roderich's Liebesverhältnifs mit der Cava nach dem Arabischen Manuscript und unsichern Nachrichten als Geschichte behandelt, S. 257. Note 3. wird es als Fabel verworfen!

Der schwierigste Abschnitt in der Geschichte der Mohammedanischen Statthalter in Spanien ist unstreitig der, welcher die Bürgerkriege vom J. 740 — 746 um-

Digitized by Google

fafst. Isidor's, des Zeitgenossen, dunkle Sprache und die widersprechenden Arabischen Berichte haben vielfältige Irrthümer veranlafst. Ref. hat in der Geschichte der Ommaijaden zuerst Isidor's Worte anders gedeutet. Durch einen wunderbaren Zufall hat Hr. Lembke den *Isidorus Pac.* gerade auch so verstanden. — Es drängt sich dabei die Frage auf, woher es kommt, dafs manche Schriftsteller, die sonst häufig citiren, bei gewissen Gelegenheiten sparsam im Angeben ihrer Autoritäten sind: glauben sie aber einmal etwas Besonderes entdeckt zu haben, sei es auch eine Namenverwechslung oder ein Druckfehler, so wird es laut zu Markt getragen: so citirt Hr. Lembke S. 92.: „Schlosser W. B. II. Thl. 1. S. 306. verwechselt auf eine auffallende Weise den Ildefons von Toledo mit dem *Isid. Hisp.*" oder S. 377. N. 3. — „*Chronic. Rivipull.* (in *Villanueva T. V*, nicht wie Aschbach in seinem Quellenverzeichnifs Band II. S. 370. sagt T. VI.")*). Dafs aber im ersten Band der Ommaijaden S. 364. bei *Chronic. Rivip. Villanueva T. V.* angegeben ist, hat Hr. Lembke nicht bemerkt.

Eine Hauptaufgabe für den Bearbeiter der Spanischen Geschichte ist es soviel als möglich die Arabischen und christlichen Berichte in Einklang zu bringen, wobei es sich von selbst versteht, dafs mit historischem Tact reine Parteiangaben von den unverdächtigen Nachrichten zu sondern sind: selbst Winke und Widersprüche bei Partheischriftstellern können benutzt werden: denn die Wahrheit, so oft und so sehr sie auch verdeckt wird, leuchtet doch häufig durch. Ganz anderer Meinung ist Hr. Lembke. Er nennt S. 362 u. S. 380. „das Bestreben die christlichen Chroniken mit den Arabischen Nachrichten zu vereinigen, ein unfruchtbares, das zu grofser Verwirrung führe". — Freilich ist es viel bequemer nur einer Nachricht zu folgen und um die Widersprüche anderer sich nicht zu bekümmern. Das ist aber nicht die Weise des Geschichtforschers. Daher möchten wir dem Verf. rathen bei der Fortsetzung der Spanischen Geschichte seine Ansicht zu ändern, denn in dem Wahne, dafs das Bestreben die christlichen Berichte mit den Arabischen zu vergleichen und in Einklang zu bringen, ein unfruchtbares sei, wird er dem Publicum eine sehr einseitige Geschichte liefern, besonders für die Zeit, wo keine Vorarbeit vorhanden ist, die schon diese Vergleichung angestellt hat.

Nachdem wir hier nur Einzelnes angedeutet haben, was das Buch an und für sich selbst betrifft, gehen wir zu der Frage über, ob dasselbe im Uebrigen gemäfs dem Plane der Heeren-Ukert'schen Geschichte abgefafst sei, von welcher es eine Abtheilung bildet. Offenbar ist in dieser Hinsicht die ganze Anlage des vorliegenden Buches eine verfehlte zu nennen: die anfänglich festgesetzte Anzahl von drei bis vier Bänden für Spanien mufs überschritten werden. Zwar *erklärt* in der Vorrede der Verf., im zweiten Bande die Geschichte Spaniens bis auf das Ende des Mittelalters herabzuführen: allein zeigt dieses nicht entweder eine gänzliche Unkenntnifs mit seinem Gegenstand, oder eine völlige Ungleichheit der Bearbeitung, wenn man die frühere Zeit von 419 — 842 im ersten Bande gibt und glaubt ein zweiter Band werde hinreichen, den an grofsen Begebenheiten und Jahren viel reicheren Zeitraum von 842—1500 zu schildern? Nach den festgesetzten Grenzen war es nothwendig die frühere Zeit der Westgothen und Ommaijaden in grofsartigen Umrissen zu geben und sich nicht mit trockenen Specialitäten, die in einer allgemeinen Geschichte wegbleiben müssen, zu befassen: die 120 Seiten lange Darstellung der innern Verhältnisse des Westgothischen Reiches, die überhaupt in ein anderes Buch gehört, mufste in einige Bogen zusammengedrängt werden, wodurch Raum gewonnen worden wäre, die Geschichte bis gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, einen passenden Abschnitt, herabzuführen. Wenn die eben erwähnte lange Darstellung der innern Verhältnisse des Westgothischen Reiches für zulässig und nothwendig erachtet wird, so müssen auch solche Darstellungen bei andern Zeiträumen, die auf gleiche Bearbeitung Anspruch machen, gegeben werden. Wie sehr dieses von der eigentlichen Geschichte abführen, und diese Darstellungen allein mehrere Bände anfüllen würden, wird jedem, der nur oberflächlich mit der Geschichte bekannt ist, einleuchten.

Da das Heeren-Ukert'sche Unternehmen nach der eigenen Ankündigung auf ein gröfseres, zwar gebildetes, aber nicht blofs fachgelehrtes Publicum berechnet ist, so sind durchaus zu viele Noten, ja häufig in jeder Rücksicht entbehrliche Noten gegeben: ein wahrer Mifsbrauch aber ist es, wenn nicht selten längere Noten in Arabischer Sprache ohne Uebersetzung beigefügt werden. Die zur richtigen Schreibung Arabischer Namen nothwendigen Wörter hätten im Anhang zusammengestellt werden können und die in der Beilage gegebenen

Digitized by Google

Arabischen Excerpte hätten wegbleiben müssen, da sie nicht aus Zeitgenossen oder ihnen Nahelebenden entnommen sind und gröfstentheils offenbar falsche Nachrichten enthalten. Der wievielste Leser der Heeren-Ukert'schen Geschichte wird den Hrn. Lembke verstehen, wenn er S. 330. in Text sagt: „Schon in dem Na„men des glückwünschenden Temams (Temam) sah er „(Abderrahman I.) die Bedeutung unfehlbaren Vollbrin„gens" und als Erklärung eine längere Arabische Note aus dem Manuscript ohne Uebersetzung beifügt; oder S. 332. Not. 2.: „El Dakhel, الداخل, kann freilich „ebenso wohl *intrusus* als *ingrediens* heifsen; (Ommai„jaden Thl. I. S. 114. ist schon eine Stelle aus Asse„man angeführt, die dieses sagt) doch entscheide ich „mich für die letztere Bedeutung; denn bei Ahm. Bl. „71 *b.* heifst es ausdrücklich: وكان يعرف عبد الرحمن الداخل لانه اوّل داخل من ملوك بني مروان الي الاندلس"

Da keine Uebersetzung beigefügt ist, so erwartet der Verf. dafs die meisten Leser seines Buches Arabisch verstehen: allein darin irrt er sich gewifs. Uebrigens beweist diese Stelle aus Ahmed nichts für die Bedeutung des Wortes الداخل. Ein Anhänger Abderrahman's I. würde freilich sagen wie Ahmed: Abderrahman wurde Eddakhel (*der Eingehende*) genannt, weil er zuerst von den Königen aus dem Geschlechte Merwan's nach Spanien *einging*; allein die Gegner Abderrahman's konnten dieselben Worte gebrauchen und ihnen einen andern Sinn beilegen: Abderrahman wurde Eddakhel (*der Eingedrungene*, Usurpator) genannt, weil er zuerst von den Königen aus dem Geschlecht Merwan's in Andalusien *eindrang* d. h. sich daselbst der Herrschaft anmafste.

Wären alle weniger bedeutende Specialitäten, die in eine allgemeine Geschichte nicht gehören und die angeführten unpassenden Beifügungen weggeblieben, so hätte der erste Band die Spanische Geschichte bis zur Gründung des Königreiches Granada im dreizehnten Jahrhundert umfassen können: für den zweiten Band würde das noch Uebrige des Mittelalters hinreichenden Stoff geliefert haben: die neuere Zeit aber erfordert ohnehin selbst für eine zusammengedrängte Darstellung noch zwei Bände. Will aber Hr. Lembke wie er angefangen hat fortfahren, so wird er wenigstens die doppelte Anzahl von Bänden brauchen. Wir wünschen, dafs die historische Wissenschaft dabei gewinnen möge; für diesen Fall wird es jedoch unumgänglich nothwendig sein, dafs der Verf. seine Manier ändert.

Aschbach.

V.

Leben des Grafen von Zinzendorf. Von K. A. Varnhagen von Ense. Berlin, 1830. *Gedruckt u. verlegt bei G. Reimer. Auch: Biographische Denkmale. Fünfter Theil. Graf Ludwig von Zinzendorf.* 8. *VIII. u.* 507 *S.*

Könnte man bezweifeln, dafs die Wahrheit tief und unauslöschlich dem Geiste des Menschen eingeprägt ist, so würde die einzige Thatsache zur Widerlegung eines solchen Zweifels hinreichen, dafs, gleichwie die Farben des Regenbogens die ihnen entgegengesetzten im Auge hervorrufen, so auch auf dem geistigen Gebiete jeder einseitigen Richtung ergänzend und berichtigend die ihr gegenüberstehende entgegentritt. Dies ist eine Betrachtung, welche sich nirgends mit solcher Kraft aufdringt, wie in der Religionsgeschichte, wo wir z. B. im Gegensatz zur dürren Scholastik mancher Zeiten immer eine tiefe und lebendige Gemüthserregung, so wie im Gegensatz zu dem vorwiegenden Gemüthsleben anderer Zeiten immer ein Streben nach dem klaren und festen Begriffe gewahr werden. Dies ist auch der Gesichtspunkt, welcher dem Verfasser dieser Biographie des berühmten und trefflichen Stifters der Brüderunität fortwährend vor Augen schwebte. Er beginnt daher auch mit Recht eben damit, drei Männer des vorigen Jahrhunderts, welche durch lebendige Frömmigkeit, gleichsam im Rücken der Staatsgeschichte, einen tiefen Einflufs gewonnen, neben einander zu stellen, nämlich den Grafen von Zinzendorf, Lavater und Jung-Stilling, und bezeichnet den Charakter des Erstern im Gegensatz zu den Letztern, welche sich mehr durch die Gabe der Mittheilung, der Lehre, auszeichneten, als den des *Einigens zu religiöser Gemeinschaft*. Er nennt ihn eben deshalb mit Recht und sehr treffend einen *religiösen Staatsmann*, und führt diesen Gesichtspunkt konsequent durch das ganze Buch hin durch (vgl. bes. S. 494.)

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 8.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1831.

Leben des Grafen von Zinzendorf. Von K. A. Varnhagen von Ense.

(Schluſs.)

Ueberall läſst er daher die Wirksamkeit, welche in Zinzendorf's Persönlichkeit hervortritt, auch in seiner Darstellung im Vordergrunde erscheinen, (z. B. S. 27. 58., wo ihm ein groſser praktischer Sinn, durch innere Wahrheitskraft wunderbar früh gereift, zugeschrieben wird). Eben dahin zielt die S. 65. gemachte Bemerkung, daſs in seiner auf das erregte Gemüth mehr als auf bestimmte Lehre gegründeten Sinnesart ihm für die Zukunft groſse und unerwartet glückliche Erfolge vorbereitet waren, die sich einem ausgebildeten strengen Lehrbegriffe schwerlich so verknüpft haben würden. Sein begeistertes *Anstreben* nach religiöser Erkenntniſs (S. 114.) wirkte sehr tief ein, und wenn ihn der Mangel wissenschaftlicher Durchbildung (S. 109.) auch mitunter für den Augenblick in verdrieſsliche Verhältnisse verwickelte, wuſste er sich durch die reine und kräftige Richtung seines Gemüths immer wieder zurecht zu finden. Dies erkennt man unter Andern in seiner Verbindung mit dem bekannten Dippel oder Demokritus Christianus (S. 155.), über welche er selbst, in einer vom Verfasser nicht angeführten Stelle, sagt: „Ich hatte bei meiner Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und Vollgültigkeit des Verdienstes Christi einen philosophischen Kopf, ich stand in dem Gedanken, in dem irrigen fast allgemeinen Gedanken, man könne und solle dieselbe demonstriren. So lange ich das dachte, war ich ein furchtsamer Disputator; ich muſste redlich gestehn, daſs mir meine Gegner überlegen waren. Sobald ich Paulum verstund, warum er die Predigt vom Verdienste Christi der Weltweisheit opponiret, und unter die Sachen setzt, deren Legitimation man sich nur vergehen lassen muſs, bis sie der Heiland im Herzen macht; und da kein Verstand in der Welt darauf fallen, damit eins werden, und sie gutheiſsen kann; sondern das lediglich durch den Geist Gottes in denen gewirket werden muſs, denen Er es offenbaret: da hörte alle Schüchternheit und Respekt vor Dippeln, und Tausenden seiner Anhänger im geistlichen Stande, gleich auf. Ich hatte vorher gedacht, Dippel stünde mit seiner wunderlichen Meinung allein. Kaum aber hatte ich Paulum verstanden; so merkte ich, daſs Dippel's Anhänger Legion heiſsen: daſs man bald nichts als Dippelianer um sich hätte: daſs es alle unbekehrte Christen im Lehr- Wehr- und Nährstande wären. Diese Heereskraft hätte mich schrecken sollen. Aber, sobald ich meine vorigen Waffen weggeworfen hatte; so war ich muthig. Ich lieſs sie philosophiren: und *ich* predigte das Kreutz. Wenn mich jemand fragte: Warum? so sagte ich: *So stehts geschrieben.* Und dabei bliebs". (Spangenberg, Leben Zinzendorf's, S. 626.). Sein hierin sich aussprechender, wahrhaft menschenfreundlicher, anerkennender, das Gute überall, oft selbst mit Enthusiasmus hervorhebender Sinn muſste vorzüglich geeignet sein, beschränkte Sektirer und Separatisten zu gewinnen, indem er sie häufig durch aufrichtige Bewunderung ihrer Frömmigkeit so an sich knüpfte, daſs es ihm nun leichter gelingen konnte, sie von ihren Irrthümern zu überführen. Auch übte er durch die Beweglichkeit und Lebhaftigkeit seines Geistes, noch mehr aber durch die unerschöpflich reiche, mit der innigsten Menschenliebe verschwisterte Glaubenskraft eine groſse Gewalt selbst über die Gemüther solcher aus, welche von abweichenden, ja wohl entgegengesetzten Ueberzeugungen geleitet wurden; daher er auch mit Katholiken (S. 47 ff.), ja selbst mit Juden (S. 306.), für welche er sogar eine Vorliebe hegte, fast brüderlich verkehrte, welches ihm, so treu er dabei auch seine Ueberzeugung festhielt, doch den Vorwurf des Synkretismus und Indifferentismus zuzog. Dazu kam sein hoher Rang in der Gesellschaft, und es ist, wie der Verfasser sich aus-

Digitized by Google

drückt, (S. 61.) bemerkenswerth zu sehen, wie seine Verhältnisse, welche wegen ihrer Gröfse und Stärke nicht so leicht abzuwerfen waren, ihren durchdringenden Vortheil selbst auf das ihnen entsagende Wirken erstreckten, und als Besiegte den Sieger noch günstig begleiteten. Dabei war sein natürlich fester Wille, der in ihm als Kind (S. 9.) heftig und trotzig hervorbrach, zwar zu der gröfsten Sanftmuth gemildert worden, hatte aber dennoch eine unerschütterliche Festigkeit in Festhaltung des einmal als wahr Erkannten in ihm erzeugt. Daher kam es denn, dafs er mit Männern aller Kirchen und Partheien in vielfacher Verbindung stand, und bei Einigkeit in dem, was er für das Wesentlichere hielt, in allem Uebrigen bedeutende Abweichungen ertragen konnte, dafs er aber auch mit manchen derselben um so härter an einander kam, je mehr er vorher nachzugeben gesucht hatte. So war er in der Schule der sogenannten Pietisten gebildet, und namentlich zuerst durch Speners Aeufserung, dafs der Kirche dadurch am gründlichsten könne geholfen werden, wenn man *ecclesiolas* in *ecclesia* stifte, zu der Art seines Strebens und seiner Richtung gekommen; später aber zerfiel er mit ihnen (S. 151.) wegen ihres beschränkten Formenwesens, indem sie z. B. Niemand als ein Kind Gottes anerkennen wollten, als wer durch einen gewaltsamen Durchbruch und sogenannten Bufskampf zum Glauben gelangt, und hatte nun von allen Partheien Anfeindungen zu erdulden. Dergleichen Erfahrungen mufste er um so häufiger machen, da seine unermüdliche religiöse Thätigkeit und seine Erfindungsgabe, mit welcher er sie zu vervielfältigen wufste, ihn in immer neue Verbindungen verwickelten. So ward er fast, ohne es zu wollen, Begründer einer höchst bedeutenden neuen kirchlichen Form, die nach ihm glücklich fortbesteht, und noch immer segensreich fortschreitet (S. 5.).

Es ist in der That zu bewundern, wie bei doch sehr verschiedener Geistesrichtung Hr. von Varnhagen, welcher freilich durch seine früheren meisterhaft ausgeführten Biographien die höchste Erwartung erregte, auch diese Persönlichkeit so rein, klar und charakteristisch zu zeichnen vermochte, wie sehr er auch schon sonst seine Unpartheilichkeit und seine Gabe, die allerverschiedensten Richtungen gerecht zu würdigen, beurkundet hat. Gewifs wird man es dem Verfasser zugeben müssen, dafs er sein Ziel erreicht habe, wenn er in der Vorrede sagt: „Ich war unbefangen bemüht, ihm seine Voraussetzungen zu lassen, und bin ihm auf seinen Wegen, wie mich dünkt, mit Billigkeit, ja mit Liebe gefolgt, die allerdings schon durch die Wahl eines solchen Gegenstandes bezeugt werden kann". Auch wird man ihm beistimmen müssen, indem er so fortfährt: „Wenn ich auch stärker als dies einem seiner glaubensverwandten Biographen belieben könnte, die Fehler und Schwächen des Mannes hervorgehoben habe, so dürfte er doch darum nicht weniger auch in meiner Schilderung selbst für seine Anhänger ein höchst werthes Bild geblieben sein".

Namentlich ist die Anordnung und Zusammenstellung des fast überreichen Stoffes durchgängig sehr passend, oft sogar ausgezeichnet glücklich, (S. 143. 167.), indem sie klare Uebersichtlichkeit mit lebendigem Fortschreiten der Darstellung zu verbinden weifs. Höchstens könnte der grofse Umfang dieser Schrift von Manchen einen Tadel erfahren, welchen der Verfasser aber schon selbst erwartet, und dem er in der Vorrede (S. VII.) so begegnet, dafs er bekennt, er habe diesem Uebelstande nicht abzuhelfen gewufst, ohne dem Manne, dessen Bild er geben wollte, in diesem ein erhebliches Unrecht zuzufügen. „Das Eigenthümliche, sagt er weiter, liegt hier gerade in der grofsen Fülle der mannigfachen, sich durchkreuzenden, abbrechenden, wiederkehrenden Einzelheiten; die Absichten und Wirkungen Zinzendorf's entfalten sich nicht schlagweise, sondern allmählich in, mit und aus einer unermüdlichen Lebensthätigkeit, die auf alle seine Tage und Beziehungen in unaufhörlich erneutem Fortrücken vertheilt ist, und sich nicht in wenige grofse Haupthandlungen zusammenfassen läfst, sondern wiederholte einzelne Aufzählungen verlangt". Gewifs, es gereicht dem Verfasser zur grofsen Ehre und beurkundet seinen Beruf zum Biographen auf das vollkommenste, dafs er diesen Gesichtspunkt so klar gefafst hat, welcher Ref. durchaus sehr richtig erscheint, daher er mit dem Verfasser urtheilt: „Wer einen Mann wie Zinzendorf kennen lernen, und nicht zum leeren Zeitvertreib einen wieder zerrinnenden Anblick, sondern zu ernster Betrachtung eine dauernde Gestalt gewinnen will, dem darf auch wohl zugemuthet werden, ihn in dem Element aufzusuchen, welches sich als das ihm eigne dargibt". Nur so offenbart sich, wie lebendig der religiöse Sinn Zinzendorf's, wie unermüdlich seine Thätigkeit, wie vielseitig sein Wirken war, und Alles weist, was leider so selten ist,

Digitized by Google

auf einen höheren Mittelpunkt hin, dessen Anziehungskraft gewaltig genug war, um auch die allerverschiedensten Richtungen sich dienstbar zu machen. Diesem vortrefflich angelegten Plane gesellt sich auch eine sehr angemessene äufsere Darstellung. Bestimmt gegliedert und doch ohne zerreissende Abschnitte, welche gerade hier am wenigsten an ihrer Stelle waren, bewegt sich dieselbe in lebendigem Flusse mit bündiger Klarheit fort; des Verfassers Styl ist zwar nicht ganz frei von einer gewissen Sonderbarkeit, und gränzt in einzelnen Fällen selbst ans Gesuchte (S. 57. 214. 217. 220. 229. 330. 450. 455. 458. 486. 491.); indessen im Ganzen ist es die höhere Konversationssprache, welche hier wirklich sehr passend ist, da auch Zinzendorf selbst sich einer solchen bediente, und so in ihr der religiöse Staatsmann immer am bestimmtesten festgehalten wird und am klarsten vor Augen schwebt. Natürlich hat diese Sprache dadurch eine gewisse Erhebung gewonnen, dafs die Gegenstände fast durchgängig einer höheren Welt angehören, und auch der Charakter der Quellen hat denselben eine gewisse leichte Färbung mitgetheilt, welche Ref. bisweilen recht mitten unter die handelnden Personen versetzt hat, mit welchen er zum Theil schon durch früheres Studium von Zinzendorf's Biographien und Schriften vertraut war. Ohne Zweifel ist dieser gehobenere Charakter der Rede auch Ursache geworden, dafs dem Verfasser seltner als wohl sonst triviale und preciöse Ausdrücke entschlüpft sind; auch hat er jene kleinen Ungenauigkeiten des Styls, welche sonst die Konversationssprache entschuldigen soll, fast durchgängig glücklich vermieden.

Die Quellen sind trefflich studirt und oft, wo auf den ersten Blick nur Spangenberg als Führer erscheint, zeigt sich bei näherer Betrachtung, dafs er zwar gebührend benutzt, oft aber aus den eigenen Schriften des Grafen, ja nicht selten unbedeutenden, fast verschollenen Streitschriften vervollständigt oder berichtigt worden (S. 13. 17. 45. 50. 52. 62. 143—46. 324. 416. 422. u. ö.). Höchstens möchte der mit den Quellen Vertraute hie und da manches Ausgelassene nachgetragen, namentlich öfter die individuelle Bezeichnung statt der allgemeinen gewählt wünschen; diefs rührt zum Theil von der etwas vornehmen und daher dann nicht sowohl positiven, als vielmehr die lebendigsten Züge verwischenden Diktion her, gehört aber doch immer zu den seltneren Erscheinungen (S. 342. 381. 461.). So hätte z. B. bei der Darstellung von Zinzendorf's Verhältnifs zu Dippel wohl jenes Ausspruch über ihn: „*Was Spener nicht erweint, das wollte er erlachen*", angeführt zu werden verdient. In Hinsicht auf das Maafs in den Mittheilungen aus den Quellen und besonders in den speciellen Zügen mufs aber freilich der Takt entscheiden und es ist daher nicht darüber zu rechten.

Mit welcher Sicherheit der Verfasser arbeitet, zeigt sich vorzüglich darin, dafs kaum leichte Versehen, geschweige denn eigentliche historische Fehler, welche doch sonst in einem solchen Werke nicht leicht ganz zu vermeiden sind, sich in dieser Schrift finden, indem der Verfasser auch für das Aufsenwerk durch eine genaue Kenntnifs der neueren Geschichte unterstützt ward. Hier in einzelne Punkte einzugehen, welche durchgängig nur Kleinigkeiten betreffen würden, scheint nicht zweckmäfsig. — Vielmehr ist es nur noch schliefslich zu bemerken, dafs der Verfasser glücklich und thätig genug gewesen ist, um selbst noch neue Quellen bekannt machen zu können, welche zur Kenntnifs seines Helden einen in der That sehr charakteristischen Beitrag abgeben. Es sind diefs mehrere Briefe an den König Friedrich Wilhelm I. von Preufsen nebst den sehr bezeichnenden Antworten darauf (S. 212. 230. 235. 316—320.): eine Korrespondenz, welche Zinzendorf in seinem Verhältnifs zu den Grofsen der Erde auf ganz besonders würdige und liebenswerthe Weise zeigt, und beiden Theilen die gröfste Ehre macht.

Wollte Ref., welcher, um nicht zu weitläuftig zu werden, sich, wenn auch ungern, aller Mittheilung einzelner Stellen enthält, nur die allergelungensten, in welchen zum Theil durch die Zusammenstellung selbst die Thatsachen in neuem Lichte erscheinen (58. 65. 109. vgl. 114. 123—25. 155. 166. 229. 268 ff. 426. 496. 506.) vollständig anführen, so würde auch selbst diefs zuviel Raum einnehmen und zwecklos sein, da derjenige, welcher sich für den Gegenstand interessirt, mag es aus dem Gesichtspunkt der Bildung oder insbesondre aus christlichem Interesse sein, sicher das Buch nicht ungelesen lassen wird. Ref. wenigstens bekennt, dafs er dieses Buch, obgleich es, wie der Verfasser bemerkt, kein Erbauungsbuch für bestimmte Glaubensfreunde sein sollte, mit wahrer Erbauung gelesen und hofft, dafs es mehr beitragen wird Christum zu predigen, als viele Predigtsammlungen und ascetische Schriften. Möchten doch noch recht viele ähnliche Gaben zur Förderung

Digitized by Google

eines wahrhaft christlichen Sinnes geboten und alle ebenso von ernstem wissenschaftlichen Geist und lebendiger christlicher Ueberzeugung beseelt sein!

Das Aeufsere dieser Biographien ist bekanntlich ziemlich gut, der Druck, wenn auch nicht ganz rein, doch correkt und anständig.

L. Pelt.

VI.

KRIST. Das älteste von Ottfried im neunten Jahrhundert verfafste, hochdeutsche Gedicht, nach den drei gleichzeitigen, zu Wien, München und Heidelberg befindlichen Handschriften kritisch herausgegeben von E. G. Graff. (Mit einem Facsimile aus jeder der drei Handschriften.) Königsberg 1831. Im Verlage der Gebrüder Bornträger.

Wenn es nicht zu gewagt ist, die wissenschaftlichen Erscheinungen eines ganzen Zeitraums mit Einem Worte zu charakterisiren, so möchte man die neueste Zeit der Literatur, die Zeit unsers eignen Strebens, die *kritische* nennen können. Dafs sich eine solche Zeit auch das Begreifen der Sprache zum Ziel gesetzt hat und dies Begreifen in jeden Zweig der Wissenschaft hinüberströmen läfst, liegt in dem Ausspruche selbst. Frei von jedem fesselnden Zwange, von den Hemmschuhen einer einseitig erfundenen Terminologie, sucht sie die Sprache als die Vermittlerin im geistigen Verkehr, als verkörperte Idee zu begreifen, und so in derselben den Entwicklungsgang des menschlichen Geistes zu erkennen. Eine solche Zeit ringt auch nicht allein für entfernte Zeiträume! sie bringt sich das Erworbene möglichst schnell zum Bewufstsein. Für die Richtigkeit dieser Ansichten zeugt der Geist unserer Tage. Ueberall ein reges Streben nach Wahrheit und Klarheit, nach Einfachheit und Natürlichkeit in allen denen, die sich der Zeit nicht zu sehr entfremdet haben; — überall ein gewaltiges Ringen nach Zwanglosigkeit, Leichtigkeit, Verständlichkeit in Lehrenden und Lernenden; — überall ein unermefsliches Fortschreiten in gediegener, gründlicher, sicherer Darstellung aller Sprachen und ihrer Erzeugnisse. — Fragen wir nach der Ursache dieser grofsartigen Erscheinung, die vorzüglich von *Deutschland* aus sich über die civilisirten Völker verbreitet, so können wir sie freilich zum gröfsten Theil in der Erscheinung des ewigen Fortschreitens der Menschheit suchen; einen sehr grofsen Einflufs auf dies Fortschreiten hat aber die kritische und historische Auffassung und Bearbeitung des Gesammtgebietes der Deutschen Sprache und Literatur gehabt. Sollte nämlich das Studium der Germanischen Sprache und Literatur die reifsten Früchte tragen, so mufste es zuvor nach allen möglichen Richtungen hin gefördert, der Vollendung nahe und zum klaren Ueberblick gebracht werden. Das Gebiet der *Grammatik* ist von Grimm zu einer früher nicht geahndeten Höhe gebracht; die *Kritik* hat in Lachmann vorzüglich ihren Repräsentanten gefunden. Nur Ein Hauptgegenstand der sprachlichen Forschung hat noch nicht den Grad der Vollkommenheit erreicht, der mit den übrigen Ergebnissen in völligem Einklange stände: die *Lexikographie*, — obgleich das etymologische Studium ein wahrhaftes Interesse gewonnen und unglaubliche Fortschritte gemacht hat. Sollen wir auch hier einen Grund angeben, so suchen wir ihn darin, dafs die Deutschen Mundarten, namentlich die *althochdeutsche*, ihre Schätze noch nicht lexikalisch geordnet haben. Der AD. Sprachschatz, kritisch und etymologisch geordnet, wird erst zu den Resultaten führen, welche die Deutsche historische Grammatik die literarische Welt hat ahnden lassen. Jener wird selbst für den noch nicht Eingeweihten den Schlüssel zu dieser geben und alle die vielen Sprachgelehrten und Sprachfreunde von dem überzeugen, was sie bis dahin nicht haben glauben wollen oder was zu heben ihnen zu schwer gewesen ist; denn die Lexikographie ist der Grundstein des grofsen Baues der Sprachkunde. Dieses erste und wichtigste Werk für die Sprachforschung, die Ordnung eines AD. *Sprachschatzes* beschäftigt den wackern Graff, der schon früher als ersten Vorläufer zu diesem Werke die „*Althochdeutschen Präpositionen*" erscheinen liefs, schon seit beinahe einem Jahrzehend; ihm zu Liebe unternahm er von 1825 — 1827 seine grofse literairische Reise, deren reiche Früchte er in den drei Bänden seiner *Diutiska* der Welt mitgetheilt und angedeutet hat.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 9.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1831.

KRIST. Das älteste von Otfrid im neunten Jahrhundert verfaſste, hochdeutsche Gedicht, nach den drei gleichzeitigen, zu Wien, München und Heidelberg befindlichen Handschriften kritisch herausgegeben von E. G. Graff.

(Schluſs.)

Eine reine, unverfälschte Mittheilung und kritische Bearbeitung sämmtlicher AD. Quellen ist aber für den AD. Sprachschatz und dessen Studium unerläſslich, und soviel auch dafür von Graff selbst, von den Gebrüdern Grimm, von Hoffmann, Maſsmann, u. A. geschehen ist, so fehlte doch bisher eine brauchbare Ausgabe des „Hauptdenkmals der althochdeutschen Sprache", — der Evangelienbearbeitung des Otfrid (des Krist, wie der Titel treffend lautend), die nicht allein für die AD. Sprache, sondern auch in jeder literarischen Beziehung von der gröſsten Wichtigkeit ist.

Eine solche kritische Ausgabe des ältesten hochdeutschen Gedichts und selbständigen vollendeten Werkes bietet uns nun Graff in dem vorliegenden Buche, als wahren Vorläufer und reichste Quelle zu seiner verheiſsenen gröſsern Arbeit. Sie that in jeder Hinsicht Noth; denn wir besitzen jetzt nur noch Eine gangbare Ausgabe, von Scherz (1726) in dem Schilterschen Thesaurus, die aber unsern Anforderungen durchaus nicht genügen kann, da der Text ohne die nothwendigsten Hülfsmittel aus der ganz unbrauchbaren Ausgabe des Flacius Illyricus (1571) durch Correkturen hervorgegangen ist, wenn auch die Noten für die damalige Zeit manches Gute enthalten und Anerkennung verdienen. Man vgl. hierüber: „*Ueber Otfrid*", die neueste Geschichte des Otfridschen Textes in Hoffmanns Fundgruben, 1830, I, S. 38—47. — Was nun die vorliegende Ausgabe von Graff betrifft, so meinen wir, daſs sie eben so tüchtig und vollkommen ihrem innern Gehalt nach ist, als ihre äuſsere Ausstattung würdig, ja prachtvoll genannt werden muſs, — ein erfreuliches Zeichen der Zeit. Auſser dem innern Berufe zu einer solchen Arbeit kann man in unsern Zeiten von einem Herausgeber des Otfrid verlangen: Kenntniſs sämmtlicher handschriftlicher Hülfsmittel und den gehörigen kritischen und grammatischen Takt.

Was das erste Erforderniſs betrifft, die Kenntniſs sämmtlicher handschriftlicher Hülfsmittel, so war diese um so nöthiger, da mit Ausnahme der kritisch-grammatischen Forschungen Grimm's, alles Frühere nicht Gewähr leistete: es muſste also aus allen vorhandenen Hülfsmitteln eine ganz neue Ausgabe hervorgehen. Graff war der Mann, der dies leisten konnte: er studierte, mit seiner ausgezeichneten Handschriftenkunde, alle drei, noch vorhandenen Handschriften selbst genau und umsichtig; — Graff war der Mann zu diesem Werke, da die gelehrte Welt sich allerdings auf die Kenntniſs und Einsicht desjenigen muſs verlassen können, der aus den Quellen edirt. Und so müssen wir dem Herausgeber den innigsten Dank dafür zollen, daſs er uns ein Werk nicht vorenthalten hat, zu dem wohl wenige Andere gerüstet waren.

Die zweite Anforderung an einen Herausgeber des Otfrid, rechte kritische und grammatische Tüchtigkeit, steht wohl noch höher, als die erste. Hat Otfrid in seiner Schreibweise Eigenthümlichkeiten? Welcher Art sind sie? Welchen Werth haben die Handschriften an und für sich und im Verhältnisse zu einander? Was muſs in zweifelhaften Fällen den Ausschlag geben? — Diese Fragen und mehrere der Art drängen sich bei der Herausgabe des Otfrid fortwährend auf. Graff hat sie alle durch die That genügend beantwortet.

In den neuern Zeiten ist für alle, in Oberdeutschland bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts abgefaſsten Denkmäler der Ausdruck „*althochdeutsch*" vorherrschend geworden. Diese Benennung ist zwar für die allgemeine Bezeichnung des ganzen Zeitraums ausrei-

Digitized by Google

chend, dennoch ist eine Abweichung der verschiedenen Schriftwerke aus derselben Zeit unter einander zu offenbar und ein einseitiges grammatisches System durchaus nicht als entscheidende Norm für die Ausdrucksweise der ganzen Zeit, nicht einmal des neunten Jahrhunderts, anzunehmen. Und doch redet man oft sogar von einem „Strengalthochdeutsch". Vielleicht giebt uns die sorgfältige Herausgabe der verschiedenen AD. Denkmäler noch Licht über das Verhältnifs der einzelnen Mundarten und Schriftstellereigenthümlichkeiten, wie es gegenwärtig schon mit unserm Otfrid der Fall ist. Was man strengalthochdeutsch nennt, zeigt sich vorzüglich in den vielen *Glossen*, wenn auch diese in den verschiedenen Handschriften unter sich wieder abweichen, ferner in den *Hymnen*, die uns Grimm vor kurzem wiedergeschenkt hat, in der *Exhortatio*, und in andern kleinern Denkmälern der frühesten Jahrhunderte. Alle diese Denkmäler scheinen aus Einer grofsen Schule hervorgegangen zu sein, aus den Fränkischen Kirchenschulen Carls des Grofsen, deren Mittelpunkt Hrabanus Maurus ist. Und so kämen wir vielleicht auf den Schlufs, dafs das eigentliche *Althochdeutsch* die vorherrschende (angelernte) Sprech- und Schreibeweise der *Ostfränkischen* Kirchen- und Klosterschulen des neunten Jahrhunderts sei, — die Sprache der Gelehrten, um sich so auszudrücken, aus der Schule des Hrabanus Maurus, die sich vielleicht durch den Verlauf der Zeit und durch Abschreiber in manchen Handschriften anders gestaltete: allerdings können wir annehmen, dafs die Lehrstühle des Hrabanus und seiner Freunde eine Art eigner Schule bildeten. — Von dieser strengalthochdeutschen Schreibart weichen aber manche Denkmäler derselben Zeit mundartlich bedeutend ab, wie z. B. Isidor und unser Otfrid. Zwar, — und dies scheint uns entgegenzustehen, — nennt Otfrid sein Werk selbst ein *francisce compositum;* aber sicher waren der Ostfränkische und Westfränkische Dialekt von einander verschieden, der freiere Otfrid war kein Ostfranke, war selbst ein Bildner der *lingua inculta et indisciplinabilis* und steht am Ende des neunten Jahrhunderts, wo die „Uebergänge zu der „spätern Sprache bereits hervorbrechen".

Dennoch mufste, bei der gründlichsten Auffassung des strengalthochdeutschen Wesens, die ganze Eigenthümlichkeit Otfrid's aus den vorhandenen Quellen aufgefafst und reproducirt werden. Graff hat diese Aufgabe gelöst, nämlich: „Otfrid's Werk als ein althoch„deutsches des neunten Jahrhunderts, mit allen bereits „hervorbrechenden Uebergängen zu der spätern Sprache, „und wieder nicht als gemeinalthochdeutsches Sprach„denkmal dieser Zeit, sondern eben als ein Otfridi„sches mit allen Eigenthümlichkeiten und Schwankun„gen seines Dialekts, gereinigt von den Entstellungen „der Abschreiber, herauszugeben". Ein günstiger Umstand für die Bearbeitung der Otfridschen Evangelien ist der, dafs die drei vorhandenen Handschriften des ganzen Werks wenig jünger sind, als das Original (S. XV.). Das Verfahren, den Otfridschen Text möglichst rein wiederzugeben, ist freilich einfach, erfordert aber einen hohen Grad von Tüchtigkeit. Graff legte natürlich die reinste Handschrift, die Wiener, zum Grunde, prüfte sie und gab, nach allen Regeln einer gesunden Kritik, was aus ihr, in Uebereinstimmung mit den beiden andern (der Heidelberger und der Freisinger) sich als Otfridisch ergab, mit Ausscheidung aller Irrungen der Abschreiber und aller offenbaren Eigenthümlichkeiten derselben. Auf diese Weise ist denn der Text des Otfrid wieder hergestellt und uns zugleich der Dichter ganz wieder geschenkt. Das *Lautsystem* des Otfrid, welches Graff durch das vergleichende Studium der Handschriften gefunden und für die Wiederherstellung des Textes angewandt hat, theilt er in der Vorrede mit. Es sind sichere Ergebnisse aus der Uebereinstimmung der Handschriften, die wiederum Grundlage für den hergestellten Otfrid geworden sind. Sollen wir über diesen Schatz von Kriterien kurz unsere Ansicht mittheilen, so sprechen wir nur aus, dafs Graff's gründliche *Studien der Handschriften* alle die tiefgehenden, grammatischen Untersuchungen und Regeln bestätigen, welche Grimm in so grofser Fülle in seiner Grammatik niedergelegt hat, ohne dafs jener auf diesen zurückgegangen ist. Nicht weniger ist für die neue Ausgabe und ihre Vorzüge ein Probierstein die Episode, welche Lachmann in *Specimina linguae francicae, Berolini* 1825, als Probe mittheilt. Man vgl. nur z. B. Graff S. XX. und Grimm Gr. S. 157. über das Lautverhältnifs der Lingualen; — Graff S. XXII. über Wachar und Grimm Gr. S. 194.; — Graff S. XXIV. über *ia, io, iu* und Grimm Gr. S. 107. (Lachmann hat noch v. 83 lioben, v. 47 diofen). Eine ins Einzelne gehende Prüfung über den Grund der Uebereinstimmung und etwanigen Verschiedenheit der Ansichten Grimm's und Graff's liegt nicht in unserm Plane. Es bedarf auch

Digitized by Google

keines weitern Beweises für die Besonnenheit und Tüchtigkeit der Arbeit des Herausgebers, welche die hohe Achtung für denselben wo möglich noch steigern muſs. Wir fügen nur noch die Bemerkung hinzu, daſs er den ganzen Otfrid aus den Handschriften mit den für die Deutsche Verskunst so wichtigen *Accenten* versehen hat, die ihren wahren Würdiger wohl nur in Lachmann finden werden und recht bald finden mögen. Nur wünschen wir, daſs uns der Herausgeber die vollständige Darlegung und Zusammenstellung sämmtlicher Gründe, die ihn bei der Constituirung des Textes leiteten, die Kriterien, das Glossar, die Grammatik, die Metrik des Otfrid nicht vorenthalten möge und seines Gesundheitszustandes wegen nicht vorenthalten müsse.

Auſserdem enthält die Vorrede noch belehrende vergleichende Bemerkungen über den Wohllaut, die grammatischen Verhältnisse, die Klarheit der Wurzeln und Bildungen, überhaupt über die „Lebensfülle" der altdeutschen, namentlich der Otfridschen Sprache und ihre Unentbehrlichkeit für das Erkennen der Schwestersprachen, — Bemerkungen, die sich in's Unendliche vermehren lassen könnten.

Sind wir auch nicht der Meinung des Herausgebers, das hohe Interesse des Werkes lasse die Nothwendigkeit erkennen, „die Lesung und Erklärung des Ot„frid zu einer stehenden Lection *auf* der Universität „und *den obern Classen der Gymnasien und höhern „Bürgerschulen (?)* zu machen", — so ist doch so viel gewiſs, daſs, wie einst Graff's Sprachschatz, der sehnlichst erwartet wird, so auch der Krist in den Händen eines Jeden sein muſs, dem Sprache und Literatur nicht gleichgültig ist.

G. C. F. Lisch.

VII.

Vorlesungen zur Aesthetik, vornehmlich in Bezug auf Goethe und Schiller, von Dr. W. E. Weber, Professor, Director der Gelehrtenschule zu Bremen. Hannover 1831, bei Hahn.

Vorliegende Vorlesungen sind in den Museen zu Frankfurt a. M. und Bremen gehalten worden vom Jahre 1824 an, vor einem aus Männern und Frauen gemischten Publikum. Es begegnet uns in denselben ein so begeisterter Sinn für das Schöne und die Kunst und eine so gediegene Vertrautheit mit der alten und neuen poetischen Literatur, daſs die Zueignung an den berühmten Kunstrichter A. W. v. Schlegel nicht unpassend erscheint, und ihre Verbreitung wünschenswerth ist. Wenn man die mancherlei Klagen über den Verfall der Kunstkritik und der Poesie selbst bedenkt, welche sonderbarerweise manchmal sogar von denen kommen, welche zu diesem Verfalle beitragen, so möchte man glauben der Einzelne übernehme eine undankbare Mühe, mit einer einzelnen Schrift sich entgegenstemmen zu wollen. Ref. kann eine solche Bemühung nicht für vergeblich halten, weil er jene Klagen nicht ihrem ganzen Umfange nach für gegründet zu halten vermag.

Die erste Vorlesung ist überschrieben: zur Beurtheilung Goethe's in Bezug auf Schiller; welches Thema in der zweiten fortgesetzt wird. Der Verf. tritt mit beredten Worten der Sucht die Dichter zu klassificiren entgegen, und will Goethe nicht in dieser Hinsicht mit Schiller verglichen wissen. Darin hat er unsers Erachtens ganz recht, weil es bei groſsen aber verschiedenartigen Geistern immer mit dem Stellen des einen über den andern eine miſsliche Sache bleibt. Da Schiller über Goethe von manchen gesetzt ward aus dem bei der Menge leicht Eingang findenden Grunde, als sei er in seinen Dichtungen moralischer, so bekämpft der Verf. die Ansicht, es müsse die Poesie der Moral dienen, und setzt auseinander, wie Poesie, welche die Seele in das Gebiet des Schönen erhebt, selbst moralisch sei im höheren und wahren Sinne, und wie es ihr nicht zugemuthet werden könne, eigentlich moralische Belehrung zu übernehmen. Die wahren Freunde der Poesie wissen dies zwar, und ihnen sagt der Verf. nichts Neues, aber dem groſsen Publikum kann man diese Sachen nicht zu oft wiederholen und kaum breit und weit genug auseinandersetzen. Die welche die Poesie in ihrem wahren Wesen nicht erkennen und davon ergriffen werden, suchen Ideen und Gefühle darin, welche sie sich aneignen können oder woran sie sich einen Augenblick freuen mögen. Stoſsen solche nun bei ihrem zusammenhanglosen Lesen auf etwas, was mit ihren moralischen Ansichten im bürgerlichen Leben nicht übereinstimmt, so gleicht es sich für sie nicht in dem ganzen Kunstwerke wieder aus, sondern bleibt ihnen ein Aergerniſs. Aus diesem Grunde wäre zu wünschen gewesen, der Verf. hätte sich bei dieser Gelegenheit etwas weitläufiger über das Wesen der Poesie als Gestaltung der Ideen ver-

Digitized by Google

breitet, und dafs, wer diese zu erkennen nicht den Sinn hat, sich des Urtheils enthalten müsse, weil ein wahrer Dichter nicht nach Einzelheiten beurtheilt werden kann.

Da Goethen aufser dem Vorwurf, dafs seine Dichtungen nicht immer genugsam moralisch seien, auch die Ungunst mancher zu Theil geworden, weil er ihnen nicht patriotisch genug ist, so hätte Hr. Weber noch genügenden Stoff zu einer Vorlesung gefunden, welche sich passend und höchst zweckmäfsig an die vorigen angeschlossen hätte. Besonders würde eine Widerlegung der ganz subjectiven Kritik des geistreichen Börne, welcher selbst die Poesie immer zuletzt auf seine Ansichten über Völkerleben und Entwicklung der Gesellschaft bezieht, zu Aufklärungen über diesen Punkt sehr geeignet sein. Doch um auf das, was der Verf. wirklich geleistet hat, zurückzukommen, so findet Ref. in beiden Vorlesungen nur zwei Stellen, welche er nicht ganz billigen kann. Die erste lautet. „Man könnte Goethe und Schiller mit den zwei gröfsten Geschichtschreibern des Alterthums, mit Thucydides und Tacitus, vergleichen. Die Gattung des Griechen ist episch-objectiv, des Römers subjectiv und lyrisch; jener läfst uns über der plastischen Herrlichkeit, mit welcher der Gegenstand seiner Darstellung sich heraushebt, seine Person gänzlich vergessen; in diesem tritt aus dem grandiosen Gemälde der furchtbaren Zeiten, die er schildert, nichts lebendiger und theilnehmender anregend hervor, als die erhabene Individualität des Geschichtschreibers". Ref. ist der Meinung, dafs solche Vergleichungen, wenn sie auch im Allgemeinen etwas Wahres an sich enthalten, dennoch sehr wenig nützen, dagegen aber das Urtheil eher verflachen als schärfen, weil sie auf etwas Allgemeines hinlenken, und dem Classificiren, welchem Hr. Weber abhold ist, förderlich sind. Die zweite Stelle lautet: „Dafs aber das Genie Schillers in seinen Grundzügen dem Goethischen nah verwandt und eine Zeit vorauszusehen war, da so zu sagen die beiden Sterne in Conjunction getreten wären, davon giebt ein Zeugnifs die durchaus tüchtige, in kraftvoller Objectivität gehaltene, einen höchst bedeutungsvollen plastischen Gesammteindruck zurücklassende Durchführung des Wilhelm Tell, des preiswürdigsten Erzeugnisses der Schiller'schen Muse, welches der Iphigenia, dem Tasso, der natürlichen Tochter unendlich näher steht, als irgend eines der früheren, durch so manche schöne Einzelheit auch einen strengen Geschmack bestechenden Stücke u. s. w." Ref. kann diese Ansicht nicht theilen, und ist der Meinung, dafs die Unrichtigkeit derselben selbst für den, welcher keine genaue Kenntnifs der Werke dieser beiden Dichter besitzt, allein schon hinlänglich aus den Briefen derselben, welche sie mit einander wechselten, hervorgehe. Es würde in der That eine wunderbare Erscheinung sein, dafs ein Mensch die angeborenen Kräfte seines Geistes in andere, welche ihm fremd sind, umwandelte, aber wir haben bisjetzt keinen Grund die Möglichkeit dieses Phänomens zu glauben, wie grofs auch der Einflufs des Lernens und Uebens sein möge. Zum Schlusse der beiden ersten Vorlesungen spricht der Verf. noch einige beredte Worte über falsche romantische Bestrebungen, und über die Ungerechtigkeit derer, welche das Nibelungenlied über Homer als Epos stellen wollen, und meinen es könne dasselbe, wenn es verbreitet werde, die Stelle eines Nationalepos werden. Allerdings kann eine Reihe epischer Lieder oder Romanzen, welche eine Begebenheit aus der Vorzeit, woran nicht die ganze Nation Theil nahm, und welche ohne eigentliches Nationalinteresse war und ist und worin nicht ein Zeitalter in seinem ganzen religiösen häuslichen und öffentlichen Leben geschildert ist, keineswegs ein eigentliches Epos weder genannt werden noch ersetzen. Nur dadurch, dafs Homer das Leben der Griechen auf einer bestimmten Stufe wahr und den Griechischen Charakter treu darstellte, Gefühle, Denkweise, Sitten und Glauben vollständig schilderte, blieb er ein ächtes Nationalbuch der Griechen, welche sich in diesen Dichtungen heimisch fühlen mufsten. Ja Homer kann die abendländischen Völker meist mehr ansprechen, als ihre eigenen epischen Dichtungen, weil keins derselben die Menschen in Allgemeinen so wahr und treu in den einfachen natürlichen Beziehungen zu einander und die menschliche Natur so umfassend und richtig schildert. Wenn Hr. Weber schliefslich gegen die Liebelei schwacher Naturen mit dem Mittelalter eifert, so erkennt er doch auch einiges Gute dieser Zeit an, übergeht aber das Wesentlichste, dafs die Menschen nämlich wirklich von ernsten Ideen mächtig angeregt wurden, und bei einem kräftigen Wesen in Abwesenheit mathematischer Staatstheorieen gewöhnlich praktischer und der menschlichen Natur angemessener im Leben strebten, als es heutzutage häufig der Fall ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 10.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1831.

Vorlesungen zur Aesthetik, vornehmlich in Bezug auf Goethe und Schiller von Dr. W. E. Weber.

(Fortsetzung.)

Darum sind die Einrichtungen jenes Zeitraums so tiefgewurzelt, dafs der Kampf gegen dieselben, auch da, wo sie sich überlebt haben, ein schwerer ist, welcher, Schwierigkeit von den Bekämpfenden gewöhnlich andere Gründe untergeschoben werden, wodurch sie in Betreff der Mittel so oft irre geführt werden.

Auf die Vorlesungen über Schiller und Goethe folgen zwei über Goethe's Tasso, und den Hauptgesichtspunkt des Verfs. erfahren wir in folgenden Worten: „Die Grundidee unseres Drama's dürfte sich, alle historischen und psychologischen Gesichtspunkte zusammengefafst, dahin aussprechen lassen, dafs uns hier der Schiffbruch der idealischen Welt, wenn sie auf ihren Bahnen den Conflikt mit der wirklichen nicht meidet, anschaulich gemacht werden soll". Nach diesen Worten schildert der Verf. die, welche das Gegebene in der Welt festhalten, die Stationären, und die welche von den Gesetzen der Vernunft ausgehend jenen entgegen treten, und verjährte Einrichtungen bekämpfen, damit der Idee der Sieg werde. Ref. gesteht, nicht recht einzusehen, wie der Verf. in diesem eigenthümlichen politischen Streit, welcher mit der wahrhaft idealen Welt nichts gemein hat, weil er sich nicht auf das Streben höherer Geisteskenntnisse und die Sehnsucht nach Unvergänglichem bezieht, sondern irdische Behaglichkeit und Abwehr von Unbilden zum Zweck hat, die Basis für die Ausführung jener Grundidee finden will. Selbst der Ausführung dieser den wahren Gesichtspunkt etwas verrückenden Abschweifung ist der Verf. nicht ganz consequent geblieben. Wenn wir es als die nothwendige Eigenschaft der idealen Lebensrichtung betrachten müssen, dafs sie ankämpfe gegen die Anordnungen der bürgerlichen Gesellschaft, welche als Ausflüsse alter Usurpationen und durch die Länge der Zeit verschobener Grundbedingungen erscheinen; wie die Bevorrechtung einzelner Stände, die Ungleichheit des Rechtes, und jede Maafsregel, die auf Verrückung eines ursprünglichen Verhältnisses, der Gleichheit der Menschennatur, auf die Begünstigung des Einen Theiles und die Begünstigung des andern in jeder geistigen Hinsicht hinausläuft, wenn wir dies als Wesen der idealen Lebensrichtung betrachten müssen, wie kann der Verf. folgendes hinzufügen: „Denn das Mifsverhältnifs im Stande der Vermögen kann ohne Inconsequenz hieher nicht gezogen werden. Dafs Einer nichts hat, daran tragen die andern so lange keine Schuld, als sie ihn nicht nöthigen wollen, auch nichts zu erwerben: das Recht aber auf Besitz führt die Eifersucht darauf, und folglich den Eigennutz von selbst herbei, und des andern Eigennutz gelten zu lassen, sieht sich jeder gezwungen, der den seinen sich nicht verkümmern mag". Wer das Positive nicht gelten lassen will, sondern alles streng nach Verstandesgesetzen und schonungslos nach abstrakten Ideen formen will, wird gewifs nicht die Ungleichheit des Vermögens als recht anerkennen, und die Gesetzgebung, welche die Lykurgische heifst, widerstrebte dieser Ungleichheit, so wie auch in den neuesten Zeiten Sekten bekannt sind, welche gegen sie ankämpfen wollen. Der Verf. vermischt daher diejenigen, welche wirklich durchaus nach dem streben, was sie die Verstandesanforderungen in den gesellschaftlichen Einrichtungen nennen, mit denen, welche das anfeinden, was ihnen unbehaglich ist, unbekümmert um die Anforderungen des Verstandes in Betreff dessen, was sie besitzen und hoch halten. Die Zahl dieser unlautern Egoisten ist freilich ungeheuer grofs, aber ihre Reden dürfen uns nicht verführen sie unter die zu zählen, welche das gesellschaftliche Leben nach den Forderungen des Verstandes geformt wissen wollen. „Diesen Widerstreit nun zwischen

Digitized by Google

der Welt der Idee und der Welt des Gegebenen, und den schmerzlichen Anblick einer Niederlage der ersten durch die zweite, bringt uns Goethe's Tasso vor die Seele. In die höchsten Sphären beider Welten verlegt, ist die Darstellung dieses Widerstreites zu einem desto tieferen und reineren Eindrucke geeignet". — Nach welcher Seite hin man diese Ansicht prüfe, erweist sie sich als unrichtig. Erstlich zeigt Tasso kein Bestreben den gesellschaftlichen positiven Einrichtungen den Krieg zu erklären und das Gewordene, welches der Vernunft nicht entspricht, nach ihr umzubilden, folglich ist die ganze Einleitung, welche sich auf diesen Kampf bezieht, nicht nur überflüssig, sondern irreleitend für den, welcher nicht einsieht, dafs sie überflüssig sei. Es liefse sich nur noch annehmen, Tasso unterliege der Wirklichkeit, weil ein hohes geistiges Streben mit derselben sich nicht verträgt, und erwecke so ein tragisches Mitleid durch die schmerzliche Betrachtung, dafs das Geistige, sich über die Welt Erhebende gegen die Gesetze derselben leicht anstofse und scheitere. Auch davon ist nichts, gar nichts in Goethe's Tasso zu finden. Woher soll nun das eigentlich Tragische kommen, und wo finden wir das Schicksal in dieser Tragödie, wie der Vf. sie nennt? Wer tragisches Mitleid empfinden soll, mufs den Menschen mit seinen menschlichen Anlagen mit dem Schicksal im Kampfe sehen, so dafs er in dem Unterliegenden sein Ebenbild erblickt, sich in seine Lage versetzen kann, und sich gleichsam von dem Furchtbaren des Geschicks bedroht sehe. Die Leiden, welche einen Dichter wegen seiner poetischen Anlage betreffen können, sind durchaus nicht geeignet tragisches Mitleid zu erwecken, sondern wir nehmen nur ernsten Antheil an ihm, insofern der Mensch in ihm gekränkt wird. Das Talent Phantasiegebilde zu erzeugen und den Ideen Form zu geben, erscheint nicht als dem Menschen unerläfslich, so dafs das Mifslingen des poetischen Wirkens und Unfälle, welche den Dichter nur als solchen, nicht aber als Menschen treffen, keineswegs als ein menschliches Schicksal erscheinen. Wer durch die Leidenschaften, welche in aller Menschen Herzen wohnen, mit dem sogenannten Schicksal oder mit der Ordnung der Dinge zusammenstöfst und unterliegt, wird, wenn er durch einen edlen oder grofsartigen Charakter unsers Mitleids würdig ist, tragisches Mitleid erwecken können. Wer in dem Streben grofsartige Ideen, welche die Menschen als wahr und vortrefflich anerkennen müssen vermöge ihrer Natur, im Leben zu verwirklichen sucht, kann, wenn er damit scheitert, ein Gegenstand einer würdigen Tragödie werden, aber nicht derjenige, wer mit einer Fähigkeit, welche von den Menschen als etwas speciellen betrachtet wird, ein unangenehmes Leben findet. Ihm wenden wir für die Leiden einiges Mitleid zu, weil er ein Mensch ist, erkennen aber, was z. B. der Dichter in seinem Innern leidet, weniger an, weil wir dies Leiden als eingebildet, nicht als dem Menschen natürlich betrachten. Es kann daher ein Dichter, Mahler u. s. w. als solcher kein Gegenstand der Tragödie werden, und wenn es einem solchen nicht glückt, weil er unter Menschen lebt, welche seine Fähigkeit weder erkennen noch aufmuntern, so kann dies nicht als ein Sieg des Realen über das Ideale erscheinen, in dem Grade, dafs ein tragisches Schicksal einträte. Sogar wenn die Verletzung eines Dichters als solches erscheinen könnte, würde dennoch Goethe's Tasso nicht das darstellen, was der Verf. darin zu finden geglaubt hat, denn weit entfernt, dafs Tasso abgehalten wird, sein dichterisches Talent zu entfalten, wird im Gegentheil viel gethan, ihn aufzumuntern. Ein Fürst bemüht sich um ihn und sucht ihm das Leben angenehm zu machen, eine Fürstin neigt sich auf das freundlichste zu ihm hin, und er wird freundlich über die Sorgen des Lebens gehoben. Also seinem idealen Streben tritt man nicht entgegen. Ein Staatsmann am Hofe des Fürsten sieht die Gunst, welche ihm zu Theil wird, mit Eifersucht, und will ihn darin beschränken, und da Tasso wirklich in seinem Betragen Blöfsen giebt, so verliert er das schöne Glück, als Mensch in einem menschlichen Bestreben ward er nicht vernichtet. Damit kann der Dichter keine Tragödie haben geben wollen oder hat wenigstens keine gegeben, am allerwenigsten in dem Sinne, welchen Hr. Weber angegeben hat. Den einzigen Zug, welcher wirklich zum Tragischen geeignet wäre, wenn er vollständig ausgeführt wäre, so dafs er eine tragische Katastrophe bildete, ist Tasso's Liebe zur Prinzessin. Da sich hier die Verhältnisse der Liebenden ihrer menschlichen Neigung entgegenstellen, so ist ein Element vorhanden, welches zur tragischen Erschütterung und zum edlen Kampfe des Menschen gegen feindliche Verhältnisse geeignet ist, und eine Katastrophe „welche den Menschen erhebt, wann sie den Menschen zermalmt". Doch selbst dies Element hat der Dichter nicht tragisch durchgeführt, und es ist demnach gar nichts vorhanden,

Digitized by Google

was dies Drama als eine wirkliche Tragödie könnte erscheinen lassen. Wer dasselbe ohne Vorurtheil liest, wird nie etwas anderes darin entdecken als die Schilderung des Dichtergemüthes in seiner ganzen Reizbarkeit, welche am stärksten hervortritt, wo dem Dichter der Weltmann entgegen tritt. Kein Leser kann es sich verbergen, dafs Tasso ein durch alles Aeufserliche reich begünstigtes Leben führen könnte, wenn nicht jene eigenthümliche Reizbarkeit ihn gleich aufregte, sobald nur ein geringer Anlafs sich zeigt, und ihn auf krankhafte Weise die Menschen und seine Beziehungen zu ihnen mifsverstehen liefse. Wenn man auch eine solche Reizbarkeit bedauern kann, so ist man doch nicht geneigt, die dadurch für das Individuum entstehenden Unannehmlichkeiten für ein eigentliches feindliches Schicksal zu halten, weil man sie an demselben nie billigt, sondern wegen sonstiger liebenswürdigen Eigenschaften verzeiht. Selbst darin hat Hr. Weber Unrecht, wenn er sagt: „Tasso ist ein Kind, wie alles Gröfste und Höchste der Menschheit kinderhaft ist, wie den Kindern das Reich Gottes gehört. Vor der göttlichen Macht dieses Kinderwesens beugt sich der Verstand und die Weisheit aller dieser würdigen, ernsten, gesetzten Personen". Unter einem kindlichen Gemüthe denkt man sich ein Gemüth ohne Falsch und Argwohn, welches sein Wesen unversteckt zeigt und an die Unschuld der Handlungen und Gesinnungen Anderer glaubt, weil Falschheit ihm unbegreiflich ist. Tasso zeigt nun zwar keineswegs berechnenden Verstand und eine männliche Erwägung der Lebensverhältnisse, aber auch keineswegs kindliche Unbefangenheit, sondern eine höchst reizbare Befangenheit, indem seine übertreibende Phantasie ihn augenblicklich in dem was ihm begegnet, mehr erblicken läfst, als für jeden Unbefangenen darin liegen kann. So wenig es angeht diese Ansicht des Verfs. in dem Gedichte zu finden, ebenso wenig läfst es möglich ihm beizupflichten, wenn er von Tasso's Umarmung der Prinzessin sagt: „Wir erkennen, dafs mit dieser stürmisch verwegenen Handlung die beseelende Idee seines Daseins vernichtet wird; dafs nun erst Tasso, auf dem Wege, die frühern Mifsverständnisse zu entwirren, eine Schuld auf sich geladen hat, für die keine Herstellung gedenkbar; eine Schuld, um so drückender, als sie noch mehr, denn der andern Zartgefühl, sein eignes, tiefstes, innerstes Leben verletzt; weil der, welcher in den edelsten Regionen einer geistigen Beziehung sein Höchstes gefunden, es sich selbst nie vergeben kann, dieses Geistige durch den Anhauch eines groben irdischen Elements getrübt, ja zerstört zu haben". Wer die Worte Tasso's nach jener Scene prüfend liest, wird finden, dafs nichts zu dem Ausspruch des Verfs. berechtigen kann; was aber über das Gedicht hinausgeht und etwa Tasso's Gemüthsstimmung in späterer Zeit betrifft, liegt dem Kritiker nicht zu deuten ob, und dürfte auf jeden Fall sehr unsicher sein. Wie beredt und wie warm daher auch der Verf. seine Ansicht von Tasso als einer grofsartigen Tragödie durchgeführt hat, Ref. kann die Gründe nicht haltbar finden, und bezweifelt dafs der Totaleindruck des Gedichts der sein könne, welchen der Verf. angiebt mit den Worten: „Und wenn wir dann am Schlusse des Gedichtes Tasso, den Träger des idealischesten Lebens, dem Repräsentanten der schroffen, harten, unerbittlichen Wirklichkeit, dem Antonio Montecatino, sich in die Arme stürzen sehn, wie könnte man wohl das Bild des Icarus, der an der Sonne der Idee, der er zustrebt, seine Flügel geschmolzen fühlt, um in lichtloser Woge zu versinken, erschütternder zu unsrer Anschauung bringen"?

Die beiden folgenden Vorlesungen handeln von Goethe's Natürlicher Tochter, und zwischen denselben ist ein Auszug aus den Memoiren der Prinzessin Conti eingeschaltet. Zuerst spricht der Verf. über den Vorwurf aristokratischer Gesinnungen, welchen man Goethen gemacht hat, und sucht ihn durch Bestimmung des Begriffs idealer Aristokraten zu entfernen. Ref. glaubt eine nähere Erörterung dieser Begriffsbestimmung übergehen zu können, da der Vorwurf nie die ideale Vornehmheit bei Goethe gemeint hat, sondern das was nach der gewöhnlichen Ansicht für aristokratisch gilt. Wenn Goethe schlechte Gesinnungen und Handlungen durch vornehme Geburt entschuldigte, so würde er den Vorwurf mit Recht verdienen, da er dies aber nie gethan, so ist jener Vorwurf, insofern er seinen Dichtungen gemacht wird, so unverständig, dafs er keiner Widerlegung werth ist. Ehe der Verf. das Goethe'sche Drama erörtert, giebt er den Auszug aus den Memoiren, und erweckt auf diese Weise Interesse und Mitleid mit der Natürlichen Tochter. Das Drama selbst wird als Tragödie bezeichnet, und zwar als eine im höchsten Sinne des Wortes, verstärkt in ihrer Wirkung durch den politischen Hintergrund, welchen der Dichter zeigt. Es ist dem Verf. jedoch nicht gelungen, wie geistvoll er

Digitized by Google

auch über Einzelnes spreche, genügend darzuthun, dafs dies Drama eine wahrhaft tragische Wirkung hervorbringen könne. Nach der Meinung des Ref. ist dies auch geradezu unmöglich, weil der von dem Dichter behandelte Stoff keine Seite darbietet, welche zur Darstellung eines grofsen Schicksals benutzt werden konnte. Betrachten wir den Inhalt von allem Schmuck entblöfst, so sehen wir einen Fürsten, welcher eine natürliche Tochter hat, die von der Natur reich ausgestattet und durch sorgfältige Bildung noch mehr veredelt ist. Er wünscht sie durch den Regenten, seinen nahen Verwandten, legitimirt zu sehen, damit sie am Hofe als Prinzessin auftreten könne und Theil nehmen möge an den Annehmlichkeiten, welche eine solche Stellung gewährt. Der Sohn des Fürsten wünscht, dies möge nicht geschehen, damit ihm das väterliche Erbe nicht geschmälert werde; darum veranstaltet er die Wegschaffung der noch nicht legitimirten Tochter, und läfst ihr nur die Wahl zwischen einer Verbannung nach Amerika oder einer bürgerlichen Heurath. Sie wählt das letzte, als ein sehr edler Beamter ihr mit der reinsten und edelsten Liebe seine Hand bietet, und es ihr frei stellt, selbst nur zum Schein seine Gattin zu sein, und sich für eine günstigere Wendung der Dinge aufzusparen. Aus diesem Stoffe hätte sich durch Zuthaten vielleicht ein sogenanntes bürgerliches Trauerspiel mit häuslicher Rührung gestalten lassen, sonst reicht er nur zu einem ernsten Drama hin, und mehr hat Goethe nicht geliefert.

In dem Bemühn, den geschichtlichen Hintergrund des Drama's besonders hervorzuheben, scheint der Vf. zu weit zu gehen. Er sagt: „Der ganze Handel, wie er in der Wirklichkeit vorgegangen, gehört in das Gebiet gewöhnlicher Hof- und Familienränke. Aus dieser Enge hat ihn Goethe herausgerückt, er hat ihm die höchste politische Bedeutung gegeben: das Loos Eugeniens ist der Erisapfel, welcher, unter dem merkbaren Beben eines gesammten öffentlichen Zustandes, zwischen zwei Partheien geworfen wird, die da nur auf den Anlafs harren, zu wildem Bürgerkriege loszubrechen, um mit sich selbst ihr Vaterland, ihren Herrscher, und ihr ganzes Volk in's Verderben zu ziehen. Der Dichter selbst hat uns diesen Gesichtspunkt seines Werkes in den Eröffnungen auseinandergesetzt, welche am Beginne des vierten Aufzuges die Hofmeisterin dem Gesichtsrathe macht. Auf diese Weise erhält der ganze Gegenstand eine hohe dramatische Prägnanz; es sind nicht mehr die Triebfedern gemeiner Leidenschaft, es sind die Gesetze einer staatslugen Nothwendigkeit, welche solches Unheil über ein schuldloses Haupt herniederleiten". Und weiterhin: „Es ist nicht die blofse Wirkung einer rohen, aus dem Eigennutz unbrüderlichen Neides hervorgegangene Intrigue, welche die politische Vernichtung der Prinzessin herbeiführt: die königliche Hand drückt der Gewaltthat mit schmerzlichem Widerstreben selbst ihr Siegel auf, weil in dem Unheile so gewittervoller Zeiten das Loos des Einzelnen unbedeutend bleibt gegen die Wechsel, welche zu bestehen das Ganze Gefahr läuft". Man müfste den Dichter der Sonderbarkeit zeihen, wenn er solche Punkte, wie sie der Verf. hier angiebt, in seinem Drama so sorgfältig versteckt hätte, dafs sie erst durch eine divinatorische Kritik errathen werden könnten, und dies müfste hier geschehen, weil in dem Drama hierüber kein gehöriges Licht verbreitet wird. Alle diese und noch manche andere Betrachtungen lassen den Verf. in Goethe's natürlicher Tochter eine Tragödie erblicken, von welcher er sagt: „dafs an Hoheit, Würde und grofsartig strenger Durchführung der Idee diese Tragödie in der gesammten Literatur aller Völker kaum ihres gleichen hat, und dafs sie unbedingt wenigstens alle Erzeugnisse der Deutschen Melpomene in klassischer Vollendung, in Zartheit und Lieblichkeit der Hauptperson, in keuscher Wahl der Situationen, endlich aber in melodischem Wohllaute des Rhythmus und der Sprache weit hinter sich läfst, wie sie unter Goethe's eignen dramatischen Leistungen in diesen Hinsichten obenansteht".

Auf die Vorlesungen über die natürliche Tochter folgt die Geschichte der Braut von Corinth aus einem antiken Aktenstücke. Auf einige einleitende Worte folgt die Erzählung aus der Schrift des Phlegon von Tralles.

In der hierauf folgenden Vorlesung spricht der Vf. über Schillers Wilhelm Tell, und sucht nachzuweisen, dafs der Dichter nicht die Einheit der Handlung verletzt habe, indem die Verschwörung auf dem Rütli neben Tell's Bedrängnifs und Rache als eine keineswegs untergeordnete Handlung einhergehe.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 11.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1831.

Vorlesungen zur Aesthetik, vornehmlich in Bezug auf Goethe und Schiller, von Dr. W. E. Weber.

(Schlufs.)

„Einheit, sagt der Verf., hat jede Handlung, deren einzelne Momente unter sich in einem organischen Zusammenhange bestehen: es mufs aber diese Handlung darum nicht an eine einzige Person geknüpft sein. Die Handlung des Schauspiels Wilhelm Tell ist die zu Abschüttelung eines ungesetzlichen und unerträglichen Joches von den Eidgenossen der Waldstädte verschiedentlich, in Einem Geiste, gemachte Anstrengung; deren Gipfel und Blüthe die That Wilhelm Tells". Wenn Ref. den von dem Verf. angedeuteten Punkt, die Einheit der Handlung, so weit erörtern wollte, um seine in Betreff des Wilhelm Tell abweichende Ansicht gehörig in das Licht zu setzen, so müfste er so viel über die Erfordernisse eines Drama, und seinen Unterschied von der Erzählung vorbringen, dafs er die Gränzen einer Anzeige überschreiten würde; darum begnügt sich Ref. mit dem unmotivirten Ausspruche, das was der Verf. sagt, passe nur auf die Erzählung, Epos oder Roman, nicht aber vollkommen auf das Drama, in welchem der hervorgehobene Held auch Mittelpunkt der Handlung sein müsse, so dafs er nicht blofs zufällig handele, und er nicht als ein Werkzeug des Augenblicks erscheine, welches dem Streben Anderer, deren Streben die Haupthandlung ist, zu Hülfe kommt, zumal wenn sein Charakter nicht so dargestellt ist, dafs man ohne specielle Veranlassung die Ausführung jenes Strebens von ihm gewifs erwartet. Doch das Letztere könnte den Mangel an Einheit nur in etwas mildern, aber nicht aufheben. Es dürfte sich gerade umgekehrt zeigen lassen, wenn die Sache genau erörtert würde, dafs die niedere Einheit, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, in Schillers Stücken beobachtet sei, aber nicht die höhere dramatische, welche der Verf. ihm beimifst. In Beziehung auf das Historische meint der Verf., ob die Geschichte des Wilhelm Tell wahr sei, oder nicht, thue am Ende nicht viel zur Sache. Wenn der Vf. der Meinung ist, es sei historische Wahrheit für das historische Drama nicht nothwendig, so kann dies wohl nur mit grofser Einschränkung gelten, denn wenn das Publikum nicht an das Geschichtliche des historischen Drama's, welches ihm vorgestellt wird, glauben sollte, würde ein grofser Reiz schwinden. Denn in dieser Gattung der poetischen Darstellung treffen zwei Elemente zusammen, nämlich das Kunstwerk an und für sich, und die Bedeutsamkeit welche es dadurch erhält, dafs es Momente der Geschichte darstellt. Man nehme z. B. an, die Geschichte, welche der Dichter im Wilhelm Tell dargestellt, sei nie geschehen oder nie als ächt historisch geglaubt worden, sondern das Ganze sei eine Phantasieschöpfung, und man wird finden, dafs ein grofser Theil des Interesses, welches das Gedicht einflöfst, verloren gehen würde. Ebenso verhält es sich mit der Geschichtsdarstellung in Gemälden. Der bettelnde Belisar, Brutus, welcher seine Söhne hinrichten läfst, würden, wenn nicht das Historische oder das als historisch allgemein Verbreitete hinzukäme, ein weit geringeres Interesse darbieten. Das Gemälde mufs die Sache künstlerisch genügend darstellen, aber das Historische giebt ihm noch eine besondere Weihe. Man könnte allerdings sagen, das historische Drama und die bildliche Darstellung historischer Scenen seien keine reinen Kunstgattungen, weil sie das Interesse noch für etwas anderes, als die blofse Kunst in Anspruch nehmen, doch ist hier nicht der Ort, um dies näher zu erörtern.

Zuletzt finden wir drei Vorlesungen über Leopold Schefers Novellen. Ref. vermag dem Verf. in seinen Erörterungen über diesen Dichter nicht Schritt vor Schritt zu folgen, weil der Raum für gehörige Begründung etwaiger Gegenansichten in diesen Blättern mangeln wür-

Digitized by Google

de. Ref. begnügt sich daher mit der Bemerkung, dafs der Verf. ihm die Novellen Schefers zu hoch anzuschlagen scheint. Er billigt zwar nicht alles, meint aber der Fehler desselben sei Uebersegen des Geistes; seinschaffender Drang reifse ihn dahin; einem befruchtenden Wetter gleich stürze er daher in prasselndem Strome, bis dafs die Zeit ihn mäfsige, und die herrliche Kraft in gleichmäfsigerer Wirkung vertheile. Gerade im Gegentheil findet Ref. Mangel an schöpferischer Kraft in gar mancher Novelle dieses Dichters, weil er zu dem Mittel derber Effektsituationen greift. Der wahre Dichter, der mit wirklicher Kunstkraft Begabte wird auch in dem Verworrenen und die Phantasie schreckhaft Aufregenden der Situationen und der Verwicklung der menschlichen Verhältnisse einen Mittelpunkt in dem Reinmenschlichen finden, das Wunderliche und selbst das Fratzenhafte nur als eine Zuthat behandeln, ohne welches das Kunstwerk anspricht und Werth behält, während der nicht mit hinlänglicher Kraft begabte das Bedeutsame, was in dem Reinmenschlichen liegt, nicht genügend erfassen und künstlerisch gestalten kann, und darum in phantastischen Situationen und in aufregenden Nebendingen die Wirkung zu erhaschen sucht. Gewöhnlich giebt es solche Schriftsteller, welchen von manchen zu grofse Kraft und Fülle zugeschrieben wird, welche sie am Erzeugen gediegener Kunstwerke gehindert habe, zu Zeiten, wo bedeutende poetische Erscheinungen in der Nation Interesse erwecken und die in den Menschen liegende Empfänglichkeit für Poesie aufregen. Mancher geistige Jüngling wird dann ergriffen, lebt in poetischen Ideen, und bemüht sich, mit einiger Darstellungsgabe ausgestattet, ebenfalls zu dichten, indem er aber der wahren Kunstkraft ermangelt, schweift er durch manches Gebiet, welches zur poetischen Darstellung geeignet wäre, bildet fehlerhafte verzeichnete Figuren, erfindet wunderliche, erzwungene Situationen, und wenn alles durcheinander gewirrt ist, spricht gutmüthige beschränkte Bewunderung von einem Kraftgenie. Ref. übergeht gerne die nähere Angabe solcher verunglückten Canonisationen, weil er damit doch nichts nützen würde, und nicht nutzlos verletzen möchte. Doch das Gesagte soll weder auf Leopold Schefer gehen, noch die Kritik des Verfs. für eine solche ausgegeben werden. Denn die Novellen dieses Dichters hält auch Ref. theilweise für weit besser, als den gröfsten Theil der in Deutschland in den letzten Jahren gedruckten. Es hat dieser Dichter in mancher Arbeit einen schönen poetischen Sinn und eine Darstellungsgabe beurkundet, welche ihn bemerkenswerth machen. Aber das Haschen nach Pikantem und die öfters verworrene Diction, der allzu reiche Seegen an psychologischen Bemerkungen sind nicht zu rühmen. Auch erkennet Hr. Weber Mängel in den Schriften dieses Dichters, stellt ihn aber im Ganzen nach des Ref. Meinung zu hoch, da diesen Dichtungen, um zu dauern, die Gediegenheit fehlt. Auch meint der Verf., ohne dafs Ref. hierüber etwas Bestimmtes sagen kann, Schefer habe die verschiedensten Landesnaturen und eigenthümlichen Sitten, verschiedene Zeitalter der Menschheit und die entlegensten Zonen, richtig geschildert, nachdem er sie mit lichtvollster Klarheit aufgefafst habe.

Hier glaubt Ref. abbrechen zu müssen, nachdem er fast nur Widerspruch gegen des Verfs. Ansichten erhoben. Des zu Lobenden liefse sich vieles aus diesen Vorlesungen bemerken, doch das gröfste Lob derselben ist, dafs sie mit lebendiger Wärme, mit enthusiastischer Verehrung der Poesie und reiner Liebe zu den trefflichsten Kunsterzeugnissen abgefafst sind. Sie sind sehr geeignet durch diese Eigenschaften anzuregen, und es wäre daher zu wünschen, dafs sie viele Leser fänden. Die lebhafte blühende Sprache, in welcher sie abgefafst sind, würde zu eigentlichen Abhandlungen des kritischen Faches nicht passen, doch zu Vorlesungen vor einem gemischten Publikum mag sie geeignet sein, und auf viele überredend und erfreuend wirken.

Konrad Schwenck.

VIII.

Glossarium Sanscritum a Francisco Bopp, Dr. Profess. etc. Berlin, bei Dümmler 1830. *in* 4., *S. VI. u.* 216.

Wir dürfen es Hrn. Prof. Bopp besonders Dank wissen, dafs er, zur Vervollständigung derjenigen Hülfsmittel, die er zur Erlernung des Sanskrit nach und nach uns gegeben, nun auch die verdriefsliche Arbeit der Zusammenstellung eines Glossars nicht gescheuet hat. Möge sein Vorgang auch hierin baldige und vielfache Nachfolge finden! denn wir bedürfen nicht Eines solchen Buchs, sondern mehrerer, immer mehr in's Einzelne gehender. Hr. B. hat sich zum Anfang der möglichsten

Digitized by Google

Kürze (schon der Titel gibt ein Beispiel dieses Lakonismus) befleifsigen zu müssen geglaubt; und wirklich staunt man, auf so wenig Seiten die ganze Wörtermasse aus so vielen Stücken, über die das Glossar sich erstreckt, zusammengedrängt zu sehn. Dieses erstreckt sich nämlich, laut der Vorrede, zuvörderst vollständig über die drei von Hrn. B. selbst gegebenen Lieferungen aus *Mahâ-Bhârata*, 1) *Arjuna's* Reise u. s. w. 1824. 2) die *Sündfluth* u. s. w. 1829. 3) *Nala*, nach der so eben erscheinenden neuen Ausgabe. Ferner sollen aus *Bhagavad-gîta* sämmtliche einfache Wörter aufgenommen sein; ich habe darüber keine Vergleichungen angestellt. Mir scheint es, dafs diese fremdartige Beimischung, die für den eigenthümlichen Sprachgehalt des philosophischen Gedichtes doch unzulänglich sein mufs, besser ausgeschieden geblieben wäre; und ebenso alles Einzelne, was hin und wieder nur beiläufig aus *Hitopades'a*, *Manu* und *Râmâyan'a* beigebracht ist, und in künftige eigene Bücher ähnlicher Art über diese wichtigen Werke gehört. Doch Hr. B. hatte sich einen doppelten Zweck zu erreichen vorgesetzt, einen untergeordneten und einen höhern; und natürlich hat jener manchmal diesen beeinträchtigen müssen. Das Glossar sollte nämlich sowohl Anfängern als Gelehrten brauchbar sein, jenen dazu, um nicht nur die von Hrn. B. herausgegebenen Sachen, sondern zur Noth auch andere, mit Entbehrung des Wilson'schen Wörterbuchs, zu lesen; wozu denn ein möglichst vollständiger Wörterschatz nothwendig schien, statt dessen der Gelehrte lieber einzelne Begründung und Nachweisung von Formen und Bedeutungen gewünscht hätte. Da ferner jene erste Bestimmung des Buches auch in manchen Stücken eine dem höheren Zwecke fremde Ausführlichkeit mit sich brachte, z. B. die Anführung und Zergliederung so vieler sich von selbst verstehender Composita; so ist dagegen, um der für gut befundenen Kürze willen, manch anderes aufgeopfert, was man ungern vermifst. So zuvörderst alle *nomina propria*, mit sehr wenigen Ausnahmen. Desgleichen sind im Glossar übergangen viele unverständliche oder schwierige, vielleicht auch verderbte, Wörter, die nicht aus der den B.'schen Stücken beigegebenen Uebersetzung ihre Erklärung finden, sondern sie erst von den künftigen Commentaren dazu erwarten; hin und wieder auch ganz schlichte Wörter, die nur zufällig vergessen scheinen, zum Theil aber auch einem andern als einem Anfänger wichtig sind. Eine ziemliche Anzahl von solchen gibt H. B. im Nachtrag; dafs sie nicht in Reihe und Glied mit der ganzen Masse stehn, ist ein Uebelstand.

Was die Verba anbetrifft, so ist insofern von der im Uebrigen herrschenden alphabetischen Anordnung abgegangen, dafs alle Zusammensetzungen mit den untrennbaren Präpositionen unter die einfache Wurzel zusammengestellt sind; was denn zur Uebersicht gut ist, künftig aber doch vielleicht wird aufzugeben sein, damit die einzeln auftretenden Verba sich für uns so individualisiren wie die Griechischen und Lateinischen, und die Möglichkeit verschwinde, irgend ein Compositum durch ein blofses *item* zu bezeichnen, als sei die Präposition ganz ohne Bedeutung. Dergleichen *item's* finden sich hier noch gar viele, z. B. unter *îksh*, sehen, und seinen zahlreichen Compositen. Sehr vollständig gesammelt ist alles, was von solchen Compositionen in den B.'schen Episoden sich findet; nur weniges habe ich umsonst gesucht, wie *sam-pra-yuj* aus *Draup.* VII, 27., *vy-apa-vyadh* aus VIII, 48., und die dreifache Häufung *sam-pra-vi-hr* aus VI, 1. Die Konjugations-Klassen sind überall genau angegeben, und namentlich manche im Rosen'schen Wurzelbuch sich findenden Verwirrungen glücklich gehoben, s. z. B. die Wurzel *vr*. Manchmal ist, auf einzelne nachgewiesene Stellen hin, eine neue von den Wurzelbüchern nicht anerkannte Neben-Konjugation angenommen worden, z. B. bei *îksh*, eine Kl. 4. neben Kl. 1., für die Zusammensetzungen mit *nir* und *pra*, weil sich *nirîkshyamâna* und *prekshyamâna* statt *nirîkshamâna* und *prekshamâna*, in activer Bedeutung findet. Es wird sich künftig ausweisen, ob das wirkliche Formen, oder nur Schreibfehler der Handschriften sind, was man wegen der so nothlosen als unangenehmen Verwechslung mit dem Passiv gerne vermuthen möchte. Inzwischen ist zu bemerken, dafs an allen von Hrn. B. angeführten Stellen (es sind deren drei, wozu wir noch setzen *Hidimb.* III, 13.) sich nur das Particip in dieser Abweichung findet. Wegen eines auf andere Art abweichenden Particips (*s'ikshân'a* statt *s'ikshamâ'na*) ist zu *s'iksh* eine Nebenklasse 2 angenommen. Ich würde lieber sagen, *âna* sei hier bei Kl. 1. wie sonst gewöhnlich bei Kl. 10. für *mâna* zugetreten; denn schwerlich kann ein so abgeleitetes Verbum wie *s'iksh* (es scheint ein Volitiv von *s'âs*) nach der ursprünglichen Konjugation Kl. 2. gehn. — Eine im Glossar, unter *grah* comp. mit *prati*, angeführte

Digitized by Google

Stelle (*Indr.* II, 19.) zeigt ein merkwürdiges Beispiel von Metaplasmus, wie mir scheint. Das dortige *pratyagrhn'ata* nämlich, statt *pratyagrhn'ita*, läfst sich nicht so erklären, wie Hr. B. in der Grammatik (Latein. Ausg.) §. 324. in der Note, *pratyagrhn'am* und *vyagrhn'am* erklärt, sondern ist von da ein Schritt weiter, in eine andere Conjugation hinüber. Das *n* der Konjugationssylbe *nâ* und *nî* von Kl. 9., ist zur Wurzel gezogen, und nach Kl. 1. abgewandelt; *grhn'-ate*, wie τέμν-εται (oder, was auf dasselbe hinausläuft: statt *nî* ist blos *na* als die schwache Form von *nâ* angenommen, also wie πίλνται, δύνται). Eben so erklärt sich *pramathnanta* statt *pramathnata* (*Arj.* VII, 8.), ohne dafs man dafür *pramathnanto* im Particip zu lesen braucht. Dafs aber wirklich das *n* der Bildungssylbe, nicht blos von Kl. 9. (*nâ* und *nî*), sondern auch von Kl. 5. (*no* und *nu*) zur Wurzel selbst gezogen worden, zeigt unter andern das Kausativ *dhûn-ayati* von *dhûnoti* oder *dhû-nâti*. Ueberhaupt streben ja die Wurzeln aus der schweren und anstofsreichen Konj. Kl. 2. in die leichte 1. hinüber (und im Griechischen sehen wir alle consonantischen schon wirklich hinübergegangen), wozu eben die Einschiebungen von *i* und *î*, wie *âsît* und *svapiti*, nicht minder auch die Personen-Endungen *am*, *anti* und *an*, statt der als ursprünglich zu setzenden, aber gar nicht mehr im Sanskrit vorhandenen *m*, *nti* und *n*, die Uebergangswege sind; daher uns denn solche Zwittergebilde nicht wundern dürfen, wie das von Hrn. B. (unter *âs*) ohne Noth für verdorbene Lesart erklärte *paryupâsat* aus *Nala* I, 11. Das *Parasmaip* statt des *Atman.* ist wie im Particip *upâsat*, *Râm.* I, 63, 16.; die Endung der Kl. 1. statt 2. aber, wie *Râm.* I, 34, 39. und 44, 1.

Der Gebrauch der beiden Formen *Parasmaipadam* und *A'tmanepadam* (Activum und Medium) ist überall sorgfältig angegeben und nachgewiesen, nur vielleicht zu oft blos für eine Wurzel im Ganzen, statt für ihre einzelnen Zweige, da doch hier alles auf's Einzelne ankommt. Nicht nur die hinzutretenden Präpositionen, sondern selbst die Tempora und Modi scheinen einen Unterschied zu machen. So findet sich z. B. häufig *A'tm.* statt *Parasm.* im Potential (*vinas'yeta Brâhm Vil.* III, 7. *tyajethâs Nal.* IX, 33. *Râm.* II, 3, 41.), und umgekehrt *Parasm.* statt *A'tm.* im Particip (*avekshatî Sâv.* IV, 33. *nirîkshantam* V, 8. *prekshatas Arj.* III, 56. *prekshatî Hid.* III, 7.). Oft ist die Annahme wiederholt, dafs eine Form für die andere „*metri causa*" stehe, da doch das Metrum nur der Anlafs, nicht der Grund von so etwas sein kann. So z. B. bei der Wurzel *arh*; aber *Râm.* I, 42, 18. zeigt, dafs das Metrum daran unschuldig ist.

Bei den, ohne Autorität der Wurzelbücher, nach wirklichen Beispielen angenommenen Konjugationsklassen möchte sich hin und wieder noch manches einwenden, oder näher bestimmen lassen. So ist zu *dah* aufser Kl. 1. auch Kl. 4. angenommen; und zwar ohne Unterschied für beide Bedeutungen *urere* und *flagrare*. Nun findet sich freilich häufig die Kl. 4. *dahyati*, aber wol nur *neutrisch*. So die beiden von Hrn. B. angeführten Stellen, *Nal.* XIV, 1. *dâvam dahyantam*, ein brennendes Waldfeuer, und *Sâv.* V, 3. *hrdayam dahyati*, das Herz brennt (mir vor Krankheit). Dazu *A'tmanep* (was Hr. B. nicht angibt) *Draup.* VI, 4. *mano me dûyate dahyate ca*; *Nal.* XV, 14. *dahyamânah s'okena. Nal.* XVI, 16. *dahyamânâm iv 'a' rkena mrn'âlim iva*, „wie ein von der Sonne *gleichsam* verbranntes Lotosfilament". Vielleicht bezeichnet *A'tm.* mehr das figürliche, *Parasm.* mehr das wirkliche Brennen; das *Atm.* kann aber als wirkliches Passiv, das *Parasm.* als Neutropassiv betrachtet werden *). Genau davon geschieden hat der Sprachgebrauch das Causativ des Passivs *dâhyate*, *Nal.* XXIII, 13. er wird verbrannt, verbrennt sich. Hingegen die einfache Conj. Kl. 1. *dahati* wird wol blos das active Brennen sein, wie *vinirdahet Arj.* III, 52. oder (weil Hr. B kein Beispiel vom Simplex anführt) wie bei *Rosen* aus *Bhartrhari's* Sprüchen: *hotâram api juhvantam sprshto dahati pâvakah*; „selbst den opfernden Priester verbrennt das Feuer, wenn er es anrührt"; ein Spruch, der sich beim Perser *Sa'dî* wiederfindet:

Der Priester mag das Feuer kennen,
Das er Zeitlebens unterhält;
Wenn er einmal in's Feuer fällt,
Wird er sich doch verbrennen.

*) Vielleicht wird die zuerst von Hrn. B. gemachte Bemerkung, dafs das Passiv mancher Verba mit der activen Endung vorkommt (des Metrums wegen, wie man meint) sich zum Theil, wo nicht ganz, darauf deuten lassen, dafs dergleichen Verba *neutropassiva* sind. Diese Annahme pafst z. B. zu *vidhûyat*, *Indr.* II, 17. und *Sâv.* IV, 29. „sich bewegend" (dagegen *dhûyamâna* bewegt, *agitatus*, *Nal.* XVII, 40.), *vipramucyema*, *Hid.* I, 7. *mucyeyam*, *Brâhm. Vil.* I, 19. *ucchidyet*, *ib.* III, 8. *adrsyat*, *Sund.* II, 19. „der sich nicht sehen lassende". *Dîryat*, zerspringend, *Ram.* I, 67. 18.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 12.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1831.

Glossarium Sanscritum a Francisco Bopp, Dr. Profess. etc.

(Fortsetzung.)

Vom Verbo geh' ich nun weiter zu einigen Bemerkungen über die Pronominalien. Hier hat das Glossar viele wichtige Bestimmungen, die einer künftigen Syntax vorarbeiten, z. B. bei *tatas* und *atas*. Eine allgemeine Grenzbestimmung aber zwischen den beiden Pronominen, auf der einen Seite *etat* und seinem Zubehör, auf der andern *idam* und dem seinigen, ist noch zu wünschen. Das Glossar hat nur *etat* „*hic*"; *etâdrs'* „*hic*"; *etâvat* „*hic, ille*"; und *idam* erscheint gar nicht im Glossar. Ich glaube gefunden zu haben, dafs *eshas*, *eshà*, *etat*, das seiner Form nach zu vergleichen ist mit αὐτός, αὐτή, αὐτό, der Bedeutung nach entspricht dem οὗτος, αὕτη, τοῦτο, hingegen *ayam*, *iyam*, *idam*, das der Form nach ist *is*, *ea*, *id*, der Bedeutung nach ist ὅδε, ἥδε, τόδε. Aber οὗτος und ὅδε ist, so viel ich weifs, von den Griechischen Grammatiken bisher selbst noch nicht in seinem, zwar offen zu Tage liegenden, Unterschied erkannt worden. Nämlich οὗτος deutet rückwärts auf ein von der Rede oder der Vorstellung schon gesetztes, vorhandenes, ὅδε dagegen immer vorwärts auf ein von der Rede oder der Vorstellung erst zu setzendes, in der Erscheinung jetzt erst hervortretendes oder als jetzt erst hervortretend betrachtetes; τόδε, höre dieses, was ich sagen will; τοῦτο, was ich so eben gesagt habe; ὅδε, hier dieser, auf den ich deute, auf den ich dich so eben aufmerksam mache; οὗτος, hier dieser, den du schon kennst, oder der schon für uns da ist, u. s. w. Diesen Unterschied zu finden, darf man nur den Thukydides durchblättern, dessen zahllose Reden alle eingeleitet sind mit τάδε, oder den gleichstehenden τοιάδε, ὧδε u. s. w., dagegen auf sie zurückgewiesen wird mit ταῦτα, τοιάδε, οὕτως u. s. w. Ich habe aber diesen Unterschied nicht am Griechischen selbst gefunden, mit dem ich keinen kritischen Umgang pflege, sondern am Hebräischen, dessen *koh* und *ken* sich genau verhält wie ὧδε und οὕτως, ja auch *hazzeh* und *hahû* wie ὅδε und οὗτος, deren selbst etymologische Identität mit den beiden Hebräischen Formen leicht nachzuweisen wäre. Und ebenso ist's nun im Sanskrit. Man darf, um sich zu überzeugen, nur im *Hitopades'a* lesen, wo immer gefragt wird: *katham etat?* „wie ist dieses (was du da gesagt hast")? nie: *katham idam*; oder in den Epikern: *idam abravît*, „dieses (was nun folgt) sprach er", nie: *etad abravît*. Es entsprechen sich also vollständig zwei Reihen, oder auch drei, wenn man nämlich das einfache *ó*, *sa*, als Correlat von ὅς, *yas*, mit hinzunimmt. Ich will aber, aufser dem Relativ, auch das Fragewort anreihen:

sa	*tâvân*,	*tâdrk.*
ó,	τόσος,	τοῖος.
esha,	*etâvân*,	*etâdrk.*
οὗτος,	τοσοῦτος,	τοιοῦτος.
ayam,	*iyân*,	*îdrk.*
ὅδε,	τοσόσδε,	τοιόςδε.
kas,	*kiyân*	*kîdrk.*
τίς,	πόσος,	ποῖος.
yas,	*yâvân*,	*yâdrk.*
ὅς,	ὅσος,	οἷος

Die Nebenform *enam etc.* hat Hr. B. in der Grammatik unter *etam etc.* gestellt; andere stellen sie wol auch unter *imam*. Ist nun *enam* gleich *etam*, τοῦτον, oder gleich *imam*, τόνδε? Keins von beiden; es ist gleich μίν, *ihn*, und hat ebenso wenig einen Nominativ, wie μίν. Den Nominativ und das Uebrige ersetzt *sa*, *ó*, in der Bedeutung von *er*.

Nach Obigem lassen sich nun auch die pronominalen Adverbia organisiren und ihre Bedeutung bestimmen:

Digitized by Google

was?	wo?	woher?	wie?	wann?
idam	*iha*	*itas*	*iti*	*idânîm*
			ittham	
etat	*atra*	*atas*	*evam*	*atha*
tat	*tatra*	*tatas*	*tathâ*	*tadâ*
				tadânîm
yat	*yatra*	*yatas*	*yathâ*	*yadâ*
				yadi
kim	*kutra*	*kutas*	*katham*	*kadâ*
	kva			

Eine auffallende Abweichung macht nur *iti*, als Anführungspartikel, indem es sich nicht wie es sollte, und wie das entsprechende ὧδε, auf ein folgendes bezieht, sondern auf ein vorhergehendes. Aber wirklich steht es dann doch in Gedanken der Rede voran, der es im Sprachgebrauch eingewebt oder nachgesetzt wird; und *tishtha iti* z. B. ist soviel als: *ity abravît: tishtha!* So ist es also nur seine ursprüngliche Stellung, die es in *Brahm. Vaiv.* II, 64—73. hat, wo es vielmal nacheinander der Rede vor, nicht nach geht. Wirklich rückwärts bezieht sich nur *evam* οὕτως. Da aber sonst das *iti*, wegen des besondern Gebrauchs in jener Anführungsformel, sich nicht mehr auf ein folgendes bezieht, so muſs dazu *evam* sich gegen seine ursprüngliche Bestimmung mit gebrauchen lassen; und *evam abravit* sagt nun auch: er sprach so wie folgt, ὧδε.

Ich erlaube mir noch einige Bemerkungen zu einzelnen Pronominalien des Glossars. (1) *adhunâ* „*nunc*". Vielleicht ist es eigentlich *illico, statim. Hitop.* S. 115, 15. *Nal.* XIII, 16. das schlichte *nunc* ist *idânîm.* (2) *anyathâ* „*aliter*". Oft mit Nachdruck: anders als es ist oder sein soll, d. i. falsch, unrecht, *secus; Sav.* VI, 36. (3) *âtman*, „*pronominum personalium, in obliquis casibus, locum tenet, maximam partem cum sensu reflexivo*". Ich glaube daſs es (ebenso wie sein Adjectiv *sva*) nie anders als reflexiv steht, auch in den Stellen, die Hr. B. für den *sensus directus* anführt. Dagegen kann es auch, was wunderbar scheint, im Nominativ reflexiv sein, nämlich in der Passivconstruction, die der Geist in eine Activconstruction umsetzt. *Sâv.* VI. 14. (4) *itara* „*alius*". Eigentlich ist wol *itara diversus*, ein anderer von verschiedener oder entgegengesetzter Art, *apara* ein anderer ähnlicher, und *anya* ein anderer schlechtweg, noch einer. So sagt man *S'ivo 'paras*, ein anderer *S'ivas*, wie *alter Homerus*, aber *s'iv'e'taras*, ein anderer als *S'ivas*, oder ein anderer als glücklicher, ein unglücklicher. (5) *Kathancit* (oder *Katham api*) „*ullo modo*". Es bedeutet durchaus und überall *kaum*, und es ist zu wundern, wie diese Bedeutung so lange hat übersehn werden können, da alle Scholiasten einstimmig und wiederholt es mit *Krchren'a* und *Kashta-srshtyâ* umschreiben. Die Grundbedeutung *irgendwie* ist zu einer halben Negation geworden: nur einigermaſsen, nur eben so zur Noth. Im Deutschen entspricht am einleuchtendsten *endlich* oder *einmal*, in solchen Phrasen: Endlich (mit genauer Noth) habe ich es vollbracht. Mit der Negation scheint es *fast* zu bedeuten *Hid.* I, 43. (6) *tat* (*sa sa*) „*saepe, ad orationis vim augendam, in constructione cum aliis pronominibus ponitur, tam tertiae quam secundae vel primae personae*, (*sive separatim expressae, sive verbi flexione solum indicatae*"). Es steht dabei nothwendig am Anfang des Satzes, und vertritt durchaus die Stelle eines satzverbindenden Adverbs: daher, darum, nun, also. Z. B. *Draup.* V, 12. *sâ Kshipram âtishtha;* darum, tritt schnell an! Und so in allen zahlreichen von Hrn. B. angeführten Stellen, wo überall die Uebergehung desselben in der Uebersetzung den Mangel einer Satzverbindung fühlbar macht. Eben so *Râm.* I, 10, 13. u. 25. 28, 3. 31, 8. 46, 3. 62, 7. 75, 8. 76, 14. II, 8, 17 u. 26. u. s. w. u. s. w. Diesem *so 'ham*, „ich daher", gegenüber steht *yo 'ham*, „da (indem, weil) ich", als Stellvertreter einer Conjunction; *Râm.* I, 11, 11. 47, *ult.* 59, 5. II, 4, 39. u. 40. 12, 54. u. s. w. u. s. w. (7) *tathâ*, „*sic, ita, tam*". Die wörtliche Uebersetzung des *Nala* gibt es unzähligemale gar zu wörtlich „*ita*", wo *item*, im Sinne von *et*, ganz nahe lag. *Tathâ 'pi* bedeutet sehr gewöhnlich: gleichwol, dennoch; eigen construirt, vor statt nach dem stehend, wozu es den Gegensatz bildet, steht es *Brâhman. Vil.* III, *ult.* (8) *yat* „1) *quod* 2) *quam ob rem, qua de causa. Nal.* XXIV, 18". Diese Begriffsverwechslung von *weil* und *darum* scheint mir unzulässig; wenigstens ist es auch in der angeführten Stelle des *Nala* „*weil*", nur muſs Sl. 18. nicht als Nachsatz zu Sl. 17., sondern als Vordersatz zu Sl. 19. gefaſst werden. (9) *yathâ yathâ* „*utcunque*". In der angeführten Stelle des *Nala*, VIII, 14. entspricht es einem *tathâ tathâ*, und meint: jemehr, desto mehr (sonst auch *yathâ prabhrti, tathâ prabhrti*); und eben so ist's *Sâv.* V, 50. Als Ausruf *yathâ*, *quam*, o wie —! steht es *Nala* XXI, 8.

Auch bei den übrigen Partikeln finden sich viele

Digitized by Google

erwünschte Bestimmungen, und zuweilen ausführliche Erörterungen, wie bei *iva*. Aber die blos satzverstärkend oder gar expletiv scheinenden, wie *eva*, *kila*, *khalu*, *nâma*, *nûnam*, sind zu wenig charakterisirt. Ueber *eva* habe ich anderwärts gesprochen; *kila* hat das Ironische von *silicet*, was aber bestimmter erst in der feineren Rede der Kunstdichter hervortritt, aus denen ich hier keine Beispiele anführen will; *khalu*, ist ein schlichtes *profecto*, *sane*, fürwahr, daher gelegentlich ein zwar (*il est vrai*) *Nal.* XVI, 22. *Nâma*, *nempe*, nämlich, ist bei Fragewörtern soviel als *nam* (das mit *enim* vielleicht daraus entstanden ist) *Ram.* II, 1, 28. *Nal.* XI, 4, XII, 19. Selbst Fragwort wie *num* ist es vielleicht *Nâl.* XXIV, 10. Endlich *nûnam* bedeutet: etwa, wol; halb fragend, und ursprünglich wohl eine wirkliche Frage, vielleicht entstanden aus *nu ûnam*, *num minus?* Vollkommen entspricht das Persische *meger*, einigermaſsen das Griechische *που*, besonders mit *μέλλω*, wie in dem homerischen Verse: *οὕτω που Διὶ μέλλει ὑπερμενέι φίλον εἶναι.* So in den von Hrn. B. citirten Stellen, und auſserdem aus seinen Episoden, *Nal.* VIII, 17. XIII, 33. u. 38. *Hid.* I, 45.; wiederum bestimmter und feiner bei den Kunstdichtern.

Ich komme zu einem andern Punkt. Auf die Abstammung der Wörter hat Hr. B. in aller Kürze zweckmäſsige Rücksicht genommen, und oft überrascht eine ebenso einfache als sinnreiche Etymologie, z. B. *abhra*, Wolke, von *ab-bhara*, Wasserträger, Wasserbehälter. Könnte es dem vielleicht noch zur Bestätigung dienen, daſs wirklich im *Meghadûta* Sl. 65. *abhhra* statt *abhra* steht? Ueber folgende fünfe bin ich anderer Meinung (1) *apatya*, *proles*, „*quod familiam non perire vel cadere (pat) sinit*". Doch Hr. B. berichtet hier nur die von Wilson uns überlieferte Annahme der Indischen Grammatiker, deren Etymologien wenig in unserm Geschmack sind. Mir scheint *apatya* zu kommen von *apa*, ab, mit dem besonders für Indeklinabile bestimmten Suffix *tya*, also *Abstämmling*. — (2) *abhiprâya*, *consilium*, *propositum*. Daſs es nicht, dem Anschein nach, von der Wurzel *prî* (*placere* und *φιλέω*) sondern von *pra-i*, (*pro-d-ire*, *progredi*) abzuleiten sei, scheint zu folgen aus seinem Adjectiv, das nicht *abhiprîta*, sondern *abhipreta* lautet, *Hitop.* S. 54, 17. — (3) *âmâtya*, *qui est a consiliis*, glaubt Hr. B. entstanden aus *âmatya*, *consilium*, von *man*, mit unregelmäſsiger Verlängerung des mittleren *a*. Diese kleine Unregelmäſsigkeit könnte man sich, zu Liebe der einleuchtenden Verwandtschaft des persönlichen Rathes mit dem sachlichen Rathe, wohl gefallen lassen, wäre nur nicht die Form *âmâtya*, mit kurzem *a* an der Spitze. Von dieser sagt zwar Hr. B. daſs sie kaum gefunden werde. Aber die Wörterbücher statuiren doch ihr Daseyn; und wirklich steht sie ziemlich häufig in der Prose des Schlegelschen *Hitopadeśa*, z. B. S. 105, 5. Sicherer ist, wo sie in Versen steht, und zwar da wo *âmâtya* metrisch nicht stehen kann; und so ist es *Râm.* (*Seramp.*) I, 11, 19. und *Hitop.* S. 61, 17. und 62, 2. An dieser Stelle sieht man auch, daſs *Rath* nicht die eigentliche Bedeutung, sondern *Vertrauter*, *amicus regis*. Dieser Begriff ergibt sich aber ganz natürlich, nach der bisher angenommenen Ableitung, aus *amâ* (*ἅμα*) mit dem Suffix *tya*, der mit-seiende, der Gesellschafter. Man vergleiche auch *sa-civa*. Von *amâtya* aber ist ein ganz natürlicher Weg zu *âmâtya*, dagegen von diesem zu jenem keiner, im Gebiete Sanskritischer Wortbildungsregeln. Und endlich hätte Hr. B. gar noch erst die Existenz von *âmatya* nachzuweisen, was nicht so leicht, so häufig auch das Wort; denn es steht fast überall so, daſs sein anfangendes *a* mit einem vorhergehenden *a* zu *â* verschmilzt, man also nicht sagen kann, daſs es schon ursprünglich *â* sei. So z. B. in der einzigen von Hrn. B. angeführten Belegstelle *Sâv.* VII, 3. — (4) *palâyate*, er flieht, leitet Hr. B. ab von einer angenommenen obsoleten Wurzel *pal*, womit sich denn das Lateinische *palari* vergliche. Doch vielleicht ist es nur ein Beispiel des häufigen Uebergangs von *r* in *l*, und *palâyana*, Flucht, ursprünglich *parâyana*, von *parâ-i*. Von der Präposition *parâ* behauptet zwar Hr. B. in der Grammatik *r.* 111., daſs sie sich nie mit dem *verbo finito* komponire, sondern nur mit dem schon gebildeten Particip *ta* und dergleichen Ableitungen vom Verbo. Gleichwol finde ich, in *Kirâtârj.* I, 39. *paraiti*, von demselben hier angenommenen Verbo *parâ-i*, aber freilich in abweichendem Sinn: er erreicht, erlangt. — (5) *pâtra* „1) *m. n.* (*a pâ bibere*) *vas* 2) *n. meritum*, *dignitas* (*ut videtur*, *a pâ servare*, *dominari*"). Unnöthig ist das Wort hiedurch zu einem zufälligen Homonym gemacht. Es ist *Gefäſs* in beiden Bedeutungen, nicht von *pâ* trinken, sondern von *pâ* fassen, bewahren. In seiner figürlichen Anwendung sagt es nicht eigentlich „*meritum*, *dignitas*", sondern dient, immer Neutrum bleibend, mit welchem Geschlecht auch es in Apposition trete, zu ei-

Digitized by Google

nem Eigenschaftswort, des Sinnes *capax*, *par*, *dignus*, eigentlich: Gefäfs (d. i. fähig) zu etwas seiend. Und zuweilen spielt die Sprache sinnig mit seinem Doppelsinn, z. B. *apâtra-varshin*, in Ungefäfse regnend, d. i. gegen Unwürdige freigebig. Ganz ebenso, in Construction und Sinn, verhält sich *bhâjana*, *Gefäfs*, von *bhaj*, *hegen*; figürlich: *geschickt*, *tauglich*, *Hitop.* S. 68, 19. oder *empfänglich*, *Kirât.* XI, 44. (Schol. *pâtra*), oder einfacher: etwas *enthaltend*, *hebend*, *Hitop.* S. 34, 2. 77, 3.

Was die Verba in dieser Beziehung anbelangt, so sind mehrere als ursprünglich angenommen, und Nomina davon abgeleitet, wo das Umgekehrte einleuchtender wäre. So soll *mantra* von *mantrayati* kommen, ebenso als wollte man δαιτρὸς von δαιτρεύω ableiten, statt δαιτρεύω von δαιτρὸς, und dieses von δαίω. Und wirklich scheint *mantra* ebenso eine regelmäfsige Ableitung von der Wurzel *man*, wie *tantra* von *tan*, *yantra* von *yam*, *citra* von *ci*, zu welchen allen eben auch die Indischen Wurzelbücher solche Wurzeln wie *mantrayati*, *tantrayati*, *yantrayati*, *citrayati*, annehmen, die man unmöglich für Wurzeln halten kann. Recht einleuchtend wird diese Analogie von Denominativen aus der Ableitungssylbe *tra*, durch *yoktrayati*, das Hr. B. auf natürliche Weise von *yoktra*, und dieses von *yuj*, herleitet. Die Wurzelbücher müfsten da auch eine Wurzel *yoktrayati* annehmen! Wollen sie uns doch als eine solche selbst *chidrayati* geben, so augenscheinlich es vom Adjektiv *chidra*, und dieses von der Wurzel *chid* (*scindo scidi*) kommt. Vielleicht ist auf ähnliche Weise *sântvayati*, was Hr. B. als Wurzel gelten läfst, durch Vermittlung des im Glossar fehlenden, aber *Hid.* IV, 26. vorkommenden *sântva*, von *sam* (wovon *sama* und *sâman*) in der Bedeutung von *s'am*, abzuleiten. Auch viele auf *ksh* endende Verba werden sich als unächte Wurzeln ergeben, und namentlich als ursprüngliche Volitiv-Formen, deren Reduplikation nur, theils durch Vokalwechsel ersetzt, theils gar verschwunden ist, wie 1) *s'ikshati* von *s'âs*, *bhikshati* von *bhaj*; daher die nur dem Volitiv zukommenden Nominalformen *s'ikshâ*, *bhikshâ* und *bhikshu*; 2) *bhakshayati* von *bhaj* (φάγω) *mokshati*, *mokshayati* von *muc*, *rakshati* von *raj* (*rego*); dazu auf unregelmäfsigere Weise *kânkshate* von *kam*. Vergl. ἀΐξω und αὐξάνω mit *augeo*, ἀλέξω mit ἀφήγω und ἀρκέω.

Was die Vergleichung der Sanskritwurzeln mit denen der verwandten Sprachen betrifft, so hat darüber das Glossar eine eigene, seinem Zwecke zwar fremde, aber für sich selbst sehr willkommene Zugabe erhalten, wo in möglichster Kürze, alles auf 10 Seiten zusammengedrängt, eine Menge von Andeutungen gegeben sind, die durch eine künftige Ausführung leicht den Schein von Willkührlichkeit verlieren dürften, den sie jetzt in ihrer Abgerissenheit hin und wieder haben, wie z. B. wenn zu *jâgr* (wachen) nicht nur das Griechische ἐγείρω, sondern auch das Lateinische *vigilo* angeführt wird, ohne zu sagen, dafs *jâ* eine intensive Reduplikationssylbe der Wurzel *gr* sei, diese Wurzel selbst aber, obgleich in anderer Bedeutung, im Sanskrit *gilati* statt *girati* bildet, womit sich denn *vi-gilat*, *vi* als Präposition betrachtet, gar wohl vergleicht. Selten vermifst man etwas nahe liegendes, wie bei *prî* das Griechische φιλέω, dessen φίλος wirklich nur eine Milderung des ganz gleichbedeutenden *priya* ist. Etwas ferner liegt das Lateinische *placeo*, das aber wohl auch herauszubringen ist, wenn man das *î* von *prî* als einen ursprünglichen Guttural betrachtet, wodurch dann diese Wurzel mit der weitausgedehnten semitischen Familie *f-r-k*, *f-r-g*, *f-r-h*, in Verbindung tritt.

Bei manchen Wortformen, die das Glossar nur zum Behuf gewisser davon zu machender Ableitungen oder Zusammensetzungen aufführt, wird gewissenhaft bemerkt, dafs sie allein nicht vorkommen; folgenden fünfen aber glaube ich ihre angefochtene Selbständigkeit retten zu müssen. (1) *ard*, *vexare*, wovon sich gewöhnlich nur die mit *â* zusammengesetzten Participe *ârta* und *ârdita* finden, zeigt sich als wirkliches Verbum, nach Kl. 10. *ardayati*, in *Râm.* I, 16, 30. *ed. Schl.* (34. *Seramp.*), und zwar das Präteritum *ârdayan*, mit einem nach *o* elidirten *â*, wie sonst nur *a* elidirt wird, weswegen man denn auch *ardayan* ohne Augment annehmen könnte.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 13.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1831.

Glossarium Sanscritum a Francisco Bopp, Dr. Profess. etc.

(Schluſs.)

Doch vergl. die Elision des *â* von *âtman*, *Draup.* V, 9. — (2) *asu*, Lebensgeist, findet sich selbständig in *Kirât.* II, 19. u. 20., und öfter. — (3) *îkshan'a* in der Bedeutung *Blick*, *Amarus'.* 4. u. öfter. — (4) *bhûri*, viel, vom Glossar nur in *bhûridakshin'a* anerkannt, kommt vor in *bhûri-vrshti-kâran'ât*, „vielen Regens halber", selbst in der Prosa des *Hitop.* S. 121, 14.; als zusammengesetztes Substantiv *bhûri-dânam*, „reiche Gabe", *Kirât.* I, 14. als Adjectiv *bhûri-dhâman*, „viel Macht oder Ansehn habend", *Kirât.* I, 45.; und alleinstehend *Râm.* I, 28, 26. Ferner als Hauptwort, *bhûri*, „Ueberschwang, göttliche Fülle", bildet es die Zusammensetzung *bhûri-lâbha*, „deren Empfang", *Kirât.* III, 28. Sehr häufig endlich ist das Adverb *bhûris'as*. Was übrigens das *bhûridakshin'a* angeht, so will ich dessen festgestellten Sinn: „*qui peracto sacrificio Brahmanis multa dona impertitur*", nicht in Zweifel ziehn, doch bemerken, daſs es so im *Arjuna*, II, 8. nicht ganz paſst, und gar nicht ebend. IV, 37. u. 57. Es scheint da ein ganz anderes Wort, nicht abzuleiten von *dakshin'â*, Opfergabe, sondern vom Adjektiv *dakshin'a*, *dexter*, *habilis*, und nichts weiter zu bedeuten als vielgeschickt, wohlgewandt. Also ein Wort wie δαΐφρων, wenn dieses anders wirklich in der Iliade „kriegerisch", und nur in der Odyssee „klug" bedeutet. Endlich (5) *vac*, sprechen, das in den speciellen Zeiten nicht gebräuchlich sein soll. Davon finde ich *vakti*, er spricht, in einem Vers-Bruchstück, angeführt vom Scholiasten zu *Amarus'.* 14. Aber es könnte ein Fehler sein; und das Leben dieses meines letzten Schützlings bleibt zweifelhaft.

Gelegentlich verbessert das Glossar auch Druckfehler oder fehlerhafte Lesarten der Stücke, auf die es sich bezieht. Auch von diesem angeblichen Fehler muſs ich einen in Schutz nehmen. Nämlich unter der Wurzel *sic*, *sincati (lingit)*, wird das, *Sav.* VII, 11. stehende *abhyashecayan*, sie salbten, ohne Anführung eines Grundes, in *abhyasecayan* verbessert. Aber ebenso lautet die Form in *Râm.* I, 1, 79. 38, 14. u. 30. u. s. w. Auch *Meghad.* 50. hat *abhyashincat*, nicht *abhyasincat*. Das *sh* statt *s* ist also wol kein Schreibfehler, sondern eine Ansicht, die sich darauf gründet, daſs man nicht vom einfachen *sic* ausgehend, davon *asecayat* u. s. w. bilde, und damit erst das *abhi* in Verbindung bringe, das nun freilich auf das durch das vortretende *a* gestützte *s* nicht den Einfluſs ausüben könnte, es in *sh* zu verwandeln, sondern daſs man das *abhi*, dem Charakter eines Inseparabels gemäſs, als ursprünglich mit *sic*, also in der Gestalt von *abhi-shic*, verbunden denke, welches *abhishic*, dann erst weiter abgewandelt, sein einmal gewonnenes *sh* nicht wieder aufgeben kann.

Dagegen hat das Glossar selbst sehr wenig Druckfehler. Auſser denen im Index verbesserten, ist mir nur *nih-s'reyas* aufgefallen, was *nih-s'reyasa* heiſsen muſs, wie Wilson richtig hat, obgleich das Grundwort *s'reyas* nicht *s'reyasa* ist. Bei diesem Worte hat der Sprachgebrauch als einzige Form fixirt, was in andern Fällen nur eine Nebenform ist. Nämlich von allen Wörtern auf *as* können die Zusammensetzungen, statt auf *as* oder *aska*, auch auf *asa* gebildet werden, wie denn an einer Stelle der Episoden selbst, (*Sâv.* V, 38.) doch nicht im Glossar, von *varcas*, Glanz, das Adj. *suvarcasa* vorkömmt.

Der gröſste, ja einzige, Fehler des trefflichen Buches ist seine Magerkeit; es sollte wenigstens noch einmal so dick sein. Vollständigkeit der Belege ist Haupterforderniſs einer solchen Arbeit, welche den wirklichen Sprachbestand, im Gegensatz zu dem auf Treu und Glauben durch Wilson aus den Originalwörterbüchern überlieferten, feststellen soll. Weniges noch ist so ganz ausgemacht, daſs eine Nachweisung darüber völlig un-

Digitized by Google

nütz wäre; und lieber eine überflüssige, als eine zur Zeit des Bedürfnisses vermifste. Wie richtig und genau auch eine Form oder Bedeutung aufgefafst und eingetragen sei, solange die Stelle nicht nachgewiesen ist, ist man nicht gezwungen zu glauben. Z. B. *pratikriyâ* gibt das Glossar durch „*officium mutuum*". Das möchte bezweifeln, wer das Wort nicht im Wilson findet, dagegen weifs dafs die Scholiasten es als Synonym zur Erklärung von *pratikâra* gebrauchen, das bei Wilson „Rache, Vergeltung" heifst. Aber Hr. B. weiset *Sâv.* V, 48. nach, und jeder Zweifel verschwindet bei Ansicht der Stelle. Es erklärt sich auch ganz natürlich; es ist Gegenthat, Gegenwirkung, im Bösen wie im Guten, hier im letzten Sinn. Und ebenso ist's *Kirât.* XVII, 41. Hätte Hr. B. ebenso bei *mûrkha*, „*stultus, stupidus*", und *mûḍha* „*stultus, amens*", bemerkt, dafs jenes (nur?) in der Prosa des Hitopadesa und in Scholien, dieses (nur?) in Gedichten vorkomme, so würde man nicht in Versuchung gerathen, beide Wörter für zwei verschiedene Begriffe, etwa dumm und thöricht, zu halten, da sie wahrscheinlich nur zweierlei Formen, eine prosaische und eine poetische, für den einen Doppelbegriff, dumm und thöricht, sind. Auch der gewandteste Meister kann irren in der Annahme einer Bedeutung, und ein Schüler kann ihn zufällig, wie ich den Hrn. B., eines Bessern belehren. Jeder wird es sich selber gestehen müssen, dafs er von Zeit zu Zeit sich genöthigt gesehn, eine provisorisch angenommene Bedeutung wieder zurückzunehmen, oder bedeutend zu modificiren. Wenn da nur immer bemerkt ist, worauf eine solche Annahme sich gründet, damit man selbst, oder ein anderer, sie prüfen, widerlegen oder bestätigen kann. Selten hat Hr. B. in zweifelhaften Fällen, wo er etwa selbst ein Fragzeichen beisetzt, die Nachweisung der Stelle unterlassen; und so wird er denn wieder zurückzunehmen haben *vanarâjî* „*silvae regina, i. e. arbor*". Denn zugegeben, dafs *râjî*, als ein Feminin zu *râja*, Königin, sei, so sind doch alle Synonyme für Baum Masculin, und solche Analogien scheint das Sanskrit ganz und gar nie zu überschreiten. Die nachgewiesene Stelle zeigt aber, dafs *vanarâjî* Waldreihe, d. i. Wald, bedeute; indem die Wörter *râjî*, *âlî*, *s'rên'î*, *santati* und viele andere, blos eine Umschreibung oder Amplification des Gegenstandes, dem sie angehängt werden, bilden. Ebenso wird *punyalabh* „*purum, bonum, justum adipiscens i. e. agens, justus*" wegfallen, das Hr. B. blos angenommen, um davon *punyalabdhâ* im Sinne von *puritas, justitia, sanctitas*, abzuleiten. Aber das müfste *punyalaptâ* heifsen, weil das Taddhita-Suffix *tâ* (das Lateinische *ta* in *juventa*, häufiger *tas*, *tus* u. s. w.) sich nicht, wie nur das Kridanta-Suffix *ta* (Particip *tus*), den Wortausgang so anbequemen kann, um dessen Adspiration (*bh*) zu Gefallen, sich in *da*, und durch sie dann in *dha* zu verwandeln. Eine Ansicht der angeführten Stelle zeigt aber, dafs *punyalabdhâ* das ordentliche Particip *labdha* im Feminin ist, componirt mit *punya*, Tugend oder Verdienst, und bedeutet „die durch Tugend erworbene" *). Mehr oder minder unsicher und zu bezweifeln scheinen mir noch folgende Wörter oder Bedeutungen: (1) *adbhutama* „*maxime mirificus*", das kommen soll von *adbhu* statt *adbhuta*, wunderbar, mit der Superlativ-Endung *tama*. Einfacher wäre *adbhuta* mit *ma* statt *tama*, was Hr. B. auch zuläfst, nur dafs *ma* als ein Analogon der Superlativ-Endung nur an Partikeln erscheint. Aber in der angeführten Stelle findet sich das seltsame Wort gar nicht, sondern dafür das ganz ordentliche *adbhutopama*, wunder-ähnlich. — (2) *anupûrven'a*. In der citirten Stelle (und ebenso *Râm.* I, 60, 9.) kann es auch *ânupûrven'a* mit *â* sein, welche Form Wilson hat, so wie *ânupûrvyâ* auch *Râm.* II, 2, 32. steht. — (3) *ayasmaya*, eisern, gegen das Wohllautsgesetz, das *ayomaya* fordert. — (4) *âgamavat* gegen alle Analogie; vielleicht ist *âgamavato* in *âgamanato* „durch die Ankunft" zu verwandeln. — (5) *âmisha* „1) *caro* 2) *voluptas. Draup.* VIII, 38." Die Stelle trifft nicht zu; vielleicht ist VII, 27. gemeint, wo es aber, wie immer, *Fleisch* ist; von Fleisch (von zu fressendem Fleische) angetrieben, d. i. angereizt, angelockt; *samprayukta* wie *prayukta* in *Hitop.* S. 109, 7. — (6) *utsuka* „1) *territus* (?) 2) *terror* (?)". In den angeführten Stellen ist es „sehnsüchtig, verlangend", wie immer. — (7) *tila* „1) *sesamum.* 2) *nota, macula, quae sesami semini comparatur*". Es ist in der angeführten Stelle, soviel ich sehe, nur *Körnchen*, d. i. kleinstes Theilchen, wie das Arabische *dherra*, verwandt mit *dhura*, Hirse, und das Persische *jew*, Gerste,

*) Die Stelle ist *Indral.* I, 33. Ich bemerke bei der Gelegenheit, dafs von Sl. 26. bis zu Ende des Gesanges alle Sloken falsch getheilt sind. Es ist von 26 die erste Zeile auszuwerfen, die in der Pariser Handschrift auch fehlt; dann geht alles ordentlich bis zum vorletzten Slokas, dessen nichtsnutzige Schlufszeile wieder wegzuwerfen.

Digitized by Google

d. ist Körnchen, Kleinstes. — (8) *dans'ita* „*solidus, firmus, densus*". In der angeführten Stelle scheint es mir, wie sonst, *loricatus* zu sein, nur steht es neutrisch *loricatum i. e. loricatio i. e. lorica.* Das *Beifsen* übrigens, was die Wurzel besagt, bezeichnet wohl das Ineinandergreifen der Panzerhäkchen oder Ringe. — (8 *b*) *dauhitra* „*filiae natus, progenies*". Das *progenies* bezieht sich auf die künstliche Umdeutung des Wortes, die Hr. B. in den Noten zu *Brâhm. Vil.* III, 6. gegeben. Es wird aber wol bei wirklichen Tochterkindern auch dort sein Bewenden haben. — (9) *nrs'ansa*, „*improbus, scelestus*". Aber *Nal.* XIX, 5. und *Brâh.* I, 33. ist es *improbitas, scelus*, und kann's auch an den übrigen Stellen sein, *Nal.* XI, 10. wäre dann *nrs'ansam* für *nrs'ansa* zu lesen. — (9 *b*) *parâvara.* Die zweifelhaft angenommene Bedeutung pafst nicht für *Râm.* II, 6, 21. — (10) *purâ* als Conjunction *priusquam.* Diese Bedeutung wäre dem an Conjunctionen so armen Sanskrit wohl zu gönnen; aber ich fürchte, dafs überall die von den Scholien vielfältig anerkannte Bedeutung „*bald, sonst*" (wenn du nicht eilest) ausreicht. — (11) *prabhâs. Prabhâsâm* ist wohl nur ein Schreibfehler für *prabhânâm.* — (12) *prahâra*, persönlich; wohl nur Fehler für *prahârin.* — (13) *sammita* (unter *mâ*) „*praeditus*". Es ist „angemessen, gemäfs"; *dharma-sammita*, pflichtgemäfs; *hetubhir buddhi-sammitah* (*corr. sammitaih*), mit verständigen Gründen. — (14) *sanlina* (unter *li*) „*occisus (!)*" Es ist, wie sonst: „verborgen, geduckt". — (15) *vâhana*, „*in comp. currus*"; doch wohl „Pferd", wie *Râm.* I, 17; 11. 62, 1. 68, 1. — (16) *vais'asa;* vielleicht zwei Wörter *vai s'asa.* — (17) *sânnidyam*, adverbialisch.

Rückert.

IX.

Geschichte der Philosophie von Dr. Heinrich Ritter, aufserordentl. Professor an der Universität zu Berlin, 1. *Thl. XXIV.* S. 614. 2. *Thl. XII.* S. 494. *auch u. d. Titel: Geschichte der Philosophie alter Zeit* 1. *u.* 2. *Thl. Hamb. bei Perthes* 1829—30. 8.

Erster Artikel.

Ein Werk, wie es der geschätzte Verf. hier begonnen, verdient die Anerkennung Aller, die sich mit Eifer demselben Gegenstande widmen. Zuerst bringt derselbe eine hohe Achtung gegen die Vorzeit im Allgemeinen mit, welche theils auf das Bewufstsein der *Wichtigkeit* der Vorzeit für die Gegenwart, und die Einsicht, dafs diese nur aus jener vollkommen zu verstehen, theils auf ein gründliches und selbständiges Studium des Alterthums gebaut ist; dann eine grofse Bescheidenheit in Hinsicht dessen, was sich Entschiedenes über das Alterthum aussprechen läfst, eine Bescheidenheit, welche nicht nur Beweis einer gründlichen historischen Forschung, sondern zugleich einer rühmlichen Freiheit des Geistes ist. Der Verf. erklärt selbst, er wolle sein Verdienst darauf beschränken, denen, welche nicht alle Quellen der Geschichte sogleich selbst einsehen, oder vollständig überblicken können, diese zugänglicher und die Ueberlieferungen verständlicher zu machen. Und dieses Verdienst, sich selbständig an die Quellen gehalten, und die geschichtlichen Urkunden mit Scharfsinn und Geschicklichkeit gedeutet zu haben, wird keiner, der sich mit diesem Werke genauer bekannt macht, dem Verf. absprechen können, wenn er auch gegen die Prinzipien seiner Kritik, gegen die Erklärung im Einzelnen und gegen die Art die Quellen zu citiren, Manches einzuwenden hätte.

So ehrenwerth diese Bescheidenheit einestheils ist, so hängt sie doch, wie es uns scheint, mit einer Vernachlässigung des speculativen Elements der Geschichte zusammen, welche in einem Mifstrauen gegen dasselbe begründet ist. Diefs hat dem Buche des Verfs. im Ganzen seine subjektive Haltung gegeben, und jene Bescheidenheit häufig in eine negative Kritik umschlagen lassen. Der Verf. unterscheidet sehr wohl die Richtung auf die Einheit und auf die Mannichfaltigkeit in der Geschichte nach ihren Extremen, aber wie diese Richtungen selbst eins werden und in Harmonie kommen können zeigt er nicht, ja er scheint, wenn wir ihn recht ansehn, sogar daran zu zweifeln, weil er fürchtet, der historischen Forschung eine gröfsere Sicherheit und Festigkeit zugeben zu müssen, als sein subjektiver Standpunkt zu verstatten scheint. Er nimmt ein Fortschreiten der Menschheit zu vernünftigem Zweck, und näher betrachtet, eine periodische Entwickelung in dem Leben der ganzen Menschheit (S. 24 f.) an, aber er wendet sich gern von der Richtung ab, welche die Geschichte der Philosophie in der neusten Zeit genommen hat, nach welcher auch diese Geschichte als ein Ganzes der Entwickelung erscheinen soll, in welcher die Mo-

Digitized by Google

mente der philosophischen Idee hervortreten, und ein innerer, objektiver Zusammenhang in den verschiedenen Leistungen des philosophischen Geistes angenommen wird. Wir wollen damit nicht sagen, dafs des Verfs. Werk nicht eine gewisse Einheit hätte und nach ihr strebte; aber diese Einheit erscheint mehr nach einem subjectiven Prinzip bestimmt (wie z. B. die Eintheilung der Geschichtsperioden S. 36.) oder es treten Prinzipien untergeordneter Klassifikation ein, nach welcher Einzelnes geordnet wird. Ja der Verf. erklärt es sogar S. 14. für ein „Leiden" des wahrhaften Geschichtschreibers bei Mangel ausführlicher Ueberliefeferungen den *gewöhnlichen* Weg der Geschichte (aus dem Kleinen und den Theilen das Grofse und das Ganze zu erkennen) verlassen und sich „entschliefsen zu müssen, die Sache mehr im Grofsen zu beurtheilen, aus grofsen Perioden auf kleine Zeitabschnitte und einzelne Entwickelungen, aus grofsen Völkermassen auf einzelne Völker und einzelne Männer zu schliefsen" — obgleich wir beides als überall festzuhaltende Gesichtspunkte oder *Seiten* der Betrachtung ansehen müssen, welche durch das Verhältnifs des Ganzen zum Einzelnen bedingt werden.

Näher erklärt sich der Verf. hierüber in seiner Einleitung. Da er in dieser Einleitung selbst nur „seine Meinung, nach welcher er diese Geschichte verfassen wollte" (S. 4.) obwohl nur ungern, weil „solche Einleitungen am wenigsten gelesen werden" auseinandergesetzt hat, so verliert das, was er gegen allgemeine Einleitungen, die etwas Objectives zum Hintergrunde haben, sagt, seine Kraft. Zuerst erscheint ihm die Geschichte der Philosophie als ein „Bruchstück" aus der Geschichte der Menschheit (S. 5.) und die Lösung der Aufgabe, sie aus der Geschichte der Menschheit herauszusondern, in ihrer ganzen Strenge unauflöslich. Auf jeden Fall ist hier der Ausdruck des Verfs. unangemessen; denn wenn wir die Geschichte der Philosophie aus der Geschichte der Menschheit herauszusondern haben, so ist sie an sich kein Bruchstück, sondern ein wesentliches Glied derselben, und wenn sie kein Bruchstück an sich ist, so sollen wir sie auch nicht dazu *machen*. Es ist daher auch nicht zu fragen, wo das Bruchstück seine Stelle im Ganzen habe, sondern die Geschichte der Philosophie mufs, als innerer Theil der Geschichte der Menschheit, wenn sie nicht nach *Willkühr* abgesondert wird, wiederum nothwendig als ein Ganzes, ihrer Idee nach, betrachtet, und ihre Ausführung nach dieser *Idee* behandelt werden, da in dem sich zur Philosophie entwickelnden Denken *ebenfalls* das Wesen der Menschheit sich entwickelt, und nach *denselben* Gesetzen, welche das Ganze tragen. Die Schwierigkeit aber liegt in der Geltendmachung der Idee im *Einzelnen*, theils in Hinsicht auf die zu erforschende Verbindung des Philosophirens mit dem übrigen Leben der Menschheit, theils in Hinsicht auf Unterscheidung dessen, was ausschliefsend zur Entwickelung des Philosophirens oder in die Geschichte der Philosophie gehört, wobei, wie der Verf. sehr richtig bemerkt, (S. 6.) nicht der *Inhalt* des Gedankens allein entscheiden kann, sondern die Art und Weise, wie dieser Inhalt in das Denken eintritt und sich ausbildet, wesentlich zu beachten ist. Das Letztere setzt der Verf. sehr gut auseinander, unterscheidet genau Philosophie von Religion und Poesie, gibt sehr treffende Winke über das Verhältnifs der Philosophie zu den Gedanken und Erkenntnissen des handelnden (praktischen) Lebens, und beantwortet dabei auch die Frage, inwiefern auch das Nichtsystematische in die Geschichte der Philosophie eingehe.

In den Bemerkungen über die *Form* dieser Geschichte tritt der Verf. vornehmlich als Gegner der herrschenden Richtung zum Konstruiren *) auf. Was er aber dagegen sagt, trifft wohl das abstrakte Konstruiren oder die lächerliche Anmafsung alles Faktische aus abstrakten Begriffen ableiten zu wollen, aber nicht die wahre oder spekulative Konstruktion, welche man auch die philosophische Betrachtung der Geschichte nennen kann. Er bemerkt, dafs die Geschichte, solle sie eine belehrende Wissenschaft sein, aus der Art, wie sich die Entwickelung der Menschheit zugetragen habe, über den Begriff der Menschheit und ihre Bestimmung uns unterrichten, nicht aber diesen in jene hineintragen müsse.

*) Die Bemerkung, dafs der Versuch des Konstruirens der Geschichte der *Philosophie* näher liege, als andern historischen Gebieten, ist zwar der Sache nach nicht ungegründet, aber die Erfahrung stellt dagegen, wenigstens bis jetzt, dergleichen Versuche *nicht häufig* auf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 14.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1831.

Geschichte der Philosophie von Dr. Heinrich Ritter. Erster u. zweiter Theil.

(Fortsetzung).

Kann aber Konstruiren auch heiſsen, das Gegebene als Moment und Ausdruck der Idee, und damit den Zweck, zu welchem selbst die Geschichte Entwickelung ist, nachweisen, so bildet es die *philosophische* Seite des Verfahrens, welches dem Geschichtsdarsteller obliegt, und es kann dadurch allein die Nothwendigkeit und der Gehalt des Geschehenen erkannt und das Wesentliche von dem Zufälligen unterschieden werden. In der Sache stimmt ja auch der polemisirende Verf. dadurch bei, daſs er anerkennt, „die Menschheit habe ein ganzes Leben (S. 24.), welches ebenso ordnungsmäſsigen Gesetzen folge, wie eine jede Entwickelung des Lebens". Freilich kommt es darauf an, wie man sich diese Entwickelung denkt. Aber der Verf. wählt auch hier die einzig philosophische Ansicht, daſs das Leben der Menschheit nur als Fortschritt zu vernünftigem Zweck zu begreifen sei, obwohl er sich mit Recht gegen die „pedantische" der Erfahrung widerstreitende Anwendung derselben erklärt, als ob *jede* folgende Entwickelung die frühere in sich aufgehen lasse und (in *jeder* Hinsicht) vollkommener sei. Insofern er jedoch nach seinem Standpunkt zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem in dieser Entwickelung nicht unterscheiden kann, so geht auch diese Opposition nicht tief genug in die Sache ein, und indem er endlich der Konstruktion doch in Hinsicht auf die Bestimmung der Perioden (S. 25.) einen richtigen Gedanken beilegt, ist es auch mit dieser Opposition gegen das Konstruiren nicht so schlimm gemeint. Was nämlich an ihr wahr ist, sei, daſs wenn man den wahren Begriff oder die Bestimmung einer Sache kenne, man auch zu bestimmen im Stande sei, auf welchem Wege und durch welche Mittelstufen das Ding seine Bestimmung verfolgen müsse; denn — wird hinzugefügt: der Weg bestimme das Ziel. Ist der Schluſs richtig, so muſste es umgekehrt heiſsen: *das Ziel bestimme den Weg.* — was auch mit dem folgenden stimmet, „es könne das Fortschreiten zur Bestimmung nicht als Zufälliges gedacht werden", und hiernach sei auch das Einzelne zu beurtheilen. Aber, bemerkt der Verf. weiter, an diesen wahren Gedanken knüpfe man häufig die falsche Voraussetzung an, „daſs in irgend einem gegebenen Zeitpunkte die Erkenntniſs der Bestimmung vollständig vorhanden sein könne", — also, angewendet auf die Philosophie, der Begriff der philosophischen Wahrheit vollständig vorhanden sei — welches doch nur der Fall sein würde, wenn in irgend einem Zeitpunkte die Bestimmung wirklich erreicht wäre. Aber „die Erkenntniſs folge dem Sein". Nach diesem Grunde aber wird einestheils das Sein zu etwas Empirischen gemacht, anderntheils die Bestimmung für eine absolut unerreichbare erklärt und als Bestimmung aufgehoben. Hiegegen müssen wir bemerken, daſs die Erkenntniſs der Bestimmung der Menschheit zwar eine unvollkommene, aber doch des *ganzen* Gegenstandes, keine theilweise ist. Das Vollkommene beruht hier in der *klaren* Erkenntniſs eines Ganzen. Und eben weil wir den geistigen und wesentlichen Gegenstand immer nur als *ganzen*, die Bestimmung der Menschheit, wenn auch einseitig, doch nie als einseitige erkennen, so gibt es von jedem Standpunkt aus eine wahrhafte Anschauung des Wahren. — Der Verf. kämpft hiermit zwar nur gegen die Behauptung der Unfehlbarkeit in der Geschichte der Philosophie und erklärt mit Recht, daſs der Standpunkt einer Zeit, dem wir uns Einzelne nie entziehen können, nicht Alles in gleicher Klarheit und Deutlichkeit der Einsicht umfasse; gesteht aber damit auch, daſs jeder *berechtigt*, ja genöthigt sei, von diesem Standpunkt aus das Geschehene zu würdigen — nur daſs der Verf. das, was auf diesem Standpunkt gesehen wird, durchaus für ein Relatives zu halten scheint.

Digitized by Google

und auf die Unterscheidung dessen, was einem solchen Standpunkte der sich entwickelnden Vernunft nach Vergleichung mit der Forderung der Idee, als *wesentlich* erscheint, und was subjektiver Beschränkung eigen ist, kein Gewicht legt. So tritt die zeitmäfsige Vorstellung an die Stelle des Begriffs der Philosophie. Wenn nun der Verf. ferner die Frage beantwortet, welche ideale Voraussetzungen eine Geschichte der Philosophie habe, und ein solches Ideal *unwahr* nennt (S. 29), gleichwohl aber das Idealisiren für *nothwendig* hält, um die Forderungen an den Geschichtschreiber auszuführen, so heifst diefs: das Wahre nach dem Unwahren beurtheilen. Es helfen uns nichts die Anmahnungen zur Bescheidenheit, (S. 30.) so sehr sie dem Verf. persönlich Ehre machen, so stürzen sie uns doch immer tiefer in den Zweifel hinein. Was der Verf. von dem Geschäfte des Geschichtschreibers sagt, ist zum Theil sehr treffend, und dafs die Konstruktion die Stelle der Induktion nicht vertreten könne fast unbezweifelt; auch geben wir gern zu, dafs in der *Geschichte* das *Allgemeine in einer gegebenen Entwickelung*, in dem *philosophischen* Gebiete, das Besondere in dem Allgemeinen zu erkennen obliege; aber auch dort kommt es hauptsächlich auf den *innern* Zusammenhang der geschichtlichen Begebenheiten und das für den Geist *Wesentliche* in der unendlichen Masse der Fakten an. Dieser Zusammenhang eben kann nicht durch eine *andere* Kenntnifs geschichtlicher Art, auch nicht durch ein *rein abstraktes* Verfahren, sondern durch das mit der Induktion sich verbindende philosophische Verfahren, — nennen wir es immer *Konstruktion*, denn es betrifft den innern *Bau* der Geschichtsdarstellung — gewonnen werden, durch welches wir, wie man zu sagen pflegt, die Anwendung von dem Vernunftbegriff machen (weil wir Vernunft in der Geschichte suchen und zu erkennen das Bedürfnifs haben); ein Verfahren also, welches die innere Einheit in den mannichfaltigen Bestrebungen bestimmt, und jedem seine Stelle und Bedeutung im Ganzen anweist, und wodurch auch der subjektive Unterschied des Wichtigern und Unwichtigern in den des Wesentlichen und Zufälligen verwandelt wird. Dafs aber auch hierdurch die Arbeit nicht abgeschlossen werde, und manches Einzelne noch auf künftige Lösung warte, bedarf kaum der Bemerkung.

Nach der angedeuteten Ansicht des Verfs. wird es nicht auffallen, wenn derselbe bei der Uebersicht und Eintheilung der Geschichte es zur Hauptaufgabe derselben macht, zu entwickeln, was zu *unserer* Bildung geführt habe (S. 36.), weil ein jeder darauf angewiesen sei, die geistige Gemeinschaft, in welcher er lebt, zum Maafsstabe der Beurtheilung zu machen, womit zugleich die Beschränktheit dieses Standpunktes anerkannt werden soll. Nur mufs aber auch anerkannt werden, dafs auf diesem Standpunkte, dem Standpunkte des entwickelteren Bewufstseins, die früher gewonnenen Standpunkte des Geistes nicht blos als *Mittel*, sondern zugleich als selbständige und wesentliche erscheinen. Das Christenthum so wie die Griechische und Römische Bildung, wird fortgefahren, seien die grofsen Hebel, welche *unmittelbar* in unser Leben eingegriffen, dagegen des Orients Einflufs nur *mittelbar* sei. Hierdurch wird die Eintheilung in Geschichte der älteren und neueren Philosophie bestimmt. Die Bedeutung dieser Perioden für die in derselben sich entwickelnde Idee der Philosophie wird hier nicht erörtert. Dagegen finden wir die Bemerkungen über die Ansprüche des Chronologischen und Ethnographischen (S. 39 f.) sehr beifallswerth. Der Verf. trennt jene beiden Perioden nicht durch einen chronologisch *bestimmten Abschnitt*, sondern rechnet zur Geschichte älterer Philosophie, die philosophische Entwickelung unter den Orientalen, Griechen und Römern, welche sich *nicht* dem Christenthum anschlofs, und zur Geschichte der *neuern* Philosophie alle Philosopheme, welche sich unter den *christlichen* Griechen und Römern und unter den neuern christlichen Völkern entwickelt haben, so wie die Arabische Philosophie. Da nun der Verf. zur Geschichte der ältern Philosophie auch das rechnet, was unter den *Orientalen* philosophirt worden ist, so befremdet es, *vor* der Geschichte der alten Philosophie, und zwar unter der Rubrik *Vorgeschichtliches* von den Orientalen sprechen zu hören und doch auch wieder von einer Indischen Philosophie und *deren* Vorgeschichtlichem. Unter jenen Titel fafst der Verf. „mancherlei Untersuchungen zusammen, welche zu keinem reingeschichtlichen Ergebnisse führen, aber nöthig scheinen, um den Boden zu bestimmen, auf welchem die Philosophie erwachsen ist". „Die Untersuchungen, setzt er hinzu, können hier keinen geschichtlichen Faden finden und stehen also nur in einem lockern Zusammenhange. Hier wird untersucht, ob auch die *Philosophie* aus Asien gekommen sei. Der Verf. erklärt, dafs hierüber nichts Entscheidendes mitgetheilt werden

Digitized by Google

könne. Als Grund gibt er an, dafs das Gebiet der geschichtlichen Erkenntnisse des Orients noch zu vereinzelt stehe, und — setzt er bescheiden hinzu — dafs die orientalische Literatur ihm zu fremd sei und ein eigenes Studium erfordere, aus welchem allein die *Entscheidung* hervorgehe. Sonach will er sich darauf beschränken, zu zeigen, dafs die *bisjetzt* von den Orientalisten für den Ursprung der Philosophie im Orient gebotenen Gründe nicht genügen.

Wir stimmen mit dem Verf. darin überein, dafs die Behandlung der *vorgriechischen* Periode in Hinsicht auf Geschichte der Philosophie mehr als *Kritik* erscheinen mufs, und das Geschäft hier vorwaltet, mit dem Maafsstabe, welchen die, auch von dem Verf. aufgestellte, Unterscheidung der Philosophie von Mythe und Kunstanschauung an die Hand gibt, zu zeigen, dafs wo das Denken sich von letzteren noch nicht abgesondert hat, eben noch keine Philosophie vorhanden ist, und dafs sich also geschichtliche Ergebnisse hier nicht finden lassen, nicht weil wir *uns* im undurchdringlichen Dunkel befinden, sondern weil geschichtliche Ergebnisse im strengen Sinne vor der geschichtlichen Entwickelung nicht zu suchen sind, mithin weil jene Völker sich noch in einer geistigen Dämmerung befanden. Aber eben weil Dämmerung Tagwerden ist, so ist das Vorgeschichtliche auch als Vorbereitung der Philosophie in diese Forschung aufzunehmen. Ungeachtet des oben Gesagten, und ohne anmafsend zu sein, läfst sich etwas Bestimmteres über jene Periode und in Hinsicht der Frage, ob die Philosophie im Orient ihren Ursprung genommen, — d. h. ob eine Philosophie im Orient *vor* der Griechischen vorhanden gewesen — festhalten, wenn man zu dem, was rein-empirische Forschungen darbieten, noch den Begriff zu Hülfe nimmt, welcher sich aus der Idee der Menschheit über die erste Stufe der intellektuellen Entwickelung, die wir im alten Orientalismus betreten sehn, ergibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

X.

Lehrbuch der Schiffahrtskunde. In einer systematisch geordneten Sammlung zweckmäfsig gewählter praktischer Beispiele und Aufgaben aus der Navigation, nebst den nöthigen Hülfs-Tafeln u. s. w. Von Johannes Düring, Navigations-Lehrer zu Wyk, auf der Insel Föhr. *(Hamburg 1829. 4to mit 80 Seiten Text und 80 Seiten Tafeln).*

Bei der grofsen Masse nautischer Lehrbücher und Tabellen mufs man sich billig wundern, dieselbe noch um ein neues vermehrt zu sehen. Der Verf. kann also bei solchen Umständen nur etwas Nützliches leisten, wenn er den Gegenstand nach *neuen* Ansichten behandelt und erweitert, oder die oft zeitraubenden numerischen Ermittelungen durch neue Hülfs-Tabellen, Formeln und Methoden abkürzt und erleichtert. — Aus *diesem* Gesichtspunkt mufs denn auch das in Rede stehende Werk beurtheilt werden. Dafs es zunächst an dergleichen Lehrbüchern bei unsern seefahrenden Nationen nicht fehlt, ist klar. Die *Engländer* z. B. haben sehr schätzbare Werke von Maskeline, Robertson, Makei, von Hamilton Moore und dessen zahlreichen Nachahmern, Bonditch, Nocie, Inmann und andern; die *Franzosen* von Pezenas, Maupertuis, Du Bourguet u. s. w.; die *Holländer* von Douwes, Steenstra, van Schwinden, Nieuwland, Florijn, Bangma, Hartog, de Vries u. s. w. und selbst die *Dänen*, für welche, als für seine Landsleute, Hr. Düring doch zunächst zu schreiben scheint, besitzen vortreffliche nautische Werke z. B. *Lous, Styrmandskunst, eller so Kaldet Skatkammer u. s. w. Kiobenhavn* 1807. — Dessen *Styrmands-Handbog, eller en sa Kaldet Marin-Calender* 1808. Bugge's nautische Astronomie. Ja! selbst in Düring's Wohnort hat Hr. Brarens, im Jahre 1800, ein System der praktischen Steuermannskunde mit den nöthigen Tafeln u. s. w. herausgegeben. Diese Werke sind unserm Autor gewifs nicht unbekannt geblieben, so wenig als die beiden, in dem benachbarten Hamburg, erschienenen von Braubach und der mathematischen Gesellschaft.

Es kommt also nur darauf an, zu untersuchen, ob etwas Neues oder *trita et pertrita* geliefert worden ist. Es ist nicht klar abzumessen, ob der Verf. ein Lehrbuch oder eine Exempelsammlung geben will — er selbst scheint sich am Ende seiner Vorrede für letztere zu erklären. Aber auch *hierauf* ist kein Mangel; man findet sie in allen Compendien zum Ueberflufs, sogar fingirte, wie z. B. in Makay's *Theory and practice of finding the Longitude at Sea or Land (Edition* 1801.) finden wir Beobachtungen vom Jahre 1804 und in den ersten Ausgaben der allgemein verbreiteten, *Tables requisite to be used with the nautical Ephemeris* sogar Beispiele, die, der Natur der Sache nach, *ganz unmöglich* Statt finden können, und zwar bei der wichtigen Längenbestimmung aus gemessenen Mondsabständen von Sonne und Sternen. Wahrscheinlich fanden des alten ehrlichen *Douwes „Noodige en by ondervinding beproefde nieuw uytgevondene Zemanstafeln"* eben so grofse, als allgemeine Aufnahme bei den Seefahrern, weil alles mit Beispielen aus dem wirklichen, praktischen Leben belegt, erläutert und mit den Ergebnissen direkter Beobachtungen zusammengestellt wurde. Man konnte sich also von der Brauchbarkeit seiner Methode *a posteriori* überzeugen.

Der Verf. beginnt seine Einleitung mit der ebenen und sphärischen Trigonometrie, die hier auf 6 Seiten abgefertigt wird. Und dennoch bemerkt er selbst in der Vorrede Seite 2.

Digitized by Google

„Es verdient Tadel, dafs in unseren Deutschen Lehrbüchern der „Navigation die Trigonometrie so dürftig, mangelhaft und ohne „hinlängliche Beispiele abgehandelt ist".

Ich wüfste kein ähnliches Buch, worin dieser Gegenstand weniger genügend abgehandelt wäre, als in dem vorliegenden. Von Beweisen u. s. w. ist gar nicht die Rede; der Verf. geht, nach Aufzählung allgemein bekannter Formeln, zu Rechnungsexempeln über. Dann handelt er (p. 7.) von der *platten* oder *ebenen Schiffahrt.* Auch hier kann der Lehrling blindlings den Regeln folgen und sich an den Beispielen üben. Seite 12. Von *Lourskoppeln nach der Planschiffahrt* und *Vom Ost- und Westsegeln* (Seite 10.) Nichts Neues. Das Letztere ist eine blofse Tändelei der vorigen Aufgabe, wenn der Cours nur 90° angenommen wird. Desgleichen auch die Beispiele, die in Praxi wol nicht vorkommen werden; als S. 13. No. 10. „Ein Schif„fer segelt gerade West 108 Meilen und hat seine Länge da„durch um 8° 5′ verändert. Auf welcher Breite seegelt der „Schiffer"? S. 14. von *Merkator's Seegelung.* Ohne weitere Geschichte und Erklärung dieser für die Nautik höchst schätzbaren Erfindung. Das hier Gesagte findet man in allen Lehrbüchern, wovon des Verfs. eigenem Geständnisse zufolge ein grofser Theil aus Norie und Bowditch entnommen worden ist. Die Darstellung der 8 Fälle um Cours, Distanz, Länge und Breite zu bestimmen, ist ganz dem Moore und Bowditch nachgebildet. S. 18. *Cours-Koppelung*, oder Methode aus mehreren gesegelten Coursen und Distanzen die ersegelte Breite und Länge nach Merkator-Rechnung zu bestimmen „ist ebenfalls schon „von Moore und Bowditch (*Epitome Edition* 1809. *p.* 106.) in „*To solve a traverse in Mercator's Sailing* angegeben worden". S. 21. *Von Kreuz-Peilungen*, (S. 22.) *Berechnung und Wirkung der Meeresströme auf Cours und Geschwindigkeit des Schiffs.* Ist ebenso gut, wenn nicht besser, in anderen früheren Lehrbüchern abgehandelt. Seite 24. *Vom Gebrauch der Seekarten.* Der Verf. schickt ein Verzeichnifs „einiger guten und dem Schif„fer als brauchbar zu empfehlenden Schwedischen und Engli„schen Seekarten über die Nordsee u. s. w. voraus", die Gebrauchs-Anleitung ist mit 37 Exempeln ausgestattet, die man in allen früheren Lehrbüchern (*mutatis mutandis*) finden wird.

S. 28. *Von Berichtigung der auf einen Meridian berechneten Tabellen.* — Simpele Reduktionen von einem Meridian auf den anderen, mittelst bekannter Längenunterschiede. S. 29. *Berechnung der Zeit des Hochwassers.* Der Verf. bleibt sich bei dieser Darstellung gar nicht konsequent. Denn sagt er: „da „der Nautical-Almanac oder irgend ein anderer Kalender, wel„cher die Culminations-Zeit des Mondes für einen gewissen „Meridian enthält, noch sehr selten in den Händen Deutscher „Seefahrer ist; so kann ich auch die Berechnung der Zeit des „Hochwassers hier nicht auf den Gebrauch eines solchen Ka„lenders gründen, sondern mufs bei derselben die Epakten-Rech„nung zum Grunde legen, die allerdings weniger genau ist u. „s. w." Er hätte noch einen Schritt weiter *rückwärts* auf das Holländische *Duim-getal* machen können. In der Anleitung der Berechnung geographischer Längen aus Monds-Distanzen mufs er gewifs einen Nautikal-Almanac voraussetzen, die den Durchgang des Mondes durch den örtlichen Meridian und somit die Data zur genauern Berechnung der Fluth-Zeiten angeben. Folgt Seite 30. *Berechnung der Breite durch eine Meridian- oder Mittagshöhe der Sonne.* Hier hätte billigerweise auch der Breiten-Bestimmung durch Monds- Planeten- und Stern-Höhen erwähnt werden müssen, die in der Morgen- oder Abend-Dämmerung sehr genau beobachtet werden können. Der Vf kommt jetzt (S. 32.) auf die Bestimmung der Breite durch Sonnenhöhen aufser dem Mittage.

Das sogenannte Douwes'sche Problem. Die hier gegebenen Regeln sind die alten, längst bekannten ihres Urhebers. Hr. Düring berücksichtigt den Fall, wo das Schiff, während der Zwischenzeit der Beobachtungen, seinen Ort verändert hat; und erklärt sich am Ende für die Methode der Engländer mehr als für die von den *Hamburgern* angewandte. Freilich für die von letzteren, in der ersten Auflage ihrer Steuermannskunst kommen so einige, für nothwendig erachtete Verbesserungen in Douwes Probleme vor, die man späterhin erkannte und berücksichtigte, als sie namentlich von *anderen* erst zur Sprache gebracht und die nautischen Schnitzer gerügt worden waren.

Seite 34. *Berechnung der Amplitude.* S. 36. *Berechnung des Azimuths zur Bestimmung des Kompasses.* S. 38. *Berechnung der wahren Zeit in See.* S. 45. *Anleitung zur Führung eines richtigen Seejournals u. s. w.* Ist nach des Verfs. Geständnifs aus des seichten *Norie Epitome* entnommen. S. 65. *Von den Monds-Beobachtungen und Berechnung der Länge zur See.* Der Verf. belegt zuförderst mit 26 Beispielen wie aus einer beobachteten Meridian-Höhe des Mondes die Breite eines Orts zu bestimmen ist. Die Berechnung der Länge (Seite 66 folg.) ist ebenfalls nur eine Exempel-Sammlung, ohne alle Regeln, Formeln, Geschichte, was man, in dieser Gestalt, in allen nautischen Büchern besser und vollständiger lesen kann. Jetzt (Seite 74 folg.) kömmt der Verf. auf *die Erklärung und den Gebrauch der Tafeln* (80 4 St.). Man sollte, des beständigen Wiederholens, dafs, wie in den einzelnen Abschnitten der Einleitung, so auch in den Tafeln keine Spur von neuer Ansicht oder Erleichterung der Berechnungen zu finden ist, überdrüfsig werden. Man findet sie in den früheren Werken von Lous, Braren's, Bugge (um bei den Dänen selbst stehen zu bleiben) weit vollständiger als in Düring's Sammlungen.

Fassen wir Alles unter *einen* Gesichtspunkt zusammen: so sehen wir, dafs das in Rede stehende Werk ein *Mittelding* zwischen Lehr- und Exempel-Buch ist, und dem angehenden Nautiker keinen klaren Begriff von seiner Wissenschaft verschaffen kann, weil alle Demonstrationen und Geschichte der Probleme fehlen; dafs ferner das Werk durch die Hülfs-Tafeln, die in Jedermanns Händen sind, blos ganz unnöthigerweise vertheuert worden ist (7 Mark 8 Schill. etwa 4 Thlr. in Deutschland); und dafs endlich, unseres Bedünkens, kein Gewinn für die Wissenschaft durch Erscheinung dieses Werkes zu erwarten steht.

J. Oltmanns.

Digitized by Google

Nro. 15.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1831.

Geschichte der Philosophie von Dr. Heinrich Ritter. Erster u. zweiter Band.

(Fortsetzung.)

Unser Verf. aber entbehrt dieser Hülfe, weil er sich vor dem s. g. Konstruiren scheute. Er muſs zugeben, die erste Bildung war im *Orient;* mithin auch da die *Vorbereitung* zur Philosophie. Anstatt aben den Charakter einer solchen Vorbereitungsperiode, wie er nach dem Gesetz der Denkentwickelung zu setzen ist, in dem alten Orientalismus zu finden, bleibt er bei dem unbestimmten Eindruck stehen, welchen die dunkeln und der tiefern Kritik noch entbehrenden Massen des Altorientalischen auf uns machen. Es läſst sich aber auch ferner, unter Voraussetzung jener Hülfe, etwas Bestimmteres über diese Massen festsetzen, indem man die in jeder derselben herrschenden — obwohl nicht auf *philosophische* Weise *entwickelten* Ideen, welche bei Vergleichung derselben hervorspringen (z. B. die Einheit des Seins, der Gegensatz des Seins) auffaſst, und nach ihrem Verhältnisse zu einander diese vorgeschichtliche Periode anordnet. Dagegen erklärt sich der Verf. erst später und *gelegentlich* über den Begriff des Orientalismus (S. 53.) wo er die Erlaubniſs zugesteht, „den *Orientalen* eine gewisse Gleichartigkeit im Gegensatz gegen unsere Art und Weise zuzuschreiben", aber — mit Recht — auch auf die *Verschiedenheit* aufmerksam macht. Weil einmal, setzt er hinzu, die Asiatischen Völker von uns *Orientalen* genannt werden, sind wir nur zu geneigt, da eine *Uebereinstimmung* unter ihnen zu finden, wo die Verschiedenheit zu Tage liegt, wenn wir nur die Mühe einiges Forschens nicht scheuen. So zufällig und subjektiv kann doch dieser Begriff nicht sein; denn wir sind nicht blos *geneigt*, dort eine Uebereinstimmung zu finden, sie ist schon *vorhanden* und ward mit dem Namen im Allgemeinen ausgesprochen — als eine auf die Wahrheit, daſs sich das geistige Leben in Zeit und Raum eigenthümlich veräuſsert und entwickelt, gegründete Uebereinstimmung, die freilich auch nicht ohne den innern Unterschied ist und mit dem ersten *Gebrauche* des Namens noch nicht bestimmt gedacht sein konnte. In der Auswahl und Folge der einzelnen orientalischen Völker, von welchen insbesondere gehandelt wird, vermissen wir ebenfalls das objektive Prinzip. Die s. g. Philosophie der Aegypter, Phönicier und Chaldäer schlieſst der Vf. aus dem Grunde aus, weil es vergeblich, nach der Philosophie solcher Völker zu forschen, deren Literatur uns unbekannt oder nur aus spätern und unsichern Ueberlieferungen zugänglich ist, ebenso die *Hebräer*, weil sich in ihren Schriften kein philosophischer Zusammenhang findet. — Dem stimmen wir bei, glauben aber doch, daſs die hervortretenden Gedanken, welche die Weltanschauung der Aegypter und Hebräer bestimmt haben, *einleitungsweise* angegeben werden müssen, selbst um den Unterschied deutlich zu machen, wie diese Gedanken später in philosophischer Weise hervorgetreten sind. — Dagegen wird bemerkt, daſs sich in den heiligen Schriften des *Medisch-persischen* Volks Spuren speculativer Lehren finden, und Versuche die Mythe zu deuten. Letzteres aber komme in dem letzten Theile des Zendavest (Bundehesch) vor, der nicht in der alten Zendsprache, sondern im *Pehlvi* geschrieben sei, welches erst unter der Parthischen Herrschaft Schriftsprache geworden. Hierauf gestützt vermuthet der Verf., daſs die Persische Philosophie nicht unabhängig von der Griechischen entstanden sei — denn in der Zeit der Parthischen Herrschaft seien Griechische Kunst und Wissenschaft gesucht worden. Dies alles hinderte nicht, das Wesentliche der Zoroastrischen Welt-Anschauung, welche späterhin von so groſser Bedeutung geworden ist, herauszuheben. Doch der Verf. geht schnell weiter und nachdem er die Chinesen berührt hat (die alten gebrochenen Linien des Fu-chi, hält der Verf. gegen seine

Digitized by Google

sonst vorsichtige Weise für Gegenstände des Aberglaubens, welche jetzt nur noch zu Spielen des Witzes dienen können) geht er ohne von einem möglichen Zusammenhange der angeführten Völker und ihrer Weltanschauung zu sprechen, zu den *Indern* fort, welchen er einen unverhältnifsmäfsig grofsen Raum (von S. 58—137.) gewidmet hat. Hier läfst sich der Verf. sehr ausführlich auf eine Kritik des Alters der Indischen Kultur und eine Darstellung der Perioden ihrer Religion und Literatur ein, wobei wir ihn vorzüglich mit Heerens Ansichten übereinstimmend finden. Der Ursprung der Indischen Philosophie insbesondere fällt nach ihm in die Zeit, wo der Buddhismus unter den Hindus bekannter wurde und eine Entzweiung in religiöse Secten eintrat. (S. 107 f.). Hiernach findet der Verf. wahrscheinlich, dafs zu der Zeit, in welche die erste Bekanntschaft der Griechen mit den Indern fällt, schon eine Art von Philosophie geherrscht habe, dafs aber die *ausgebildetere* Philosophie erst *nach* oder *mit* dem Zeitalter des Kalidasa und Wikramaditja begonnen und dafs demnach die Indische Philosophie in der uns bekannten ausgebildetern Gestalt sich nicht *vor* der höchsten Blüthe der Griechischen ausgebildet habe. Diese Vermuthungen — denn nur als *solche* gibt der Verf. das Resultat seiner Untersuchungen, — sollen hier nur die Stelle bestimmen, welche der Verf. in seiner Darstellung der Betrachtung der Indischen Philosophie anweist, indem die letztere erst da „einen Einflufs auf die uns bekannte Entwickelung philosophischer Lehren gewonnen", wo die Griechische Bildung mit der orientalischen Denkweise sich mischte, d. i. um die Zeit des Anfangs unserer Zeitrechnung. So viel sich auch hier im Einzelnen einwenden liefse, so sind wir doch im Ganzen mit der besonnenen Kritik des Verfs. in Uebereinstimmung und bemerken hier mit Vergnügen, wie derselbe hier auch die *allgemeinen Bestimmungen* nicht verschmäht (z. B. S. 126 f.), die aus der Natur des menschlichen Bildungsganges fliefsen. Die Zusammenstellung dessen, was sich über den Inhalt der *ältesten* Indischen Philosophie — was hieher gehörte — mit Wahrscheinlichkeit annehmen läfst, (S. 126 ff.) ist mit Einsicht gemacht; und dennoch vermifst man eine scharfe Auffassung und Schilderung der Indischen Geistesrichtung und Denkweise. Daher ist es auch wohl geschehen, dafs der Verf. die in den heiligen Büchern der Indier vorkommende Ansicht, dafs die Welt durch die Kraft der *Betrachtung* entsprungen sei (vgl. S. 131 f.) allzusehr unterordnet und in Schatten stellt — da vielleicht keine Lehre, wie diese, in so vollkommner Uebereinstimmung mit dem Volkscharakter der Hindus und der sie von allen alten Völkern unterscheidenden Kontemplation steht, und dieselbe daher auch weder eine untergeordnete Bedeutung, noch wohl einen jüngern Ursprung haben kann. Daher mufs der Verf. selbst S. 135. die beständige Empfehlung der innern Anschauung und des tiefen und festen Nachdenkens in den Uponischadas als einen alten Zug der Indischen Lehre anerkennen. Ob dagegen „das Gefühl von der Sündhaftigkeit des Menschen, von der Schuld, welche er auf sich geladen, und die Furcht vor der Strafe, welcher er zur ewigen Vergeltung unterliegen müsse" in diesem Volke so tief sei wie der Verf. S. 134. behauptet, kann sehr bezweifelt werden.

Nachdem der Verf. so ausführlich über Indische Lehren gehandelt, glaubt er sich *kürzer* fassen zu können über das Vorgeschichtliche der *Griechischen* Philosophie. Man würde das *Gegentheil* erwartet haben, da, wo der eigentliche Ursprung der Philosophie ist, auch das ihr unmittelbar Vorangehende gröfsere Wichtigkeit hat. Der Verf. führt den Grund an, dafs das Vorgeschichtliche der *Griechischen* Philosophie ganz anderer Art sei, als das der Indischen; — von dem, was für das Indische Alterthum noch nicht geschichtlich sei, lasse sich wohl die Hoffnung hegen, dafs es noch einmal geschichtlich *werden* dürfte, und es verlange deswegen gröfsere Beachtung" u. s. w. Dieser Grund ist eine blofse Vermuthung, und es fragt sich erst, worauf eine solche Vermuthung beruhe, und was es heifse: das Indische Alterthum *könne* noch einmal *geschichtlich* werden. Der Verf. hatte aber früher sich über die Indier beklagt, dafs sie keine Geschichte kannten, ja das Historische verachteten S. 69.; nicht minder wird die Geschichtschreibung der Chinesen S. 55. getadelt, dafs sie nicht das innere Leben des Volkes schildere. Er müfste also dem Obigen zufolge die Hoffnung hegen, dafs das, was diesen Völkern, ihrer Unfähigkeit zur Geschichtsdarstellung wegen, zusammenhangslos und dunkel blieb, auf anderem Wege in das Licht der Geschichte treten werde. Es fragt sich aber überhaupt, ob jene alten orientalischen Völker darum keine Geschichte gehabt haben, weil sie keine Fähigkeit der Geschichtsdarstellung besessen, oder ob nicht vielmehr ihre Unfähigkeit

Digitized by Google

zur *Geschichtsdarstellung* davon abgehangen, ja damit eins sei, dafs sie keine eigentliche Geschichte gehabt. Die eigentliche und wahre Geschichte eines Volkes beginnt aber erst dann, wann dasselbe sich sowohl innerlich politisch konstituirt hat, als auch in Konflikt und Verkehr mit andern Völkern lebt, und beide Beziehungen, die innere und die äufsere, zu Wechselbeziehungen werden; sie kann also noch nicht statt finden, solange und in dem Maafse, dafs ein Volk *auf sich selbst beschränkt* bleibt. In letzterer Beziehung kann also auch Mythus und Sage nicht geschichtlich werden. Doch wir kehren zurück zu dem Zwecke, wozu dieses gesagt war. Der Verf. beschränkt die Untersuchungen über das Vorgeschichtliche der Griechischen Philosophie dem *Inhalte* nach sehr richtig auf das, woran die Entwickelung der Griechischen Philosophie sich anschliefsen konnte, und was theils in der Griechischen Denkart zur Erregung philosophischer Gedanken lag, theils was etwa aus *fremdem* Unterricht den Griechen zugeflossen sein möchte (S. 138.). Durch diese so klar und faslich ausgedrückte Bestimmung wird der ungebührlichen Vermischung des Mythischen und Philosophischen nicht nur, sondern auch den bei der Frage über den Einflufs des Orientalischen auf die Griechische Philosophie so häufig vorkommenden Mifsverständnissen entgegengewirkt. In der *öffentlichen* Religion der Griechen zuerst findet der Verf. weniger dessen, was Philosophie *erwecken* konnte, was der philosophischen Denkart widerstrebte; ja er wagt (S. 139.) zu behaupten, „dafs die religiösen Vorstellungen, aus welchen die Griechische Mythologie erwachsen ist, zu den Zeiten des Thales etwas Veraltetes und halb Vergessenes, halb Vernachläfsigtes, kurz etwas waren, was nicht mehr lebendig in die Entwickelung des Griechischen Geistes eingriff". Das Erstere gibt Rec. unbedenklich zu, in Hinsicht des Zweiten aber mufs er behaupten, dafs gerade die *ältesten Griechischen Philosophen* sich den religiösen Grundvorstellungen, welche in den kosmogonischen Mythen gestaltet worden waren, meist anschliefsen konnten, theils weil sie der einfachen Quelle näher standen, als die späteren, und weil die Philosophie von demselben Gegenstande ausging, von welchem die *Religion* der Hellenen, nämlich von der *Natur*, (was der Verf. auch im Allgemeinen zugestehen mufs, S. 144.) theils weil überhaupt die Philosophie eines Volks in ihrem Ursprunge mit den herrschenden Vorstellungen eines Volks noch am meisten eins, und der Poesie, von welcher sie sich losreifst, gegenüber, ein Zweig der gesammten Volkskultur ist, und auf diesem Standpunkt nun die Religion zu begreifen die Aufgabe hat. Wenn nun die religiösen Vorstellungen immerfort Grundlage blieben, so kann man zwar sagen, dafs sie schon zu Thales Zeit durch die Vielgestaltigkeit des Mythus verhüllt worden waren, oder richtiger, dafs die einfachere Gestaltung derselben — denn *gestaltlos* haben sie nie im Volke *gelebt* — durch diese Vielgestaltigkeit verdrängt worden war, keinesweges aber, dafs sie nicht mehr lebendig in die Entwickelung des Griechischen Geistes eingriffen, oder gar, dafs mit der rohen Form, in welcher sich die ersten Gefühle der Ehrfurcht, der Scheu, der Verehrung vor dem Göttlichen ausgesprochen hatten, die Göttergestalten ihre *Bedeutsamkeit* verloren hätten (S. 141 f.). Die Philosophen standen den Dichtern und Künstler nur auf *dem Punkte* streitend gegenüber, wo jene Gestaltung in Willkühr ausartete und die Gestalt nur die Gestalt selbst zum Zwecke hatte, aber nicht in Hinsicht des Volksmäfsigen, woran beide, Künstler und Philosophen, sich anschlossen. Aus diesen Gründen glaubt Rec., dafs ein gröfseres Gewicht auf die Anknüpfungen der Philosophen an die kosmogonischen Mythen zu legen sei, welche wir bei Thales, Parmenides, Heraklit, Anaximenes, Empedokles finden. Dafs viele Philosopheme der ältesten Griechischen Philosophen an volksmäfsige religiöse Ueberlieferungen sich anknüpfen, ergibt sich aus Andeutungen der Alten, allein der Verf. findet in dem, was die Alten darüber sagen, „keinen grofsen Einflufs auf die Ausbildung der Philosophie angedeutet, weil es sich nur auf einzelne und sehr versteckte Elemente der religiösen Ueberlieferung beziehe". Rec. mufs nach dem eben Gesagten in Letzterem gerade das *Gegentheil* finden; denn eben die versteckten oder tiefer liegenden Elemente der Volksreligion und der Ueberlieferung mufste die Philosophie durch Denken zum Bewufstsein bringen. Und wenn die Alten über solche Anknüpfungen sich zweifelhaft ausdrückten — z. B. Aristoteles bei Gelegenheit des Thales, — denn der Spott des *Plato* gilt Späteren — so ist diefs leicht daher zu erklären, dafs den alten Philosophen das Verhältnifs der Philosophie selbst zur Religion und Mythe noch nicht zum deutlichen Bewufstsein gekommen ist. — Zu jenen Lehren würden wir vor allen ziehen die von *Entstehung* der Dinge aus einem Chaos, eine Lehre, welche mit der Herrschaft des

Digitized by Google

Naturdienstes zusammenhängt und auch in den angeführten Stellen bei Aristoteles als Lehre der älteren Theologen angeführt wird; die Lehren von Entstehung des Menschengeschlechts und der bürgerlichen Verfassung. Vgl. die Andeutung S. 191. — Das Verhältnifs der älteren Philosophie zu dem *Geheimgottesdienst* betreffend, so ist unser Verf. in der *Hauptsache Lobecks* Ansichten über die Beschaffenheit und das Alter der Mysterien zugethan, und behauptet, dafs die Mysterien sich im Uebergange zur Philosophie ausgebildet und diese vorbereitet haben. Man möchte wünschen, dafs der Verf. sich über das *wie* deutlicher erklärt hätte; besonders da O. Müller sich neulich mit guten Gründen gegen die Annahme Lobecks ausgesprochen hat, welche unser Verf. für *gewifs* hält, dafs vor Homer kein geheimer Gottesdienst nachgewiesen werden könne. Wir müssen übrigens bedauern, dafs hierbei, so wie häufig, die Citate falsch sind z. B. S. 149. Anm. 2. 150 Anm. 2. — Der Anm. 1. S. 151. mufs entgegengesetzt werden, dafs, da das Weltei schon in der Parodie der Orphischen und Hesiodischen Kosmogonie in den Vögeln des Aristophanes v. 696. vorkommt, diese Lehre nicht so jung sein kann, als der Verf. glaubt. —

Mit Recht sondert der Vf. auch das Gnomische und damit die Sprüche der s. g. *Sieben Weisen* von der Philosophie ab, — darüber kann jetzt kein Zweifel sein wie der Verf. ihn dem Rec. mifsverständlich beigelegt hat. Allein Rec. findet in den Gnomen und Sittensprüchen der Weisen und Gesetzgeber den ersten *Keim* der Ethik (s. m. Bearbeitung Tennemanns I. B. S. 53. Anm.) in so weit jene Gnomen Ausdruck der Volksgesinnung sind und einiges Alte und Aechte in den uns überlieferten Sprüchen sich wohl von dem Späteren und Unächten unterscheiden läfst. — Auch auf die übrige wissenschaftliche Bildung der Griechen zu Thales Zeit wird ein Blick geworfen.

Das Resultat Alles dessen, was der Verf. über die einheimischen Bildungsmittel der Griechen gesagt hat, soll sein: die Griechen konnten sich ohne *fremden* Unterricht zur philosophischen Erkenntnifs erheben, und darauf wird nach den sichern Spuren in den Ueberlieferungen gefragt, welche auf *fremde* Elemente der Griechischen Philosophie hinweisen könnten. Ueber diesen zweiten Punkt aber, oder über das was die Griechen in Beziehung auf die *Philosophie* von aufsen empfangen, hat uns der Verf. am wenigsten befriedigt. Wenn sie auch nicht einen „eigentlichen philosophischen Unterricht genossen haben sollten", heifst es S. 155. „so sind doch vielleicht Gedanken und Ueberlieferungen aus der Fremde in den guten Boden des Griechischen Geistes ausgesäet, fruchtbar geworden zur Erzeugung der Philosophie. Es werde also zu untersuchen sein, ob sich einigermafsen sichere Spuren in den Ueberlieferungen darüber nachweisen lassen, dafs die Griechen Elemente ihrer älteren Philosophie von fremden Völkern entnommen hätten. Hier gleich müssen wir bemerken, dafs beides nicht dasselbe ist; orientalische Vorstellungen könnten zur Erzeugung philosophischer Gedanken dienen, oder zu philosophischen Gedanken bei den Griechen (zu Elementen ihrer Philosophie) werden, ohne dafs sie diese Elemente schon aus fremder Philosophie entnommen hätten. Einen allgemeinen Zusammenhang nun zwischen der orientalischen und der Griechischen Geistesentwickelung läugnet, wie der Vf. richtig bemerkt, wohl niemand. Man müsse aber einen doppelten, einen *frühern* und einen *spätern*, unterscheiden; der letztere beziehe sich auf die Griechen, nachdem dieselben schon ein Volk, welches keine fremden Bestandtheile mehr in sich aufnahm, (der Rec., meint der Verf., habe mit diesen Worten nur sagen wollen: ein selbständiges Volk) — geworden waren. Blos wie weit sich *dieser spätere* Einflufs erstrecke, sei Gegenstand des Streits. Noch bei weitem mehr aber betrifft dieser Streit Art und Umfang dieses Einflusses, nämlich ob Griechische Philosophie aus orientalischer Philosophie abgeleitet, oder ob orientalische Ideen (nicht orientalische Philosophie) nur Grundlage oder Anregung der Griechischen Philosophie geworden, und ob dieser letztere Einflufs auf die *gesammte* Griechische Philosophie der ältern Zeit sich erstrecke, oder nur einzelne philosophische Systeme durch Verkehr mit dem Orient Anregung empfangen haben. Weil dieses nicht unterschieden wird, ist auch der Verf. zu keinem genügenden Resultate gekommen.

(Der Beschlufs folgt.)

Druckfehler. In der in Nr. 113. enthaltenen Recension des Wyttenbachschen Index zum Plutarch lese man S. 903 Z. 9 v. u. bedächtigen statt bedürftigen.

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1831. — Nro. 3.

Personal-Chronik.

Des Königs Majestät haben den bisherigen aufserordentlichen Professor in der medicinischen Facultät der Universität zu Bonn Dr. *Kilian* zum ordentlichen Professor in der gedachten Facultät zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den bisherigen aufserordentlichen Professor bei der Universität zu Berlin Dr. *Laspeyres* zum ordentlichen Professor in der juristischen Facultät der Universität in Halle zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den Schul-Director *Dieckmann* zu Königsberg in Preufsen zum Regierungs-Schulrath bei der Regierung in Gumbinnen zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben dem bisherigen Landgerichtsrath zu Naumburg, Freiherrn *von Stein*, zum Regierungsrath und Justitiarius des Consistoriums und Provinzial-Schulcollegiums der Provinz Brandenburg zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den bisherigen aufserordentlichen Professor Dechanten *Kellermann* zum ordentlichen Professor bei der Akademie zu Münster zu ernennen geruht.

Der ordentliche Professor und Director des chirurgischen Klinikums zu Halle Dr. *Wutzer* ist in gleicher Eigenschaft an die medicinische Facultät der Universität in Bonn versetzt worden.

Der bisherige Lehrer am Collegio Friedericiano zu Königsberg in Pr. Dr. *Barthold* ist zum aufserordentlichen Professor in der philosophischen Facultät der Universität zu Greifswalde ernannt worden.

Der Doctor med. *Creplin* in Greifswald ist zum Assisten des botanischen Gartens und zoologischen Museums der dortigen Universität ernannt worden.

Der Rector der Landesschule zu Pforta Dr. *Lange* ist am 9. Juli daselbst mit Tode abgegangen.

Am 28. Juni starb zu Stettin der wirkliche Geh. Rath und Oberpräsident der Provinz Dr. *Sack*.

Am 30. Mai starb der Regierung- und Consistorialrath *Hasenklever* in Arnsberg.

Am 28. Juni starb in Breslau der Director der dortigen Universitäts-Sternwarte, Canonicus und Professor Dr. *Jungnitz*.

Der bisherige dritte Lehrer am Gymnasio zu Heiligenstadt Professor *Rinke* ist zum Rector dieser Anstalt ernannt worden.

Dem Oberlehrer *Franz Wilhelm Richter* am Gymnasio zu Heiligenstadt ist das Prädicat Professor beigelegt worden.

Des Königs Majestät haben dem bisherigen Chef-Präsidenten der Regierung zu Düsseldorf Herrn *von Pestel* zum Ober-Präsidenten der Rheinprovinz zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben dem Licentiaten *Damme* zum Professor der Theologie am *Lyceo Hosiano* zu Braunsberg zu ernennen geruht.

Der bisherige Oberlehrer *Gahbler* am Gymnasio in Conitz ist zum Director dieser Anstalt ernannt worden.

Dem Prof. *Neue* bisher an der Landesschule zu Pforta ist um einen Ruf an die Universität zu Dorpat als Prof. der klassischen Philologie, Literaturgeschichte und Pädagogik zu folgen, die nachgesuchte Entlassung aus seinem bisherigen Dienstverhältnifs ertheilt worden.

Ministerial-Verfügungen.

Verfügung des hohen Ministeriums der geistlichen-Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten an die Provinzial-Schulcollegien zu Berlin, Stettin, Danzig, Königsberg, Magdeburg und Posen. Vom 20. *Mai* 1831.

Das bei der Universität in Bonn seit mehreren Jahren bestehende Seminar für die gesammten Naturwissenschaften ist bisher fast nur von Studirenden aus den Rheinisch-Westphälischen Provinzen benutzt worden, und hat daher noch nicht den ausgedehnten Wirkungskreis erlangt, welcher bei Gründung dieser Anstalt beabsichtigt ist. Da die Direction dieses Seminars aus vorzüglich tüchtigen Männern gebildet ist, und aus ihm beteits mehrere sehr brauchbare Lehrer der Naturwissenschaften für die westphälischen und rheinischen Gymnasien und Bürgerschulen hervorgegangen sind, so wünscht das Ministerium den Wirkungskreis dieser Anstalt auch auf die übrigen Provinzen in den Königl. Staaten auszudehnen, und beauftragt zu dem Ende das Provinzial-Schulcollegium die Directoren der Gymnasien seines Bezirks im Allgemeinen aufzufordern, diejenigen Schüler, welche durch Anlage, Neigung und Vorkenntnisse eine vorzügliche Bestimmung zum Studium der Naturwissenschaften zu haben scheinen bei ihrem Abgange von der Schule auf das naturwissenschaftliche Seminar in Bonn aufmerksam zu machen, und ihnen die Theilnahme an demselben besonders anzuempfehlen.

Nach einem Bericht des Curatoriums der Königl. Kunstakademie zu Düsseldorf erfreut sich diese Anstalt unter der einsichtsvollen Leitung ihres Directors des Professors Hrrn. *Scha-*

Digitized by Google

dow fortwährend des besten Gedeihens und findet die wohlthätige Wirkung desselben immer mehr öffentliche und allgemeine Anerkennung. Die Gesammtzahl der Schüler der Akademie beläuft sich auf 186; davon gehören 1) zur Klasse der ausübenden jungen Künstler 30, 2) zur Vorbereitungsklasse 39, 3) zur Klasse der Kupferstecher 2, 4) zur Klasse der Architectur 12, 5) zur Elementarklasse 50, 6) zur Sonntagsschule für Handwerker 19, 7) zur Sonntagsschule in freier Handzeichnung 39. — Die Klasse der ausübenden jungen Künstler zählt unter ihren Mitgliedern die durch ihre Arbeiten auch in dem gröfsern Kreise der Kunstfreunde bereits rühmlichst bekannten Maler *Theodor Hildebrand, Carl Sohn, W. Schirmer* und *Lessing*.

Litterarische Notizen.

Abfertigung.

An Herrn Schlosser in Heidelberg.

Sie nennen mich ein zweites- oder drittesmal vor dem Publikum, und zwar auf eine Weise, in der Sie es, wenn Sie Ihren Vortheil verständen, nicht thun sollten, denn Sie zwingen mich, die Nachsicht, welche ich bisher gegen Sie übte, aufzugeben, und unser eigentliches Verhältnifs offen darzulegen.

Ich machte Ihre Bekanntschaft im Jahre 1816 auf der Stadtbibliothek in Frankfurt am Main, kurz vor meiner Abreise nach Karlsruhe. Sie schrieben mir dorthin, ersuchten mich um Betreibung Ihrer Anstellung in Heidelberg, und sandten mir von Zeit zu Zeit mit den freundschaftlichsten Aeufserungen Ihre herauskommenden Schriften zu. Als ich nach Verlauf mehrerer Jahre Anlafs fand, eine Auswahl der geistlichen Sprüche des Angelus Silesius in Druck zu geben, glaubte ich nicht versäumen zu dürfen, Ihnen ein Exemplar zu schicken, besonders da die wenigen Bogen nicht im Buchhandel waren. Dasselbe that ich mit dem ersten Theil meiner biographischen Denkmale, der im Jahre 1824 erschien. Sie antworteten darauf durch einen Reisenden schriftlich: „Ich habe dem Hrrn. M. v. K. aufgetragen, theurer Freund, Ihnen meinen Dank für das am 6. Febr. von Ihnen abgeschickte, am 30. März von mir empfangene Buch zu überbringen. Es wird von mir im Aprilstück der Heidelberger Jahrbücher, das am 1. Mai ausgegeben wird, angezeigt werden. Schlosser." Auch diese Recension waren Sie dann beeifert mir zuzusenden.

Sie nennen mich in der Recension Ihren Freund, sprechen theilweise in grofsen Lobsprüchen von meiner Arbeit, theilweise aber auch mit Tadel, der indefs weniger das Buch, als vielmehr Ansichten und Verhältnisse des Lebens und überhaupt gelehrtes und schriftstellerisches Verfahren betraf. Dabei kamen freilich Züge vor, die man tückisch finden konnte, andere gradezu falsche und liederliche Beschuldigungen, noch andre, die man kindisch oder läppisch nennen durfte. Ich könnte diese Ausdrücke, wollte ich den Raum nicht sparen, hier auf das genauste und ganz überzeugend für jeden Mann von Verstand und Urtheil belegen. Die Sache war seltsam genug, einen Freund solcher Art hatte ich bisher noch nicht gehabt, mehrere dieses Schlages dürfte man sich auch sehr verbitten, mit dem Einen jedoch war die Gefahr so grofs nicht; ich suchte mir einzureden, Sie hätten es im Grunde nicht so übel gemeint, sondern nur ohne Bedacht im Hui den Wisch so hingeschmiert, wie Sie selbst von Ihren Sachen sich wohl auszudrücken pflegten.

Ich erwiederte also damals nichts, sowohl um Sie nicht blofszustellen, als auch um meiner selbst willen, weil ich litterarische Streitigkeiten nie gesucht habe, so günstig auch die Gelegenheit war, in allem Vortheil einer guten Sache und einer leichten Führung derselben aufzutreten.

Als ich Ihnen aber ein Jahr darauf den zweiten Theil meiner biographischen Denkmale zusandte, konnte ich nicht umhin, sie mit einem Schreiben zu begleiten, von dem ich eine Abschrift zu behalten räthlich fand, und das ich hier also nun buchstäblich mittheilen kann. Es lautete, wie folgt:

Berlin, den 7. Juni 1825.

„Sie empfangen hier, Verehrter, die Fortsetzung einer Arbeit, von deren Beginn Sie noch immer Gutes genug gesagt haben, um nun auch, wenn die Fortsetzung ein Irrthum und eine Schuld wäre, schon einen Theil von diesen mittragen zu müssen! — Bei dieser Gelegenheit mufs ich denn freilich wohl auf das Vorangegangene zurückkommen, was ich vielleicht schon früher hätte thun sollen, vielleicht aber auch besser verschoben habe bis heute. Ihre Beurtheilung meines Buches hat mich in nicht geringe Verlegenheit setzen müssen; einerseits konnte ich Freundschaftliches, ja Schmeichelhaftes darin nicht verkennen, andrerseits mufste ich auch das Gegentheil darin wahrnehmen; die zwiespaltige Stimmung, über welche zunächst das persönliche Gefühl befremdet sein durfte, hat sich zugleich des ganzen Sachurtheils bemächtigt; auf welche Weise, wollen wir sehn. In der That, ich war in Betreff der geschichtlichen Darstellung auf vielen und grofsen Tadel gefafst, auf Zurechtweisungen und Berichtigungen mancher Art; ich wufste am besten, was mir alles fehlen konnte, und von woher mir Belehrung kommen durfte. Jedoch in dieser Hinsicht haben Sie mir ungemeine Milde bezeigt. Dafür aber, dafs Sie mich auf dieser Seite, die ich nicht für gedeckt hielt, so sehr geschont, haben Sie mich auf einer andern desto heftiger angegriffen, wo ich ganz sicher zu sein glaubte, und es, noch meiner heutigen Ueberzeugung nach, wirklich mit Recht sein durfte. Sie sehn, ich rede von der gewaltigen Invasion dessen, was Sie Moral nennen, in meine harmlosen Schilderungen, gleichsam als wären dieselben von der tiefsten Verderbnifs befangen, zu deren Tilgung sogar der arme Neander herbeigerufen wird! Was in aller Welt konnte Sie zu diesem Ritterthum, dem noch etwas mehr fehlt, als sein Gegenstand, in dieser Weise antreiben? Sie bemühen sich wahrlich ohne Grund; ich kann Ihnen denselben nirgends in Ihren Anklagen zugestehn. Seit wann wird der Moralität des Erzählers zugerechnet, was er Unmoralisches zu erzählen hat, falls er dasselbe nicht bestimmt gut heifst? Hat er eine andere Pflicht, als die Thatsache mitzutheilen, wie sie war, für das Urtheil jedes Lesers, dessen Spruch, nach Verschiedenheit des Gesetzbuches, noch immer sehr verschieden ausfallen kann? Mufs man schimpfen und poltern, um das Schlechte erst recht als solches zu bezeichnen? Ich weifs nicht, was bei solchem Verfahren schlimmer wegkommt, die Geschichte oder die Sittlichkeit, diese, weil sie keine Scham behält, jene, weil sie die Würde verliert! Ich bekenne Ihnen aufrichtig, es mag politisch kühn, ja nach Umständen grofs sein, von einem hochgestellten Zeitgenossen drucken zu lassen „der Schuft Talleyrand",*) aber der Geschichtschreibung würdig erscheint es mir nicht. Dem Richter geziemt nicht, auch selbst Henker zu sein. Dergleichen Bezeichnung unterlassen zu haben, darauf am Ende läuft aller Tadel hinaus, den Ihre Moral gegen meine Stellen, die Sie in diesem Betreff anführen, schleudern will. Und welche Moral nun erst! Ein gutes Stück davon sieht fast wie pharisäischer Dünkel aus, oder gar, unter dem Schein des Gegentheils, wie anbiedernde Augendienerei; gegen beiderlei Anschein habe ich wenigstens Sie vertheidigen müssen, woran Sie erkennen mögen, dafs wenn ich bei meiner Weise falschem Anschein bei Ihnen ausgesetzt war, Sie es bei Ihrer Weise nicht weniger bei Andern sind. Ich unterlasse hier näher in Einzelnes einzugehn, die Sache führte zu sehr in's Weite, und bliebe doch, im Grunde, zwischen Ihnen und mir, zwecklos. Auch mufs ich Ihnen noch etwas ganz Anderes vorhalten. Sie haben sehr unbedacht Anklagen gegen mich ausgesprochen, deren Bedeutung in bestimmten Lebensverhältnissen — von welchen Sie überdies immerfort reden — und in der Stellung der Tagesangelegenheiten — deren Sie wohlkundig sind — Ihrer Einsicht nicht verborgen sein konnte. Der Freund mochte sich immerhin dabei verläugnen, wenn nur der Kritiker Recht behielt. Allein solche Anklagen durch falsche Beweisstücke begründen, durch falsche Citate belegen, das ist ein Verfahren, von dem ich nicht weifs, wie ich es benennen soll. Es thut mir leid,

---

*) Schlossers Geschich. des 18ten Jahrhund. Th. 2. S. 292.

Digitized by Google

sagen zu müssen, dafs Sie dies gethan haben. Bei Gelegenheit der beabsichtigten Aufhebung Karls XII. und der das Völkerrecht verletzenden Verhaftung Patkuls machen Sie mir den Vorwurf, diese Sachen ganz in der Ordnung zu finden; zum Beweise führen Sie, in Betreff der ersteren Angelegenheit, folgendes als meine Worte an: „Es heifst hier S. 206. Die *Sache war ganz in der Ordnung;* allein der König konnte sich nicht entschliefsen, und er erschrack (über die That? nein —) über die Folgen, welche die Sache haben könnte, nicht erwägend, dafs die Furchtbarkeit des Feindes mit dessen Gefangenschaft aufgehört hätte." Ordentlich so, mit Anführungshäckchen, als wären es meine Worte! Und dennoch sind grade *die* Worte, welche hier *allein* die Anklage begründen, „Die Sache war ganz in der Ordnung", *nicht* von mir, sondern von Ihnen *zugesetzt!* Denn bei mir heifst es: „Die Sache war leicht und fast ohne Gefahr auszuführen, Schulenburg hatte selbst mit vier Offizieren" u. s. w. Hier, so wie auch in dem Nachsatze, ist offenbar die Beschaffenheit der Dinge, nicht ihre moralische Richtigkeit, ausgedrückt. Keineswegs besser steht es mit Ihrer Anführung der Stellen, wo Sie die Lehre von Zweck und Mittel anzubringen nöthig glaubten, oder gegen die Maitressen der Fürsten zu sprechen; Sie zwingen meiner Rede daselbst einen andern *Sinn* auf, wie dort andere *Worte!* — Sagen Sie mir nun, wie ist es möglich, dafs einem Mann Ihrer Art dergleichen begegnen kann? Sie, dem bei den Tausenden von Citaten in Ihrer Weltgeschichte dergleichen vielleicht kein einzigmal begegnet ist! Wirklich, wären solche Beispiele häufiger, so könnte die gerühmte Gründlichkeit der citirenden und moralisirenden lehrenden Historiker gar bald in einen Ruf kommen, um welchen die Weltmänner und Dilettanten sie nicht beneiden dürften! Ich bekenne Ihnen, die Sache hat mich lange stutzen gemacht, und ich würde noch jetzt für jeden Aufschlufs danken, den Sie mir darüber ertheilen könnten. Denn die Gedankenreihe, in welche ich selbst gerathen bin, und die mir ein Ausweg aus dieser Verwirrung schien, ist doch zuletzt wohl nur ein Sackgäfschen! Ich dachte nämlich, mein gelehrter Freund (um in der Sprache des Brittischen Parlaments zu reden) hat vielleicht absichtlich, durch diese ganze Behandlung, nur grade die Art geschichtlichen Vortrags, wie er hier von einem Dilettanten versucht worden, in Schutz nehmen, und seinen gelehrten Mitbrüdern, auf die er es gemünzt zu haben scheint, eine Lehre geben wollen, indem er ihnen zeigt, dafs der Gelehrte vom Fach und der Dilettant auch bisweilen die Rollen, und mit diesen ihre Fehler und Tugenden, tauschen können. War das wirklich die Absicht, so stimm' ich von ganzem Herzen ein, und dann lachen wir Beide, Sie, dafs Sie das alles so hübsch angestellt, ich, dafs ich es so glücklich errathen; wir lachen beide, doch immer ein wenig mit auf unser Beider Kosten, denn meinen Schaden hab' ich weg von vornherein, und hinterdrein kommt doch auch der Ihrige ziemlich an den Tag! — Doch mag es damit sein, wie es wolle. *Zanken* wollt' und mufst' ich mich mit Ihnen, und das hab' ich gethan; aber nicht grollen. Und zum Zeichen defs sende ich Ihnen mein neues Buch. Nehmen Sie es freundlich auf. — Die Arbeit selbst bedarf mancher Nachsicht; der Stoff, besonders in der zweiten Abtheilung, bot übergrofse Schwierigkeiten, und meine Verwahrung in dem Vorworte wird nicht überall ausreichen. Dafs ich zu dreist und grob geschrieben, werde ich unfehlbar hören müssen. Doch von Ihnen wird mir eher zu grofse Zurückhaltung und Milderung vorgeworfen werden. Wollen Sie nun Ihre erwünschte Strenge in dieser Hinsicht frei walten lassen, so werden Sie in andrer für Ihre Nachsicht desto beliebigeren Raum haben!" —

Ich hätte Ihnen noch viel mehr, als das im Briefe Angemerkte, vorhalten können, allein ich dachte, es sei mit diesem genug, um Ihnen Ihr Unrecht klar zu machen, und ich zweifelte nicht, Sie würden dasselbe öffentlich, wie es geschehen war, auch zurücknehmen, besonders nachdem Sie mir mündlich, bei meiner Durchreise durch Heidelberg, bekannt hatten, freilich sehr obenhin bekannt hatten, Sie fänden nach Durchlesung meines kurz vorher empfangenen Briefes allerdings, dafs ich gegen Sie Recht hätte. In der That wäre es nur Ordnung und Redlichkeit eines wackern Mannes gewesen, so harte als falsche

Anklagen der Entstellung, der Erdichtung, der Ungenauigkeit in historischen Sachen, nicht auf dem Haupt eines angeblichen Freundes ruhen zu lassen, besonders wenn der Ankläger selbst, und grade in dieser Anklage, alle jene Sünden begangen hat. Denn, hören Sie es nochmals, *Sie* sind der Entsteller, der Erdichter, der falsch und unbegründet Angebende, *nicht ich*, der ich in meinen Arbeiten mit einer Gewissenhaftigkeit verfahre, *die ich Ihnen wünsche!* Wenigstens ist mir nicht begegnet, dafs ich in den Geschichten, die ich erzähle, einen Feldherrn die Schlacht gewinnen lasse, die er verlor, wie solches von einem der Generale des siebenjährigen Krieges in Ihrer Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts zu lesen ist, oder durch gefälschte Citate, unter dem Anschein untrüglicher Genauigkeit, die Gesinnungen eines Autors zu verläumden, wie Sie das in Ihrer Recension gethan haben. —

Dafs Sie in Ihrer Beschämung schwiegen, fand ich zwar leicht genug zu erklären, wufste nun aber zugleich, was ich von Ihnen zu denken hatte, von dem Menschen wie von dem Historiker. Ich durfte mir nun auch das Recht zuerkennen, mir meine Genugthuung zu nehmen, sobald es mir gefiele. Allein ich liefs wieder die Gelegenheit fünf Jahre ungesucht, bis sie endlich bei einer Anzeige von Stenzels Fränkischen Kaisern sich mir gleichsam aufdrang, und zwar zur Vertheidigung eines Andern. Hier sagte ich: „In seine herbe Polemik gegen Raumers Geschichte der Hohenstaufen, über die er Schlossers blank- und baaren Ausspruch fast als den seinigen wiederholen möchte, können wir hier nicht eingehen. Anmerken wollen wir nur, dafs er hiebei doch für Schlosser partheiisch erscheint, dem er ja gleichfalls ungründliche und mifsgegriffene Citate genug nachweist, und dem wir noch andere nachweisen könnten, wo er sogar sittlichen Tadel und Verwerfung auf solche Stellen gründet, in denen er *die* Ausdrücke, die er als die schlagenden wörtlich anführt, doch nur gradezu erdichtet hat! Jemand, der überall sich rühmt und sich etwas damit weifs, ein strenger Pedant zu sein, sollte doch solchen Leichtsinn und Fahrigkeit von sich entfernt halten! Wir sagen dies der sonstigen grofsen Verdienste Schlossers unbeschadet, nur möchten wir warnen gegen das allzu schnöde Absprechen und Richten im stolzen Selbstgenügen eines gelehrten Wissens, das zwar allzeit nothwendig zu fordern und an sich ganz respektabel, aber gar nicht vor dem Mifsgeschicke bewahrt ist, mitten im schönsten Prunke bisweilen gar häfsliche Blöfsen sehen zu lassen."

Das hätten Sie ganz still hinnehmen sollen, als eine verdiente Mahnung an Ihre noch nicht gebüfste Schuld gegen mich. Statt dessen haben Sie die Stirn, gegen mich in Ihrem Archiv für Geschichte nochmals aufzutreten, mengen nach Ihrer Art den Angelus Silesius und den General von Tettenborn in die Sache, nennen mich Ihren Bekannten und thun als ob Sie mich schonten, und fragen spöttisch, wie doch Saul unter die Propheten komme? Meinen Sie, dafs ich kein *Professor* der Geschichte bin, so haben Sie recht; ich verlange es auch gar nicht zu sein, am wenigsten einer, der ohne geistige Ansicht und Richtung nur immer in den rohen Stoffen der Geschichte mit zuweilen sehr unreinen Händen umherwühlt, und eine noch zu prüfende Kunde von massenweis aufgehäuften Materialien für tiefe Geschichtseinsicht hält. Die Verdienste, welche man nicht allein um die Anordnung, sondern auch, ich gestehe es, um die blofse Durchrüttelung der Geschichtsmaterialien haben kann, bin ich jederzeit anzuerkennen willig, aber ich werde dagegen den thörichten Dünkel nur belächeln, der mit der halben oder viertels Arbeit schon die ganze geleistet zu haben wähnt. Sie sehen aus diesem Bekenntnifs, dafs, wenn ich auch Saul wäre, Sie mir noch für keinen Propheten gelten, und selbst als ein rückwärts gekehrter, wie Friedrich Schlegel einst den Historiker bezeichnete, noch kein vollständiger sein würden!"

Diese Abfertigung haben Sie sich endlich zugezogen. Mich hat schon immer gewundert, dafs man Ihre anmafslichen litterarischen Urtheile, denen es nur allzu oft an jeder Begründung fehlt, bisher so glimpflich durchgelassen, und ich dachte nicht, dafs ich vor so vielen Bessern dazu berufen sein würde, Ihnen was Ihnen gebührt zu sagen. Doch auch dies geschieht noch mit Schonung, denn das Mafs, womit Sie messen, habe ich noch nicht in ganzem Umfange gebraucht, auch habe ich keine Lust

Digitized by Google

dazu, sondern überlasse das Andern, wie dem Publikum das Urtheil.

Sie begreifen, dafs nach dieser Herzenserleichterung, zu der Sie mich genöthigt haben, ein weiteres Schriftwechseln zwischen uns nicht mehr Statt finden kann, wenigstens werde ich Ihr ferneres Gerede in dieser Sache nur verachten, und keiner Antwort mehr würdigen, sie müfste denn auf einem andern, als dem litterarischen Felde zu geben sein. —

Berlin, den 18. Juni 1831.

K. A. Varnhagen von Ense.

Berichtigung. In der S. 8. des Anzeigeblatts No. 2. enthaltenen Anführung der als Gegengeschenk für die Bibliothek Sr. Königl. Hoheit des Grofsherzogs von Toskana übersendeten Werke, mufs es anstatt: *Handzeichnungen* heifsen *anatomischen Werkes*.

Litterarische Anzeigen.

Im Verlage der Nicolaischen Buchhandlung in Berlin, Stettin und Elbing ist so eben erschienen:

Elementorum

Grammaticae Latinae libri duo.

Scripsit

Franciscus Ritter, Dr.

8 maj. Preifs 20 Gr. (25 Silbergr.)

Dieses Werk behandelt einen eben so wichtigen, wie auch bisher noch wenig beachteten Theil der Lateinischen Grammatik: im ersten Buche, *Accentus Latini Doctrina*, wird das Wesen und die Natur des Accentes im Allgemeinen scharf und genau entwickelt, und auf eine sowohl für die Kenntnifs des Charakters und der Bildung der Lateinischen Sprache, als besonders für die richtige Lesung der Verse des Plautus und Terenz und daher auch für die Kritik und das Verständnifs derselben ersprieifsliche Weise über die Accentuation der Römer ausführlich gehandelt, und in einem Anhange das Wesen des Apex durch eine Reihe von Inschriften erläutert. Im zweiten Buche, *Prosodiae Latinae Doctrina*, wird über die Natur der Längen und Kürzen und ihr Verhältnifs zueinander, über den Einflufs der Positio, der Arsis und des Hiatus, mit sorgfältiger Berücksichtigung der Lehren aller ältern Grammatiker darüber und auch hier mit besonderer Beziehung auf Plautus und Terenz und mit Unterscheidung sowohl der Classen als der Zeitalter der Dichter gesprochen.

DE

Philis insula ejusque monumentis

Commentatio

Scripsit

G. Parthey. Dr.

Accedunt duae tabulae aeri incisae

8 maj. Preifs 1 Rthlr.

Strabons Erdbeschreibung

in siebzehn Büchern

Nach berichtigtem Griechischen Texte unter Begleitung kritischer und erklärender Anmerkungen verdeutscht.

Von

C. G. Groskurd.

Dr. der Philosophie und vormals Lehrer am Gymnasium zu Stralsund.

Erster Theil, mit einem Blatte geometrischer Figuren. (XCIV und 590 Seiten in gr. 8. auf Velinpapier) Preifs 3⅔ Rthlr.

Eine nicht blos nothdürftig lesbare, sondern den strengeren Anforderungen der Kunst entsprechende Verdeutschung des eben so gehaltreichen als anziehenden Schriftwerks Strabons war längst von vielen gewünscht. Die vorliegende Verdeutschung dieses Strabonischen Gemäldes der alten Welt macht dasselbe auch dem allgemein gebildeten Publikum zugänglich, und wird eine desto willkommnere Gabe sein, sich selbst aber desto freundlichere Aufnahme versprechen dürfen, da der Herr Verfasser der treuen Nachbildung dieses grofsen Kunstwerks mehre Jahre widmete, zugleich durch Berichtigung des sehr verdorbenen Textes und durch Erläuterung schwieriger Gegenstände seinem Werke, welches nicht als kahle Uebersetzung eines hergebrachten Textes betrachtet sein will, doppelten Werth zu geben bemüht war. Aufserdem ist in einer gründlichen Einleitung über Strabons Persönlichkeit, über die Eigenthümlichkeit und die Schicksale seines Werks, überhaupt über das sogenannte Litterarische desselben, wie auch über die bei dieser Bearbeitung befolgten Grundsätze ausführliche und jedem Leser wünschenswerthe Belehrung gegeben.

Die Verlagshandlung hat es für Pflicht gehalten, dafür zu sorgen, dafs dieser Deutsche Strabo sich auch durch geschmackvolle Ausstattung empfehle, und fügt nur noch hinzu, dafs der zweite Theil unter der Presse ist, und in einigen Wochen erscheinen wird. Der dritte und letzte Theil soll ebenfalls sobald als möglich nachfolgen.

In unserm Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Der Prophet Joel, übersetzt und erklärt von Dr. Karl August Credner, Prof. d. Theol. in Jena. gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

In diesem Commentare erhält das theologische Publikum die erste freie und durchaus selbstständige Erklärung des Propheten Joel, welcher durch den Inhalt und Vortrag seiner Weissagung eben so sehr das ästhetische als theologische Interesse der Leser in Anspruch nimmt. In den ausführlichen Prolegomenen wird die Anlage des Ganzen, das Zeitalter und Verhältnifs Joels zu andern Propheten, auf eine durchaus neue Weise klar und gründlich dargethan. Die Uebersetzung strebt nach Treue, ohne darum der Deutschen Sprache Gewalt anzuthun, und bewegt sich innerhalb eines gewissen Rhythmus. In der Erklärung selbst, welche man einen *commentarius perpetuus* mit Recht nennen kann, wird, mit steter Rücksicht auf Ideengang und Vorstellungsweise, das Sprachliche und Sachliche gründlich erörtert und in allen diesen Beziehungen viel ganz Neues beigebracht, und mit verwandten Erscheinungen bei andern Völkern verglichen. Wir verweisen namentlich auf die Untersuchungen über das Kalenderwesen, die hohen Feste der Hebräer u. a. m. Die am Schlusse befindliche Beilage verbreitet sich über die Naturgeschichte der Heuschrecken und deren Namen im A. T., wobei zugleich sämmtliche hierher gehörige Stellen des A. T. erläutert werden.

Von demselben Verfasser erscheinen in unserm Verlage: Beiträge zur Einleitung in die biblische Schriften, deren erster Band zu Michaelis die Presse verlassen wird.

Halle, im Mai 1831.

Buchhandlung des Waisenhauses.

Digitized by Google

Nro. 16.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1831.

Geschichte der Philosophie von Dr. Heinrich Ritter. Erster u. zweiter Theil.

(Schluſs.)

Er erkennt den ältern Einfluſs des Orients, der sich in der Sprache, in den Anfängen der Künste des äuſsern Lebens, in Sitten und Mythologie geäuſsert habe; bestreitet aber in Hinsicht des *spätern* Einflusses, die Vorstellung eines groſsen Verkehrs zwischen Griechen und Barbaren; (worauf die vielen *Sagen von Reisen der Philosophen* sich gründen, hätte hierbei der Verf. berühren sollen) und setzt die Schwierigkeiten religiöser und philosophischer Mittheilungen auseinander. Was jene anlangt, so sehen wir doch nicht ein, wie es sich reimen läſst, daſs einmal gesagt wird (S. 158.), die Griechen seien für religiöse Ansichten anderer Art als die ihrigen wenig empfänglich gewesen und namentlich *Herodot* beweise dieſs, welcher Alles nur im Griechischen Lichte betrachte; daſs aber später, in Beziehung auf Pythagoras, *Herodots* Urtheil *verworfen* wird (S. 164.) als das Urtheil eines Mannes, „der für das Aegyptische Alterthum sehr eingenommen war". Was das Andere anlangt, so bezieht sich Rec. auf das oben gesagte; der Verf. hat nämlich hier, indem er von einem besondern Einfluſs des Orients auf die Philosophie der Griechen spricht, nur eine wissenschaftliche, systematische Mittheilung der Philosophie von Seiten der Orientalen an die Griechen im Sinne; er faſst also z. B. nicht die Möglichkeit auf, daſs die Symbolik der Orientalen *einigen* Griechen leicht Anregung zu ihrem Philosophiren werden konnte, zumal da wie Aristoteles irgendwo bemerkt, die Philosophie sich von symbolischer und poetischer Darstellung erst allmählich losreiſst. Hiermit wird auch die Bemerkung unwirksam, daſs die Orientalen zur Zeit der angehenden wissenschaftlichen Bildung unter den Griechen, zufolge der geschichtlichen Zeugnisse noch nicht so weit fortgeschritten seien, um den Griechen fähige Lehrer zu werden. Ohnedieſs hat der Verf. die Zeugnisse einseitig ausgewählt. Er führt eine Stelle des Plato an *de rep. IV. p.* 435. (Herodot ist nur genannt, nicht citirt), welche nicht viel beweist. In dieser Stelle nämlich wird den Thraciern und Scythen *vorzüglich* der Muth (*το θυμοειδες*), den Bewohnern Griechenlands die Wiſsbegierde (*το φιλομαθες*), und die Erwerblust (*το φιλοχρηματον*) in vorzüglichem Grade den *Phöniciern* und *Aegyptern* beigelegt. (Fälschlich aber faſst das der Vf. in der Anmerkung zu S. 161. so, als ob Plato den Aegyptern die Erwerblust, aber *nicht* die Wiſsbegierde beilege). Gegen diese Stelle aber könnte man die des vielbewanderten Aristoteles anführen, *Polit. VII*, 7., wo er sagt, daſs die Asiaten sich durch *Geist* und *Geschicklichkeit* (*διανοητικα και τεχνικα την ψυχην*) auszeichneten, aber nicht durch Muth (daher ihr Despotismus); das *Hellengeschlecht* aber, welches auch in der Mitte liege, habe an *beiden* Theil, es sei *muthig* und *geistreich* (*ενθυμον και διανοητικον*) zugleich. Und noch bekannter ist die Stelle der Aristotelischen Metaphysik I, 1. wo gesagt wird, daſs diejenigen Wissenschaften, die sich *nicht* auf das Vergnügen und das äuſsere Bedürfniſs beschränken, und zwar zuerst an den Orten, wo man Muſse hatte, ausgebildet worden seien. Deshalb, setzt er hinzu, bildeten sich in *Aegypten* zuerst die mathematischen Wissenschaften, weil dort dem Priesterstamme Muſse verstattet war; was doch auch mit der vom Plato selbst (*Phaedr. p.* 275.) berührten Sage übereinstimmt. Geben wir also dem Verf. auch zu, daſs erst Spätere die Griechische Philosophie durch *Ableitung* haben erklären wollen, und die Gerüchte über eine *orientalische* Abkunft der Griechischen Philosophie sich erst in den Zeiten des wissenschaftlichen Verfalls vervielfältigt haben, so folgt doch daraus nicht, daſs nicht *einzelne*, besonders ältere, Griechische Philosophen durch orientalische Denkweise Anregung empfangen haben; wie Rec.

Digitized by Google

auf Zusammenstimmung *innerer* und *äusserer* Gründe gestützt, in Hinsicht des Pythagoras behauptet hat, dafs die Elemente der Pythagorischen Weltanschauung mehr Aegyptisch als Griechisch gewesen, und worin er durch das was der Verf. hier, — sehr schwankend in der Würdigung des Herodot (vgl. S. 164 f.) — vorgebracht hat, noch mehr bestärkt worden ist. Leichter und glücklicher bestreitet der Verf. die Ueberlieferungen von dem orientalischen Ursprung der *Thaletischen* Lehre und der *Atomenlehre* durch den Sidonier Moschos. Doch würde die Wiederlegung der *einzelnen* Ueberlieferungen für den nichts beweisen, der eine mittelbare orientalische Abkunft der ältern Griechischen Philosophie aus dem Orient annimmt; so wie derjenige, welcher eine unmittelbare Abkunft der Griechischen Philosophie überhaupt mit Rec. läugnet, die mittelbare Anregung und die Aufnahme orientalischer Elemente in den Lehren *einzelner* Griechischer Philosophen recht wohl annehmen kann. Aber wohl mufs hierbei bemerkt werden, dafs der Griechische Geist den ihm etwa gegebenen Stoff überall zu Elementen einer neuen originellen Bildung machte, welche sich durch Freiheit und Klarheit des Bewufstseins über die Produkte des orientalischen Geistes erhebt. Hier jedoch nimmt man erst die Folgen jenes Mangels an einer durchgreifenden Charakteristik des Orientalischen wahr, indem das Eigenthümliche des Griechischen Philosophirens erst durch den Gegensatz der orientalischen Denkweise bestimmt hervortreten konnte. — Was dann von dem Verf. gegen die, auf Aehnlichkeiten und Dunkelheiten in der Geschichte der früheren Griechischen Philosophie gestützten, *Vermuthungen* über orientalische Abkunft einzelner Griechischer Lehren gesagt wird, (besonders gegen Creuzer) verdient erwogen zu werden.

Die *Eintheilung* der *Griech. Philosophie* nach den Zeiträumen ihres Aufwachsens, ihrer Blüthe und ihres Verfalls verknüpft der Vf. mit einer Betrachtung über die Entwickelung des Griechischen Volkslebens und der Perioden der Griechischen Literatur. Die Philosophie der Griechen hat sich (S. 177.) erst örtlich und in gesonderten Stämmen versucht, dann zur allgemeinen Wissenschaft des *Griechischen* Volks emporgebildet und ist zuletzt Philosophie der Griechisch-Gebildeten geworden. In der ersten Periode hatte man es mit einem *einseitigen* wissenschaftlichen Interesse zu thun: in der zweiten vereinigen sich alle philosophische Richtungen in einer gegliederten Einheit — und dieses ist die Periode in welcher sich die Sokratische Denkart entwickelt. In der *dritten* trennen sich die Richtungen wieder, und, was der Verf. als das Kennzeichen derselben annimmt, sie beginnt mit Ausbreitung orientalischen Aberglaubens, Vermischung orientalischer und Griechischer Denkart, und Entstehung des neuern Skepticismus. Den Anfang dieser Periode setzt der Verf. in die Mitte des letzten Jahrhunderts vor Chr. Geb. und sie erstreckt sich bis auf die letzten heidnischen Platoniker und Aristoteliker. Die nähere Bestimmung der letzten Periode ist dem Verf. eigenthümlich. Wir beschränken uns auf folgende Bemerkungen. Die Richtungen der Sokratischen Philosophie trennen sich eigentlich schon, indem der Stoicismus und der Epicuräismus sich dogmatisch entgegentreten, und der Skepticismus beiden gegenüber tritt, weshalb die Frage entstünde, ob nicht hiermit schicklicher die dritte Periode der Griechischen Philosophie anzufangen wäre. Ist es endlich gegründet, dafs überall wo eine beschränkte Einheit gewonnen ist, da auch dieselbe sich wieder in das Streben nach der Einheit einer gröfsern Mannichfaltigkeit auflöst (S. 183.) — was auch wohl dadurch angedeutet ist, dafs wie der Verf. sagt „die Philosophie der Griechen zuletzt Philosophie der Griechisch-Gebildeten geworden ist und die Gränzen ihres ursprünglichen Vaterlandes weit überschritten hat", — dann ist der Schlufs der Griechischen Philosophie nicht blos als *Verfall* und Auflösung der *Griechischen Philosophie* (vgl. S. 181. u. f.) sondern zugleich als Uebergang zu einer höhern, umfassenderen Weltanschauung zu betrachten.

A. Wendt.

XI.

Grundrifs der allgemeinen Arithmetik oder Analysis, zum Gebrauch bei akademischen Vorlesungen entworfen von B. F. Thibaut, Hofrath und Professor der Mathematik in Göttingen. Zweite, neubearbeitete Auflage. Erster Theil. Göttingen, in der Dieterichschen Buchhandlung, 1830.

Wenn Ref. es unternimmt, hier von einem Werke einen kurzen Bericht zu erstatten, welches, dessen einfachem Titel nach, mehr dem Unterrichte, als der Er-

Digitized by Google

weiterung der betreffenden Wissenschaft gewidmet zu sein scheint; so mag, als die nächste Ursach hiervon, der Umstand betrachtet werden, dass die Wichtigkeit von guten mathematischen Elementarbüchern und das Mangelhafte von den mehresten der vorhandenen, wenigstens von kompetenten Beurtheilern, gleichmässig anerkannt sind.

Um die wirklichen Verhältnisse in dieser Beziehung etwas näher zu charakterisiren, und zugleich für die Beurtheilung der vorliegenden Schrift selbst eine objektive Basis zu gewinnen, möge es dem Ref. erlaubt sein, hier auf eine Erörterung *d'Alembert's* (*Mélanges de Litterature, d'Histoire et de Philosophie, tom. 4, p. 169 et seqq.*) zurückzugehen, welche, obgleich bereits vor mehr als sechzig Jahren ausgesprochen, dennoch einer fast wörtlichen Anführung, selbst für die Gegenwart, nicht unwerth sein dürfte.

„Was den grössten Theil der Elemente" — sagt D'Alembert, „so mangelhaft macht, ist weniger der „Plan, nach welchem sie behandelt werden, als die Un„fähigkeit derjenigen, welche denselben ausführen. „Diese Elemente sind, in der Regel, das Werk mittel„mässiger Mathematiker, deren Wissenschaft da aufhört, „wo sich ihr Buch endet, und welche eben dadurch un„vermögend sind, eine nützliche Arbeit dieser Art zu „Stande zu bringen. Denn man muss sich nicht einbilden, „dass es, zum Behuf des Unterrichts in einer Wissen„schaft, hinreichend sei, die Prinzipien derselben nur „oberflächlich berührt zu haben. Es ist dieses Vor„urtheil, die Frucht der Eitelkeit und der Unwissenheit, „dem die grosse Armuth zuzuschreiben ist, in welcher „wir uns, fast in jeder Wissenschaft, hinsichtlich guter „Elemente befinden. Kaum hat der Schüler die er„sten Schritte in der Wissenschaft zurückgelegt, so un„ternimmt er auch bereits, die wahrgenommenen Schwie„rigkeiten derselben, über welche er noch erstaunt, und „die er selbst oft nur zum Theil zu besiegen vermochte, „Andere kennen und überwinden zu lehren. Als Cen„sor und Plagiarius seiner Vorgänger zugleich, wird „von ihm abgeschrieben, umgebildet, erweitert, umge„kehrt, zusammengezogen und verdunkelt; mangelhafte „und verworrene Begriffe werden mit klaren, und die „Sucht, Schriftsteller zu sein, wird mit dem Wunsche, „etwas Nützliches zu leisten, verwechselt. Von ei„ner anderen Seite verschmähen es die Meister der „Wissenschaft, nachdem sie durch langes und ange„strengtes Streben endlich die Schwierigkeiten besiegt, „und die Feinheiten derselben erkannt haben, auf ihre „Schritte zurückzukommen, und auch Anderen den Weg „zu ebenen, welchen sie sich selbst mit so vieler Mühe „bahnten; oder vielleicht auch, dass sie, noch erstaunt „über die Menge und das Wesen der Hindernisse, wel„che sie zu beseitigen fanden, die Arbeit scheuen, wel„che nöthig sein würde, sie alle aus dem Wege zu „räumen: dabei der wenigen Anerkennung eingedenk, „mit welcher Leistungen dieser Art vom Publikum auf„genommen zu werden pflegen. Einzig und allein „beschäftigt, neue Fortschritte in der Wissenschaft zu „machen, um sich, wo möglich, über ihre Vorgänger „und Zeitgenossen zu erheben, und eifersüchtiger auf „die Bewunderung, als auf den Dank des Publikums, „sinnen sie nur aufs Erfinden und Geniessen, und zie„hen den Ruhm, das Gebäude zu erweitern, der Sorge „vor, den Eintritt in dasselbe zu erhellen. Sie den„ken, dass derjenige, welcher, wie sie, zu dem Studium „der Wissenschaften Anlagen mitbringt, die geeignet „sind, dieselben zu ergründen, keiner anderen Ele„mente, als derjenigen bedürfe, durch welche sie selbst „geleitet wurden; dass bei ihm theils die Natur, theils „das Nachdenken die Bücher ersetzen werde, und dass „es überflüssig sei, langsamen und gewöhnlichen Gei„stern den Zugang zu Erkenntnissen zu erleichtern, die „schon deshalb niemals ihr Eigenthum werden können, „weil sie dieselben nicht zu bereichern vermögen. „Ein wenig mehr Nachdenken würde ihnen aber ge„zeigt haben, wie nachtheilig eine solche Denkweise „sowohl dem Ruhme, als den Fortschritten der Wissen„schaften ist: — den Fortschritten, weil man durch das „Studium des schon Bekannten zu erleichtern, zugleich „die glücklicher Begabten in den Stand setzt, rascher „und weiter auf dem Gebiete vorzudringen. Hierin „besteht eben der wahre Nutzen, den gute Elemente „von jeder Wissenschaft gewähren würden; — Ele„mente, welche nur das Werk von sehr geschickten und „besonders geübten Händen sein können. In der „That, wenn man von den besonderen Wahrheiten, die „eine Wissenschaft enthält, nicht vollkommen unterrich„tet ist; wenn man nicht, durch eine häufige Anwen„dung, die gegenseitige Abhängigkeit dieser Wahrhei„ten erkannt hat: wie soll man alsdann die Fundamental„Sätze, aus denen sie entspringen, ihre Aehnlichkeit „und Verschiedenheit, die Folge, in welcher sie mit

Digitized by Google

„einander stehen, und insonderheit die Prinzipien, über „welche nicht hinausgegangen werden darf, erkennen"? So weit D'Alembert.

Wenden wir uns nun, nach gehöriger Erwägung dieses, zu der oben rubrizirten Schrift selbst; so ergiebt sich sogleich die erfreuliche Bemerkung, daſs hier die Verhältnisse nicht nur viel günstiger stehen, als solches, in der Regel, dem Obigen nach, der Fall zu sein pflegt, sondern auch den Anforderungen D'Alembert's, wenigstens in so fern diese den Darsteller der Elemente einer Wissenschaft betreffen, völlig entsprechend sein dürften. Denn bekanntlich ist der Hr. Verf. des in Rede stehenden Werkes — soviel wenigstens sei hier zu sagen erlaubt, — ein in der Diktion und Reflexion gleich ausgezeichneter, durch eine vieljährige Erfahrung besonders gereifter, höchst berühmter Lehrer der mathematischen Wissenschaften, dessen Vorträge sich über alle Haupttheile derselben erstrecken.

In wie fern nun weiter der Hr. Verf. das Wesentliche der vorliegenden Aufgabe in's Auge gefaſst, und zur Erledigung zu bringen gesucht hat, hierüber spricht sich derselbe in der Vorrede zur ersten Auflage vom Jahre 1809, welche auch der jetzigen Ausgabe voran steht, auf eine Weise aus, die weit entfernt sein dürfte, mit den übrigen Bemerkungen D'Alembert's in Widerstreit zu stehen.

„Obgleich es zunächst" — so lesen wir daselbst — „das lange empfundene Bedürfniſs für die eigenen Vor„lesungen gewesen ist, was den Verf. zur Abfassung „des gegenwärtigen Compendiums der allgemeinen Arith„metik bewogen hat, so hält er sich dennoch für be„rechtigt, zu glauben, daſs eine solche Arbeit für den „jetzigen Zustand der Wissenschaft von wesentlichem „Nutzen ist. Die älteren Lehrbücher lassen, in Ab„sicht auf wahrhaft analytischen Geist und Tiefe der „Untersuchung, Vieles zu wünschen übrig, abgesehen „von dem gänzlichen Mangel kombinatorischer Begriffe, „die eines der wichtigsten Fundamente für die Analysis „bilden. Die groſsen Mathematiker, denen wir aus„führliche Werke über die höchsten Theile der Mathe„matik verdanken, haben sich mit dem wichtigsten un„ter allen, welcher den Uebergang von den Elementen „zu jenen vermittelt, fast gar nicht beschäftigt. Und „so ist in der Darstellung dieser Wissenschaft eine „Lücke entstanden, die der Verbreitung ihres Studiums „nicht anders, als sehr gefährlich werden könnte".

„Der Verf. hat das Glück gehabt, durch eine sehr „ausgebreitete und ununterbrochen fortgesetzte Erfah„rung zu lernen, was zu einem Vortrage der Mathema„tik, welcher sich von den ersten Anfangsgründen bis „zu den höchsten Theilen erstreckt, erforderlich ist. „In so fern hofft er, die Form seiner Darstellung, wel„che in vielen Stücken von der gewöhnlichen abwei„chend sein mag, in gewissem Sinne, als gerechtfertigt „annehmen zu dürfen. Daſs es ihm angelegen gewe„sen sei, die Analysis von allen fremdartigen Prinzipien „zu reinigen, die Methode der Wissenschaft zu verein„fachen, und zur Deutlichkeit zu erheben; die Idee des „Ganzen nicht über einzelne Theile aus den Augen zu „lassen, bedeutende Lücken auszufüllen; wird der In„halt des Buches beweisen. Bei der gänzlichen Re„gellosigkeit, welche im Vortrage der Mathematik „herrscht, die indeſs dem Kenner durch pedantische For„men und Kunstgriffe nicht verhüllt bleiben kann, mag „ein solches Streben Manchem überflüssig, Einigen thö„richt scheinen: wer mit freiem Geiste über der Wis„senschaft schwebt, wird es, mehr oder weniger gelun„gen, nicht verschmähen".

Auch bei der in Rede stehenden, zweiten Auflage dieses Werkes ist der Hauptzweck desselben der nämliche geblieben, während die Bearbeitung selbst, hin und wieder, Abänderungen, und dadurch ebenso viele Verbesserungen, erfahren hat.

„Strengere Ordnung" — so äuſsert sich der Herr Verf. in der betreffenden Vorrede — „Entfernung von „Darstellungen und Beweisen, die als seltene Kunst„griffe erscheinen konnten, Verallgemeinerung der Grund„lehren, und weitere Ausführung derselben, dürften wohl als „Verbesserungen, wodurch die neue Bearbeitung sich aus„zuzeichnen gestrebt hat, bemerklich gemacht werden".

Fassen wir nun dies Alles zusammen, so ergiebt sich das Resultat, daſs wir es hier nicht mit einem gewöhnlichen Compendium, sondern mit einer Schrift zu thun haben, dessen Verf., durch vieljährige Forschung und Erfahrung gereift, das wahre Wesen seiner Aufgabe, wenigstens nach dem Urtheile eines D'Alembert, erkannte, und diese mit selbstständiger Hand zu lösen sich bestrebte.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 17.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1831.

Grundrifs der allgemeinen Arithmetik oder Analysis, zum Gebrauch bei akademischen Vorlesungen entworfen von B. F. Thibaut.

(Schlufs.)

Was nun in dieser Beziehung ist geleistet worden, wird sich durch eine gedrängte Erörterung des Inhalts selbst am anschaulichsten darstellen lassen. Das ganze Werk zerfällt in sechzehn Kapitel und drei Anhänge. Das erste Kapitel stellt die Grundform und die Hauptaufgabe dessen fest, was hier unter dem ersten Fundamental-Abschnitt der allgemeinen Arithmetik oder Analysis verstanden werden soll. Als bekannt wird vorausgesetzt die Lehre von den vier Speciebus, den Gleichungen des ersten Grades und der Potenz. Ein durch Hülfe dieser Operationen gebildeter Ausdruck

$$A_0 x^{\alpha} + A_1 x^{\alpha+\delta} + A^2 x^{\alpha+2\delta} + \ldots + Ar x^{\alpha+r\delta} + etc.$$

wo α und δ beliebige reelle Gröfsen bezeichnen, wird, obgleich an sich willkührlich gewählt, wegen ihrer vorzüglichen Brauchbarkeit zu Gröfsenbestimmungen, zur Grundform, — und die Aufgabe, mit einer solchen Form so zu rechnen, dafs das Resultat der Rechnung unter ähnlicher Form hervortrete, als Hauptaufgabe des ersten Fundamental-Abschnitts der allgemeinen Arithmetik oder Analysis aufgestellt.

Durch die Bemerkung, dafs Verknüpfungen zusammengesetzter Gröfsen nur durch partielle, allmählig zu bildende Verbindungen der Elemente, aus denen sie erzeugt werden, möglich sind, sucht der Hr. Verf., hinsichtlich des in Rede stehenden Problems, auf die Wichtigkeit einer genaueren Kenntnifs der Ordnung und Folge aufmerksam zu machen, die im Zusammenstellen gegebener Dinge statt finden können; — und so den unmittelbaren Fortschritt zur Erörterung der ersten Grundzüge der Kombinationslehre zu motiviren, welche den Inhalt des zweiten Kapitels bildet. Nur die einfachsten Formen des sogenannten Permutirens, Kombinirens und Variirens werden hier behandelt. Was der Verf. von dem hält, was in Deutschland unter dem Nahmen der kombinatorischen Analysis bekannt ist, geht hinreichend aus der Vorrede zur ersten Auflage dieses Werkes hervor, wo es heifst: „es wäre eine sehr interessante Aufgabe, den wahren analytischen Werth „der Kombinationslehre zu würdigen, und die Grenzen „festzusetzen, wo sie sich auf ihr eigenes Gebiet be„schränken soll; ihre Beantwortung gehört aber nicht „an diese Stelle, und vielleicht ist es der Zeit vorbe„halten, sie stillschweigend zu geben".

Das dritte Kapitel handelt von der Addition, Subtraktion und dem ersten Hauptfall der Multiplikation, indefs die Division zusammengesetzter Formen den Gegenstand des vierten Kapitels bildet. Der Hr. Verf. bemerkt hier sogleich, dafs der Quotient zweier nach Potenzen der nämlichen Hauptgröfse fortschreitenden Formen nur in ganz besondern Fällen mittelst einer ähnlichen Form darstellbar ist, und fafst daher die betreffende Aufgabe folgendermafsen:

„Eine bis zu einem beliebigen Range aufsteigende „Form zu finden, deren Produkt mit dem Divisor in „allen Gliedern, vom Anfangsgliede an, bis zu dem „jenes beliebig zu wählenden höheren Ranges hinauf, „völlig identisch mit dem Dividendus werde".

Hieraus folgt also, dafs, allgemein gesprochen, die Formel

$$\frac{1}{1+a_1x+a_2x^2+a_3x^3+etc.} = 1+A_1x+A_2x^2+A_3x^3+etc.$$

eine modificirte Bedeutung erhält, und nicht als eine Gleichung, d. h. als eine solche Formel zu betrachten ist, durch welche die Einerleiheit der *Werthe* beider Glieder ausgesprochen wird.

Das fünfte Kapitel handelt von der Multiplikation sowohl identischer, als verschiedener Faktoren des ersten

Digitized by Google

Grades, mittelst kombinatorischer Begriffe, und ermittelt den Ausdruck des binomischen Satzes für den Fall eines ganzen und positiven Exponenten, sowohl in independenter, als recurrirender Form.

Das sechste Kapitel beschäftigt sich mit der Multiplikation zusammengesetzter Formen im Allgemeinen, und das siebente Kapitel mit dem polynomischen Lehrsatze für ganze, positive Exponenten, sowohl in independenter, als recurrirender Form.

Das achte Kapitel hat die Wurzelausziehung und die allgemeinste Form des binomischen und polynomischen Lehrsatzes zum Gegenstande. Aehnlich dem Begriff der Division wird auch hier der Begriff der Wurzelausziehung modificirt. Es ist hier nicht die Aufgabe, einen Ausdruck von der analytischen Grundform zu finden, der den *Werth* der Wurzel eines gegebenen ähnlichen Ausdrucks darstelle; oder welcher, zu einer gegebenen Potenz erhoben, einen Werth gebe, der mit dem eines gegebenen Ausdrucks einerlei sei, — welche Aufgabe, allgemein gesprochen, als unlösbar erkannt wird; sondern dieselbe wird so gefaſst:

„Eine Form zu finden, welche, zu einer vorgeschrie-
„benen Potenz erhoben, eine neue erzeuge, die in
„allen successiven Gliedern, vom Anfangsgliede an,
„bis zu einem folgenden von beliebig gewählter Zahl,
„mit einer gegebenen Form zusammenfalle".

Der Beginn wird mit einem positiven gebrochenen Exponenten gemacht, und die nächste Darstellung in recurrirender Form, und eben dadurch auf eine Weise gegeben, auf welche wir hier um so mehr besonders aufmerksam machen zu müssen glauben, als ihr vor allen bisherigen der unbedingte Vorzug beschwerlich streitig zu machen sein dürfte. Am Schlusse dieses Kapitels macht der Hr. Verf. noch besonders auf die Aenderung des Begriffs aufmerksam, welcher in den, nach der vorgeschriebenen Weise gebildeten Gleichungen, mit dem Zeichen = zu verbinden ist.

Das neunte Kapitel betrifft die Entwickelung der Exponential-Gröſsen. Zunächst wird hier die Fundamental-Aufgabe für die Entwickelung von Exponential-Gröſsen behandelt; darauf zu dem natürlichen Potenzen-System der Fortgang gemacht; und endlich die allgemeine Aufgabe, eine Potenz im natürlichen Systeme zu entwickeln, deren Exponent selbst eine, nach einer gewissen Hauptgröſse fortschreitende Form ist, aufgenommen. Die Lösung dieser Aufgabe wird zunächst in independenter Form, und darauf in recurrirender, und zwar einmal aus der independenten Bestimmung selbst, und ein anderes Mal ursprünglich, geleistet.

Das zehnte Kapitel handelt von der Entwickelung der Logarithmen, oder vom Exponentiiren, indem es sich zunächst mit der Fundamental-Aufgabe dieses Gegenstandes und den natürlichen Logarithmen beschäftigt, und darauf zu der allgemeinen Aufgabe des Exponentiirens im natürlichen Systeme fortschreitet.

Das eilfte Kapitel hat die numerische Berechnung der Exponential-Gröſsen und der Logarithmen im natürlichen Systeme zum Gegenstande, und handelt von dem approximativen Gebrauch 1) entwickelter Formen überhaupt; 2) der Exponential-Formel insbesondere; wie auch von der approximativen Berechnung der natürlichen Logarithmen.

Das zwölfte Kapitel handelt von der Theorie der imaginären Exponential-Gröſsen im natürlichen System, und beschäftigt sich zunächst mit der Grundidee imaginärer Exponential-Gröſsen, und der Grundform ihrer Entwickelung, aus welcher die Begriffe des Sinus und des Cosinus definirt werden; darauf mit der wirklichen Berechnung eines Potenzen-Systems von der Form $l^{a\sqrt{-1}}$; und endlich mit den wirklich berechneten Tafeln für das natürliche imaginäre Potenzen-System.

Dreizehntes Kapitel. Erweiterte numerische Logarithmen-Rechnung im natürlichen System, nebst darauf gegründeter Theorie des Rechnens mit Potenzen gebrochener Exponenten. — In Vergleich mit der vorigen Ausgabe dürfte dieses Kapitel, unter allen übrigen, den gröſsten Zuwachs erhalten haben. Der Hr. Verf., dem das Verdienst beschwerlich streitig zu machen sein möchte, in der früheren Ausgabe dieses Werkes die Theorie des Rechnens mit imaginären Ausdrücken zuerst auf die Prinzipien der Elementar-Analysis zurückgeführt, durch diese wissenschaftlich begründet und sie eben dadurch zu einem Bestandtheile eben dieses wissenschaftlichen Abschnittes gemacht zu haben, hat sich in der vorliegenden Ausgabe besonders angelegen sein lassen, derselben die Ausdehnung und Vollständigkeit zu verschaffen, welche er, bei einer weiteren Betrachtung des Gegenstandes, dem Zwecke seines Werkes als angemessen erkannte, und also auch dadurch denjenigen Kompendien-Schreibern, welche von D'Alembert als die gewöhnlichen bezeichnet werden, neuen Stoff zur

Digitized by Google

Bereicherung ihrer Werke geliefert. Die Anwendung eben dieser Theorie auf die Auflösung der cubischen und biquadratischen Gleichungen, welche die frühere Ausgabe enthält, ist, als aufserhalb der Grenzen des ersten Fundamental-Abschnittes der allgemeinen Arithmetik liegend, in der jetzigen übergangen worden.

Das vierzehnte Kapitel handelt von der Umbildung entwickelter Formen durch Substitution; das funfzehnte von der Umkehrung der Reihen; und das sechzehnte Kapitel endlich von den Entwickelungen, die durch Umkehrung der Reihe möglich werden. Zur Erleichterung des Selbststudiums sind dem Werke noch drei Anhänge von Beispielen hinzugefügt worden, wobei zugleich weitere Ausführung der Mechanismen gegeben wird, auf welche die aus der Theorie hervorgehenden allgemeinen Normen zurückgebracht werden. —

Werfen wir nun den Blick auf das Ganze zurück, und achten wir zunächst auf den Zusammenhang, in welchem von der Definition dessen an, was den allgemeinen Gegenstand des Buches bilden soll, jedes folgende Kapitel mit dem unmittelbar vorhergehenden steht; erwägen wir ferner die Umsicht und Vollständigkeit, mit welcher jeder besondere Gegenstand, sowohl in Absicht auf den Inhalt, als die Methode, behandelt wird; fassen wir endlich die, dem Verf. ebenso eigenthümliche, als den mehresten mathematischen Schriftstellern völlig fremde, reflektirende, den Gegenstand beständig durchdringende, Betrachtungsweise in's Auge, durch welche die Darstellungen durchgängig geleitet, und von jenen Mechanismen freigehalten werden, die zwar die Hand zu üben, aber keinesweges den Geist für die Wissenschaft zu befähigen vermögen, und durch welche, anstatt lebendiger Erkenntnifs, nur ein todtes Zeichenspiel gegeben zu werden pflegt: so dürfte es hinlänglich einleuchten, dafs hier die wirkliche Erledigung der gestellten Aufgabe nicht weniger vorzüglich, als die Auffassung ihrer wesentlichen Bedingungen, wie sich schon früher ergeben, treffend ausgefallen sei; und dafs dadurch der Hr. Verf. dem Publikum auf's neue ein Werk dargebracht habe, welches auf dessen dankbare Anerkennung gerechten Anspruch hat.

Dirksen.

XII.

Ad auspicia professionis philosophiae ordinariae in academia georgia augusta rite capienda invitat Jacobus Grimm. Inest hymnorum veteris ecclesiae XXVI interpretatio theotisca nunc primum edita. Gottingae MDCCCXXX.

Diese Einladungsschrift in unsern Blättern anzuzeigen verpflichtet uns sowohl das wichtige deutsche Sprachdenkmal, zu dessen Herausgabe sie von dem berühmten Gründer der historischen und sprachvergleichenden deutschen Grammatik benutzt worden ist, als auch die in ihr enthaltene gelehrte Abhandlung, in welcher der Verfasser seine schon früher angestellten Untersuchungen über das pronomen relativum wieder aufgenommen und Mehreres zur Vervollständigung und Berichtigung derselben beigebracht hat. Verweilen wir zuerst einige Augenblicke bei dieser Abhandlung.

Bekanntlich fehlt der deutschen Sprache ein besonderes pron. relat. (Unser heutiges: welch (althochdeutsch *hwelih*) ist wie sein Stamm: wer (althochd. *hwer*) ursprünglich pron. interrogativum, das wie die ihm gleichen lateinischen und griechischen mit *qu-* und *π* (der ionische Dialekt zeigt noch das ursprüngliche *κ* statt *π* in κότερος (indisch *katara*, gothisch *hvathar*, althd. *hwedar*, aber lateinisch *uter*), ὅκως etc.) anlautenden pronomina zum sanscritischen pron. interrog. *ki* gehört; erst später ging es, vermittelt durch seinen Gebrauch in der indirekten Frage, in die Bedeutung von οἷος und ὅς über.) Dafs und wie nicht nur das pronomen demonstrativum *der*, das auch jetzt noch die Stelle des pron. relat. vertritt, sondern auch die pronomina personalia in der alten deutschen Sprache relativ gebraucht worden sind, setzt der Verf. in der hier in Rede stehenden Abhandlung, von Scharfsinn und Belesenheit gleich unterstützt, auf das lichtvollste auseinander. Aus seinen Untersuchungen und Zusammenstellungen ergiebt sich, dafs in demjenigen deutschen Dialekt, von dem wir die ältesten Sprachdenkmäler besitzen, nämlich dem Gothischen, sowohl das pron. demonstr. *sa, so, thata* (der, die, das) als auch die pronomina personalia (mit Ausschlufs des Neutrums der 3ten Person) durch Anhängung der Partikel *ei* zu relativem Gebrauch geeignet werden, im Althochdeutschen aber (mit Ausschlufs aller (?) Geschlechter des Pronomens der 3ten Person) ohne diese Partikel oder durch Hinzufügung der Partikel *dir, der, dar, da* relative Bedeutung annehmen. Den unsrer heutigen Sprache unbekannten Gebrauch

Digitized by Google

des pron. person. zum Relativ mögen hier einige Beispiele zeigen: *ih tir er teta frolichiu sang, ih machon nu note charasang, carmina qui quondam studio florente peregi, flebilis heu moestos cogor inire modos. Boeth.* 1. *wir dar pihabet warun pantirun, qui tenebamur vinculis. Hymn. XXIV.* 6, 3. *miniu ougen huob ih uf stigendo ze dir, du in himile buest, ad te levavi oculos meos, qui habitas in coelis. Boeth.* 31. *ir gotes irgezzen eigint, qui obliviscimini deum.* Notkers Psalm. 49, 23. — Dafs im Althochdeutschen nicht alle Geschlechter des Pronomens der 3ten Person von diesem relativen Gebrauch ausgeschlossen sind, sondern wenigstens das mascul. dazu benutzt worden ist, davon zeugen folgende Stellen: *hwes mac dhesiu stimna wesan nibu dhes nerrendin druhtines, ir almahtic got sih cundida wesan chisendidan fona dhemu almahtigin fater, qui omnipotens deus — Isidor.* 3, 6. *cui, imu. gl. Hrab. noh nieman guotero ne ist, imo (cui) ne begagenon disiu wazzer.* Notk. Ps. 80, 8. Auch können wir hier noch auf eine andre Art der Bezeichnung des Relativs der 3ten Person aufmerksam machen, nämlich durch die Verbindung von *der* mit *er: pezzer ist der sin zorn fertreit, danne der er (quam qui) eina burg irfihtit.* Notk. Ps. III, 5. *der sin wort er uzsendet dero werlte, qui emittit.* — Notk. Ps. 147, 4. Des Verfs. Vermuthung, dafs auch im Althochdeutschen früher die Partikel *ei* (ahd, *i*) angehängt worden ist, scheint durch *deri, qui (Diutisca I.* 187.) *wenni, quando, alleswenni, in alio tempore, (gl. mons.) allaswenni, quandoque (Gl.* zu *Gregorii dialog.* in einem Codex aus Tegernsee) bestätigt zu werden.

Aehnlich dem Lateinischen und Griechischen läfst die Deutsche Sprache von dem zusammengehörenden pron. demonstr. und relat., selbst wenn sie verschiedene casus haben, nur das relativ. und zwar in dem ihm zukommenden casu stehen, z. B. *bugei thizei thaurbeima,* ἀγόρασον ὧν χρείαν ἔχομεν; aber im Althochdeutschen finden sich auch viele Stellen vor, in denen das beibehaltene pronomen den Casus des demonstr. zeigt, so dafs man, da das demonstr. und relat. gleiche Form haben, den Ausfall des Relativs anzunehmen sich veranlafst finden könnte, z. B. *endi dhes iz al chiscuof, ejusque qui id omne creqvit. Isidor. gebe themo ni eigi, det illi, qui non habeat. Otfrid I.* 24, 7. *ih bibringu dhen mina berga chisitzit, educam possidentem montes meos. Isidor.* Mit umsichtigem Scharfblick erkennt der Verf. auch hier die Wegwerfung des pron. demonstr. und zeigt, dafs diese auffallende Construktion, die dem pron. relat. statt des ihm zukommenden Casus den Casus des ausgefallenen pron. demonstrat. giebt, schon im Gothischen und Griechischen (in diesem wohl nur bei Genitiv- und Dativverhältnissen) stattfindet z. B. *ibai thairh hvana thizeei insandida,* μή τινα ὧν ἀπέσταλκα. II. Corinth. 12, 17. *taujai thammei quithith thiudan,* ποιήσω ὃ λέγετε βασιλέα. Marc. 15, 12.

Ehe wir von dieser Abhandlung zu dem in der vorliegenden Einladungsschrift mitgetheilten althochdeutschen Sprachdenkmal übergehen, erlauben wir uns noch einige Bemerkungen über den der Griechischen und Deutschen Sprache gemeinschaftlichen Zusammenhang des pron. relat. mit dem pron. demonstrat. (Den in der Lateinischen Sprache stattfindenden Zusammenhang des pron. relat. mit dem pron. interrog. kennt, wie schon oben bemerkt worden ist, die Deutsche Sprache in ihrem ältesten Zustande nicht und mit Recht hebt daher der Verf. die Aehnlichkeit heraus, die beim pron. relat. auf der einen Seite zwischen der Lateinischen und Slawischen, auf der andern Seite zwischen der Griechischen und Deutschen Sprache sich zeigt.) Diesen Zusammenhang finden wir aber bei der Griechischen Sprache nicht in einer Vermischung des relativen und demonstrativen Pronomens beim Artikel ὁ, ἡ, το. Denn ὁ und ἡ sind nicht pronomina relativa, sondern, wie schon Bopp bemerkt hat, dem sanskritischen Demonstrativstamm *sa* angehörig, der für den nom. masc. und fem. des pron. demonstrat. verwandt wird und sich auch noch mit unverändertem Stammkonsonanten im Gothischen, Nordischen und Angelsächsischen findet, wogegen die übrigen casus dieser beiden Geschlechter und das ganze neutrum den Stamm *ta* zeigen. Die Griechische Formel ὁ, ἡ, το ist gleich der Sanskritischen *sas, sâ, tat,* der Gothischen *sa, so, thata,* der Nordischen *sa, su, that,* der Angelsächsischen *se, seo, thät.*

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 18.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1831.

Ad auspicia professionis philosophiae ordinariae in academia georgia augusta rite capienda invitat Jacobus Grimm.

(Fortsetzung.)

Auch im Althochdeutschen hat sich noch der Stammconsonant des Demonstrativs in *so* (sowohl *ita* als *ut*), *sar*, *statim*, *sum*, *quidam* unverändert erhalten und auch wohl in *saman*, *simul*, *sama*, *similiter*, *samo*, *idem*, wenn anders das Sanscritische *sam*, *cum* (im Griechischen in 2 Formen sich darstellend, als ἅμα und συν, im Lateinischen nur als *cum*), *sama*, *aequalis* und das Altpreufsische *sen*, Serbische *sa*, *cum*, *simul*, vom Demonstrativstamm *sa* herzuleiten sind; das Serbische *sad*, *nunc*, gehört gleichfalls dahin, gerade wie das Lateinische *nunc* zum Demonstrativstamm *na* und *tunc* mit dem Deutschen: dann, zum Demonstrativstamm *ta*. Jener Zusammenhang des Griechischen pron. relat. und demonstrat. besteht vielmehr darin, dafs das Demonstrativ ὁ, ἡ, τό (die vom Artikel abweichende Accentuation macht keinen Einwand) in der älteren Griechischen Sprache, z. B. im ionischen Dialekt des Homer, als relativ gebraucht wird, ganz ähnlich der relativen Bedeutung des deutschen der, die, das. Neben diesem relativgebrauchten Demonstrativ ὅ, ἥ, τό findet sich aber auch ein blofs als Relativ geltendes ὅς ἥ ὅ und wenn man die Menge relativer Adjectiva und Partikeln bedenkt, die im Griechischen mit dem spiritus asper anlauten, wie οἷος, ὅσος, ἡλίκος, ὡς, ὅτε, ὅθεν, so scheint der Verf. mit Recht ein besonderes Griechisches pron. relativum, das den spiritus asper als Anlaut zum Charakter hat, anzunehmen. Wenden wir nun unsern Blick auf den ältesten Zweig des Sprachstammes, zu dem die Griechische, Lateinische und Deutsche Sprache gehören, auf das Sanskrit, so finden wir in diesem ein ursprüngliches pron. relat., dessen Stammkonsonant *j* ist (*jas*, *jâ*, *jat*), und dem das Griechische ὅς, ἥ, ὅ entspricht. Der spiritus asper statt des indischen *j* darf gerade nicht auffallen; denn wenn auch eben keine andere Analogie für diesen Uebergang des *j* in den sp. asp. sich zeigen sollte, als die in ὑμεῖς (der Sanskritische Stamm des Pronomens der 2ten Person im Plural ist *ju*) und auch im Deutschen nur vielleicht *hemmen*, falls dieses vom verlornen starken verbo *heman* herzuleiten ist, mit der Sanskritischen Wurzel *jam* (*coercere*, *cohibere*) zusammengehalten und hier ein Uebergang des *j* in *h* angenommen werden kann, so vertritt der spir. asp. doch überhaupt öfters andere ursprüngliche Consonanten, namentlich auch das mit *j* die Natur eines Halbvokals theilende *v*. Ja selbst durch die Beibehaltung des Nominativkennzeichens *s* scheint ὅς vom pron. demonstrat. ὁ, das, gleich dem Sanskritischen nur unter gewissen Bedingungen den Nominativcharakter annehmenden *sa*, dieses Zeichens entbehrt, abgesondert zu werden. Dessenungeachtet darf man sich nicht verhehlen, dafs in ὑμεῖς eine Umwandlung des *j* in spir. asp vielleicht nicht geradezu anzunehmen ist, da die äolische Form ὔμμες die ältere Form zu seyn scheint, in der das Sanskritische *ju* in ὑ übergegangen ist, und dieses ὑ erst später den Spir. asp. erhalten hat (*cf.* ἄμμες, ἄμες, ἡμεῖς), der Uebergang von *jas* in ὅς also hierin keine Analogie fände, ferner, dafs die übrigen mit Spir. asp. anlautenden Relativa nicht schon Sanskritische, sondern erst im Griechischen gebildete Formen sind, die nach der Analogie von ὅς den Spir. asp. zur Bezeichnung des Relativs angewandt haben, also ebenso wie dieses ὅς dem ursprünglichen Demonstrativ ὁ (Sanskr. *sa*) angehören, so dafs der mit *t* anlautende Demonstrativstamm seine demonstrative Bedeutung behalten habe, der mit Spir. asp. anlautende aber, der nur noch in ὁ, ἡ sich vorfand, zum Relativ verwandt worden sei. Diese Verwendung des mit *s* (Griechisch mit Spir. asp.) anlautenden Demonstrativs steht weniger isolirt da, als die Beibehaltung des Sanskritischen *jas*, die sich in keiner der verwandten Sprachen

Digitized by Google

zeigt, wogegen die Deutsche Sprache gleich der Griechischen nicht nur das Demonstrativ vom Stamme *ta* als Relativ gebraucht, sondern auch den Demonstrativstamm *sa* dazu verwandt hat, wie die relative Partikel *so* zeigt. Was endlich die Beibehaltung des Casuszeichens betrifft, so wird dadurch eine Absonderung des ὅς von ὁ ebenso wenig nothwendig, als eine Absonderung des *quis* von *qui*.

Wir gehen zu dem Hauptinhalte der vorliegenden Schrift, zu dem in ihr mitgetheilten Sprachdenkmale über. Es besteht in der vollständigen, spätestens im Anfange des 9ten Jahrhunderts abgefafsten, Interlinearversion 26 Lateinischer Kirchenlieder *), von der bisher nur ein kleiner Theil durch den Druck bekannt gemacht worden war, nämlich die Uebersetzung des 1sten, 4ten, 5ten und 26sten Hymnus, die bereits Hickes, theils in seiner *gramm. anglosax.* theils in seiner *gramm. franco-theot*, und Eckhart, theils in seiner *franc. orient.* theils besonders (den 26sten Hymnus, zu Helmstädt 1713 in 4to), hatten abdrucken lassen. (Ein Abdruck der Uebersetzung des 5ten Hymnus findet sich auch in der Alterthumszeitung Idunna und Hermode vom Jahre 1812, dem Gräter die wohl noch nie einer Interlinearversion zu Theil gewordene Ehre anthut, ihn für ein Lied — er nennt es *frenkisgaz morganlioth* — auszugeben.) Aus der Uebersetzung der übrigen 22 Hymnen waren von Fr. Junius nur einzelne Wörter und Sätze (in seinen Anmerkungen zum Willeram, seinem gothischen Glossar und an andern Orten) angeführt und bei der geringen Anzahl althochdeutscher Sprachdenkmäler blieb für die Grammatik und Etymologie unserer Muttersprache die Bekanntmachung des ganzen, in eine so frühe Zeit hineinreichenden, an Umfang nicht unbedeutenden, Werkes ein dringendes Bedürfnifs. Leider galt der Codex, der im Juniusschen Nachlasse zu Oxford sich befinden mufste, für verloren, bis es den eifrigen Bemühungen unseres um die altdeutsche Sprache und Literatur hochverdienten Beneke gelang, eine nochmalige Nachsuchung in Oxford zu bewirken und nicht nur die von Junius eigenhändig gemachte Abschrift des Codex, sondern auch dieser selbst wieder aufgefunden ward. Dem lange unerfüllt gebliebenen Versprechen einer Abschrift desselben wurde endlich durch Price, bei dem sich, auf Grimm's Veranlassung, Perz während seines Aufenthalts in Oxford deshalb dringend verwandte, ein Genüge gethan, und sobald Grimm in den Besitz dieser Abschrift kam, beeilte dieser sich, dieselbe durch die vorliegende Schrift den Sprachforschern zum langersehnten Gebrauch zu stellen. Dafs Grimm dieses auf die befriedigendste Weise gethan habe, bedarf bei seiner bekannten Gelehrsamkeit und Gründlichkeit kaum der Erwähnung. Aufser den in der Einleitung enthaltenen Untersuchungen und Feststellungen über das Alter und den Dialekt der Handschrift, (den der Herausgeber wohl mit Recht für alamannisch hält, wiewohl entschiedene Kriterien der einzelnen Dialekte schwer aufzufinden sind; selbst die Lautsysteme sich als verschieden ankündigender Dialekte mischen sich mit einander und Ausdrücke, selbst Partikeln, weichen in einem und demselben Dialekt von einander ab, oder stimmen in sonst verschiedenen Dialekten mit einander überein; so zeigt sich z. B. *enti* statt *inti* in Glossen, die im Uebrigen mit dieser Interlinearversion zu Einem Dialekt zu gehören scheinen, wogegen *inti* auch in der Uebersetzung der sogenannten tatianischen Evangelienharmonie und in Bairischen Glossen vorkommt) sind dem genau wiedergegebnen, und, wo es nöthig und thunlich war, gründlich berichtigten Texte erläuternde und vielfach belehrende Anmerkungen in reicher Anzahl beigefügt worden, so dafs nur wenige Ausdrücke, etwa *tagauuizzi*, *kalienne*, *kauuirich*, *kadhui* noch einigen Anstofs geben, ja die letzten 3 Wörter durch des Herausgebers Konjektur, dafs *kahenge* statt *kalienne*, *kartch* statt *kauuirich*, *kadhuinc* statt *kadhui* zu lesen oder *kadhui* als Imperativ von *kadhuhan* zu nehmen sei, vollkommen wiederhergestellt oder aufgeklärt erscheinen würden, wenn der Codex selbst eingesehen werden könnte; leider hat Grimm nur die Juniussche Abschrift desselben aus Oxford erhalten. Die Erklärung von *tagauuizzi* in *panem nostrum cottidie — tribue, prot unseraz tagauuizzi — kip* durch das Gothische *dagis hvizuh*, *diei cujusque*, womit Ulfilas καθ' ἡμέραν übersetzt, scheint, wie gelehrt

*) Die sogenannten Ambrosianischen, wenn auch nicht alle, die diesen Namen führen, von Ambrosius gedichtet sein mögen. Einige der Ambrosianischen Hymnen fehlen in dieser Kollektion. Dagegen sind der 2te (*deus qui coeli lumen es*), der 14te (*deus qui claro lumine*), der 17te (*meridie orandum est*) und 23ste (*tempus noctis surgentibus*), die Grimm in *Clichton. elucid. ecclesiast.*, *Fabric. poet. vet. ecclesiast.*, *Murator. anecd.*, *Cassandri* und *Thomasii opp.* vergeblich gesucht hat, hier als zuerst herausgegeben anzusehen. Auch die 9 letzten Strophen des 24sten *hymnus* (*rex aeterne domine*) fehlen in den bisherigen Ausgaben.

Digitized by Google

und sinnreich sie auch aufgestellt ist, doch zu gewagt; die Entstehung von *tagauuizzi* aus *tages hwisih*, welches die dem Gothischen *dages hvizuh* entsprechende althochdeutsche Form sein würde, ist unerklärbar, ganz abgesehen davon, dafs im Althochdeutschen sonst kein Beispiel von einer dem Gothischen *hvazuh* gleichen Pronominalbildung *hwerih* vorkommt. Eine andere Erklärung von *tagauuizzi* an die Stelle der von uns nicht zugegebnen zu setzen, dürfen wir aber, ohne Ansicht des Codex, nicht wagen, wiewohl wir geneigt wären, in *uuizzi* die Entstellung irgend einer Bildung von *maz* (*cibus*) oder von *emazi* (*cf. emizis, semper.* Notk. Ps. 50, 5. und *proot unseer emazhic kip uns hiutu* in einem St. Galler Codex) zu sehen.

Mit welcher durchdringenden und sichern Kenntnifs der Althochdeutschen Sprache Grimm dieses Denkmal bearbeitet hat, tritt recht hellleuchtend hervor, wenn man seine Ausgabe mit den von Hickes und von Eckhart herausgegebenen 4 Hymnen vergleicht. Da wir es uns versagen müssen, diese Vergleichung hier anzustellen, so wollen wir unsern Lesern dieselbe wenigstens anempfehlen. Nur Eine Stelle erlaubt sich Rec. hier anzuführen, weil auch er bei ihr (in seiner im Jahr 1824 zum Behuf seiner Vorlesungen über Althochdeutsche Sprache und Literatur herausgegebenen kleinen Auswahl von Althochdeutschen Sprachdenkmälern, in welche nach dem Eckhartschen Abdruck der 5te Hymnus aufgenommen ist) nicht das Rechte getroffen hat, und er seinen Irrthum hier zu bekennen um so mehr sich aufgefordert findet, da Grimm ihn aus freundlicher Schonung mit Stillschweigen übergeht. Die Stelle (*Hymn. V*, 2, 2.) lautet bei Eckhart *uueralti sconidi zitporan uuirdit;* Rec. schlug vor, statt: *sconidi zitporan* zu lesen: *sconida itporan;* unbedenklich ist aber Grimms: *sconi, cliz*, (als Synonym von *sconi*) *itporan* das Richtige.

Mehr um Entscheidung des Bedenklichen durch den Hrn. Verf. oder durch Andere zu veranlassen, als um selbst zu berichtigen, erlauben wir uns hier noch einige Bemerkungen zu folgenden Stellen.

In *H. I.* 5, 3. scheint das von Hickes vorgeschlagene *mendota* nicht aufgenommen werden zu können, weil uns nur ein nach der 1sten schwachen Konjugation gehendes *mendjan*, nicht aber ein *mendon* der 3ten Konjugation vorgekommen ist. — Sollte für *stimmi* in *H. I.* 72, *XIX*, 10, 4. (auch *H.* 7, 12, 3. hat *stimmi*, welches Grimm stehen läfst) nicht besser *stimnu* als *stimmu* (für welches letztere in *stimmi* ein Grundstrich zu wenig ist) zu lesen sein? dadurch würde wieder ein Kriterium für den Dialekt des Denkmals gewonnen werden. Die an andern Stellen der Hymnen vorkommende Form *stimma* hindert nicht ein *stimna* anzunehmen, da der Wechsel zwischen *stimma* und *stimna* in einem und demselben Denkmal sich auch sonst vorfindet. Vielleicht dürfte aber auch *stimmi* stehen bleiben können, da die zwiefache Endung *a* und *i* eines und desselben Femininsubstantivs nicht ohne Analogie ist (*cf. bresta* und *bresti, tura* und *turi etc.*) und die mehrmalige Erscheinung dieser Form in den Hymnen einen Lesefehler bezweifeln läfst; *cf.* auch *canadilose. H. XIX.* 5, 4. — Soll *klochonte, pulsantes* (*virgines*) *H. I.* 9, 3. in *klochonto* verbessert werden, warum denn nicht auch *suazze H. V.* 2, 4. in *suazzo;* darf *suazze* (es bezieht sich auf *tati*) stehen, so wird auch *klochonte* bleiben können, da beide Wörter nach der 2ten starken Adjektivdeklination gehen. — Darf in *H. V.* 3, 2. *motit* unbedenklich verworfen und *manot* dafür gelesen werden? Die Buchstaben der beiden Wörter sind zu verschieden, als dafs man einen Schreib- oder Lesefehler annehmen sollte; es giebt ein Verbum *muoton*, verlangen, könnte es nicht auch ein *muotjan*, verlangen machen, auffordern, gegeben haben (der Wechsel zwischen *muat* und *mot* darf nicht auffallen, da er auch in den St. Galler und Reichenauer Glossen, die mit dieser Uebersetzung der Hymnen zu Einem Dialekt gehören, vorkommt); *cf.* auch *uuidarmotit, objurgat* in den Reichenauer Glossen. — *Unrachaft, inenarrabilis H. VI*, 1, 2. konnte auch wohl *unrachahaft* (und nicht *unrachonthaft*) sein, *cf. frumahaft* und *frumhaft* in *gl. K.* — *Deodrafte, humiles, H. VI.* 6, 2. *deodrafte, subditi X*, 3, 1. scheint weder in *deotdrafte* umgeändert, noch als *deodr-hafte* erklärt werden zu dürfen, da der Stamm *deo, diu, subditus*, fest steht und *bariona, einfalti enti eintrafti gl. K.* und *absolute, eindrafto*, (wofür freilich andere Glossen *endarhafto, einderhafto* haben), in zwei *Codicibus* aus Tegernsee für die Beibehaltung von *draft* sprechen könnten. — Die Verbesserung des *allichan. H. VII*, 2, 3. in *allichun* liegt wohl näher, als die in *allicha.* — *Tago* in *tago leohte arkepanemu, diei luce reddita. H. VIII*, 1, 1. könnte auch wohl als Dativ Sing. und nicht als Gen. Pl. (für den zwar die Form des Wortes, aber nicht der Sinn des Satzes spricht) angenommen werden, da sich auch anderwärts *o* als Dativzeichen im Singular der

Digitized by Google

männlichen Substantive zeigt. Auffallend giebt eine Reichenauer Glosse *nudius tertius* durch *des drittin tako*, wo der Gen. Pl. auch unpassend scheint; man vergleiche auch *pacis*, *frido* in *H. VIII*, 8, 1, welches auch in Kero und Isidor vorkommt. — *Folgeten H. VIII*, 2, 4. ist wahrscheinlich wie *archauftes H. XXVI*. 1, 3. Druckfehler, da Grimm, wenn es im Codex stände, wohl *folgetin* oder *folgen* und *archauftos* dafür gesetzt hätte. — *Kanadigeru H. XI*, 1, 2. ist wohl zu lassen und nicht für *kadiganeru* anzunehmen, da auch sonst *pius* durch *kanadic* übersetzt wird. — Ob in *H. XVIII*, 4, 1. *uuaragi* oder *uuuaragi* (*crapula*) zu lesen sei, bleibt uns, da wir den Stamm nicht kennen, ebenso zweifelhaft, wie dem Herausgeber nach seiner Anmerkung zu *XIX*, 1, 3. die Entscheidung zwischen *uuatarat* und *uuuatarat*; das Altniederdeutsche *wuorig* und Angelsächsische *vêrig* scheint freilich für *uuuaragi* zu stimmen, auch steht *Diutisca II.* 346. *uuuarige*, *ingluvies*. Dagegen liefert *Diutisca II.* 344. *uuorigu*, *crapula*, in zwei *codicibus* aus Tegernsee kommt *uuorager*, *crapulatus*, vor (nimmt Hr. Grimm durch die Worte *minime vuorac*, wobei er seine Grammatik *II.* 290. citirt, in welcher dieses *vuorac* aus einem der Tegernseeer Codd. aufgeführt ist, überhaupt die Annahme eines *vuorac*, d. h. *fuorac* zurück?); in *uuarahc*, *sanies*, *Diutisca II.* 338, *uuarah*, *saniem* in einem Reichenauer Codex, *uuarahga*, *tabe*, *putridine* und *uuaragiu*, *marcida* (*coena*) in Glossen zum *Prudentius* scheint dasselbe Wort statt zu finden. *Warc* in *palouues uuarc*, *tyrannus*. *H. XXI*, 6, 3. *ubiles uuarc*, *tyrannus gl. Jun.*, *hellevvark*, *diabolus*, *Diutisca II.* 291. damit zusammen zu halten, verbietet wohl das Nordische *vargr*, *lupus* und das mit ihm zusammenhängende *vargus* in *l. sal.* und *rip.* Man vergleiche aber auch das Altpreufsische *wargs*, böse. — Das Adjektiv *cremizi H. XIX*, 5, 1. ist wohl nicht als ungewöhnlich anzusehen, da es nicht allein in 6 verschiedenen Glossensammlungen vorkommt, sondern auch zur Bildung des Substantivs *cremizi*, des Verbs *cremizon* und der Adjektive *cremizic* und *cremizlih* gedient hat. — *Stobaroen*, womit *stupent* in *H. XX*, 4, 1. übersetzt ist, haben wir auch sonst nirgends gefunden, wohl aber findet sich zu *karasetemu*, *reo. H. XX*, 4, 3. ein *biraset*, *damnatus* in den Zweifalter Glossen.

Um eine Probe von der unverstümmelten und flexionsreichen Sprache, durch die das hohe Alter des hier besprochenen Denkmals beurkundet wird, zu geben, setzen wir hier die Interlinearversion der zwei ersten Strophen des Hymnus *te deum laudamus* her, und um dadurch nicht allein unsre heutige, sondern auch die Deutsche Sprache des Zeitraums, der die Grenze zwischen dem Alt- und Mittelhochdeutschen macht, mit jener vollkommeneren vergleichen zu lassen, schreiben wir die in einem Windberger zu München befindlichen Codex enthaltene, dem Ende des 12ten Jahrhunderts angehörige, Interlinearversion desselben Hymnus darüber:

Dih got wir loben
thih cot lopemes
Te deum laudamus
Dih herren wir uerieken
thih truhtnan gehemes
te dominum confitemur
dih ewigen uater
thih euuigan fater
te aeternum patrem
elliu diu erde erwirdit
eokiuuelih erda uuirdit.
omnis terra veneratur.
Dir alle engile dir die himile
thir alle engila thir himila
tibi omnes angeli tibi coeli
unde alle gualte
inti allo kiuualtido
et universae potestates
dir die guizzeneuolle unde die minnefiurige
thir inti
tibi cherubim et seraphim
mit untuallicher stimme furruoffent
unbilibanlicheru stimme forkarent
incessabili voce proclamant.

Eine sehr dankenswerthe Zugabe zu diesem an alten Ausdrücken und Sprachformen reichen Sprachdenkmale hat Grimm noch in der Einleitung durch eine berichtigte Ausgabe des Althochdeutschen Fragments beigefügt, das in Eckharts *veter. monument. quatern.* fehlerhaft abgedruckt steht. Dieses Fragment besteht in einer ohnfehlbar noch im 8ten Jahrhundert abgefafsten Uebersetzung der 11 letzten Verse des 12ten und des 1sten Verses des 13ten Kapitels des Evang. Math. und weiset noch vollere und unentstelltere Formen auf als die Uebersetzung der Hymnen, obgleich es hie und da eine Annäherung an den niederdeutschen Dialekt verräth, wie z. B. in *genc* (statt *gianc*), *sintun* (statt *sint*).

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 19.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1831.

Ad auspicia professionis philosophiae ordinariae in academia georgia augusta rite capienda invitat Jacobus Grimm.

(Schlufs.)

Unter allen übrigen Althochdeutschen Denkmälern hat nur die durch die Weichheit ihres Dialekts sich auszeichnende Uebersetzung des Isidorischen Traktats *de nativit. christi* dieses *sintun* und zwar ganz in der Altniederdeutschen Form *sindun;* der Gothe kennt auch nur *sind.* Der Verlust des ganzen Werkes, zu dem dieses Bruchstück gehört, ist um so mehr zu bedauern, da die Uebersetzung sich freier von den Fesseln des Lateinischen Textes erhalten hat (wie z. B. in der Auflösung der *ablat. consequent.*) als die wenigstens ein halbes Jahrhundert jüngere Uebersetzung der Tatianischen Evangelienharmonie. Bei der so eben vorgenommenen Vergleichung dieser beiden Uebersetzungen ist Recensent wieder auf das auffallende *zuomigaz* gestofsen, wodurch in der Tatianischen Evangelienharmonie 57, 7 das in Math. 12, 44 vorkommende *vacantem* (*sc. domum*) verdeutscht ist, und er benutzt hier die Gelegenheit, gegen die Aufnahme dieses Wortes aufzutreten. Die Form desselben hat allerdings nichts Widerstreitendes und daher hat man sich durch die Autorität der Handschrift, in welcher wirklich *zuomigaz* und nicht, wie die Palthensche Ausgabe des Tatian hat, das ganz unverständliche *zuonugaz*, steht, verleiten lassen, es als deutsches Wort anzuerkennen. Da es aber seiner Wurzel nach nur die Bedeutung von *decens* und nicht die ihm von der Handschrift beigelegte von *vacans* haben kann, so mufs es als ein Schreibfehler angesehen werden, der dem Schreiber des Codex, indem er ein andres, ähnlichklingendes Wort hat schreiben wollen, entschlüpft ist. Unbedenklich ist dieses andre Wort das in der Bedeutung von *otiosus* häufig vorkommende *muozigaz* gewesen, das (auch Luther übersetzt: müfsig) dem Lateinischen *vacantem* (= σχολάζοντα des Griechischen Textes) ebenso und vielleicht noch besser entspricht, als das im Bruchstück stehende *ital.* Man vergleiche auch Kero's *vacat, muazzot, vacent, muazzoen* und die in mehreren Glossen sich vorfindende Uebersetzung von *vacans* durch *muozonti.* Daher ist fernerhin kein *zuomic, vacuus* anzunehmen und überhaupt, da sich *zuomic* sonst nirgends zeigt, dieses Wort vorläufig aus der Liste der deutschen Wörter zu streichen.

Ehe wir von der Anzeige des vorliegenden Werkes scheiden, müssen wir noch der Lobrede auf Franz Junius, (sein Französischer Familienname ist Du Jon) erwähnen, mit welcher der Verfasser dasselbe eingeleitet hat. Nicht nur, weil wir der Sorgfalt dieses Mannes die Erhaltung des hier angezeigten Sprachdenkmals zu verdanken haben, sondern auch, weil ihm vor Allen das Verdienst zukommt, durch ein gründliches, scharfsinniges und unermüdliches (noch als 80jähriger Greis reiste er, um einige Angelsächsische Codices durchzuarbeiten, nach England hinüber) Studium des Germanischen Sprachstamms die Kenntnifs desselben begründet, erleichtert, verbreitet zu haben, geziemte es sich, hier seiner mit wohlbegründetem Lobe zu gedenken. Dafs Hr. Grimm dieses gethan hat, dafür wissen wir ihm herzlichen Dank. Möge das Beispiel des von ihm gefeierten Mannes Jünglinge und Männer der Gegenwart zu gleicher Liebe für das historische Studium unsrer Muttersprache entflammen! Der immer mehr sich öffnende Schatz der Quellen, der bereite Gebrauch erleichternder und sicher führender Hülfsmittel bieten jetzt neue Aufmunterungen dazu dar, ja der Standpunkt, auf dem sich gegenwärtig die Sprachforschung durch Grimms und Bopps sprachvergleichende Untersuchungen befindet, die unwiderlegbar nachgewiesene Stammverwandschaft der Griechischen und Lateinischen mit der Indischen und Germanischen Sprache, die über Grammatik und Wörterkunde sich verbreitenden Aufschlüsse, die die

Digitized by Google

beiden ersten von den beiden andern und diese wieder von jenen empfangen, fordern die Philologen dringend auf, das Studium der Altdeutschen wie der Indischen Sprache mitten in den Kreis ihrer Arbeiten hineinzuziehen, theils um nicht ferner alte Irrthümer zu nähren und zu verbreiten, theils um mit sicherm Fufse auf der Bahn philologischer Forschungen fortschreiten zu können.

Schliefslich stimmen wir nicht nur in den Wunsch des Hrn. Grimm ein, dafs die noch immer nicht durch den Druck bekannt gemachten Handschriften, die Junius hinterlassen und der Bibliothek zu Oxford einverleibt hat, namentlich die darunter befindlichen Homilien und Sermonen, sammt des gelehrten Junius eignen Vorarbeiten, endlich dem Publikum übergeben werden, sondern fügen auch den Wunsch hinzu, dafs sie einen Bearbeiter finden mögen, der dem Herausgeber der Hymnen, wenn auch an Sprachgelehrsamkeit, so doch nicht an Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit nachsteht.

Graff.

XIII.

Travels in the North of Germany, in the years 1825 *and* 1826. *By Henry E. Dwight, A. M. New-York, G. et C. et H. Carvill.* 1829. 453. *S. in gr.* 8.

Schon von frühen Zeiten her, und in neueren nur immer häufiger, haben wir uns gewöhnt, Europäischen Reisenden in andre Welttheile zu folgen, ihre Berichte mit Antheil aufzunehmen, und ihren erzählten Seltsamkeiten unser Staunen, unsre Vergleichungen, unser Wundern und Lächeln zuzuwenden. Neuer und seltner noch ist dagegen das Verhältnifs, dafs auch wir hinwieder für die Einwohner fremder Welttheile zum Gegenstande des neugierigen und forschenden Besuches werden, dafs wir als das Fremde und Seltsame gelten, worüber man staunt, sich verwundert, und nach Umständen auch lächelt oder spottet. Sind gleich diese zu uns kommenden Forscher meist selber von Europäischem Stamm, ja sogar von erweislich aus Europa beibehaltener oder überlieferter Geistesbildung und Grundansicht, so ist doch die Kluft, welche durch das Weltmeer und durch die Eigenthümlichkeit der jenseitigen Verhältnisse gesetzt wird, so sehr grofs, dafs jene sich unsre Länder und Völker als so völlig neue und ungewohnte ansehen, wie wir es nur immer in Betreff der ihrigen zu thun vermögen. Diese Wechselseitigkeit, in welche besonders die Nordamerikaner der Vereinigten Staaten mit uns zu treten beginnen, ist unstreitig ein Fortschritt von ihrer Seite, der aber auf die Dauer auch für uns nicht ohne bedeutenden Einflufs bleiben kann.

Das Bild, welches der Verfasser obiger Reisebeschreibung uns von uns selber zu schauen giebt, ist aus den Standpunkten aufgefafst, unter welchen die vorhandenen Gegensätze in schneidender Schärfe bemerklich werden. Uns begegnet dabei der Vortheil, dafs wir den Nordamerikaner in seiner ganzen Eigenheit, und die, wenn auch einseitige und verzerrte, doch in ihm thatsächliche und wirksame Vorstellung sehen, die er von uns und unsern Zuständen sich zu verschaffen im Stande war. Ihm dem Nordamerikaner haben wir dagegen den Nachtheil entschuldigend anzurechnen, in welchem er uns gegenüber schon defshalb sich befinden mufste, weil er Deutsche kennen lernen und Deutsche schildern wollte. Denn grade das Deutsche Leben fügt sich am wenigsten in allgemeine, scharf durchgehende Züge, sondern will immerfort als ein besonderes und einzelnes, bis in die kleinsten Theile jedesmal eigengeartetes gefafst werden; die richtigste Schilderung des an irgend einem bestimmten Ort, in irgend einem bestimmten Kreise, ja zu irgend einer bestimmten Zeit Wahrgenommenen, wird schon dadurch, dafs sich das gewonnene Bild nun auch auf Allgemeines erstrecken, oder auch nur von dem Nächstliegenden mitgelten soll, in höherem Mafse, als dies bei andern Nationen nothwendig anzunehmen wäre, wieder unwahr. Dieser Schwierigkeit hat unser Verfasser nicht entgehen können, wiewohl er bemüht gewesen ist, sie durch Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu vermindern, und sie bei längerem oder wiederholtem Aufenthalte gewifs noch mehr überwunden hätte.

Hr. *Dwight* ist in der That ein Mann von schätzbarem Verstand, redlicher Gesinnung und freier Umsicht, von gelehrten Kenntnissen und billigem Urtheil, voll besten Willens das Gute zu sehen und anzuerkennen, und eifrig in Annahme jeder Belehrung. Er hat schon England und Frankreich gesehen, und beginnt von Strafsburg aus seine Deutsche Reise, die er in vierundzwanzig ausführlichen, späterhin überarbeiteten Briefen seinen Freunden beschreibt. Er fährt den Rhein hinab bis Bonn und Köln, und dann wieder hinauf bis Mainz, um über Frankfurt und Kassel nach Göttingen zu gelangen, setzt nach längerem Aufenthalte seine Reise über den

Digitized by Google

Herz nach Berlin fort, wo er am längsten verweilt, besucht darauf Wittenberg, Halle, Leipzig und Dresden, und beschliefst seine Nachrichten mit einem Brief über Weimar. Als Bürger eines Freistaats ist er von lebhafter Theilnahme für alles Politische beseelt, sucht sich genau von der Regierungsart und den Gesetzen der Länder, die er sieht, zu unterrichten, bemerkt die Sitten, die Lebensverhältnisse und Einrichtungen. Auch die Religion liegt ihm sehr am Herzen, und die Kunst will er keineswegs hintansetzen. Am wichtigsten und bedeutendsten aber sind ihm die Wissenschaften, die Anstalten des Unterrichts, die Universitäten, und die Lehrer und Schüler derselben in allen Beziehungen der Gelehrsamkeit und des Lebens. Findet er in politischen Dingen vieles zu tadeln, theilnehmend zu beseufzen oder auch hart zu verwerfen, und preiset er nicht selten mit Stolz und Freudigkeit das Glück, einem Lande anzugehören, dessen Staatsverfassung ihm die vollkommenste, dessen Zukunft ihm die verheifsungsvollste ist, so läugnet er doch nicht, dafs in allem, was wissenschaftliche Bildung betrifft, Nordamerika sich in der Kindheit befindet, und Deutschland vor allen Ländern der Welt, in Deutschland aber Preufsen den rühmlichsten Vorrang hält. Die Einrichtung der Studien, die Menge und Verschiedenheit der Lehrämter, das Leben und die bürgerliche Stellung der Professoren, und selbst die Eigenheiten der Studenten, ihre Art sich zu tragen, zu sprechen und zu fechten, alles beschreibt er umständlich, mit sichtbarer Vorliebe, mit begeisterter Würdigung alles Guten, Kräftigen und Ausgezeichneten, was in diesem gelehrtstrengen und jugendlichfreien Treiben sich entwickelt. Besonders ist die Universität zu Berlin mit ihren grofsen und mannigfachen Anstalten, ihren berühmten Lehrern und fleifsigen Studenten, so wie überhaupt die Leitung und Ausstattung des gesammten Unterrichtswesens im Preufsischen Staate, der Gegenstand seiner eifrigen Bewunderung. Er wirft einen vergleichenden Blick auf den Zustand dieser Angelegenheiten in den Vereinigten Staaten, und würde diesen unbedingt das Beispiel Preufsens in diesem Betreff zum Vorbild empfehlen, wenn er nicht verzweifelte in seinen heimischen Zuständen auch nur die Wege einer möglichen Nachahmung für jetzt aufzufinden. Wer in den Vereinigten Staaten, sagt er, eine Bibliothek gleich der zu Göttingen aufstellte, würde der gröfste Wohlthäter des Landes seit Washington sein!

Es ist dem Verf. hoch anzurechnen, dafs er alle diese schwierigen und verwickelten Sachen im Ganzen so gut aufgefafst, und in ihren wahren Sinn so tief einzudringen vermocht hat. Für einen Fremden, für einen Nordamerikaner insbesondre, der einen durchaus neuen Stoff in völlig ungewohnten Lebensgestaltungen vor sich hat, ist es ungemein rühmlich, und es setzt grofse Bildung und Freiheit des Geistes in ihm voraus, dafs er so schnell und gründlich mit den Sachen wie mit den Personen sich hat befreunden können. Denn auch von den Personen spricht er mit vieler Angemessenheit, und giebt unter andern von A. W. von Schlegels und Niebuhrs Verdiensten, so wie von Schleiermachers, Gesenius, Tiecks und Goethe's litterarischer Bedeutung, und selbst von den Richtungen unsrer ersten Philosophen, seinen Landsleuten einstweilen eine anziehende Vorstellung. Natürlich findet sich aber im Umfange so vieler zusammengeraffter Einzelheiten auch viel Mifsgriffenes, Verfehltes, Einseitiges, Uebertriebenes und selbst ganz Falsches; es ist leichter, darüber aufzuschreien, als jedesmal so bestimmt an die Stelle des Irrthums das unbestreitbar Richtige zu setzen. Manches ist als Verwechslung wenig übel zu nehmen, z. B. dafs unsre Gelehrten so häufig mit dem Schwarzen Adlerorden bedacht werden. Aber auch wo unsre Beziehungen unangenehm verkannt, uns Fehler oder Lächerlichkeiten angedichtet sind, wollen wir doch, bevor wir unwillig werden, die Frage aufwerfen, ob wir nicht dennoch zum Theil durch unsre Schuld einen solch ungünstigen Schein in den Augen des fremden Beobachters angenommen haben?

Am flüchtigsten und unsichersten sind Hrn. Dwights Angaben über das gemeine Leben, die Sitten und die Geselligkeit, sofern er aus eigner unmittelbarer Tageserfahrung spricht, und hier wenige, nach Zufall ihm gewordene Beispiele zur Grundlage allgemeiner Sätze macht. Wie übel mufs ihn, um nur Eines anzuführen, der Zufall bedient haben, dafs er so viele Deutsche gefunden, die zwar der Englischen Sprache recht kundig waren, aber alle sich zu wenig in die Aussprache zu finden wufsten, als dafs sie je hätten begreifen können, wie *cough*, *enough* und *though* nicht reimten, wohl aber *enough* und *bluff*! Und wenn er vollends versichert: „*I have seen many of them who rarely made a grammatical mistake in talking English, but never met with but one who could say: thirty three thousand things: with all their efforts they can only bring forth dirty dree dousand*

Digitized by Google

dinge," so müfste er wenigstens unsern zahlreichen Berlinerinnen, die sich im Englischen vollkommen ausdrükken, ein solch frevelhaftes Vorgeben gleich mancher andern Andichtung abbitten! So fallen ihm auch unsre Titulaturen auf, die er noch dazu irrig angiebt, indem wohl in Aufschriften das Wort Herr, wie auch bei den Franzosen, zuweilen noch wiederholt wird, nie aber der Standestitel, z. B. Graf oder Baron, und unser Wohl- und Hochwohlgeboren hat seines Gleichen auch im Englischen *Honourable* und *Right Honourable*, so dafs der Tadel in beiden Fällen gerade nicht, was er doch soll, uns allein trifft. In manchen Auffassungen nicht unbedeutender Gegenstände vermissen wir durchaus die genaue Sorgfalt, aus der allein die Richtigkeit entstehen kann. Es giebt die schiefste Vorstellung von der Welt, wenn der Verf. vom Herzoge von Weimar sagt: *His territory was so small in extent and population, that he clearly saw that it would be impossible for him to gain, either by conquest, or by the resources of his little state, much weight in the balance of power of Europe. As all monarchs love distinction, he resolved to obtain it by becoming the patron of litterature in Germany.*" Jederman weifs, dafs diese glückliche Erscheinung nicht aus Absicht und Rechnung, sondern aus natürlicher Entwicklung und Wirksamkeit der herrlichsten Jugend- und Geisteskräfte frei hervorging. Der Leichtsinn des Hinhörens und Weitersagens ist noch stärker zu rügen bei den Aeufserungen des Verfs. über die vor vierzehn Jahren in Frankfurt am Main geschehene Verhaftung des Obersten von Massenbach, welche er als einen Frevel wider das Völkerrecht darstellt und in dieser Hinsicht mit bittern Betrachtungen begleitet; er hätte aber leicht erfahren können, dafs der Vorfall keine gewaltsame Aufhebung durch Preufsische Mannschaft, sondern eine willige Auslieferung von Seiten der defshalb in herkömmlicher Weise angesprochenen Frankfurtischen Obrigkeit gewesen. Auch vor Mifsgriffen wie der, dafs Goethe ein Werk unter dem Titel: „Aus meinem Leben" geschrieben, und dieses dann in einem *andern* Werke, „Dichtung und Wahrheit" genannt, fortgesetzt habe, hätte der sonst in Goethe'schen Sachen nicht unbelesene und des Deutschen hinlänglich kundige Verf. sich mehr hüten können. Einen Blick in seine Denkungsart nach einer Seite hin, wo Beschränktheit auch inmitten der gröfsten politischen Freiheit sich einnisten kann, giebt uns sein mit Seufzen ausgedrückter frommer Wunsch, Goethe möchte den Prolog im Himmel seinem Faust nicht hinzugefügt haben!

Die stärkste Kontrovers und vielfachste Berichtigung würde des Verfs. politische Ansichten und Urtheile treffen, könnten und wollten wir uns hier auf deren Erörterung einlassen. Er ist durch und durch Republikaner, für die Freiheit begeistert, stolz einem Lande anzugehören, wo sie auf Erden am weitesten gediehen ist, und gönnt und wünscht von ganzem Herzen allen Völkern den gröfstmöglichen Genufs eines solchen Gutes. Wir rechten hierüber mit ihm um so weniger, als er billig genug ist, auch in andern Regierungsformen entschiedene Vortheile anzuerkennen, und namentlich die monarchische dem Gedeihen der Wissenschaft und Kunst im Allgemeinen günstiger zu finden. Allein seine republikanische Denkart und Gewöhnung verhindert ihn nur allzu oft, unsre Ordnungen und Verhältnisse, die sich ihm in einer völlig entgegengesetzten Richtung zeigen, nach ihrem wahren Gehalt einzusehen und zu würdigen. Unser ganzes bürgerliches Leben erscheint ihm in den schroffsten, nacktesten Gegensätzen mit dem Nordamerikanischen, und nachdem er uns eben mit Staunen und Begeisterung in des einen Hinsicht als Vorbilder für den Eifer seiner Landsleute lobpreisend aufgestellt, blickt er in der andern mit klagender Theilnahme, mit Achselzucken oder gar mit bittrem Hohn auf uns als Barbaren oder Wilde, denen es noch an den ersten Grundlagen des Lebens fehle. Das Monarchische, Militairische, Kirchliche und Aristokratische der alten Welt vermag der Ankömmling aus der neuen nur in einer abstrakten Uebertreibung aufzufassen, indem alle vermittelnden und ausgleichenden Elemente, welche namentlich unser Deutsches Leben, im Grofsen und Ganzen angesehen, über jene Formen ergiefst, dem fremden Auge in ihrer allverbreiteten, aber auf den einzelnen Punkten nur stillen Wirksamkeit nicht so schnell sichtbar werden. Wir wollen die politische Freiheit in Deutschland, die Freiheit der Presse, der Rede u. s. w. nicht für gröfser ausgeben, als sie wirklich ist; in jedem Fall aber ist sie bedeutender, und insonderheit eine *andre*, als sie von unsrem Reisenden angegeben wird.

Bei allen Mängeln dieses Buches können wir doch nur wünschen, demselben jenseits und diesseits des Weltmeers viele Beachtung gewidmet zu sehen; die Fremden empfangen darin einen unendlichen Stoff, der unter ihren Händen sich folgenreich entwickeln kann, unsre Landsleute werden nicht weniger fruchtbare Nutzanwendungen daraus zu entnehmen wissen. Werden dergleichen Mittheilungen nur erst häufiger zum Vorschein kommen, so wird auch das Bild der Nationen sich nach und nach klarer hervorheben, und geistiger Wechselbezug sich günstig feststellen.

Wir bemerken noch, dafs der Verf., welcher in seiner Bewunderung und Anpreisung des Deutschen wissenschaftlichen Lebens, und besonders der Lehranstalten Preufsens fast unerschöpflich ist, seinem Buche das ausführliche Verzeichnifs der Vorlesungen, welche zu Berlin im Winterhalbjahr 1825—1826 gehalten worden, so wie auch die Abbildung eines wohlbestellten Studentenzweikampfes hinzugefügt hat, beides gewifs das Fremdartigste und Wunderbarste, was aus Norddeutschland sich am Ohio vorzeigen läfst! —

K. A. Varnhagen von Ense.

Digitized by Google

Nro. 20.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1831.

XIV.

Der Roman von Fierabras, provenzalisch. Herausgegeben von Immanuel Bekker. Berlin bei G. Reimer. 1829.

„Das Gedicht, das hier zum erstenmal gedruckt erscheint, ist dem Herausgeber freundschaftlich mitgetheilt von Hrn. Professor Lachmann, der es vor einigen Jahren in der fürstl. Bibliothek zu Wallerstein gefunden .... Die Handschrift, 71 Pergamentblätter in Quart, die Seite zu 36 Zeilen, mit farbigen Anfangsbuchstaben für die durch den Reimwechsel bestimmten Absätze, früher im Besitz *majoris monasterii congregationis S. Mauri* zu Paris, ist während der Revolution durch mancherlei Hände gegangen, bis sie endlich in ihrem Werth erkannt und der Litteratur gerettet worden durch den Fürsten Ludwig von Oettingen Wallerstein".

Diefs ist Hrn. Bekkers kurzer aber genügender Bericht über Beschaffenheit und Schicksale der Handschrift, Wenn er Hrn. Lachmanns Fund mit Recht einen willkommenen nennt, so nennen wir, und wohl mit demselben Rechte, die öffentliche Mittheilung dieses Schatzes eine nicht minder willkommene. Wir erhalten hiermit die erste vollständige Ausgabe eines der zahlreichen durch ihren Einflufs auf ganz Europa ausgezeichneten altromanischen Heldengedichte, und zwar eine Ausgabe, worin wenigstens ebensoviel geleistet ist, als in den besten von dem Auslande uns zugekommenen Abdrücken verwandter Dichterwerke. Sie ist des Kritikers würdig, der mit einem auf dem Felde klassischer Philologie längst geübten Scharfblick ein verwandtes Gebiet betritt, wo noch so vieles zu leisten ist. Mögen daher die (S. 151.) versprochenen ausführlichen grammatischen Erörterungen uns nicht allzulange vorenthalten werden!

Der Name Fierabras ist allbekannt, die Fabel durch das Buch der Liebe allgemein zugänglich, so dafs eine Darlegung derselben hier vom Ueberflufs sein würde. Auch in diesem Gedichte, wie meist in den Romanen von Karl dem Grofsen, gilt es den Kampf zweier Welten, doch findet sich die Einheit der Fabel in der Wiedererwerbung verschiedener durch die Sarazenen geraubter Reliquien, wie auch der etwas unbeholfene Eingang ankündigt; die kirchliche Tendenz ist nicht zu verkennen. Eine Fülle von poetischem Gehalt liegt einzeln in dem Werke zerstreut und entschädigt für manches Unverhältnifsmäfsige der Erzählung. Die epische Wiederkehr zahlreicher Verse und Formeln so wie die von dem Sänger häufig ausgesprochene Vorahndung grofser Dinge erinnern erfreulich an Homerische und Altdeutsche Dichtung. Auch müssen wir der wohlgewählten Epithete erwähnen und selbst die Bemerkung, dafs sie als Gemeingut in allen altromanischen Heldengedichten verwendet erscheinen, wofür die Vergleichung der von dem Herausgeber vorangestellten altfranzösischen Bruchstücke überzeugend spricht, kann die Bedeutung dieses poetischen Beiwerkes nur erhöhen, welches hierdurch auf eine gemeinsame volksmäfsige Grundlage des Heldengesanges zurückzuweisen scheint. Hieher gehören stets wiederholte Ausdrücke wie: *Karl mit dem blühenden Barte* (die Weifse desselben anzudeuten), *Alda* (Rolands Braut) *mit dem klaren Antlitz, Gott, der Himmel schuf und Thau, der gewölbte Schild, das Schwert mit goldnem Knauf, der steinbesetzte Helm, der goldgezierte Harnisch, das bemähnte Rofs;* die Helden werden *abgehärtet* genannt, im Zorn *wandelt ihr ganzes Blut sich um, ihr Antlitz wird schwarz wie eine Kohle* u. dgl. Um wenigstens den Ton des Gedichtes fühlbar zu machen, theilen wir hier die erste angemessene Stelle in gebundener dem Original möglichst angepafster Uebersetzung mit, worin nur der eine längere Reihe von Versen verkettende Reim mit dem auf zwei Verse beschränkten vertauscht werden mufste. Fierabras, der Heide aus Alexandrien rüstet sich gegen den heranrückenden Karl (V. 122.):

Digitized by Google

Der Heid' aus Alexandrien vernahm den Kriegsbericht,
Und traun, ihr könnt mir glauben, die Mähre freut ihn nicht.
Ruft seine Sarazenen, von wildem Grimm verzehrt:
„Seid fertig, sprach der König, begebt euch schnell zu Pferd!
Ich will mich im Gehölz, im dichten Busch verstecken,
Kann ich in Thal und Wald den König Karl entdecken,
So soll mein schneidend Schwert ihm durch den Nacken schwirrn,
Dem Roland seinem Neffen zerschmettern das Gehirn,
Ihn und dem Olivier, dem Führer seiner Schaar,
Die Köpfe will ich senden der schönen Floripar".
Nun waffnet man den König dort auf dem Wiesengrund.
Von seiner Waffenrüstung thu' ich nur das euch kund:
Er foderte Florensa, ein Schwert, das furchtbar schnitt.
Mor'das bracht' es ihm wankend, da solche Angst er litt,
Dafs eine Schüssel Blutes ihm aus der Nase schofs;
Drauf führten sie herbei sein castilianisch Rofs.
Gewaffnet ward der König auf baumbedeckten Matten
Auf Morimonda's Berg in hoher Felsen Schatten,
Ganz nah an einer Quelle, da wo ein Oehlbaum stand;
Zehn Admiräle legten ihm an sein Schlachtgewand.
Die Rüstung, die er trug, wär' nicht genug zu preisen,
Sie waffneten ihn doppelt in Stahl und auch in Eisen.
Er fürchtete vor niemand für einen Deut Gefahr.
Es reichten ihm drei Schwerter die Christenfeinde dar;
Baptisma und Gramanh, Florensa d'Anticlier,
Florensa hing dem König zur linken Seite schwer.
Sie hielten an dem Zügel ihm sein gescheckstes Pferd,
Von Elfenbein der Sattel schien wohl von hohem Werth.
Rasch springt er in den Sattel, berührt den Bügel nicht.
Herab an seinem Nacken hing seines Schilds Gewicht,
Gehüllt in — (jana?), von Stahl bis an den Rand,
Belegt mit goldner Platte, nur Gold war hier verwandt:
Ihn zierten funfzehn Buckeln, geformt von Golde rein,
Auf jeder dieser Buckeln war ein Karfunkelstein,
Die sah man heller leuchten, als Kohlen in der Gluth:
Wohl schien er so zu Rosse ein Herr voll Macht und Muth!
Er packte dann zwei Büchsen — wer schätzt sie hoch genug? —
Am Bogen fest des Sattels, den seine Schecke trug,
Gefüllt mit einem Balsam, der Gott gedient einmal;
Hiermit gesalbte Wunde macht fürder keine Qual.
Er hatte sie zu Rom, im Münster dort geraubt.
Der Balsam hängt zur Rechten, da er ihn nöthig glaubt,
Zur Linken hängt Gramanh grad' an dem Sattelbug.
Gewalt'ger war kein Ritter, den je die Erde trug.
Wenn er an Christ nur glaubte, sein Leib getauft nur wär',
Er mäfse sich mit Roland, so auch mit Olivier.
Zu Pferde sind die Heiden, wohl hundert tausend Mann,
Doch Fierabras, der König, ritt allen kühn voran.
Er liefs den Zügel schiefsen dem schön gescheckten Pferd,
Nie hat ein Rofs dem Reiter so hülfreich sich bewährt.

Die hier erwähnte Floripar ist die aus Calderons Brücke von Mantible bekannte Prinzessin Floripes, Fierabras Schwester, nicht, wie bei dem Spanischen Dichter zugleich seine Geliebte; Moredas ist der Name eines Sarazenischen Königs.

Der Ursprung des Romanes verbirgt sich in ein geheimnifsvolles Dunkel. Das Gedicht, sagt sein Verf., betrifft eine wahre Geschichte; ein Mönch, Richier, der erst Ritter war, dann Geistlicher, fand sie zu Paris unter dem Hauptaltar der S. Dionysiuskirche und zog auf den Rath Karls (im Original steht nur der Anfangsbuchstabe des Namens, an der Ergänzung ist aber kaum zu zweifeln) das Gedicht heraus. Bekanntlich wurden in der Benediktinerabtei S. Denis Annalen des Französischen Reiches geführt, die allmählich Bedeutung und Ansehn einer amtlichen Reichschronik gewannen, so dafs es bei Geschichtschreibern und epischen Dichtern besonders des 13. und 14. Jahrhunderts zur Sitte ward, sich auf sie als eine untrügliche Quelle zu berufen. So unter andern die zum Kreise Karls gehörigen Romane Aimeri von Narbonne, *Enfances d'Ogier*, Pepin und Berthe, Gerard von Vienne, Doolin von Mainz, Karl der Kahle, Aubri (vom letztern zwar bezweifelt es Hr. Bekker; man sehe aber *Catal. de la bibl. du duc de la Vallière I. II.* 214.). Mit obiger Erzählung ist uns nun zwar der Name des Verfs. nicht gegeben, allein der Französische Ursprung des Werkes wird uns dadurch ziemlich nahe gelegt; nehmen wir noch seine örtliche Beziehung auf die Abtei S. Denis, deren vornehmste Reliquien es zu feiern bestimmt scheint, so wie die überall durchblickende Verherrlichung des Französischen Namens, so können wir an seinem Französischen Ursprunge nicht mehr zweifeln und es hätte mit dem prosaischen Fierabras in Französischer Sprache, den wir noch besitzen, eine und dieselbe Quelle. Betrachten wir nun auch die sprachliche Seite des Werkes genauer, so kündigt es sich uns auf eine überzeugende Weise als Interlinear-Uebersetzung eines Französischen Originals in provenzalische Mundart an, die ihre Quelle keinen Augenblick verläugnet. Eine so gedankenlose Umwandlung eines Dialektes in einen andern, eine blofse Formveränderung kann in dichterischen Werken, versteht sich, nicht vor sich gehen, ohne dafs fremde Bildungen und Phrasen sich mit einmischen, wozu Sylbenmafs und Reim Anlafs genug geben. Besonders haben sich in unserm Gedichte die Reimwörter einer fremdartigen Formation unterwerfen müssen *), daher finden sich Infinitiv-Flexionen in *er* statt *ar*, wovon die Sprache sonst kaum ein Beispiel kennt (*Rayn II.* 141.), Gerundien der zweiten Conjug. auf *an* und zahlreiche andre Französische Bildungen, wie *valeya* (*vallée*), *espeya* (*espée*). Aber auch aufser dem Reime fehlt es nicht an Gallicismen. Wiewohl nämlich allerdings der Unterschied der Französischen und Provenzalischen Mundart ursprünglich nur auf einer Formverschiedenheit beruht, so wiederholt sich auch hier eine der Sprachgeschichte wohlbekannte Erscheinung: einzelne Wörter verändern ihre Bedeutung, andre verschwinden und neugeschaffene treten an ihre Stelle; es tritt also auch ein materieller Unterschied ein. Dafs beide Mundarten schon um das 12. Jahrhundert in divergirender Richtung ziemlich weit fortgeschritten waren, wür-

*) Die lyrischen Dichter enthalten nur wenige Spuren dieser Licenz; unter den von Raynouard angeführten Fällen (I. 443.) ist aufser *floria* auch *aguessa* zu streichen, welches als mundartlich in dem prosaischen Albigeneser-Krieg öfters vorkommt.

Digitized by Google

de sich aus zahlreichen Beispielen darthun lassen. So bedeutet *guerrier* auf rein Provenzalisch *Feind*, auf Französisch *Krieger*, *errar* in ersterer Sprache *irren*, in letzterer *reisen*, auch Partikeln wie *ades*, *alquet* u. a. zeigen eine Bedeutungsverschiedenheit, und mehrere derselben gehören nur der einen oder andern Mundart an: so ist *ges*, *mest*, *tro* nur Provenzalisch, *buer*, *mar*, *illuec*, *avec*, *chez* und jener Unterschied zwischen *par* und *por* nur Französisch. Es kann also auch im Provenzalischen von Gallicismen die Rede sein, und der alte Grammatiker Raimon Vidal wufste diefs recht wohl. Unser Fierabras aber bietet der Gallicismen so manche dar, dafs er für Grammatik und Wörterbuch nur mit Vorsicht benutzt werden dürfte. Als einen der stärksten müssen wir z. B. das apokopirte *nos* und *vos* für *nostre*, *vostre* hervorheben, auch *sire* (*sira*) für *senher* gehört hieher; *estre* (*être*) für *esser* ist seiner Bildung nach gleichfalls Französisch, wiewohl Provenzalischen Handschriften nicht ganz fremd; *entre* in der Bedeutung *zusammen* wird sich wohl ebenso verhalten; *ù cértus* beschränkt sich bei den Provenzalen wenigstens auf die Prosa. Aber auch diese und andre Eigenheiten abgerechnet läfst sich in der Sprache des Fierabras nicht die der bessern Handschriften lyrischer Dichter erkennen; wir glauben einen bestimmten gleichwohl nicht ungemischten Dialekt vor uns zu haben, denselben, der uns bis auf kleine Verschiedenheiten auch in dem Albigenser-Krieg des Guillem von Tudela entgegentritt und der, um ihn mit Beispielen zu bezeichnen, *caval*, *lor*, *laychar*, *autre*, *faita*, nicht *chaval*, *lur*, *laissar*, *altre*, *facha* setzt. Wenn der Herausgeber mit Beziehung auf den in unserm Roman vorliegenden übrigens mäfsigen Formenwechsel behauptet, dafs die Provenzalische Sprache „überall nicht scheint fertig geworden, nicht zur Besinnung über sich selbst gekommen zu sein", so bedarf dieser Ausspruch doch wohl einer ziemlichen Einschränkung. Die einzelnen Dialekte jener weit verbreiteten Sprache waren, so weit wir sie zu verfolgen und abzumarken im Stande sind, in sich abgeschlossen und möglichst vollendet; (wir beziehen uns hier auf eine von uns vorgenommene auf Urkunden gestützte Prüfung verschiedener Dialekte) und es fragt sich nur, welches Verhältnifs der höhere Styl zu den Volksmundarten einnahm, eine Frage, die für die Literaturgeschichte einigermafsen lehrreich sein mufs. Hier fürchten wir nun nicht zu irren, wenn wir behaupten, dafs nur die Poesie und zwar vorzüglich die lyrische, in deren Charakter das Streben nach Eleganz und Künstlichkeit lag, sich einer konventionellen Sprache bediente, wozu die wichtigsten Dialekte benutzt wurden, dafs sich die Prosa dagegen mit den einzelnen Mundarten begnügte, indem sie sich von dem Urkundenstyl, aus dem sie hervorgegangen, kaum zu entfernen wagte. Liegt ja doch die Foderung eines bestimmten Sprachstyls schon in den Wechselgesängen der Dichter, die nächste Veranlassung desselben in ihrem Wanderleben! Betrachten wir daher die prosaischen Werke mit Aufmerksamkeit, so finden wir überall bestimmte Dialekte ausgesprochen, die nur einen auf leichte Schattirungen der *Aussprache* gegründeten Formenwechsel zulassen, als *c* neben *t* (*gardec* und *gardet*) *o* neben *u* (*lor*, *lur*), kaum *ch* neben *c* (*charitat*, *caritat*) oder *ch* neben *t* (*drechura*, *drecura*). Dagegen braucht ein und derselbe Dichter, z. B. Bernart von Ventadour im Reim, wo also an keine Verfälschung durch Abschreiber zu denken, gleicherweise die zum Theil *grammatisch verschiedenen* Formen *far* und *faire*, *fatz* und *fau* (*facit*), *fatz* und *fau* (*facio*), *val* und *vau*, *sui* und *son*, *tener* und *tenir*, *conquès* und *conquis*; niedrige Ausdrücke, wie der Artikel *le*, *con* (mit) *de tu* möchten bei den Lyrikern kaum vorkommen, und selbst das Füllwort *pas*, womit die Prosa so freigebig ist, wird sichtlich vermieden. Hiernach können wir einen prosaischen und poetischen Styl unterscheiden, von welchen jeder in seiner Weise, der eine in örtlicher Beschränkung, der andre in dem Streben nach Allgemeinheit einer bestimmten Regel folgte. —

In Hrn. Bekkers orthographischem System glauben wir noch einiges Schwanken zu bemerken. Wir finden gewöhnlich *aujatz*, *greujatz* geschrieben, aber auch *auiatz*, *greuiatz* und *j* gesetzt, auch wo es kein gequetschtes *i*, wie in *jorn*, *ajudar*; *ja* (letzteres aus *de-jam*) vorausgesetzt, nämlich in *major*, *majestat* u. a. Allerdings gehört dies zu den verwickelteren Fragen der Grammatik und würde sich erst nach genauer Erkenntnifs der Dialekte entscheiden lassen. Nicht minder wichtig ist die Abtrennung der Affixe. Durch das Anfügen gewisser Sylben oder Buchstaben werden neue Bildungen unter der Herrschaft eines und desselben Accentes geschaffen; das Abreifsen derselben beeinträchtigt nothwendig die Aussprache: man vergleiche *graziduus* (besser vielleicht *grazidavs*, d. h. *vos* in *vs* wie *nos* in *ns* syncopirt) mit *grazida us*. Zuweilen ist die Trennung kaum möglich, da beide Wörter durch einen euphonischen Vocal zusammengehalten werden. So schreiben einige Handschriften (z. B. 7614) *nois*, *eil*, *sieus* etc. d. i. *no(i)s*, *e(i)l*, *si(e)us* mit eingeschaltetem *i* und *e*, eine Epenthesis, die auf einen feinen Unterschied der Aussprache hindeutet. Wie ist aber in diesen Fällen zu trennen? Auch in der Handschrift des Fierabras findet sich *queys*, *beys* und vermuthlich auch *sieus*, und der Herausgeber schreibt gegen die Meinung der Handschrift *que s*, *be s*, *si eus*. Uebrigens mufs zugestanden werden, dafs durch die Trennung die Deutlichkeit gewinnt, und diese mufs, der ohnehin unentschiedenen Aussprache gegenüber, in unserm orthographischen System als leitendes Princip betrachtet werden; nur über die Methode der Trennung und ob sie überall zulässig, können sich die Meinungen theilen. Dafs Hr. Bekker den Gebrauch des Apostrophs vor dem Artikel „vom Uebel" nennt, können wir ebensowenig billigen, wie das in die Luft gestellte *n* oder *lh* in Formeln wie *no n es*, *ja lh a*, wogegen er doch *de l'auer*, *que l'avia* mit Apostroph schreibt: das *l* aber ist hier ganz in demselben Falle, d. h. man kann sich Aphäresis oder Apocope dabei denken.

Hr. Bekker hat seine Ausgabe mit Anmerkungen verschiedenen Inhaltes begleitet, die ein längeres, sorgfältiges Studium der romantischen Poesie so wie der bei-

Digitized by Google

den Schwestersprachen Frankreichs bezeugen. Nur einige Emendationen und grammatische Bemerkungen erlauben wir uns hervorzuheben.

Vers 1. *le* als Artikel dürfen wir allerdings nicht ignoriren, wiewohl es eine platte Form ist; wir finden es aufser den von dem Herausg. bemerkten Fällen auch im *Parn.* dreimal und in den Handschriften 2701 und 7227 häufig. Raynouard, der sich auf die Dichtersprache beschränkte, hat es nicht aufgenommen, und aus demselben Grunde fehlt ihm auch die bei den Prosaikern unzähligemal vorkommende, für den Nom. Sing. beider Geschlechter gültige Form *li*. — V. 15. Die Emendation *del fer* aus *defrir* giebt einen etwas gesuchten Sinn; das in dieser Verbindung mehrmals gebrauchte Verbum *ferir* möchte passender sein. — V. 278 läfst sich einfacher mit weggeworfenem *la* berichtigen: Collectiva werden überall, auch in unserm Gedicht (V. 63) mit dem Plural construirt. — Sehr willkommen ist die Anmerkung zu V. 364. über die sonderbare Formel *petita d'ora*, worin *de* gänzlich erstarrt ist. Zu den umsichtig gesammelten Beispielen gehört auch *ab tantas d'armaduras* in einer Urkunde (*Hist. de Langued. III. col.* 307.). — Die V. 385 vorgeschlagene Schreibung *l'aus* statt *la us* wird sich nicht bestreiten lassen; die Form *aus* (ein), die sich zu *us* verhält, wie *cadaus* zu *cadus*, findet sich auch *Gl. Occ.* 34. *b.* 166. *a.* 283. *b. Rayn V.* 160. Zeile 15. — V. 594. Der Dichter scheint sich in der That die Freiheit zu erlauben, *a* als Hülfsverbum vor oder nach einem Vokal zu unterdrücken, wie er es mit der Präposition *a* thut (V. 4834); ersteres erlaubt sich auch die Gräfin von Dia in dem Vers: *qui (a) ab-els acordamen (P. Oc.* 58) — 1787. *foc* (war) scheint hier den Vorzug zu verdienen vor *fot*: *fouc* und sogar den Plural *fouguen* hat der Albigenser-Krieg häufig (*Hist. de Lang. III.*) — 2702. Die Lesart *no us*, die in *n'us* corrigirt wurde, läfst sich durch die hinten angehängte Stelle aus dem franz. Fierabras, der auch die Negation hat, rechtfertigen. Auch in einigen andern Stellen würden sich die Lesarten der Handschrift gegen des Herausgebers im Allgemeinen gewifs sehr besonnene und scharfsinnige Emendationen vertheidigen lassen, so V. 308 *a jutgier* nach der eben zu V. 594 gemachten Bemerkung, 2715 *en aychi*, 3042 *deviro* u. a. m. — 2747. *mar betada*, ein mehrmals im Altfranz. vorkommender Ausdruck (z. B. Renart *III* 309. *mer betée*, wo Méon erklärt *rivage de la mer*) bedeutet vermuthlich das rothe Meer; *betatz* (geröthet) stammt wohl vom Lat. *beta*. — 3857. Die Vermuthung *s levet* statt *levet* thut nicht noth, da *levar* in reciproker Bedeutung, wiewohl es dem provenz. Sprachgebrauch nicht ganz gemäfs ist, doch auch V. 611, im Altfranz. aber sehr häufig vorkommt. — 4220. Mit Recht erkennt Hr. Bekker in *payanor*, *Francor* die Lat. Genitive *paganorum*, *Francorum*; diese merkwürdige Form liefert eine wesentliche Bereicherung der Altfranz. Grammatik. — V. 4975. *colpa enclinada* entspricht sicher dem Ausdruck *coulpe baire* (Rou 4077. 5912. *Nouv. Rec. d. fabl. II.* 338.) und dem mönchslateinischen *culpam facere*.

Es sei vergönnt, noch einige in den Anmerkungen unberührte Stellen zu prüfen. V. 9. *don li mec son leulier* verstehen wir nicht und lesen: *don li mot son leujier*; so im *Karles le Cauve: ou moult de biaux mos a.* — 34. Warum nicht getrennt *e pestres?* — 275. *la paya chai a terra: costal pas a bauzat* giebt keinen Sinn, da der zweite Satz kein Verbum hat; man streiche daher das Colon und übersetze: „fällt Köpflings (*bauzar* ital. *balzar*, vgl. V. 4665.) zu Boden". — 358. *et Olivier cavalga, l'auferan endemis*. Man tilge das Komma, denn *endemis* ist nicht Perfekt, sondern Particip mit Adverbialbedeutung (rasch, spornstreichs vgl. V. 1784.) und *cavalgar* kann, wie unser *reiten*, mit dem Accusativ gebraucht werden. S. *Lays de Marie* 242. *Gerard* 868. *Rou* V. 9580. — V. 453. statt *bona ventura* ist abzutheilen *bon' aventura; la vesprada* dagegen läfst sich vertheidigen. — V. 885. Statt *e so nebot* lese man *é* (*ia*). — 1222. *areire s'es tornis*; sicherer, bis das Verbum *tornir* nachgewiesen ist: *areir es estornis*. — 1339. *destapa* für *destopa* (Altfr. *destouper*) scheint verdächtig. — 1449. *el sanc*, besser *e'l*, so öfter, als 2842. *e l'us* statt *el us*, 3858. *e'l duc*. — 1783. *s'es paorzis*; warum nicht *s'espaorzis?* Altfr. *espoerir*, Ital. *spaurire*. — 2070, *que bel sap avizar*; richtiger: *que be'l etc.* — 2520. Statt *can* zu lesen *tan?* — 2737. *n'a vadat*; die abgekürzte Form *valar* läfst sich ohne Beweis nicht annehmen; besser daher *avalat*, wozu man das Auxiliar *a* supplirt. — 2769. *s'en chet las* verstehen wir nicht und schreiben daher *senchet la s.* — 3193. *fasatz a longuier*; diese Construktion möchte sich nicht belegen lassen, mit der Schreibung *alonguier* (Zögerung) ist geholfen. — Auf die Bedeutung einzelner schwieriger Wörter einzugehen, würde uns hier zu weit führen; unter den grammatischen Eigenheiten aber bemerken wir das Wort *man* (Hand) als Masculin gebraucht, die bei den Prosaikern nicht seltne paragogische Form *meravilhoses*, das weibliche *tala* (solche), das nebst *quala* auch im prosaischen Alb. Kr. vorkommt, die Form *quinh* (welcher), die in Raynouard's Grammatik fehlt, wiewohl sie *Choix III.* 409. zu lesen ist, das Zahlwort *melia* (bei andern *milia*, *mila*) u. dgl.

Vorangeschickt sind bedeutende Proben Altfranzösischen Heldengesanges, um auf die innere Verwandtschaft jener Dichtungen aufmerksam zu machen. Und wie hätte diefs überraschender und lebendiger geschehen können, als durch so reichliche Auszüge? Von dem gewifs allseitig ansprechenden Gedichte, Gerard und Viane, nach Uhlands Abschrift, sind allein über 4000 Verse mitgetheilt. Auch in der Recension dieser Texte so wie in den dazu gehörigen Noten bemerken wir den einsichtigen Kenner der gesammten Romanischen Sprachfamilie *), dem jeder Freund der Poesie des Mittelalters für so gehaltreiche Gaben sich verbunden fühlen mufs.

F. Diez.

*) Aufgefallen ist uns die auch in einer Anmerkung wiederholte Schreibung *nulsoudor* und *nussoudor* für die bekannten *milsoudor* und *missoudor*. Das Wort ist dunklen Ursprungs. Im Mittellatein ward es durch *emissarius* ausgedrückt. (s. Carpentier) worin aber seine Etymologie nicht erklärt ist; ebensowenig wird man der von einem Dichter gegebenen Ableitung *qu'ien ai viet caval milsoldor a pretz de trenta sols tornar* beipflichten.

Digitized by Google

Nro. 21.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1831.

XV.

Aristoteles von der Seele und von der Welt. Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet von C. H. Weisse, Prof. an der Universität zu Leipzig. Leipzig 1829. S. 420. 8. Verlag von J. A. Barth.

Die beiden Productionen Griechischer Philosophie über die Seele und über die Welt, welche den Namen des Aristoteles führen, sind ihrem wissenschaftlichen Inhalte und Gehalte nach so unähnlich, in der Form der Behandlung aber so sehr einander entgegengesetzt, dafs in ihnen uns wenig Grund zu einer gemeinschaftlichen Behandlung derselben zu liegen scheint, und wenn unter beiden nur die erstere ein unbestritten ächtes Erzeugnifs des Stagiriten ist und von so hoher Bedeutung, dafs durch seinen Verlust eine unausfüllbare Lücke in Aristotelischer Philosophie entstanden sein würde, so hätten wir vielmehr die gleiche Bearbeitung einiger oder aller der kleinen Schriften erwartet, welche Aristoteles selbst ohne Zweifel als Ergänzungen der Bücher über die Seele betrachtet wissen will, sollten sie auch, wie freilich geschieht, von unserm Uebersetzer für unächt gehalten werden. Der Grund, aus welchem der Verf. die Schriften über die Seele und die Welt neben einander gestellt und mit Anmerkungen begleitet, dürfte mehr in ihm und seinen subjectiven Absichten zu suchen sein als in objectiven Bedingungen des wissenschaftlichen Gehaltes oder der Darstellung der genannten Werke, und irren wir nicht, so war der Zweck, welchen er mit besonderer Vorliebe zu erreichen strebte, kein anderer als der philologischen Kritik ihren doppelten Triumph zu sichern, den der Verdächtigung und Ehrenrettung an philosophischen Denkmälern mit der Firma des Aristoteles; und daran wird man um so weniger zweifeln, da der Verfasser in seinem Vorworte versichert, dafs er diese Absicht besonders bei der Schrift über die Welt gehabt habe, aber auch in seinen Erläuterungen zur Psychologie Gelegenheit sucht, die Kritik über Aechtheit oder Unächtheit geltend zu machen. Wir unserer Seits halten nun diese Kritik nicht nur für das, was sie ist, für die höhere, sondern auch für denjenigen Theil der Philologie, durch welchen diese ihr Gebiet in das der eigentlichen Wissenschaft erweitert und in eine Verwandtschaft tritt, bei der sie selbst unendlich gewinnt, um wiederum dem Anbau höherer Sphären des Geistes förderlich zu werden. Aber deshalb ist auch dasjenige, was zu einem Urtheil über Aechtheit oder Unächtheit philosophischer Werke befähigt, nicht blofs ein gewisser Takt, dieses blinde Ohngefähr von natürlichem Gefühl, auch nicht blofs die Gelehrsamkeit, welche von allen Seiten her Hülfsmittel fleifsig herbeigeschafft hat, unter der eigenen Last aber kaum einher zu schreiten im Stande ist, sondern ein philosophisch gebildetes Denken, was sich in den Charakter der Philosophie, welcher die zu beurtheilende Schrift angehören soll oder nicht, hineingearbeitet hat. Nur wer sich in den Gedankengang des Werkes, über welches die Kritik ergehn soll, mit Freiheit vertieft hat, und nicht etwa blofs mit der vollständigen Kenntnifs der Einzelheiten gerüstet ist, erlangt die Sicherheit, das, was sich organisch aus dem Geiste einer bestimmten Philosophie oder eines ihrer Werke hervorgebildet, in den meisten Fällen wenigstens von dem zu unterscheiden, was sich ihr äufserlich angelegt hat. Diesem Verfahren ist dasjenige entgegengesetzt, welches blofs auf das Massenhafte des Vielwissens gestützt, vermittelst einer Unzahl von Aehnlichkeiten oder Unähnlichkeiten, die aufgeschichtet werden, das Wirkliche und Untergeschobene zu sichten meint. Es bleibt hier noch unentschieden, welcher der beiden Seiten sich die Kritik unseres Verfassers mehr oder weniger zuzuwenden scheine; die nähere Beurtheilung wird versuchen solches ins Klare zu setzen.

Digitized by Google

Wie sehr sich die Entscheidung über den Verf. eines zweifelhaften Werkes einer alten Philosophie auf ein inneres Verständniſs jener philosophischen Denkweise wie des Werkes selbst stützt, hat der Verf. so ernst erkannt, daſs er die genaue Bekanntschaft mit dem Inhalte für die eigentliche Basis seiner Kritik hält und deshalb in seinen Anmerkungen selten den Text und seine Worte, am meisten das Philosophem und seine Darstellung berücksichtigt. Und dieſs ist das Zweite, worüber Ref. zu berichten denkt, oder eigentlich das Erste und Wichtigste, da mit diesem die Bestimmung von Aechtheit und Unächtheit gelingt oder fehlschlägt. Weil jedoch von den Büchern περὶ ψυχῆς, einige kleine Stellen im ersten und zweiten ausgenommen, nur das dritte Buch als unächt verurtheilt wird, so dürfte es genügen, wenn Ref. über den gröſsern Theil der zu diesem Buche gehörigen Erläuterungen des Verfs. berichtet. Bei dem Buch: περὶ κόσμου sieht er keine Nothwendigkeit in das Einzelne einzugehn und glaubt kurz sein zu können. Denn er trägt kein Bedenken zu erklären, daſs er das Büchlein zwar reichlich ausstaffirt findet mit Aristotelischen Sätzen aller Art, aber in Bestimmung, Anlage und Ausführung weder des Philosophen, der es geschrieben haben soll, noch des Herrschers, dem es gewidmet ist, für würdig hält.

In der Einleitung zu den Anmerkungen zum dritten Buche περὶ ψυχῆς erklärt sich nun der Verf. zuerst im Allgemeinen, aus welchen Gründen er diesen Theil der Aristotelischen Psychologie für unächt halte. Er bemerkt, daſs es nicht äuſserliche Kennzeichen wären, auch nicht die Beschaffenheit des Inhaltes, was ihn dieses Urtheil auszusprechen veranlaſst habe. Denn die äuſsern historischen Kennzeichen fehlten bei allen Schriften, die dem Aristoteles beigelegt würden, durchaus, und auch das Materielle des Inhaltes widerspräche fast nirgends den ächten Lehren des Denkers. Nur den Geist der Darstellung erkenne er für den sichern und untrüglichen Zeugen der Aechtheit oder Unächtheit. Wiewohl nun der ächte oder unächte Charakter einer Schrift alle Theile durchziehe, ja sogar auf das Mechanische der Grammatik und der Syntax sich erstrecke, so wolle er doch nur in den gröſsern und allgemeinern Formen des Gedankens die Spuren der Unächtheit nachweisen und werde sie dadurch zu entdecken suchen, daſs er seine von den vorzüglichsten und wahrhaft genialen Werken des Aristoteles mitgebrachte Normalanschauung an diese Untersuchungen des dritten Buches halte. Ref. unterläſst nun zuvörderst eine genauere Erörterung davon, was es mit einer allgemeinen Normalanschauung und den aus ihr gebornen Versicherungen für eine Bewandniſs habe, und ob sie überhaupt und überall im Stande sei den einzelnen Fall wissenschaftlich zu berühren und wendet sich, da ihm die Untersuchung von äuſsern Gründen und die Beleuchtung sprachlicher Kleinigkeiten erlassen ist, geradehin an den Inhalt und seine Gedankenform.

Der Verf. behauptet nun, daſs der in dem ersten Kapitel geführte Beweis von der Geschlossenheit des Vermögens der sinnlichen Empfindung und Wahrnehmung unstreitig dem Sinne des Philosophen gemäſs sei, die Unächtheit des Kapitels will er nur durch den Zweifel begründen, ob jener Beweis hier seine rechte Stelle gefunden und durch die Mangelhaftigkeit des letztern selbst. Was nun jenes Bedenken betrifft, ob die Darstellung der Theorie der Sinne im Allgemeinen zu einem solchen Abschluſs übergehn könne, da die der einzelnen keinesweges hinreichend ausgeführt schien, so geben wir die Mangelhaftigkeit jener Theorie so sehr zu, daſs wir die Schrift περὶ αἰσθήσεων καὶ αἰσθητῶν in Bezug auf die einzelnen Sinne als die wahre Ergänzung betrachten, finden jedoch alle die Momente, welche auf Aristotelischem Standpunkte zur Vollendung der Lehre nothwendig sind, so vollständig schon in den hierher gehörigen Kapiteln der Psychologie ausgesprochen, daſs uns für diesen Zweck die Berücksichtigung der andern genannten Schrift nicht einmal nöthig erscheint und es nur darauf ankömmt, jene Momente in der Beweisführung wirklich zusammenzufassen und zu einem Ganzen zu verarbeiten. Aber eben diese Beweisführung ist das Zweite, durch dessen Mangelhaftigkeit der Verf. die Unächtheit für dargethan hält. Ref. sieht jedoch diesen Mangel nur in unserm Verf. und zwar nicht bloſs in der Auffassung, sondern sogar in dem Verständnisse des Textes. In dem Beweise des Aristoteles von der Geschlossenheit der äuſsern Sinnlichkeit sind nämlich zuerst alle empirischen Thatsachen vollständig aufgenommen, durch deren Beziehung alles zu einem Ganzen abgerundet wird, dann in ihnen das aufgezeigt, wodurch das Ganze der äuſsern Sinnlichkeit über sich hinausgeht und zu einem reichern Momente sich entwickelt. Und dieſs sind die beiden Theile des Beweises. Von den Momenten des ersten Theiles hat der Verf. das er-

Digitized by Google

ein ganz verkannt, den Mangel nämlich eines sechsten Organes für den sechsten Sinn, indem er die Gedankenverknüpfung εἰ γὰρ παντὰς, οὗ ἐστὶν αἴσθησις ἁφή, καὶ τῶν αἰσθήσεων ἔχομεν (πάντα γὰρ τὰ τοῦ ἁπτοῦ ἢ ἁπτὸν πάθη τῇ ἁφῇ ἡμῖν αἰσθητὰ ἐστιν) ἀνάγκη τ', εἴπερ ἐλλείπει τις αἴσθησις, καὶ αἰσθητήριόν τι ἡμῖν ἐλλείπειν in seiner Uebersetzung und seinen Anmerkungen missversteht. Dem zweiten Momente, der Beschränkung der sinnlichen Wahrnehmungen auf fünf durch die genau bestimmte Anzahl von Medien oder natürlichen Vermittelungen zwischen den Objekten und dem Organe giebt er selbst die schiefe Wendung, welche darin liegen soll, indem er dem Ausdruck αἰσθητήριον die sprachwidrige Bedeutung des unorganischen Mittels der Wahrnehmung leiht. Αἰσθητήριον heifst auch hier nichts als Organ der sinnlichen Wahrnehmung und die Schwierigkeit des Verständnisses und die Verirrung zur falschen Interpretation des αἰσθητήριον schreibt sich davon her, dafs theils dasselbe Organ sich zweier unorganischen Medien bedient, um sich mit seinen Objekten zu vermitteln, theils dasselbe Medium auf verschiedene Sinnenorgane seine Beziehung enthält, theils endlich das Organ selbst in einer natürlichen körperlichen Verwandtschaft mit den äufsern und unorganischen Stoffen, als seinen Vermittlern, stehn soll. Mit dem dritten Momente endlich, dem Nichtvorhandensein von Gegenständen oder Eigenschaften für eine andere als die fünf sinnlichen Wahrnehmungen, hat sich der erste Theil des Beweises geschlossen. Wenn nun Aristoteles ferner darthut, dafs die allgemeinen Attribute des körperlichen Seins, Bewegung, Ruhe, Gestalt, Gröfse, Zahl, von allen Sinnen zugleich wahrgenommen werden und sie also weder zufällig noch beiläufig mit ihnen in äufserer Verbindung stehn und deshalb nicht von einem eigenthümlichen Sinne wahrgenommen werden, sondern vielmehr mit jenen innigst verwachsen sind, so hat er ebenso sehr seinen ersten Beweis von der Vollständigkeit der fünf sinnlichen Wahrnehmungen bekräftigt als die äufsere getrennte Sinnlichkeit über sich hinausgeführt und zu der allgemeinen innern und äufsern zugleich erweitert. Diesen Satz hält nun der Verf. auch für einen wichtigen Satz der Aristotelischen Philosophie, jedoch hier so ausgesprochen, dafs seine volle Bedeutung nicht unmittelbar in der Art dieses Aussprechens ersichtlich sei. Ref. erwiedert dafs dieser Satz da, wo sichs nur um jenen Beweis von der Geschlossenheit der äufsern Sinnlichkeit handelt, nicht weiter ausgeführt zu werden brauchte und der Theorie des gemeinschaftlichen Sinnes eine mehrseitige Behandlung im folgenden Kapitel zu Theil wird. Hat aber der Verf. gemeint, dafs unter dem Begriffe der Bewegung, durch welche die übrigen allgemeinen Attribute erkannt oder gemessen würden, ein Medium, eine Vermittelung verstanden werde, zwischen ihm und den übrigen allgemeinen Attributen, analog dem unorganischen zwischen den Sinnesorganen und den Objekten, so zeigt sich in der Aristotelischen Gedankenverbindung auch nicht eine Spur, und es ist der Verf., welcher die coordinirte Stellung des Begriffes der Bewegung neben den andern nicht beachtend jene Unrichtigkeit und alles, was er aus ihr folgert, hineingetragen hat. Die concrete Identität des gemeinschaftlichen Sinnes mit den einzelnen äufsern hatte Aristoteles schon vorher bestimmt ausgesprochen, er bestätigt sie aber nochmals durch die dem Kapitel noch hinzugefügte Beantwortung der Frage, weshalb der sinnlichen Wahrnehmungen mehrere wären und nicht blofs Eine. Diese Identität, so wie überhaupt den Begriff des gemeinschaftlichen Sinnes mufs der Verf. ganz verkannt haben, sonst würde er schwerlich sagen, dafs keinem der Thiere die Unterscheidung des Allgemeinen zugeschrieben werden könne, wie denn überhaupt ein wesentlicher Mangel dieser ganzen Theorie darin liege, dafs sie die gesammte Sinnlichkeit nach der Art und Weise, wie sie in das höhere Erkenntnifsvermögen des Menschen eingegangen sei, betrachte und Momente, die diesem letzteren angehören, in die Erklärung jener mit aufnehme. Der Verf. verwechselt hier offenbar das Vermögen der thierischen Seele das Allgemeine zu erkennen, das heifst, nach Aristoteles das Vermögen jene früher genannten Attribute zu erkennen, mit dem νοῦς, übersieht den Abstand zwischen dem Allgemeinen des νοῦς und dem, was hier von ihm selbst so genannt worden, und bei dem Aristoteles nichts als die Culmination der Thierseele ist, und beschuldigt nur, durch die eigene Verwechselung verführt, das Ende unseres Kapitels einer unmethodischen Anticipation.

Das zweite Kapitel ist erst als die wahre und vollständige Ausführung der Theorie von dem gemeinschaftlichen Sinn und seiner Verwachsenheit mit dem äufsern zu betrachten. Hatte Aristoteles diese Theorie schon im ersten Kapitel mit begonnen, so mufste ihn seine Absicht, die Geschlossenheit der fünf äufsern Sinne zu zeigen, dazu nöthigen, und es war die eigene Dialektik

Digitized by Google

dieses Sinnes, welche über sich hinaus in den allgemeinen eintrat. Es war jedem einzelnen unmöglich gewesen, die ihm zugehörigen Objekte zu gewahren, ohne die allgemeinen Attribute der Bewegung, Ruhe Gestalt, Gröfse, Zahl, und so war schon vorher das höhere und reichere Moment in seinem Entstehen. Allein der einzelne Sinn ist als einzeln nicht einmal im Stande sich selbst und das ihm zugehörige Objekt zu erkennen, ohne seine Reflexion in den innern und gemeinschaftlichen Sinn, noch weniger aber vermag er seinen Unterschied von den andern zu fassen, ohne seine Einkehr in die concrete Allgemeinheit, die ihn mit sich selbst, den übrigen und den allgemeinen Attributen in die Einheit bringt, in welcher erst jeder auf sich selbst und auf jeden der andern Beziehung erhält und wirklich er selbst wird. Diefs der wesentliche Inhalt des Kapitels. Hat Aristoteles noch das Verhältnifs der Wahrnehmung auf das Objekt in seiner Weise behandelt, so war kein anderer Grund, als weil diefs in der Ausdehnung früher nicht geschehen war, und weil nun erst die Entelechie des Wahrnehmens wirklich begriffen werden konnte, nachdem die Reflexion des äufsern Sinnes in denjenigen, welcher äufserer, innerer und gemeinschaftlicher zugleich ist, theils dargethan war, theils vollends dargethan werden sollte. Unserem Verf. erscheinen nun die in diesem Kapitel vorgetragenen Gedanken wahrhaft Aristotelische; allein auch hier kann er sich nicht überreden, dafs nicht Aristoteles einen angemessenern Ausdruck für das Ganze dieser Bestimmungen gefunden und diese in einer strengen Folge ihrer Momente vorgetragen haben sollte.

Durch unsern allgemeinen Ueberblick glauben wir schon des Verfs. Ansicht berichtigt zu haben, noch bestimmter aber mag es geschehen, indem wir die wichtigsten seiner Zweifel noch im Einzelnen berücksichtigen. Gleich anfangs hat der Verf. in den Bemerkungen des Aristoteles, dafs der einzelne äufsere Sinn sich nicht selbst wahrnehmen, dafs auch ein anderer einzelner über ihm stehender und entweder specifisch ihm gleicher oder specifisch von ihm verschiedener dieses Erkennen der einzelnen Sinne nicht bewirken könne, den indirekten Beweis nicht erkannt, durch welchen die dialektische Fortbewegung jener Sinne zur concreten Allgemeinheit hier aufs neue aufgezeigt wird und wodurch jene Bemerkungen wirklich mit dem Inhalte des vorigen Kapitels in seinem letzten Theile in die Verbindung treten, die der Verf. hier vermifst, weil sie ihm entgangen ist. Auf indirektem Wege dieses Beweises nun war die Betrachtung des äufsern Sinnes bis dahin gediehen, wo er in den gemeinschaftlichen wirklich umschlagen konnte, und es war also diefs der Punkt der Untersuchung, wo das noch zugefügt oder wiederholt werden konnte, was dem Vorigen zur Vollendung diente und was mit jenem zugleich in den Reichthum des folgenden höhern Momentes umschlagen mufste. Das war aber die Beziehung des wahrnehmenden Sinnes auf das Objekt und der freilich aus dem Vorigen schon bekannte Satz von der verhältnifsbildenden Mitte zwischen den Extremen im Objekte wie im wahrnehmenden Sinne. So erscheint keineswegs unmotivirt der Uebergang aus den ersten Bemerkungen am Anfange des Kapitels zu dem, wodurch die Theorie der einzelnen Wahrnehmungen als einzelner vollbracht wird, sowie der in den Worten ἑκάστη μὲν οὖν αἴσθησις τοῦ ὑποκειμένου αἰσθητοῦ ἐστίν enthaltene Satz nicht eine überflüssige Wiederholung ist, sondern der Wendepunkt, in und mit welchem sich die ganze Betrachtung in die direkte Darstellung des allgemeinen Sinnes umkehrt. In dieser bemerkt der Verf. nichts als Weitschweifigkeit, ein mühevolles Ringen nach Klarheit ohne die hinlängliche Ueberzeugung von der philosophischen Wahrheit und Bedeutung der concreten Allgemeinheit des gemeinschaftlichen Sinnes, ein Umhertasten und Unsicherheit in der Behandlung solcher Begriffe.

In dem dritten Kapitel ist nur wenig geblieben, was die Kritik des Verfs. verschont. Ref. ist jedoch nicht genöthigt, allen einzelnen Ausstellungen zu begegnen und kann die verwandten zusammen beurtheilen, indem er die Polemik des Aristoteles gegen frühere Denkweisen übergehend sich sogleich zu dem Hauptinhalt wendet. Ueber diesen, wie über seine Beziehung zum Vorhergehenden und Folgenden dürfte der Verf. nicht zu einer bestimmt sondernden Klarheit gelangt sein. Das vorige Kapitel hatte nur die Absicht, der Sinnlichkeit ihren Schlufs in dem sogenannten gemeinschaftlichen Sinn zu geben. Mit diesem war jedoch die thierische Seele noch nicht zu ihrer Vollendung gekommen und das jetzige ist deshalb als dasjenige anzusehn, in welchem das Fehlende noch abgehandelt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 22.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1831.

Aristoteles von der Seele und von der Welt. Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet von C. H. Weiſse.

(Fortsetzung.)

Dieſs geschieht nun theils durch die Erhebung der Sinnlichkeit zu den höhern Vermögen der Thierseele und die Unterscheidung der neugefundenen von der bloſsen Wahrnehmung, theils durch die Unterscheidung aller zusammen von dem Wesen der nichtthierischen Seele, deren Theorie mit dem vierten Kapitel anhebt. Die beiden Vermögen, zu welchen sich die Thierseele aus ihrer Sinnlichkeit entwickelt, sind die unter sich selbst verwandten Phantasie und Gedächtniſs, von welchen jene in dem vorliegenden Kapitel, dieses in dem Buche περὶ μνήμης, was seinem Inhalte und seiner Farbe nach ganz diesem Zusammenhang angehört, betrachtet wird. Das, wodurch jedoch Phantasie und Gedächtniſs und die von beiden vorausgesetzte Sinnlichkeit, die Thierseele überhaupt, sich von der höhern sondert, ist die ὑπόληψις, welche in der bewuſsten Unterscheidung von Wahrheit und Falschheit besteht. Es war wohl vorauszusehn, daſs hier, wo sichs nur noch über die unteren Vermögen handelt, dasjenige, was die ὑπόληψις charakterisirt, nicht in seiner ganzen Ausdehnung, sondern nur in soweit beigebracht werden könnte, als zu reiner Trennung des denkenden Geistes von der Thierseele gehörte und daſs es eben nur von dem Standpunkte dieses Geistes aus geschehn durfte, wenn in der Sinnlichkeit, in der Phantasie und dem Gedächtnisse von Wahrheit und Falschheit geredet werden würde. Ref. findet daher keinesweges, wie der Verf., schwankende Vorstellungen, Verwirrungen und Verdunkelungen des Zusammenhanges der Begriffe, wenn den einzelnen sinnlichen Wahrnehmungen fast immer Wahrheit, der Phantasie fast immer Falschheit zugeschrieben wird, und der Griechische Philosoph hat wohl gewuſst, daſs von Wahrheit und Falschheit innerhalb des hier betrachteten Gebietes eigentlich überall keine Rede ist, und jene erst da beginnen, wo der engere Kreis von dem weitern des denkenden Geistes umschlossen zu werden anfängt. Zum Beweise dient die Grenzbestimmung der Phantasie und der ὑπόληψις, welche so weit auseinander gehalten werden, daſs es kaum denkbar ist, wie in denselben Zeiten derselbe Denker die höhere Natur der selbstbewuſsten ὑπόληψις in ihren verschiedenen Weisen δόξα, φρόνησις, ἐπιστήμη wieder mit der niedern, der nach dem Aristoteles instinktmäſsigen Phantasie so undialektisch verwirrt haben sollte. Aristoteles hat nur in dem Grade und aus dem Gesichtspunkte der Phantasie Unwahrheit zugetheilt, wie der Wahrnehmung der besondern Sinne die Wahrheit.

Höchst unglücklich ist der Verf. in dem Verständnisse derjenigen Stellen, wo die Sphäre der Phantasie nach unten theils abgesteckt, theils mit der eigentlichen Sinnlichkeit in Zusammenhang und Verwandtschaft gebracht wird; und nachdem er sich das meiste, so offen und deutlich es auch hier steht, getrübt hat, verwirft er alles als unaristotelisch und schlieſst seine dieſsfallsigen Erläuterungen mit einer von ihm selbst erfundenen und dem Aristoteles angedichteten Ansicht der Phantasie, nach welcher diese „vielmehr als ein inneres, untergeordnetes Moment von der Sinnlichkeit zu fassen wäre, denn als eigenthümliches über jenes hinausgehendes Seelenvermögen." Ref. beleuchtet die beiden wichtigsten hierher gehörigen Stellen, in welchen der Ausgangspunkt und Unterschied der Phantasie aus und von der sinnlichen Wahrnehmung enthalten sind. Die erste ist: ἀλλ' ἐπειδή ἐστι κινηθέντας τουδὶ κινεῖσθαι ἕτερον ὑπὸ τούτου, ἡ δὲ φαντασία κίνησίς τις δοκεῖ εἶναι καὶ οὐκ ἄνευ αἰσθήσεως γίγνεσθαι ἀλλ' αἰσθανομένοις καὶ ὧν αἴσθησις ἔστιν, ἔστι δὲ γίνεσθαι κίνησιν ὑπὸ τῆς ἐνεργείας τῆς αἰσθήσεως, καὶ ταύτην ὁμοίαν ἀνάγκη εἶναι τῇ αἰσθήσει, εἴη ἂν αὕτη ἡ κίνησις οὔτε ἄνευ αἰσθήσεως ἐνδεχαμένη οὔτε μὴ αἰσθανομένοις ὑπάρχειν, καὶ πολλὰ κατ' αὐτὴν καὶ ποιεῖν καὶ πάσχειν

Digitized by Google

τὸ ἔχον, καὶ εἶναι καὶ ἀληθῆ καὶ ψευδῆ. Die zweite ist: ἡ φαντασία ἂν εἴη κίνησις ὑπὸ τῆς αἰσθήσεως τῆς κατ' ἐνέργειαν γιγναμένης. Wie hat der Verf. die Worte der ersten gefaſst? Seine Ansicht ist enthalten S. 295 in den Worten: „Was endlich die zuletzt gegebene eigentliche Definition der Phantasie betrifft, daſs dieselbe eine Bewegung der Empfindungen oder sinnlichen Eindrücke sei: so trifft diese nun das ganze Gewicht des schon von uns ausgesprochenen Tadels, daſs dasjenige, was früher der Sinnlichkeit als solcher zugeschrieben worden war, jetzt einem besondern, nicht zwar unabhängig von ihm bestehen, aber doch über sie hinaus gehen sollenden Vermögen beigelegt wird." Diese Erklärung ist ein wahres Nest von Unrichtigkeiten und nach ihr hat der Verf. freilich den Aristotelischen Begriff von Phantasie nicht erfassen können. Er scheint sie selbst auf der folgenden Seite zu bemerken, wo er sich so erklärt: „Oder wollte man von der Bewegung des Sinnenwerkzeuges einen andern Bestandtheil des Körpers oder der Seele bewegt werden und die Bewegung dieses andern die Phantasie sein lassen; so wäre vor allem anzugeben gewesen, was denn dieses andere sei, für dessen Bewegung die Phantasie gelten soll". Diese Erklärung der ältern Ausleger ist der Wahrheit ganz nahe gekommen und Ref. hat an ihr nichts auszusetzen, als daſs sie die Worte ἐπειδή ἐστι κινηθέντας τουδὶ κινεῖσθαι ἕτερον ὑπὸ ταύτου in enger grammatischer Beziehung auf Organe der Wahrnehmung und der Phantasie nehmen, während sie als durchaus allgemeine Hypothese nichts bedeuten als: ist es möglich daſs, wenn ein *A* (τουδὶ) bewegt worden oder in Bewegung ist, von diesem *A* ein *B* (ἕτερον) bewegt werde, so folgt. Mit *A* und *B* werden dann Wahrnehmung und Phantasie verglichen, und es bleibt über die wahre Ansicht des Aristoteles kein Zweifel übrig, wenn die Wahrnehmung selbst als primäre Bewegung gefaſst wird, veranlaſst durch die Gegenstände der Auſsenwelt, die Phantasie als die folgende und sekundäre, ihrerseits wieder von der Wahrnehmung erregt; die primäre des Sinnes in nächster und reinster und somit wahrester Beziehung nach auſsen, die sekundäre als solche gleichsam nicht mehr in erster Nähe oder Nachbarschaft mit der Auſsenwelt und deshalb durch Entfernung ihr nur mehr oder weniger ähnlich. Es folgt dann weiter, daſs die Phantasie nicht ohne vorausgegangene wirkliche Wahrnehmung in Thätigkeit ist, somit diese voraussetzend als gesteigertes Moment der Thierseele überhaupt angesehen werden muſs, daſs sie aber auch ungeachtet ihrer Abhängigkeit nach unten, so sehr in ihren Bildungen selbständig wird, daſs auch dann, wo die wirkliche Thätigkeit des wahrnehmenden Sinnes aufgehört hat, ihre Wirksamkeit noch bemerkbar sein kann. So hat sich denn, was dem Verf. ein verworrenes Knaul schien, ohne besondere Schwierigkeit entwirrt. Wenn der Verf. über die Definition der Phantasie in unserm Kapitel tadelnd bemerkt, wie ja auch die Sinnlichkeit zuvor keinesweges nur als Wahrnehmung des augenblicklich Gegenwärtigen, sondern zugleich auch als Unterscheidung desselben von dem Abwesenden bestimmt worden sei, wozu doch gleichfalls eine Art von Einbildung zu gehören scheine, und wie dennoch diese Unterscheidung wesentlich mit in den Begriff der Sinnlichkeit früher gezogen worden, so sind wir zwar aus der Abhandlung περὶ μνήμης besser unterrichtet, daſs nämlich in diese Erkennung des Abwesenden als solcher Aristoteles die Funktion des Gedächtnisses gesetzt habe, allein wir geben dem Verf. vollkommen zu, daſs sich die Natur des gemeinschaftlichen Sinnes in seiner gegenwärtiges und abwesendes, entgegengesetztes oder fremdartiges unterscheidenden Kraft ohne Phantasie und Gedächtniſs auch im Aristotelischen Sinne nicht vollenden könne. Vermissen wir nun zwar hierüber direkte und vollständige Auseinandersetzungen des Aristoteles, so ist doch die Theorie der einzelnen Sinne in Beziehung auf den allgemeinen, die Theorie der Phantasie und des Gedächtnisses so weit gediehn, daſs man sieht, wie sie durch ihre gegenseitige Dialektik an einander gezogen werden und alle in die konkrete Allgemeinheit des allgemeinen äuſsern und innern Sinnes zusammenlaufen, als welcher nun als Einheit und Spitze der ganzen Thierseele anzusehn ist.

Das vierte, fünfte und sechste Kapitel enthalten die Theorie des denkenden Geistes. Sie hängen auf das genaueste ihrem Inhalte nach zusammen und bilden ein Ganzes, wie die letztern des Buches wieder für sich bestehn und theils den Uebergang aus dem theoretischen Geist in den praktischen, theils die Theorie des letztern darstellen. Der Verf. durch den bloſs äuſsern Unzusammenhang getäuscht, reiſst das sechste Kapitel von den frühern los und wirft es zu den folgenden, mit welchen er es dann ebenso wenig zu verknüpfen weiſs, wie mit dem Vorigen. Indem er nämlich über der einen Seite des Inhaltes, welche sich mit dem Denken des

Digitized by Google

Einfachen und Zusammengesetzten beschäftigt, die zweite, über Irrthum und Wahrheit der denkenden Seele übersieht, hat er nicht bemerkt, daſs das sechste Kapitel zu dem vierten und fünften in demselben Verhältnisse stehe, wie der Theil des dritten, in welchem über Irrthum und Wahrheit in der Thierseele gehandelt wird, zu dem Vorhergehenden. Mit allen Frühern betrachtet der Verf. die Lehre über den passiven und aktiven νοῦς als einen Hauptsatz der Aristotelischen Philosophie und bemerkt, daſs sie zu vielen philosophischen Differenzen Veranlassung gegeben habe. Er fährt dann weiter fort: „Die Geschichte der Philosophie gewährt uns in Bezug auf diese Differenzen das merkwürdige Schauspiel einer Verhandlung über Fragen, deren wahre Beantwortung den eigentlichen Kreis der Aristotelischen Spekulation überschreiten würde, angeknüpft an eine für ächt sich ausgebende Darstellung des fraglichen Gegenstandes, deren unverantwortlichster Fehler dieser ist, die problematische Gestalt, unter welcher nach der wahren Absicht des Aristoteles diese Lehren unstreitig auftreten muſsten, verdeckt und in ein Gewand verworrener, aber positiv klingender, und eine nach allen Seiten vollendete und fertige Theorie lügenhafter Weise durchscheinen lassender Aussprüche sie verkleidet zu haben". Es kommt somit auch dieser wichtigste Theil der Psychologie bei dem Verf. in die gleiche Verdammniſs mit den frühern des dritten Buches, nur daſs hier ein ganz neuer Beweis zu den frühern hinzugenommen und, wie man aus dem zuversichtlichen Ausdrucke zu schlieſsen berechtigt ist, für den unumstöſslichsten unter allen gehalten wird. Und welcher? Der angebliche Aristoteles habe die problematische Gestalt, unter welcher nach der wahren Ansicht des Stagiriten jene Lehren unstreitig auftreten muſsten, in ein Gewand positiv klingender Aussprüche versteckt und so verdeckt. Die Ansicht wird übrigens nicht weiter gestützt, mit nichts gerechtfertigt und ist bloſs für Versicherung zu halten, welcher als solcher die Beurtheilung weiter nicht zu begegnen brauchte. Weil diese Ansicht ebenso sehr in der spekulativen Energie des Aristotelischen Geistes, der sich sonst die höchsten Aufgaben stellt und in seiner Weise löst, wie in der Natur jener Doctrin selbst, die einmal bis zu dieser Höhe geführt, allen Nebel in den Tiefen unter sich sieht und auf dieser Spitze keinen problematischen Schein mehr verträgt, die vollkommenste Widerlegung findet, so konnte es nicht fehlen, daſs nicht auch unser Erklärer durch die Nothwendigkeit der Sache selbst getrieben, mit sich und seiner Versicherung zerfiel und in den sonderbarsten aller Widersprüche gerieth. Statt nämlich das positive Gebiet, das er hier findet, mit dem Nebel des Problematischen zu umdüstern und so den angeblichen Aristotelischen Charakter wieder herzustellen, hat er sich vielmehr der gegebenen Richtung folgend die Natur des aktiven und passiven νοῦς und ihr gegenseitiges Verhältniſs durchdacht und sich in einer wo möglich noch positivern Weise ausgesprochen, und in Betreff des aktiven νοῦς „glaubt er sogar mit der gröſsten Deutlichkeit durch die verworrenen Aeuſserungen der gegenwärtigen Darstellung hindurchscheinen zu sehn, daſs Aristoteles mit der vollkommensten dialektischen Schärfe und Allseitigkeit diesen Geist als die negative Einheit und Totalität der Seelenvermögen erfaſste". Hat dieser Theil der Aristotelischen Psychologie Veranlassung gegeben „über den wahren Sinn des Griechischen Denkers hinsichtlich der tiefsten und gröſsten Gegenstände alles philosophischen Forschens zu zweifeln und die verschiedensten Meinungen ihm hierüber zuzuschreiben (p. 297.)", so wagt Ref. zu behaupten, daſs die Schuld zum kleinsten Theile an der vorliegenden Darstellung, zum gröſsern in den philosophirenden Interpreten zu suchen sei, welche die dialektische Zweiseitigkeit des Aristotelischen νοῦς für Zweideutigkeit hielten und entweder in dieser mysteriösen Amphibolie, in welcher sie nicht zur Klarheit des Aristotelischen Begriffes kommen konnten, sich wohl gefielen, oder wenn sie das Verweilen an dieser Stelle unerträglich fanden, sich dogmatisirend seitwärts, entweder nach der Einen oder der Andern Richtung hindrängten, statt die eigentliche Spitze des Begriffes zu besetzen und zu behaupten. Ref. glaubt nun, was das Begreifen des Aristotelischen νοῦς betrifft, unsern Verf. nicht zu denen rechnen zu dürfen, welche sich von den Fehlern jener beiden ersten Klassen der Erklärer frei halten; und weil sich so manches findet, wo Ref. zu anderer Einsicht gelangt zu sein glaubt, manches, was dem Verf. als Grund zur Verdächtigung gedient hat, indem er entweder nicht ganz bis zum Verständniſs vordrang oder aus einem fremdartigen Gesichtspunkte betrachtete, so mag die Beurtheilung mit Uebergehung des minder Wichtigen, sich mit dem beschäftigen, worin das Hauptinteresse der Aristotelischen Philosophie zu suchen ist. Dieſs findet sich aber vorzüglich in dem Verhältnisse

Digitized by Google

des passiven νοῦς zur thierischen Seele und dem des aktiven zum passiven. Für die Bestimmung des ersten Verhältnisses ist eine der wichtigsten Stellen die des vierten Kapitels: ἐπεὶ δ' ἄλλο ἐστὶ τὸ μέγεθος καὶ τὸ μεγέθει εἶναι καὶ ὕδωρ καὶ ὕδατι εἶναι· οὕτω δὲ καὶ ἐφ' ἑτέρων πολλῶν, ἀλλ' οὐκ ἐπὶ πάντων· ἐπ' ἐνίων γὰρ ταὐτόν ἐστι τὸ σαρκὶ εἶναι καὶ σάρκα· ἢ ἄλλῳ ἢ ἄλλως ἔχοντι κρίνει· ἡ γὰρ σὰρξ οὐκ ἄνευ τῆς ὕλης, ἀλλ' ὥσπερ τὸ σιμὸν τόδε ἐν τῷδε. τῷ μὲν οὖν αἰσθητικῷ τὸ θερμὸν καὶ τὸ ψυχρὸν κρίνει, καὶ ὧν λόγος τις ἡ σάρξ· ἀλλῷ δὲ ἤτοι χωριστῷ, ἢ ὡς ἡ κεκλασμένη ἔχει πρὸς αὑτὴν ὅταν ἐκταθῇ, τὸ σαρκὶ εἶναι κρίνει. πάλιν δ' ἐπὶ τῶν ἐν ἀφαιρέσει ὄντων τὸ εὐθὺ ὡς τὸ σιμόν· μετὰ συνεχοῦς γάρ· τὸ δὲ τί ἦν εἶναι, εἰ ἔστιν ἕτερον τὸ εὐθεῖ εἶναι καὶ τὸ εὐθὺ ἄλλῳ· ἔστω γὰρ δυάς. ἑτέρῳ ἄρα ἢ ἑτέρως ἔχοντι κρίνει. καὶ ὅλως ἄρα ὡς χωριστὰ τὰ πράγματα τῆς ὕλης, οὕτω καὶ τὰ περὶ τὸν νοῦν. Es hat dem Verf. nicht gelingen wollen in dieser Stelle den Begriff des εἶναι zu fassen. Dieses εἶναι ist aber hier nichts als die allgemeine und ewige Form, welche in den sinnlichen mit dem Stoffe behafteten Einzelformen enthalten oder ihnen eingebildet ist, und wie sie selbst nur für die Reflexion mit jenen auseinander fällt, so ist auch nur in der Reflexion der passive νοῦς, für welchen die ewige Form (τὸ εἶναι) Objekt ist, von der Sinnlichkeit nach ihrer ganzen Ausdehnung getrennt, welche die vergängliche Einzelform zum Objekt hat. Mit andern Worten, wie das εἶναι konkrete Einheit der gedachten ewigen Form und der einzelnen vergänglichen ist, welche letztere die Thierseele erkennt, so der passive νοῦς wiederum die konkrete Einheit des (passiven) Denkens und der Sinnlichkeit. Demnach ist es allerdings wahr, was der Verf. bemerkt, daſs die Sinnlichkeit nicht bloſs für das mit dem Geiste in Parallele gestellte, sondern zugleich für diejenige Anlage des Geistes, mittelst deren er seine Erkenntniſs nach einer der angegebenen Richtungen hin verwirklicht, zu gelten hätte. Wie jedoch diese Bemerkung eine divinatorische ist, mehr eine Forderung, daſs die Griechische Darstellung diesen Begriff enthalten möge, hat er durch sie dem Aristoteles Unrecht gethan, und es haben seine übrigen diesen Punkt der Aristotelischen Darstellung betreffenden Bemerkungen eben nicht mehr Werth, weil sie aus der ungründlichen Einsicht oder dem Nichtverstehn besonders dieser Stelle hervorgegangen sind. So fällt die Vermengung (p. 299.) des sinnlichen εἶδος, welches die Thierseele erkennt, mit dem gedachten εἶδος, dem Objekte des passiven νοῦς, nicht dem Aristoteles, sondern unserm Erklärer zur Last; und wenn ohne alle Schwierigkeit eingesehn wird, daſs das εἶναι, dieses allgemeine und ewig in den sinnlichen Formen befindliche εἶδος die konkrete Einheit derselben ist, so war es wenigstens nicht schwerer, auch den passiven νοῦς, als die konkrete Einheit der niedern Seelenvermögen und des Gedankens aus unserer Stelle herauszuerkennen; was also der Verf. als vorausgesetzt, übergangen, vernachläſsigt betrachtet wissen möchte, ist wirklich vorhanden und er hat es nur deshalb nicht gefunden, weil er es in einer von ihm selbst vorausgesetzten Darstellungsweise suchen zu müssen geglaubt hat.

Zu dem Schwierigsten, was Aristotelische Speculation hat, gehört die Lehre vom activen νοῦς und seinem Verhältnisse zum passiven. Ref. faſst zunächst das Wichtigste zusammen aus dem, was der Verf. hierüber mittheilt. Nach ihm steht der passive νοῦς in der Mitte zwischen der Sinnlichkeit und Einbildung einerseits und dem thätigen Geiste andererseits; er trägt den Inhalt und die Anschauungen beider als Anlage und Möglichkeit in sich; das Sinnliche nämlich und Körperliche als aufgehoben und gleichsam reproducirend; das Geistige aber nicht selbst, sondern die bloſse Empfänglichkeit für es. Der active νοῦς ist schlechthin dasselbe, was νοητὸν genannt wird, und liegt unserer gemeinen menschlichen Erkenntniſs nur als Gegenstand vor. An und für sich aber ist das νοητὸν schlechthin νοῦς und Thätigkeit; es wird zum Gegenstand und Dinge nur, insofern es als Formbestimmung sogar in die sinnlich wahrnehmbaren Dinge eingeht und wie ferne diese Thätigkeit von dem passiven νοῦς aufgenommen wird, wo sie sich dann auch in ihm als ein unter der Gestalt der Ewigkeit und Nothwendigkeit in alles eingehender Begriff ausprägt. Der passive νοῦς wird, indem er zu seinem Gegenstande den activen hat, sich selbst zum Gegenstande. Aus dem Gesagten erhelle, daſs der active νοῦς, welcher in einem noch ausdrücklich unterschiedenen Sinne von dem passiven der allein unvermischte genannt wird, etwas über die natürliche und individuelle Seele als solche weit hinaus gehendes und keinesweges mit ihr zu verwechselndes sei.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 23.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1831.

Aristoteles von der Seele und von der Welt. Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet von G. H. Weifse.

(Schlufs.)

Weiterhin aber bemerkt der Verfasser, und Referent fafst auch diese Bemerkungen kurz, dafs in dieser ganzen Darstellung eine hinreichend deutliche Anerkenntnifs der unendlich wichtigen dialektischen Wahrheit fehle, dafs auch der thätige Geist wesentlich abhängig in seiner Thätigkeit und insofern leidend sei von dem als Totalität der endlichen Welt ihm gegenüberstehenden leidenden Geiste, ein Anerkenntnifs der Wahrheit, dafs die Welt des activen νοῦς oder des absoluten Geistes, und die des passiven νοῦς oder des endlichen Geistes in gegenseitiger Abhängigkeit stehe und die eigentliche und höchste Entelechie auch hier aus der Wechselwirkung der Gegensätze hervorgehe. Ja der Verf. fügt sogar noch hinzu, dafs die Welt des Gedankens oder des Ewigen, wie er hier den activen νοῦς nennt, ohne die nothwendige Ergänzung des passiven eine negative sei, eine blofse Dynamis. Er behauptet, dafs die gesammte Philosophie des Aristoteles mit Einem Federstriche vernichtet würde, sobald man dieser Wahrheit das Anerkenntnifs verweigere, und dafs die Worte χωρισθεὶς δὲ ἐστὶ μόνον τοῦτ' ὅπερ ἐστί, weil durch sie ausdrücklich jener Wahrheit widersprochen würde, auf einem offenbaren Mifsverständnisse beruhten. Ref. bedauert, dafs der Verf. auch hier, statt des aristotelischen Gedankens sich mit Freiheit zu bemächtigen und sich der antiken Dialektik zu unterwerfen, seine Zuflucht zur Verdächtigung genommen. Durch die Forderung einer unbedingten gegenseitigen Abhängigkeit des activen und passiven νοῦς, durch die Herabsetzung des erstern zur Dynamis, hat er ihm die Würde, die eine menschliche und übermenschliche zugleich ist, entrissen, ihm den Charakter der Ewigkeit und Nothwendigkeit geraubt, ihn in die endliche Sphäre des passiven und sterblichen νοῦς oder der natürlichen und individuellen Seele herabgeworfen, und mit Einem Federstriche nicht blofs sich selbst mit seinen kurz vorhergehenden Sätzen in den unauflöfslichen Widerspruch gesetzt, sondern auch die Philosophie des Stagiriten vernichtet. Wie der active νοῦς das ewige Sein ist, geht er in seiner Göttlichkeit wirklich über die natürliche und individuelle Seele hinaus und ist nicht blofs dem Wesen sondern der Wirklichkeit der Dinge gleich; und weit entfernt, dafs er zur individuellen Seele und zu dem, was in dieser das Höchste ist, dem passiven νοῦς, in irgend einem Verhältnisse stände, ist er es allein, den Aristoteles als das Ewige in, aufser und über der natürlichen Seele gedacht wissen will, und in diesem Sinne ist jenes χωρισθεὶς, jene göttliche Unabhängigkeit von der Menschlichkeit des passiven νοῦς zu denken. Soll jedoch dieser göttliche νοῦς Erkenntnifsgegenstand für die individuelle Seele werden, dann erst dürfte jene Wechselwirkung der Gegensätze ihren Platz finden und auch der active νοῦς in eine Art von Abhängigkeit treten zu dem passiven und allen Vermögen und Anlagen, welche dieser in sich aufgehoben enthält. Allein auch in dieser Beziehung hat die Aristotelische Spekulation dem activen νοῦς so sehr die unendliche Priorität vindicirt, dafs er den passiven νοῦς, der durch sich nichts seienden Materie vergleichbar, dieses Vermögen die allgemeine und ewige Form zu werden, erst zu dem macht, was er werden soll, während er selbst als des passiven νοῦς unbedürftig, *ist*, was er ist, das ewige Sein, die ewige Wirklichkeit. Ref. hat somit eine innere Dialektik des activen νοῦς des Aristoteles anerkannt, glaubt aber doch Gegensätze von anderer Art und eine Versöhnung verschiedener Natur gefunden zu haben, als der Verf. Subjectivität und Individualität haben durch ihre blofse

Digitized by Google

Passivität die Nothwendigkeit und Unsterblichkeit verwirkt; der aktive νοῦς ist nicht bloſs die negative Einheit und Totalität der Seelenvermögen, als welche der passive νοῦς anzusehn ist, sondern wahrhaft göttlicher und unsterblicher Natur.

Ueber die innere Beziehung des sechsten Kapitels zu dem Vorhergehenden hat sich Ref. vorhin schon erklärt. Ueber den Gehalt desselben mag er nicht wiederholen, was er bei einer andern Gelegenheit (in seiner Abhandlung *de individuorum et compositorum intelligentia*) weitläuftig auseinander gesetzt. Er schreibt nur noch seine eigenen von diesem Kapitel gebrauchten Worte: *locus multis, qui in Aristotelis psychologia exhibentur, indiligentior est, breviloquentia anceps*, zur Vergleichung mit dem Urtheile des Verfs. hin, daſs in den hier aufgestellten Begriffsbestimmungen die unverkennbarsten Züge der ächten Aristotelischen Theorie gefunden würden, so höchst schwerfällig und trivial auch der Ausdruck sei, und fügt noch seine Totalansicht über die gesammte Composition der Bücher περὶ ψυχῆς und aller übrigen zu diesem Cyklus gehörigen Schriften hinzu. Weit entfernt nämlich, eine einzige derselben für unächt zu erklären, erkennen wir in ihnen nicht allein den Inhalt, sondern auch die Form als die ächt Aristotelische und glauben überall der aus den andern gröſstentheils oder ganz für ächt geltenden Schriften wohl bekannten Dialektik zu begegnen, welche aber ohne Vorurtheil gefaſst sein will. Dabei jedoch glauben wir, daſs unser eben über das sechste Kapitel des dritten Buches περὶ ψυχῆς ausgesprochenes Urtheil nicht bloſs von den einzelnen Theilen der hieher gehörigen Abhandlungen mehr oder weniger gelte, sondern im Allgemeinen von der Ausführung der ganzen Lehre über die Seele in der groſsen Ausdehnung des ihr vom Aristoteles gegebenen Gebietes. Wir halten den in Rede stehenden Cyklus in Sachen wie deren Darstellung für unvollendeter als z. B. die in jeder Rücksicht reifere Metaphysik, und unter den zu diesem Cyklus gehörigen Schriften die Bücher περὶ ψυχῆς für die erstern, in welchen der Denker sein Gebäude auf eine tiefe Weise gründete, der Anlage gemäſs im Fachwerke ausführte, den Ausbau der meisten wichtigsten Parthien sofort aber eilig und etwas nachlässig vollendete, andere jedoch einer bequemern Zeit überlieſs, woher es denn gekommen, daſs die ergänzenden Abhandlungen der äuſsern Zurückweisungen nicht entbehren und nicht entbehren konnten, ja daſs einige mit mehr Sorgfalt bearbeitet, in Verhältniſs zu andern Parthien zu weitläuftig ausgeführt sind.

Ref. sieht seine Beurtheilung über die Erläuterungen zum dritten Buche der Psychologie über die gesteckten Grenzen hinausschweifen, und bricht deswegen die Relation hierüber ab, kann sich jedoch nicht enthalten auch den Wunsch auszusprechen, daſs es Hrn. Weiſse, wenn er vielleicht über den Verf. sämmtlicher Schriften, welche die Seele betreffen, früher oder später eine andere Ueberzeugung gewinnen sollte, oder einem andern in Aristotelische Spekulation eingeweihten gefallen möge, eine Darstellung der ganzen Aristotelischen Psychologie auszuarbeiten. Eine solche würde sich freilich nicht mit dem Inhalte der Bücher περὶ ψυχῆς begnügen, sondern die bekannten kleinern Abhandlungen, in welchen offenbar die Nachträge zu jener Lehre enthalten sind, benutzen und ihren Inhalt als Moment an den Stellen eintreten lassen, wo er sich seiner Natur nach und zufolge der bestimmtesten Andeutungen, welche diese Schriften haben, von selbst einfügt. Sie würde so viel als möglich die Sprache des Aristoteles zu reden sich bestreben, und sich ebenso sehr der Terminologie der neuesten Philosophie, der des konkreten Begriffes, wie ihrer Dialektik enthalten, die, so unleugbar ihre Verwandtschaft mit der Aristotelischen ist, doch einer andern Wissenschaft angehört, und sich ebenso wenig in die Form Aristotelischer Denk- und Sprechweise einzwängen lassen wird, wie dem Stagiriten das fremde, wenn gleich weitere und gelenkere Gewand stehen will. Sie wird sich hüten, in den Aristoteles eine Menge von Denkbestimmungen überzutragen, welche aus einem reichern Zeitalter stammen und in dem Griechischen Philosophen bisweilen kaum dem Keime nach vorhanden sind; sie wird es unterlassen willkührlich zu sondern, was in dem Griechen zusammenhängt, eigenmächtig zu knüpfen, was in ihm unverbunden ist, oder gar die gefundenen Lücken durch Fremdes auszufüllen. Hierin würde sich freilich eine solche Darstellung in Gegensatz stellen mit den Erläuterungen des Hrn. Weiſse, die sich der modernen Terminologie selbst da nicht enthalten können, wo sie ausdrücklich der Unvollendetheit Aristotelischer Dialektik Erwähnung thun, welche Aristotelische Sätze in Denkformen einführen, die nach dem eigenen Urtheil ein durchgebildeteres

Digitized by Google

Wissen voraussetzen, (unter vielen S. 223. 224.) welche endlich den Griechen oft im Geiste und nach dem Maafsstabe der neuesten Deutschen Philosophie beurtheilen, ergänzen, verbessern und tadeln (unter vielen Stellen S. 200.), eine Vergleichung, die auf alles einzelne angewendet, eine unendliche, meistentheils eine klügelnde und kleinliche sein und nur im Ganzen und Grofsen gehandhabt die Stellung des Griechischen Philosophen gegen die verwandte Deutsche Philosophie ins Licht setzen würde.

Anhangsweise und fast nachträglich hat Ref. noch über die Uebersetzung des Hrn. Weifse zu berichten. Es ist zu verwundern, dafs in der mittlern Zeit unter allen Griechischen Philosophen keiner mehr fast in allen Sprachen commentirt und übersetzt worden ist als Aristoteles und dafs gerade die spekulativsten seiner Schriften die ausgezeichnetsten Bearbeiter gefunden haben, wenn doch keiner eine längere und ausgebreitetere Herrschaft im Gebiete des Geistes übte, und dieses Gebiet nicht etwa in weiter Ausdehnung blofs oberflächlich berührte, sondern nach seinen Tiefen durchdrang. Die Deutschen haben jedoch erst dann angefangen ihn in ihrer Sprache zu bearbeiten als der spekulative Werth des Griechen schon verkannt wurde, oder als das Zeitalter so schwach geworden, dafs man ihn nicht mehr zu würdigen verstand und selbst in empirische Interessen versunken, an ihm nichts als einen gelehrten Empiriker zu haben vermeinte. Diejenigen seiner Schriften waren deshalb die beliebtesten, welche diesen Zwecken am meisten zu dienen schienen, und moralische und ästhetische Tendenzen, in welchen man befangen war, veranlafsten höchstens die Uebertragung der ethischen und rhetorischen Arbeiten des Mannes. Bücher wie die der Metaphysik, der Physik, blieben fast ganz unbeachtet und die der Psychologie mochten wohl nur hin und wieder die Aufmerksamkeit auf sich lenken, weil man sich in ihnen und durch sie wieder auf den einseitigen anthropologischen Standpunkt gestellt wissen wollte, worin man sich jedoch ebenso bald täuschte, als man sich dem ernsten Studium derselben hingegeben hatte. Die ächt wissenschaftliche Energie der neuern Zeit wendet in dem Maafse, als sie sich verbreitet, den Sinn den tiefen Produktionen des Aristoteles zu, und schon konnte es der um Aristotelische Schriften so sehr verdiente Brandis wagen, die in Deutscher Sprache noch nicht versuchte Uebersetzung der Metaphysik zu veranlassen und unter seiner Aufsicht zu einem glücklichen Gelingen zu führen, und Hr. Weifse selbst hat uns einige Jahre darauf mit einer Uebertragung der Physik beschenkt.

Die Eigenthümlichkeiten Aristotelischer Darstellungsweise bieten eine Reihe von Schwierigkeiten, welche nicht immer ein durchaus günstiges Resultat erwarten lassen. Es ist dem Uebersetzer einerseits die Selbstverleugnung zuzumuthen, mit welcher er sich willig gefallen läfst, was das Original Individuelles an sich trägt, und diefs in der eigenen Sprache nachzubilden sucht, andererseits die Freiheit und Sprachgewandtheit, in welcher er die Forderungen der vaterländischen Rede und der fremden wohl unterscheidet und jene so viel als möglich zu befriedigen strebt. Der durchgehende und über alle ächten Schriften verbreitete Charakter des Aristotelischen Styles ist gehaltene Ruhe und schmucklose Einfachheit, welche den Leser weder bestürmen noch durch die künstlichen Mittel der Beredtsamkeit an sich locken, sondern auf alle blofs äufsern Erfolge Verzicht leistend, den aus sich selbst entsprungenen und auf sich selbst basirten Gedanken in seinen Entwickelungen umkleiden. Diese sorglose Natürlichkeit ist bisweilen im Uebergang zu Nachläfsigkeit, bei welcher sich Satzfügungen verwickeln und sonst gebräuchliche Mittel der Uebergänge und Verbindungen als überflüfsig verschmäht werden; gleich als bedürfe die organische Evolution des Begriffes dieser äufsern Vermittelungen nicht. Wie der Gedanke überaus prägnant ist, so die Rede vielsagend und der reiche Inhalt liebt es nicht, sich in vielen Worten zu verschwemmen oder zu verflachen. Diese energische Kürze grenzt jedoch mitunter an Härte und Wortkargheit, zu welcher sich als natürliche Folge ein Grad von Dunkelheit gesellt. Bei dem reichen Gehalte im Ganzen hat der Ausdruck im Einzelnen eine solche Präcision, dafs man nur mit dem geübtesten Auge den scharfen Umgrenzungen zu folgen vermag. Diefs sind Grundzüge Aristotelischer Schreibart, welche man mit Recht in der übertragenden Copie wieder erkennen will. Es ist deshalb dem Uebersetzer nicht erlaubt, die einfache Darstellung durch schmückende Zusätze aufzutreiben oder aufzuputzen, und es mag ihm nur gestattet sein, wo der sorglose Redeverlauf die Fügungen verschlingt oder

Digitized by Google

springend weitergeht, durch ein entwirrendes oder ausfüllendes Bindewort aufzuhelfen. Man sieht es dem Uebersetzer nicht nach, wenn er die lebenskräftige Kürze in einer ungemessenen Fülle von Worten zergehn läfst und durch Umschreibungen verseichtet; man tadelt es, wenn er durch das Schielende und Unsichere des Ausdrucks die Grenzen des Begriffes verwischt; Fragt es sich nun, ob Herr Weifse jene charakteristischen Züge Aristotelischen Styles erkannt habe, so läfst sich erwidern, dafs ihm keiner entgangen ist, dafs er jeden derselben gefafst und in der Treue der Uebertragung eher zu weit gegangen ist, als zu wenig gethan hat. Dabei ist es ihm jedoch widerfahren, dafs er das, was Idiom der Griechischen Sprache überhaupt ist, oft mit für Eigenthümlichkeit des Schriftstellers gehalten und der Gräcismus in seiner ganzen Härte in das Deutsche versetzt aber nicht übersetzt, und das Idiom unserer Sprache dadurch so sehr verunstaltet hat, dafs die Uebertragung für die des Griechischen unkundigen Leser ebenso unverständlich als unangenehm ist. Ein anderer Uebelstand ist der Uebersetzung noch aus der allzu ängstlichen Scheu des Verfassers vor fremdländischen Wörtern erwachsen wie: Princip, Kategorie, Substrat, Element, prädiciren, Quantität u. s. w. Wörter wie diese und andere ähnliche haben sich in unserer wissenschaftlichen Sprache so sehr eingebürgert, dafs wir kaum an ihren fremden Ursprung denken und uns ihrer ebenso arglos bedienen, wie der eigentlich vaterländischen. Ueberdiefs hat die spekulative Wissenschaft ihren Besitz als einen reinen Gewinn zu betrachten, und sie wird sie nicht blofs deswegen behalten wollen, weil sie einmal ein langer Sprachgebrauch, seitdem man angefangen hat in Deutscher Sprache zu philosophiren, für wissenschaftliche Betrachtung geheiligt hat, sondern vorzüglich deshalb, weil alle von einem ekeln Purismus substituirten oft niedrigen Wortbildungen und schroffwörtlichen Uebertragungen die Trivialität von kleinlichen Reflexionsverhältnissen an sich tragen und kaum die spekulative Idee ahnen lassen. Die produktive Philosophie wird sich zwar stets hüten für neue Gedankenbestimmungen sogleich nach einem ausländischen Ausdruck zu greifen; sie wird aus der Muttersprache den wählen oder bilden, welcher dem Begriffsinhalte am meisten entspricht; sollte sie aber einen solchen weder finden noch sprachanalog schaffen können, wird sie kein Bedenken tragen, ein fremdes Wort geistverwandter Nationen zu benutzen. Ob nun obiges Urtheil sich bestätige, wird zum Theil schon aus der hier beigedruckten Uebersetzung des fünften Kapitels aus dem dritten Buche der Psychologie erhellen. „Nun aber, gleichwie in aller Natur zweierlei ist, das eine Stoff für jedwede Gattung, (diefs aber, weil es der Möglichkeit nach alles jenes ist); das andere, die Ursache und das Thätige, weil es alles bewirkt; wie sich die Kunst zu dem Stoffe verhält: so müssen auch in der Seele vorhanden sein diese Unterschiede. Und es ist ein Geist ein solcher, indem er alles wird, der andere, indem er alles thut; wie eine Eigenschaft, z. B. das Licht. Auf gewisse Weise nämlich macht auch das Licht die Farben, die der Anlage nach sind, zu Farben der That nach. Und dieser Geist ist abtrennbar und unvermischt, und keines Leidens fähig seinem Wesen nach, als seiend der That nach. Denn immer ist edler das Thätige, als das Leidende, und der Anfang als der Stoff. Einerlei aber ist die der That nach seiende Einsicht mit dem Dinge; die der Anlage nach aber ist der Zeit nach früher in dem Einigen. Ueberhaupt aber auch nicht der Zeit nach; sondern nicht findet bald Denken statt, bald nicht statt. Abgesondert aber ist er allein das, was ist; und diefs allein ist unsterblich und ewig. Wir erinnern aber uns dessen nicht: weil dieses zwar nicht zu leiden vermag, der leidende Geist aber vergänglich ist, und ohne jenen nicht denken kann".

Dr. Schmidt, in Erfurt.

Digitized by Google

No. 24.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1831.

XVI.

Tag- und Jahres-Hefte als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse. Von Goethe. (Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Band 31, und 32. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1830. 8.)

Goethe, der objektivste Dichter, dessen Geist und Schaffen in solcher Weise noch eigenthümlicher Deutsch zu bezeichnen man das Wort *Gegenständlich* mit Glück geprägt hat, will keineswegs verläugnen, dafs seine Dichtung und sein persönliches Leben wesentlich zusammengehören, beide einander gegenseitig darstellen und bedingen. Er spricht in dieser Ueberzeugung das bedeutende Wort aus, dafs alle Mittheilungen über sich selbst, die er uns in mannigfachster Form, als fortlaufende Lebensgeschichte, als Tagebücher und Briefe, nun schon in vielen Bänden dargeboten, eigentlich nur Ergänzung und Erläuterung der grofsen Konfession sind, welche er in allen seinen dichterischen Hervorbringungen niedergelegt hat. Aus diesem Gesichtspunkte sind denn auch die gegenwärtigen Schilderungen und Angaben zu betrachten, die uns, in einer abermals neuen, so bequemen als nutzreichen Form, bald in Umrissen, bald in ausgeführten Bildern, wiederholt Aufschlufs und Belehrung über den lebendigen Zusammenhang geben, der hier ursprünglichen Geist und gelegentliche Welt zu einer der gröfsten Erscheinungen verbindet.

Die Mannigfaltigkeit der Form ist bei Goethe kein Bedürfnifs willkürlichen Wechsels, hervorgerufen durch den Reiz der Verschiedenheit; sie ist in seinem tiefsten Wesen gegründet, welches den Gegenständen sich hingiebt und ihren Wandlungen folgt, ohne jemals aufzuhören, sie zu beherrschen; sie liegt aber auch in der Eigenart unsrer ganzen Bildungsstufe, auf welcher alle Zeiten und Länder, alle Stoffe und Richtungen, mehr als jemals früher, sich zusammendrängen und wissenschaftliche oder künstlerische Vereinigung ansprechen. Wir hätten es allerdings wünschen können, dafs Goethe in der Erzählung seines Lebens auf demselben Wege fortgeschritten wäre, den er für die Schilderung seiner Jugendjahre gewählt hat; man gewöhnt sich gern an diese Anmuth der Rede, welche gleich dem Hexameter Homers das Gröfste wie das Kleinste, das Tiefste wie das Aeufserlichste, mit demselben glücklichen Mafs und Geschick ergreift und an dem epischen Faden aufreiht. Allein wir fühlen bald, dafs der Dichter unsre Gewöhnung zu unterbrechen und uns auf neue Bahnen zu versetzen guten Fug hatte, sobald sein Stoff selbst ihn dazu aufforderte, und wir finden auch den Ertrag jeder Art auf keine Weise dabei verkürzt. Die Italiänische Reise, der Feldzug in der Champagne, die Belagerung von Mainz, durften das stärkere Gepräge der Gegenwart, welches gleichzeitige Briefe und Tagebücher vor der späteren Erzählung voraushaben, mit dem freieren Ueberblicke, welchen die letztere gewährt, sehr wohl verbinden. Diese neueste Mittheilung hat wieder einen andern Karakter, der ebenso seinem Inhalt entspricht. Der Dichter hat die bewegte Jugend, die grofsen Entwicklungen und Stürme schon überstanden, er ist auf sicherem und reichen Boden heimisch, er steht in der Mitte schöner Thätigkeiten, er sieht deren Wirkungskreise und Zielstrecken mehr oder minder deutlich abgegränzt. Zwar verläugnet weder er selbst seine proteïsche Natur, noch die Welt ihre unerschöpfliche Anreizung, in Geist und Gemüth mufs er immerfort neue Einsichten und Verhältnisse zu neuen Gestalten verarbeiten, von aufsen ergreifen die Stürme der Zeit auch ihn mit Gewalt: aber das Leben im Ganzen bleibt gleichwohl innerhalb seiner gewonnenen Ufer, und die mächtige Fluth strömt nach allen Aufwallungen wieder beruhigt und klar ihren unveränderten Lauf dahin. Für einen solchen Le-

Digitized by Google

bensabschnitt ist die Form von Jahrbüchern unstreitig die angemessenste, sie fasst zusammen, was die unvermeidlich sich zwischendrängende Gewöhnlichkeit des Lebens zu weit auseinanderrückt, und sie lässt doch auch dem einzelnen Tage, wo er für sich selbst belebt und erfüllt auftritt, sein gebührendes Recht. Dass die Elemente des Goethischen Lebens und Dichtens hiebei nicht einzeln in einer geschichtlichen Aufeinanderfolge zum Vorschein kommen, sondern gleichzeitig und verbunden sich über das ganze Leben hin und in den mannigfachsten Mischungen thätig zeigen und gestalten, braucht nicht erst erinnert zu werden.

In den vorliegenden Bänden lassen sich sehr deutlich drei verschiedene Abtheilungen wahrnehmen. Dem gewählten Gesichtspunkte gemäss greift die Betrachtung gleich zuerst in die frühesten Jahre zurück, jedoch, da diese schon ausführlich behandelt sind, nur in allgemeinen und raschen Andeutungen, die uns mit kürzesten Wendungen leicht und schön in die zunehmende Fülle des Besondern hinleiten, welches den späteren Jahren zugetheilt ist. Vom Jahre 1789 an werden die Aufzeichnungen immer wichtiger und reicher, und mit dem Jahre 1794 gewinnen sie die grösste Ausbildung wie den grössten Gehalt, wogegen sie vom Jahre 1813 bis zum Schlusse von 1822 wieder mehr als Umrisse erscheinen. Die erste Abtheilung beleuchtet schon Vorhandenes mit neuen Streiflichtern; die zweite füllt einen grossen Raum, der sogar durch das, was aus dem reichen Briefwechsel Goethe's und Schillers von 1794 bis 1805 hineinfällt, noch in den meisten Beziehungen dunkel für uns war, doch bleiben auch hier noch grosse und wichtige Lücken übrig; die dritte Abtheilung endlich giebt uns mit vielem Erfreulichen und Genügenden zugleich noch bedeutende Anwartschaft auf die Zukunft. Wir haben es demnach hier durchaus mit Fragmentarischem, nicht Abgeschlossenen, zu thun, wie es die Natur der Sache mit sich bringt, wo das Mitgetheilte zugleich ein noch Fortlebendes ist, und Bedingungen und Rücksichten dieser in manchem Betracht dem Genusse und der Einsicht hinderlichen, dem wahren Antheil jedoch stets unschätzbaren Eigenschaft unterliegt.

Da wir als Mitlebende diese Denkblätter empfangen, so geniessen wir auch den Vortheil, sie von einer oder der andern Seite, je nachdem unser eignes Leben mit ihrem Inhalte zusammentrifft, an unsrer eignen Anschauung zu prüfen, diese zu erweitern, zu berichtigen, durch Uebereinstimmung zu bestätigen, oder auch, wo es sich darböte, im Widerspruche zu erhärten. Hier müssen wir im Allgemeinen aussprechen, — wir, die wir sagen können, dass wir einen grossen Theil der hier vorgeführten Welt gleichfalls erblickt und in diesen Kreisen, an diesen Orten, auch noch in der Ferne gleichsam mitgelebt haben, — dass es unmöglich ist, getreuer und wahrhafter das Leben in seiner bestimmten Wirklichkeit aufzufassen und wiederzugeben, als hier geschehen ist. Die Personen, die Oertlichkeiten, die gesellschaftlichen Gruppen, die geistigen Bezüge und Stimmungen, die litterarischen und politischen Eindrücke, alles lebt und wirkt hier in seiner unverkümmerten Natur, und mag irgend ein Kleinstes im ganzem Vollbestande seines Daseins hervorleuchten, oder ein Grosses in in dem geringsten seiner Theile nur äusserlich berührt sein, immer ist das Vorkommende ächt in Gestalt und Wesen, zu allem passend, was weiterer Verfolg noch anreihen oder enthüllen möchte, nirgends eine falsche Färbung, eine erzwungene Wendung, die nur dem isolirten Theilbilde für den Augenblick dienen sollte. Dies gilt auch von den Bezeichnungen rein geistiger oder sittlicher Gegenstände; selbst wo wir mit dem Autor nicht übereinstimmen, wo wir seiner Ansicht oder Denkweise eine andre entgegensetzen und diese fest behaupten, werden wir nicht umhin können, die seine gleichfalls auf einem gegebenen Boden wohlbegründet zu finden, und als eine in ihm statthafte gelten zu lassen. Wollen wir die Vergleichung fortsetzen, und die hier entwickelte oder angedeutete Lebensfülle mit derjenigen zusammenhalten, die in gleicher Weise von andern Genossen dieser Zeiten sich ihren Tag- und Jahresheften einschreiben liesse, so würden wir auch in dieser Beziehung ohne Zweifel das Ergebniss zu bekennen haben, dass schwerlich ein Zweiter eine solche Vereinigung reichen innern Lebens mit reichem äussern Zuströmen und Hinauswirken darbieten könnte.

Es wäre überflüssig, die Goethische Darstellungsweise näher zu bezeichnen; jeder Deutsche hat sie vor Augen und ist mit ihr vertraut; dass sie hier in ganzer Kraft und in vollem Glanze leuchtet, wird im ersten Eindrucke gleich jedem Leser sich bestätigen. Dieselbe plastische Schönheit, dieselbe Tiefe und Klarheit der Anschauung, dieselbe gelassene Durchdrungenheit, welche aus andern Schriften unsers Autors in uns wirken, walten auch hier. Einige Abschnitte, grössere

Digitized by Google

Schilderungen oder Erzählungen enthaltend, gehören zu dem Vollendetsten, was jemals Goethe's Feder geliefert hat, sie würden für sich allein, auch ausser dem Zusammenhange, der sie noch erhebt und verschönert, als die reizendsten Karakterbilder bestehen, an die Novelle streifend, in dem Sinne, wie Boccaccio sie nimt, und dem Humor verwandt, welchen Sterne so liebenswürdig ausläfst. Die Reise nach Halberstadt, Helmstädt und Magdeburg, wo die begleitenden wie die besuchten Personen so lebhaft hervortreten, die Tage bei dem wunderlichen Beireis und die Einkehr bei dem tollen Hagen, werden auch den Nachkommen in erster Reihe Goethischer Bilder stehen, uns aber haben sie überdies noch den Reiz, dafs sie die seltsamen Mährchen, die uns aus der Gegenwart schon immer räthselhaft zugeklungen und uns als halbverstandene beunruhigt, mit anmuthigen Aufschlüssen fortsetzen und in zuverlässiger Gestalt festhalten. Ebenso ist der Besuch in Göttingen mit unvergleichlich liebenswürdigem Humor erzählt, und daneben der ernsten Würde eines solchen Gelehrtensitzes jede Gebühr sorgfältig abgetragen. Die Festlichkeit der sogenannten Mohren in Jena wäre dem Stoffe nach die belebteste Idylle aus dem Volksleben, aber in der Darstellung unsres Dichters ist sie zugleich ein hohes Zeugnifs naturhellen Anschauens der Verhältnisse, menschenfreundlichsten Sinnes und edler Werkstelligkeit, welcher Laune und Talent zur guten Stunde dienen.

Ein Meisterstück tiefen und sichern Eindringens in ganze Regionen wie in den einzelnen Menschen liefern die Blätter, welche den philologischen Boden und auf demselben die geistige Eigenart Friedrich August Wolfs darlegen; wer den Vortrefflichen gekannt hat, wird in den glücklichen Andeutungen der Art und Weise, wie das kritische Geschäft sich in jener ausgezeichneten Persönlichkeit gleichsam verkörpert hatte, vielfache Themata der ergiebigsten Betrachtungen empfangen. Aus der vornehmgeselligen Welt reihet sich hier, mit scharfen Lichtern und hellen Farben ausgestattet, das Bild an, welches von dem Aufenthalt und Treiben der Frau von Staël und Benjamin Constants in Weimar eine Vorstellung giebt; einige Abneigung begleitet hier die Bewunderung, die Erscheinungen stofsen fast eben so zurück, als sie anziehen, aber wie gerecht, billig, und liebevoll sogar, bleibt die Schilderung, welche auch einer feurigern und anschliefsendern Gesinnung ihre Geltung unverwehrt läfst! Die politische Welt liefert in dem tobenden Obersten von Massenbach ein artiges Gegenbild. Höchst karakteristisch, und wie nur einzig noch Goethe sie zu geben im Stande war, ist die Bezeichnung des geistigen Bildungszustandes der Deutschen in und mit der Litteratur gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, und wie die Heroen der letztern sich darin verhielten, wobei freilich der Leser den Standpunkt und die Wirkung Goethe's selber, wodurch das Ganze sich unter neuen Bedingungen abschliefst, hinzudenken mufs.

Lehrreich bedeutend, aber nicht weniger lebendig und anziehend, und sogar mit einigem wohlerhaltenen Reize damaliger Heimlichkeit und Spannung, stellen sich uns die Widersachereien Kotzebue's, der ränkevolle Zwiespalt und dann der offne Krieg vor Augen, welche die Litteratur und das Bühnenwesen verstörten, und woran sich die aus versuchter Verpflanzung der allgemeinen Litteraturzeitung entstandene Verdoppelung derselben anschliefst. Die Wirksamkeit des in Weimar und Jena ansäfsigen und versammelten Geistes, und insbesondere das grofse praktische Talent Goethe's, werden bei dieser Gelegenheit und in vielen andern Fällen in ihrer ganzen, für das Nächste wie für das Fernste wohlthätigen Wichtigkeit sichtbar. Die wiederkehrenden Erwähnungen von Fichte, Jacobi, beiden Humboldt, von Vofs und Stolberg, beiden Schlegel, von Reinhold, Schelling, Hegel, Hufeland und mehreren Andern, ergänzen und heben sich wechselsweise.

Doch was sollen wir weiter noch Einzelnes anführen, wo alles und jedes, wenn auch nicht immer der gleichen, doch der vielfachsten und ausgezeichnetsten Vorzüge theilhaft ist? Sind es nicht ganze Gemählde, so sind es einzelne Striche, bedeutende, karaktervolle Bezeichnungen, welche unsre Aufmerksamkeit ansprechen. Das ganze Buch ist erfüllt von Ausdrücken, Metaphern, Beiwörtern, die einen neuen Gesichtspunkt geben, höheren Sinn aufschliefsen, merkwürdige Verbindungen knüpfen, oder auch ohne besondern Glanz einfach nur das Richtige treffen, so dafs ihre jedesmalige Wahl dem Leser zu denken giebt, und seine Bewunderung oder seine Prüfung anspricht. Die ganze Sprache ist in diesem Geiste von neulebendiger Frische und Kraft, und dabei so verständlich und vertraut, dafs wir nur Bekanntes und Gewohntes zu sehen glauben

Im engsten Zusammenhange mit dieser Bezeichnungsweise, und grofsentheils als Grund derselben, ist

Digitized by Google

der Bezug auf ein höheres Sittliches zu fassen, welcher unter allen Gebilden des verschiedenartigsten Lebens hier mehr oder minder deutlich hervorstrahlt. Es ist nicht bloſs ein Dichter, dessen göttliches Talent uns das Schöne darstellt, es ist zugleich ein Weiser und Lehrer, der uns die Lebensgewirre einsehen, fassen und behandeln lehrt, indem er uns den richtigen Maſsstab ihrer Gestalten, ihres Wechsels und bleibenden Werthes an Beispielen der Wirklichkeit darbietet, und aus allen Windungen auf ein höheres Gute deutet, welches als Rechtschaffenheit, Wahrheit, Menschenliebe und Frömmigkeit sich zu erkennen giebt. Wir wollen hier zum Beleg nur die denkwürdigen Ausdrücke beibringen, wo es von Frau von Staël heiſst: „Sie hatte keinen Begriff von dem, was Pflicht heiſst, und zu welcher stillen gefaſsten Lage sich derjenige, der sie übernimt, entschlieſsen muſs", und später von dem Abte Steinmetz, der zu Kloster Bergen „in frommem Sinne, vielleicht einseitig, doch redlich und kräftig wirkte", mit dem herrlichen Zusatze: „Und wohl bedarf die Welt, in ihrer unfrommen Einseitigkeit, auch solcher Licht- und Wärmequellen, um nicht durchaus im egoistischen Irrsale zu erfrieren und zu verdursten". Im Vorbeigehen haben wir bei dieser Gelegenheit auch noch der politischen Denkart und Haltung Goethe's zu erwähnen. Sie erklärt sich hier, wie schon immer, kräftig gegen alles Revolutionäre, und seinen heftigen Widerwillen gegen die Französische Revolution, für welche Reichardt mit Wuth und Ingrimm Parthei genommen, giebt er als den ersten Grund des Miſsvernehmens an, welches ihn später mit diesem sonst geschätzten Manne in offne Feindschaft stellte. Wir gestatten uns an dieser Stelle die nöthige Bemerkung, daſs die politischen Gesinnungen, von den verschiedenartigsten Umständen, Antrieben und Eindrücken abhängig, aus unberechenbaren Elementen sich gestaltend, ihren letzten Gründen nach oft völlig dunkel, in allen andern Gebieten des Lebens grade am meisten auf die Duldung gegründeten Anspruch haben, die ihnen auf ihrem eigensten Gebiete freilich ganz versagt bleiben wird; wir geben daher gern zu, daſs man in dieses Urtheil gegen Reichardt einzustimmen, und mit ihm auch Wieland, Klopstock, Stolberg, Kant und so viele Andre, welchen die Französische Bewegung anfangs ein neues Heil dünkte, zu verdammen nicht verpflichtet sei, allein wir sind gewiſs, daſs bei allen Partheien unter den Redlichen und Wackern nur eine gemeinsame Stimme des Anerkennens für die untadlich loyale und ethisch-künstlerische Gesinnung Statt finden kann, welche Goethe in den bündigen Worten ausspricht: „Ich aber, die gräulichen unaufhaltsamen Folgen solcher gewaltthätig aufgelösten Zustände mit Augen schauend und zugleich ein ähnliches Geheimtreiben im Vaterlande durch und durch blickend, hielt ein für allemal *am Bestehenden fest*, *an dessen Verbesserung, Belebung und Richtung zum Sinnigen, Verständigen*, ich mein Leben lang bewuſst und unbewuſst gewirkt hatte".

Betrachten wir diese reiche Sammlung nun noch insbesondre, sofern sie den Dichter persönlich angeht, uns von seinem Streben und Arbeiten, seinen Schickungen und Thätigkeiten, Hemmungen und Fördernissen unterrichtet, so finden wir, selbst nach allem Früheren, was uns schon in andern seiner Schriften und besonders auch in seinem Briefwechsel mit Schiller hierüber mitgetheilt ist, den gröſsten Reichthum wichtiger Angaben, willkommener Erläuterungen und neuer Ueberblicke. Seine Beschäftigungen im Gebiete der Wissenschaften überhaupt, insbesondre der Naturforschung in allen ihren Richtungen, der Alterthumskunde und Geschichte, der Sprachen und Litteraturen, sein Wirken im Staats- und Hofleben, bei Anstalten und Einrichtungen aller Art, seine vieljährige Leitung eines zur höchsten Stufe gebrachten Theaters, sein thätiges Bemühen um bildende Kunst, endlich sein regsamer, fruchtbarer Umgang, sein unausgesetzter Lebensverkehr in allen Kreisen der Gesellschaft: dies alles zusammen bildet ein staunenerregendes Ganze, das wohl niemand ohne wahren inneren Gewinn betrachten kann. Wir sehen Goethe'n, nachdem er auf seinem glücklichen, in Weimar gefundenen Standpunkte heimisch geworden, sich selbst und seine Verhältnisse, und mit diesen zugleich seinen Ort und sein Land nach und nach zu immer gröſserer Bedeutung emporbilden, und, aus dem Engen nach allen Seiten in's Weite vorgedrungen, ein treugeführtes Still-Leben überall zur groſsen Welt ausströmen, zugleich aber auch über diese in neue Einsamkeit herrschend sich erheben.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 25.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1831.

Tag- und Jahres-Hefte als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse. Von Goethe.

(Schlufs.)

Denken wir uns Goethe'n anstatt dieser merkwürdigen Lebensbahn einer andern angehörig, in das Gedräng einer grofsen Hauptstadt, in die Anforderungen und Darbietungen grofser Massen versetzt, so ist er nicht Goethe mehr. Er hätte mit diesen Gewalten, um seinem schaffenden Geiste zu folgen, brechen müssen, und dann wäre die schöne Ruhe der Uebereinstimmung, der harmlose Frieden gestört gewesen, oder jene Mächte hätten ihn an sich gerissen, sein Leben wäre ein politisches geworden, und dann hätte er ohne Zweifel stark eingegriffen in die Bewegungen der Zeit, allein das klare, starke Licht der Jahrhunderte, der Dichter und Lehrer seines Volks, wäre er dann schwerlich geworden.

Bei einem Leben und Wirken so eigenthümlicher Art werden uns auch mit Recht die vielen kleineren Züge und Anführungen wichtig, die ein solches Ganzes bilden helfen. Manche derselben lassen den flüchtigen Leser beim ersten Anschein vielleicht gleichgültig, z. B. die wiederholte Nennung vieler Personen, von denen nicht grade Bedeutendes immer zu sagen war, und die man theils als allbekannte, theils als unbekannte in blofser Anführung nur hat lästig finden wollen, ferner die Erwähnung so manchen Begegnisses oder Umstandes, deren Interesse wenigstens gegen andres Mitgetheilte zu sehr zurückzustehen schien. Wir können unsres Orts aber selbst die Aufzählung empfangener Besuche oder gelesener Bücher hier nicht unbeachtungswerth halten, da doch jeder Namen einen individuellen Bezug ausdrückt, und an seiner Stelle nicht ohne Bedeutung steht, wäre er auch nicht, wie doch fast immer der Fall ist, durch eigenthümliche Wendung oder Bezeichnung eingeführt, und so durch mitgebrachtes oder zugetheiltes Leben gerechtfertigt. In Deutschland aber ist die Unart gewöhnlich, dafs jeder geringste Leser sich anstellt, als biete auch der gröfste Autor, wenn er vertraulich redet, ihm Sachen von nicht genugsamer Wichtigkeit an, und dürfe er Bedeutenderes verlangen; ein Benehmen, wodurch meist nur die geringe Einsicht an den Tag kommt, welche den wahren Werth nicht zu erkennen vermag. Wir loben dagegen die Bescheidenheit und den guten Sinn eines wackern Englischen Kritikers, der neulich in einer lesenswerthen Anzeige des Briefwechsels von Goethe und Schiller auch die kleinsten Zettel und unbedeutendsten Meldungen in der Sammlung nicht missen, und in diesen Mittheilungen wenigstens die sprechendste Gewähr der Authenticität alles Uebrigen sehen wollte.

Gern möchten wir von solchem Einzelnen, welches unmittelbar auf Goethe's Person und Dichten zu beziehen ist, manches hervorheben und näher besprechen; allein, bei einer Schrift, die so unendlich reich und dabei in Aller Händen ist, bleibt es wohl das Beste, auf das Buch selber zu verweisen, und zu dessen frischem Lesen aufzufordern. Zwei besondre Stellen nur wollen wir kürzlich anführen, als zwei nach entgegengesetzten Endpunkten liegende Beispiele erwünschten Aufschlusses. Durch die eine dieser Stellen erfahren wir, dafs Wilhelm Meisters Lehrjahre allerdings einen Grundgedanken in sich tragen, der vom Anfange her sich immer deutlicher durcharbeitet, bis er auf dem letzten Blatte sogar vollständig ausgesprochen wird, in den Worten: „Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand". Hieran mögen nun die Kritiker ihren Aerger zernagen, welche bisher behauptet hatten, dieser Roman habe kein solches Spruch- und Lösungswort, und der Roman überhaupt dürfe auch keines haben! Die zweite Stelle löst einen etymologischen Zweifel. Seit dreifsig Jahren war gefragt worden, was der Ausdruck „Kophthische Lieder" heifse, und woher der-

Digitized by Google

selbe abzuleiten sei? Die schönen Lieder waren an sich ganz verständlich, aber das Räthsel des Namens blieb. Jetzt ergiebt sich die Benennung als seltsam genug entlehnt aus dem so lange verschwiegenen Umstande, dafs das Lustspiel der Grofs-Kophtha zuerst eine Oper werden sollte, und jene Lieder von dieser versuchten, aber bald wieder aufgegebenen Bearbeitung übrig geblieben. —

Bei einer Ausgabe letzter Hand, und in Betracht der ehrenwerthen Gehülfen, welche dabei als mitthätig genannt sind, darf schliefslich auch noch die Rüge Platz finden, dafs in Schreibung der Namen bessere Genauigkeit zu wünschen wäre, damit nicht z. B. *Wolf* der Philologe und *Wolff* der Schauspieler verwirrend durcheinander laufen, und ein Hauptquartier zu *Hans* in Frankreich eines zu Haus werde! —

K. A. Varnhagen von Ense.

XVII.

Aristophanis Comoediae. ed. Bernard. Thiersch. Tomus I. continens Plutum, Prolegomena in Aristophanem et C. Ferdinandi Ranke commentationis de Aristophanis vita partem primam. S. VI. p. 1. Aristophanis Ranae — praemittuntur quaestiones de Ranarum fabulae nomine, aetate, occasione et consilio. MDCCCXXX.

Den ersten Band eröffnen die *Prolegomena*, die nicht ohne Eleganz geschrieben sind und sich dadurch von den Anmerkungen unterscheiden, auf welche geringere Sorgfalt verwandt ist. Sie behandeln einige *Orthographica*, ausführlicher die verschiedenen Arten der Synaloephe, wozu ein Nachtrag im sechsten Bande folgt, kürzer das *Hyphen*, die Schreibung der zweiten Singular-Person im Passivum (η oder ει), der Praepositionen εἰς und ξύν, und die Aspiration von ἀνύω u. s. w. Dies ist allerdings nur ein kleiner Theil der orthographischen Fragen, deren Beantwortung dem Kritiker des Aristophanes obliegt; auch ist das hier gegebne, selbst die Untersuchung über *Crasis*, *Synizesis etc.*, nicht vollständig genug begründet, um den neuen Ansichten Eingang zu verschaffen, die der Verf. über einen viel besprochenen, bis jetzt wenig erläuterten Gegenstand vorträgt. Am Schlusse der *Prolegomena* eine Revision der kritischen Hülfsmittel, zu welchen noch der *cod. Monacensis* hinzugekommen ist, ohne wesentlichen Nutzen für die Kritik des Textes, soweit es aus den beiden vorliegenden Stücken erkennbar ist. Dann folgt der neueste Theil der *Commentatio de Aristophanis vita*, die von Belesenheit und Urtheil zeugt, obwohl nicht frei von den Mängeln des ersten Versuchs; bei wachsendem Stoffe wird der Ausdruck kürzer, die Entscheidung bedächtiger werden. In den *Quaestiones de Pluti aetate et indole* sucht der Verf. zuerst zu erweisen, der Dichter habe den Zweck gehabt, seine Mitbürger von der Nachahmung spartanischer Sitten abzuleiten, zweitens, dafs unser *Plutus* die zweite Ausgabe sei, aber zu den Stükken der ältern Comödie gehörig, nicht der mittlern. Den letzten Theil des Bandes nimmt der Text desselben ein, begleitet von der Angabe der Lesarten und dem Commentar; die *Ranae* im sechsten Bande sind auf gleiche Weise ausgestattet. Ueber Plan und Bestimmung seiner Ausgabe äussert sich der Verf. nirgends. Die eigenthümlichen, der Kritik und Grammatik angehörigen Untersuchungen, die in den *Prolegomena* und den *Quaestiones* angeregt oder ausgeführt werden, lassen eine höhere Bestimmung vermuthen; noch mehr die höchst umständliche Darlegung der Lesarten, selbst der unnützen; der Commentar hingegen nimmt meist auf Leser Rücksicht, denen der Inhalt der aristophanischen Stücke unbekannt, der Griechische Ausdruck wenig geläufig ist. Da der beschränkte Raum eine gleichmäfsige Beurtheilung beider Theile, des Commentars und der einleitenden Abhandlungen nicht verstattet, so beschränkt sich die Relation auf die kritischen und exegetischen Anmerkungen, die zugleich Haupttheil und Mafsstab des Ganzen sind.

Vor jedem Stücke steht eine Griechisch geschriebene Charakteristik der Personen, z. B. *Καρίων δοῦλος, πιστὸς μὲν Χρεμύλῳ τῷ δεσπότῃ ἐπαρηγών. ἀλλὰ καὶ κλέπτης πανοῦργος. Χρεμύλος πρεσβύτης μὲν πλάττεται ἀγροῖκος καὶ πένης, ἐπιθυμούμενος ἀλουτεῖν* etc. Abgesehn von der Sache könnte man wünschen, dafs dabei poetische, unattische, ungriechische Formen vermieden wären z. B. *ἐπαρηγών, ὁ μῶς, φενακιστής, ἐπιθυμούμενος, ἀποθανόντων τῶν τραγῳδοδιδασκάλων δεξιῶν* u. dergl. Im Anfang der *Ranae* folgt noch eine zweite Anzeige, wahrscheinlich nach dem Muster der alten Parepigraphen; *Aulaeis pressis opimo habitu et bene curata cute vir conspicitur, qui Bacchi personam gerit rubris cothurnis incedens et crocota amictus, sed manu clavam Herculis concutit* (?)

Digitized by Google

et ab humeris pellem leonis demittit. Ob das Niederlassen des Theatervorhangs wie im Orest so beim Anfang jedes Spiels ohne weiteres anzunehmen sei, ist zweifelhaft; das übrige steht im Texte. Unmittelbar unter dem Texte steht die Angabe der Varianten ausführlicher als man wünschen kann, indem selbst die handgreiflichsten Schreib- und Druckfehler der alten Ausgaben verzeichnet werden, βυτῶ statt βυθῶ; πίθομαι st. πείθομαι, θεόμενοι st. θεώμενοι, κόθορνος st. κόθορνος, στολμύματα st. στωμύλματα, ein accentloses δεςποτα, und dergleichen auf allen Seiten und an allen Stellen, wo die Lesart nicht im geringsten zweifelhaft ist, noch zu dem Zwecke, den paläographischen Werth oder Unwerth einer Handschrift oder alten Ausgabe kenntlich zu machen. Sollte indefs diese Vollständigkeit der Bestimmung einer kritischen Ausgabe angemessen scheinen, so mufste die Sach- und Worterklärung einen andern Charakter annehmen. Diese ist gröfstentheils, wie gesagt, auf Anfänger berechnet, z. B. beim ersten V. des *Plutus: Ζεῦ καὶ θεοί, intell.* ἄλλοι, *ut v.* 895. *vel* πάντες, *quae formula apud oratores et in diverbiis occurrit nec a philosophorum dialogis aliena est*, dazu Belege aus Demosthenes, Plato, Xenophon. Die Annahme einer Ellipse möchte hiernach unnöthiger sein, als bei *Ἀθηνᾶ καὶ θεοί.* Dann werden bei παραφρονοῦντος δεσπότου Stellen angeführt, in welchen παραφρονεῖν, παράφρων, παραπαίειν und παραγνώναι vorkommen. Ὁ κεκτημένος V. 4. heifse der Herr, ἡ κεκτημένη die Herrin, die Sclaven würden als κτήματα betrachtet, doch, wie Aristoteles sagt, als ἔμψυχα; zu μετέχοντα τῶν κακῶν wird die falsche Erklärung πληγῶν ohne Berichtigung wiederholt. Dagegen wird V. 6. τοῦ σώματος γὰρ οὐκ ἐᾷ τὸν κύριον κρατεῖν ὁ δαίμων ἀλλὰ τὸν δαιμόνιον eine unerwartete Erklärung gegeben: *ὁ δαίμων non fatum non fortuna, ut vulgo accipiunt, sed genius iste, quem Socrates homini cuique simulac natus sit, adesse ejusque sortem moderari fecit.* Wie sollte doch der Sclav Karion zur Kenntnifs dieser Lehre kommen, welche nie in den Griechischen Volksglauben übergegangen ist, und was kann uns veranlassen, hier die allgemeinübliche Bedeutung des Wortes δαίμων aufzugeben? an die Genien der italischen Religion kann nicht gedacht werden. Zwischen Erläuterungen der gewöhnlichsten Ausdrücke, wie παρέχειν τινί πράγματα, ἀκολουθεῖν κατόπιν, πάνυ σφοδρά (wo verschiedenartiges verglichen wird), und ähnlichen, finden sich manche eigenthümliche Ansichten, die den Anfänger leicht verwirren möchten, wenn z. B. behauptet wird V. 7. stehe ὁ δαιμόνιος statt des regelmäfsigen ἀνηρ μονος, oder εἶνοις τύχαις zu sagen sei brauchbar, aber nicht εἶνός μοι τυγχάνει V. 35. (Unmöglich kann das fehlende oder ausgedrückte Pronomen einen Unterschied machen). εἶεν heifse *o bone!* οὐ δῶν *heus, boni viri!* Unter den kritischen Vorschlägen ist am wenigsten zu billigen was V. 4. zur Empfehlung der zurückgerufenen unrichtigen Lesart ταυτά statt ταῦτα gesagt wird, und einem Schreibfehler ähnlich die Conjectur v. 34. τὸν ἐμὸν βίλος. Ueber die Accentuation des γρῦ wird nichts bemerkt, sondern blofs erwähnt, γρῦ und γρύζειν werde eigentlich vom Grunzen der Schweine, tropisch von unwilligem Murren, endlich *de quavis re nihili* gebraucht; hier war blos von οὐδὲ γρῦ zu sprechen, welches mit Grunzen und Murren nichts zu schaffen hat, und auch nicht *rem nihili* bedeutet.

Den sechsten Band eröffnet die *Quaestio de Ranarum fabulae nomine, aetate et occasione*, enthält über *de nomine fabulae* gar nichts als die Aeufserung *quum plures Aristophanis fabulae chori nomine inscriptae sint, non est quod quaeramus cur huic fabulae Ranarum nomen sit inditum.* (Es hätte doch erwähnt werden können, dafs zwei andre Komiker Lustspiele unter demselben Titel dichteten). Und auch von diesem Satze wird wieder ein Theil aufgehoben durch die gebilligte Bemerkung des Scholiasten, dafs die Frösche überhaupt keinen Chor bilden; dafs sie den Zuschauern sichtbar gewesen, findet der Verf. nicht unwahrscheinlich und wiederholt sogar die wunderlichen Fragen, ob die Froschmasken tragische, komische oder kyklische Dichter dargestellt hätten, mit der eignen Vermuthung, Aristophanes habe wohl mit dem Freschliede die lästige Geschwätzigkeit des Euripides verspotten wollen. Was weiteres darüber im neusten Februar-Hefte des *Quarterly Rewiew* zum Besten gegeben wird, konnte nicht erwähnt werden. Dann folgt die Zeitbestimmung nach den bekannten Datis; statt eindringender Untersuchung der theils scheinbaren theils reellen Schwierigkeiten, welche die Chronologie der äufsern Begebenheiten, die Zeitfolge der Dionysosfeste in dem engen Raum zwischen der Verurtheilung der Feldherrn und der Niederlage bei Aegospotamos, verbunden mit den Angaben der Zeit, in welcher Sophokles starb, der Berechnung entgegenstellen, finden wir eine Berufung auf Ranke's

Digitized by Google

Commentatio p. 272. wo die Sache leicht abgefertigt und weitere Auskunft versprochen wird. Die zweite Aufführung der *Ranae* setzt der Verf. nach unsicherer Vermuthung kurz vor dem Tode des Sokrates. Die *quaestio de — consilio* wird umständlicher geführt als man bei der Klarheit der Sache erwarten sollte. Die Hauptansicht ist: *poeta ostendit tragoediam, quam sophistica ars occupasset, cives et rempublicam corrumpere.* Auf keinen Fall läfst sich die Summe des Tadels, der über den Euripides ausgesprochen wird, unter dem Ausdruck *Sophistik* zusammenfassen, noch konnte Aristophanes ernsthaft glauben oder behaupten, dafs Euripides sein Zeitalter moralisch verdorben habe; was in dieser Hinsicht über ihn gesagt wird, ist blos der komische Ausdruck eines Kunsturtheils, welches gegen die Φιλευριπίδης gerichtet war, wie sie etwa von Axionikos dargestellt wurden. Ueber den unmittelbaren Zweck des Komikers hat der Vf. eine ganz eigne Meinung; in dem Streite der beiden Tragiker, welches der Hauptheil des Ganzen sei, habe er zwar die Athener überhaupt, doch hauptsächlich die fünf tragischen Richter, die über die Preise entschieden, verspotten wollen. Zugegeben die Fünfzahl der komischen, selbst der tragischen Richter in Athen, würde man doch in dem Stücke selbst umsonst eine, wenn auch nur entfernte Anspielung auf dieses Institut überhaupt oder auf die jetzigen oder ehmaligen Mitglieder desselben suchen. Es sind doch aber, sagt der Verf., bei dem Dichterstreite fünf Personen beschäftigt, Aeschylos, Euripides, Pluton, Dionysos und eine stumme Person! Die beiden ersten sicher nicht als Schiedsrichter; die stumme Person ist nirgends angedeutet, nicht einmal in dem Katalog des Verfs. Vollkommen klar und richtig ist die Behauptung, dafs in der Kritik des Aristophanes Ernst und Scherz durch einander laufe; doch möchte zu dem scherzhaften auch die Beschuldigung gehören, dafs Euripides Blutschande, Abgötterei und Selbstmord, Sykophantie und Klügelei verbreitet oder veranlafst habe p. XVII. So viel von der Einleitung; in dem Texte selbst hat der Verf. viel nach Conjektur verändert; ob mit Recht, werden die Beispiele zeigen, die wir aus den ersten hundert Versen entlehnen. V. 4. ist die alte unstatthafte Lesart πάνυ γάρ ἐστ' ἤδη σχολή mit σχολῇ vertauscht, welches heifsen soll *exclamatio πιέζομαι νῦν: adhuc est celebre aliquid*, d. e. *jam alii Comici ea abusi sunt*; dabei müsse τί oder μόλιον supplirt werden; das letztre hinzugesetzt würde geradezu den Sinn verkehren, da Dionysos läugnet, dafs dergleichen Witz noch Lachen erregen; τοῦτο πάνυ τί ἐστιν ἤδη σχολῇ kann unter keiner Bedingung heifsen: *das ist schon da gewesen;* dafs χολὴ trotz des nächstfolgenden ἐμεῖν nicht Ekel bedeuten könne, scheint kaum ernsthaft behauptet zu werden; κατεῖται γὰρ εὐθύς μοι χολή heifst bei *Pherecrates es wind mir übel.* V. 7. ist die Stellung ἐκεῖνο μόνον vorgezogen mit der Bemerkung, dafs μόνον immer dem Pronomen nachstehn müsse; entgegengesetzte Beispiele wie μόνῳ κατεῖπέ μοι wird der Verf. unterdessen selbst gefunden haben. Uebrigens würde die Bemerkung, auch wenn sie wahr wäre, hier nicht anwendbar sein, da μόνον nicht zu ἐκεῖνο gehört, sondern zu dem Satze: *modo ne illud dicas.* Im V. 15. wird nun gelesen λύκις κἀμειψίας, οὐ σκευοφοροῦσ' ἑκάστοτ' ἐν κωμῳδίᾳ, *die in jedem Stücke oder bei jeder Gelegenheit Lastträger auftreten lassen;* der Zusammenhang aber zeigt, dafs nicht die Rolle selbst, sondern der verbrauchte Witz getadelt werde; auch fragt sich ob man σκευοφορεῖν in dieser Bedeutung durch Ausdrücke wie οἱ ποιηταὶ γεννῶσι τὸν κόσμον ἐξ ὕδατος u. dgl. rechtfertigen könne, worüber der Commentar keine Belehrung giebt. — V. 34. ist statt ἤτ' ἄν oder ἤ τἄν nach handschriftlichen Anzeigen ἤ γ' ἄν aufgenommen ohne Rechtfertigung. V. 39. ist ohne Grund die Interpunktion geändert ὡς κενταυρικῶς ἐνήλαθ' ὅστις, εἰπέ μοι. Τρυτί τί ἦν, welches erklärt wird εἰπέ μοι ὅστις ἐνήλατο ὡς (*perquam*) κενταυρικῶς. Viel passender ist der Sinn: *wie heftig schlug er an, wer es auch war.* Gleich unnöthig ist der Vorschlag v. 57. καίτοι δάκνω γ' mit δάκνων zu vertauschen; nicht überzeugend die neue Abtheilung v. 67. da der einfallende Witz des Herakles καὶ ταῦτα τοῦ τεθνηκότος immer frostig bleibt und das folgende κοὐδείς keine Entscheidung giebt; unstatthaft v. 90. die Betonung μειρακύλλια πλεῖν ἢ μύρια *mehr als sehr viele;* und v. 113. die Vertheidigung der Lesart κρήμνους statt κρήνας. *quid vero fontes,* wird gefragt, *quum caupones explorasset?* Ohnstreitig weil es Tränkplätze ohne Schenken gab und hier die Oerter genannt werden sollen, die der Reisende aufzusuchen nicht, die er zu vermeiden hat.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 26.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1831.

Aristophanis Comoediae. ed. Bernard. Thiersch. Tomus I.

(Schluſs.)

Dagegen wird v. 133. mit Recht, obwohl ohne Gründe, die alte Lesart *εἶναι* gegen Dindorf's Aenderung *εἶνται* vertheidigt. Wollte man auch annehmen, daſs die Zuschauer jedesmal nach dem Beginn des Fakellaufs ihr *εἶνται* gerufen hätten, so konnte dies doch erst geschehen nachdem das Zeichen zum Laufe gegeben, also die Fackel vom Thurme herabgeworfen war; Dionysos aber soll sich zugleich mit dieser herabstürzen und darum vorher Acht geben, wenn die Zuschauer den Leuten auf dem Thurme zurufen: *werft herunter*; dieser Zuruf war nöthig, weil die letztern wegen der Dunkelheit nicht bemerken konnten, ob man unten mit den Anstalten zum Wettlaufe fertig sei. — V. 139. ist die gewöhnliche Schreibart *τυννουτωΐ* mit den diakritischen Punkten vorgezogen, weil das Jota hier seine eigne Sylbe bilde, gleich als wenn dies nicht allemahl Statt finde, wenn das Jota nicht unter dem Vokal geschrieben wird. Bei dieser Schonung des hergebrachten, wenn auch unnöthigen Gebrauchs, den auch Wolf nicht aufgeben wollte, ist die Neuerung v. 143. *μεταταῦτα* und in andern Stellen *μετατοῦτο* (wie *postea, antea*) auffallend und durch die *Prolegomena*, in welchen das Hyphen fast nur mit einem Worte erwähnt wird, keineswegs gerechtfertigt. Wer wollte *ὅσα ἔτη, ὁπόσα ἔτη, ὅσοι μῆνες*, oder *quotquot annis, quotquot mensibus*, unter einem Accent schreiben, wegen *ὁσημέραι, quotannis*? Die adverbiascirende Bedeutung ist ein sehr unsichres Kennzeichen des Hyphen und unzulässig die Zusammenschreibung vollständiger Wörter, wo nicht allgemeine Ueberlieferung oder Assimilation oder Accent dafür sprechen. Doch die orthographischen Grundsätze des Verfs., seine Art die Synalöphe zu bezeichnen, seine Versabtheilungen und Interpunctionen erscheinen dem Leser in Vergleich weniger willkührlich als die Veränderungen, die er mit den Worten des Textes vorgenommen hat. V. 747. finden wir *προὐξολοῦμεν*, wo der Zusammenhang offenbar das Präsens erfordert; V. 1011. die unerhörte Crasis *φαιδιμᾱχιλλεῦ*, mit langer Mittelsylbe. V. 1049. *ἐχάρην γοῦν ἡνίκ' ἀκούσας περὶ Δαρειογενοῦς τεθνεῶτος*. V. 1536. *μύρμηκι* statt *Μύρμηκι*, dunkles mit noch dunklerem vertauscht; V. 1088. *ἀλλὰ ῥακίοις περιειλυμένος* mit kurzem Ypsilon; oder die Rückkehr zu alten, verwerflichen Lesarten wie v. 265. *κἂν με δεῖ δύ' ἡμέρας* statt *δι' ἡμέρας*; hier bemerkt der Verf. *δεῖ restitui Reisigio duce etc.* ohne zu erwähnen, was vorher im Texte stand, und dies ist nicht die einzige Stelle, wo man um die ältere Lesart kennen zu lernen andre Ausgaben nachschlagen muſs; übrigens ist *δέῃ* oder *δῇ* hinlänglich gerechtfertigt durch das sicherstehende *ὅκα δῆσθε*. V. 945. ist ebenfalls die alte Schreibart *ῥήματα ἀγνῶτα* hergestellt; dazu war der Beweis nöthig, daſs es ein Neutrum *ἀγνῶτα* geben könne, nicht die Vermuthung, Herodian, der ja oft dem Aristarch eigensinnig widersprochen habe, möge auch hier seinem eignen Kopfe gefolgt seyn; was Aristarch hier solle, ist nicht wohl einzusehn, da ihm nirgends die fehlerhafte Betonung zugeschrieben wird und was von Herodians eigensinnigem Widerspruche gesagt wird, höchstens auf seine häufigen Abweichungen von Apollonius paſst. Der Commentar enthält nebst vielem bekannten einzelne eigenthümliche Bemerkungen. V. 191. *εἰ μὴ νεναυμάχηκε τὴν περὶ τῶν κρεῶν* wird übersetzt *nisi pugnae navali interfuit et eo sibi libertatem paravit*; *κρέα* nämlich stehe für *σώματα*, dieses aber nicht für *ψυχή*, wie der Scholiast behaupte, sondern für persönliche Freiheit. Das ist kaum möglich, wenn es auch von den Parömiographen unter den verschiedenen Erklärungsarten mit angeführt wird. Die Griechischen Leser des Aristophanes konnten zunächst nur an das Sprüchwort denken *λαγὼς περὶ τῶν κρεῶν* oder *τὸν περὶ κρεῶν*

Digitized by Google

τρέχει (*Suid.*) dies heifst aber nicht der Hase läuft um seine Freiheit, sondern um Leib und Leben, so wie ἐπάγειν τινὶ τὸν περὶ τῶν κρεῶν bei Plutarch; den edlern Ausdruck τρέχειν τὸν περὶ σωτηρίας δρόμον oder ἀγῶνα brauchen mehrere. Mit welchem Rechte die Schlacht bei den Arginusen, die letzte und bewundertste Anstrengung der Athener im Peloponnesischen Kriege, ein Kampf auf Leben und Tod genannt werden konnte, bedarf keiner Erläuterung; der niedrig-komische Ausdruck ἡ περὶ τῶν κρεῶν mag indessen eine Anspielung auf die Vernachlässigung der Gefallenen enthalten, ohne dafs jedoch die Glosse περὶ τῶν νεκρῶν, die als Lesart angeführt wird, als solche vertheidigt werden kann. An den Lesbischen Berg Kreon, der nirgends in Verbindung mit jener Schlacht genannt wird, ist gar nicht zu denken; ebenso wenig, dafs Aristophanes aus Κιμμέριοι scherzweise Κερβέριοι gemacht und dadurch die alten Kritiker verführt habe, diese Form in den Homer hineinzukorrigiren. Δόναξ ὑπολύριος v. 233. ist nicht *jngum*, wie es vom Verf. übersetzt wird, sondern der untere oder eigentliche Steig; statt der unzusammenhängenden Notizen der Grammatiker war eine Verweisung auf Hemsterhuis und Viskonti nöthig, so wie bei ἀνάφορον v. 8. auf die genauen Erklärungen, welche die Commentatoren der Gemählde von Herculanum und nach diesen auch Böttiger in der Amalthea gegeben haben, und so wären bei vielen andern antiquarischen und historischen Erörterungen besser die Resultate neuerer Untersuchungen als die allen zugänglichen, meist unklaren Excerpte der alten Lexikographen und Scholiasten mitgetheilt worden. Unrichtig ferner ist die Erklärung v. 308. ὀδὶ δὲ δείσας ὑπερεπυρρίασέ μου, von dem Priester des Dionysos, *qui ob timiditatem Bacchi patroni sui erubuit.* Etwas ganz anderes, kaum nachzusprechendes wird gemeint, und nicht vom Priester sondern vom Diener ist die Rede. V. 347. ἐτῶν ἐνιαυτούς, *comica quaedam amplificatio, nam* ἐνιαυτός *etiam de anno magno adhibetur;* so allein stehend, nie; und wie kann von alten, lustigen Leuten gesagt werden, dafs sie ihre Sorgen und *Weltjahre* abschütteln? ἐνιαυτοὶ ἐτῶν heifst *circuitus annorum.* V. 366. ist weder ἐπᾴδειν zu lesen, noch kann ὑπᾴδειν die Bedeutung des Lehrens haben; wie ὑπορχεῖσθαι zum Gesange tanzen, so ὑπᾴδειν zum Tanze singen; die Erklärung *qui choros cyclios muliebriter quasi incantando demulcet* beruht samt der Annahme einer Inversion auf einem offenbaren Mifsverständnifs; die hier angedeutete cynische Handlung bezieht sich auf die dem Kinesias angeschuldigte ἀσέβεια, oder Tempelschändung, von welcher Lysias spricht. Eben so gewifs ist, dafs V. 404. wo vom Zerreissen der Sandale und des Gewandes die Rede ist, nicht die Dürftigkeit der choregischen Ausstattung verhöhnt, sondern der harmlose durch nichts gestörte Frohsinn des Fest-Tanzes bezeichnet werden soll; ausdrücklich wird Dionysos als der Urheber jener lyrischen Unordnung genannt und dafs die hier erwähnte εὐτέλεια bei heiligen Handlungen sogar gesetzlich sei, lehrt Posidonius. Προστάτης heifst Kleon v. 574. keineswegs als Demagog (προστάτης τοῦ δήμου) sondern als Patron der beiden Gastwirthinnen, die, wie gewöhnlich, zu der Klasse der Metöken gehörten und also jetzt, wo ein Procefs zu führen ist, ihren Mundherrn nöthig haben. Dies und manches andre würde der Vf., wenn er seinem Dichter längere Zeit geschenkt hätte, leicht bemerkt haben; ohnstreitig wäre dann auch die Wort- und Sacherklärung vollständiger und eindringender und der Lateinische Ausdruck fehlloser geworden; in der gegenwärtigen Gestalt dürfte die Ausgabe einem Beurtheiler, der ungemilderten Tadel liebt, vielleicht mancherlei Stoff zu unerwünschten Ausstellungen geben.

Lobeck.

XVIII.

Geschichte der Heilquellen. Nach den Quellen bearbeitet von Justus, Friedr., Karl Hecker u. s. w. Erster Band. Berlin bei Enslin 1822. 529 S. Zweiter Band. 1829. 463 S. 8.

Diese Geschichte der Heilkunde, eine allgemeine „pragmatische", könnte wohl die letzte ihrer Art in der für uns vergangenen Geschichte der Medicin sein, wie sie zugleich auch in vieler Hinsicht die *beste* ist.

Eine Entwickelungsgeschichte in *dem* Sinne, welchen die Gegenwart damit verbindet, hat der Hr. Verf. nicht gegeben, obgleich er in der Einleitung (S. 2.) sagt: „die Entwicklung in der Arzneikunde darzustellen ist der Gegenstand der Geschichte derselben". Er hat in dieser Geschichte der Heilkunde das gegeben, was nach ihm (S. 3.) die allgemeine (pragmatische) Geschichte aus ihren Hülfsquellen, der besonderen Geschichte der Arzneikunde und der medicinischen Bio-

Digitized by Google

graphik, zu schöpfen hat, nämlich: „nur das Wichtige und Zweckdienliche, d. h., wodurch die Entwickelung derselben zu ihrem jetzigen Zustande klar wird". Dies ist der Standpunkt dieser Geschichte. Sie hat nur die Mittel zum Zweck, der Entwickelungsgeschichte, sie hat nur das Wichtige, *wodurch* sie klar wird, geliefert, nicht diese selbst. Der „wahre Nutzen" der Geschichte der Medicin kann daher nach dem Hrn. Verf. und nach dieser Geschichte „auch kein anderer sein, als durch das Beispiel der Vergangenheit das Gute zu befördern und den Irrthum zu verhüten". —

Es könnte scheinen, als wäre dies umfassende, mühevolle und einen grofsen Theil des Lebens ausfüllende Unternehmen des Hrn. Verfs. eine vielleicht überflüssige Arbeit, da wir ein im allgemein ähnliches historisches fertiges Werk an dem Sprengelschen haben. Dafs dem aber nicht so ist, ergiebt sich schon aus dem ausgesprochenen Prädikat, „das beste in vieler Hinsicht", und wird sich auch beweisen lassen.

Durch der Herren Bearbeiter eigenthümliche Weise des Denkens und Nachforschens ergänzen, berichtigen und gleichen sich diese beiden höchst ehrenwerthen Geschichtswerke aus. Die Medicin hat erst durch das Hinzutreten dieses Hecker'schen Werkes, wenn es bis zur Gegenwart geführt wird, eine vollständig genügende, aus den Quellen bearbeitete, pragmatische Geschichte der Heilkunde. Wesentliches fehlt dann nicht, und dem Unwesentlichen ist volle Genüge geschehen. Aus diesem Gesamturtheil über beide Werke folgt, dafs die Heckersche Geschichte die *letzte* ihres Stammes sein könnte. Denn wahrlich, da eine spätere nur Unwesentliches zur Ungebühr hinzuzufügen hätte, so wäre das Ganze ein wilder Schöfsling neben diesem Stamme, nichts als die Offenbarung des Ueberflüssigen, welches das Gute und Schöne vernichtete. Solche Weise also: Geschichte zu bearbeiten, läge für die Medicin nach Vollendung des Hecker'schen Werkes hinter uns. Obgleich wir nicht in Abrede stellen wollen, dafs nicht auch noch ähnliche Erscheinungen dieser Art zum Vorschein kommen werden.

Es hiefs ferner: das Hecker'sche Werk sei in vieler Hinsicht auch das *beste*. Dafs dem so ist, verdankt es zum Theil schon seinem Vorgänger. Der Verf. genofs durch das Sprengelsche Werk alle Vortheile, welche ein vorhandenes Werk über einen gegebenen Gegenstand darbietet; er konnte die etwanigen Nachtheile und Fehler, so weit es thunlich auf den gleichartigen Standpunkten, vermeiden; er konnte das Fehlende ergänzen und vervollständigen.

Ferner kann man dem Hecker'schen Werk die Bezeichnung „nach den Quellen bearbeitet" nicht versagen. Durchweg trägt es das Gepräge von Treue und Redlichkeit; nichts Falsches, für baare Münze Ausgegebenes ist darin. Dieser tüchtige Sinn spricht sich auch im Styl und in dem aus, was Rec. das Naturell des Werkes nennen möchte; so dafs das Ganze den wohlthuenden Eindruck einfacher Gleichartigkeit macht. Lucian verlangt von der Geschichte nicht die mindeste Beimischung des Unwahren und sagt: sie ertrüge selbige so wenig, als die Luftröhre im Stande sei einen fremden Körper in sich aufzunehmen. Von dieser Seite macht das Buch nirgend, so viel Rec. erfahren, einen peinlichen Eindruck, den man gerne los wäre. —

Den relativen Vorzug erhält das Hecker'sche Werk gegen ähnliche dadurch, dafs der Verf. mit seinem Urtheil über die Geschichte, nicht fixirt steht auf einem bestimmten Moment ihrer Entwickelung, z. B. auf dem der Erregungstheorie, wodurch die Geschichte der Medicin zu *seiner* Geschichte würde, nicht sein Geist der der Geschichte. Schon dadurch, dafs er sich gehütet hat vor dieser fixen Idee, in welcher alles Objektive untergeht, hat er eine Menge Wahn-Begriffe über Systeme und Theorie verhütet. *Ein* solcher verfolgt ihn jedoch auch, nämlich der: über den Verfall der Wissenschaft der alten klassischen Zeit *durch* den christlichen Fanatismus zu klagen. Diese Klage ist in unserer Geschichte der Medicin so allgemein, als anderswo die gegen das Mönchsthum, vom protestantischen Standpunkte einseitig die Geschichte aufgefafst. Es ist mit solchen Klagen nicht viel anders, als klagte man den sterbenden Schmetterling an, dafs er nur Eier gelegt hätte, und nicht gleich fertige Schmetterlinge; oder das Ei, dafs es doch nicht gleich ein Schmetterling sei.

Wenig der Art möchte gegen den geistigen Inhalt des Werkes zu erheben sein, und dies aufser dem angegebenen negativen Grunde auch deshalb, weil der Hr. Verf., wenn gleich er die Geschichte der Medicin in ihrer Entwickelung, im freien Selbstbewufstsein nicht beherrscht, doch den Glauben an die nothwendige Entwickelung im unmittelbaren Bewufstsein hat. Dies richtige, ächt historische Gefühl, welches ihn fast nie verläfst, hat ihm treulich beigestanden: sich entweder neu-

Digitized by Google

tral zu halten, oder dergleichen einseitige Aussprüche abzuwehren, oder endlich für wahr eine glückliche Offensive zu ergreifen. Und so ist auch auf dem Wege des kritischen Urtheils wenig Ungehöriges in die „Lucianische Luftröhre" der Geschichte der Medicin gelangt; ruhiger darf sie athmen, ohne alle Augenblicke etwas aushusten zu müssen.

Jetzt zur allgemeinen Angabe des Inhalts und der Form des Werkes und einigen Bemerkungen und Zusätzen über beides. Mikrologisches, d. h. ein Notizchenspiel bleibt ausgeschlossen: einmal als widersprechend dem Zwecke der Jahrbücher; dann, weil es eine Beleidigung gegen die geschichtliche Geradheit des Werkes wäre, welches sich keine Richtsteige erlaubt hat, sondern auf der grofsen Strafse vorwärts geschritten ist.

Den Inhalt im Allgemeinen betreffend, so umfassen die beiden fertigen Bände drei Perioden der Geschichte. Der *erste* Band enthält die erste Periode (vom Ursprung der Medicin bis zu ihrer wissenschaftlichen Gestaltung durch Hippokrates S. 20—177.) und die zweite Periode (von Hippokrates bis zu ihrer höchsten theoretischen Vollendung im Alterthum, bis auf Galen, S. 177 bis zu Ende, mit Einschluls eines Namen- und Sachregisters. Der *zweite* Band umfafst die dritte Periode (von Galen bis Paracelsus *excl.*, S. 1—359.). Dann folgt eine sehr instruktive chronologische Uebersicht beider Bände, einer Seits weltgeschichtliche Angaben, anderer Seits Chronologie der Heilkunde; zum Schlufs endlich ein sehr vollständiges Sachregister, so dafs diese beiden Theile ein in sich abgeschlossenes Ganzes ausmachen. — Die Eintheilung der Epochen ist richtig und naturgemäfs. Eines mufs Rec. jedoch bemerken, dafs der dritten Epoche die Arabische Medicin fehlt, welche erst, allem Anscheine nach, im folgenden Bande gegeben werden soll. So fehlt dieser ganzen Epoche ein wesentlich integrirender Theil. Wenn gleich Rec. sehr wohl bei der Form und Methode, welche der Hr. Verf. gewählt, die grofsen Schwierigkeiten der *Mit*-Aufnahme der Arabischen Medicin, einsieht, zugleich die grofsen Vortheile der *Nicht*-Aufnahme derselben, so ist doch nicht zu läugnen, dafs diese ganze Periode der Griechischen Heilkunst von Galen bis 1453, wenigstens für ihre letzte Hälfte dadurch das fehlende Licht der Arabischen Medicin verdunkelt, und keine klare Totalanschauung möglich wird. Die wirkliche Entwickelungsgeschichte der Medicin überzeugt nämlich, dafs die Medicin des Mittelalters, über die der Griechen, innigst durchdrungen und gemischt sei mit der Arabischen und Scholastischen, und dafs durch den Verein dieser eigenthümlichen Schatten und Lichter das reine Bild der ganzen Epoche erst möglich wird. Den Hr. Verf. weifs dies sehr wohl; und S. 58. im 2ten Bande, wo er von der Vermischung der Griechischen Heilkunde mit der Arabischen spricht, sagt er selbst, dafs die Griechen, ihre eigene Schwäche fühlend, von den Arabern zu lernen hatten, und dafs schon in der Mitte des 11ten Jahrhunderts Arabische Werke in Griechischen Uebersetzungen erschienen. — Durch dies Ausschliefsen der Arabischen Medicin berechtigt der Hr. Verf. um so mehr zu der entschädigenden Hoffnung, dafs in dem folgenden Bande dieselbe vollständiger und reiner nach den Quellen, als bisher geschehen ist, gehoben werden wird.

Die Anordnung und Vertheilung des ungeheuren Materials ist eine äufsere paragraphische, mit meist treffenden Uebergangs-Reflexionen. Ein Fortschreiten aus *einem* Guls kann bei dieser Methode nicht immer erwartet werden, sondern dasselbe erfolgt oft ruck- und sprungweise; ja es entstehen wohl zuweilen gewaltsame Unterbrechungen durch Zwischengeworfenes. So z. B. fällt zwischen den ausgezeichneten Darstellungen des Alexander Trallian der Jatrosophist Palladius und Johannes von Alexandrien, des Oribasius, Antyllus — mehr überraschend durch dies Einfallen, als durch die Bedeutung ihrer Lehren.

Das Nähere des Werkes, Einzelnheiten betreffend, so übergeht Rec. den ersten Band vom Jahre 1822, weil er wohl schon aufser der Zeit der Beurtheilung in einer Zeitschrift liegt.

Der zweite Band, wie der Hr. Verf. mit Recht sagt, ist vom Geist des ersten nicht abgewichen. Der redliche Wille: das gewonnene Gebiet zu behaupten, und selbstständige Kraft es zu erweitern, fehlte bei diesem zweiten Bande nicht, wie vielfach (nach dem Ausspruch des Verfs.) den Gelehrten der Epoche der Geschichte der Medicin, welche er in diesem Bande darstellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 27.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1831.

Geschichte der Heilkunde. Nach den Quellen bearbeitet von Justus, Friedr., Karl Hecker u. s. w. Erster und zweiter Band.

(Fortsetzung.)

Im *ersten* Abschnitte (S. 1—24.) spricht er über Römische Medicinalverfassung nach Galen, den *Codicibus etc.* Vieles kommt hier vor über die erste Würde eines *Archiater*, über städtische Archiaterwürde (Staatsärzte) und ihren Beruf zu unterrichten, und über die Archiaterwürde bei Hofe (*Archiatria palatina*) mit ihren Abstufungen von Perfectissimat, Illustrissimat, Spectabilität und Clarissimat.

Aus den Bruchstücken der Römischen Staatsarzneikunde (§. 6.) ersieht man unter andern, wie stark die Magie in Rom eingerissen sein mufste, da sie selbst mit Todesstrafe verpönt war. —

Im *zweiten* Abschnitte, welcher die Heilkunde des Abendlandes seit dem dritten Jahrhundert (S. 24—42.) betrachtet, ist der Hr. Verf. empört über den Zustand der Medicin, welche besonders bei Marcellus dem Empiriker das Bild der tiefsten Herabwürdigung der Kunst in seinen schwärzesten Farben zeigte. Er meint hiermit besonders die abergläubischen Mittel, welche Aerzte „von den Hefen des Volkes und Bauern" lernten. Mit Recht mufs man diese rohe, unwissenschaftliche Weise des Heilens beklagen. Jedoch nennt auch der Herr Verf. selbst manche dieser Heilmittel sehr beachtungswerth, so das Thierbad gegen Podagra, den Rath, eine warme Thierlunge bei Hirnwuth auf den Kopf zu binden, oder bei Lähmung der Zunge den Kranken mit Feuer und Schlangen zu erschrecken. Diese Mittel sind gar nicht einmal so empirisch, haben ihren pathologischen Grund, und das letzte ist ein ächt psychisches Mittel. — Ueberhaupt scheint eine Zeit nicht undenkbar, in welcher eine Fülle von sogenannten sympathetischen Mitteln und Kuren (die doch nicht zu läugnen) wissenschaftlich zu begreifen sein möchten; freilich nicht auf Kosten der Phantasie, die alles Ungewöhnliche erklären soll, wodurch dann allerdings der Erklärungsgrund selbst zur Phantasie wird; sondern auf dem Wege der Erkenntnifs der Harmonie des Menschen mit der Aufsenwelt im Allgemeinen und Besondern — *auch* eine Art von Magie in der Medicin, aber so verschieden von der etwanigen Paracelsischen, wie die tiefen, träumerischen Ahnungen, gegen das Haben und Wissen und Halten derselben als Gedanken im vernünftigen wachen Selbstbewufstsein. —

Nachdem der Hr. Verf. im *dritten* Abschnitte auf gelungene Weise das Leben und die Werke des Oribasius besprochen, desgleichen den Nemesius, Aëtius, und die Augenheilkunde (§. 27.) die Chirurgie (§. 28.) nebst der Geburtshülfe (§. 29.) der Zeit bis zum 6ten Jahrhundert, geht er über zum 4ten Abschnitte, zu den *Seuchen* des 6ten Jahrhunderts, besonders zu der Schilderung der Justinianischen Pest, deren erster Anfang sich zeigte in dem unglückschwangern Jahre 531. (S. 135 - 154.).

Auf wahrhaft würdige Weise erzählt der Hr. Verf. (besonders nach Enagrius und Procopius) diesen schaudervollsten Kriegszug der Natur gegen das Menschengeschlecht. Rec. giebt einen Auszug, welcher für das Jahr 1831 doppeltes Interesse hat. — Im September erregte zuerst ein grofser hellleuchtender Komet am westlichen Himmel, man nannte ihn Lampadias, bange Besorgnifs, derselbe, der nach dem Tode Cäsar's erschienen war. Erdbeben waren vorausgegangen; 250000 Menschen waren unter den Trümmern von Antiochien begraben worden, und während der ganzen Regierung Justinians wankte alljährig der Erdboden des Römischen Reiches. Während eines vierzigtägigen Erdbebens in Constantinopel, das auf dem ganzen Erdkreise verspürt wurde, verkündeten den Schaaren Verzweiflender Wahrsager, die gewöhnliche Ausgeburt trüber Zeiten, den Un-

Digitized by Google

tergang der Welt. Eine nie gesehene Gottesfurcht bemächtigte sich der Bewohner der Hauptstadt; bei Tag und bei Nacht strömten sie in die Kirchen, und bis der Boden wieder feststand sah man nur Wohlthätigkeit, Entsagung und alle anderen christlichen Tugenden ausüben. Bei diesem Aufruhr der Elemente blieben die Ueberschwemmungen nicht aus: der Nil bedeckte die Niederungen Aegyptens länger als seit Menschengedenken, Tarsus wurde von dem Cydnus, Edessa von dem Scyrtus verwüstet und so nach und nach in vielen andern Städten die Luft durch Hitze und schädliche Ausdünstungen verpestet. — Nach diesen Vorbereitungen brach nun endlich, zuerst in Constantinopel 531, eine pestartige Krankheit aus, welche länger als ein halbes Jahrhundert durch beispiellose Verbreitung und Sterblichkeit die menschlichen Verhältnisse aller Orten vernichtend umkehrte. — Viele starben plötzlich wie vom Schlage getroffen, andere kamen unter dem Ausbruch von Pestbeulen nicht leicht über den fünften Tag weg; vor allen wurden die jungen kräftigen Männer fortgerafft, während die Weiber mehr verschont blieben. Sie schien nur vorläufig ihre Kräfte zurück zu halten, um unter günstigern Umständen die Städte zu veröden, und blühende Felder in Todtenäcker zu verwandeln. Im Jahre 542 brach sie mit unerhörter Wuth in Pelusium aus, und verbreitete sich in bestimmten Zeiträumen über die ganze Welt. Keine Insel war so abgeschieden, keine Höhle, kein Berggipfel so unzugänglich, sie forderte überall unabwendbar ihre Opfer. Diesmal befiel sie besonders die schwangern Frauen, so dafs in Constantinopel bis auf drei alle gestorben sein sollen. Die Zufälle waren von nie gesehener Bösartigkeit; die Aerzte wufsten nichts Erspriefsliches zu rathen und so war überall nur Irrthum und Hülflosigkeit. In Constantinopel wüthete sie vier Monate, und in der schlimmsten Zeit starben 10000 täglich. Die starre Furcht aller Gemüther öffnete der Seuche überall hin den Weg. Viele, die der Ihrigen beraubt worden waren, suchten verzweiflungsvoll den Tod, aber die Ansteckung haftete an ihnen ebenso wenig, wie an andern, die mit Krankenpflege und Todtenbestellung anhaltend beschäftigt waren. Man sah auf den Strafsen nur Leichentragende. Bald waren die gewöhnlichen Begräbnifsplätze überfüllt, man begrub auf den nächsten Feldern, und als auch diese nicht mehr zureichten, deckte man die Thürme der Syeäischen Mauern ab, füllte sie mit Leichen an, bauete die Dächer wieder darüber und öffnete so eine neue Quelle der Verpestung. — Endlich sah der Kaiser, den die Pest auf seinem Throne erreichte, sich genöthigt, hülfreiche Hand zu bieten: er spendete Geld und bevollmächtigte einen Grofsen, mit Hülfe von Soldaten seiner Leibwache das traurige Geschäft des Begrabens zu verwalten. Aber kaum reichte auch dies noch hin, und nun warf man die Leichen ohne Ordnung an den Strand, von wo sie auf Schiffen abgeholt und in das Meer versenkt wurden. — Abwechselnd kehrte die Seuche immer wieder, ging stets von den Küsten aus nach dem Binnenlande. Im Todesjahre Justinian's 565 kam sie erst nach Italien, wüthete furchtbar, und um diese Zeit war *auch* die Natur im ganzen Abendlande in Aufruhr; die meisten Flüsse traten aus; es zeigte sich ein neuer Komet. Im Jahre 580 kam vom Frankenlande die „Pustularpest" vor, welche Hecker mit kritischer Gelehrsamkeit nicht länger ansteht für die Pocken zu erklären (S. 151.). —

Bei Betrachtung der Geschichte der Seuchen des Jahres 531 und der *fatalen* des Jahres 1831, lassen sich eine Menge naturhistorischer, historisch-medicinischer und anderer Vergleichungspunkte finden, welche sich aber nicht alle füglich geben lassen. — Der Genius der Krankheiten und der Weltgeist, die Geschichte der grofsen Krankheitsgeschlechter und die Geschichte des Menschengeschlechts drängen, besonders von ihren riesigen Phänomenen, selbst dem sich sträubenden Verstande, das tiefe unergründliche Einverständnifs auf zwischen Natur und Geschichte — und jenes Hippokratische *σύρροια μία, σύμπνοια μία, συμπάθεια πάντα* steigt auf mit, den Zufall vernichtender Gewalt.

(Der Beschlufs folgt.)

XIX.

Dav. Ruhnkenii Dictata ad Ovidii Heroidas et Albinovani Elegiam. Nunc primum edidit Frid. Traug. Friedemann. Lipsiae, sumtus fecit ac venumdat C. Cnobloch 1831.

Seitdem es bekannt geworden war, dafs von Ruhnkens Vorlesungen über die Heroiden des Ovidius noch Handschriften und Hefte vorhanden seien, war es fast allgemeiner Wunsch der Freunde der Römischen Dichter, dafs dieselben zum Drucke befördert und gemeinnützig gemacht werden möchten. Denn beinahe alles, was Ruhnken schrieb, war nicht allein durch Gründlichkeit und Gelehrsamkeit, sondern auch durch einen

Digitized by Google

hohen Grade von Vollendung in der Form ausgezeichnet; so daſs sich nur Vortreffliches von diesen Diktaten erwarten lieſs. Für uns Deutsche aber hatten dieselben noch ein besonderes, ein nationelles Interesse. Denn der gelehrte Ruhnken war der Unsern einer, war in Deutschland (in Stolpe, in Pommern) geboren, und auf Deutschen Schulen und durch Deutsche Gelehrte zum Studium der Alterthumswissenschaften entflammt worden, wenn er auch seine höhere wissenschaftliche Ausbildung in Holland erhielt und später in eben dem Lande auf der Akademie zu Leyden die Aufmunterung und die Muſse fand, welche sein Vaterland ihm nicht zu gewähren vermochte. Darum hat der Hr. Direktor Friedemann sich durch die Herausgabe dieser Scholien einen vorzüglichen Dank erworben, so wie auch die Hrn. Professoren Zumpt und Geel, von welchen ersterer ihm die Lücken des hierbei zum Grunde gelegten Seebodischen Exemplars aus den in Berlin befindlichen van Santenschen Heften dieser Diktate ausgefüllt, und letzteter zu einer Berichtigung des Ganzen nach Ruhnkens eigenen Heften verholfen hat.

Diese Diktate enthalten sprachliche, kritische, mythologische, geographische und antiquarische Anmerkungen zu den sämmtlichen Ovidischen Heroiden und der Elegie des Albinovanus. Sie sind beinahe in derselben Manier wie die schon früher erschienenen Ruhnkenischen Diktate zum Terenz abgefaſst; nur daſs der Verfasser sich in den vorliegenden im Ganzen mehr in kritische Erörterungen eingelassen hat. Auch hier, so wie in den Anmerkungen zum Terenz und den übrigen grammatischen Schriften Ruhnkens, finden wir den feinen Sprachkenner und den mit einer ungemeinen Masse gründlicher Antiquarischer Kenntnisse ausgerüsteten Gelehrten; so wie auch jene vorzügliche Gewandheit, die feinsten Schattirungen der Begriffe und der Gedanken aufzufinden, und dieselben, was so schwer ist, einfach, kurz und deutlich darzustellen. Als Commentar zu diesen Gedichten betrachtet, haben diese Scholien bei manchen bedeutenden Mängeln und Unvollkommenheiten, einen vorzüglichen Werth, und kann man mit Sicherheit behaupten, daſs dieselben eine viel gründlichere, vollständigere und elegantere Interpretation dieser Gedichte darbieten, als irgend eine der vielen vor jener Zeit erschienenen Ausgaben, und daſs dadurch mehrere vor jener Zeit und auch später noch bezweifelte und angefochtene Stellen gesichert und eine beträchtliche Anzahl früher nicht gehörig verstandener Stellen ins hellste Licht gestellt werden. Ein groſser Theil dieser Anmerkungen nun ist aus dem Commentar der groſsen Burmannischen Ausgabe der sämmtlichen Gedichte des Ovidius hergenommen, jedoch sind dieselben meistentheils umgearbeitet und von dem Wust unpassender und überflüssiger Beispiele und beiläufiger Erklärungen und Verbesserungen anderer Autoren, womit der Burmannische Commentar überladen ist, gereinigt. Die meisten aber, besonders viele lexikalische Erklärungen, sind Ruhnkens eigene Arbeit. Diejenigen, welche sich auf die Sprache beziehen, sind, besonders wo die reichen Commentare der groſsen Holländischen Ausgaben Oudendorps, Drakenborchs, Corte's, Gronov's, Duckers, Heinse's und Burmann's das Material darboten, mit Parallelstellen und Citaten reichlich ausgestattet.

Indessen tragen dieselben dabei doch den Charakter der Diktate an sich, wofür sie ausgegeben werden. Denn wenn hier viele bekannte und leichte Gegenstände meistens leichthin erklärt werden, wie *tua* Penelope, daſs nämlich *tua* Zärtlichkeit bezeichne, *fama dicit*, *natus ad aliquid*, *cursus* von einer Reise zu Wasser, *stringere gladium*, *profanare*. Das adverbialische *qua*, daſs nämlich *parte* zu ergänzen, *is*, daſs *is* wegbleiben kann, wenn *qui* folgt, daſs *verba* und *res* einander entgegen gesetzt werden, und dergleichen, besonders lexikalische Gegenstände, mehrere, und diese Erklärungen dann meistens mit Beispielen und Citaten belegt werden; so beweist dieses, daſs Ruhnken hier nicht so sehr für den Druck als für ein Auditorium kommentirte, zu dessen beschränkten Sprachkenntnissen und Bildung er seinen Vortrag und seine Erklärungen herabstimmen muſste. Ueberhaupt ist Ref. der Meinung, daſs diese Diktate, wie gediegen auch der gröſste Theil derselben ist, doch mehr Hefte für Vorlesungen gewesen sind, d. h. solche, dergleichen ein Universitäts-Lehrer zum Behufe seiner Vorlesungen häufig anlegt, ohne darum den betreffenden Schriftsteller zum Gegenstande langen und eindringenden Studiums oder gar zum Gegenstande einer litterärischen Behandlung, welche dem Drucke übergeben werden soll, gemacht zu haben. Dieses erhellet erstens aus mehrern bedeutenden Mängeln in der Interpretation. So wird *Epist. I*, 78. *lanam non sinere esse rudem* mit Heinse zu *Fast. IV*, 659. durch *non carminatam* erklärt, was denn so viel hieſse als *die Wolle kratzen*, für das Spinnen zubereiten, reinigen. Es heiſst aber, freilich in sehr allgemeinen Ausdrücken, *nere*, *spinnen*, wie *lanas mollire III*, 70, was R. richtig durch *nere* erklärt, *lanas rudes excolere A. A. II*, 219. Zu vergl. *Fast. III*, 817. 818. *Epist. IV*, 31. wird das alte *sic* in Schutz genommen, und folgender Sinn angegeben: *quamvis pudicitiam hucusque illibatam servarim, vel sic tamen labe notanda erat*, welchen Sinn wohl schwerlich jemand in dieser Stelle finden wird. Dann ist weder bei der Textesstellung noch bei der Interpretation auf das folgende *at* Rücksicht genommen worden; so wie auch das *insolita* nicht beachtet worden ist. Zu vgl. *Fast. II*, 11—15. *Epist. VI.* beschwichtigt R. die Schwierigkeit, daſs der goldene Widder V. 2. *ovis aurata* und V. 52. *aries aureus* heiſst, dadurch daſs er bemerkt, daſs auch andere Autoren in dieser Fabel von einander abweichen. Hier ist aber an keinen Widerspruch des Dichters mit sich selbst zu denken, sondern *ovis* V. 2. ist als Gattungsname zu nehmen, wie *Epist. XII*, 8., *XVIII*, 144. u. a. a. O. *Epist. IX*, 120. wird mit Burm. irrig angenommen, daſs *sensus* von den Augen, vom Gesichte zu verstehen sei. *Sensus* heiſst hier *Gefühl*, wie Ref. neulich an einer andern Stelle ausführlich gezeigt hat. Mit demselben Burm. wird *Epist. X*, 9. *a* (*somno*) durch *post* (*somnum*) erklärt, was *von*, *durch* heiſst, wie Ruhnk. dieselbe Präp. mit dem Abl. bei einem Adjektiv an einer andern Stelle *Epist. V*, 152.) selbst genommen zu haben scheint. *Epist. XI*, 28. giebt die von Burm. angenommene Erklärung

Digitized by Google

von *coïcta* durch *minora facta* ein häufiges Bild und ist ohne Beispiel. *Coacta* heifst dort *inaita*. Zu vgl. *Amor. I*, 8, 83., *Pont. I*, 5, 10., *Juven. Sat. XIII*, 133. und, daselbst die Ausl. *Epist. XVI*, 71. wird behauptet, dafs *neve* in der Bedeutung *neque, et ne* gegen den Sprachgebrauch des Ovidius und der andern Dichter des goldenen Zeitalters sei. Allein Ovidius hat *neve* an mehr als funfzig Stellen so gebraucht. Zu vgl. *Metam. I*, 151., *II*, 482., *IV*, 800., *XIV*, 473. Das V. 21. erklärt er *viam facere* durch *viam per obstantia quasi perrumpere*, auf Deutsch *Bahnen brechen*. Es heifst aber nach der Analogie von *iter facere* wie beim Homer ὁδὸν, κέλευθον πράσσειν und beim Herodot ὁδὸν ποιέεσθαι, *Bahnen, Wege abmachen, zurücklegen*, welchen Sinn sowohl der ganze Zusammenhang als auch das beistehende *dubias* fordert. *Epist. XX*, 209. wird behauptet, dafs *nescio qua* nicht mit V. 10. übereinstimme, weil Akontius V. 10. sage, dafs er selbst den Apfel geworfen habe, hier V. 209. es aber heifse *nescio qua venisse malum*. Bedenkt man aber, dafs oben V. 10. das Faktum, die Verlobungsgeschichte vermittelst des Apfels rein erzählt wird, dafs hier aber Akontius der Geliebten angiebt, wie sie dieselbe der Mutter vortragen soll; so findet man in dieser Abweichung nicht nur keinen tadelhaften Widerspruch, sondern auch noch eine versteckte Schlauheit, dergleichen Ovidius liebt und nur allzu begierig sucht. — — — — — Einen noch deutlicheren Beweis hiervon liefert die hier ausgeübte Kritik. Denn Ruhnkens zahlreiche Textesbesserungsversuche sind, wo es nicht blos auf gute allgemeine Sprachkenntnisse ankam, höchst selten gelungen. Wir wollen hier keine Besserungsversuche nennen, welche noch einigen Schein der Richtigkeit haben könnten, wie *Epist. I*, 48., *IV*, 150., *XIII*, 162., *XVII*, 204., *XVIII*, 216.; sondern solche, welche entweder unnöthig sind, indem der Text an jenen Stellen ganz richtig und unverdorben ist, oder ganz unhaltbar und unstatthaft sind. Dahin gehören *Epist. III*, 57. 121., *IV*, 15. 26. 46., *V*, 31., *VI*, 16. 140., *VII*, 4. 108. 112. 122. 135. 169., *VIII*, 17. 23. 33., *IX*, 141., *X*, 86., *XI*, 74. 103., *XII*, 38. 41. 85., *XIII*, 90., *XIV*, 108., *XVIII*, 144, *XX*, 27. 89. u. s. a. m. Diesen Tadel ausführlich zu begründen gestattet der Raum nicht, und Ref. glaubt hier den Beweis um so mehr schuldig bleiben zu dürfen, da er denselben an einer anderen Stelle, ohne jedoch diese Ruhnkenischen Diktate gekannt zu haben, geführt zu haben glaubt. Auch sind viele schwierige und verdorbene Stellen von Ruhnkens Kritik ganz unberührt geblieben, wie *Epist. I*, 2. 50., *IX*, 120., *XIII*, 60., *XV*, 90. u. a. Ueberhaupt hat Ruhnken fast keine einzige Stelle in Zweifel gezogen und seiner Kritik unterworfen, welche er nicht schon in dem Burmannischen Commentar oder bei andern Schriftstellern angefochten fand, und wenn seine Emendationen nicht besser gelungen sind, so scheint dieses seinen Grund hauptsächlich darin zu haben, dafs er hier ganz gegen seine in seinem berühmten *Encomium Hemsterhusii* über die Kritik ausgesprochenen Grundsätze der Manier Heinse's zu viel eingeräumt hat, welcher, während er an einer sehr grofsen Menge Stellen sich auf des Dichters Redeweise und die Autorität der alten Schriften berufend, die Urschrift vindicirte, an vielen andern Stellen sich selber ungleich, mit kühner Hand Unverdorbenes strich und so hier selbst in den Fehler verfiel, gegen welchen er dort so erfolgreich gekämpft hatte; wovon er gewifs durch ein anhaltenderes und angelegenteres Studium dieses Dichters zurückgekommen sein würde. Aus demselben Umstande, dafs er diesen Dichter nicht zum Gegenstande eindringlichen Studiums und einer schriftstellerischen zum Drucke bestimmten Behandlung gemacht, ist es wohl auch zu erklären, dafs er, da Ovid bei seiner ausgezeichneten Redegewandtheit doch so viel Manierirtes hat, so selten auf Eigenthümlichkeiten in der Sprache und stehende Gedanken- und Redeformen dieses Dichters aufmerksam gemacht, und besonders, dafs er sich in die kitzliche Frage über die Aechtheit der 7 letzten Episteln, aufser der beiläufigen Bemerkung, (welche er ebenso wenig bewiesen bei Burmann vorfand) dafs die 20ste und 21ste unächt seien, gar nicht eingelassen hat. Das Antiquarische ist gut erklärt, so wie auch gröfstentheils das Geographische und Mythologische. Indessen ist namentlich hinsichtlich des Mythologischen nicht nach einem festen Plane gearbeitet, woher es denn kommt, dafs manche Gegenstände dieser Art nicht berührt, andere ohne weitere Verweisungen auf alte Mythographen und alte Schriftsteller oder andere Stellen dieses Dichters, andere mit dergleichen Zugaben erklärt sind. —

Wenn wir nun nach dem hier Angedeuteten an diesen Diktaten im Einzelnen auch manches auszustellen haben, so sind wir nichts destoweniger den oben ausgesprochenen Meinung, dafs dieselben überhaupt und im Ganzen betrachtet, ein schätzenswerther Commentar zu diesen Ovidischen Gedichten, besonders zu dem Burmannischen Texte sind. Die Mängel aber unter dem vielen Guten verdienen um so mehr Nachsicht, als der Verfasser diese Diktate nicht zum Drucke sondern zum Behufe seiner amtlichen Vorlesungen niedergeschrieben hat. Uebrigens glaubten wir die Blöfsen dieser Schrift, obgleich sie ein Werk von Ruhnkens Hand ist, nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen, weil es sich hier nicht davon handelte, wie sehr wir das Andenken dieses gefeierten Gelehrten und ausgezeichneten Lateinischen Stilisten ehren, und wie theuer uns auch minder vollkommene Hinterlassenschaften seiner Mufse seien, sondern vielmehr davon, ein Urtheil abzugeben, was uns das Buch für einen wissenschaftlichen Werth zu haben scheine. Eine achtungswerthe Zugabe des Hrn. Herausgebers ist ein sorgfältig gearbeiteter Index.

Dr. Lörs.

Digitized by Google

Nro. 28.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1831.

Geschichte der Heilquellen. Nach den Quellen bearbeitet von Justus, Friedr., Karl Hecker u. s. w. Erster und zweiter Band.

(Schluſs.)

Der Vergleich hat ferner etwas negativ Tröstliches. Das Reich des Schreckens in der Natur vom Jahre 531 und 1831 zeigt, daſs die jetztige Europäische Seuche gegen den grausigen Wucher im Zerstören jener, ohnmächtig ist. Die an sich schon mehr zur Ruhe gekommene Natur ist im Vergleich mit jener Zeit noch mehr gebändigt durch den Menschengeist, welcher sie zum Theil abzuwehren versteht durch den Wehrstand und Bildung. Beiläufig können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daſs es für die Geschichte des Naturlebens der Krankheiten sicher nichts Zufälliges sei, daſs jetzt wie damals zu der nämlichen Zeit ohngefähr die Pockenseuche auftrat.

Drittens endlich überzeugt die vergleichende Geschichte der Seuche von 531 und der jetzt an unsern Gränzen nagenden, daſs *Furcht* damals auch überall der Seuche den Weg bahnte.

Den Uebergang in den *fünften* Abschnitt macht der Hr. Verf. sehr einfach mit der faktischen Bemerkung, daſs die gleichzeitigen Aerzte über die *Seuchen* des sechsten Jahrhunderts ein unerklärliches Stillschweigen beobachteten. Er macht diesen Vorwurf besonders dem Alexander von Tralles und dem Aëtius, den besten Aerzten dieser Zeit, welche im Mittelpunkt der Verheerung lebten. Es scheint dem Hrn. Verf., als hätten sie eine Scheu empfunden, Uebel zu erörtern, denen ihre Kunst nicht gewachsen war (S. 154.). Es mag wohl zum Theil daran liegen; allein der Hauptgrund ist wohl denkbarer Weise der: die im Mittelpunkt der Krankheit lebenden und wirkenden Aerzte hatten nicht Zeit, sich mit Schreiben abzugeben; das Handeln füllte alle Zeit aus; und durch das Handeln waren sie so befriedigt, daſs sie nachher gewiſs höchst gern die Sache liegen lieſsen. Bei uns schreiben auch (was gar nicht getadelt werden soll) diejenigen am meisten und dicksten darüber, welche die Seuche im Leben nicht gesehen haben. Auſserdem machten wohl die Menge unvereinbarer Widersprüche, welche das praktische Leben mit den tausendfältig abweichenden einzelnen Krankheits-Fällen, nothwendig bedingt, die Beobachter so skeptisch, daſs sie verzweifelten, die Krankheit genügend und befriedigend darstellen zu können. —

Der *sechste* Abschnitt umfaſst die Heilkunde der Griechen von 640 bis zum 13ten Jahrhundert. Er beginnt mit der vollständigen Würdigung des Paul von Aegina. In Chirurgie ist er eigenthümlich und geistvoll, in Weiberkrankheiten ausgezeichnet, daher er von seinen Zeitgenossen vorzugsweise den Namen: „der Geburtshelfer", erhielt.

Im §. 54. spricht der Hr. Verf. auf dankbar anzuerkennende Weise, indem ihm sowohl Menschen- als Thierärzte diese Studien so leicht nicht nachmachen werden, über die Thierheilkunde des *Alterthums* (S. 241 — 270.). Sie folgt der Menschenheilkunde, wie der Hund seinem Herrn. Der Unterschied zwischen Vieh- und Menschen-Arzneikunde ward damals so wenig wie leider noch jetzt geltend gemacht. — Auf §. 55. muſs Ref. aus ähnlichem Grunde aufmerksam machen. Hier stellt der Hr. Verf. auf 20 Seiten mit seltenem Sammlerfleiſs das Interessanteste über Feldärzte des Alterthums zusammen. Er nutzte hier: *Homer*, *Xenophon*, *Tacitus*, *Sueton*, *Cicero*, *Codic. Justin.*, *Vellej. Paterculus*, *Plinius* und ein höchst seltenes Werk: *Arriani Tactica et Mauricii artis militaris Libri duodecim etc.* In §. 56. spricht er von Mich. Psellus und seinem Zeitalter. Jener Gelehrte wurde mit der Würde eines „ὕπατος" der Philosophen bekleidet. Er umfaſste alle Gelehrsamkeit der Welt, und war wiederum ein Beweis, daſs oft genug dieser Wucher von Gelehr-

Digitized by Google

samkeit jede wichtige selbstständige Geistesfrucht ersticken kann.

Der *siebente* Abschnitt endlich, welcher die Heilkunde der Griechen bis 1453 umfaſst, hat, schon aus oben angegebenen Gründen und an sich etwas Verwaisetes, Trostloses. Tröstend und die Elemente einer bessern Zukunft in sich tragend steht Johannes da, welcher als Actuarius zu Ende des 13ten Jahrhunderts am Hofe der Paläologen lebte. Mit Begeisterung für das klassische Alterthum verband er das Gute der Araber, die scholastische Schule ging nicht spurlos an ihm vorüber, und so war er auch ein Vorarbeiter der medicinischen Revolution im edelsten Sinne des Wortes. Mit Recht nennt der Hr. Verf. die Aussprüche des Johannes (zu der Zeit) erhaben und gleichlautend mit den Ergebnissen eindringender Forschung im 19ten Jahrhundert. Er legte seine besten Gedanken nieder in dem Buche, welches er im reifen Mannesalter schrieb, unter dem Titel: *Περὶ ἐνεργειῶν καὶ παθῶν τοῦ ψυχικοῦ πνεύματος καὶ τῆς κατ' αὐτό διαίτης, λόγος β.* Hätte doch der Hr. Verf. mehr dergleichen Psychisches gegeben! Selbst die Seelenkrankheiten sind vielfach zu sehr unberücksichtigt geblieben. Obgleich Genügendes z. B. bei Alexander von Tralles vorkommt, bei Oribasius, wenig bei Aëtius und Paul von Amida, obgleich das, §. 20. Band II., über Lycanthropie Gesagte das Beste ist, was wir darüber haben, so sind diese Krankheiten unberücksichtigt geblieben beim Hippokrates, Galen, Asklepiades, dessen Leistungen in diesem Gebiet so sehr eine ächte Kritik erheischen. Für die Griechische Medicin ist diesem Uebelstande abgeholfen, wenigstens groſsentheils, durch die treffliche Inauguraldissertation des Sohnes von *Nasse: de insania secundum libros Hippocraticos* 1829. 4.; und für die spätere Zeit durch die auch wirklich aus den Quellen geschöpfte Dissertation von *Thomée: historia insanorum apud Graecos Bonn.* 1830. Möchte doch der Hr. Verf. in den folgenden Bänden besondere Paragraphen für Wahnsinn und psychische Heilkunst anlegen!

Schlieſslich läſst sich auch von der innern Gefügigkeit des Hrn. Verfs. gegen den Geist der Geschichte erwarten, daſs er hinsichtlich der Darstellung und der Kritik der Reformation der Medicin viel von dem gut machen wird, was sämmtliche pragmatische Geschichtsschreiber bisher verschuldet haben. Alle Gelehrsamkeit in dem alten guten Sinne, welche nur einzelnes, solides, ehrenfestes Wissen giebt und anerkennt, was die Quarantaine gegen allgemeine Gedanken gehalten hat, war und ist absolut unfähig, die Werke jener Paracelsischen Zeit mit Ernst zu lesen, geschweige zu beurtheilen; denn sie verachteten dieselbe. Diese Verachtung aber, gepaart mit dem Geiste empirischer Gelehrsamkeit, zeugte den unfruchtbaren Bastard so vorurtheilsvollen als wahrheitsleeren Urtheils. Daſs der Hr. Verf. diese beklagenswerthe Lücke in der allgemeinen pragmatischen Geschichte der Medicin nicht unausgefüllt lassen werde, darf man nun um so sicherer erwarten, wenn man die Stelle in der Vorrede zu seiner historischen Abhandlung „der Lehre vom Kreislauf vor Harvey", welche in diesem Jahre erschienen ist, lieset: „die historische Ansicht beginnt in unserm Zeitalter das Studium der Heilkunde mehr und mehr zu beleben. Man fühlt sich gedrungen, Ideen über natürliche Dinge, wie diese selbst, in ihrer Entwickelung aufzufassen und erkennt in der Geschichte eine ernste Philosophie der Wirklichkeit, die dem Geiste ein reiferes Selbstbewuſstsein und der Wissenschaft sichere Fortschritte verbürgt. Ist diese Ueberzeugung erst allgemein geworden, so wird in Zukunft die Heilwissenschaft sich selbstständiger als ein organisches Ganzes fortbilden können".

H. Damerow.

XX.

G. Sartorius, Freiherrn von Waltershausen, urkundliche Geschichte des Ursprungs der Deutschen Hanse. Herausgegeben von F. M. Lappenberg. Erster Band S. XXXIV. 313. Zweiter Band S. 760. Hamburg im Verlage von Friedrich Perthes 1830. 4.

Der verstorbene Verf. hielt es in der Vorrede zur ersten Ausgabe der Geschichte des Hanseatischen Bundes (S. VI.), gewiſs nicht, weil er seine Untersuchungen überschätzte, sondern weil er mehr, als jeder Andere, ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten erkannt hatte, für sehr ungewiſs, ob „das Ganze der Idee, welche dem Geiste vorschwebt, je um vieles näher gerückt werden könne". Auch mochte er den gröſsern Theil seiner damaligen Leser ganz richtig beurtheilen, wenn er aus Besorgniſs, es möchte das Werk wegen seiner ganzen Anlage und des gelehrten Apparats von Noten und Bei-

Digitized by Google

lagen geringern Beifall einerndten, sich im voraus anheischig machte, einen „von dieser schwerfälligen Gelehrsamkeit befreiten" Auszug darauf folgen zu lassen. Von beiden Voraussetzungen ist die erste auf eine höchst erfreuliche Weise durch die vorliegende neue Bearbeitung des ersten Bandes der ältern Ausgabe widerlegt, und die zweite dürfte es nicht weniger werden durch die günstige Aufnahme, die dem Werke, trotz seiner noch um vieles reicheren Ausstattung mit dem, was der Verf. schwerfällige Gelehrsamkeit nannte, bereits zu Theil geworden und gewiss für immer gesichert ist. Ein Werk, welches so, wie das vorliegende, die augenfälligsten Beweise der, mit unausgesetztem Fleisse und dem glücklichsten Erfolge gemachten Forschungen aus mehrentheils bisher ganz unzugänglichen Quellen an sich trägt, mit allgemeinen Lobsprüchen begrüssen zu wollen, würde gewiss unangemessen und überflüssig sein. Eben so dürfte sich selbst ein Historiker, der die Geschichte des Handels, des Städtewesens und sonstiger mit der Hanse in Verbindung stehender Materien, zum Gegenstande der angelegentlichsten Studien gemacht hat, schwerlich in der Lage befinden, durch erhebliche Zusätze und Berichtigungen die Untersuchung selbst weiter zu fördern, da sogar der Herr Herausgeber, der gewiss mehr, als jeder Andere dazu berufen und befähigt gewesen wäre, gesteht, dass ihm der Eifer und Fleiss des Verfs. nur Weniges in dieser Weise zu leisten übrig gelassen habe. Um so mehr muss Ref. auf den Versuch, den nachfolgenden Zeilen durch Bemerkungen dieser Art einigen Werth zu geben, Verzicht leisten und sich auf zwei Punkte beschränken, deren Erwägung sich bei der Lektüre des Werks Jedem von selbst aufdringt, nämlich auf eine Vergleichung der ältern und neuern Bearbeitung und auf einzelne Reflexionen über das, was die Hanse, als historische Erscheinung überhaupt, theils Aehnliches, theils Besonderes, im Vergleich mit andern gleichzeitigen Erscheinungen darbietet, oder, mit andern Worten, wie sie sich zu dem gesammten gewerblichen, politischen und juristischen Thun und Treiben ihrer Zeit verhält, sich ihm entweder anschliesst oder eigenthümlich darin hervortritt.

Ein flüchtiger Blick auf den zweiten Band, der, ausser der Hinweisung auf mehrere bereits anderwärts gedruckte Urkunden, den vollständigen Abdruck von beinahe 200, zum Theil sehr ausführlichen, bisher gänzlich unbekannten Diplomen liefert, macht uns sofort auf Dasjenige aufmerksam, was den augenfälligsten Vorzug der neuern Bearbeitung vor der ältern bildet und erregt schon im voraus die grössten Erwartungen von dem Gewinn, der aus diesem Reichthume neu entdeckter Quellen für die Darstellung selbst geschöpft sein werde. Es kann hier nicht der Zweck sein, das, was die neuere Bearbeitung vor der ältern auszeichnet, durch eine detaillirte Collation beider im Einzelnen nachzuweisen, vielmehr nur im Allgemeinen seinem Charakter und seiner Art nach zu bezeichnen und hienach dürfte es sich auf *vier* Hauptrubriken zurückführen lassen, von denen drei das Innere, eine die Form der Darstellung betrifft.

I. Als erster, wenn gleich verhältnissmässig weniger bedeutender, Gewinn ist es zu betrachten, dass unter denjenigen Parthien und Punkten des Werkes, welche bereits in der ältern Ausgabe mit hinlänglicher Evidenz und Klarheit dargestellt sind, wenige zu finden sein möchten, die nicht durch neu entdeckte Quellen neue Bestätigung oder noch grössere Bestimmtheit gewonnen haben. So z. B. haben namentlich die Privilegien, in welchen die Fürsten des nördlichen, östlichen und westlichen Europas den Rechtszustand überhaupt und insbesondre den Handel und Verkehr der Deutschen in ihren Ländern reguliren, einen sehr bedeutenden Zuwachs erhalten, und wenn gleich viele davon der Art sind, dass sie zu dem Bilde, welches man sich von der Bedeutung dieser Vergünstigungen schon nach der ältern Ausgabe machen konnte, nicht eben bedeutende neue Züge und Nüancen liefern, so wäre doch die absichtliche Beobachtung einer grössern Sparsamkeit in dieser Hinsicht um so weniger angebracht gewesen, als die Combinationen, zu welchen oft die scheinbar unbedeutendsten Notizen, z. B. das Datum einer Urkunde, den denkenden Leser leiten können, sich im voraus gar nicht berechnen lassen.

II. Die zweite, ungleich glänzendere und unstreitig reichhaltigste, Kategorie der Vorzüge, welche die neuere Bearbeitung darbietet, besteht darin, dass so viele einzelne Thatsachen und grössere Parthien, die zwar schon in der ältern Ausgabe angedeutet sind, aber nur in unbestimmten Umrissen und in einer gleichsam nebelartigen Gestalt sich darstellen, in dem neuern Werke zu einer Gewissheit, Klarheit und lebendigen Anschaulichkeit erhoben sind, in der sie dem Leser wie

Digitized by Google

völlig neu erscheinen. Der Gewinn dieser Art, der aus so glücklichen Entdeckungen, wie z. B. der Urkunde über die s. g. Cölner Conföderation und einer ununterbrochenen Reihe von Recessen der Hansestädte vom Jahre 1361 an geschöpft worden ist, würde an sich schon bedeutend zu nennen sein, wenn er nicht durch den ungleich glänzenderen und umfassenderen gewissermaßen verdunkelt würde, welchen die Geschichte derjenigen Anstalten, die den eigentlichen Mittelpunkt des Lebens der Hanse bilden, nämlich ihrer auswärtigen Faktoreien, den neu aufgefundenen Quellen verdankte. Was in dieser Hinsicht die ältere Ausgabe, mit Hülfe der schon damals zugänglichen, Schutz-, Handels-, Zoll-Privilegien, darbietet, betrifft weit mehr nur den Zustand und die Stellung der einzelnen Individuen, als der Faktoreien, in ihrer Eigenschaft als Corporationen; von diesen selbst wußten wir in der That nicht viel mehr, als ihre Existenz und erst jetzt ist uns eine genauere Einsicht in ihre Entstehung, Gerechtsame und Verfassung eröffnet, die besonders in Betreff des vorzüglich wichtigen Deutschen Hofes zu Nowgorod, geschöpft aus den aufgefundenen Statuten (Skraen) desselben, gewiß Jeden befriedigen muß, der in seinen Wünschen und Erwartungen nicht kühn genug ist, um, mit dem Verf., den Mangel einer Karte, eines Risses, der Niederlassung zu bedauern. Das Bild, welches uns nunmehr von den Faktoreien dargeboten wird, ist ausgeführt genug, um darin nicht blos gewisse Hauptzüge, die allen gemeinsam sind, wie namentlich die Befugniß, ihre Vorstände (Altermänner, Vögte) zu wählen, das Recht der Autonomie, der eigenen Gerichtsbarkeit, die ursprünglich geringere, allmählich aber zunehmende Abhängigkeit von den Mutterstädten, das Bestehen von kleinern, den Hauptfaktoreien subordinirten, Nebenfaktoreien, sondern auch solche zu erkennen, die der einen oder der anderen einen eigenthümlichen unterscheidenden Charakter aufdrücken. So, um einige Einzelheiten, wie z. B. das so werth gehaltene Recht der eigenen Wage zu Brügge, das Recht, eigene Handwerker anzusetzen, in Schonen, nur im vorbeigehen zu erwähnen, und andere, wie z. B. die Verschiedenheit, die sich unter den Niederlassungen in Absicht ihrer Gerichtsbarkeit zeigen, einer, weiter unten folgenden, nähern Betrachtung vorzubehalten, gewährt es ein besonderes Interesse zu bemerken, wie die Nowgoroder Faktorei, das Gepräge der strengsten Einheit, ohne kenntliche Sonderung der einzelnen Städte in Absicht der Rechte, Privilegien und Vorstände hat, dagegen schon in Brügge sich eine solche Sonderung in der Art zeigt, daß drei größere Massen unter den Mitgliedern, das Wendisch-Sächsische, das Westphälisch-Preußische und das Gothländisch-Liefländische Drittel, als die Elemente der dortigen Verfassung erscheinen, nach welchen insbesondere die Alterleute und der ihnen zur Seite stehende, größere Rath gewählt wurden. In noch höherm Grade tritt jene Sonderung in Schonen hervor, wo jede einzelne Stadt für sich und diejenigen, die sie daran Theil nehmen lassen wollte, ihre eigenen, bestimmt ausgemessenen, Fischerlager (Vitten) und ihre besondere Vorstände (Vögte) hatte, die nur bisweilen zu gemeinschaftlicher Berathung zusammentreten. Als Extrem der Vereinzelung, in welchem das System der Faktoreien nicht mehr blos modificirt, sondern in der That gänzlich aufgegeben erscheint, stellt sich das Verhältniß der Deutschen in Schweden dar, wo sie auf dem Wege der Naturalisation und der Erwerbung des Bürgerrechts, womit sich zugleich eine Theilnahme an der Besetzung des Raths in den Städten verband, sich des Handels und anderer Gewerbszweige, z. B. des Bergbaues, bemächtigten. In Wisby endlich finden wir frühe Beides, Einbürgerung und Faktorei der Deutschen neben einander, auf welche letztere, als eine vor allen Uebrigen vielfach ausgezeichnete und eigenthümliche Erscheinung, wir weiter unten nochmals zurückkommen werden. —

Im Gegensatz dieser, die *juristische* Stellung der Faktoreien und einzelnen Mitglieder im Auslande betreffenden, Parthien, deren Kenntniß durch die neue Bearbeitung in so hohem Grade gewonnen hat, ist von der eigentlich *merkantilischen* Seite ihres Lebens, namentlich der genauern Bezeichnung der Waaren, die hier oder dort Hauptgegenstand der Einfuhr oder Ausfuhr der Deutschen waren, des Umfangs und der Bedeutung, den diese einzelnen Zweige des Handels zu verschiedenen Zeiten gewonnen, des Antheils, den die Deutschen Städte selbst an der Produktion jener Handelsgegenstände gehabt haben, in der That nicht ein Gleiches zu behaupten; wovon freilich nicht der Fleiß des Verfs., sondern lediglich das Unzureichende der Quellen die Schuld trägt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 29.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1831.

G. Sartorius, Freiherrn von Waltershausen, urkundliche Geschichte des Ursprungs der Deutschen Hanse. Herausgegeben von F. M. Lappenberg. Zwei Bände.

(Fortsetzung.)

Was insbesondere den dritten Punkt betrifft, so hat es dem Verf. sogar nicht der Mühe werth geschienen, das, was sich darüber an einer Stelle der ältern Ausgabe zusammengestellt findet (S. 314. folg.), in der neuern zu wiederholen und in Betreff des ersten Punktes, über den allerdings jedem Abschnitte über den Handelsverkehr der Hanse in den einzelnen Ländern einige Notizen beigefügt worden sind, wird die, bereits in der ältern Ausgabe geäufserte, Klage wiederholt, dafs die Zollrollen, von denen allein darüber Auskunft zu erwarten wäre, theils gänzlich fehlen (wie z. B. in Rufsland wegen der allgemeinen Zollfreiheit, welche die Hanse daselbst genofs), theils nicht genau und klar genug in der Bezeichnung der Waaren überhaupt und insbesondere in der Unterscheidung der Ausfuhr- und Einfuhrartikel sind.

III. Ganz im Gegensatze davon, dafs das vorliegende Werk in den meisten Theilen sich an das ältere anschliefst, indem es das dort Gegebene bestätigt und die Lücken desselben ausfüllt, geht es bei der Hauptfrage über die Entstehung der Hanse von einer wesentlich abweichenden Grundansicht aus, die eben daher, als eine besonders prägnante Partie, bei der allgemeinen Charakterisirung des Werkes hervorgehoben zu werden verdient. Nach der ältern Ausgabe gehen die Vereinigungen der Deutschen Kaufleute verschiedener Städte im Auslande, die Faktoreien, hervor aus der Vereinigung der Städte selbst; jene erscheinen als das Spätere, als das Produkt der letztern. Die neuere Bearbeitung drehte das Verhältnifs, wenn auch nicht ganz, so doch zum Theil um. Die Vereinigung der Städte (zunächst zur Erhaltung des Landfriedens) als *ein* Element der Hanse erkennend, stellt sie die Verbindungen der Deutschen Kaufleute im Auslande, als das *zweite* selbstständige und, sofern man auf den merkantilischen Zweck der Städteverbindung sieht, als das frühere Element derselben dar. Es waren nämlich jene Vereine im Auslande ursprünglich blofse Privatverbindungen der Kaufleute einzelner oder mehrerer Städte, an deren Bildung die Städte selbst und deren Obrigkeiten keinen oder nur einen geringen Antheil hatten und die eben daher auch selbstständig und unabhängig von den letztern ihre innern und äufsern Verhältnisse ordneten. Erst dadurch, dafs die Städte sich allmählig jener kaufmännischen Genossenschaften annahmen, gestaltete sich durch die Wechselwirkung, in welche dadurch beide Elemente zu einander traten, das Gebäude der Hanse.*) Einerseits verloren dadurch die Genossenschaften der Kaufleute ihre frühere Selbstständigkeit und verwandelten sich aus Privat- in öffentliche, von den Städten abhängige Institute und Organe des Städtebundes, erhielten aber auch erst dadurch die Erweiterung und feste Begründung ihres Ansehens und ihrer Rechte, wodurch sie für mehrere Jahrhunderte den Handel des Auslandes fast ausschliefslich in ihre Hand bekamen. Andererseits erhielt der, ursprünglich nur aus dem Bedürfnifs der Sorge für den Landfrieden hervorgegangene Verein der Städte vornämlich erst dadurch, dafs er das merkantilische Interesse der auswärtigen Handelsniederlassungen in den Kreis seiner Zwecke aufnahm, erstlich diejenige Richtung, wodurch er sich von andern Städteverbindungen jener Zeit specifisch unterschied, sodann die Eintheilung in Quartiere, die, ursprünglich auf die Deutschen Kaufleute in Flandern sich beziehend, später auf den Städtebund übertragen wurde

*) Es verdient beachtet zu werden, dafs diese Vorstellung in ihren Hauptzügen bereits von Eichhorn in seiner Staats- und Rechtsgeschichte (§. 247. Note b) angedeutet worden ist.

Digitized by Google

(S. 44.) und endlich auch den eigenthümlichen Namen der „Hanse," der, zufolge uralter Bedeutung dieses Wortes, ursprünglich die Bezeichnung der kaufmännischen Genossenschaften wenigstens in England und den Niederlanden gewesen war und von diesen allmählig auf den Bund der Städte selbst überging (S. 73. folg.) — Wenn gleich die Zeit, wo jene kaufmännischen Genossenschaften als selbstständige Privathansen bestanden, verhältnifsmäfsig kurz und arm an historischen Denkmalen ist, so fehlt es doch an letztern nicht in dem Grade, dafs wir nicht diesen frühern Zustand und den allmähligen Uebergang zu dem spätern erkennen könnten. Vorzüglich merkwürdig ist in dieser Beziehung die Gesellschaft Deutscher Kaufleute in Wisby auf Gothland, welche von allen jenen Privathansen höchst wahrscheinlich die älteste war (S. 15, 75), als solche noch gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts ganz unabhängig von den Städten Beschlüsse fafste, (S. 15), durch ihre Usancen den Grund zu einem sich weiter verbreitenden Handelsrechte legte (S. 105), Handelsfreiheiten in den Niederlanden und in England erwarb (S. 8, 218, 277.) und den wesentlichsten Antheil bei der Gründung des Nowgoroder Hofes der Deutschen hatte, zugleich aber darin einen eigenthümlichen Gang nahm, dafs sie, bei der weitern Ausbildung des Städtebundes nicht als abhängige Faktorei desselben fortdauerte, sondern vielmehr gänzlich unterging (S. 16); so dafs sie eigentlich als die Vorläuferin der Hanse erscheint, welche den Grundstein zu der Macht derselben in Westen und Osten legte, dann aber das, was sie errungen und begründet hatte, auf die letztere vererbte und selbst vom Schauplatze abtrat. Ebenso bieten die Nachrichten über den Deutschen Hof zu Nowgorod und insbesondere die aus verschiedenen Zeiten herrührenden Skräen desselben sehr interessante Belege, wie der Städtebund und vornehmlich sein Haupt, sich allmählig *neben* der Wisby'schen Privathanse, welche von Anfang auf jenen, von ihr gegründeten, Hof, einen bedeutenden Einflufs behauptet hatte, der Herrschaft über denselben bemeisterte und endlich jene gänzlich davon verdrängte. Auf ähnliche Weise lassen sich in der Geschichte der Londner Gildehalle der Deutschen (S. 310, 283, 298) und, wenn auch etwas weniger deutlich, der Niederlassung zu Brügge (S. 9, 242) die zwei Perioden der Selbstständigkeit und der allmählig entstehenden Abhängigkeit von den Städten unterscheiden, während im Norden, wo die Deutschen weniger auf friedlichem Wege, als vielmehr durch hartnäckige Kämpfe und kriegerische Unternehmungen sich den Besitz von Handelsprivilegien verschaffen und sichern mufsten, die Macht der Städte selbst es war, welche die Niederlassungen gründete (S. 18).

IV. Wirft man nach dieser allgemeinen Charakterisirung der *innern* Eigenthümlichkeiten, welche die neuere Bearbeitung vor der ältern auszeichnen, noch einen Blick auf die äufsere Form der Darstellung, so ergiebt sich als augenfälliger Charakterzug der erstern das ungleich mehr Quellenmäfsige derselben. Abgesehen von dem verhältnifsmäfsig kleinern Theile der Darstellung, in welchem sie Räsonnement über das, in den Quellen Vorliegende und darin bisweilen eine wörtliche Wiederholung der ältern Ausgabe enthält (vergl. z. B. S. 284—298. der neuern mit S. 287 folg. der ältern Ausg.), giebt sie grofsentheils die Quellen selbst in meistens sehr vollständigen Auszügen wieder. Wie einleuchtend auch auf der einen Seite die Vortheile dieses Verfahrens sind, so läfst sich doch auf der andern nicht verkennen, dafs es in der Ausdehnung, in der es beobachtet ist, theils nicht unbedingt nothwendig war, zumal da für das Bedürfnifs des Lesers, der die Quellen selbst kennen zu lernen wünscht, durch den Abdruck derselben in dem zweiten Bande gesorgt wurde, theils die Darstellung dadurch zu sehr die Form einer Materialien-Sammlung, und durch die Mittheilung des, oft über unbedeutendere Details sich verbreitenden und nicht selten im Wesentlichen gleichlautenden Inhalts der Privilegien und anderer Urkunden etwas Gedehntes erhalten hat.

Ref. erlaubt sich dieser Vergleichung des neuern und ältern Werkes hinsichtlich des Inhalts und der Form einige Reflexionen über den Gegenstand desselben überhaupt, die sich ihm, wie jedem Andern, der mit der Zeit, in welcher die Hanse entstand und blühte, nicht ganz unbekannt ist, aufdringen müssen, zu dem Zwecke hinzuzufügen, um durch Vergleichung der Erscheinungen, welche die Hanse, mit denjenigen, welche die sonstige Geschichte der Städte, des Handels- und Völkerverkehrs der damaligen Zeit darbietet, sowohl die Aehnlichkeiten und Analogieen zwischen beiden, als die Eigenthümlichkeiten der erstern und somit die Bedeutung derselben etwas bestimmter zu bezeichnen.

Fassen wir die beiden Hauptparthien des ganzen Gebäudes, den Städteverein und die auswärtigen Nie-

Digitized by Google

derlassungen, jede für sich ins Auge, so läfst sich leicht erkennen, dafs sie *in einem gewissen Grade* lediglich Wiederholung von Erscheinungen sind, welche die damalige Zeit allenthalben hervorrief. Die vielfachen Verbindungen unter einzelnen Städten am Niederrhein, in Sachsen, Westphalen und den östlichen Theilen Deutschlands, welche allmähliig in die grofse Verbindung der Hanse übergingen, hatten zunächst nur den Zweck, durch gemeinschaftliche Vertheidigung gegen die Angriffe von Ungenossen die äufsere, so wie durch Vermittlung der Streitigkeiten unter den Genossen die innere Sicherheit der Mitglieder zu erhalten; sie selbst und somit auch die Hanse, die jenen Zweck zu dem ihrigen machte, waren daher zunächst nichts anders, wie die vielen Verbindungen derselben Art, in welche zu jener Zeit die Städte und der Adel in andern Theilen Deutschlands und Europas zusammentraten. Ebenso sehen wir die Sitte der Faktoreien im Auslande über die ganze damalige handelnde Welt verbreitet, wovon namentlich die vielen, von Hüllmann (Städtewesen Th. 1. S. 107, 110, 114, 117, 119, 120, 356.) angeführten Beispiele von Niederlassungen Venedigs, Genuas und anderer Italiänischer Städte im Orient und in den Ländern des südwestlichen Europas zum Beleg dienen. Wie diese Sitte aus dem damaligen Zustande der Cultur ganz natürlich hervorging, ist leicht einzusehen und vom Verf. sehr richtig angedeutet (S. 102.). Alles, was damals den Kaufmann abschrecken mufste, seine Waaren und Geschäfte Fremden, in entlegenen Ländern Wohnenden, anzuvertrauen, der Mangel an schnellen Communikationsmitteln, die ihn fortwährend von der Lage und den Handelskonjunkturen entfernter Orte unterrichteten, die Unsicherheit des Rechtszustandes überhaupt und insbesondere der Rechtspflege, und so viele andere Gefahren, die ihm das bestehende Recht fremder Länder, die Ansichten und Maximen der Regierungen, so wie der Privatpersonen drohten; alles was daher damals das Aufkommen des Commissions- und Speditionshandels verhinderte und statt dessen den Verkehr vorzugsweise in der Gestalt des Platzhandels erscheinen liefs, was demzufolge den Kaufmann veranlafste, in eigner Person seine Waaren zu begleiten und Messen und Märkten, als einem künstlichen Mittel, dem Verkehr entlegener Orte die Form des Platzhandels zu geben, eine so grofse Bedeutung verschaffte; eben das war es auch, was in Verbindung mit dem Umstande, dafs sich der Aufenthalt der Kaufleute an auswärtigen Handelsplätzen meistens sehr in die Länge zog und oft genug in Ueberwinterung überging, die Faktoreien erzeugte. Nicht unbemerkt kann es bleiben, dafs Hr. Dr. Lappenberg, wenn er gleich wahrscheinlich die eben bezeichneten Veranlassungen zu Entstehung der Faktoreien nicht gänzlich verkennt, doch einen andern Grund, als den bedeutsamern und tiefer liegenden, hervorhebt (S. XIII.), dessen nähere Prüfung um so wichtiger scheint, als er auf der einen Seite etwas Scheinbares und Ansprechendes hat, auf der andern aber, hauptsächlich in der etwas unbestimmten Darstellung des Herrn Herausgebers, nur zu leicht Mifsverständnisse und Unklarheiten mancherlei Art befördern zu können scheint. Ausgehend nämlich von der, an und für sich unleugbaren, Thatsache, dafs die Faktoreien, die Hansischen, so wie die der Italiänischen Städte, im Besitz eigener Gerichtsbarkeit waren, denkt er sich gerade diese Befugnifs und die, damit zusammenhängende, Wohlthat, nach ihrem eigenen, vaterländischen oder im Wege der Autonomie und Usance entstandenen Rechtsnormen beurtheilt zu werden, als den eigentlichen Zweck der Faktoreien und letztere in dieser Beziehung lediglich als Mittel, das s. g. System der persönlichen Rechte, dem wir als durchgreifendes Princip des ältesten Germanischen Rechts begegnen, zu realisiren. Vor Allem möchte dieser Ansicht entgegenzustellen sein, dafs der Grundsatz, jeder müsse nach seinem angestammten Rechte beurtheilt werden, nur den Individuen solcher Nationen, welche unter *einem* Staatsverbande begriffen waren, also nur Einheimischen zu Gute kam (Eichhorn. St. und Rechtsgesch. §. 46. — Einl. ins D. Privatr. §. 76. Note a.), Fremden dagegen um so weniger, da sie, nach urgermanischer Ansicht, für ihre Person rechtlos und nur durch den besondern Schutz (Vogtei) eines Einheimischen (u. A. des Königs) rechtsfähig, dann aber auch, so viel wir wissen, nach dem Rechte ihres Schützers beurtheilt wurden (Eichhorn Rechtsgesch. a. a. O. Note c, e); woraus sich dann ergiebt, dafs die Beurtheilung der in den Handelsniederlassungen befindlichen Fremden nach ihrem eigenen Rechte wenigstens nicht als Erinnerung oder Erneuerung jenes alten Princips angesehen werden könne. Wollte man nun aber auch die Ansicht fassen, dafs die Schutzprivilegien, welche den Deutschen im Auslande zu Theil wurden, gerade den Sinn hatten, sie, gleich den Einheimischen, für rechtsfähig

Digitized by Google

zu erklären und eben dadurch sie des alten, unter den Einheimischen selbst geltenden, Grundsatzes der persönlichen Rechte, theilhaftig zu machen, so müfste man, nach dem was wir über die Art der Anwendung und Durchführung dieses Grundsatzes wissen (vergl. Rogge Gerichtswesen S. 56.), erwarten, dafs die Beurtheilung der Fremden nach ihrem eigenen Rechte als durchgreifendes Princip für alle Fälle, wo sie als Kläger, *oder* für alle diejenigen, wo sie als Beklagte auftraten, gegolten habe. Allein dem ist nicht so; vielmehr korrespondirt der Umfang, in welchem bei Beurtheilung der Deutschen ihr eigenes Recht zur Norm diente, im Allgemeinen dem Umfange, in welchem ihren Faktoreien eigene Gerichtsbarkeit zustand, so dafs der Genufs des eigenen Rechts nicht als ein an und für sich gegründeter Anspruch, die eigene Jurisdiktion als eine dadurch veranlafste Einrichtung, sondern umgekehrt diese als das Fundament, jener als die Folge erscheint. Was nun diese eigene Gerichtsbarkeit der Faktoreien betrifft, so deutet schon das allgemeine Vorkommen derselben darauf hin, dafs sie nicht, wie so manches andere Recht derselben, auf rein willkührlicher und zufälliger Liberalität der Fürsten, in deren Ländern die Faktoreien ihren Sitz hatten, sondern auf allgemeiner wirkenden Gründen und Ansichten beruhte. Diese scheinen mir zwiefach. Einmal die Ansicht, die, durch so viele Anwendungen bestätigt, als eine durchgreifende Rechtsansicht des Mittelalters erscheint, dafs jeder Corporation eine gewisse Gerichtsbarkeit über ihre Mitglieder gebührte, die, wenn sie nicht durch besondere Concessionen noch mehr erweitert war, im Allgemeinen den Charakter einer Disciplinar- und Polizei-Gerichtsbarkeit hatte, mittelst deren die Corporation selbst über die Befolgung ihrer Statuten und Observanzen wachen durfte; und zweitens das allgemeine Recht aber Privatpersonen, statt des ordentlichen Richters, sich dem Spruche eines Schiedsrichters zu unterwerfen. Wenn dieses wirklich die Grundlagen der, den Faktoreien zustehenden Gerichtsbarkeit waren, so würde folgen, dafs sie sich auf Sachen ihrer Genossen *unter sich* und, aufser der, in jener Disciplinargewalt enthaltenen, *niedern Strafgerichtsbarkeit*, nur auf *Civilstreitigkeiten* erstrecken durfte. Und in der That ist dieses derjenige Umfang der eigenen Jurisdiktion der Deutschen Faktoreien, welcher als die Regel, jede Erweiterung derselben über diese Grenzen hinaus, als eine auf besondere Privilegien gegründete Ausnahme zu betrachten sein dürfte. Was die eigentliche Criminalgerichtsbarkeit betrifft, so stand sie, so viel Ref. aus dem vorliegenden Werke ersehen hat, nur dem Nowgoroder Hofe (S. 151.) und den Niederlassungen *einiger* Städte (Lübeck, Greifswalde) auf Schonen (S. 169, 175.) zu; dagegen wird sie in der Regel ausdrücklich den einheimischen Gerichten vorbehalten (S. 166, 172 folg., 181, 196, 222.) Eben so giebt es nur wenige Beispiele davon, dafs die Gerichtsbarkeit der Faktoreien auf solche Streitigkeiten ausgedehnt war, wo Einheimische, als Kläger, Deutschen gegenüberstanden (denn auf diejenigen Fälle, wo Einheimische beklagt wurden, konnte sie sich, nach dem zu jeder Zeit geltenden Grundsatze „*actor forum rei sequitur*" nirgends erstrecken), so z. B. genossen die Deutschen dieses Recht in Liefland (S. 105.) und die Hamburger in Flandern (S. 223.); desto zahlreicher sind die Beweise vom Gegentheil, z. B. in Rufsland (S. 113, 151.), in Schonen (S. 166, 169, 173.), in Norwegen (S. 196?). Auch England und die Niederlande, mit Ausnahme des oben erwähnten besondern Privilegs der Hamburger, gehören dahin, wiewol daselbst in *allen* Fällen, wo Fremde, sei es als Beklagte oder als Kläger, Einheimischen gegenüberstanden, desgleichen bei Criminaluntersuchungen über die Erstern, ihren Landsleuten ein gewisser Antheil an der Rechtspflege zugestanden wurde, entweder durch Constituirung besonderer, gemischter, aus Einheimischen und Fremden zusammengesetzter, Gerichte (S. 301.), oder durch Zuziehung von Fremden („Kaufleuten") zu den gewöhnlichen Gerichten des Landes („Richter und Schöffen" S. 263.), oder durch Bildung eines Jury *de medietate linguae* (S. 294.).

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 30.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1831.

G. Sartorius, Freiherrn von Waltershausen, urkundliche Geschichte des Ursprungs der Deutschen Hanse. Herausgegeben von F. M. Lappenberg. Zwei Bände.

(Schluſs.)

Wenn somit in der Verbindung der Städte zum Zweck der Aufrechterhaltung des Landfriedens und in der Errichtung von Niederlassungen im Auslande diejenigen beiden Elemente der Hanse enthalten sind, in denen sie sich lediglich als Wiederholung allgemein verbreiteter Erscheinungen der damaligen Zeit zeigt, so bilden andererseits die beiden Umstände, daſs die Deutschen Kaufleute aus verschiedenen Städten in der Regel nicht, wie z. B. die Italiener, ihre besondere Faktoreien hatten, sondern in gröſsere gemeinschaftliche Privathanse zusammenschmolzen, und daſs der vorzugsweise merkantilische Zweck dieser Privatsachen zu einem Hauptzweck des Städtebundes selbst sich erhob, das Eigenthümliche der Hanse. Und dieses ist auf den ersten Blick um so auffallender, jemehr, abgesehen von andern Gründen, welche Trennung und Zwiespalt in Deutschland, bis zu den kleinsten Bestandtheilen hinab, beförderten, das merkantilische Interesse, besonders in einer rohern und oberflächlichern Weise aufgefaſst, vorzugsweise egoistische Ausschlieſsung Anderer von gleicher Theilnahme am Gewerbe und Gewinn zur Folge zu haben pflegt. Daſs jener Erscheinung nicht etwa eine friedlichere und liberalere Gesinnung und Denkweise der Deutschen Städte gegen einander zum Grunde lag, bedarf keines Beweises, vielmehr zeigt die Geschichte, daſs beide eben erwähnten eigenthümlichen Erscheinungen erst später und allmählig unter dem Einflusse besonderer *äuſserer* Umstände nothdürftig und nicht ohne Beweise von unvollkommener Vereinigung, von Lauheit und Widerstreben einzelner Mitglieder, herbeigeführt wurde. Welches diese äuſsere Veranlassungen waren, lehrt Jeden ein flüchtiges Nachdenken, auch fehlt es theils in dem Werke selbst, theils in dem, vom Herausgeber vorangeschickten, Vorworte nicht an treffenden Andeutungen über diesen Punkt. Es gehörte dahin, um nur Einiges herauszuheben, vor Allem der Umstand, daſs die Deutschen vornehmlich in Skandinavien und Ruſsland mit Herrschern und Völkern zu thun hatten, deren Rohheit, Willkühr und Gewaltthätigkeit Rechte, die bloſs auf dem Buchstaben von Verträgen und Privilegien ruhten, zu einem höchst unsichern Besitzthum machten, daſs daher die einzige Garantie derselben darin lag, daſs die Deutschen selbst Macht und Ansehn genug besaſsen, um ihre Rechte zu vertheidigen und deren Beeinträchtigung zu rächen, dieser Aufgabe aber weder die Privathanse, ohne Hülfe ihrer Mutterstädte, noch einzelne Städte für sich, ohne zahlreiche Bundesgenossen gewachsen waren. Wie wesentlich zur extensiven und intensiven Verstärkung des Vereins die vielfältigen Fehden mit den Herrschern des Nordens beigetragen haben, liegt klar vor Augen. Nächstdem ist nicht zu übersehen, daſs zur Verwandlung des Städtebundes in einen, auf gemeinschaftliche Beförderung des Handels gerichteten, Verein die bereits vorhergehende Vereinigung der Kaufleute verschiedener Städte in Privathanse wesentlich beitrug, letztere aber wiederum durch manche besondere Umstände befördert worden waren. Fehlt es gleich nicht an Beispielen von Partikularhansen der Kaufleute einzelner Städte, so hätten sie doch gewiſs auf die Dauer, zu ihrem eigenen Wohl, eine engere Anschlieſsung an einander nicht vermeiden können, wenn diese nicht durch die Stütze, welche ihnen sehr bald durch den, auf ihre Erhaltung bedachten, Städteverein zu Theil wurde, ersetzt worden wäre. Fehlt es gleich ferner nicht an Beispielen, daſs die Bürger einer Stadt anfänglich versuchten, sich zu einer, Andere vom Handel ausschlieſsenden, Hanse zu konstituiren, wie z. B. die Cölner in London, so bedurfte es

Digitized by Google

doch in der Regel nicht erst eines solchen Machtgebots, wie es Kaiser Friedrich II. gegen die Cölner ergehen liefs (S. XXII, 79.), um die Durchsetzung eines solchen Partikularismus als unvereinbar mit den Umständen und mit dem eigenen Interesse erscheinen zu lassen. Keine einzelne Deutsche Stadt hatte einen so gebietenden Einflufs auf die Regenten der Länder, die der Schauplatz ihres Handels waren, um die Ertheilung gleicher Handelsprivilegien an andere Städte auf die Dauer zu hintertreiben, wenige hatten gleich Anfangs einen so bedeutenden Handel, dafs Faktoreien, die aus ihnen allein hervorgingen, ein fortdauerndes und vielseitig thätiges Leben führen konnten, noch weniger Macht genug, um die Gefahren und Kämpfe zu bestehen, welche die Willkühr der Herrscher und der Neid der Einheimischen ihnen bereiteten.

Bei einem Werke, welches, wie das vorliegende, als das wichtigste Denkmal rastloser und viele Jahre hindurch fortgesetzter Bestrebungen eines berühmten Verfs., in hohem Grade auf allgemeines Interesse Anspruch machen darf und überdem von Denjenigen, welche in dem Tode des Verfs. den Verlust eines hochgeschätzten Lehrers und Freundes betrauern, als ein werthvolles Vermächtnifs desselben mit besonderer Theilnahme betrachtet werden wird, erscheint die äufsere Ausstattung weniger, als bei irgend einem andern, gleichgültig. Daher verdient das, was der Herr Verleger in dieser Hinsicht auf eine, gewifs allen Wünschen entsprechende, Weise geleistet hat, die gebührende Anerkennung.

W. E. Albrecht.

XXI.

Bunsen, enumeratio ac descriptio hygrometrorum quae inde a Saussurii temporibus proposita sunt Gottingae. 1830. 4.

Die Beantwortung der beiden Fragen, wieviel Wasser als Dampf enthält ein gegebenes Luftvolumen bei einer bestimmten Temperatur, und mit welcher Kraft drückt dieser Dampf gegen die umschliefsenden Wände? — ist der Gegenstand der Hygrometrie. Beide Fragen können in Beziehung auf den luftleeren Raum direct beantwortet werden, hingegen, wenn der Raum luftvoll ist, nur indirekt. Denn da Dämpfe und Luftarten, unter einander gemischt, mit der Summe ihrer Elasticitäten nach Aufsen drücken, so besteht die durch sie gehobene Quecksilbersäule aus mehreren Säulen, deren Summe sie ist, und deren jede durch eine Luftart getragen wird, keine aber isolirt dargestellt werden kann. Ebenso kann das Gewicht des als Dampf vorhandenen Wassers nur bestimmt werden, wenn das Gewicht der trocknen Luft bekannt ist. Es bedarf daher in beiden Fällen einer Sonderung des Dampfes von der Luft. Das zunächst für die Bestimmung der gesuchten Quantitäten sich darbietende Mittel wäre also:

1. den Gewichtsverlust zu bestimmen, welchen eine abgeschlossene Luftmasse durch Austrocknen erleidet;

2. das Fallen der Quecksilbersäule, wenn die drükkende Luft ohne Aenderung der Temperatur und des äufsern Druckes ihre Feuchtigkeit verliert.

Diese experimentale Bestimmung ist aber zu umständlich, um häufig angewendet zu werden. Man hat daher eine Menge Verrichtungen erdacht, vermittelst welcher man Dichtigkeit und Elasticität der Dämpfe ohne direkte Messung bestimmt. Diese Vorrichtungen sind die Hygrometer. Nach der Theorie der Dämpfe hängt aber die Elasticität derselben von ihrer Dichtigkeit und Temperatur ab. Man kann also, wenn man die Temperatur beobachtet, aus der Elasticität die Dichtigkeit berechnen, und umgekehrt, wenn Temperatur und Dichtigkeit bestimmt sind, die Elasticität angeben. Da nun die Temperaturbeobachtungen sich bequem anstellen lassen, so hat man sie in die hygrometrischen Bestimmungen eingeführt. Aufser der Temperatur, sucht man also entweder die Menge der Dämpfe in einem gegebenen Volumen d. h. ihre Dichtigkeit oder die Elasticität derselben. Alle hygrometrischen Bestimmungen beruhen daher, wenn sie vollständig sind, auf zwei Beobachtungen, oder wenn wir das Messen der Temperatur für sich betrachten, so ist ein Hygrometer ein wirkliches Maafs der Feuchtigkeit, wenn wir durch dasselbe entweder die Dichtigkeit der Dämpfe oder ihre Elasticität quantitativ angeben können. Beide durch Beobachtung zu finden ist unnöthig, weil, wenn einmal durch genaue Versuche die Abhängigkeit des einen von dem andern gegeben ist, jeder es vorziehen wird, durch Rechnung die gesuchte Quantität zu finden, denn unter allen physikalischen Instrumenten ist doch am Ende der Calcul das bequemste und sicherste.

Die Atmosphäre besteht aus vier elastischen Flüssigkeiten: Sauerstoff, Stickstoff, Kohlensäure und Wasserdampf. Besäfsen wir für jede derselben ein Barometer, so könnte bei den Veränderungen der Dichtigkeit und des Druckes der Atmosphäre leicht erkannt werden, welcher derselben sie zuzuschreiben wären. Das Eudiometer und Hygrometer sind in diesem Sinne Theil des Barometer, jenes für die Luftarten, diefs für die Dämpfe, doch kann die Elasticität beider nur geschlossen werden. Glücklicherweise hat die Chemie gezeigt, dafs die Verhältnisse der in der Atmosphäre befindlichen Luftarten nahe unveränderlich sind, d. h. dafs wenn man den Gesammtdruck der trocknen atmosphärischen Luft kennt, unmittelbar daraus der Druck der Sauerstoff-, Stickstoff- und der Kohlensäure-Atmosphäre berechnet werden kann. Es bleibt also nur die Frage nach dem Verhältnifs des Druckes der Dämpfe zu dem Drucke der Luftarten, und diefs ist die Aufgabe der Hygrometrie in Beziehung auf atmosphärische Verhältnisse.

Das uns vorliegende Buch enthält eine Zusammenstellung der seit Saussure geschehenen Bemühungen der Physiker, diese Aufgabe zu lösen.

Der Verf. giebt zuerst einen kurzen Ueberblick der Lehre von den Dämpfen und wendet sich dann zu der Beschreibung der Instrumente, die er in 3 grofse Klassen abtheilt:

Digitized by Google

1. Instrumente, welche durch Dampf bewegt werden, den mehrere Körper durch eine hygroskopische oder chemische Verwandschaft in sich aufnehmen und dadurch in Form oder Gewicht oder auf andre Weise verändert werden.

2. Instrumente, welche sich auf Niederschlag der Dämpfe durch Kälte gründen.

3. deren Einrichtung auf Bildung der Dämpfe beruht.

Was nun die Zusammenstellung betrifft, so ist diese klar und vollständig. Gegen die Eintheilung aber kann eingewendet werden, dafs sie von äufsern Kennzeichen hergenommen ist, nicht aus der Theorie der Dämpfe selbst entwickelt. In Beziehung auf die erste Klasse nämlich, welche in 3 Unterabtheilungen zerfällt, findet zwar zwischen dem Verfahren, aus Form oder Gewichtsänderung einer hygroskopischen Substanz die Feuchtigkeit zu bestimmen, eine nahe Uebereinstimmung statt, beide aber sind durchaus verschieden von der Bewegung der Goldblättchen eines Elektrometers bei der durch Zunahme der Feuchtigkeit der umgebenden Luft gesteigerten Leitungsfähigkeit derselben. Jenes sind Wirkungen der absorbirten, diefs der noch als elastische Flüssigkeit vorhandenen Dämpfe. Es hätten die Hygrometer vielmehr in 4 Klassen getheilt werden müssen. Sie beruhen nämlich:

1. auf den physischen Eigenschaften freier Dämpfe,
2. auf den physischen Eigenschaften absorbirter Dämpfe,
3. auf den Erscheinungen bei dem Niederschlag derselben,
4. auf den Erscheinungen bei ihrer Bildung.

1. Was die erste Klasse betrifft, so ist schon gesagt worden, dafs wir kein Mittel besitzen, die Elasticität für sich zu messen. Es müssen daher andre physische Eigenschaften derselben benutzt werden, wie z. B. das elektrische Leitungsvermögen. Der Grad aber der elektrischen Ladung einer Maschine (p. 46.) in mehr oder minder feuchter Luft, ist ein eben so unsichres Mittel als die Veränderung der Divergenz eines Elektrometers (p. 47.) oder die Wirkung einer trocknen Säule, welche man ebenfalls vorgeschlagen hat. Denn es ist klar, dafs jene indirekten Mittel nur dann angewendet werden dürfen, wenn sie ein wirkliches Maafs abgeben. Die Wissenschaft braucht Hygrometer, keine Hyproskope.

2. Hyproskopische Substanzen nennen wir im Allgemeinen die Körper, welche, wenn sie sich in Raume befinden, in welchem Dämpfe vorhanden sind, einen Theil derselben in sich aufnehmen, und, nachdem diefs geschehen, Veränderungen des Volumens und des Gewichtes zeigen. Ist die Quantität der aufgenommenen Dämpfe grofs, oder was dasselbe ist, ist die Verminderung der die Substanz umgebenden Dämpfe durch jene bedeutend, so heifsen wir sie: austrocknend. Den Grund der Erscheinung des Verdichtens der Dämpfe hat man hyproskopische Verwandschaft genannt, weil, wenn man in demselben feuchten Raum eine hyproskopische und eine austrocknende Substanz bringt, d. h., zwei hyproskopische Substanzen, deren Verdichtungsfähigkeit sehr verschieden ist, die hyproskopische Substanz von den verdichteten Dämpfen allmählig immer mehr verliert, welche von der austrocknenden aufgenommen werden. Bei unveränderter Temperatur hängt nun die Quantität der verdichteten Dämpfe von der Dichtigkeit der freien ab, die hyproskopischen Erscheinungen sind also analog den Absroptionserscheinungen der Luftarten durch feste und flüssige Körper. Dafs nicht von einem äufsern Anhängen der zu Wasser verdichteten Dämfe die Rede sein kann, geht daraus hervor, dafs ein in einem feuchten Raume herumgeschwungenes Hygrometer durch Herumschwingen nicht mehr Dämpfe aufnimmt als vorher d. h. seinen Stand unverändert beibehält. Bei einer bestimmten Temperatur geht nun in ein Volumen von gegebener Gröfse nur eine bestimmte Menge Wasser als Dampf, und zwar eine gleiche, der Raum sei luftvoll oder luftleer. Ist dieses Maximum der Quantität Dämpfe vorhanden, so nennen wir den Raum vollkommen feucht, es giebt also soviel Maxima als Temperaturen. War nicht hinreichend Wasser vorhanden, welches verdampfen konnte, so ist der Raum mehr oder minder trocken, und die aus hyproskopischen Substanzen verfertigten Hygrometer, wie das von Saussure und Deluc, zeigen in ihren Graden das Verhältnifs der wirklich vorhandenen Dämpfe zu der bei der Temperatur möglich gröfsten Menge an. Durch Raumverminderung oder Abkühlung mufs daher ein solches Hygrometer der Feuchtigkeit zugehen, durch Raumvergröfserung oder Temperaturerhöhung der Trockenheit. Verhielten sich nun die Grade des Haarhygromnters, von dem wir allein die Data besitzen, welche es zu einem wirklichen Mafse der Feuchtigkeit machen, wie die Elasticitäten der wirklich vorhandenen Dämpfe bei einer bestimmten Temperatur, so könnte man Tafeln mit doppeltem Eingang construiren, deren Argumente die Temperatur und Hygrometergrade wären. Die Zahlen derselben würden Procente des Expansionsmaximums bei 100° des Hygrometers sein. Gay-Lussac hat aber durch direkte Versuche gezeigt, dafs die Procente der Elasticität sich nicht erhalten wie die Ausdehnungen des Haares bei constanter Temperatur 10° C. durch veränderte Feuchtigkeit (Taf. VI.). Gälte diefs Verhältnifs für alle Temperaturen, so würden ganz analoge Tafeln konstruirt werden können, nur müfsten die Elasticitäten aus den respektiven *Maximis* der einzelnen Temperaturgrade nach den Gay-Lussacschen Zahlen berechnet werden, nicht nach den Saussurschen Graden, welche aber natürlich Argument der Tafel bleiben müssen. Durch die den Gay-Lussacschen analogen Untersuchungen, welche Prinsep bei einer andern Temperatur (80°—90° F.) Taf. 8. angestellt hat, scheint aber erwiesen, dafs jenes Verhältnifs für verschiedene Temperaturen verschieden ist, dafs also die Reduktion der Hygrometergrade auf Elasticitätsgrade für jede Temperatur eine andre sein würde. Wäre diese Lücke ergänzt, wenigstens innerhalb der in der Atmossphäre stattfindenden Temperaturen, so würde dann dies Haarhygrometer die hierher gehörigen Fragen, vollständig beantworten. Hr. Bun-

Digitized by Google

sen hat diese Lücke gefühlt, sollte er sich nicht veranlafst fühlen, sie auszufüllen?

Ich weifs, dafs Viele meinen, eine solche Arbeit sei jetzt weniger nothwendig, da man Instrumente besitze, welche direkter zum Ziele führen. Wenn man aber bedenkt, wie viele Beobachtungen mit diesem Instrumente angestellt worden sind und noch angestellt werden, welche Schätze der wichtigsten Erfahrungen in ihnen verborgen liegen, wie wenig Früchte die unendlichen Arbeiten der Physiker in der Hygrometrie getragen haben, eben weil man die Hygrometerbeobachtungen unbenutzt liegen läfst, nachdem sie mit der gröfsten Sorgfallt angestellt worden sind, so glaube ich kann man sich über die Zweifel gegen die Wichtigkeit einer solchen Arbeit vollkommen beruhigen. Das Indirekte des Verfahrens wird aufgewogen durch die Bequemlichkeit der Beobachtung und es ist für das Resultat, wenn es richtig ist, ziemlich gleichgültig, auf welchem Wege man es fand. Die theoretische Eleganz eines Instruments hat wissenschaftliches Interesse, sie ist aber nicht die einzige Kategorie, welche geltend gemacht werden darf. Aufserdem sind aufser der direkten Bestimmung des Condensationspunktes bei dem Daniellschen Hygrometer alle Verfahrungsarten indirekt, wenn diefs etwa als Vorwurf gelten soll.

3. Durch den Niederschlag der Dämpfe vermittelst Erkältung die Elasticität derselben zu bestimmen, hat Le Roy zuerst vorgeschlagen, Dalton zuerst ausgeführt. Tritt man in ein warmes Zimmer mit einem Glas kalten Wassers, so beschlägt es. Erwärmt sich das Wasser allmählig, so verschwindet der Hauch, welcher sich angesetzt hatte. Beobachtet man an einem hineingetauchten Thermometer die Temperatur, bei welcher diefs Verschwinden stattfindet oder mit andern Worten, die höchste Temperatur, bei welcher der Niederschlag geschieht, so ist die Elasticität der in der Umgebung vorhandenen Dämpfe gleich dem Elasticitätsmaximum bei jener Temperatur. Das Daniellsche Hygrometer ist ein eleganter Apparat jenen Versuch anzustellen. Statt frisch geschöpftem Brunnenwassers bringt man die Erkältung durch aufgegossenem Aether hervor.

Da die Daniellschen Hygrometer nach der Fahrenheitschen Skale getheilt sind, die den Graden derselben entsprechenden Elasticitäten in der Regel in Englischem Maafse angegeben werden, um den Druck der trocknen Luft zu erhalten man aber die Elasticität des Wasserdampfes abziehen mufs von dem gleichzeitigen Stande des Barometers, welches in der Regel nach Französischem Maafse getheilt ist, so wäre es passend gewesen, wenn Hr. Bunsen eine Tafel beigefügt hätte, welche die den in Fahrenheitschen Graden angegebenen Condensationspunkten entsprechende Elasticität in Fr. Linien gegeben hätte.

In Beziehung auf die Angabe der durch ein Daniellsches Hygrometer erhaltenen Resultate, wäre es wünschenswerth, dafs man nicht den Unterschied des Condensationspunktes und der Temperatur, sondern immer den Condensationspunkt selbst angebe. Relative Feuchtigkeitsverhältnisse haben ein nur untergeordnetes Interesse, sie machen unnöthige Rechnungen nöthig, besonders wenn die Temperatur in andern Graden angegeben ist. Aufserdem scheint es mir weit passender, wenn noch eine Columne beigefügt werden soll, die Elasticität des Dampfes nicht sein Gewicht in einem Kubikfufs Luft anzugeben. So lange wir nämlich nicht das Gesetz der Abnahme der Feuchtigkeit nach der Höhe kennen, gewinnen wir dadurch wenig für das Verständnifs der Hygrometeore. Es würde jedem auffallen, wenn man die Angaben des Barometers übersetzte in Angaben der Dichtigkeit der Luftschicht, in welcher es sich befindet, warum soll diefs für dem Wasserdampf geschehn?

Aus dem Steigen eines mit Schwefelsäure befeuchteten Thermometers die Elasticität der Dämpfe zu schliefsen, was de la Rive neuerdings vorgeschlagen hat, möchte eher in die Klasse der eben betrachteten Hygrometer gehören. Es ist diefs zwar ein sehr empfindliches Hygroskop aber kein Hygrometer.

4. Da die Temperatur jeder Flüssigkeit, wenn sie verdampft sich erniedrigt, die Stärke der Verdampfung aber bei einer gegebenen Temperatur abhängt von der Elasticität der über der Flüssigkeit befindlichen gleichartigen Dämpfe, so ist klar, dafs auch die Verdampfungskälte abhängen wird von der relativen Feuchtigkeit der umgebenden Luft. Den Huttonschen Vorschlag, aus dem Temperaturunterschiede eines feuchten und trocknen Thermometers die Feuchtigkeit der Luft zu bestimmen, hat Leslie an seinem empfindlichen Differential-Thermometer zuerst ausgeführt, Lüdicke aber an 2 Quecksilberthermometern. Durch die Untersuchungen von Jvory, August, Anderson, Burg, Bohnenberger, ist aus diesem Hygroskop ein Hygrometer geworden, welches August Psychrometer genannt hat. Die passende Form, welche es von ihm erhalten hat, macht es zu Beobachtungen bequem, doch mufs es gegen heftigen Wind geschützt werden, weil dieser die Verdampfungskälte steigert, ebenso gegen Staub, weil die Vorrichtung es zu befeuchten sonst auf die Dauer ihre Dienste versagt. Als Ergänzung der im 3ten Capitel unsres Buchs, wo dieses Hygrometer behandelt ist, mitgetheilten Untersuchungen kann die im vorjährigen Programm des Cöllnischen Real-Gymnasium enthaltene Abhandlung von August dienen.

Zu bedauern ist, dafs keins der bisherigen Hygrometer, eben weil alle Bestimmungen auf 2 Beobachtungen beruhen, in ein Register-Hygrometer umgeändert werden kann, wie wir es für die Temperaturbestimmungen zu leisten vermögen, Vorrichtungen, wie die von Blackadder (p. 73.) sind zu kostspielig.

Die unsrer Preisschrift beigegebenen Figuren sind anschaulich. Ich glaube daher, dafs die Abhandlung jedem empfohlen werden kann, welcher den jetzigen Standpunkt der Hygrometrie kennen lernen will.

H. W. Dove.

Digitized by Google

Nro. 31.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1831.

XXII.

Altfranzösische Volkslieder. Gesammelt, mit Sprach- und Sacherklärenden Anmerkungen versehen und herausgegeben von Dr. O. L. B. Wolff, aufserord. Prof. der Neueren Litt. an der Univers. zu Jena. Nebst einem Anhange, Auszüge aus einer seltenen Altfranzösischen Handschrift enthaltend. Leipzig, bei Fr. Fleischer. 1831. *XIV. u.* 200 *S.* 12.

Die Franzosen sind schon gewohnt, die Geschichte ihrer Poesie nicht mehr auf das goldene Zeitalter ihrer Literatur einzuschränken, sondern auch auf die früheren Zeiten zurückzugehen, anfangs freilich mehr in antiquarischem Sinn, dann aber auch mit höherer Würdigung der Poesie selbst; ja die jetzige romantische Schule kämpft für die Anerkennung des Mittelalters mit einer fast krampfhaften Anstrengung. Die Troubadours wie die Trouverres haben endlich Männer gefunden, welche der Welt die Dichtungen jener Sänger wirklich bekannt machen, nachdem lange Zeit schon zwar die Rede davon gewesen war, aber nur sehr Wenige durch Einsicht der Handschriften der Pariser Bibliothek eine wahre Kenntnifs derselben besafsen. Am meisten ist bisjetzt noch der Volksgesang vernachlässigt, obschon er einer treuen Nachforschung durch schöne Ausbeute gewifs lohnen würde. Noch vor einiger Zeit hat die Zeitschrift „das Ausland" Lieder aus der Pikardie mitgetheilt, welche Jeden, der an nationaler Poesie Theil nimmt, überrascht haben werden. Da jedoch die Richtung der Literatoren auf diese Gestaltung der Französischen Poesie noch jung ist, so wird man sich nicht wundern, wenn die vorliegende Sammlung nicht so grofs ist, als man, da von einer so grofsen und so gesanglustigen Nation die Rede ist, vielleicht erwarten könnte. Der Hr. Verf. hat mit guter Belesenheit und geübtem Takt aus mehren in Frankreich neuerdings veranstalteten, sodann auch aus älteren Sammlungen mehre Liedergruppen zusammengestellt, welche uns das Verhältnifs schon deutlicher machen, in welchem bei den Franzosen die Volkspoesie zu ihrer Literatur im engeren Sinne steht. Bis zum vierzehnten Jahrhundert hin war in Frankreich gewissermafsen alle Poesie national. Erst von hier an bis zum sechszehnten Jahrhundert trat der Uebergang zu einer anderen Form der Nationalität ein, insofern sich während dieser Zeit die Stellung der Provinzen zum Ganzen des Reiches bedeutend veränderte. Noch behielt eine jede ihre eigenthümliche Farbe, aber die allgemeineren Interessen zogen sich nach und nach aus ihnen heraus, um ihre Bewegung in Paris zu koncentriren. So bildete sich im siebzehnten Jahrhundert ganz entschieden die Hofpoesie. Besonders gingen von nun an die politischen Lieder fast lediglich von der Hauptstadt aus. Selbst eine Menge weltlicher Lieder wurden von hier verbreitet und namentlich trugen die Soldaten bei ihren Dislocirungen die Lieder im Poissardenstyl, der in Paris zu Hause ist, in die Provinzen aus. In den Provinzen selbst wurden seit Ludwig dem Vierzehnten nur solche Lieder gedichtet, welche auf Wein und Liebe sich beziehen. Hr. Wolff macht in seiner Vorrede die richtige Bemerkung, dafs auch eine Menge Volkslieder nicht vom Volk, vielmehr von den Dichtern der gebildeten Welt ausgingen, etwa wie bei uns Schillers Räuber- und Reiterlied, Goethe's „freudvoll und leidvoll" u. a. durch das Volk hingedrungen sind. Durch diese geistige Obmacht der Hauptstadt des Landes, welche dem Volksmäfsigen weniger Raum läfst, ist das merkwürdige Faktum zu erklären, dafs die ganze an Begebenheiten vollgedrängte Zeit vom Ausbruch der Revolution bis zu den Julitagen des vorigen Jahres hin unter zahllosen Freiheits- und Kriegsliedern doch nur wenige hervorgebracht hat, welche, wie einst Taillefers Schlachtge-

Digitized by Google

sang, das Französische Volk durchgriffen, und als historiech namhafte eigentlich nur den *Ça ira*, die *Marseillaise*, die *Marche des Pyrénées*, die *Carmagnole* (welche man als den epigrammatischen, Bakchisch rasenden Ausdruck einer starren terroristischen Gesinnung kaum ein Lied nennen kann) und in der neuesten Zeit die *Parisienne*. —

Das Interessante der vorliegenden Volkslieder besteht vorzüglich in der Naivetät, mit welcher der Französische Charakter sich darin ausspricht und welche von selbst zu einer Vergleichung mit dem reflectirten Darstellen der Kunstpoesie auffordet, die uns jedoch hier zu weit abführen möchte, weswegen wir dem Leser einen solchen Ueberblick der Sammlung zu geben versuchen wollen, dafs er in ihm eine Anleitung zu einer Parallele finden möge.

Zuerst hat der Herr Herausgeber einige ältere Gedichte mitgetheilt: *Les souhais des hommes* und *La vie Sain Jehan Baptiste*. Jenes ist eine Darstellung aller Stände, von denen jeder in eigener Person durch ein epigrammenartiges Quatrain sich ausspricht. Poetisch ist es weniger anziehend, als merkwürdig für die Sittengeschichte; der Page z. B. lobt schon die Pariser Pasteten:

Je souhaite moy, qui suis page
Des petis pastez de paris,
Pour les manger de bon courage
Car iay tousjours bon appetis.

Die kirchlichen Beamten stecken in dem Widerspruch geistlichen Berufs und weltlicher Neigung; der Canonikus sagt gezadezu:

Et moy chanoine ie souhaitte:
Beau breviaire et belle aulmusse (Mütze)
Belle fille de corps bien faite etc.

Die Schlufsstrophen dieses Gedichtes sind sehr schön und inniger, als man bei solchen didaktischen Stoffen von den Franzosen gewohnt ist; das letzte Quatrain sucht die vorangehende Betrachtung einfach zusammenzufassen:

Prince des cieulx, pere omnipotent!
Autres souhais que de toy ne sont nulz
Ainsi le croy que soubz le firmament,
Il n'est souhaits que l'amour de Jesus.

Bei dem Leben des heiligen Johannes, was wahrscheinlich nach der Lateinischen Legende gereimt ist, macht der Ausdruck: *la peau d'un flamel*, Herrn Wolff Schwierigkeit; er gesteht, dies Wort nirgends gefunden zu haben, auch nicht in Raqueforts Ohlossarium, und vermuthet, es sei damit das Fell eines Tigers gemeint. Dies scheint mir aber willkürlich; ich halte die Lesart für einen Schreibfehler und glaube, dafs ohne Zweifel *camel* zu lesen ist, nach der Stelle im Evangel. des Marcus I, 6.: ἦν δὲ Ἰωάννης ἐνδεδυμένος τρίχας Καμήλου.

Die folgenden *Vaux de Vire* von S. 20. ab sind höchst merkwürdig, weil sie die Grundlage unserer jetzigen Vaudevilles ausmachen. Gröfstentheils gehören sie Olivier Basselin an, einem Walkmüller in der Normandie, der in oder bei Vire um die Mitte des 14ten Jahrhunderts geboren wurde und gegen 1419 starb. Sie sind aus einer Sammlung entlehnt, welche 1821 zu Caen erschien: *Vaux de Vire d'Olivier Basselin, poëte normand de la fin du XIVme siècle, suivis d'un choix d'anciens Vaux de Vire, de Bachanales et de Chansons; Poesies Normandes soit inédites, soit devenues excessivement rares, — Publiées par L. du Boix.* Es sind heitere Lieder, welche mit kecker Jovialität hauptsächlich die Lust des Trinkens zum Gegenstand haben; doch kommen auch einige schöne, männlich-historische Lieder aus dem Kampf der Franzosen mit den Engländern vor. Das Lied *coq à l'âne* (der Französische Gattungsname für solche Quodlibets) behandelt ein Thema, was in fast allen Volkspoesieen vorkommt, eine Verspottung der gewöhnlichen Aufschneiderei, mit welcher Reisende, was sie im Auslande gesehen und erlebt haben, auszumalen pflegen; England hat dieser in Spanien, Italien in Deutschland gesehen, die Alpen von Butter, Jungfrauen mit Milch in den Brüsten u. dgl. m. Doch ist dies *coq à l'âne* nicht so witzig als das von Wackernagel edirte Wachtelmäre oder Suchenwirts Lugenmäre, welche die prächtigsten Lügen gleichsam aus dem Aermel schütteln. Das Kriegslied, die *Orgie*, ist vortrefflich und auch rhythmisch sehr expressiv. Unter den vielen Trinkliedern ist besonders S. 32., *pour bien parler il faut bien boire*; S. 39., *Le vin est un bon remède*; S. 42., *Encore une chopine*, ausgezeichnet. S. 33., *La faute d'Adam*, läfst bedauern, dafs nicht alle Strophen so witzig sind, als die erste:

Adam, (c'est chose très notoire,)
Ne nous eust mis en tel danger,
Si, au lieu du fatal manger,
Il se fust plus tost pas à boire.

Die zwei und vierzig Normännischen Lieder S. 45—103. sind ächter Volksgesang. Frühlingslieder, Liebesklagen, Tanzweisen, Verspottung des Hahnrei, Kriegs-

Digitized by Google

lieder, alle anmuthig und sinnreich. Das eine Hahnreilied, S. 58., ist allerliebst, besonders in seiner mittleren Strophe:

Hé Dieux! helas! puis le jour de mes nopces oysel suys devenu.
Janin, Janot! mais quel oysel es tu?
Es tu pinchon, linot, merle ou cahu?
Neenin, dit il; je suys un vray coqu;
En Normendye sommes cent mille et plus.

Das Lied S. 64. können wir nicht mit dem Herrn Herausg. für ein Tanz- oder Wiegenlied halten. Es scheint uns das Gespräch eines Mädchens mit dem Liebhaber, der sie verlassen will. Sie hat das Kind auf dem Arm und fragt den süfsen Freund, ob er nicht wieder zu ihr, der Liebenden, zurückkehren werde. Er aber sieht sauer dazu, will sie beschwichtigen und bietet ihr hundert baare Thaler zur Alimentation für seinen Sohn. Daraus nur können wir uns auch den Gegensatz im Refrain erklären; in der ersten Strophe das weinerlich lockende des *my, my, my, my, mon doux enfant*; in der zweiten das leidig spöttische Eselgeschrei: *hin han, hin han, hin han etc. Demourant* steht für *demeurant*, wie im Normännischen Dialekt das *e* oft in *o* übergeht z. B. *flour* für *fleur*, *seignour* für *seigneur* u. s. f. — In das Lob des Liedchens S. 72. stimmen wir gern ein. Es zeigt den Charakter des ernsten Französischen Liebesliedes in wenigen Zügen auf das Vollkommenste. Es ist anständig, in der Diction zierlich und trotz der Klage auf das Reelle dringend. Ein zartes, wehmüthiges, in sich verhaltenes Deutsches Schmachten, was schon an zärtlichen Blicken und verstohlenem Seufzen eine Wahrnehmung findet, ist dem Französischen Liede fremd; *amour* ist darin immer wie *commercium animi* so auch *commercium corporis*. Der Schlufs ist in seiner einfachen Weise ganz vorzüglich:

Or n'est il nul en ce monde vivant
Tant soit il beau, gallant et byen parlant,
Qui de ce mal my peust donner secours,
Sy ce n'estoyt mon amye, par amours.

Drei Lieder S. 87, 90 und 93, beziehen sich auf Rouen und sind durch einen kräftigen, gesangreichen Ton hervorstechend. Besonders S. 93. mufs ein herrlicher Gassenhauer gewesen sein:

Que voulez Vous sçavoir des Dames de Rouen?
Elles s'ent vont aux galleres deux à deux devisant;
Elles s'en vont simplement parlant de leurs amours,
Les Dames de Rouen triumphent tous les jours,
Les Dames de Rouen triumphent tous les jours,
Elles s'en vont aux galleres parlant de leurs amours.
Si vous voulez sçavoir les Dames que ce sont;
Madame Jaquetine, chascun sçait bien son nom etc.

Der *Chanson en Patois normand* S. 94. ist dadurch merkwürdig, dafs er die vollständige Beschreibung vom Anzug eines jungen Bauerburschen enthält, wobei wir bemerken, dafs diese Achtsamkeit auf die Kleidung auch noch in anderen Liedern N. XXXVII, XXVIII, XXV, vorkommt. Unter den Deutschen Liedern sind die Neidharte durch den nämlichen Zug ausgezeichnet. Die Tanzlieder S. 97 ff. *Branle double* und *branle simple de village* halten wir unbedenklich für die schönsten, ächt volksthümlichen Tanzweisen der ganzen Sammlung und würden, wäre es nicht zu weitläuftig, das eine oder andere mittheilen. Es genüge, den geneigten Leser hierauf, so wie auf das folgende Lied aufmerksam zu machen: *Les Lansquenets à Caen*, welches von einem auch sonst in der Französischen Geschichte bekannten Studenten, *Pierre de la Longue* auf einen eigenen Vorfall gedichtet wurde. Ludwig der Eilfte hatte Deutsche Landsknechte angeworben. In der Woche vor Ostern 1513 sandte er sie nach Caen, um die Landung des Englischen Königs zu verhindern. Aber sie waren zum Theil von übler Krankheit behaftet, besudelten die Betten, tranken Jeder den Tag zwanzig Maafs Bier, soffen den Wein aus Krügen, genug, führten sich so schlecht auf, dafs das Volk sich empörte, über sie herfiel, einige hundert tödtete und den Rest, an sechstausend Mann stark, aus der Stadt jagte:

Fuyez-vous en, ords vilains Lansquenets!

S. 104—13, *Chansons flamandes* aus der Sammlung, welche v. d. Hagen den Deutschen Volksliedern anhing, die er 1807 in Gemeinschaft mit Büsching herausgab. Er schrieb sie nach der mündlichen Ueberlieferung seiner Gemahlin auf; die meisten stammen aus Brüssel. Die von Hrn. Wolff ausgewählten sechs Lieder sind allerdings vortrefflich; dafs aber die zurückgelassenen nicht so volksmäfsig wären, wie er meint, bezweifeln wir. Diese schönen, Bild- und Melodie reichen Lieder sind als ein Uebergang in die Richtung des Deutschen Volksliedes auf das Innige und Gedankenvolle anzusehen, mit welchem sie auch mehre Stoffe gemein haben — Die *Chansons Parisiennes, chantées par Gautier Garguille* S. 113—19, sind sehr gut. Sie sind aus einer sehr alten und seltenen Sammlung genommen: *Les Chansons de Gaultier Garguille. A Paris chez François Targa, au premier pilier de la grand*

Digitized by Google

Salle du Palais devant les consultations MDCXXXII. 16. — Um 1628 mietheten sich G. Garguille, Gros Guillaume und Turlupin, der Sage nach drei Bäcker, einen kleinen Ballplatz bei der *Porte St. Martin*, wo sie Darstellungen aus dem Stegreif gaben. Garguille, aus der Normandie gebürtig, spielte die Rollen alter Dummköpfe und dummer Schulmeister. Er trug eine breite wattirte Mütze, ein weites Kamisol von schwarzer Farbe, mit rothen Aermeln und rothen Knöpfen, welches bis auf die Schenkel ging, und einen Gürtel mit einer Tasche, in welcher ein hölzerner Dolch steckte. Seine Füfse waren mit Pantoffeln bekleidet, sein Haupt mit einer Perücke von Hühnerfedern, sein Gesicht mit einer Maske, die einen langen Bart hatte. Das zweite Lied S. 115. spricht den zotenreifserischen Geist dieser burlesken Compagnie vortrefflich aus; Soldaten verlangen bei einer Wirthin Nachtquartier; unter Anderem heifst es:

Ne redoutez point nos armes,
Nature nous les donna,
Et l'Amour les façonna
Pour estre de ses gendarmes.
Trois pauvres soldats tous nuds
Seront ils les bien venus?
Nos mousquets n'ont point de flammes
Tels batons sont defendus,
Mais nos arcs sont bien tendus
Pour le service des Dames.
Trois pauvres soldats tous nuds
Seront ils les bien venus?

Es thut uns wirklich Leid, dafs der Hr. Herausg. durch eine falsche Delicatesse, die bei der Volkspoesie gar nicht angebracht ist, sich veranlafst gefunden hat, nur so wenig Lieder dieses Dichters mitzutheilen. Die Obscönität ist in der Volkskomödie nicht wohl zu entbehren. Sie berechnet ihre Produkte ja nicht für die Toiletten der Damen, sowenig als die Lektüre des Suetonins oder Aristophanes dahingehört. Aber der Literator *mufs* nehmen, was er *vorfindet* und hat seinen Sinn so auszubilden, dafs er auch das Poetische solcher Derbheiten geniefsen kann. Es wäre gerade, als wenn man über Gemälde von Callot oder Höllenbreughel auf Gallerien einen Schleier ziehen, vielleicht sie gar apart aufhängen wollte, um nicht diesem oder jenem frauenzimmerlichen Wesen einen Anstofs zu erregen. — Die *Schweizerlieder* S. 120—37, von den Cantonen Vaud und Freiburg, aus der Sammlung von Kuhreigen und Volksliedern, ges. vom Prof. J. R. Wyfs. 4te Aufl. Bern 1826. sind so, auf dem Papier gelesen, etwas todt, weil das Jodelnde des musikalischen Rhythmus nur schwach durchschimmnrt, obwohl die hier mitgetheilten Lieder auch einen gewissen inneren Werth haben, besonders das Spottlied S. 130, auf die Armee des Prinzen von Savoyen und auf seinen General Christoph von Carignan. — Die *Chansons Parisiennes* S. 142—150, aus der jüngeren Zeit, zeigen demnach die gröfste Wahlverwandschaft mit Garguilles Liedern. In Bezug auf die Bruchstücke Altfranzösischer Lieder S. 153—66 steht zu wünschen, dafs die Lieder selbst durch die Kraft des Fleifses und die Gunst des Zufalls noch entdeckt werden. Ein grofser Theil der Liederanfänge ist aus dem *Renart le Nouvel* von Jacquemars Gielée aus *Lille* genommen, der gegen das Ende des dreizehnten Jh. geschrieban und 1826 mit dem Roman *du Renart* von Méon in vier Bdn. zu Paris und Strafsburg herausgegeben wurde. Gielée hat die Liederanfänge seinen handelnden Thieren in den Mund gelegt und Hr. Wolff bemerkt sehr richtig, dafs dadurch für den Franz Volksgesang ein ähnlicher Wegweiser als uns durch die Limburger Chronik gegeben ist.

Der Anhang S. 169—200 enthält Auszüge aus einer Altfranzösischen Handschrift der akademischen Bibliothek zu Jena, aus der: *Histoire de Gilion de Trasignyes et de Dame Marie sa femme*; sehr zweckmäfsig sind die Vorrede, die Kapitelüberschriften und das ganze Schlufskapitel mitgetheilt. Die Geschichte selber hat eine grofse Aehnlichkeit mit unserer Deutschen Sage vom Grafen von Gleichen. Der nicht weiter bekannte Verf. versichert, auf einer Reise durch den Hennegau in die Abtei *d'Olives* gekommen zu sein und dort einen Grabstein mit der Bezeichnung gefunden zu haben, dafs unter ihm Gilion de Trasignyes mit seinen beiden Frauen ruhe, von denen die eine Tochter des Sultan von Babylon gewesen. Auf Nachfrage habe ihm der Abt eine Altitalienische Handschrift gebracht, welche die Erzählung von Gilions und seiner Frauen Schicksale enthielt und diese habe er, obwohl ein Ungelehrter, seinem Gönner Herzog Philipp von Burgund zu Liebe in das Französische übersetzt. Doch ist der Ausgang der Sage ganz anders, als bei dem Grafen von Gleichen. Als nämlich jedes der Weiber, sowohl Marie, als die getaufte Sarazenin Gracyenne, für die andere entsagen will, ist das endliche Resultat des edlen Wettstreites, dafs beide Frauen in ein und dasselbe, Gilion aber nach Theilung des Erbes unter seine Söhne in ein anderes Kloster geht. — Von hier begiebt er sich noch einmal nach dem Morgenlande, fällt im Kampf, wird aber zwischen seinen beiden Frauen begraben.

Mit Dank ist die schätzenswerthe Notiz anzunehmen, welche Hr. Wolff, S. 172 ff. über die zwölf Altfranz. Hdschr. giebt, welche auf der akad. Bibl. zu Jena sich befinden. Auch die Sorgfalt, mit welcher er für das leichtere Verständnifs der Lieder durch untergesetzte kurze aber genaue Verbal- und Realerklärungen gesorgt hat, ist zu loben.

Karl Rosenkranz.

Digitized by Google

Nro. 32.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1831.

XXIII.

Wie ich wieder Lutheraner wurde und was mir das Lutherthum ist. Eine Confession von Henrich Steffens. Breslau. 1831. 8.

In dieser Schrift erhebt sich eine bedeutende Stimme gegen die im Preufsischen Staat unlängst begonnene Union der lutherischen und reformirten Confession. Aber mit solcher Gelindigkeit und Mäfsigung, dafs fast ein innerer Widerspruch herauskommt zwischen dem Beginnen und der Ausführung und der berühmte Hr. Vf. sich selbst den Einwurf macht, ob wohl nicht das im Anfang zum Lobe der Union Gesagte Ironie wäre, was er aber ernsthaft ablehnt. Er geht in diesem Lobe der Union gleich zu Anfang der Schrift so weit, zu sagen, jede Einwendung, die etwa aus Grundsätzen hergeleitet laut würde, müsse dem gelungenen Werk gegenüber verstummen. Nun, wenn das ist, denkt man, wie will sich denn ein öffentlicher Widerspruch dagegen, der doch nachher wirklich erfolgt, rechtfertigen oder nur hören lassen? Konnte sich, nach dem Hrn. Verf, selbst die christliche Gesinnung dem Wunsch der Regierung anschliefsen, so ist es sehr gleichgültig, was er als ein „zwar" noch hinzufügt: dafs auch die es thaten, welche gleichgültig gegen die Religion ihre äufsere Form dennoch aufrecht halten zu müssen glaubten, oder welche die Religion nie zum Gegenstand eigenen Nachdenkens gemacht haben, oder welche der Meinung waren, dafs die Verträglichkeit und Liebe ein Opfer der religiösen Ansicht fordere. Es scheint kein Grund mehr vorhanden, solcher Union sich zu widersetzen, da sie, nach dem Hrn. Verf. selbst, nicht verlangt, dafs irgend ein Gläubiger den Glauben seiner Väter aufgeben soll und sie somit, als diese allgemeine Form auch die besondere Ansicht des Hrn. Verfs. in sich zulassen kann. Nach solchem Anfang mufs man nun begierig sein zu erfahren, wo denn diese besondere Ansicht des Hrn. Verfs. anfängt und anknüpft. Sie knüpft sich daran an, dafs die Union selbst anerkennt, es seien noch solche da, die sich von ihr ausschliefsen, Nichtunirte; darunter versteht der Hr. Verf. nicht die Schwachen, die an irgend einem Punkt des Ritus Anstofs nehmen, sondern solche, die jene Differenz, wie sie geschichtlich mit der Reformation anfing, noch festhalten und als eine wesentliche betrachten, die keinesweges geneigt sind, was ihnen ein Heiliges ist, der Zweideutigkeit mehrfacher Erklärungen preiszugeben, kurz die strengen Reformirten und die strengen Lutheraner. „Diese stehen nun der durch die Zeit, durch die herrschende Richtung ihrer Geister gewaltigen Union gegenüber." S. 6. — Dagegen ist nun gleich zu erinnern, dafs der Hr. Verf. den Sinn der Union nicht ganz genau darstellt, indem sie daraus, dafs *noch* solche da sind, welche sich nicht gleich mit ihr befreunden können, unmöglich hat gefolgert wissen wollen, dafs sie neben ihr immerfort bestehen sollen: denn so wäre sie nicht, was sie sein will, Union, sondern ein innerer Widerspruch; die Erfahrung, dafs noch solche da sind, ist ja kein förmliches Anerkennen solcher aufser ihr; sie trauet vielmehr auch diesen zu, dafs sie sich ihr conformiren werden, um so mehr, da sie für alle Particularitäten Platz genug innerhalb ihrer selbst hat und vollends, wenn die noch Zögernden selbst die Versicherung geben: „dafs jede Einwendung, die etwa aus Grundsätzen hergeleitet laut würde, dem gelungenen Werk gegenüber verstummen müsse." S. 1.

Auf diesem Grunde eines Mifsverständnisses der Union und auf der dünnen Spitze dieser schwachen Berechtigung sehen wir nun den Hrn. Verf. sich fortwährend bewegen. Was man nach seinem Lobe der Union und dem nachmaligen Mifsfallen daran hätte erwarten dürfen, war, er würde sich innerhalb derselben stellen und nun von da aus das lutherische Dogma als das allein wahre und christliche nach Kräften vertheidigen

Digitized by Google

digen, „die lutherische Lehre in ihrer reinen, gesunden Eigenthümlichkeit gestalten," wie er S. 13. sagt, (was die Union nicht verbietet oder ausschliefst) und es versuchen, ihr dadurch, was ihr allerdings noch fehlt, auch eine dogmatische Basis zu geben, einen Kern, wodurch sie selber erst wahrhaft begründet worden wäre; was man denn auch als wahres Verdienst des Hrn. Verfs. hätte preisen können. Allein davon ist nichts zu spüren. Das ganze Buch des Hrn. Verfs. ist vielmehr nur die Versicherung, dafs Er ein Lutheraner sei, was kein Widerspruch gegen die Union, vielmehr mit ihr wohl vereinbar ist. Sollte er aber fürchten, dafs ihm durch die Union die bestimmte Form des lutherischen Kirchenthums entrissen wäre, so ist auch diese Besorgnifs ungegründet, da er selbst wohl weifs, dafs nicht Er allein Lutheraner ist, sondern es viele, auch Geistliche, mit ihm sind, welche durch die Union nicht gezwungen sind, dem Lutherthum zu entsagen. Ist ihm, was allerdings hochzuachten ist, diese Lehre alleinige, beseligende Wahrheit, so würde es wenig Vertrauen zu der Macht der Wahrheit zeigen, wenn man fürchten wollte, sie werde an der Union untergehen und ebenso bekannt ist auch, dafs in der Union nicht vom „Ausschliefsen und Verwerfen des lutherischen Bekenntnisses, nicht vom Entreifsen eines heiligen Gutes" S. 11. die Rede gewesen ist, was offenbar im Widerspruche stehen würde mit dem von dem Hrn. Verf. selbst Zugegebenen, dafs die Union einem jeden den Glauben der Väter lasse. Dergleichen unbestimmte Aeufserungen werden also wohl nur einen geringen Eindruck machen. Sammlen wir aber noch, was der Hr. Verf. anführt zum Zweck seines Thema, so finden wir es zerstreut, ohne alle zusammenhängende Entwickelung ausgesprochen. S. 132. findet sich die auch nachher noch mehrmals wiederhohlte Bemerkung: dafs Luther geahndet habe, es werde die Gewalt des reflectirenden Verstandes (den der Hr. Verf. ganz wohl von der Vernunft unterscheidet) die Kirche zerstören und dafs er den ersten Versuch dieser Gewalt entschlossen abgewiesen. Diese Bemerkung ist nicht ohne Tiefe. Was er dann ferner beibringt über die fortdauernde wirkliche Gegenwart des Heilandes in der innersten Mitte seiner Kirche, ist nur nicht in solcher Schärfe der lutherischen Bestimmung gefafst, dafs es, wenn gleich die Zwinglische, auch die Kalvinische Ansicht ausschlösse. „Die sinnliche Reflexion, zu deren Gegenstande durch den ersten Versuch des Verstandes, die reale Gegenwart des Heilandes im Abendmahl abzuleugnen, die ganze Lehre wurde", ist allerdings eine Kategorie, welche weiter führen konnte; des Hr. Verf. macht aber selbst nicht viel daraus, sondern wendet sich alsobald zu den äufsern Folgen, zu demjenigen, was in der Gesinnung der Zeit besser wäre, wenn die heilige Lehre von der Gegenwart des Heilandes die Grundlage unserer bürgerlichen, sittlichen und geistigen Bildung geblieben wäre. Vom Dogma der Kirche hat er selbst die geringe Meinung, dafs es nur die Meinung der Theologen sei und er unterscheidet davon die Religion, wie sie die Ueberzeugung des Menschen ist; er erkennet somit nicht an, dafs eben im Dogma der Kirche die subjective Religion objectiv und so auf einer höheren Stufe ist. Indem er S. 20. den Charakter seiner Schrift angibt, sagt er: „es ist nicht von einer Schule, sondern von einem Menschen, nicht von Dogmen, sondern von Ueberzeugung die Rede, wie es sein mufs, wenn es sich um Religion handelt". Ebenso S. 164. 166. Auf diesem Wege kommt der Hr. Vf. dann ganz auf den subjectiven Grund und Boden der particularen Frömmigkeit; aber auf diesem Standpunkte mangelt es dann auch an allen Mitteln des Beweises und der Vertheidigung, welche ja nicht in der subjectiven Vernunft, sondern in der Vernunft der Sache (des Dogma) zu finden sind. Von dieser abstrahirend sagt er vielmehr: „eine zugestandene, religiöse Subjectivität, ist sie gesunder, tüchtiger Art, wird, indem sie sich recht offen und unverhohlen ausspricht, eben dadurch objectiv", S. 19. Woher aber ist die Gesundheit und Tüchtigkeit in der Subjectivität und somit alle Berechtigung und der Anspruch auf Wahrheit in ihr? Wahrhaftig nicht durch ihr *sich* aussprechen, wenn es auch noch so rein und unverhohlen geschieht, sondern dadurch, dafs das an und für sich Vernünftige, die ewige Wahrheit, *sich* in ihr ausspricht, die denkende Subjectivität sich zu ihr als Werkzeug verhält, der subjective Geist mit dem objectiven und absoluten geeinigt ist. Auf dem psychologischen Standpunkte hingegen, auf welchem der Hr. Verf. steht und der nur ein Beschreiben subjectiver Gedanken, Gefühle und Meinungen ist, ist Objectivität nicht zu erreichen. Es ist vielmehr alles von solchem Standpunct ausgehende imponirend nur den schwächeren, aber gleichgestimmten Seelen, interessant vielleicht selbst für viele aufserdem, aber nicht geeignet, die Wahrheit an sich zur Erkenntnifs

Digitized by Google

und Anerkenntniſs zu bringen, enthält vielmehr selbst noch wesentlich den Zweifel an der Erkennbarkeit des an und für sich Vernünftigen; die Abstraction von der Wahrheit, wenn es auch nicht ausdrücklich dazu gesagt wird, daſs in Ansehung der Religion und ihrer Bestimmung Wahrheit und Unwahrheit keine Bedeutung haben. Wir stimmen gern mit dem Hrn. Verf. überein, wenn er am Anfang und am Ende seiner Schrift behauptet, daſs der Gegensatz von Predigern und Laien, Theologen und Nichttheologen keine Bedeutung mehr habe und vernehmen gern jede und vollends eine so achtbare Stimme aus der Gemeinde, als die seinige ist; aber ein Unterschied der Einsicht und Nichteinsicht wird darum doch immer bleiben und in Hinsicht darauf müssen wir aufrichtig bekennen, daſs der theologische Theil seines Buches überaus schwach und ungenügend ist.

Müssen wir nun ebendamit gestehen, daſs durch die Erörterungen des Hrn. Vfs. für die Sache selbst, für die Wahrheit der lutherischen Bestimmung und für die Nothwendigkeit, daran, sei es in oder auſser der Union, festzuhalten, nichts gewonnen ist, so müssen wir um so mehr diese Schrift auf dem Gebiet der Individualität gelten lassen und sind weit entfernt davon, das Interessante der hier sich beschreibenden Persönlichkeit abzuleugnen. Die Mittel, welche dem Hrn. Verf. zu seinem Zweck zu Gebote stehen, sind bekannt und allgemein an ihm geschätzt, eine blühende, auch in diesem Alter noch reiche und fruchtbare Phantasie, eine lebendige Sprache und bezaubernde Darstellungsgabe, eine Fülle von Gedanken, Empfindungen u. s. w. die jedes Gebiet, worin sein Geist sich bewegt, in einen anmuthigen, blüthenreichen Garten verwandelt. Wie lieblich ist nicht das ganz novellenartige Fragment aus seinen Knabenjahren! Es enthält, wie er selber sagt, alle Keime seines zukünftigen Lebens, wie sie rein und ungestört aus einem frischen Dasein sich zu entwickeln begannen. Man sieht, wie der Sinn für Natur und Geschichte, wie auch für die Religion sich frühzeitig in ihm entwickelte und bildete. Die Natur, dieses Ansich des Geistes und das Element seiner Unmittelbarkeit, hat für seine Anschauung den höchsten Reiz; in dieses Meer geistiger Unbestimmtheit stürzt er sich mit Wonne und sie ist die stärkste Nahrung seiner kräftigen Phantasie. „Alles, was sie besaſs, drängte sich dann an mein warmes, kindliches Herz; der innere Jubel war mit einer gutten, tiefen Rührung verbunden, ich naſs sie Andacht nennen; ich frohlockte, daſs ich in ihrer Mitte lebte, daſs ich ihr angehörte, daſs ich das geliebte Kind der Alles beseligenden, Alles belebenden, unendlichen Schöpfung war". S. 32. Wie die Natur- ebenso auch die Geist-Geschichte. Noch mehr die Religion. Erzogen in der lutherischen Religion verdankt er die Kenntniſs derselben der mündlichen und schriftlichen Lehre, das Gefühl dafür und die Andacht seiner Mutter. Er liebt das Gebet, aber nicht in Worten; es bleibt bei unaussprechlichen Gefühlen; die Religion wird vorzugsweise ergriffen von der Phantasie, wie diese von jener. So kann er anfangs auch die gehörten Predigten nicht behalten und wiederhohlen; die Phantasie geht mit ihm durch. Schön ist die Beschreibung des Abendmahlsgenusses. Er ist für den geistlichen Stand bestimmt. — Nach diesem Fragment, welches nur zu früh abbricht, folgen sodann allerlei naturhistorische, anthropologische Reflexionen und Anschauungen, hierauf ein Abschnitt mit der Ueberschrift: unsterbliche Persönlichkeit, welcher mit folgenden Worten eingeleitet ist: „Jede Religion, wahre wie falsche, hat eine über die Erscheinungen hinausliegende *Naturseite*, betrachtet das sinnliche Dasein, das Leben des Menschen in der Mitte der Natur, das geheime Räthsel der Geschichte als die Mittelstufe einer Entwickelung, die aus einer unbekannten Vergangenheit entsprungen, nach der seeligen Zukunft deutet. Ohne Leib keine Seele, ohne Leiblichkeit keine Seeligkeit". S. 90. Der Hr. Verf. bekennt zu Anfang dieses Abschnitts, daſs er nichts beweisen, nur andeuten, Alles in groſsen Zügen hinwerfen, eine psychologische Darstellung geben wolle, um die Richtung seiner religiösen Denkart erklärbar zu machen. Man sieht aber, daſs er das wirklich und überhaupt, nicht blos in Absicht auf seine Individualität, für genug hält und sich in seinem Sinn alles Wissen von den göttlichen Dingen mit psychologischen Erörterungen erschöpft. Das Eigenthümliche erhält ein Recht, womit es über das Allgemeine weit hinaustritt. Daher will er auch „die Menge einzelner Worte nicht, deren Bedeutung in der vernichtenden Allgemeinheit, in der sie gebraucht werden, alle Bestimmtheit verliert". S. 97. Von einer nur negativen Vermittelung der Extreme will er nichts wissen. Die Kunst und Poesie liegt ihm näher. Diesen, die uns den Blick eröffnen in die Tiefen des Gemüths und der nur durch die Erscheinung verhüllten

Digitized by Google

Natur spricht er in lebendigen Zügen, es Schildernd das Wort. Aber Kunst und Poesie befriedigen ihn doch nicht; hier kommen Worte voll schönen Sinnes und tiefer Bedeutung vor. Von der Philosophie, auf die er nun zu sprechen kommt, sagt er: „Sie verbindet die beiden entgegengesetzten Richtungen des Weltmannes und Dichters, wenn sie als Vermittlerin der Extreme auftritt. Sie vermittelt nicht blos durch Negation, wie der erste und sie verhüllt nicht das Positive in einer individuellen Darstellung, wie der zweite; sie musste mir geben, was ich suchte und mit völligem Vertrauen verfolgte ich den Weg, welchen sie mir zeigte". S. 103. Er bekennt, früher gegen die Erfahrung geifert zu haben; jetzt ist er zu der Erkenntniss gekommen, dass jede Darstellung von einer Persönlichkeit ausgeht. Hier eröffnet uns der Hr. Verf. einen klaren Blick in seine jetzige Denkweise, indem er sagt: „vergebens sträubt sich die Persönlichkeit gegen sich selbst, als ein Daseiendes; ein jeder Versuch, sich zu entfliehen, ist nur eine Verzerrung dessen, was man verdrängen will". S. 105. Hr. St. fällt hier, wie es so vielen, welche die neuere Geschichte der Philosophie in sich durchgelebt haben, nicht ohne Ermattung ergangen, zuletzt an das Ich zurück, welches sie in dem stetigen Fortgang ihrer Entwickelung endlich doch überwunden zu haben hoffen durfte. Damit ist denn unausbleiblich verknüpft Verzweifelung am Wissen der absoluten Wahrheit, Heil und Trost suchen allein im Fühlen, Erfahren, Glauben u. s. w. Verwandeln der Wissenschaft in Beschreibung von Gefühlen und Erfahrungen, Beschränkung der Philosophie auf empirische Psychologie. Für das Subject kann allerdings damit der Vortheil verbunden sein, für seine Person zur Demuth und Andacht, zum Glauben, zur Religion zu gelangen, besonders wenn es erst *wieder* dazu gelangen musste und die Resignation auf das Wissen selbst und das sich Beschränken auf den Glauben kann alsdann als grosse Demuth erscheinen, kann Frömmigkeit sein oder damit verbunden sein. Aber einerseits ist Resignation auf wahrhaftiges, durch alle seine Momente sich vermittelndes Wissen für die, welche wissen *wollen und sollen*, keine wahrhaftige Resignation, andrerseits ist das Behalten des Ich in der Religion keine wahrhaftige Religion und die Verläugnung seiner selbst vor Gott stets die erste Forderung der Religion an alle wahrhaft Gläubige. Diese Verläugnung des Ich ist kein Ertödten desselben, wie es so oft mißverstanden worden; aber es ist das Frei- und Unabhängigsein davon, das nicht Sich mehr beabsichtigen vor der Grösse des Gegenstandes, die Läuterung und Reinigung aller unserer Gedanken und Willens-Bestimmungen von dem Prinzip der Lebhaft, das Leben nicht mehr in uns, sondern in Gott, wie es auch immer noch *unser* Leben sei. Der Hr. Vf. führt in dieser Beziehung S. 91. den Ausspruch Christi an: ehe Abraham war, bin ich, um zu zeigen, wie auch er dem Selbst nicht zu entfliehen vermocht und bemerkt dabei, das habe freilich nur der Alleinreine sagen können, aber ganz verdrängt könne dieser innerste Keim des Menschen (das liebe Selbst, das freilich *von Natur* gar zähe an sich selber hängt) *nie* sein. Aber wie? sagt der Herr diess Wort nur als einzelnes Selbst (da hat der Spruch so wenig Sinn, als Wahrheit) und nicht vielmehr als der in seiner Einzelheit allgemeine Mensch? Der Hr. Vf. spricht nur sein wissenschaftliches Glaubensbekenntniss in den Worten aus: „Nicht von einer Wissenschaft allein, in welcher die Persönlichkeit sich zu verbergen strebt und in die Allgemeinheit verlieren will, wenn es ihr auch nie gelingt, konnte die Rede sein; diese selbst wollte lebendig, in reinerem Sinne, unter Andere treten, mit diesen ein höheres Leben führen, für welches die Nichtigkeiten der Erscheinung verschwunden, wollte da leben, wo Geister sich erkennen, wie sie sind." Man muss dagegen sagen: die Philosophie hat es nicht mit Geistern, sondern mit dem Geist zu thun, sowohl wie er in seiner Entlassung ist, oder die Natur, als wie er an und für sich ist. Geister hingegen sind Individuen, mögen sie nun Quell- oder Qual-Geister, Elementargeister, Engel, Seelen u. s. w. sein. An die Stelle des Allgemeinen tritt bei dem Hrn. Verf. das Gemeinsame. In dem folgenden Abschnitt: Christenthum, spricht er von der absoluten Hingebung, als der dritten, höchsten Stufe der geistigen Entwickelung; aber ist dieses Sichhingeben selbst, nach seinen Grundsätzen, nicht zugleich ein Sich behalten, sich reserviren? Diess abgerechnet spricht er sehr schön davon und mit Gefühl, indem freilich das Gefühl in der Religion überhaupt und so auch hier eben das ist, was eine Persönlichkeit mit dem Allgemeinen und Absoluten zusammenschliesst.

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

Nro. 33.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1831.

Wie ich wieder Lutheraner wurde und was mir das Lutherthum ist. Eine Confession von Henrich Steffens.

(Schluſs.)

Die ganze folgende Darstellung, in der er zeigt, wie er die Religion *erlebt* habe (und sie also die *seinige* geworden), ist ein Beweis seiner höchst achtungswürdigen Frömmigkeit, obgleich kein wissenschaftlicher Beweis, wie denn die ganze Form dieser Darstellung die wissenschaftliche Entwickelung verschmähet hat; die Folge davon ist, daſs, je mehr dagegen die interessante Persönlichkeit *sich entwickelt, ihr* Gang zur Quelle des Heils und der Gang *ihrer* Erleuchtung beschrieben wird, um so weniger auch des Allgemein-nothwendigen darin ist. Der Hr. Verf. spricht von einem höhern Erkennen, welches die Folge des Lebens in der Religion ist, wie auch Friedrich Schlegel in der letzten Zeit dieſs als die höhere Empirie empfahl. „Ich hatte es lange erkannt, jetzt erlebte ich es, um es im höhern Sinne zu erkennen: du muſst dich ganz unbedingt hingeben; nicht allein jedes Wort aus dem Munde dessen, der dir der geoffenbarte Gott ist, muſs dir heilig, alles, was sich um ihn gestaltete, jede That, jedes Ereigniſs dir heilige Wahrheit sein. Was du erst durch den Verstand fassen, ja selbst durch das höhere Denken begreifen willst, was eben deswegen erst Bedeutung erhält, wenn es durch dich bestätiget ist, vernichtet das Wesen der unbedingten Hingebung ganz und gar — du bist wieder auf dem Standpunkt, den du verlassen willst. Ein jeder Zweifel erzeugt neue ohne Zahl; alle müssen vernichtet werden, oder alle haben gesiegt. Was mich sonst abstieſs, erhielt jetzt Bedeutung, ja, was sonst die furchtbarsten Zweifel, die ich nicht abzuweisen vermochte, erzeugte, das muſste ich jetzt fordern; es war eine unerläſsliche Bedingung." S. 114. In diesem Sinne spricht er insonderheit über die Wunder Christi. Aus dem Angeführten ist klar, daſs durch des Hrn. Verfs. Bekehrung zum standhaften Glauben zunächst schon das Aufgeben alles Untersuchens und Prüfens gefordert ist, wie es noch der Religion selbst, wo sie zur Reflexion gekommen, angehört; denn das Prüfen ist ein Fragen und dieses ist ein Zweifeln; das Prüfen ist durch das Zweifeln bedingt. Durch das Abweisen aller Zweifel setzt sich der Glaube in die Unmöglichkeit, demjenigen zu begegnen, was schon der Rationalismus erinnern kann, z. B. das sei kein ächt lutherischer Glaube, der die Augen zumacht vor jeder Prüfung und Untersuchung; wir hätten das Wort Gottes in der Bibel nur mittelbar, nämlich durch Menschen, welche als solche irren konnten; hätten sie aber durch Mittheilung des göttlichen Geistes nicht geirrt, weil Gott allerdings unfehlbar und untrüglich, so müſste doch noch davon unterschieden werden, was sie daneben auch als Menschen gesprochen; zur Bibel gehöre auch die Auslegung, zur richtigen Auslegung aber die Anwendung vieler Mittel u. s. f. Die Theologie des Glaubens oder der Supernaturalismus hat es auch nicht gescheut, dem Gegner in alle diese Einwendungen nachzugehen und die Entwaffnung der Kritik durch Kritik zu versuchen. Von den Rathschlägen, welche Hr. St. giebt, kann also weder der Rationalismus, noch der Supernaturalismus Gebrauch machen. Aber auch die wissenschaftliche Theologie sieht darin ihren Untergang: denn wird der Zweifel so mit Gewalt und durch den Glauben selbst vernichtet, so fehlt eben das, was vom Glauben zum Wissen hinüberführt. Das Wissen ist die wahre Vernichtung des Zweifels, aber erst, nachdem der Glaube, welcher die Möglichkeit des Zweifels in sich hat und durch die Wirklichkeit desselben erschüttert ist, ihn frei und ungehindert in sich zugelassen. Ist und hat der Glaube die Ueberzeugung nicht, er werde sich auch vor der Vernunft und Wissenschaft rechtfertigen und bewähren, so kann er nicht wahrer, christlicher, evangelischer Glaube sein; in je-

Digitized by Google

ner Ueberzeugung, welche das Vertrauen zur Vernunft, ja das Vertrauen zu Gott, als der ewigen Wahrheit ist, ist es allein, dafs er mittelst des Zweifels, als des Geburtshelfers der Wahrheit, auch das Wissen aus sich erzeugt. „Was andere durch die Vermittelung der Gedanken suchen und zweifelnd festhalten, war mir unmittelbar gegeben; das Gewissen war dasjenige, was auf dieses schlechthin Gewisse deutet." S. 126. Vom Unmittelbaren ist allerdings stets auszugehen; aber das Ausgehen ist kein Stillestehen; es ist Vermittelung des unmittelbar Gegebenen und Aufheben der Vermittelung selbst, so, dafs das Unmittelbare, aber als Concretes, als die gewufste Wahrheit, hervortritt. Diesem Procefs entsagen, heifst dem Wissen entsagen und bei dem abstrakt Unmittelbaren stehen bleiben, welches das Substanzielle ist. Für das Leben im Glauben ist das allerdings hinreichend; für das Leben in der Wissenschaft nicht. „Geringe dünkt euch der Glaube, tief unter dem Wissen stehend, so, dafs euch der Gläubige ein Schwächling scheint u. s. w." S. 127. Das Unrichtige dieser Ansicht zeigt sich leicht darin, dafs in eben jenem Procefs der Vermittelung das Wissen nichts andres als die Wiederherstellung des durch den Zweifel angefochtenen Glaubens ist, das Wissen selbst nun nicht blos der wahre, sondern auch der gewisse Glaube, wie ja auch der Glaube schon an sich das Wissen, nur noch unmittelbares, unvermitteltes, war. Was hierauf noch der Hr. Verf. von der Liebe und dem Heiland, als Gegenstand dieser Liebe, sagt S. 130. ist an sich und im Sinne der Religion vollkommen wahr und schön. Durch dieses alles hat der Hr. Verf. die Absicht, zu zeigen, dafs er ein Christ ist und dafs er es in dieser bestimmten Weise geworden ist. Nun folgt ein Abschnitt mit der Ueberschrift: Luther, aus dem wir schon oben das Nöthige angeführt haben und worin er zeigt, dafs er ein Lutheraner ist und wie er es wieder geworden ist. In dem Abschnitt: Kirche, Gemeinde, rechtfertigt er sich darüber, dafs er sich an die Spitze derer gestellt, die, doch in anderem Sinne, sein Bekenntnifs theilen, dafs er für diese Gleichgesinnten thätig zu sein gewagt. „Konntest du dir, selbst noch vor Kurzem, es denken, dafs du, den die gröfsten Interessen des Menschengeschlechtes bisher beschäftigten, der du Natur und Geschichte in ihrer innersten, tiefsten, gemeinsamen Bedeutung zu ergreifen suchtest, der du, in grofse Gedanken vertieft, mit den Edelsten der Zeit im Bunde lebtest und das Glück hattest, von diesen vernommen zu werden — dafs du dich jetzt in der Mitte *dieser Menschen* wiederfinden solltest, umgeben von Beschränkten, Ungebildeten, die dich nicht verstehen können, wie du sie wahrlich nicht verstehst; dafs du, der nicht mit Unrecht sich beklagt hat, von Gebildeten nicht verstanden zu werden, nun im Bunde stehst mit dem Unverstande, mit dem plumpen Vorurtheile, seine Sache führest und eine höhere Thätigkeit, zu welcher du berufen bist, diesem furchtbaren Wahne opferst? So reden die Freunde und viele haben sich von mir abgewandt". S. 143. Zur Erklärung dieses Phänomens spricht er von der Aristokratie der Geistreichen und es sei erlaubt, folgende Stellen, welche selbst zu den geistreichsten gehören, beizubringen. „Ich selbst geniefse die Ehre, Mitglied dieser Loge zu sein und es ist sogar, selbst wenn man mich tadelt, zur Gewohnheit geworden, mich den Geistreichen zu nennen, so, dafs ich mich fast als einen Meister vom Stuhle zu betrachten versucht werde. Die Loge schliefst also Philosophen, Dichter, Künstler ein, die übrigen aber sind überschwengliche Liebhaber von allem Grofsen, Kühnen, Edlen, Tiefen, Anmuthigen, besonders aber begeistert für den stechenden Witz, dessen keiner ganz entbehren darf. Von der Freimaurerloge, die, glaube ich, als solche keinen sonderlichen Anspruch auf Geistreichigkeit macht, sondert die hier erwähnte sich, wie fast durch Alles, so besonders dadurch ab, dafs in der Loge der Geistreichen die Frauen eine Hauptrolle spielen, wie überhaupt ein gewisses Nach-Denken, Nach-Fühlen, Anempfindeln eine Haupttugend der Frauen und der Mitgliedschaft dieser Loge ist". S. 145. „Sie ist nicht ohne günstigen Einflufs, sie steigert die Empfänglichkeit für alle edleren Producte der Poesie und Kunst, ja sie bereitet den Sinn zum Verständnifs tieferer Ideen vor, so wie sie entschieden den Vorzug hat, das Gemeine, Geringe, Flache immer mehr und mehr auszuschliefsen. Der seichte Rationalismus ist ihr fremd". S. 145. Ueber den letzteren kommt noch ein nachdrucksames Wort vor in dem Abschnitt, welcher: Duldung, Anerkennung, überschrieben ist. „Wir müssen den von der sinnlichen Reflexion gefesselten, alles Göttliche in seiner tieferen Bedeutung verkennenden Verstand, die mifsbräuchlich sogenannte Aufklärung, den Rationalismus im engsten, flachen Sinne, das entgegengesetzte Extrem nennen und gestehen, dafs wir ihn nicht höher zu setzen vermögen, als jenen Aberglauben, über des-

Digitized by Google

sen Vertreibung er triumphirt. Deswegen ist dieser Rationalismus so populair geworden, hat sich eingedrängt in die niedern Klassen und dort vorzüglich die unglücklichen Keime zu den Früchten gelegt, die jetzt leider reif zu werden drohen. Aber auch er muſs von dem tieferen Denken überwunden werden und wenn diese Verirrungen ausgeschieden sind, dann wird die wahre Vereinigung, die triumphirende Kirche sich entwickeln". S. 176.

Aber mit welchen Mitteln kann das geschehen? Woher nehmen wir Brodt hier in den Wüsten?

Dr. Marheineke.

XXIV.

Uebersicht der Gebirgsformationen in Böhmen, von F. R. M. Zippe, Kustos der Mineralien- und Petrefakten-Sammlungen des vaterländischen Museums. Aus den Abhandlungen der Königl. Böhm. Gesellschaft der Wissenschaften (besonders abgedruckt). Prag 1831. *Gedruckt bei Gottlieb Haase's Söhnen.* 88 S. *u. Verzeichniſs.*

Böhmen zeichnete sich schon frühe in ächter Wissenschaft, die mit Gründlichkeit nach Wahrheit forscht, aus, und bewährte bei dem regeren Aufschwung naturwissenschaftlicher Studien in unsern Jahrzehnden seine Thätigkeit vielfältig. Durch die Gründung des National-Museums in seiner Hauptstadt Prag setzte es sich ein öffentliches Denkmal. Die mineralogische Abtheilung, Oryktognosie und Felsarten, sowie Versteinerungen umfassend, überwiegt die andern naturhistorischen Sammlungen dieses Museums, und nimmt in Hinsicht auf Böhmen unstreitig den ersten Rang ein; sie ist ganz geeignet, über die Beschaffenheit des Theils der Erdrinde, den dieses Land in sich begreift, Einsicht zu gewähren.

Herr Graf Kaspar v. Sternberg ist der eigentliche Begründer dieses Museums, der noch immer gern Opfer zur Vervollständigung der Sammlungen und der mit dem National-Museum verbundenen, auch an neuen naturwissenschaftlichen Werken aller Länder, und an literärischen Schätzen für die Geschichte von Böhmen, reichen Bibliothek darbringt.

Auf Veranstaltung des Grafen Sternberg hat der Verf., — als Mineralog durch Abhandlungen in der Monatschrift der Gesellschaft des vaterl. Museums, durch eine geognostische Skizze der Gegend von Prag in Schottky's „Schilderung Prags" (Prag, 1830, S. 33.), so wie durch die kürzlich in den Abhandlungen der K. Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften erschienenen Beschreibung der Krystallgestalten der Kupferlasur literärisch bekannt, — Böhmen geognostisch zu bereisen angefangen und verschiedene Gegenden dieses Landes bereits untersucht. Es sind über mehrere Kreise, die von ihm bereist wurden, namentlich über den Saager, Leitmeritzer, Bunzlauer, Bidschower und Rakonitzer, theilweise reichhaltige geognostische Suiten angelegt, die in einigen Jahren so weit vorrücken sollen, daſs sie eine vollständige vaterländische geognostische Sammlung darstellen werden. Bei diesen geognostischen Wanderungen nimmt der Verf. auf das Bedürfniſs einer geognostischen Karte über Böhmen Rücksicht, und was Ref. bei seiner vorjährigen Anwesenheit in Prag von dieser Arbeit bei dem Verf. zu sehen Gelegenheit hatte, führte ihn zur Ueberzeugung, daſs dem bisherigen Mangel an einer solchen Karte auf sehr erfreuliche Weise wird abgeholfen werden. Dem Elbogener Kreis ist eine von L. v. Buch entworfene geognostische Karte zu Grund gelegt.

Bei der Ausarbeitung der Uebersicht der Gebirgsformationen benutzte der Verf. insbesondere diese geognostischen Sammlungen. Die Struktur der über Böhmen sich ausdehnenden Strecke Erdrinde ist nur wenig bekannt. Karlsbad, durch seine Thermen anziehend, war öfter der Gegenstand geognostischer Untersuchungen; während das übrige Böhmen gröſstentheils verlassen lag. Unter den früheren Schriften sind eigentlich nur die von Reuſs, so wie einige wenige nach ihm über einzelne Theile, der Beachtung werth. Das östliche und südliche Böhmen aber, und der Böhmer Wald oder Böhmens Hochlande, erwarten selbst jetzt noch genauere Erforschung.

Der Verf. liefert eine bloſse Uebersicht der Gebirgsformationen mit beigefügten geognostischen Bemerkungen. Eine weitere Ausführung der Lagerungsverhältnisse hat er andern Abhandlungen über einzelne Gegenden vorbehalten, deren baldiges Erscheinen dem Geologen recht willkommen sein muſs. Der Aufzählung der Gebirgsformationen Böhmens legt der Verf. Alex. Brongniarts System, in dessen *tableau des terrains qui composent l'écorce du Globe* (*Paris* 1829), zu Grunde.

Digitized by Google

Ref. hat dieses nur mit Bedauern sehen können und begreift nicht, warum der Verf. sich durch die Annahme dieses Systems von Deutschlands klassischer Wissenschaftlichkeit entfernt hat, indem er einen Theil Deutschen Bodens in diesen Rahmen einpafst. Die Verdienste des Hrn. Alex. Brongniart um die Geologie hat Ref. nicht die Absicht nur im geringsten beeinträchtigen zu wollen. Er bezweifelt indessen, dafs sich seine Eintheilungsweise der Gebirgsarten einer allgemeinen Annahme erfreuen wird. Die dabei eingeführte Nomenklatur ist scheinbar gelehrt, aber wirklich barbarisch. Ausdrücke wie Jupiters Periode, Saturnus Periode, Lysische Formationen, Pyrogene phlogosische Formationen, Clysmische Formationen, Yzemische Formationen, die in Y. thalassische, pelagische und abyssische zerfallen, Hemitysche Formationen, Agatysche Formationen und zwar epizoische und hypezoische, typhonische Formationen u. s. w. fallen dem Schüler ebenso schwer zu erlernen, als dem Meister sich daran zu gewöhnen und sind wenigstens überflüssig. Die Gebirgskunde ist in Deutschland geboren und bisher auf eine Weise durchgeführt worden, zu der uns die Europäischen und aufsereuropäischen Pfleger der Wissenschaft in fremden Sprachen Glück wünschen. Es konnte nicht fehlen, dafs bei der kleinen Strecke Landes, die Deutschland von der Erdoberfläche umfafst, ungeachtet ihrer überaus grofsen Mannigfaltigkeit, manche Formationsglieder nicht oder nur unvollkommen zur Kenntnifs gebracht wurden, die in andern Ländern ihre Bearbeiter fanden. Frankreich und England haben die Geognosie erfreulich erweitert, und der Deutsche wird, wenn nur irgend möglich, gerne die Benennungen der von ihnen entdeckten oder vervollkommneten Theile in unsere Sprache mit herübernehmen; die meisten Geognosten dieser Länder nehmen ja auch keinen Anstand Deutsche oder in Deutschland zuerst ertheilte Benennungen ihrer wissenschaftlichen Sprache einzuverleiben, um wie viel aber wird durch eine solche, jedem das Seinige schützende, gegenseitige Anerkennung nicht die Nomenklatur in jeder dieser verschiedenen Sprachen erleichtert!

Der Aufzählung der einzelnen Gebilde geht eine tabellarische Uebersicht von Brongniart's System mit dessen Benennungen vorher, die zur Erläuterung der Eintheilung des Textes nicht überflüssig war.

Alluvialtorf ist in Böhmen ziemlich häufig. Auf Thierknochen oder Kunsterzeugnisse darin hat man bisher nicht geachtet. An den Flüssen dieses Landes gibt es, wie fast allenthalben auf der Erde, lehmige und Geröll-Anschwemmungen, von denen zumal die gröfserer Flufsbecken richtiger dem Diluvium als dem Alluvium beizuzählen sein werden. Allophan findet sich auf schmalen Quer-Kluften in den Alaunschiefer-Lagern von Chottina; sein Vorkommen auf älterer Lagerstätte wird dadurch bestätigt. Mineralwasser gibt es in Böhmen eine Menge, und der Moorboden (Marienbad) stöfst, vermuthlich unreine, Kohlensäure aus. In diesem Boden findet sich auch blaue Eisenerde, ein wasserhaltiges phosphorsaures Eisenoxydul neuerer Entstehung in Sumpf-, Moor- und Torfgebilden. Letztere beweisen dadurch, dafs sie noch in thätiger Entwickelung begriffen sind, um dereinst als festere Gesteinslagen an der Zusammensetzung der Erdrinde theilzunehmen.

„Die Bildung von Eisenkies (S. 15.) zu Marienbad an einem hölzernen Wasserständer, der längern Zeit in der moorigen, die Mineralquellen umgebenden Dammerde versunken war"; so wie die Umwandelung des in den Mineralquellen enthaltenen kohlensauren Eisenoxyduls und der schwefelsauren Salze in Eisenkies, wenn sie mit vegetabilischen Substanzen in Contakt gebracht wurden, wie dies Prof. Steinmann gelang, erinnert an ähnliche Versuche mit Mineralquellen aufserhalb Böhmen, und Ref. glaubt, dafs dadurch der oft nicht unbeträchtliche Eisenkiesgehalt der Braunkohlen, deren Lager von mineralischen Wassern durchdrungen sind, und selbst der Steinkohlen, in deren grofser Formation in Deutschland, England u. a. O. viele Sohlquellen liegen, sich erklären lasse; und dafs diese Erscheinungen mit der zuvorerwähnten überhaupt zu einer Abtheilung von schaffender, auch unserer Erdrinde zustehenden Thätigkeit gehören, welche einer andern gerade entgegengesetzt ist, die, tiefer liegend, in der Einwirkung und Aeufserung des Erdfeuers ihren Grund hat.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 34.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1831.

Uebersicht der Gebirgsformationen in Böhmen, von F. R. M. Zippe.

(Schluſs.)

Daſs übrigens nicht bloſs vegetabilische Körper eine solche chemische Gewalt ausüben, sondern die organischen Stoffe, todt in eine im Erhärten begriffene Mineralmasse gebracht, überhaupt, lehrt fast jede Versteinerung, woran vorzüglich gern der Mineralgehalt sich ausscheidet, und die Orthoceratiten, Ammoniten, Trilobiten u. s. w. gewisser Felsarten noch insbesondere, an deren Gesäus, auſsen oder innen, sich eine krystallinische Rinde von Schwefelkies ansetzte, der sonst in der Gesteinsmasse nicht angetroffen wird. Fast Aehnliches bemerkt man aber auch schon an Mineralausscheidungen auf Klüften und Spalten, so daſs man bisweilen Anstand nehmen könnte, der organischen Substanz in dieser Hinsicht eine weitere Fähigkeit beizumessen, als leeren Räumen.

Thätige Vulkane hat Böhmen nicht aufzuweisen, aber an Erdbränden und ihren Erzeugnissen ist es ein reiches Land, Porzellanjaspis und gebrannter Thon erinnern an ähnlich umgewandelte Gesteine, des brennenden Berges von Duttweiler bei St. Ingbert im Preuſsischen Regierungsbezirk Trier. Zu dieser Art von Feuererscheinungen gehört gewiſs mancher brennende Berg, den man für einen wirklichen Vulkan ausgibt; und Ref. von der Möglichkeit von Vulkanen in weiter Entfernung vom Meer und im Innern eines Continents ganz überzeugt, glaubt manche, wenn auch zweifelhafte Andeutung zu finden, die, bei genauer Würdigung der Erdbrände-Erscheinungen und ihrer Vergleichung mit den Nachrichten von Vulkanen in Innerasien (*Ann. de Chim. et de Phys. XLV.* S. 337.), von denen einige durch ihre Salmiakproduction so ausgezeichnet sind, sie dem Phänomen der Erdbrände näher führen würde. Der brennende Berg in Australien ist nach der neueren Beschreibung des Besuchs, den ihm Wilton machte, ebenso wenig ein wirklicher Vulkan. In Böhmen ereignen sich Erdbrände sowohl in Braunkohlen, als auch in der Steinkohlenformation (Wottwowitz, Rapitz u. s. w.); letztere sind noch nicht erloschen. Manche dieser Stellen Böhmens ist früher für einen ausgebrannten oder brennenden Berg gehalten worden.

Böhmen gehört zu den wenigen Strecken der Erdoberfläche, auf denen Meteorsteinfälle sich öfter ereignet haben, wovon das National-Museum mehrere schöne Stücke besitzt. Der Verf. bringt sie (S. 16.), nach Brongniart, in die atmosphärische Formationen. Damit endigt der erste Artikel, oder die gegenwärtige Periode, des Werkchens.

Der zweite Artikel umfaſst in seiner ersten Betrachtung „neptunische Formationen", die antediluvianische Periode, und zwar in ihrer ganzen Ausdehnung vom Diluvium bis zu den ältesten über der Oberfläche der Erde abgesetzten Gesteinsschichten. Das Ueberreste von Vierfüſsern führende Diluvium ist ein lehmiges Gebilde; die Thierreste gehören dem *Elephas primigenius* (Schwarzkostelletz, Lissa und Horzin, und am Brenzberg bei Prag selbst) und dem *Rhinoceros tichorhinus* (Adersbach, Lissa und Drahobus) an.

Dem Ref. war es besonders merkwürdig S. 19. zu ersehen, daſs das Phänomen der zerstreuten Felsblöcke, das sich so mächtig über Skandinaviens Halbinsel, die Ebenen Norddeutschlands, Preuſsens, Polens, Kurlands, Lieflands u. s. w. ausdehnt, und an dem Nord- und Südabfall unsers Europäischen Alpengebirgs sich bis in die daranstoſsenden Ebenen erstreckt, in Böhmen nicht angetroffen wird. Mit diesen Erscheinungen in den Alpen vertraut und über eine Strecke der Blöcke umschlieſsenden Norddeutschen Ebene gekommen, war Ref. auf einer Reise, die er im Sommer 1830 durch's Fichtelgebirg und einen Theil Böhmens machte, sehr erstaunt, hier allenthalben die Blöcke nicht weit fortge-

Digitized by Google

führt, sondern auf und an den Bergen, von denen sie losgetrennt waren, gleichsam noch im Fallen begriffen, liegen zu sehen. Diese Art unterscheidet sich, wie Ref. glaubt, von der bisher allgemein angenommenen und insbesondere von Brongniart, L. v. Buch, Deluc, Ebel, Escher, Hausmann, Omalius d'Halloy, Rosoumovsky, Saussure, Studer u. a. untersuchten Blöckeablagerung wesentlich darin, dafs sie in früherer Zeit statt hatte und von keinen Ueberschwemmungen begleitet war, dafs folglich das Land nicht unter Wasser stand, als es gehoben wurde, wie man dies bei der Entstehung grofser Strecken unserer Alpen voraussetzen darf.

Inzwischen ist Böhmen berühmt wegen seiner Metall- und Edelstein führenden Kiese, und es erinnert dieses Land hierin an ähnliche Kiese in England, dem Ural, den Sundainseln, Amerika u. s. w. So allgemein aber dieses Phänomen den entferntesten Gegenden der Erde zusteht, so ist es doch nicht allenthalben gleichen Alters, und die Anhaltspunkte zu dessen Bestimmung sind nicht immer so geboten, wie z. B. in den Zinnerz führenden Anschwemmungen Cornwalls, den Metall und Edelstein führenden Schichten des Urals, oder, der Gold führenden Lagen in der Rheinthalebene. In einer von Graf Sternberg gehaltenen Rede (Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen I. S. 63.) jedoch findet Ref. Conchilien in diesem Kiese mit angeführt, von denen es scheint, dafs sie aus einem tertiären, Grobkalk ähnlichen Gebilde herrühren; und da sie zudem zerbrochen sind, so wird es um so wahrscheinlicher, dafs die Metall und Edelstein führenden Kiese Böhmens nicht vor der Zeit, wo solche Schalenreste abgelagert wurden, entstanden sind.

Beachtung verdient was der Verf. S. 23. erwähnt; dafs die Pyrop enthaltenden Kiese, „wenigstens die bisjetzt Bekannten, am Fufs oder in geringer Entfernung von Basaltbergen sich befinden; es scheint also die Bildung und Emporhebung der Basalte in einer wesentlichen Beziehung dazu zu stehen". Dieses unterstützt auch S. 71. wo es heifst; dafs „Pyrop führende Serpentine in losen Blöcken im Basalte des Mittelgebirgs" vorkommen. Der Pyrop scheint auf analoge Weise dem Serpentin beigesellt zu sein, wie der Chrysolit oder Olivin dem Basalt.

Böhmen, ein vollkommen begrenztes Becken im Grofsen, fafst noch kleinere Becken in sich und es lassen sich Andeutungen von thalassisch-Yzemischen (tertiären) Formationen, bei genauerer Nachsuchung wohl noch deutlicher, nachweisen. Im Dölitzer Kalke fand sich ein Zahn von *Mastodor angustidens* (S. 24.). (Ref. erinnert sich Reste dieser Mastodonart im National-Museum in Prag gesehen zu haben, welche aus einem eisenhaltigen Sande in Mähren herrühren). Aufser diesem Süfswassergebilde ist aus dem tertiären Gebiete fast nur die Braunkohle mit ihren sandigen und mergeligen Gebilden in mehreren Becken abgelagert. Die Kohlenlager erreichen 10 Klafter Mächtigkeit. Von seltenen Mineralien enthalten sie Honigstein (*Bilin*) und Humboldtin (*Kolosoruk*). In einigen Pflanzen, welche diese Kohlen umschliefsen, namentlich in *Acer*, *Salix etc.* findet Ref. grofse Aehnlichkeit mit denen der Wetterauer Braunkohle.

Die Kreideformation (S. 29.) ist in Böhmen sehr weit verbreitet, erreicht aber doch nur 16 Klafter Mächtigkeit; sie tritt als sogenannter Plänerkalk auf. Mit gröfserer Ausdehnung und als eine mächtige Sandstein-Formation durchzieht der Quadersandstein des Grünsandes, dieses Land, an den Elbufern mit 300 Klaftern Mächtigkeit. Der Reichthum an Versteinerungen ist in den genannten beiden Formationen sehr gering an Arten und nur selten findet man sie. Sie sind zudem nicht geeignet diese Kreide- und Grünsand-Ablagerungen genauer mit den verschiedenen Schichten zu parallelisiren, deren Unterscheidung in letzterer Zeit den Englischen Geognosten geglückt ist. Ref. findet unter den vom Verf. angeführten versteinerten Molluskenresten Beziehungen eben sowohl zur Kreide von Mästricht, Saumur, Essen und Rouen, als zum Grünsand und *blue marl* einiger Orte, und zwar abgesehen davon, aus welcher der beiden Formationen sie herrühren. Eine genaue Parallelisirung mit den bekannten Kreideartigen Ablagerungen wird noch durch das Vorkommen von Pflanzenresten erschwert, die wir gewohnt sind für Landpflanzen zu nehmen. In diesen Kreide- und Grünsandbildungen gibt sich die Physiognomie eines grofsen Theils des Böhmer Landes zu erkennen, sie ertheilen dem mittlern Böhmen sein einförmiges Ansehen von flachen und gedehnten Gebirgsrücken. Ref. hat die Lagerungsverhältnisse dieser Gebilde besonders bei Prag untersucht und gefunden, dafs sie gleichförmig und horizontal auf Uebergangsformationen von beträchtlicher Schichtenstörung ruhen, weshalb letztere, so wie die durch sie bewirkte Gebirgserhebung selbst, nothwendig früher sich zugetragen haben, als die Absetzung der Kreide- und Grünsandgebilde.

Die Juraformation fehlt in Böhmen. Von der obern und mittlern Gruppe dieser Formation, welche in grofser Mächtigkeit dem westlichen und nördlichen Abfall von Böhmens Grenzgebirgen sich anlehnt und in Deutschland und im südlichen Europa gewichtige Gebirgsmassen zusammensetzt, konnte in Böhmen noch nichts nachgewiesen werden. Der Lias (S. 34.) wird nur aus ein Paar Petrefakten auf sekundärer Lagerstätte in Pyrop führenden Kiesen (Trziblitz und Podsedlitz) vermuthet, die bei der Emporhebung der Basalte, wahrschein-

Digitized by Google

lich von tiefer liegenden Gliedern der Liasformation losgetrennt, und so zu Tage gefördert wurden.

Die Formationen des Keupers und Muschelkalks, mit ihrem Gyps, Steinsalz und Dolomit, sind ebenso wenig anzutreffen, als die eigentliche Juraformation, und Spuren von Muschelkalk werden nur unter ähnlichen Umständen, wie die von Lias, vermuthet. Dieser Mangel an Kalken und Mergeln und Thonen der grofsen Juraformation und des Muschelkalkes zeichnet Böhmen eigenthümlich aus.

An Sandsteinen des Flötzgebiets fehlt es in Böhmen nicht. Aber ihre genaue Bestimmung ist noch nicht vorgenommen und mag auch bei dem Einförmigen ihrer Lagerung sehr erschwert sein. Namentlich ein Sandstein von rother Farbe verdiente darauf untersucht zu werden, ob er etwa eine Stellung zwischen der Steinkohlenformation und dem Grünsande einnimmt. Genauere Bestimmung verdienten auch die Sandsteine, welche der Verf. S. 36. unter der rothen Sandsteinformation oder der rothen Todtliegenden (Abyssische rudimentäre Formationen) begreift, und die theils der Steinkohlenformation, theils jüngeren Sandsteinen angehören werden; für erstere spricht bei ihnen das Auftreten des rothen Porphyrs und der Diorite (S. 39.).

Die Steinkohlenformation mit ihren Sandsteinen, Schieferthon und Kohlenflötzen ist in Böhmen reichlich vorhanden. Sie ist gewöhnlich dem Uebergangsgebirg auf- und angelagert, und von Grünsand und Plänerkalk bedeckt. Aus diesen Gliedern besteht im Rohen die Reihenfolge abgesetzter Gesteinsschichten in Böhmen, in denen sich die Geognosie dieses Landes überhaupt ausspricht. Den Reichthum an Pflanzenversteinerungen in der Steinkohlenformation Böhmens bekundet des Grafen Sternberg Flora der Vorwelt, die er hauptsächlich in diesem Lande wieder zum erfreulichsten Blühen brachte. Der Verf. führt die Arten auf; zu wünschen wäre es gewesen, dafs Ad. Brongniart's Benennungen als Synonyma beigefügt worden wären. Diese versteinerte Pflanzenwelt ist eine der schönsten Zierden des National-Museums, und Ref. hatte Gelegenheit sich zu überzeugen, mit welcher Sorgfalt viele noch nicht bekannte Pflanzenversteinerungen zu einer Fortsetzung der Flora der Vorwelt bearbeitet werden.

Das Uebergangsgebirge (S. 43.) ist im mittlern und zum Theil auch im nördlichen Böhmen gleichsam die Basis der abgesetzten Gesteinsschichten. Es besteht aus Uebergangskalk, Quarzfels und Grauwacke. Ersterer und letztere sind Versteinerungen und besonders Metall führend (Przibram), wie näher angegeben wird. Ref. erlaubt sich hierbei zu bemerken, dafs er gefunden hat, dafs der Kalkstein sich von der Grauwacke durch die versteinerte Arten unterscheidet, dafs in der Grauwacke Arten vorkommen, die im Fichtelgebirger Uebergangskalk liegen, dafs er sich von Echinosphaeriten, die in Uebergangsgebilden Schwedens gewöhnlich sind, überzeugt, und ferner einen neuen Trilobit aus dem fast ganz aus organischen Resten bestehenden Gestein von Königshof *T. marginatus* genannt hat, und endlich dafs der im Uebergangskalkstein ausgeschiedene Kalkspath, an Schönheit ausgezeichnet, auffallend den berühmten Kalkspathen von Cumberland und Derbyshire ähnlich sieht. Zum Uebergangsgebirge rechnet der Verf. auch einen kalkigen Thonschiefer, in Serpentin-ähnliches Gestein übergehend, im Euler Gebirge, worin von Alters her berühmte goldreiche Gänge aufsetzen; so wie das Thonschiefergebirge des nordwestlichen Theils des mittleren Böhmens.

Die hypozoisch-Agalysischen Formationen (S. 51.) sind ein talkiger Thonschiefer mit sogenannten Urkalkstein, auf Granit und Glimmerschiefer ruhend (Iser- und Riesengebirge); chloritischer Talk mit Erzen (Friedländisch Neustädtl); (als untergeordnete Lager) Hornblendeschiefer und Gestein (Kaiserwaldgebirg); der an mehreren Orten vorkommende in Glimmerschiefer übergehende Thonschiefer, der auf Granit liegende und gewöhnlich von der Braunkohle überdeckte Glimmerschiefer (Erzgebirg, Riesengebirg und östliches Böhmen) dem Thonschiefer sich nähernd und bisweilen in Gneis übergehend, worin die reichen Silbergänge von Joachimsthal und Abertam und die Bleigänge von Bleistadt aufsetzen; so wie der bergmännisch sogenannte Greisen (Greisstein) zu Schlackenwalde und Zinnwalde, worin Zinnstein und viele andere schöne Mineralien brechen; Quarzschiefer (Jeschkenberg) der ein Glimmerschiefer ohne Glimmer ist, in den er übergeht, und worin er sich von dem mit Uebergangskalkstein und Grauwacke verbundenen Quarzfels unterscheidet; und endlich Gneis, vorwaltend und überwiegend über alle Felsarten Böhmens. Aus Gneis besteht gröfstentheils das Erzgebirg, er ist dort von Porphyr unterbrochen und enthält Lager von Hornblendeschiefer, Urkalkstein, Metallgänge und Mineralausscheidungen. Im südlichen Böhmen ist dieser Gneis sehr verbreitet, es bestehen, hie und da von Granit unterbrochen, ganze Kreise aus ihm, er enthält auch Lager von Urkalkstein und Hornblendeschiefer, so wie Metallgänge; Bleiglanzgänge sind in der neuesten Zeit erst im südlichsten Böhmen entdeckt worden; ein ähnliches Gneisgebirge liegt in Südwesten.

Es folgt nun S. 61 die zweite Betrachtung der Saturnus-Periode, oder die aufser der Reihenfolge vorkommenden massiven oder typhonischen Formationen, kürzer und vielleicht auch verständlicher gesagt: die durch die Erdrinde aufgestiegenen Gesteinsmassen. An der Grenze zwischen Böhmen, Mähren und Oestreich ist der Granit, der zu diesen Formationen gehört, sehr verbreitet. Er bildet gewöhnlich die Gebirgskerne, besonders deutlich den des Isergebirges; auch im Erzgebirge, Riesengebirge, östlichen Grenzgebirge und verschiedenen Kreisen Böhmens tritt er unter Gneis und Glimmerschiefer hervor. Die Art seines Vorkommens im Gneisgebirge des südlichen Böhmens ist noch nicht hinreichend erforscht. Durch einige Verhältnisse im mittlern Böhmen glaubt der Verf. sich zum Schlusse berechtigt, dafs der Granit erst nach der Bildung des Uebergangsgebirges emporgekommen, der Alles für sich hat. Die Verhältnisse des Schriftgranits, dessen der Verf. S. 65 als Gang im Diorit bei Ronsberg im Klattauer-Kreise gedenkt, verdienten ausführlicher dargestellt zu werden.

Digitized by Google

Aus der Gruppe der entritisch-plutonischen Formationen S. 66. findet sich der Porphyr in bedeutenden Massen von denen, nach Professor Neumann, vermuthet wird, dafs einige erst nach der Bildung des Plänarkalkes und selbst nach der der Braunkohlenformation emporgehoben worden seien. Eine andere bedeutende Porphyrmasse, die Uebergangsgebilde des mittleren Böhmens durchsitzend, scheint ihrer Entstehung nach zwischen der Periode der semitysischen (Uebergangs-) Formationen und der der abyssischen Steinkohlenformation zu liegen.

Zu dieser Gruppe gehören noch die Variolite, Diorite und Dioritmandelsteine, welche sich häufig im mittleren Böhmischen Uebergangsgebirge als Lager, auch Stock- und Gangförmig finden. Ref. glaubt sich in der Nähe von Prag überzeugt zu haben, dafs die Erhebung dieser Uebergangsgebirge, und die auffallenden Schichtenstörungen in demselben, bei Gelegenheit der Einlagerung der Diorite und zu einer Zeit geschah, wo die Schichten des ersteren noch nicht gleichförmig erhärtet waren.

Serpentin und Opsikalzit findet sich an vielen Orten, letzterer seltener, im Gneis; des Pyrop führenden Serpentins in losen Blöcken im Basalte des Mittelgebirges (bei Trziblitz) hat Ref. schon oben gedacht.

Wahrer Traisit hat sich in diesem Lande noch nicht gefunden. Der Ursprung des grünen, durchsichtigen, in eigenen knolligen Gestalten im Diluvium der Gegend von Moldautein vorkommenden Obsidians (sogenannten Pseudo-Chrysolites oder Bouteillensteins) ist noch ein Räthsel.

Es werden endlich S. 73 die vulkanischen, oder durch Schmelzung entstandenen Formationen aufgeführt. Hierzu gehört die Flötztrappformation der Werner'schen Schule die durch Alex. v. Humboldt und C. v. Buch erst ihre wahre Sichtung und Bedeutung erhielt. Böhmen wurde schon frühe als ein Land anerkannt, das diese Gebilde auf eine ausgezeichnete Weise entwickelt besitzt; Reuss hat über sie vielfältige, immer brauchbare Forschungen angestellt. Diese Formation besteht aus zwei grofsen, zusammenhängenden Massen, deren eine das berühmte Mittelgebirg ist. Basalte, bisweilen Mandelstein-artig, und Phonolith oder Klingstein, welcher häufig Trachit-ähnlich wird, sind die Gesteine; sie enthalten auch viele Mineralien eingesprengt. Sie durchbrechen die ältesten Gesteine bis zu den jüngsten und selbst auch die Granite; daher wird der Sitz, von dem sie erhoben wurden, unter dem Granit, und die Zeit, in der es geschah, gegen die der Entstehung der neuesten Formationen angenommen werden müssen. Diese Beobachtungen stimmen mit denen in andern Ländern sehr wohl überein.

Der Kammerbühl bei Eger und der Wolfsberg bei Czernoschin bieten Gesteine dar, welche sich von Laven jetztthätiger Vulkane wenig unterscheiden.

Der einfachen Aufzählung der Gebirgsarten mit kurzer Angabe ihrer Merkwürdigkeiten und den Orten, wo sie vorkommen, ist, S. 79 bis 88 ein Anhang beigegeben, der die Höhen der in Böhmen vorherrschenden Formationen über der Nordsee in Wiener Klafter enthält. Die Bestimmungen sind meistens von Königl. Astronomen David, Hallaschka, Prof. Steinmann und J. Böhm. Diese Zugabe ist sehr dankenswerth und den Bedürfnissen in der Geognosie angemessen. Der tiefste Punkt in Böhmen (47. W. K.), ist die Braunkohle bei Herrnskretschen; diese Formation wird aber auch bei Tetchen in 368 K. Höhe gefunden. Die Sandsteine, Steinkohlenformation und Uebergangsgebirge behaupten eine mittlere Höhe von ungefähr 2—300 Klafter, mehr und weniger; die sogenannten Urformationen erreichen die gröfste Höhe, im Iser- und Riesengebirge sogar zwischen 8 und 900 Klafter; nur der Basalt in der Schneegrube an der schlesischen Grenze, nach Hoser 768 K., kann sich mit ihnen messen; es wird aber auch nicht leicht ein Basalt in Deutschland sich dieser Höhe rühmen können.

Der Verf. schliefst mit einem Verzeichnifs der erwähnten Felsarten und Mineralien, das ein recht brauchbares ausführliches Register genannt zu werden verdient.

Ref. ist überzeugt, dafs dieses Werkchen, welches manches Neue und Bekanntes erweitert nachweist, die Aufmerksamkeit der Geologen auf Böhmen gebührend erhöhen, und den geognostischen Suiten im vaterländischen Museum zur Erläuterung dienen wird. Diese Suiten sind auch belehrende Materialien zur unentbehrlichen vergleichenden Geognosie. Der Gneis, Thonschiefer, Quarzfels, Porphyr, Diorit mit seinen Abänderungen, sowie die einzelnen Gebilde der Steinkohlenformation sind, wie Ref. sich überzeugt hat, denen der Bergstrafse, des Rheins, Mains und der Lahn so ähnlich, dafs es selbst dem geübteren Geologen schwer fallen würde, sie in Handstücken von einander zu unterscheiden. Manche Abänderungen des Diorits besitzen diese Aehnlichkeit ihrer Uebereinstimmung. Der Diorit-Mandelstein hat dieselben Quarz-, Amethyst-, Grünerde- u. s. w. Ausfüllungen, wie in der Wetterau, bei Frankfurt, Darmstadt und in den Ueberrheinischen Gebirgen; und der Diorit Böhmens enthält auch einen ähnlichen rothen Jaspis, in den er übergeht, wie Ref. ihn im Diorit der Gebirge Rheinbaierns und Rheinhessens fand. Der Variolit Böhmens ist von jenem, der an den Ufern der Lahn ansteht, nicht zu unterscheiden. Die Aehnlichkeit der Conglomerate, Sandstein, Thon und Kohlen zwischen beiden entferntliegenden Gegenden Europas ist nicht geringer. Es ist aber Sache der vergleichenden Geognosie, den Weg der interessanten Untersuchungen über die Uebereinstimmung und Abweichungen einer Gebirgsart in entfernten Gegenden der Erde weiter zu betreten, daher man sich hier auf diese Andeutungen nur in Betreff Böhmens beschränkt.

Hermann v. Meyer.

Digitized by Google

Nro. 35.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1831.

XXV.

Beschreibung der Königl. Glyptothek in München: von Ludwig Schorn. München 1830. 8. S. 220.

Wir sehen in demselben Jahre zwei grofse Institute ins Leben treten, das eine im Norden, das andere im Süden von Deutschland, das K. Museum in Berlin, und die K. Glyptothek in München. — Hier nur eine vorläufige Anzeige von der Beschreibung der letztern durch einen erfahrenen Archäolog, Hrn. Ludw. Schorn.

Diese Beschreibung ist klar und einfach, und beschäftigt sich blofs mit der Angabe der aufgestellten Gegenstände, und mit der Andeutung der architektonischen Anlage und Auszierung. Letztere Beschreibung ist von dem Architekten, Hrn. von Klenze, selbst, dem die Führung des ganzen Baues anvertraut war. Da uns aber die Ansicht des architektonischen, und der reichen Frescogemälde, welche Herr v. Cornelius mit seiner Schule darin malte, fehlt; so mufs der Ref. sich in seiner Anzeige blofs an die antiken Monumente halten, wovon ihm zwar auch nur ein Theil von frühern Zeiten her durch das Anschauen bekannt ist. Nur ein kunstliebender Fürst, der die Zeitumstände zu benutzen wufste, konnte in so kurzer Zeit eine so ausgezeichnete Sammlung antiker Denkmäler zusammen bringen. Mehreres ist darunter vom ersten Range; und bei anderm ist das Kunstgeschichtliche auf das Beste berücksichtigt.

Die Aufstellung der Monumente in einer langen Reihe von Prachtsälen ist zwar nicht nach den Grundsätzen getroffen, welche wir als die zweckmäfsigste ansehen (S. Hirt's Reise nach Dresden). Der architektonische Gesichtspunkt scheint auch hier wesentlich vorgewaltet zu haben. Indessen giebt es hier auch geschichtliche Reihen, wie die Aegyptische, Hetrurische und Aeginetische.

I. *Aegyptischer Saal:* enthält 31 Nummern; alle von Stein: schwarzer und grünlicher Basanit, Granit, schwarzer, weifser und rother Marmor, Onyxalabaster; die gröfsere Anzahl doch in Kalkstein, meistens vielfarbig angestrichen, wie die Ueberreste noch zeigen. Die Götterstatuen sind nicht in grofser Anzahl: darunter ein *Helios-Phre* — hier *Thot Trismegistos* genannt, eine Isis und ein Horus; dann ein treffliches Colossal-Bild des Antinous-Osiris in rothem Marmor aus der Sammlung Albani. Auch giebt es zwei nicht grofse Bildnifsgruppen, und einige Priesterstatuen, — ein 19 Fufs hoher Obelisk ist aus der Villa Albani dahin versetzt, — unter den Aegyptischen Denkmälern haben auch zwei Indische Köpfe von Lavastein, der eine Brahma, und der andere Budda genannt, Platz gefunden.

II. Saal der Incunabeln: No. 32 — 54. Der Architekt entschuldigt die spärliche Erleuchtung dieses Saales. Darin sind aufgestellt: die im Jahr 1812 in Perugia aufgefundenen Erzplatten in getriebener Arbeit. Wir haben von den bedeutendsten dieser höchst wichtigen Denkmäler Hetrurischer Kunst in der Recension des Inghiramischen Werkes (Jahrg. 1828 S. 828. dieser kritischen Blätter) gesprochen. Wir vermissen jedoch in diesem Verzeichnisse einige Hauptgegenstände, welche, wie es scheint, nicht in die Baierische Sammlung gekommen sind. Die vorzüglichsten sind, der Hercules und die Juno Lanuvina an einem Candelaberfufse. — In Marmor kommt eine Spes mit dem Füllhorn, wie in dem Augusteum zu Dresden, vor, welche wir mit dem Namen der *erfüllten Hoffnung* bezeichneten. — Nicht unwichtig scheint ein ähnliches Denkmal unter dem Namen Venus, ein bärtiger Bacchus, ein Athlet und ein Kopf als Vulkan bezeichnet, zu sein; — auch fünf Tafeln in gebrannter Erde mit soviel Götterfiguren.

III. Aegineten-Saal: von No. 55 — 78. Enthält einzig die höchst erfreulichen Denkmäler von dem Tempel des Jupiter Panhellenius, im J. 1811 in Aegina entdeckt. Nach Wagner und Schelling habe ich selbst

Digitized by Google

in einem Aufsatze hievon gesprochen, und das Institut hat meine Erklärung bei der Aufstellung dieser für die Kunstgeschichte so wichtigen Monumente angenommen. Ich vermisse nur einen weiblichen Kopf, den ich Hesione benannte, und mit rosenartigen Scheibchen um die Haare bezeichnete. Oder sollte der p. 62. unter *e* bezeichnete Kopf derselbe sein, wo die Zierde um den Kopf jetzt als eine Reihe zierlicher Löckchen angegeben ist? — ich bescheide mich.

IV. Apollo-Saal: von No. 79—95. — Darin sind besonders sehenswerth der Barberinische Apollo Citharödus, die Büste des Mars, hier Achilles genannt; der kolossale Minervakopf der Villa Albani, und die Statue der Diana mit der Krone von Rehböckchen, von dem Cardinal Braschi im J. 1792 in Gabii gefunden. — Noch nennen wir zwei Reliefs mit je drei Götterfiguren, eine Athenische Todtenvase, und die Vase von Rhodus mit den Nereiden.

V. Bacchus-Saal: von No. 96—120. Hierin kommen Werke der höchsten Kunst vor, erstlich der Barberinische schlafende Faun, und zweitens der Kopf des lachenden Faun's mit dem Flecken aus der Villa Albani: dieser aus dem Zeitalter des Phidias, jener aus dem Alexander's.

Vortrefflich ist auch der jugendliche Faun mit den Hörnchen, und andere Satyrbilder, wie der Betrunkene, und die beiden mit der Flöte. Auch der kleine Schlauchträger möchte nicht zu übersehen sein, ferner der Silenus mit dem Bacchuskinde, und der Silenus mit dem Schlauch.

Zu dem Bacchischen Cyclus gehören ferner die Statue der Leucothoe mit dem jungen Bacchus auf dem Arme, die früher allgemein als eines der ausgezeichneten Werke des Alterthums in der Villa Albani galt. — In wie fern die Statue des Bacchus, und die der Ariadne Beachtung verdienen, sei dahin gestellt. Interessanter scheint der Sarcophag mit der Hochzeit des Bacchus und der Ariadne, und ein anderer zu sein, worauf die Erziehung des Bacchus vorgestellt ist. — Man betrachte noch den Hermaphroditen, der nach der Beschreibung uns fast zweideutig vorkommt, den Palaemon auf dem Delphin, eine Statue und einen Kopf der Venus.

Aber eine höchst seltene Acquisition ist der Triumphzug, oder die Hochzeit Neptun's und der Amphitrite, ein Fries von 31 Fuss Länge, der früher den Hof des Palastes Santacroce in Rom zierte.

Nicht zu übersehen sind ein Paar Griechische Architekturfragmente.

VI. Niobiden-Saal: von No. 121—147. Ausser dem todtliegenden Sohne der Niobe, der in anderen Sammlungen auch vorkommt, aber immer als eine spätere Copie, giebt es einen Zweiten, der an Vollkommenheit alles übertrifft, was die Kunst je schönes hervorbrachte. Auf den Knien mit zurückgebogenem Leibe breitet er seine Arme flehend empor. Aber der bedeutendste Theil, der Kopf, fehlt. Ist noch ein Denkmal von der antiken Gruppe, wovon es noch so viele Ueberreste giebt, als Original anzusehen, so ist es dieser edelgeformte Jüngling. Als ich das Werk im J. 1793 zuerst bei dem Dr. Barth in Wien sah, bezeichnete ich es sogleich als solches, und seitdem ist ihm auch die Benennung und hohe Ehre verblieben. — Dieser Niobide mit den beiden Faunen und der Medusa Rondanini No. 132. sind die Krone der Sammlung, und keine andere hat grössere Meisterwerke aufzuweisen.

Zu beobachtende Werke sind ferner die römische Isis mit Harpocrates, der kolossale Kopf der Roma, und der der Minerva, die Venus von Cnidus, die als Copie auch im Mus. Pioclem. und in der Villa Ludovisi vorhanden ist; die als Clio restaurirte Muse, und der mehrmals vorkommende Knabe mit der Gans. Unter die vortrefflichen Reliefs gehört der Hercules mit den Rindern, auch aus dem Hause Rondanini.

VII. und VIII. Wir bedauern aus Mangel an Ansicht diese beiden Festsäle nebst der Vorhalle übergehen zu müssen. Die Mahlerei neuerer Künstler hat dieselben aufs reichste verziert.

IX. Heroen-Saal: von N. 148—165. Hier stehen vorn an: die Statue des Alexander Rondanini, doch eher Römische als Griechische Arbeit, und die Statue des Jason.

Unter den theils wahren, theils angeblich ächten Köpfen berühmter Männer sind folgende zu nennen: Demosthenes, Hannibal, Hippokrates, Themistokles, Perikles, Zeno der Stoiker, Sokrates, Xenophon. Auch die Bildnissstatue eines Römers, der eine Antike, ihr nicht angehörige, Victoria auf der Hand trägt aus der Villa Albani.

X. Römer-Saal: von No. 166—287. Die Kaiserköpfe, über dreissig an der Zahl, gehen von Augustus bis zu Gallienus mit geringen Lücken. Die Zahl der Köpfe der Kaiserinnen, oder von Frauen, die zu ihren

Digitized by Google

Familien gehören, beträgt ungefähr die Hälfte. Unter den berühmten Römern kommen dann noch vor, Cicero, Marcus Brutus, Mäcenas, Domitius Corbulo, Seneca, Antinous, Alcibiades und Apollodorus, vorgeblich der berühmte Architekt Trajan's. Warum stehen beide letzteren unter den Römern? —

Dann sind vorhanden vier Caryatiden aus der Villa Albani, mehrere antike Säulen, Altäre und Candelaber.

Wichtig sind mehrere Särge mit Reliefs vorstellend: 1) die neun Musen, 2) Luna und Endymion, 3) Orestes und Iphigenia in Tauris, 4) der Zug des Bacchus mit Ariadne, 5) die Familie der Niobe. Hiezu kommt noch der berühmte Fries, früher in dem Hofe des Palastes della Valle in Rom, mit Rinder opfernden Victorien, in einer Länge von 30 Fuſs.

XI. Saal der farbigen Bildwerke: von No. 289 — 307. Es sind Arbeiten in Erz, als Dreifüſse, Candelaber und Büsten, worunter Sokrates, eine Venus, ein Satyr und ein Athlet. Dann eine Ceres von weiſsem und schwarzem Marmor; auch giebt es aus schwarzem Marmor einen Fluſsgott, einen Faun und einen Athlet.

XII. Saal der Neuern: von 313 — 328. Die Meister, von denen Arbeiten vorkommen, sind: Algardi, Canova, Thorwaldsen, die beiden Schadow, Vater und Sohn, Eberhard, Rauch, Cerachi, Christen und Andere.

A. Hirt.

XXVI.

1) *Anton Günther, Weltpriester: Vorschule zur spekulativen Theologie des positiven Christenthums. In Briefen. Erste Abtheilung: die Creationslehre. Wien* 1828. *X.* 217 S. 8. *Zweite Abtheil.: die Incarnationslehre. Wien* 1829. *XX.* 421 S. 8.

2) *Peregrin's Gastmahl. Eine Idylle in eilf Octaven aus dem Deutschen wissenschaftlichen Volksleben, mit Beiträgen zur Charakteristik Europäischer Philosophie in älterer und neuerer Zeit. Wien* 1830. *XVI.* 562 S. 8.

3) *Der Mensch und seine Geschichte. Ein Beitrag zur Philosophie des Christenthums. Von Dr. Johann Heinrich Pabst. Wien* 1830. *VI.* 192 S. 8.

Die Theologie der Römischen Kirche hat allerdings durch das Tridentinum eine sehr bestimmte Norm gewonnen; was daher in ihr producirt wird, muſs auf diese bezogen werden, um durch die Identität mit den symbolischen Bestimmungen jener Synode seine Katholicität zu bewähren. Allein wie tief auch durch eine solche Abhängigkeit der dogmatische Charakter der katholischen Theologie befestigt sein mag, so ist es doch falsch, zu meinen, daſs sie seit jenem Abschluſs gar um Nichts eine andere geworden sei. Viele protestantische Theologen hegen diese Ansicht und wo ihnen Produkte katholischer Theologen vorkommen, welche mit den Kanonen des Tridentinums nicht *ad verbum* übereinzustimmen scheinen, machen sie denselben sogleich den Vorwurf der Unkatholicität. So aber können auch die Katholiken vielen protestantischen Theologen den Vorwurf des Unprotestantismus insofern machen, als auch diese nicht buchstäblich bei Demjenigen stehen geblieben sind, was im sechszehnten Jahrhundert durch die symbolischen Schriften unserer Kirche als Glaubensregel fixirt ward. Unleugbar haben wir Protestanten uns vorzugsweise der Fortentwicklung zu erfreuen, weil bei uns der Gedanke, auch wo er dem kirchlichen Glauben widerspricht, freigelassen ist und zwar, wo er das Falsche denkt, wiederum durch den Gedanken widerlegt und vernichtet, keineswegs aber äuſserlich zurückgedrängt und gewaltsam unterdrückt werden kann. Dennoch können wir auch der Katholischen Kirche eine weitere Gestaltung nicht absprechen; weniger in ihrer Verfassung und in ihrem Cultus, welche, in der Form mindestens, sich ziemlich gleich geblieben sind, als in ihrer Theologie. Diese Fortbildung hat aber das Eigenthümliche, daſs sie ihren Ausgangspunkt fast ausschlieſslich an einem *negativen* Verhalten gegen die Theologie und Philosophie des Protestantismus besitzt. Auch die protestantische Theologie hat sich durch Kampf mit der katholischen Weltansicht gebildet; aber diese Polemik war nicht ihr einziges Element, sondern auf gleiche Weise die freie Schriftforschung und der freie, durch keine Autorität gebundene Gedanke. Spanien und Italien haben als rein katholische Länder an diesem Kampf bei weitem weniger Theil genommen, als Frankreich und Deutschland, wo Protestantismus und Katholicismus sich *unmittelbar* entgegentreten. Eben aber durch die Polemik gegen den Protestantismus sind hier in die katholische Theologie selbst Ideen eingetreten, welche ihr ursprünglich fremd

Digitized by Google

sind und den positiven Kern noch hinter der polemischen Hülle verborgen halten. Friedrich Schlegel, Franz Baader, Anton Günther — sind in ihrem Widerspruch gegen den Protestantismus identisch; aber wie weit gehen sie in ihrer Spekulation aus einander! Ohne berechnen zu können, was für Resultate aus einer solchen Bewegung erstehen werden (besonders wenn man Erscheinungen der katholischen Kirche, wie Troxler und Carové, miterwägt), sieht man so viel mit Gewifsheit, dafs die katholische Theologie auf dem, wenn auch langsamen, Wege zu einer Umgeburt durch innere *Entzweiung mit sich selbst* begriffen ist, welcher wir alles mögliche Gedeihen wünschen, weil sie unzweifelhaft auch unserer protestantischen Theologie zu Gute kommen wird.

In diesem Sinne begrüfsen wir die vorliegenden Schriften von Günther und Pabst als Zeugen einer solchen Gährung. Günther selbst spricht im zweiten Theil der Vorschule S. VIII. seinen Standpunkt sehr entschieden in folgenden Worten aus: „Aussöhnung der sogenannten Weltweisheit mit der Gottesgelehrtheit des positiven Christenthums, des Schulaxioms mit dem kirchlichen Dogma, ist der ernste und laute Weheruf des Bedürfnisses der Zeit. Wem nun dieser Weheruf, ich will nicht sagen, durch Mark und Bein gedrungen, sondern nur zu Ohren gekommen ist, (wie könnte er aber dem katholischen Clerus entgehen?), der wird es gewifs Jenem nicht voreilig als Neologismus oder wohl gar als Philosophismus auslegen, der auf den glücklichen Schlüssel im Bunde hinweis't, — indem er nachweis't, *dafs nicht alle Weisheit der Welt Thorheit vor Gott sein kann: weil sonst auch alle Weisheit Gottes Thorheit vor aller Welt sein müfste*, — und dafs der Geist Gottes, der da weifs, (wie Paulus sagt), was in Gott ist, nicht all' und jedes Zeugnifs vom Geiste des Menschen, der da auch weifs (oder doch wissen kann), was (durch Gott) im Menschen ist, verwerfen könne, eben weil dieser das Werk Gottes selber ist, und als solches keineswegs in nothwendigem Widerspruche mit seinem Schöpfer liegen kann. Kann aber die Wissenschaft des Menschengeistes Zeugnifs geben von der Weisheit des göttlichen Geistes: nun so kann auch der Morgenstern, auf welchen St. Petrus vertröstet, ebenso gut sein *Licht* in den Kopf, als seine Wärme in das Herz des Menschen ausgiefsen".

Das Hauptthema, was von Hrn. Günther in den mannigfachsten Wendungen behandelt wird, ist in Hinsicht auf die Methode die Entzweiung der durch die *Ueberlieferung* der Lehre dem Inhalt nach schon bestimmten Theologie, und der von der Wahrheit nicht als einer gegebenen, sondern von ihr als dem *Begriff ihrer selbst* ausgehenden Spekulation; — in Hinsicht auf den Inhalt ist es der Gegensatz des *Theismus* gegen jede Gestaltung des *Pantheismus*.

In der Form des Philosophirens geht Günther von dem Princip des sich durch sich klaren *Selbstbewufstseins* aus und bezieht sich darin auf Cartesius zurück. Mit Nachdruck hebt er mehr als einmal hervor, dafs Cartesius, ohne der Kirche und ihrem Glauben ungetreu zu werden, den wahrhaften Ausgangspunkt des selbstständigen Denkens entdeckt habe. So richtig diese Behauptung ist, dafs durch den mit Cartesius beginnenden Idealismus die Philosophie der modernen Welt die freie Form der absoluten Wissenschaft zu ergreifen wagte, so falsch ist doch jene andre, dafs das Cartesianische Princip nicht mit dem des Protestantismus zusammenfalle. Denn wenn auch Cartesius innerhalb der Katholischen Kirche blieb, wenn er auch seine Schriften ihrem Urtheil mit Demuth unterwarf, so wurde doch der Begriff des Selbstbewufstseins, den er zuerst vollkommen klar erfafste, die Basis desjenigen Idealismus, welcher sich vornämlich unter den Protestantischen Philosophen entwickelte. Bei den Franzosen war Malebranche der einzige, welcher die Cartesianische Ansicht, dafs Gott als ein Geber des Wahren nicht betrüge, mit speculativem Sinne festhielt; die Meisten warfen sich auf den dogmatischen Theil des Systems, auf seine empirische Mechanik, Physiologie und Psychologie und vergafsen über dem hieraus entstehenden Materialismus die idealistische Skepsis. Selbst bei unmittelbaren Schülern des Cartesius, wie bei Regis, ist diese Neigung sichtbar.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 36.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1831.

1) *Anton Günther, Weltpriester: Vorschule zur speculativen Theologie des positiven Christenthums. In Briefen. Erste Abtheil.: die Creationslehre. Zweite Abtheilung: die Incarnationslehre.*

2) *Peregrin's Gastmahl u. s. w.*

3) *Der Mensch und seine Geschichte u. s. w. Von Dr. Johann Heinrich Pabst.*

(Fortsetzung.)

Wir geben den Katholiken ganz Recht, welche der Meinung sind, dafs Cartesius in der Philosophie dasselbe sei, was Luther in der Sphäre der Religion, ohne darum das Beschränkte ihres Urtheiles zu bestätigen, als wenn beide, wie namentlich der Pater Ventura in seinem Buch *de methodo philosophandi* vernimmt (S. Peregrin's Gastmahl S. 433—56), als wenn beide durch die Erkenntnifs und Anerkenntnifs der Subjektivität alle Substantialität des Glaubens wie des Wissens aufgehoben und zu einer verderblichen, separatistischen Atomistik des privaten Fürwahrhaltens zersplittert hätten; denn sowohl Luther drang auf eine objective Allgemeinheit des kirchlichen Glaubens, als auch Cartesius gerade mit seiner Verzweiflung an aller Autorität das Meinen und Dünken des subjektiven Philosophirens vernichten wollte. Um die Wahrheit als die sich selbst wissende Idee von allem menschlichen Beisatz zu reinigen, machten beide der *Geltung der Tradition als eines Grundes der Gewifsheit* ein Ende, indem Luther alle Bestimmungen des Glaubens auf die unmittelbare oder mittelbare Ableitung aus der Bibel als dem *Wort Gottes*, Cartesius alle Bestimmungen des Wissens auf die Congruenz mit dem sich selbst setzenden Selbstbewufstsein zurückführte, wobei gar nicht von meinem und deinem, nicht einmal von unserm oder eurem Privatbewufstsein, vielmehr von dem *Bewufstsein als solchem* die Rede war. Dieser Idealismus entwickelte sich schliefslich durch Kant und Fichte bis zur Absolutheit. Schelling rief den Realismus in das Leben zurück, aber nicht als einen mechanischen Materialismus, sondern als die Gegenseite des Idealismus. Das Schwankende in dem Verhältnifs der Natur zum Geist, was bei Schelling vorherrscht, wurde erst durch Hegel vertilgt, indem er die Natur des Begriffs enthüllte und darin die *an und für sich*, nicht durch den Philosophen blos construirte, im Gegentheil *sich selbst* manifestirende Einheit der Substantialität und Subjectivität nachwies. Dies war nur dadurch möglich, dafs er das, was Schelling die Indifferenz des realen und idealen Faktors nannte, nicht in dieser *vorausgesetzten* leeren Allgemeinheit bestehen liefs, sondern in seiner Tiefe durchforschte. Das *Logische* ist das Moment der Idee, was *weder* die Bestimmtheit der Natur *noch* die des Geistes hat, wie Hegel dies auch vom Chemismus und Mechanismus so deutlich nachgewiesen hat. Um dieser Einfachheit willen ist es *eben so sehr* in der Natur *als* in dem Geist; aber keineswegs ist das Logische der Geist als solcher, wie man Hegel so oft beschuldigt. Schon in die Natur *gehen* die logischen Bestimmungen *auf*; in den Geist aber nicht blos die logischen, diese reinen Wesenheiten, vielmehr *auch die Natur*, wie Hegel dies in den Worten ausgedrückt hat, dafs der *Geist die Wahrheit der Natur* sei. Obwohl Günther mit dieser Evolution des Gedankens von Cartesius bis auf Hegel sehr vertraut ist und häufig darauf zu sprechen kommt, so hat er ihren inneren Zusammenhang doch nicht so durchdrungen, dafs er zu der Einsicht gekommen wäre, wie das Princip des Cartesianismus in der Dialektik des Hegelschen Systems sich bereits wirklich vollendet hat. Der ausführliche Beweis dieser Behauptung ist in der Phänomenologie vorhanden. Das Verhältnifs des Selbstbewufstseins zum Bewufstsein als dem Wissen des Objektes innerhalb des vollendeten Systems ist hier S. 762 ganz

Digitized by Google

deutlich so ausgesprochen: „Wenn in der Phänomenologie des Geistes jedes Moment der Unterschied des Wissens und der Wahrheit und die Bewegung ist, in welcher er sich aufhebt, so enthält dagegen die Wissenschaft diesen Unterschied und dessen Aufheben nicht, sondern indem das Moment die Form des Begriffs hat, vereinigt es die gegenständliche Form der Wahrheit und des wissenden Selbsts in unmittelbarer Einheit."

In materieller Hinsicht ist Günther's Hauptbemühung, den Beweis für den Satz zu führen, dafs Gott als schaffender nicht *sich selbst*, sondern ein Anderes setzt, *was nicht gleichen Wesens mit ihm selbst ist*, weil der absolute Gott für sich als unbedingt, nicht in die Kreatur als in das Relative und Bedingte mit eingehe. — Jedes System der Philosophie, in welchem die *wesentliche Identität des Geschaffenen mit dem Schaffenden*, sei es als Hylozoismus oder als Spiritualismus, vorkommt, verwirft er als ein *pantheistisches*, weil es nothwendig zu einem Traducianismus und durch diesen dazu führe, die Creatur blos als eine *Modification* Gottes anzusehen. — Diese Sätze werden so oft wiederholt, dafs einzelne Stellen dafür zu notiren überflüssig ist; am einfachsten und schärfsten glauben wir sie im Gastmahl S. 544 ausgesprochen zu finden:

1. Alle *immanente* Actionen des Absoluten sind *Affirmationen* Seiner selbst — alle *transcendentalen* Actionen aber desselben sind *Negationen* Seiner selbst, sind seine formale *Contradiction*, die objectiv realisirt zur Contraposition werden.

2. Die Welt-Creatur (als Anderes Sein vom und gegen das Absolute) kann durch ihre immanenten Denkoperationen nie etwas Besseres gewinnen, als: *Sich selber in verabsolutirter Gestalt* d. h. kein Absolutes — keinen Gott.

3. Diesen kann sie aber nur denkend erringen durch Negation und Contradiction Ihrer selbst — und das ist ihre *Transcendenz in's absolute Sein*, das eben so zur Weltkreatur, wie diese zu Gott, als lebendige Contraposition sich verhält.

Bevor wir weiter gehen, müssen wir hier auf einen Widerspruch aufmerksam machen, der bei Günther an vielen Orten zum Vorschein kommt hauptsächlich aber im eilften und zwölften Brief der Vorschule auffällt. Hier heifst es nämlich zuerst, dafs Gott seinem *Wesen* nach Einheit, seiner *Form* nach Dreiheit sei; dann aber wird von den drei Personen der Gottheit als von drei *Substanzen* geredet. Hier glauben wir mit Franz. Baader (über den Begriff des gut- oder positiv und nicht-gut oder negativ-gewordenen endlichen Geistes 1829. S. 9.), dafs Günther nicht recht bedacht hat, was er schrieb; denn die Personen der Gottheit scheiden sich nicht als Substanzen; vielmehr in ihrer Substantialität sind sie identisch, in der Form ihrer Persönlichkeit aber unterschieden. Weiterhin unterscheidet der Verf. nach der alten Eintheilung die Creatur in *Geist*, *Natur* und *Menschheit*. Der Mensch als die *Synthesis* des Natürlichen und Geistigen hat an der Natur und an dem Geist die *Voraussetzung* seiner Existenz. Da jedoch eine solche immaterielle, reine Geisterwelt eine pure Abstraktion ist (was einzusehen oder einzugestehen Viele noch fürchten), da die Menschheit allein die Welt *der Geister* im Unterschiede von Gott als dem absoluten Geist ausmacht und den sogenannten reinen Geistern von uns keine anderen Prädikate als von uns entlehnte gegeben werden können, nur dafs wir ihnen von unserer schmutzigen Erdenwäsche gar nichts, sondern Alles von unseren Gallakeidern anhängen, so kann eine solche Synthesis, wie der Verf. sie versucht, nur sehr unbestimmt ausfallen. — Denn offenbar wird durch die Hypothese einer *besonderen* Geisterwelt das *wahre* Verhältnifs des *Menschen zu Gott* getrübt. Die Mosaische Genesis, auf welche man doch so gern für diese primitiven Bestimmungen zurückgeht, enthält nichts von der Schöpfung eines eigenen Geisterreichs; sie spricht nur von der Natur und vom Menschen, dem Gott, nachdem er ihn aus der Erde gebildet, *unmittelbar seinen Geist* einbläs't. Die Elohim wird mir Günther hoffentlich nicht einwerfen, denn ich traue ihm eine verständige, aller Künstelei abhelde Exegese zu. — Auf eine solche aparte Geistigkeit zwischen Gott, Natur und Menschheit ein grofses Gewicht zu legen, ist Günther unstreitig dadurch getrieben, dafs er, um allem Pantheistischen auszuweichen, den menschlichen Geist von dem göttlichen als einen *eigenthümlichen* unterscheidet. Eben dies verwickelt ihn in den Widerspruch, eine zwiefache Geistigkeit annehmen zu müssen, ohne doch recht deutlich machen zu können, was zwischen Geist und Geist das *qualitativ* Differenzirende sei. Denn, wie die Natur das Princip ist, durch welches Gott die Existenz des *einzelnen* Geistes vermittelt, so ist umgekehrt der Geist, auch in seiner Erschaffenheit durch den absoluten Geist, das Princip der *Allgemein-*

Digitized by Google

keit. Günther hält, wie Cartesius, der Leib und Seele zu Substanzen machte, einen *Dualismus* im creatürlichen Sein fest und gibt nicht zu, dafs das Wahrhafte des menschlichen Geistes *der göttliche Geist selbst* sei.

Günther stöfst sich daher in aller Philosophie an dem Begriff, dafs in der Welt oder in dem durch Gott gesetzten Sein Er selbst die Realität ausmache. Aber wir müssen dagegen bei ihm uns daran stofsen, dafs er in einen gewissen *Deismus* verfällt und auf eine entgegengesetzte Weise das Relative der Erscheinung zu einem der Absolutheit des Wesens so widersprechenden Dasein erhebt, dafs an eine konkrete, den Widerspruch negirende Versöhnung des Endlichen mit dem Unendlichen gar nicht zu denken ist, dafs es vielmehr bei einem *blofsen Reflektiren* der bedingten Creatur in den unbedingten Creator sein Verbleiben hat. Die Creatur *vereinigt* sich nicht mit dem Schöpfer; sie bringt es auch durch äufserste Negation ihres qualitativ *anderen* Seins nur zu einer Abmagerung ihrer Contraposition, zu einer Art Transparenz des Göttlichen durch das Irdische, und der Verf. mag es uns nicht übel nehmen, wenn wir diese Lehre antichristlich nennen, so wenig uns entgeht, dafs nur der gerechte Aerger, das Endliche theils von einem sinnlichen Eudämonismus, theils von einer rohen Reflexion vergöttert zu sehen, ihn zu diesem Extrem verleiten konnte, die Beziehung des Creators zur Creatur zu einem blofsen *Verkehr*, wie er es nennt, zu machen. Es kommt in jeder Philosophie darauf an, *wie* darin das Eudliche und Unendliche in Verhältnifs zu einander bestimmt wird, ob so, dafs das Eine das Andere in sich absorbirt; ob so, dafs Eines das Andere nur auf der Oberfläche berührt; oder so endlich, dafs eine lebendige Durchdringung beider Seiten Statt findet, wie es bei Plato und Aristoteles, bei Schelling und Hegel der Fall ist.

Nach Günther ist das Endliche von Gott nicht blos unterschieden, dafs es das Endliche ist; bei ihm ist es Gott dem Wesen nach ungleich, wie er sich einmal ausdrückt: die Creatur ist dem Schöpfer nicht ebenbürtig. Allerdings ist die Creatur an sich, als durch die Negation Gottes gesetzt, mit dem Charakter des Negativen bezeichnet; die Negation ihrer selbst, in wie weit sie an sich negativ ist bildet darum den einzigen Weg, aus der Immanenz in ihrer Beschränktheit zum Genufs des Absoluten zu transcendiren. Aber wenn das Endliche durch die erste Negation von dem Unendlichen sich scheidet, so ist diese zweite Negation der Akt, wodurch es sich als Endliches aufhebt und in das Unendliche *zurückkehrt.* Das Unendliche ist nicht so vornehm, dafs es nicht dem Endlichen sich hingäbe; aber das Endliche ist auch so wenig das Princip seiner selbst, dafs es ohne Demuth, wenn man es ethisch benennen will, oder ohne Verlust seiner Schranke, ohne ein Absterben seiner Egoität, über sich selbst nicht erheben kann. In der *Natur* manifestirt sich die Unendlichkeit nur als das *Schicksal* des Endlichen, unterzugehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXVII.

Melanges d'antiquités grecques et romaines: par M. le comte de Clarac. Paris chez Firmin 1830. 8. S. 80.

Die Aufsätze sind meistens polemischer Art, und betreffen hauptsächlich Denkmäler des K. Museums in Paris. Der Graf von Clarac, Vorsteher dieser grofsen Sammlung, hält sich in seinem Verzeichnisse hauptsächlich an die Erklärungen Visconti's, seines Vorgängers, und suchet daher die Ansichten desselben gegen Anderer Angriffe zu vertheidigen.

1) Ein Relief auf einem Sarkophag, im Catalog No. 58. verzeichnet, ist allerdings höchst ungenügend erklärt. Hr. Raoul-Rochette rügt dies, und giebt in seinen Denkmälern (*livrais. I. zu Pl. V.* 2.) seine Auslegung dahin, dafs darauf die Ueberraschung der schlafenden Thetis durch Peleus vorgestellt sei. Der Graf von Clarac bestreitet aber eine mythische Vorstellung, und will nur eine häusliche Szene darin sehen, nämlich in der Schlafenden die Verstorbene, welche nach untergesetzter Inschrift *Claudia Fibulla* hiefs, bedauert von ihrem Mann und Kinde. Der Ref. gesteht, dafs er mit Rochette auch die Vorstellung eines Mythus annehmen mufs, doch giebt es keine nähere Bezeichnung, dafs es grade der des Peleus und Thetis sei, die Ueberraschung der Rhea Sylvia durch Mars könnte ebenso gut vorgestellt sein. Das Mythische wird näher durch die drei Kindergestalten bestimmt: die gröfsere ist der Gott des Schlafes mit dem Mohnstengel in der Linken, indem er mit der Rechten den Held auffordert, dafs jetzt der günstige Moment zur That vorhanden sei; die zweite ist Eros, der durch die ausgebreiteten Flügel und Arme den Kühnen nicht weniger zu ermuthigen scheint; die dritte kleinere Figur aber, die mit der Schlafenden in Berührung ist, ist einer der Traumgenien, um sie selbst auf eine angenehme Weise zu prädisponiren.

Hierdurch erhält der Vorgang — sei es Thetis, sei es Rhea Sylvia — vollständige Rundung, auch in Hinsicht auf den Todesschlaf einer geliebten Person.

Was die beiden in der Inschrift genannten Freunde betrifft, welche der Claudia das Denkmal dankbar setzten, sind ohne Zweifel die begünstigten Erben der Verstorbenen, vielleicht ihre Freigelassenen.

Digitized by Google

2. Hier kommt das grofse Relief, die Höhle des Mithras vorstellend, zur Sprache; auch dies im Catalog No. 76. sehr unbefriedigend erklärt. — Seitdem schrieb Felix Lajard darüber, besonders die Schönheit und das Alter des Monuments nebst den darauf eingegrabenen Inschriften berücksichtigend. — Die Antwort des Gr. Clarac hierauf brachte Herrn Lajard zur Erwiderung, worauf der Graf aufs neue antwortete. — Ueberzeugend erweiset letzterer, dafs die von Herrn Lajard erklärten Inschriften, aufser der gröfsern, modern sind; was aber das Alter des Monumentes betrifft, sind wir der Meinung, dafs der Stil eher dem ersten oder zweiten Jahrhundert, als dem dritten oder vierten, wie der Graf will, angehöre. Bekanntlich fand sich dieses Relief ursprünglich in einem unterirdischen Gange des Kapitols aufgestellt, woher es dann unter die Monumente der Villa Borghese versetzt ward, und so mit der ganzen Sammlung nach Paris wanderte.

3. Das Relief, im Verzeichnifs No. 177. richtig genannt der Streit des Achilles mit den Atriden wegen der Briseis, wird von Raoul-Rochette dahin erklärt, dafs es den Achilles unter den Töchtern des Lycomedes vorstelle: — welches aber der Graf mit Grund bestreitet.

4. Das Relief im Verzeichnifs No. 217. von Winkelmann und Visconti als die Geburt der Pandora erklärt, möchte jetzt Herr Gr. von Clarac eher als die Flucht des Anchises unter dem Schutz der Venus ansehen. — Bei der grofsen Verstümmelung des Denkmals bleibt es schwer, etwas sicheres hierüber anzugeben. Doch hat die Meinung Clarac's mehr für sich.

5. Eine sieben Zoll hohe Figur eines Kriegers in Erz in einer sich vertheidigenden Stellung — in der Sammlung Blacas — wird vom Verf. dahin erklärt, dafs sie den Deiphobus vorstelle, der sich gegen Ulysses vertheidige.

6. In dem Panathenaischen Zuge am Parthenon kommen Mädchen auf Wagen vor, welche Visconti für Victorien, C. O. Müller aber für die Agona und Palaestra hält. Diese will der Verf. nun als Frauen ansehen, welche im Wagenlauf mit um den Preis kämpften, so wie die Spartanerin Cynisca zu Olympia. Aber wenn Frauen zu solchem Zwecke auch Pferde nährten, sollten sie je irgendwo bei den Spielen die Wagen selbst geleitet haben? — In Olympia hatten ja die Frauen nicht einmal als Zuschauerinnen zu den Spielen Zutritt. —

7. Auf einem Relief im Verzeichnifs No. 656. wird der Gegenstand für Apollo mit drei Musen gehalten. — Raoul-Rochette scheint aber dies sehr fragmentirte Denkmal ganz richtig dahin zu erklären, dafs es den Achilles unter den Töchtern des Lycomedes vorstelle. Doch möchten wir unter der alten bekleideten Figur nicht Ulysses, sondern eine alte Amme sehen. — Vergeblich bemüht sich der Verf. die Meinung seines Gegners zu bestreiten.

8. Dieser Aufsatz enthält Bemerkungen über Athenagoras und Tatianus: dafs diese beiden Schriftsteller, Zeitgenossen des Pausanias, in Beziehung der Kunst und der Kunstgeschichte nur geringe Beiträge lieferten.

9. Das Samothraciache Relief mit Agamemnon im Verzeichnifs No. 608. ist hinreichend erläutert. — Hier erklärt sich nun der Verf. gegen die Restauration des Herrn von Stackelberg, welche uns, wir gestehen es, immer sehr angesprochen hat. Auch ist der Graf mit der Zeichnung, welche C. O. Müller in der Amalthea von dem Relief gegeben hat, nicht zufrieden, und versichert, dafs in dem Namen Agamemnon nicht ein O, sondern bestimmt ein Ω, vorkomme.

Hiebei wirft der Verf. veranlafst den kleinen Atlanten in Erz aus dem Hause Nani in Venedig, welcher sich nun in der Sammlung des Grafen Pourtalès in Paris befindet, zu sprechen. Er giebt die befremdende Meinung kund, dafs das Denkmal keinesweges von dem hohen Alter sei, welches man ihm aneignen wollte. Er bemüht sich auf alle Weise, das seltene Denkmal als verdächtig, und als ein Machwerk aus den Zeiten der Antonine, darzustellen, wenn es anders nicht — was er eher glauben möchte — eine Arbeit aus dem 15ten oder 17ten Jahrhundert sei.

Wir haben das Figürchen zu verschiedenen Zeiten genau zu sehen Gelegenheit gehabt, und immer geglaubt, dafs, wenn man sich eine Idee von dem Stil einer Arbeit aus den Zeiten der ersten Erzgiefser, welche gerade in der Zeit des Polycrates lebten, wie Rhoecus und Theodorus, machen wollte, man sich dieselbe gerade so zu denken hätte, wie hier der Stil in dem Telamon Nani vorkommt.

Uebrigens bleibt der Herr Graf bei der Idee, dafs der Copist, der das Figürchen in den Zeiten der Antonine machte, die Absicht hatte, ein solches alterthümliches Werk nachzumachen, um durch Fälschung desto mehr zu gewinnen. Also das Alterthümliche in dem Stil der Figur gesteht der Gegner zu. Dies Eingeständnifs sei hinreichend, um den Einspruch des Verfs. nicht für so ernst, und so abweichend von der Meinung Anderer zu halten.

10. Ueber einige Bemerkungen der Herrn Raoul-Rochette und Panofka, die Fabrikation der irdenen Vasen, und einige Inschriften darauf, — besonders auch die Griechischen Benennungen der Vasen, betreffend, machet der Verf. gründliche Gegenbemerkungen, die wir gerne unterschreiben.

11. Ein Relief im Verzeichnifs No. 521. ohne eigentliche Erklärung wird jetzt von Dr. Panofka (*Instit. di Corresp. arch. VI. p.* 395.) dahin erklärt, dafs darauf Latona mit ihren beiden Kindern und der Ortygia vorgestellt sei. Gern giebt man hiezu seine Beistimmung, obwohl der Verf. noch den Visconti in Schutz nehmen möchte.

12. Ein anderes Relief im Verzeichnifs No. 259. von Visconti für die Geburt des Bacchus genommen, erklärt Panofka richtiger für die Geburt des Erechtheus. Die Gegengründe, die der Graf aufstellen möchte, scheinen nur wenig erheblich.

A. Hirt.

Digitized by Google

Nro. 37.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1831.

1) *Anton Günther, Weltpriester: Vorschule zur spekulativen Theologie des positiven Christenthums. In Briefen. Erste Abtheilung: die Creationslehre. Zweite Abtheilung: die Incarnationslehre.*

2) *Peregrin's Gastmahl u. s. w.*

3) *Der Mensch und seine Geschichte u. s. w. Von Dr. Johann Heinrich Pabst.*

(Fortsetzung.)

Es ist uns sehr aufgefallen, dafs Günther trotz des Dualismus zwischen Natur und Geist, den er behauptet, an vielen Orten von dem Streben der Natur spricht, *sich zum Selbstbewustsein durchzusetzen.* Eine Vermischung des Natürlichen mit dem Geistigen will er nicht; die Natur kann nicht durch Potenzirung *Geist werden,* so wenig als der Geist durch Potenzirung seiner selbst *Gott werden* kann. Allein durch die Ansicht, dafs die Sünde des Menschen auch in die Natur gedrungen sei und sie dem Fluch Gottes unterworfen habe, läfst er sich bestimmen, das *Negative* in der Natur, Schmerz, Krankheit, Tod, Gift u. s. w. als etwas anzusehen, was in ihr nicht sein sollte. Ich weifs regt gut, dafs nicht blos Günther, sondern auch Franz Baader, Windischmann, Friedrich Schlegel u. A. diejenige Ansicht für flach und sogar für irreligiös halten, welche gegen die Existenz der Krankheit, des Todes u. s. w. nichts einzuwenden hat und sie als ein nothwendiges *Moment der Erscheinung* zu begreifen sucht, aber ich trage auch keine Scheu, zu bekennen, dafs ich nicht weifs, wie die Spekulation dem Anerkenntnifs entgehen soll, dafs die Realität des Endlichen, insofern die Idee dasselbe frei aus sich entläfst, alle jene tausendfachen Calamitäten mit sich führt. Alle idealisirenden Darstellungen der Welt ohne Böses, ohne Schmerz, was sind sie anders, als liebliche Träume? Die christliche Religion ist auch in dieser Hinsicht die vernünftigste, weil sie von einem mühelosen Dasein gar nicht redet, sondern die Seligkeit einzig darin setzt, den Willen Gottes zu thun, aufserdem aber Jeden sein Kreuz auf sich nehmen heifst. Dafs nicht die menschliche Natur durch die Sünde korrumpirt worden, wer wollte das leugnen! Dafs aber diese Curruption *die ganze Natur verändert* habe, leugnen wir und erklären die Hoffnungen, welche eine Veränderung dieser vermeinten Veränderung ersehnen, für zwar liebenswürdige, jedoch grundlose Sentimentalität. Alle diese mineralischen Gifte, diese Wüsten, diese Felseinöden, tödtliche Pflanzen, Raubthiere, Orkane, Erdbeben und wie das Verzeichnifs dieser unzähligen Plagen bis zur Cholera herab lauten mag, stimmen so innig mit den übrigen freundlichen Erscheinungen der Natur zusammen, dafs die Natur ohne dieselben nicht zu *denken* ist. Selbst dafs das Thierleben „ein krankes, unsicheres, angstvolles Dasein" ist, macht uns nicht irr, weil wir nicht, wie Günther, die *Voraussetzung* machen, dafs die Natur *über sich hinauswolle,* ohne doch je über sich hinauszukommen. Die Natur ist *nur an sich* geistig; das Bewufstsein über sie, das Wissen von ihr, liegt jenseits ihrer selbst; die Thiere haben keinen Hunger nach Erkenntnifs, nur einen Trieb, sich das Leben zu fristen; die Pflanzen wollen nicht Thiere werden u. s. w. Denn die Natur hat zum Zweck, für den *endlichen Geist* den Boden abzugeben und ist durch ihre Bewufstlosigkeit gerade befähigt, *Mittel* seiner Thätigkeit zu werden. Wenn jene Sentimentalität, welche die Natur so gern von der Natur befreiete, sich in solche Phrasen ausgiefst, wie Herr Pabst in seinem Buch S. 80. mit folgenden Worten thut, von denen wir nur den Anfang hersetzen wollen: „Wie in schweren Fieberträumen erheben sich die Elemente gegen den, welcher ihnen zum Herrn gegeben; das Meer zertrümmert seine Schiffe und verschlingt ihn in seine Tiefen; die Wolke schleudert den Hagel auf seine Felder und

Digitized by Google

den Blitz in seine Hütte; die Atmosphäre giefst Pest und Seuchen aus u. s. w. — so fühlt man die Gedankenlosigkeit der Deklamation bald. Wenn sie sich, wie bei Günther, hinter eine glühende Sehnsucht nach totaler Beseligung des Universums schwermüthig verhüllt, nimmt sie leichter für sich ein, so lange man *nicht* darüber *nachdenkt*. Es ist bei den Schriftstellern, welche dieser Ansicht zugethan sind, ordentlich Mode geworden, die bekannte Paulinische Stelle von dem ängstlichen Harren der Creatur als eine Autorität dafür aufzuführen, und mit tiefem Gefühl nennt Günther dies schwere Wort von ihm die unverwelkliche Cypresse am Sarkophage des Naturlebens. Allein auf die Gefahr hin, für einen seichten Exegeten gehalten zu werden, verwerfe ich das Mystische dieser Worte: *ὠδίνει καὶ στενάζει πᾶσα κτίσις ἄχρι νῦν*: und beziehe sie auf die *Sehnsucht des Menschen*, der ja auch eine *κτισις* ist, *erlös't zu werden*, weil ich schlechterdings im ganzen neuen Testamente keine Spuren von einer Vergeistigung der Natur in jenem Sinne erblicken kann; ja ich möchte als Gegenspruch gegen jene Zärtlichkeit Goethe's Worte setzen:

Anbete du das Feuer hundert Jahr:
Fall' dann hinein, dich frifst's mit Haut und Haar.

Für die Auslegung, unter *κτισις* nur den Menschen zu verstehen, sprechen auch die Worte Christi zu seinen Aposteln, dafs, was sie sähen, Viele zu sehen getrachtet hätten. Das Harren und Seufzen ist das Bedürfnifs der Creatur, sich selbst in ihrer Einzelheit los zu werden. Dies Bedürfnifs hat aber nur der Mensch, nicht die Natur.

Günthers Irrthum liegt darin, dafs er das Verhältnifs der *Erscheinung* zum *Wesen* nicht streng genug beachtet hat. Wenn er gegen Pantheismus in dem Sinne eifert, dafs die Erscheinung in ihrer Zufälligkeit nicht unmittelbar als Gott selbst aufgefafst werden soll, widersprechen wir ihm nicht; wenn er aber dagegen streitet, dafs in der Erscheinung oder in der Welt, als der Totalität der Erscheinungen, das Wesen das göttliche ist, *also auch nicht das Wesen* existirt, so widersprechen wir ihm, und wenn es ihm beliebt, eine solche Lehre pantheistisch zu nennen, so vertheidigen wir diesen Pantheismus. Da Gott die Welt aus *Nichts*, d. h. aus keinem *aufser* ihm existirenden Sein, vielmehr aus *Sich* schafft, so ist das Geschaffene als Geschaffenes allerdings ein Anderes, als Er, der Schaffende; allein weil Er offenbar die innere Einheit alles Geschaffenen ausmacht, so ist das Andere, durch ihn gesetzte, ihm nicht, wie der Verf. behauptet, qualitativ heterogen, sondern eben dem Wesen nach identisch. Der Unterschied ist aber, dafs die Welt, welche von Gott gesetzt wird, nicht das Setzende, vielmehr das *als Erscheinung* gesetzte Absolute ist und dafs die Weltcreatur, obwohl ausgegangen von Gott, dennoch durchaus *nicht Gott an und für sich ist*. Dazu wäre nothwendig, dafs sie nicht ein *Gesetztes*, sondern absolut auch das sich selbst Setzende, dafs sie der *Grund ihrer selbst* wäre. Als freigelassen von Gott, kann die Creatur es versuchen, sich absolut auf sich beziehen und von ihrem Centrum abstrahiren zu wollen. Mit einem solchen Beginnen erlangt sie aber in Ewigkeit nichts anderes, als die Qual, ihre Endlichkeit durch das Einhausen in sich immer tiefer zu empfinden, weil die Unendlichkeit des Wesens nur dann die Erscheinung durchdringt, wenn diese *nicht Sich* in ihrer Einzelheit zum Centrum macht, sondern Sich dem sie begründenden Wesen ganz hingibt. Wie nun in jenem Fall die Absolutheit des Wesens dadurch sich kund gibt, dafs die Creatur in ihrem tantalischen Streben und durch dasselbe von Schmerz und Angst zerrissen wird, so manifestirt sie sich in diesem Fall durch die Erhebung und Beseligung der Creatur; und wie dort der Widerspruch existirt, dafs das *Nichts* sich als Wesen affirmiren will, so existirt hier die Versöhnung der Erscheinung mit dem Wesen, indem der Unterschied beider sich aufhebt. — Der Verf. ist nicht dazu gekommen, diese Versöhnung zu begreifen und will daher auch nicht die Nothwendigkeit eingestehen, dafs das Wissen des ewig Wahren, dafs absolute Erkenntnifs nur durch das Absolute selbst zu Stande kommen kann, welches die Wahrheit nicht blos erkennt, wie wir, sondern, *indem* es sie *weifs*, dieselbe *ist*. Deswegen mufs ihm auch die Spekulation mehr ein Reflektiren vom Standpunkt des Selbstbewufstseins aus verbleiben und der uralte, schon von Empedokles so schön ausgeführte Satz, dafs nur *Gleiches das Gleiche erkenne*, als ein zum Pantheismus verlockender erscheinen. Auch wir bekennen uns zu diesem Satz, weil Gott nur durch Gott wahrhaft erkannt werden mag; ohne Ihn kann man vielerlei von ihm denken; aber was er wirklich ist, kann nur durch sein Wissen von Ihm selbst unsere Gewifsheit werden. Da der Verf. öfter die Bibel für sich anführt, so sei es uns erlaubt, sie

Digitized by Google

auch einmal zu citiren; Corinth. I. C. II. v. 10 und 11, wo die Schlufsworte: *οὕτω καὶ τὰ τοῦ θεοῦ οὐδεὶς οἶδεν, εἰ μὴ τὸ πνεῦμα τοῦ θεοῦ*: doch gewifs mit jenem Satz auf das Beste übereinstimmen.

Dafs der Mensch Gott nur durch Gott erkennt, ist doch wohl nicht dasselbe damit, dafs der so erkennende Mensch Gott auch ist; und so nimmt Günther dies Princip, weil er sich nicht davon losmachen kann, da, wo eine Identität des Menschlichen mit dem Göttlichen behauptet wird, augenblicklich diese Identität nicht als *freie Einheit*, sondern materiell so anzusehen, dafs er die Kreatur als einen *Theil* Gottes betrachtet. Dann wäre Gott, wie er sehr gut auseinandersetzt, nicht wahrhaft Schöpfer, der die Welt nicht aus reiner Freiheit d. i. Liebe, vielmehr aus Nothwendigkeit schaffte. Die Spekulation kann den Grund zur Schöpfung wahrhaft nur aus dem Begriff der absoluten Freiheit Gottes begreifen; eine Entäufserung der Substanz *ex necessitate naturae* ist sie nicht, weil nur die höchste Freiheit die Gott bestimmende Nothwendigkeit ist, so dafs er, in Liebe die Welt erschaffend, von ihr völlig unabhängig ist. Er bedarf ihrer nicht, wie wir, die Geschaffenen, Seiner bedürfen. Also schafft er die Welt nicht in einem Drange, *um sich zu entwickeln*, wie etwa ein Künstler, um seinem Ideal näher zu kommen, Werke schaffen und von einer Stufe der Bildung zur anderen fortschreiten mufs. Noch weniger haben gar wir Menschen uns einzubilden, dafs (wie etliche Philosophen sich schmeicheln) wir durch unser Thun und Denken den immer herrlicher sich gestaltenden Gott zu verklären beitrügen, dafs er *erst in uns* zum Wissen seiner selbst käme. Verhielte es sich so, dann wäre Gott nicht absolut. Die Weltschöpfung, zu welcher er dann gezwungen wäre, würde unmittelbar zu ihm gehören, würde wirklich einen Theil von ihm ausmachen und Er selbst nur in der Totalität der Erscheinungen als absolutes Ganzes existiren. So aber würde er eben nie absolut sein, weil er immerfort der Endlichkeit zu der stets gesuchten, jedoch nie abgeschlossenen Vollendung seiner selbst bedürfte; im Gegentheil wäre er dann von *Natur* und *Geschichte abhängig*, weil er durch endlos fortgesetzte Offenbarung in ihnen sich selbst zu erreichen streben müfste. Dann wäre Gott freilich ein auch in Raum und Zeit werdender und ihm die Welt in ihrer Doppelgestalt als Natur und Geschichte schlechthin nothwendig, denn sie wären Momente seiner Existenz alle jene krassen pantheistischen Vorstellungen, dafs Gott durch Natur und Geschichte sich selbst erst zu erfassen, durch sie zum Bewufstsein über sich zu kommen sucht, wären vollkommen gerechtfertigt.

Wenn der Verf. gegen solche Ansichten kämpft, so geben wir ihm ganz Recht, weil er die Freiheit und Unabhängigkeit Gottes von der Welt vertheidigt. Allein über diesem Bemühen vergifst er leider, dafs Gott als der absolut freie *auch die Freiheit der Welt will*. Diese Freiheit ist in ihrem *Wesen* Gottes Freiheit selbst; aber in der Welt scheidet sich die Freiheit in die wahrhafte und in die falsche, dem göttlichen Wesen entfremdete. Die von Gott frei gelassene Welt kann sich selbst bestimmen, ohne aus ihrer Identität mit dem Wesen herauszutreten. Aber die Selbstbestimmung enthält auch die Möglichkeit, ihren formellen Unterschied von Gott zum reellen Widerspruch zu machen und, als der Form nach von Gott unabhängig, *gegen Gott* sich zu bestimmen. Dies ist das Böse. Sein Entstehen auf die angedeutete Weise zu begreifen, ist offenbar noch keine Billigung desselben, keine Rechtfertigung in dem Sinne, dafs die *Schuld des Bösen* aufgehoben oder gar auf Gott zurückgewälzt würde. So aber nimmt der Verf. jede Theodicee, welche entwickelt, dafs die menschliche Freiheit die in ihr gesetzte Möglichkeit, durch sich ihr Wesen, die göttliche Freiheit negiren zu wollen, auch verwirklichen mufste. Daher darf es uns nicht wundern, wenn er auch dem Hegelschen System in dieser Hinsicht den Vorwurf des Pantheismus macht. Besonders tadelt er einmal im zweiten Bande der Vorschule, S. 140—42, Marheineke's Dogmatik deswegen, wenn er auch bei dieser Gelegenheit mit milderem Ausdruck nur von Semipantheismus spricht. Uns scheint Marheineke's Auffassung der Freiheit gerade den unsäglichen Widerspruch der angeerbten und persönlichen Schuld glücklich zu lösen, denn nach ihm will und thut Gott das Böse nicht. Der Mensch will und thut es, weil er *als Einzelner sich selbst ausschliefslich* wollen kann. Von solcher Einzelheit ist Gott frei. Der Mensch aber ist *nicht unmittelbar* von ihr frei, sondern wird mit ihr geboren und überwindet sie nur durch die That, welche als Versöhnung sich erst nach Erkenntnifs der Negativität der Einzelheit realisiren kann. Wie nothwendig und unausbleiblich diese Erkenntnifs sei, finden wir weitläuftiger in dem Buch von Pabst S. 112—20. ausgeführt, wo sehr sinnreich unter der Ueberschrift, Frei-

Digitized by Google

heitsprobe des zweiten Adam, die *Versuchungsgeschichte* Christi als derjenige Akt seines Lebens durchgenommen wird, in welchem er die Natur der Freiheit des Menschen, zum Guten *oder* Bösen sich bestimmen zu können, an sich erfuhr.

Wir stehen in Bezug auf die Freiheit als menschliche und göttliche gar nicht an, dem Verf. den Vorwurf zu machen, dafs er den Begriff des *Selbstbewufstseins* mit dem des *Geistes verwechselt.* Das Wissen ist des Geistes tiefste Bestimmung; er ist nur Wissen, so dafs man vom Geist allenfalls die Definition geben könnte: das Wissen als solches ist der Geist. Aber als geistiges Wissen läfst es die endliche Vermittelung hinter sich, welche die Bildung des Bewufstseins mit sich führt. Gott, als der absolute Geist, als das absolute Wissen, hat Sich als absolutes Objekt und weifs, wie wir schon vorhin sagten, die Wahrheit unmittelbar, indem er sie selbst ist. Nicht, wie das einzelne Bewufstsein im Procefs seiner Entfaltung, hat er nöthig, vom Gefühl zur Anschauung, von der Anschauung zum Vorstellen u. s. w. fortzugehen; vielmehr als absolut frei von aller Endlichkeit der Natur und Geschichte ist er auch ewig in gleicher Klarheit sich absolut durchsichtig.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXVIII.

Ueber die Uebergangs-Gebirgsformation im Königreiche Pohlen, nebst einer vorangehenden Uebersicht der sämmtlichen Gebirgsformationen in Pohlen und einer nachfolgenden Aufstellung der in Pohlen vorkommenden Mineralien, von Gottlob Blöde (Königl. Polnischen Berg-Inspector). Breslau 1830, *mit einer petrographischen Charte.* 8. 140 *Seiten.*

Wenn nicht auf dem Titel des vorliegenden Werkes die Jahreszahl 1830 und unter der Vorrede — Ende 1826 — stünde, so müfste man glauben, dafs es vor 20 oder 30 Jahren abgefafst wäre, denn in jenen Zeiten befindet sich unser Verfasser noch gegenwärtig; die Wernersche Lehre scheint die einzige, ihm bekannte zu sein, und allen Aeufserungen nach ist derselbe ganz bei dem stehen geblieben was vor 30 Jahren in Freiberg vorgetragen wurde, hat auch wenig scharfe und umfassende geognostische Beobachtungen gemacht; wie wenig er die Litteratur und die Fortschritte der Geognosie würdiget, wie wenig Fleifs er auf die Sprache wendet, kann man schon nach folgenden Worten beurtheilen, die Pag. 9. der Vorrede stehen: „In allen das, was bisjetzt über Pohlen in mineralogischer Hin„sicht publik geworden, habe ich mich nicht eingelassen. Da, „wo ich mit meinen Vorgängern harmonire, liegt es ebenso in „der Natur der Sache, als bei abweichenden Fällen".

Der erste Abschnitt, Pag. 1 — 28. handelt von den Gebirgsformationen überhaupt, wo so wenig genügende Beobachtungen, so unvollkommne Beschreibungen und meist so ganz verfehlte Bestimmungen der Formationen angegeben sind, dafs diese Darstellung tief unter dem ähnlichen Abrisse stehet, welchem Prof. Pusch, in Karsten's Archiv I. v. J. 1829. gegeben hat. Die hier begangenen Irrthümer zu berichtigen, würde um so weniger lohnen, da doch wahrscheinlich in Kurzem, das lange versprochene, ausführliche Werk von Pusch, über Pohlen erscheinen wird, welches das vorliegende ziemlich entbehrlich machen wird. Der Pohlnische Blei- und Galmei führende Kalk, ist, wie der Oberschlesische, gewifs nicht Zechstein, sondern Muschelkalk; den hellen, weifsen Sandstein, reich an Eisensteinflötzen (bei Kunow u. s. w.), verbindet der Verfasser, mit den in jenen Gegenden vorkommenden rothen Sandstein, der nach Pag. 8. in Uebergangsgebirge eingeschichtet sein soll und in dem nach Pag. 5. Schwühlen so auffällig werden, dafs sie einen organischen Ursprung verrathen und an Kenticülithen (?) erinnern, parallelisirt ihn mit dem Todtliegenden und meint Pag. 9., dafs er auch wohl den Kohlensandstein vertreten könne. Schon die ganze Beschreibung spricht gegen diese Bestimmung; Prof. Pusch parallelisirt diesen Sandstein, der nach ihm deutlich im Hangen der des Muschelkalkes liegt, mit Liassandstein, aber wahrscheinlich ist er noch jünger und entspricht dem Grünsand, oder Karpathensandsteine.

Der zweite Abschnitt, Pag. 29 — 75. beschreibt das Uebergangs-Gebirge, besonders ausführlich die Erzführung desselben und was hierüber gesagt wird, möchte wohl das Brauchbarste am ganzen Buche sein.

Von geringem Interesse ist der 3te ausführlichste Abschnitt, Pag. 76 — 140., wo nach dem Wernerschen Systeme, die in Pohlen vorkommenden Mineralien aufgezählt und beschrieben werden auch ein sogenanntes neues Mineral — das mulmige Kupferglas — auf wenig scharfe Art charakterisirt ist.

Die geognostische Charte, die einen sehr grofsen Maafsstab hat, auch die Erzlagerstädte und die Punkte angiebt, wo Bergbau statt hat, würde ein höheres Interesse haben, wenn sie einen gröfsern Distrikt umfafste, als die, etwa 4 Quadratmeilen um Kielce herum welche sie darstellt. In wiefern die geognostische Illumination genau ist, sind wir zu beurtheilen nicht im Stande.

Keferstein.

Digitized by Google

Nro. 38.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1831.

1) *Anton Günther, Weltpriester: Vorschule zur speculativen Theologie des positiven Christenthums. In Briefen. Erste Abtheil.: die Creationslehre. Zweite Abtheilung: die Incarnationslehre.*

2) *Peregrin's Gastmahl u. s. w.*

3) *Der Mensch und seine Geschichte u. s. w. Von Dr. Johann Heinrich Pabst.*

(Fortsetzung.)

Daher kann man von seinem Wissen nicht blos, wie der Verf. thut, als von dem Selbstbewufstsein reden, sondern mufs die Absolutheit dieses sich selbst Wissens zugleich mitbedenken, was unsere Sprache, um es von dem Bewufstsein zu unterscheiden, eben mit dem Ausdruck Geist bezeichnet. Aufserdem hätte er erwägen sollen, dafs der endliche oder menschliche Geist in der *Bildung des Bewufstseins* einen Weg zurücklegt, der zwar für Gott als den absoluten Geist gar nicht zu machen ist, dafs aber auch Alles, was diesem Procefs angehört, in das Endliche fällt, bis durch die Ueberwindung seines Scheines und seiner Täuschungen der Begriff des Geistes selbst erreicht ist, der als das Wissen seiner Substantialität das Selbstbewufstsein für sich als *Moment* in sich aufgehoben hat. Aus Besorgnifs, Gott mit der Welt in zu nahe Affinität zu bringen und in irgend einen Pantheismus zu gerathen, sondert Günther den menschlichen Geist so sehr von dem göttlichen, dafs er oft in Abstraktionen verfällt, die er, vermöge der Kraft seines Gemüthes und seiner Phantasie, einen Schritt weiter selbst wieder aufhebt. Besonders ist dies der Fall in der Vorschule, wo die Incarnationslehre Vieles anders stellt, als es in der Creationslehre geschieht, denn zu lebendig empfindet er, dafs Alles, was in dem menschlichen Geschlecht Geist ist, was darin also nicht der Seite des endlichen Bewufstseins angehört, *wirklich göttlich* ist. Der Verf. wird uns nicht einwerfen, dafs durch die Sünde unsere ursprüngliche Einheit mit Gott zerrissen worden (abgesehen davon, dafs nach seiner Creationstheorie eine solche *wesentliche* Identität nicht ist), denn verzweifeln wir unseres Bösen wegen an einer Wiederherstellung des Ebenbildes Gottes in uns? Liegt nicht in der Versicherung einer solchen Reintegration die Stärke des christlichen Glaubens? Ist nicht jene Traurigkeit um der Sünde willen die, welche Niemanden gereuet? Sind diese finsteren Momente unseres Lebens nicht die Geburtswehen, in denen Christus Gestalt in uns gewinnt? Wir wollen den Vf. selbst, II. S. 114, antworten lassen und dabei dem Leser zugleich eine Probe seiner kräftigen Darstellung geben: „diese Theologen mit und ohne Doctorhut haben sich, glaube ich, wohl nie ernstlich gefragt, *wie viel zum Verzweifeln an Sich, und zum Vertrauen auf Gott*, als subjektiven Thätigkeiten eines Geistes gehöre, sonst hätten sie erstlich nie den, wenigstens *theilweisen*, Besitz der ursprünglichen Kräfte geleugnet; diese Leugnung ferner nicht *wider* Willen aufgehoben, um eine schwammige Passivität als schwachen Ueberrest des Ebenbildes, — als Spinnrocken für den heiligen Geist zu erhalten. Aber — zum Verzweifeln gehören so gut *zwei Kräfte*, als zum Trauen und Bauen *zwei Arme*. Diese spekulativen Theologen müssen von den Geisteskräften des Menschen in der That keine andere Vorstellung haben, als von den Saamenkörnern eines Mohnkopfes, dem freilich, wenn er in seiner Ueberreife Sprünge bekömmt, alle Kräfte und Körner ausgerüttelt werden können, so dafs er als ein leerer und armer Kopf und Tropf dasteht, der sich nicht einmal mehr anfüllen läfst. Aber viel fehlt jenen Theologen noch zur spekulativen Reife bei einer solchen Ansicht von Seelenkräften, die doch nichts Anderes sein können als: die ursprünglichen Erscheinungsweisen eines Wesens, das da erscheinen mufs, wenn es sich und Andern offenbar werden

Digitized by Google

will. — Oder ist vielleicht jenes Verzweifeln gar keine *subjektive* Thätigkeit, sondern die Thätigkeit *Gottes* in seinem Ebenbilde selber? — Ich meine, Thomas! wir Zwei müfsten ohne weiters dieser Ansicht beipflichten, wenn wir als Papisten uns einst schämen sollten, neben den Rationalisten uns stellen zu lassen; sintemalen Gott wahrlich an Sich selber als *Urbild* zuerst verzweifeln müfste, wenn Sein *Ebenbild* in der Creatur (als dem gelungensten *Nachbilde*) so miserabel ausgefallen wäre, dafs der *Automat* bei der ersten mechanischen Bewegung irreparabel aus Leim und Fugen getreten wäre. — Du aber kannst Dir merken, dafs es eine *Demuth* gibt, die nicht blos für die *Hölle*, sondern selbst für den *Himmel* zu schlecht, weil kraft- saft- und muthlos ist; und dafs es einen *Lebensmuth* gibt, der den *Hochmuth* wie den *Kleinmuth* ausschliefst".

Und wahrlich, es verlohnte sich nicht, auch nur einen Tag mit Bewufstsein zu athmen, wenn nicht die Ueberzeugung den Menschen beseelen dürfte, dafs Gott ihm sein Wesen nicht vorenthält, vielmehr ihm, als seinem freien Ebenbilde, mitzutheilen geneigt. Alle Religion, und vor allen Religionen die christliche als ihre Wurzel, sehen wir das Bekenntnifs ablegen, dafs *nur Gottes Wesen das Wesen des Menschen ist* und dafs alles Andere der Zufälligkeit des Endlichen anheimfällt. Will Günther diese Ansicht pantheistisch nennen, so mag er es thun; Jedermann wird leichtlich einsehen, dafs das Wort Pantheimus dann in einer Bedeutung auftritt, welche es *noch nicht* gehabt hat. Günther geht so weit, dafs er, um den göttlichen und menschlichen Geist recht auseinanderzustellen, auch die Worte Christi anführt: „der Vater ist gröfser, denn ich". Wäre diese Exegese richtig, so dürfte er nichts dawider haben, wenn ich ihm Christi Worte: „Was nennst Du mich gut? Niemand ist gut, denn der Einige Gott"! als einen Beweis anführen wollte, dafs Christus selbst nicht gut, also böse war, dafs Gott nur ein Einiger, also kein Dreieiniger ist. Aber wie sollten dann Stellen, wie z. B. *Ev. Joan. XVII.* 22—23, verstanden werden! — Wir verkennen das ehrenwerthe Princip nicht, wodurch der Verf. zu so schroffen Behauptungen hingerissen wird; er will die Erkenntnifs des Göttlichen vor aller stumpfen Vermenschlichung und vor aller Verseichtigung in flachen Humanismus verwahrt halten. Das konnte er aber, ohne in der Erscheinung (nach seinem Terminus, Weltcreatur) das Wesen zu leugnen und ohne durch die wesentliche Identität des Göttlichen mit dem Menschlichen, wie er immer fürchtet, genöthigt zu sein, den Schöpfer mit dem Geschöpf, die Natur mit dem Geist, das Böse mit dem Guten *confundiren* zu müssen. Nur durch eine tiefere Erkenntnifs des *Negativen der Idee*, wie er sie bei Franz Baader, bei Jacob Böhm, bei Hegel finden kann und durch ein noch tieferes Studium des Selbstbewufstseins kann er dazu gelangen. Dann wird er über solche Ausdrücke, dafs die Creatur das Nicht — Ich von Gottes Ich, die contraponirte Duheit seiner Ichheit sei, und ähnliche hinauskommen. Wir beschliefsen diese Auseinandersetzung, indem wir ihm mit Schiller zurufen:

Freundlos war der grofse Weltenmeister
Fühlte Mangel — darum schuf er Geister,
Selige Spiegel seiner Seligkeit! —
Fand das höchste Wesen schon kein Gleiches,
Aus dem Kelch des ganzen Seelenreiches
Schäumt ihm — die Unendlichkeit.

Es wird nun hohe Zeit sein, den Leser näher mit der Oekonomie der Güntherschen Bücher bekannt zu machen. Die *Vorschule* enthält einen Briefwechsel und mehre Beilagen. Die erste von diesen gibt eine Kritik der Begriffe von Raum und Zeit bei Aristoteles, Augustinus und Kant und sodann eine eigene Theorie als von den Grundformen alles creatürlichen Seins, welche von der Augustinischen nicht viel abweicht. Die zweite Beilage spricht über den wechselseitigen Einflufs der Metaphysik und Psychologie; die dritte — ein scharf zugeschnittener Auszug aus Schleiermachers Dogmatik — über Naturwissenschaft in ihrem Verhältnifs zur Religionsphilosophie des positiven Christenthums. Die letzte Beilage, welche die Stratageme der auf dem Boden der spekulativen Theologie Kriegführenden Mächte beschreibt, dürfte wohl die gelungenste sein. Der Briefwechsel selbst wird zwischen dem Onkel Peregrinus Niger zu Kirchfels und seinem Neffen Thomas Wendeling geführt, welcher letztere sich eben durch das Studium der Theologie zum Dienst der Kirche vorbereitet. Der Neffe trägt dem geistlichen Oheim seine spekulativen Bedenken vor, referirt ihm seine Lektüre und der Onkel — referirt ihm ebenfalls seine Lektüre, eröffnet ihm die Resultate seines Nachdenkens, lös't ihm seine Zweifel und regt ihn zu neuen auf.

Im *Gastmahl* finden wir die Scene verändert. Der Neffe ist bereits zu Turin im Dienst der Kirche, von wo er dem Onkel Ventura's Buch überschickt. Dieser

Digitized by Google

ist aber nicht allein, sondern auf einem gemüthlichen Landsitz mit dem Pedel seines Kirchspiels, Benedict Wabbel und mehren alten Freunden, einem Excarmeliter Fidelis, einem Physikus und einem Capitain-Auditor, in eifrigen philosophisch-theologischen Untersuchungen begriffen. Alle Donnerstag Abend versammelt sich die spekulative Gemeine; es wird von einem der Mitglieder ein Vortrag gehalten und hinterher, bei einem Gericht Krammetsvögel oder bei einem Glase Punsch, heiter und freimüthig darüber gesprochen. Eine ächte *Wiener* Behaglichkeit ist über dies so tiefsinnige und doch so anmuthige Stillleben ausgegossen; von der neckischen Laune eines Abraham a St. Clara erhebt es sich bis zur Erhabenheit des Jean Paulschen Humors, besonders in der vortrefflich erzählten Geschichte des Hahnenschlages. Aber den Mittelpunkt des Ganzen macht das Verhältnifs des Friseurs Pietro Belcampo zu dem Pedel Wabbel. Belcampo ist kein anderer, als der auch unseren Lesern aus Hoffmann's Elixiren des Teufels hinlänglich bekannte Pietro, mit seinem Deutschen Namen Peter Schönfeld, ein alter Schulfreund jener Spekulanten. Er kommt direkt aus Paris zu ihnen und hält ihnen lange, meist nach Damiron verfafste Vorlesungen über den Zustand der spekulativen Theologie in *Frankreich*, für welche er begeistert ist. Aber seine Deutchen Freunde wissen ihm so viel Mängel an Cousin (man vgl. bes. S. 176 ff.), an Bonald, de Maistre u. s. w. aufzuzeigen; der naturalistische Benedict weifs ihm so manches Geheimnifs der Deutschen Naturphilosophie spielend zu verrathen und durch sein inniges Lautenspiel, womit er den geistlichen Gesang der alten Herrn begleitet, so zu rühren, dafs er sich Knall und Fall zu ihren Ansichten bekehrt. Das *Glaubensbekenntnifs*, was er bei dieser Gelegenheit ablegt, halten wir unbedingt für den Kern des ganzen Buches; es enthält S. 355—367. in Parallele mit dem Apostolischen Symbolum alle Hauptsätze der Güntherschen Spekulation in sich versammelt. — Gegen das Ende zu wird die Darstellung sowohl der Verhältnisse als des Raisonnements etwas verworren. Zwar kommen immer vortreffliche Sachen vor z. B. das Gespräch des göttlichen Waldteufels (von Goethe) mit dem Einsiedler S. 487.; das Effektenverzeichnifs der ersiegten Spolien aus dem Kampf der Laubfrösche und Kirchenmäuse S. 494. u. s. f. aber doch scheint es uns an einer rechten *Verbindung* dieser an sich interessanten Einzelheiten, an einem zweckmäfsigen Uebergehen von einem Thema zum andern zu fehlen und besonders ist uns Pietro's und Benedict's Reise gar nicht recht begreiflich. Da aber das Gastmahl seine idyllischen Synoden bei einem halbweg schönen Herbst wiederholen dürfte, so wollen wir uns bescheiden, die Lösung so manchen Räthsels darin nachzusuchen.

Der Leser wird sowohl zur Theilnahme an jener Correspondenz, als an diesen Festins sich gern einfinden, weil ein ungenirter, aller falschen Vornehmheit und wissenschaftlichen Affectation abgeneigter Ton im Hause des alten Peregrinus herrscht. Die Entwicklung ist nicht systematisch, sondern aphoristisch, ohne jedoch so breiweich und abenteuerlich zu werden, wie wir leider in brieflichen und andern Darstellungen protestantischer Theologen und Philosophen haben erleben müssen. Um aufzuregen, um eine Menge noch nicht zur vollendeten Harmonie gebildeter Gedanken in das Leben treten zu lassen, ist eine solche Methode ganz angemessen. Die Widersprüche, welche sie bei dem Auseinanderfallen der Gedankenreihen mit sich führt, sind gerade in dieser Zufälligkeit recht wirksam, weil man von der fragmentarischen Form keine strenge Auflösung verlangt und doch ein tüchtiges Object zum Nachdenken empfängt. Auch redet der Verf. keine Schulsprache, obwohl er, wie gar manche Passagen zeigen, der strengen und consequenten Deduction vollkommen mächtig ist; dieser zu Grunde liegende Ernst befähigt ihn zur humoristischen Parodirung des ordinairen Schultons. Eine Fülle von Bildern, Wortspielen und ironischen Wendungen steht ihm zu Gebot. Dies Talent allein würde freilich den Humoristen noch nicht ausmachen, wenn nicht durch das Ganze eine *Stimmung zum Komischen* sich hinzöge, welche nur durch das schmerzliche Ausdulden des ächttragischen Pathos errungen werden konnte. Denn die Komödie, wo sie entsteht, ist immer der Verrath, dafs der Geist mit irgend einer Gestaltung seines Bewufstseins fertig geworden ist und, weil er selbst schon auf einem anderen und höheren Standpunct sich befindet, mit derselben spielen, an ihrer Vernichtung sich erfreuen kann.

Diese Stimmung, die Verkehrtheiten des Geistes im Bewufstsein der Idee zu geniefsen, mag der Grund gewesen sein, dafs der Verf. die Ausgangspuncte seiner Betrachtung beständig von *Werken des zweiten Ranges* entnimmt. Wir verstehen darunter solche, die zwar Anspruch darauf machen, für originale und stimmfüh-

Digitized by Google

rende Produkte gelten zu wollen, jedoch *in sich* derjenigen *Selbstständigkeit* ermangeln, welche nothwendig ist, um mit der That, nicht blos mit ihrer Prätension und Meinung, ihren Verfassern eine nationale oder gar welthistorische Bedeutung zu verdienen. Solche Werke nun, weil sie irgend einer grofsen Richtung sich anschliefsen, jedoch zugleich als eigenthümlich sich davon auszuscheiden trachten, sind einer Darstellung sehr günstig, welche einen Gegenstand nicht rein für sich abhandelt, sondern immerdar ein ihrer Ansicht Widerstrebendes im Auge hat, worauf sie bald ironisch billigend, bald aufrichtig tadelnd, bald zurechtweisend, bald verhöhnend, reflektiren und gegen welches sie die Pfeile ihres Witzes abschiefsen kann. Günther macht daher zuerst aus irgend einem Buch Auszüge; hierauf recensirt er es in einem wehmüthig-lustigen Ton. Wir müssen dabei rühmen, dafs er in Treue der Auffassung und Billigkeit des Urtheils sich sehr verbessert hat, wenn wir z. B. an die Zeit denken, wo er in den Wiener Jahrbüchern Eschenmeyers und Hinrichs Religionsphilosophie mit einem wahrhaft mathematischen Leichtsinn krittsirte; wir sagen mathematisch nicht darum, weil wir die Mathematiker oder gar ihre exacte Wissenschaft für leichtsinnig hielten, sondern weil Günther in der philosophischen Construction mit Plus und Minus zum Erbarmen umsprang und alle speculativen Begriffe mit grausamer Verständigkeit auf diesen Gegensatz zurückschraubte.

Der Vortheil, welcher sich durch das Verfahren ergiebt, die Betrachtung immer an ein gegebenes Objekt anzuknüpfen, ist die Leichtigkeit der Reflexion, die Mannigfaltigkeit und Lebendigkeit der Darstellung, das Interessante, den geistigen Standpunkt eines Individuums zu bestimmen. Der Nachtheil ist eine Zerstreuung der eigentlichen Grundansicht des Beurtheilenden, welche beinahe stets nur als *Widerspruch* auftritt und nur selten zu positiven Definitionen sich verdichtet, welche Ruhepunkte die Gefälligkeit des Verfs. dem Leser durch gesperrte Lettern bemerkbar gemacht hat. Es gehört die enorme Belesenheit, das anhängliche Leben in unserer dermaligen, so weitschichtigen Europäischen Bücherwelt und die witzige Ueberkraft unseres Wiener Hamann dazu, hierbei durch Wiederholung nicht langweilig zu werden. Und wenn wir ihm das Zeugnifs geben müssen, dafs er sich, wie Wenige, auf die Kurzweil versteht, so müssen wir uns dagegen der Befürchtung hingeben, dafs wir in diesen Episteln und Dialogen gar Manches übersehen haben können, worauf der Verf. selbst wohl einen gröfseren Nachdruck gelegt hat, der uns entgangen ist. Namentlich ist uns vorgekommen, als wenn das Gastmahl viele Bestimmungen der Vorschule zwar nicht aufgehoben, aber bedeutend gemildert hätte. — Die Erscheinungen, von denen Günther ausgeht, machen wirklich eine besondere Schicht des grofsen Gebirgslandes unserer theologisch-philosophischen Literatur aus. Nicht das gediegene Urgebirge wird untersucht, denn es ist von Kant, Schelling, Leibnitz u. A. mehr indirekt die Rede; sondern die mittlere Lagerung, welche zwischen diesen festen Grundformationen und zwischen den unbestimmteren Ansätzen, und charakterloseren Aufschwemmungen liegt, fesselt den Blick. Herbart's Psychologie, Krause's jüngste dickleibige, doch dünngeistige Schriften, Jäsche's Untersuchungen über den Pantheismus, Blasche's Buch über das Böse, Daumer's Urgeschichte des Menschengeistes, Troxler's Philosophie, Tholuck's Weihe des Zweiflers, Fichte's Vorschule zur Theologie und andere Schriften sind die Objekte, an welche die Betrachtung sich anspinnt. Einige derselben, z. B. Krause's Leistungen, sind überschätzt; andere z. B. Leo's Vorlesungen über die Jüdische Geschichte, sind mit einer gewissen Uebereilung verworfen und abgethan; hätte Günther Leo's von ihm selbst so klar angegebenen Zweck, die Juden vom *politischen* Standpunkt aus anzusehen, ruhig bedacht, hätte er ferner, wenn er einmal persönlich zu werden nicht unterlassen konnte, sich näher nach ihm erkundigt, so wäre gewifs der schlechte Sarkasmus in der Vorsch. II. S. 330 nicht aus seiner Feder geflossen; kleinere Schriften, welche aufzuführen zu weitläuftig sein würde, werden sehr energisch im Vorbeigehen in den Koth getreten z. B. das Gebell von Schubarth und Carganigo gegen Hegel, über welches Belcampo nach einigen Proben S. 162 ausruft: *C'est inouï de tout et ennuyant!* und woselbst der Capitän-Auditor, Carganigo geradezu einen Gelbschnabel nennt. — Bei der grofsen Ueberlegenheit, welche Günther über Viele der genannten Schriftsteller, selbst über Troxler zeigt, ist zu bedauern, dafs er nicht darauf gekommen ist, ihre Werke mehr genetisch und gruppenweise, mehr in Zusammenhang mit den tieferen und allgemeineren Grundrichtungen, denen sie angehören, zu verfolgen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 39.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1831.

1) *Anton Günther, Weltpriester. Vorschule zur spekulativen Theologie des positiven Christenthums. In Briefen. Erste Abtheilung: die Creationslehre. Zweite Abtheilung: die Incarnationslehre.*

2) *Peregrin's Gastmahl u. s. w.*

3) *Der Mensch und seine Geschichte u. s. w. Von Dr. Johann Heinrich Pabst.*

(Schluſs.)

Die Freiheit der epistolarischen und dialogischen Form, Alles *als zufällig erscheinen* zu lassen, wäre durch eine solche Gebundenheit gar nicht aufgehoben, die vernichtende Persiflage aber, womit so Manches behandelt wird, hätte sich durch sie noch schlagender herausgestellt.

Wie aus dem Vorigen erhellen wird, macht das Verweben der Kritik mit der einfachen Didaktik, sowie des Jean-Paulisirens mit der Spekulation, einigermaſsen schwierig, den ganzen Sinn zu fassen und in seinen einfachen Grundzügen aufzufinden. Aus dem Bedürfniſs einer solchen zusammenfassenden Darstellung der Günther'schen Spekulation ist das Buch von Herrn Pabst hervorgegangen. Es ist dies nichts Anderes, als eine sehr wohl gerathene, systematische Entwicklung dessen, was Günther mehr aphoristisch, polemisirend und poetisirend in seiner Vorschule der Theologie gibt. Der besonderen Kritik dieses Buches können wir also insofern entbehren, als das Wesentliche, was wir über seinen Inhalt zu sagen hätten, bereits vorgekommen ist. Wir machen daher nur die Bemerkung, daſs der Verfasser bei aller Gewandtheit doch die gewöhnliche Krankheit der Schülerschaft nicht ganz hat verwinden können, indem er theils über wichtige Bestimmungen, besonders was die Natur des Selbstbewuſstseins betrifft, zu leicht hinweggegangen ist, theils andere übertreibend hervorgehoben hat und damit, gewiſs gegen den Sinn des Meisters, in *Unwahrheit* gerathen ist. Auſser der ganz schlechten Ansicht des modernen Studiums der alten Religionen und Mythologieen (Siehe bes. S. 96.), auſser dem pfäffischen Stolze, der in der Lehre vom Apostolat durchblickt, auſser der empörenden Art, wie höchst schwierige Momente der Kirchenverfassung mit einer Deklamation abgemacht werden (z. B. S. 151. die Infallibilität des Papstes so: „Sind auch der *bösen* Könige Herzen in der Hand Gottes, daſs Er sie lenket wie Wasserbäche, — muſste auch ein *Balaam* und *Kaiphas* prophezeien; warum sollte es dem allmächtigen Geiste Gottes in der Kirche unmöglich sein, irgend einen Mund in derselben die Wahrheit aussprechen, und den obersten Hirten dieselbe sanctioniren zu machen, in dem Augenblicke, wo es der Wahrheit bedarf"!), auſser diesen Stellen ist uns die Auffassung der *Ehe* als einer *Beleidigung Gottes* wahrhaft widrig gewesen. Der heilige Geist ist allerdings weder männlich noch weiblich; das wissen wir Protestanten so gut als Herr Pabst; aber wir Menschen können das Geschlechtsleben nicht verleugnen und die Ehe vertilgt in ihm die Lust, subordinirt sie dem geistigen Verhältniſs und heiligt das Naturleben. S. 134. führt es Pabst zwar auf als ein *Sacrament* der Kirche, aber S. 185—187. läſst er sich auf eine so mönchisch-sophistische Weise über diese Affirmation der Ursünde, wie er den Zeugungsakt nennt, aus, daſs man fast eine priesterliche Angst hinter der Anstrengung sehen möchte, welche für die Rechtfertigung des Cölibates die Zeugung zu etwas so Ungeheurem macht und ein so unendliches Gewicht darauf legt. Dies Raisonnement schlieſst mit folgenden Worten: „wie der *zweite* Adam im Geschlechte den *Gegensatz* bildet gegen den *ersten:* so muſs auch die Funktion der *Zeugung* für Jenen (die Fortführung des *zweiten* Adams im Geschlechte) sich als Gegensatz darstellen und aussprechen gegen die

Digitized by Google

Funktion der Zeugung für letztern (die Fortführung des *ersten* Adams in der Gattung). Und wie im restaurirten Geschlechtsorganismus, — der Kirche, — das *Priesterthum* in nicht minder konkreter Gestaltung und Geschiedenheit und mit gleichem Charakter der Unauflöslichkeit, der Ehe gegenübersteht, so ergibt es sich auch von selbst, dafs die Träger desselben, die Verwalter der Geheimnisse *Christi*, die Geschäftsführer des *Erlösungswerkes*, der Geschäftsführung der alten Sünde absagen, — dafs Diejenigen, deren ganzes Leben im Dienste *gegen* das Urübel aufgehen soll, diese ihre feindselige Stellung gegen dasselbe auch dadurch aussprechen, dafs sie sich von einem Werke hinwegwenden, das nicht vollzogen werden kann, ohne den Gräuel der Verwüstung an heiliger Stätte zu affirmiren". Ich glaube kein widerlegendes Wort hinzufügen zu dürfen.

Karl Rosenkranz.

XXIX.

Handbuch zur Erkennung der nutzbarsten und am häufigsten vorkommenden Gewächse von Dr. H. F. Link, Geh. Mediz. Rathe, Ritter des rothen Adlerordens, ord. Prof. der Arzneikunde und Direktor des botanischen Gartens u. s. w. Zweiter Theil. Auch unter dem Titel: ***Grundrifs der Kräuterkunde von Dr. C. L. Willdenow neu herausgeg. mit Zusätzen. Dritter (praktischer) Theil. Berlin*** 1830.

Wir haben bereits (Jahrbücher 1829. August pag. 308 u. f.) das Erscheinen des ersten Bandes dieses Werkes so wie seinen Zweck und seine Richtung angezeigt und fahren zuvörderst unmittelbar fort, den Inhalt dieses zweiten Bandes von da wo er mit dem ersten Bande abgebrochen werden mufste, weiter anzudeuten um erst eine Uebersicht des Ganzen zu gewinnen. Der zweite Band enthält ohngefähr die Familien welche zu den Jussieuschen polypetalen und apetalen Dicotyledonen gerechnet werden in folgender Ordnung:

Subclass. VIII. Perigynae. Blätter nicht scheidenartig. Der Kelch hat oft einen Unterkelch. Blume vielblättrig auf dem Kelche oder Unterkelche. Staubfäden auf dem Kelch, dem Unterkelch oder der Blume. Frucht nicht hülsenartig. Hierher gehören die Rosaceen, Myrtaceen, *Saxifrageae, Cressulaceae* u. a. Familien.

Subclass. IX. Leguminosae. Kelch unter dem Fruchtknoten. Blumenblätter mit den Staubfäden unten im Kelche eingesenkt. Eine Hülsenfrucht. In dieser Klasse sind die Mimosen, Cassien und schmetterlingsblumigen Hülsenpflanzen vereinigt und aus den Reihen wohin sie Jussieu stellte, abgesondert.

Subclass. X. Catastemones. Blume vielblättrig unter dem Fruchtknoten. Staubfäden auf dem Blüthenboden nicht in unbestimmter Anzahl, die der äufsersten Reihe den Blumenblättern gegenüberstehend. In diese kleine Klasse gehören die Weinsträucher, die Berberideen und die Menispermen.

Subclass. XI. Anastemones. Die Blumen vielblättrig unter dem Fruchtknoten. Staubfäden auf dem Blüthenboden nicht in unbestimmter Anzahl, die der äufsersten Reihe mit den Blumenblättern wechselnd. Hierher werden unter andern die Nelkenfamilie, die Rauten, die Leingewächse u. s. w. gerechnet.

Subclass. XII. Allostemones. Blume vielblättrig. Staubfäden auf dem Boden wegen Zahl oder Verwachsung mit den Blumenblättern nicht übereinstimmend. Zu dieser Klasse gehören unter andern die Veilchenpflanzen, die Kreuzförmigen, Malvaceen, Geranien, Cistenrosen, Ranunkeln.

Subclass. XIII. Apetalae. Keine Blume, auch kein Perigocuum an ihrer Stelle. Die Chenopodeen, Amaranthen, Nesseln, Euphorbiaceen und die Kätzchen und hopfentragenden Bäume.

Der geehrte Hr. Vf. hat auf diese Weise dem Bedürfnifs, die grofse Anzahl polypetaler Familien in mehrere Unterabtheilungen zu bringen, abgeholfen und so zur Erleichterung beim Studium die Zwecke des künstlichen Systems zugleich mit zu erreichen gesucht. Die gröfste Sorgfalt ist jedoch wie es Ref. scheint auf die Bearbeitung der einzelnen Gattungen und Familien gewendet, die fast alle neu durchgearbeitet oder überarbeitet sind. Da der Verf. die Grundsätze nach denen er diese Arbeit vorgenommen noch nicht ausgesprochen hat und es auch anderweitig an anerkannten allgemeinen Principen, für die Bildung der Gattungen und Familien gebricht, indem die Botaniker ihre desfalsigen Ansichten mehr in der praktischen Behandlung einzelner Zweige der Systematik niedergelegt als für sich zur allgemeinen Regel ausgesprochen haben, so fehlt es eigentlich an einem Maafsstab, wonach man den Werth der Bemühungen des Herrn Verfs. anschaulich machen könnte und wir

Digitized by Google

wollen deshalb versuchen uns diesen Gegenstand auf historische Weise etwas näher zu bringen, um zu sehen ob wir auf diese Art zu den Grundsätzen gelangen können, die den Verf. bei seiner Arbeit geleitet haben mögen.

Man schreibt gewöhnlich Conrad Gefsner den ersten Gedanken zu, dafs die Gattungen im Pflanzenreich nach den Formähnlichkeiten der Blumen und Früchte gemacht werden müfsten, obgleich dieser berühmte Naturforscher selbst der Nachwelt keine einzige nach diesen Grundsätzen von ihm selbst gebildete Pflanzengattung zum Muster hinterlassen hat. Jene Vorstellung gründet sich auf einige Aeufserungen Gefsners in den *Epist. Wolffian.* worin es heifst, dafs er die Verwandtschaften (*cognationes*) der Pflanzen aus den Blumen und Fruchtformen zu erkennen pflege. Hier ist inzwischen zu bemerken, dafs der allgemeine Begriff der Verwandtschaft überhaupt von dem bestimmten Begriff der Gattungsverwandtschaft, wie er jetzt in der Wissenschaft festgestellt ist, noch sehr verschieden ist und dafs man jene Aeufserung Gefsner's aus diesem Grunde noch keinesweges auf die Bildung wahrer Gattungen beziehen kann. Dieser Widerspruch giebt uns Veranlassung, die wahre historische Bedeutung jenes Gefsnerschen Ausspruchs näher aufzufassen, um zu sehen, welchen historischen Gang die Bildung der Gattungen im Pflanzenreich genommen hat. Unsere bestimmten Begriffe von Gattung und Klasse mit den zwischenliegenden Abtheilungen haben sich aus dem allgemeinen Begriff von *Genus* der Alten entwickelt, welcher die unmittelbare ununterschiedene Einheit von Gattung und Klasse war. Ursprünglich ist der Begriff von *Genus* der Alten mehr mit unserem Klassenbegriff übereinstimmend, aber zwischendurch werden auch kleine Gruppen von Pflanzen, die mehr mit unsern Gattungen übereinstimmen, mit dem Namen *Genus* bezeichnet. Der bestimmte Unterschied von *Genus*, *Ordo*, *Classis* kommt bei den Alten nirgends vor und höchstens unterschied man *Genera summa* und *infima* ohne bestimmte Grenzen zwischen beiden. Dieser allgemeine Begriff von *Genus* war zur Reformationszeit noch durchaus derselbe und wenn von generischer Aehnlichkeit oder Verwandtschaft die Rede war, so ist darunter nicht der bestimmte Begriff unserer Gattungsverwandtschaft verstanden, so dafs auch die Gefsnersche Idee höchstens nur auf generische Verwandtschaft im Sinne der Alten bezogen werden kann. Die Bedeutung des Gefsnerschen Princips für die Systemkunde in der Botanik ist wesentlich darin begründet, dafs überhaupt ein ganz von denen der Alten verschiedenes Mittel die natürlichen Verwandtschaften der Pflanzen im Allgemeinen zu bestimmen darin gefunden war. Die botanische Systematik der Alten ist eine Bestimmung ihrer *Genera* nicht nach den Formen sondern nach den Qualitäten der Pflanzen, wenigstens war es zufällig, wenn dabei auf Formen gesehen wurde, indem das Princip generischer Unterschiede wesentlich auf die Eigenschaften der Pflanzen: Gröfse, Nutzen, Geschmack, Geruch, Wirkung auf den Körper u. s. w. gerichtet war. Wir finden daher auch bei den Alten eigentlich keine Formbeschreibung sondern nur Qualitätenbeschreibungen der Pflanzen, die oft die Bestimmung der Formen, welche von ihnen gemeint waren, so sehr schwierig machen.

In dem Gefsnerschen Princip liegt aber die wesentliche Bestimmung, dafs überhaupt nicht nach den Qualitäten, sondern nach den Formen der Blumen und Früchte die Verwandtschaften der Pflanzen bestimmt werden sollten. An der Art wie später Caesalpin diesen Gefsnerschen Gedanken systematisch durchgeführt hat, kann man am besten sehen, dafs von wirklichen Gattungsbegriffen noch nirgends die Rede ist. Seit dieser Zeit ist die wesentliche Entwickelung der botanischen Systematik darin begründet, dafs man anfing den Unterschied zwischen Gattung und Klasse zu ahnen, indem der allgemeine Begriff von *Genus* der Alten nicht mehr zureichte.

Der erste dieser Unterschiede welcher sich wissenschaftlich bestimmte ist der Gattungsbegriff. Morison und Rivin geben unmittelbare Andeutungen dazu, indem sie feststellten, dafs die Namen der Pflanzen sich auf mehrere in Blumen und Früchten ähnliche Formen beziehen sollten, und dafs nicht wie bei den Alten entweder jeder einzelnen Spezies ein besonderer Name gegeben werde, oder dafs unter einem Namen mehrere solcher Spezies begriffen wurden, die in ihren Qualitäten eine gewisse Aehnlichkeit hatten ohne Rücksicht darauf ob ihre Formen ähnlich oder unähnlich waren, wie man denn mit dem Namen: Veilchen (*Viola*) bei den Alten eine Reihe Pflanzen mit veilchenähnlichem Geruch von ganz verschiedenen Blumen und Fruchtformen belegte. Diese wissenschaftliche Bestimmung der Nomenklatur führte geradezu auf den Gattungsbegriff, wie er von

Digitized by Google

Tournefort festgestellt und für das ganze Pflanzenreich durchgeführt wurde, nämlich dafs alle diejenigen Pflanzenarten zusammen eine Gattung bilden, welche eine Aehnlichkeit in den Blumen und Fruchtformen zeigen oder mit einem Worte, dafs die Rivinschen Namen sich nur auf Gattungen beziehen müfsten. Tournefort reduzirte somit den Gattungsbegriff der Alten auf sehr enge Grenzen, um nur rein natürliche Verwandtschaften in eine Gattung zusammenzubringen. Denn es konnte bei einiger Aufmerksamkeit nicht entgehen, dafs die in den früheren Systemen z. E. bei Caesalpin, Morison u. s. w. aufgestellten *Genera summa* sehr viele fremdartige Formen in sich vereinigten, die unter einander sehr wenig natürliche Verwandtschaft zeigten, so dafs hier immer noch weiter künstliche Spaltungen nöthig wurden. Tournefort ging nun den umgekehrten Weg, indem er seine Gattungen nicht durch Spaltung der *Genera summa* sondern durch Vereinigung der natürlich verwandten Arten auf synthetische Weise bildete.

Wie nun Tournefort auf diese Weise natürliche Gattungen feststellte, so blieb er auf der anderen Seite, indem er das Princip, die natürlichen Verwandtschaften nach den Blumen und Fruchtformen zu beurtheilen einzig und allein auf die Gattungen in seinem Sinne bezog, auch nur mit der natürlichen Systematik bei den Gattungen stehen, und gab die Forderung, auch natürliche *Genera summa* oder Klassen zu bilden, geradezu auf, indem er behauptete, dafs die Klassen blofse künstliche Methoden (Schlüssel) zur Aufführung der Gattungen seien und somit nach rein künstlichen Merkmalen eine Analyse des Reichs in ebenso künstliche Klassen und Ordnungen aufstellte. Diejenigen also die, wie Ray, bei dem Begriff von *Genus* die Idee natürlicher Klassenverwandtschaft im Auge behielten, merkten leicht die Mängel der Tournefortschen künstlichen Klassen, in denen die Gattungen wieder ganz gegen ihre natürlichen Verwandtschaften zusammen vereinigt wurden. Ray sagte also, dafs es sehr einseitig sei, blofs nach den Blumen und Fruchtformen die Gattungen zu bilden, man müsse vielmehr hierbei auf alle Theile der ganzen Organisation sehen, also sowohl auf Wurzeln, Zweige, Blätter, als auf die Blumen. So sei z. B. die Zwiebel der Lilien ein weit beständigerer Charakter dieser Gattung als ihre Blumen und Früchte; ähnlich sei es mit dem Halm der Gräser, dem Stengel und den scheidenartigen Blättern bei der Gattung *Polygonum*. Man erkennt hieran leicht, dafs Ray durchaus nicht den Tournefortschen Gattungsbegriff, sondern vielmehr den Aristotelischen in der Vorstellung hatte und auf den Familien- und Klassenbegriff hinarbeitete. Die Ordnungen der Liliengewächse und Gräser die bei Tournefort aus sehr vielen Gattungen bestehen, waren ihm die Idee, welche er sich von der Gattung gebildet hatte; er strebte nach natürlicher Ordnungs- und Klassenbildung, denn der Halm der Gräser, die Zwiebel der Liliengewächse sind viel zu allgemeine Charaktere, um den besonderen Unterschied der Gattungen auszudrücken. Den wesentlichen Unterschied zwischen natürlicher Gattung und Klasse hatte übrigens weder Ray noch Tournefort festgestellt, indem beide dahin strebten, für beide Abtheilungen gleiche Eintheilungsprincipien geltend zu machen, ohne sich durch die entgegenstehenden Widersprüche stören zu lassen. Tournefort konnte durch sein Princip keine natürlichen Klassen, Ray durch das seinige keine natürlichen Gattungen bilden; aber beide waren der Wissenschaft förderlich, indem Tournefort auf seine Weise die Gattungen, Ray die Kenntnifs natürlicher Ordnungen näher bestimmte. Ray bildete die wahren Gattungen nicht wie Tournefort durch Vereinigung ähnlicher Arten, sondern durch Spaltung seiner *Genera* (*summa*) so dafs er keine Gattung charakterisiren konnte, ohne auf den Ordnungsbegriff Rücksicht zu nehmen, wogegen die Tournefortschen Gattungen vollkommen auf selbstständige, durchaus unabhängige, Weise gebildet waren. Diese Vortheile erkannte Ray später selbst an und obgleich er die analytische Form zur Bildung der (wahren) Gattungen in seinem späteren verbesserten System (*Method. auct. et emendat. Lond.* 1703.) beibehielt, so hat er doch faktisch die Tournefortschen Gattungen hier aufgenommen, zu denen er auf seine Weise nicht gelangen konnte.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 40.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1831.

Handbuch zur Erkennung der nutzbarsten und am häufigsten vorkommenden Gewächse von Dr. H. F. Link, Geh. Mediz. Rathe, Ritter des rothen Adlerordens, ord. Prof. der Arzneikunde und Direktor des botanischen Gartens u. s. w. Zweiter Theil. Auch unter dem Titel: *Grundriſs der Kräuterkunde von Dr. C. L. Willdenow neu herausgeg. mit Zusätzen. Dritter (praktischer) Theil.*

(Schluſs.)

Das Tournefortsche Prinzip zur Gattungsbildung ist auch späterhin von mehreren Botanikern, die die von ihm gebildeten Gattungen anerkannt haben, in Zweifel gezogen, aber von Niemand näher bestimmt worden. Es ist nicht zu leugnen, daſs die Regel, nach den Aehnlichkeiten der Blumen und Fruchtformen die Gattungen zu bilden, sehr unbestimmt und allgemein ist, so daſs man in sehr vielen besonderen Fällen in Verlegenheit sein muſs, wo die Grenzen der Aehnlichkeit oder Verschiedenheit der wahren Gattungstypen zweifelhaft erscheinen, so daſs man hier durchaus individuellen Ansichten zu folgen gezwungen ist, wenn man nicht ein Vorbild an der Tournefortschen Praxis in solchen besonderen Fällen hat. Linnée hat später einige nähere Bestimmungen hierüber gegeben, die zwar als Regeln für Gattungsbildung im ganzen Pflanzenreich gelten sollen, aber durchaus zu groſsen Miſsgriffen führen würden, wenn man sich allgemein darnach richten wollte. Die einzige allgemein gültige aber im Sinne von Tournefort auch nicht näher bestimmte Regel von Linnée ist die: daſs der Charakter nicht die Gattung, sondern die Gattung den Charakter bilde; d. h. daſs die Gattungen natürlich seien, wie es auch Tournefort behauptete. Weiter gab dann Linnée Regeln, von denen man sagen kann, daſs die eine die andere immer wieder aufhebt, indem sie sämmtlich nur nach besonderen Fällen abstrahirt und somit auch nur für besondere Fälle, aber nicht allgemein im ganzen Pflanzenreich anwendbar sind. So sagte Linnée, daſs die Nektarien wo sie vorkämen unbedingt zur Bildung von Gattungen berechtigten; aber wir haben diklinische Gattungen, wo nur die männlichen oder weiblichen Blumen Nektarien haben, so daſs man nach dem Linnéeischen Prinzip eine und dieselbe Art in zwei verschiedene Gattungen zerfällen müſste, wenn man jene Regel allgemein anwenden wollte. In den Beispielen, die Linnée vor Augen gehabt, z. B. bei den Ranunculaceen, sind aber allerdings die Nektarien von solcher Bedeutung, daſs sie zur Gattungsbildung berechtigen. Weiter stellt Linnée die Regel auf, daſs zwei Pflanzen die in der Blume vollkommen ähnlich sind, aber Verschiedenheiten in den Früchten zeigen, diese deshalb doch zu einer Gattung gehören. Dieſs mag bei einigen Gattungen z. E. *Hypericum* wo einige eine Beerenfrucht andere eine Kapsel, aber Beide sonst von gleicher Organisation, haben, ganz richtig sein; aber wie sollte man die Gattungen der Doldenpflanzen, die alle so ziemlich gleiche Blumen haben, von einander unterscheiden, wenn man jene Linnéeische Regel als ganz allgemein betrachten wollte?

In Wahrheit muſs man hier gestehen, daſs sich auſser der Tournefortschen, ganz allgemeine Regeln für die Bildung der Gattungen im ganzen Pflanzenreich gar nicht geben lassen, weil sich in den verschiedenen Klassen und Familien die Gattungen nicht auf dieselbe sondern auf ganz verschiedene Weise bilden und es nöthig ist, den Gang der Natur hier durchaus in die besonderen Formen zu verfolgen, anstatt sich an abstrakte, der Natur widersprechende Regeln zu halten. So bilden sich in der Familie der Doldenpflanzen die Gattungen nach den Fruchtformen bei gleicher Blumenbil-

Digitized by Google

dung, in der Familie der Orchideen durch verschiedene Blumenformen bei gleichen Fruchtformen, in der Familie der Gräser durch die verschiedene Form der Organe der Infloreszenz, während die Blumen und Früchte im wesentlichen ganz gleich sind u. s. w. Man kann also hier nur Regeln geben, die für die besondern Familien, nicht aber für das ganze Pflanzenreich gültig sind, und man wird überall auf Widersprüche stofsen, sobald man nach einer einzigen allgemeinen Regel alle Gattungen im Pflanzenreich bilden will. Es ist also mit den Gesetzen für die Bildung der Gattungen gerade die umgekehrte Veränderung nöthig, als die welche Ray und später Jussieu gewünscht haben, nach welchen man nicht blofs nach den Blumen und Fruchtformen, sondern nach dem Habitus der ganzen Pflanze eine Gattung bestimmen soll. Dadurch würde nämlich das Prinzip zur Gattungsbildung noch weit allgemeiner als es von Tournefort bestimmt war, anstatt umgekehrt die Tournefortsche Regel schon an zu grofser Allgemeinheit leidet, die in den besondern Familien und Abtheilungen des Pflanzenreichs noch näher bestimmt werden mufs, wenn man sich mit Erfolg darnach richten will.

Auf die oben angegebene Weise war also der alte Begriff von *Genus* in die beiden unterschiedenen Begriffe von Klasse und Gattung durch Ray und Tournefort zerfällt, und so wurden die späteren Botaniker nothwendig veranlafst, beide weiter auszubilden, wenn sie auch den bestimmten Unterschied beider Begriffe mehr faktisch aufnahmen als ihn wissenschaftlich bestimmten. So standen die Sachen in der botanischen Systematik ohngefähr als man anfing, den zwischen Gattung und Klasse liegenden Begriff von natürlicher Familie zu erkennen und festzustellen. Wie es gewöhnlich im Leben geht, dafs man Dinge, durch Gefühl und praktischen Takt geleitet, früher thatsächlich feststellt und handhabt, bevor man die wissenschaftlichen Prinzipien ihrer Bildung hat, so zeigt sich auch hier dafs man früher natürliche Familien faktisch unterschied und festsetzte als man den Begriff derselben auszusprechen im Stande war. Magnol und Linnée setzten eine Reihe natürlicher Familien im Pflanzenreich fest, ohne Grundsätze zu ihrer Bildung zu haben. Linnée sagte sogar ausdrücklich, dafs man gar keine Prinzipien zur Bildung natürlicher Familien geben könne und dafs nur ein geübter Botaniker durch Anschauung und Gefühl die Familienverwandtschaften zu beurtheilen im Stande sei. Adanson war der erste, der ein bestimmtes Prinzip zur Bildung natürlicher Familien feststellte und darnach eine bestimmte Anzahl von Familien im ganzen Pflanzenreich unterschied und zugleich ausführlich charakterisirte, was bei Magnol und Linnée noch nicht möglich gewesen war. Dieses Adansonsche Prinzip besteht in einer allgemein vergleichenden Methode aller Organe der Pflanzen von der Wurzel bis zum Saamenkeim, um diejenigen Formen die in der gröfsten Summe der Charaktere aller Theile übereinstimmen zu einer natürlichen Familie zu rechnen. Adanson entwarf durch eine vergleichende Beschreibung aller Theile der Pflanzen und zugleich ihrer Qualitäten ein Bild von der Gesamtorganisation der Pflanzen, anstatt alle seine Vorgänger nur einzelne Merkmale der Formen bei der Klassifikation zum Grunde gelegt hatten, und indem er so diese Bilder der Gesammtorganisation mehrerer Pflanzen, den Formen und Eigenschaften nach, vergleichend zusammen stellte, brachte er seine nach bestimmten Grundsätzen gebildeten Familiencharaktere heraus, die vor ihm noch niemand geliefert hatte. Nach diesen Adansonschen Vorbildern der Familiencharaktere sind späterhin alle neuen Familiencharaktere entworfen worden. Ihre wesentliche Eigenthümlichkeit liegt wie bei den Tournefortschen Gattungscharakteren darin, dafs sie auf eine synthetische Weise durch Vereinigung natürlich verwandter Gattungen, und nicht durch Spaltung des Reichs oder seiner Klassen gebildet worden. Hierdurch allein unterscheiden sich die Adansonschen Familien von den Rayschen *Genera* (*summa*) und den Magnolschen und Linnéeischen Familien, die in vieler Beziehung den Adansonschen Familien ähnlich sind. Durch diese Vereinigung verwandter Gattungen erhielten die Adansonschen Familien einen gleichen Grad von Selbstständigkeit wie die Tournefortschen Gattungen, so dafs sie sich unabhängig von Klassen bilden liefsen, weshalb denn auch Adanson aufser den Familien alle weitere Abtheilungen verwarf. Eine andere Eigenthümlichkeit der Adansonschen Familiencharaktere ist noch die, dafs er zuerst eine durchgeführte Vergleichung der Eigenschaften und Stoffbildungen der Pflanzen mit den Formen vornahm und die Uebereinstimmung der Stoffe und Formen nach den Familien zu beweisen suchte. Caesalpin und mehrere spätere Botaniker hatten zwar

Digitized by Google

die Uebereinstimmung der Stoffe und Formen der Pflanzen schon angedeutet, aber diesen Vergleich weder praktisch durchgeführt, noch erkannt, ob sich diese Uebereinstimmung blofs auf Gattungen oder sonstige allgemeinere Abtheilungen erstrecke. Erst mit der Feststellung der Familien konnte eine Vergleichung der Form- und Stoffverwandtschaften in ihnen näher betrachtet werden. Diese Uebereinstimmung der Formen und Stoffe in den Familien ist später von vielen geleugnet, von anderen als eine allgemeine Regel, die aber doch hin und wieder Ausnahmen habe dargestellt worden und wir wollen schliefslich über dieses Verhältnifs noch eine Bemerkung hinzufügen. In einigen Familien tritt die Gleichheit der Stoffbildung in einer natürlichen Familie so auffallend hervor, dafs z. E. die Bildung ätherischer Oele wie bei den Labiaten, oder der flüchtig scharfen Stoffe bei den Kreuzförmigen ziemlich regelmäfsig und gleichförmig bei allen Pflanzen der ganzen Familie vorhanden ist. Bei anderen treten aber mannichfaltige Abänderungen ein und die Analogie der Stoffe und Formen ist schwieriger zu erkennen, ja es kommen oft bei ziemlich gleichen Formen die verschiedensten Stoffbildungen und umgekehrt wieder gleiche Stoffe bei den verschiedensten Formen vor. Es frägt sich wie sich diese Widersprüche mit dem oben angedeuteten Gesetz vereinigen lassen. Zunächst ist hier vor allen Dingen auf den Maafsstab zu sehen, wonach man die Qualität der Stoffe in den Pflanzen beurtheilt. Man hat hierzu bisher nur zwei Methoden gehabt, nämlich 1) die Wirkung auf den thierischen oder menschlichen Körper, und 2) die chemische Analyse. Obgleich diese beiden Mittel für die erste Andeutung wesentlich und auch überhaupt bei der Beurtheilung der Eigenschaften nicht zu vernachlässigen sind, so haben sie doch sehr viele Unvollkommenheiten, die zu allerhand Täuschungen in Bezug auf die wahre Natur der Stoffe Veranlassung geben. Was zunächst die Wirkung auf den thierischen und menschlichen Körper betrifft, so kann diese nach Maafsgabe der organischen Empfänglichkeit bei denselben Stoffen oft sehr verschieden und bei verschiedenen Stoffen unter Umständen wieder ganz gleich sein, so dafs durch die Wirkung die wahre Natur der Stoffe an sich nie sicher bestimmt werden kann. Es ist ähnlich mit den Sinneseindrücken: dem Geruch, Geschmack, der Farbe u. s. w. der Stoffe welche sämmtlich eine allgemeine Qualität zwar andeuten, aber nicht in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit bestimmen können. So reizen z. B. der Meerrettig und die Zwiebel durch ihren Geruch das Auge zu Thränen, die Wachholderbeeren und der Spargel wirken harntreibend, die Rinde des Flieders und die Wurzel der Ipecacuanhe erregt Brechen u. s. w. aber durch diese Eigenschaft wird die Verschiedenheit der zum Grunde liegenden Stoffe und insbesondere ihre sonstigen Eigenthümlichkeiten für sich nicht im mindesten angedeutet.

Mit der chemischen Analyse ist es nicht viel besser um sicher zur Kenntnifs vegetabilischer Stoffqualitäten zu gelangen. Häufig werden die chemisch abgesonderten Stoffe auch erst noch wieder nach ihren Wirkungen auf den Körper charakterisirt. So z. B. spricht man von bitterem Extraktivstoff, narkotischem Extraktivstoff u. s. w. wo man also die chemische Natur vorzüglich nur aus der organischen Reaktion schliefst. In anderen Fällen und zwar in den meisten werden die organischen Pflanzenstoffe durch den Procefs der chemischen Analyse verändert und man hat nicht mehr die reinen Qualitäten wie sie in der Pflanze sind. Es sind im Ganzen immer nur sehr wenige Stoffe, die man durch chemische Analyse in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit kennen lernt.

Es giebt nun aber ein Mittel, welches uns über diese Unvollkommenheiten erhebt, das aber bisher noch so gut als gar nicht zur Bestimmung der Stoffqualität der Pflanzen angewendet worden ist, nämlich das Studium des organischen Generationsprocesses der verschiedenen Stoffe einer Pflanze. Wir werden hierzu geführt durch das Studium der Formen der verschiedenen Organe worin sich die Stoffe innerhalb bilden. Man hat fast noch bei der Prüfung keines einzigen Stoffes, aus dem Pflanzenreiche eine organische Absonderung der verschiedenen in verschiedenen Organen derselben Pflanzen enthaltenen Stoffe vorgenommen, um so die Eigenschaften der in denselben Organen gebildeten Stoffe für sich zu prüfen, sondern gemeinhin werden Gemenge von Stoffen aus allen oder doch gleichzeitig aus mehreren Organen der Pflanzen untersucht, so dafs es hier unmöglich ist das organisch-gesonderte für sich wieder zu erkennen. Diese Absonderung hat zwar in vielen Fällen ihre Schwierigkeiten, ist aber zur vollkommnen Kenntnifs vegetabilischer Stoffbildung uner-

Digitized by Google

läfslich, wie ich dieses auch a. a. O. bereits vor mehreren Jahren hinreichend gezeigt habe. So sind z. E. die sogenannten Gummiharze der Doldenpflanzen Gemenge von Harz und Milchsaft, die sogenannten Extraktivstoffe Gemenge von Lebenssäften, Zellensäften und besonderen Sekretien u. s. w., so dafs unmöglich eine Gleichheit der Eigenschaften solcher Gemenge gefunden werden kann.

Hier zeigt sich nun bei näherer Betrachtung, dafs man zunächst die Qualität der Stoffe sehr häufig am besten aus der Organisation der Theile, worin sie sich gebildet haben erkennt: z. E. die ätherischen Oele, die Balsame, das Gummi u. s. w. indem eine Modifikation der Organe, worin sich die Stoffe bilden auch eine Modifikation der Stoffe selbst zur Folge hat. Zweitens aber tritt der wichtige Umstand für die Analogie der Stoffe und Formen in den natürlichen Familien hervor, dafs man hier auf die Analogieen der äufseren und der inneren Organisation der Pflanzen zurückgehen mufs, so dafs sich der Vergleich zwischen Form und Stoffbildung gänzlich in den Vergleich zwischen äufserer Form und innerer Organisation auflöst. Hiermit hängt zusammen, dafs die Art der Stoffbildung im Inneren nicht immer wie man es bisher nothwendig voraussetzte durch die Familienähnlichkeit der äufsern Formen der Pflanzen, sondern einzig und allein durch die Art und die Entwicklung der Anlagen der innern Organe der Pflanzen bedingt ist, so dafs bei einer Aehnlichkeit äufserer Formen dennoch die inneren Organe und die von ihnen gebildeten Stoffe unabhängig eine ganz verschiedene Richtung haben können. Hierin liegt der Grund der sogenannten vielen Ausnahmen und Anomalien des Gesetzes von der Uebereinstimmung der Stoffe und Formen in den Pflanzen: z. E. bei den Solanaceen, Euphorbiaceen, wo zugleich nährende und tödtlich giftige Stoffe oft in derselben Gattung vorkommen. Zunächst kann sich in den verschiedenen Organen derselben Pflanzen eine ganz verschiedene Stoffbildung zeigen. Der Holzsaft ist immer mehr oder weniger süfs, während die Sekretionen der Rinde bitter, zusammenziehend u. s. w. sein können, so dafs man z. E den Holzsaft mancher Euphorbiaceen z. E. von *Omphalea diandra* geniefst, während die harzigen Sekretionen dieser Pflanzen drastisch und giftig wirken. Aber es können auch mehrere Anlagen zu besonderen Stoffbildungen oft in demselben organischen System z. E. im Zellgewebe vorkommen, von denen bald die eine bald die andere im Uebergewicht oder mehrere gleichzeitig sich ausbilden. So können sich gleichzeitig im Zellensystem Anlagen zur Mehlbildung, zur scharfen, ätherischöligen oder balsamischen Stoffbildung finden, und also wenn eine oder die andere Anlage (entweder zur Mehl- oder Balsambildung) sich überwiegend gegen die andere entwickelt, in derselben Familie ganz verschiedenartige Stoffe sich entwickeln, während die organischen Anlagen überall gleich sind.

Dieses wird hinreichen zu zeigen, dafs durch gröfsere Aufmerksamkeit auf die innern Organe der Pflanzen welche die Stoffe absondern, sich endlich die Analogie der Stoffbildung in natürlichen Familien auf bestimmte Gesetze wird zurückführen lassen, die wir hier jedoch hier nicht weiter entwickeln können.

Wir schliefsen diese Anzeige mit der Bemerkung, dafs die Gattungen und Familien in diesem Werke ohngefähr in Uebereinstimmung mit den oben historisch entwickelten Prinzipien auf eine sehr vielseitige und umsichtige Weise, häufig ganz neu gebildet oder eigenthümlich dargestellt sind, und hatten nur gewünscht, dafs es dem hochverehrten Herrn Verfasser gefallen hätte, auch auf die Stoffbildungen in den Familien ebenso seine Aufmerksamkeit zu richten.

Dr. C. H. Schultz.

Digitized by Google

Nro. 41.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1831.

XXX.

1) *Corpus Scriptorum Historiae Byzantinae. Editio emendatior et copiosior, consilio B. G. Niebuhrii C. F. instituta, opera eiusdem Niebuhrii, Imm. Bekkeri, L. Schopeni, G. et L. Dindorfiorum aliorumque philologorum parata. Pars I. — Bonnae, Weber* 1829. *XLVIII u.* 657. 8*vo.*

Und unter dem besonderen Titel:

Dexippi, Eunapii, Petri Patricii, Prisci, Malchi, Menandri historiarum quae supersunt e recensione Imm. Bekkeri et B. G. Niebuhrii C. F. cum vers. Lat. per Jo. Classenum emendata. Accedunt Eclogae Photii — et Procopii Sophistae Panegyricus Gr. et Lat., Prisciani Panegyricus, Annotationes Henr. Valesii, Labbei et Villoisonis, et indices Classeni.

2) *Corpus Scriptorum Historiae Byzantinae. — Pars III. Agathias. Bonnae, Weber* 1828. *XXXVII. u.* 419. 8*vo.*

Und unter dem besonderen Titel:

Agathiae Myrinaei Historiarum libri quinque cum vers. Lat. et annotationibus Bon. Vulcanii. B. G. Niebuhrius C. F. Graeca recensuit. Accedunt Agathiae Epigrammata.

Erster Artikel.

Ohne des scheinbaren Reichthums und Gepränges sich zu rühmen, wodurch die weitläuftigeren Unternehmungen des Auslandes im Gebiete des Alterthums begründet und gehoben werden, ist unter uns das Vorhaben die Byzantinischen Historiker zeitgemäfs zu erneuern, ein grofsartiges Denkmal Deutscher Tüchtigkeit, rasch in das Dasein getreten. Ein Beginnen dieses Umfangs war seines Urhebers würdig, welcher zur Ausführung des ebenso mühsamen als vielseitigen Werkes einen hohen Beruf in der Kühnheit des rastlosen Strebens, in der seltenen Erudition des historischen Wissens, in Scharfblick und Charakterfestigkeit besafs, und mit gleicher Lebhaftigkeit und Gewandtheit eine niemals ermüdende Kraft des Geistes auf die sonst ungeselligen Arbeiten der Forschung, der Darstellung und philologischen Kritik verwandte. Niebuhr begriff daher leicht, wie wünschenswerth und nothwendig für die heutigen Studien jene Geschichtschreiber seien, die sich in langen Folgen über die Schicksale des Griechischen Kaiserthums verbreitet, aber allmälig dem Besitz der Gelehrten entzogen hatten, und indem er die wesentlichen Bedingungen eines Planes durchschaute, welcher Mittel und Grenzen vom Leben jedes einzelnen überschreitet, verstand er sich die fähigsten Genossen und Theilnehmer zu erwählen und für gleiche That und Beharrlichkeit zu vereinen. Diese werden, wie wir hoffen, mit derselben Einsicht und Liebe das Werk verfolgen, von dem der treffliche Mann nur zu früh und unerwartet abgerufen wurde, und den Grundsätzen des Dahingeschiedenen treu bleiben, welche er hier wie in anderen Leistungen vernehmlich, wenn auch nicht mit den Formen einer neu gestifteten Schule, dargelegt hat. Denn Lauheit des Publikums dürfen wir einstweilen nicht besorgen, und wenn Niebuhr, nachdem er das unverhoffte Entgegenkommen und Fördern aller Freunde der Wissenschaft mit freudiger Begeisterung gepriesen (*Rhein. Mus. für Philol. I.* 4. *p.* 359 *ff.*), kurz vor seinem Tode die Herausgabe der Byzantiner als *unüberlegt* bezeichnete, so glauben wir darin eher die Aeufserung des Unmuths, welcher sein Gemüth in den letzten Augenblicken überwältigte, als des Tadels wahrzunehmen.

Wenn wir nun die Vorzüge der gegenwärtigen Unternehmung, die sich vor anderen ungesucht darbieten,

Digitized by Google

zuerst erwähnen sollen, so sind diese in der Vollständigkeit und Planmäfsigkeit des Ganzen enthalten. Bisher gab es wol Sammlungen der hieher gehörigen Schriftsteller, aber kein wahrhaftes *Corpus*, welches von erfahrenen Kennern nach der gemäfsesten Norm erwogen und durchgeführt wäre. Nachdem nämlich mehrere der Byzantinischen Historiker vereinzelt in zerstreuten Ausgaben erschienen, soweit der Zufall mehr oder minder ungenügende Hülfsmittel herbeigeführt hatte, regte sich das Bedürfnifs, einen Gesammtverein aller jener Autoren, welche den Zeiten der Polyhistorie am wenigsten fern standen, in lesbarem und gefälligem Aussehen zu erlangen. Diesem Wunsche suchte der Jesuit Philipp Labbé mit Hülfe des Vorstehers der Königl. Druckerei zu Paris, Sebast. Cramoisy, zu entsprechen, und sein Prospekt oder *Protrepticon* womit er das weitschichtige Beginnen im J. 1648. eröffnete, liefs einen bedeutsamen Blick auf die verkündeten Massen werfen. Seitdem schritt die Bearbeitung, deren Vorläufer schon 1645. Joh. Cantacuzenus geworden war, in ungleichen Räumen bis 1711. in 42 Theilen vorwärts, und empfing noch 1819. einen verspäteten Nachtrag am *Leo Diaconus*. In typographischer Hinsicht nun mag die *Pariser* Sammlung für eine der prächtigsten gelten; Handschriften der besten Art gewährten vornehmlich die reichhaltigen Bibliotheken von Paris und dem Vatikan; von Seiten der inneren Ausstattung schien hinlänglich gesorgt durch *Lateinische Uebersetzungen* (obgleich selten genau, gewöhnlich fehlerhaft und leicht hingeworfen) und durch erläuternde Bemerkungen; und allein die Namen der berühmtesten Gelehrten Frankreichs, welche sich hier nach einander versuchten, eines Possin, Fabrotti, Boivin und des durch sein Glossarium und Kommentare über namenlose Jesuiten und Mönche hervorragenden Du Fresne, konnten für die Güte des Werkes bürgen. Desto sichtbarer ist der Mangel an Einheit und festen Grundsätzen, wie dieser schon im Aeufseren sich verräth, welches nicht einmal einen gemeinsamen Titel trägt und in allen Formaten umher schweift; vielmehr begnügten sich die Theilnehmer dieser grofsen Gesellschaft, jeder in seiner Weise, den Text herzustellen und zu kommentiren; wo es denn nur einer geringen Einsicht in den damaligen Gang der Philologie bedarf, um zu vermuthen, was die That beweist, dafs die Berichtigung nicht zu pünktlich und gewissenhaft, der kritische Apparat flüchtig und zur gelegentlichen Auskunft erwähnt, die Auslegung durchaus ungleichartig und trotz aller Belesenheit nicht geordnet sein werde. Als die Pariser Ausgabe seltner (denn wenige Bibliotheken besitzen sie in gröfster Vollständigkeit) und zugleich kostbarer wurde, druckte man sie zu Venedig seit 1729 (23 Folianten, oder in anderer Fassung 28) ab, ohne Gewinn für den inneren Gehalt und mit Vernachläfsigung der Korrektheit; weshalb der Venediger einzig wegen gewisser Vermehrungen, wie durch Genesius und Joh. Malelas, eine Beachtung zukommt. Indessen sind noch weiterhin neue Historiker dieser Klasse bekannt geworden, worunter Constantini Cerimoniale, Pollux, Phrantzes, die folglich in keiner der zu solcher Breite geschwollenen Sammlungen sich finden; überdies dürfte man fragen, weshalb der längst vorhandene Zosimus ausgeschlossen sein sollte. Von ferneren Leistungen wissen wir nichts zu berichten; denn der Vorsatz den Graevius und Küster um 1700. fafsten, soviel möglich von Byzantinern zusammenzubringen, blieb ohne Erfolg, und der Französischen Uebersetzung von Cousin wäre blofs mit einem Worte zu gedenken: s. Villoison in Wolfs Analekten I. p. 409 ff. Indem wir uns nun zum Bonner *Corpus* wenden, wird es nicht schwierig sein die Selbständigkeit und Angemessenheit desselben zu würdigen. Es soll erstlich die gesammten Denkmäler der Byzantinischen Historie zu Gliedern *eines* Körpers verknüpfen, welcher bis hieher vermifst wurde, die wesentlichen Bestandtheile des Pariser Exemplares brauchbarer und erlesener auffrischen, die Texte nach den Regeln philologischer Kunst durch Lesarten und Konjekturen berichtigtigt, geniefsbar machen, und dem Leser in ebenmäfsigem Plan die nothwendigsten Mittel darreichen, welche das sprachliche Verständnifs der Schriftsteller und das Eindringen in deren Individualität zu fördern geeignet sind, wofür Einleitungen und Register über Ausdruck und Sachen dienen. Sodann soll sich die strengste Sparsamkeit und Auswahl mit diplomatischer Genauigkeit paaren; man wird über die Geschichte des Textes die volle Gewähr erhalten, aber auf die Gründe wonach die Kritik geübt worden verzichten, und überhaupt keinen zweckwidrigen Ueberflufs in einem Unternehmen begehren, welches nicht dem Glanz eines Schaustückes, sondern dem Nutzen ernster Studien sich gewidmet hat.

Indessen mag bei dieser Sorgfalt immer das Bedenken zurückbleiben, ob hiermit jeder billigen Forderung

Digitized by Google

genügt sei, und diejenigen, welche sich keine Ueberzeugung von dem Werth und Bezug der genannten Historiker auf unser Wissen gebildet haben, könnten zu fragen befugt scheinen, wohin der Aufwand an eine fast unübersehbare Kette von geschichtlichen Denkmälern führe, welcher Gewinn uns bevorstehe, wenn wir Zeit und Kräfte an der Kenntnifs halb vergessener Autoren ermüden, wozu denn eine nichts verschmähende Sammlung geboten werde, statt deren wol eine Blütenlese des trefflichsten uns befriedigt hätte. Niebuhr ist auf eine Erklärung hierüber nicht eingegangen. Wir glauben uns daher veranlafst die wichtigsten Momente dieser Betrachtung zu durchlaufen, ob sie gleich weder in kurzen Strichen erschöpft wird, noch irgend leicht und bequem ist.

Denn wir müssen sogleich mit Klagen über die Schwierigkeit und Dunkelheit der Forschung beginnen, welche die Byzantiner-Geschichtwerke betrifft. Noch gleichen sie einer *terra incognita* auf dem Felde der Griechischen Litterar-Historie, auf dem man einen ansehnlichen Zug von Darstellungen um des Herkommens willen rasch vorüberführt, und mit Urtheilen zu begleiten pflegt, die man als ungesagt und willkührlich aufgegriffen von sich abzuweisen hat. Es macht einen kläglichen Eindruck, bei so höchst mannichfaltigen Autoren fortwährend die wäfsrigen Prädikate von Gelehrsamkeit, Nutzbarkeit, feiner oder schlechter Diktion und nichts darüber hinaus zu vernehmen; wenig anders klingt die von Hörensagen gewordene Erzählung, dafs die Byzantiner sich *eine mehr materiale als formelle Bedeutung* aneignen. Nun ist aber nicht einmal eine gemächliche Wahl verstattet, wenn man Anschauungen und Berichte über die Gesammtheit oder die besten im dichten Schwarm verlangt; sondern der ältere Vossius, Hanke und Fabricius sind es allein, an deren Werke man sich zu wenden hat. Denn die Philologen achteteten niemals für einen Theil ihrer Pflichten, dafs sie sich mit den Byzantinern befreundeten; woher weder die Griechische Grammatik noch das Lexikon den Gebrauch dieser späteren Gräcität aufnahm, nur dafs hier zuweilen ein einzelner, wie Nicetas von Schneider, berücksichtigt und allmälig Supplemente versucht wurden. Von jenen drei Litteratoren nun giebt Vossius eine so flüchtige Notiz, dafs sie selbst den Anfänger nicht zu beschäftigen vermag; Fabricius (*Biblioth. Gr. Voll. VII. VIII.*) verweilt nur in bibliographischen Kollektaneen, welche Harles eher zu vergröfsern als berichtigter aufzustellen sich bemühte; Hanke dem man am meisten zutrauen darf mit eigenen Augen gelesen und geprüft zu haben, vereinigt mit rühmenswerthem Fleifs in seinem Buche *de Byzantinarum rerum scriptoribus Graecis* ein nüchternes Apparat biographischer Nachweisungen, ohne doch die sämmtlichen Historiker zu begreifen. Mit besserem Erfolg haben die neueren Geschichtforscher diesen Stoff behandelt, wenngleich noch nicht in dem Grade, dafs die Wichtigkeit, Zuverläfsigkeit und Anwendung jedes der ausgezeichneten Byzantiner fest ermittelt wäre. Sobald man auch hier zum regeren Quellenstudium zurückkehrte, verwandte man das geräumige Material für Monographieen und Untersuchungen von weiterem Umfang, wie bei den Geschichten der Gothischen Reiche, der bilderstürmenden Kaiser, der Kreuzzüge, des Trapezuntischen Staates und in noch getheilteren Darstellungen geschah, früher schon von Du Fresne für die Genealogien und die Topographie Konstantinopels, und im vorigen Jahrhunderte von Stritter, der die Nachrichten über Germanische und Slavische Völker mit beharrlicher Genauigkeit auszog. Aber allen leuchtet der Name Gibbons voran, und niemand hat bis jetzt mit höherem Talent für Kritik, Kombinationen und Darstellung den Gehalt Byzantinischer Historiographie gesichtet und entwickelt, soweit die Schicksale, Institutionen und Stufen zum inneren und äufseren Ableben des Griechischen Kaiserthums in Betracht kamen. Wer also die Reichthümer und Bedeutung der Byzantiner auch nur in gedrängten Massen überblicken will, mag eher durch die Fülle so vieler gediegener, zum Theil klassischer Bearbeitungen überrascht als im Vorgefühl eines ärmlichen Studiums bestärkt werden; und das um so mehr, als die Schichten in welche diese Schriftsteller zerfallen, in einer dem höheren Alterthum ungekannten Ausdehnung alle Seiten ihres Objekts umschlingen. Schwerlich zwar dürfte man sich auf die Länge des Ueberdrusses erwehren, indem man die Mifsgestalt einer zwischen Leblosigkeit und Thatkraft ringenden Herrschaft, das Chaos und die Greuel im Inneren, die widerwärtigen Blöfsen gegen Nachbarn, kurz die Zerklüftung einer mitten im fortschreitenden Europa verwitterten Ruine mit grellem Farbenspiel vorüber gleiten sieht; aber die wunderbare Kette der Autoren, welche fast ohne empfindliche Lücken einen tausendjährigen Zeitraum enthält, steht nicht einsam da, son-

Digitized by Google

dern ihr schliefsen sich sowohl zahlreiche Chroniken an, vom Beginn der Weltgeschichte herabgeführt (s. hiervon im allgemeinen die Vorrede des Joh. Scylitzes in *Montfaucon. Bibl. Coisl. p.* 207 *sq.*) und durch Fragmente und Denkwürdigkeiten aus geschätzten Werken selbst dem Philologen unentbehrlich, wie Georgius Syncellus und Joh. Zonaras, als auch statistische und topographische Kommentare, welche vielfachen Aufschlufs über Ländervertheilung, Finanzen, Verwaltung und spezielle Lokalität verbreiten, und durch manches vom *Corpus Hist. Byzant.* nicht begriffene, wie die *Notitia dignitatum*, Wesselings *Hierocles* und Bücher einer mehr ekklesiastischen Tendenz, ergänzt werden. Unleugbar ist der materielle Bezirk der Byzantinischen Historiker ansehnlich genug und tauglich um Forschungen jeder Art anzuregen und sich der Neigung des einzelnen hinzugeben; aber nicht geringer ihr litterarisches Interesse. Man wird sie schon in einem minder nachtheiligen Lichte betrachten, wenn man erwägt, dafs das Mittelalter keine besseren Geschichtschreiber aufzuweisen habe, weil gerade sie sich in einer geregelteren Tradition bewegten; obgleich mancher abendländische Chronist geistvoller und mit hellerem Verstande schrieb; indessen liegt uns eine zweite Rücksicht näher, dafs die vorzüglichsten Produktionen der Griechischen Litteratur seit dem Sturze des Weströmischen Kaiserreichs (genauer zu reden, seit Ammianus Marcellinus) einzig und allein in der historischen Prosa der Byzantiner bestehen, neben der eine Zeitlang sich das geneuerte Epos schimmernd erhebt, um desto gewisser zu verschwinden. Unter solchen Umständen kann die Thatsache nicht befremden, dafs die denkendsten und gebildesten Köpfe seit jener Epoche sich der Historie zuwenden, mag sie nun unter der Form von Annalen, Memoiren, Geschichtstudien oder im schlichten Gewande der Kompilation erscheinen, und dafs Kaiser und Staatsmänner, nachdem ihre öffentliche Laufbahn beschlossen war, Soldaten, Juristen, Mönche und anspruchlose Mitglieder des Publikums auf diesem Felde eine ungewöhnliche Thätigkeit entfalten. Natürlich mufste jene stetige Folge von Schriftstellern desselben Fachwerks an die Triebfedern äufserer und innerer Momente geknüpft sein und einen nothwendigen Stufengang vollenden, der von den Anfängen, der Blütezeit und Reife bis zur völligen Zerrüttung herabsinkt. Allein niemand erwarte hier ein Gemälde dieses historischen Organismus zu finden, welches nicht nur auf eine durchdrungene Totalität der Erkenntnifs, die dem gemächlichen Beschauer bei seltener Mufse zufällt, sondern auch auf eine vielseitige Forschung über die Kultur und litterarische Wissenschaft der Griechen im Mittelalter sich gründen müfste, wovon wir bis jetzt, wenn wir die Wahrheit gestehen wollen, die blofsen unzusammenhängenden Elemente inne haben. Vielmehr dürfte uns genügen, wenn wir im Stande sind den allgemeinen Charakter der Byzantiner zu erkennen, und aus ihm die verwandten Folgerungen herzuleiten. Es wird nun die Behauptung nicht zu gewagt dünken, dafs der Mangel künstlerischer Historiographie und das Uebergewicht der Erzählung ein wesentliches Gepräge jener Klasse sei. Denn seit Christi Geburt sind die Griechischen Geschichtschreiber Erzähler geworden, die mehr oder minder eine rhetorische Manier oder Schule verarbeiten, und im gehaltenen oder entfesselten Lauf der Rede die gegebenen historischen Massen ohne psychologische Verknüpfung, Gruppirung und politischen Scharfblick, doch nicht ohne Urtheil (wie vor anderen Dio Cassius) gleichsam auf einer geräumigen Fläche zertheilen. Bei den Byzantinern aber, vor deren Augen das Vaterland und die Politik zusehends verschwimmen und zusammenschrumpfen, die Verwaltung je seichter und kleinlicher, desto behutsamer in die Winkel der Hofintriguen schlüpft, und die Thätigkeit der Geister von den alles verzehrenden Spaltungen der Kirche in Anspruch genommen wird, konnte wol am wenigsten Einsicht und Gesinnung sich regen, und somit blieb als ein bedeutsamer Vorzug, dessen sich allerdings mehrere bemächtigten, der Ruhm historischer Anmuth und Leichtigkeit zurück. Im Bewufstsein dieses tiefer liegenden Mangels haben sie sich der Rhetorik zugewandt, und aus den Schulen Konstantinopels mancherlei Ausstattung und Zierrathen des Ausdrucks in ihre Werke hinübergenommen. Dergleichen *pigmenta orationis* wie die Ströme der Sprüchwörter, welche sich nach technischen Vorschriften gleichmäfsig in unseren Historikern (namentlich bei Nicephorus Gregoras und Nicetas) ausbreiten, und die Neuheit der Tropen und bildlichen Wendungen, worin namentlich Theophylactus Simocatta überfliefst, gehören zu den Mitteln, welche den Vortrag in ein farbiges Gewand hüllen und anziehend machen sollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 42.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1831.

Corpus Scriptorum Historiae Byzantinae etc. Pars I. et Pars III.

(Fortsetzung.)

Begreiflicher Weise hängt aber das Verfahren der Geschichtschreiber aufs innigste mit der Empfänglichkeit von Zeiträumen, Schulen und individueller Fertigkeit zusammen. Als Epochen nun, die hier einen dauernden Anstofs gaben, treten drei hervor, das Jahrhundert Justinians, das Haus *Basilius des Macedoniers* und die Regierung der *Comnenen*; und die Schulen welche den gegebenen Momenten unwillkührlich folgen, erlitten minder in ihrer Praxis als im Mafse der Erudition einen Wechsel, da sich der ehemals reichhaltige Cyklus der Lesung immer mehr verengt und gegen das Ende des Kaiserthums in einen nebulistischen Kreis von Phrasen verdünstet. Aber auch in dem besten Stadium dieser mehrfachen Abschnitte hat sich kein Individuum, so talentvoll und fügsam es sein mochte, zur Ründung und zum sinnlichen Ebenmafs der Attischen Phraseologie, jenes vollendeten Gewebes der Grazien, erhoben; Phrasen und objektive Wendungen machen einen beschränkten, durch Neuerung und Komposition modifizirten Sprachstoff Platz, wodurch eher das Lexikon als die Grammatik gewinnt. Doch giebt es hier der Differenzen genug, und die gegenwärtige Behandlung der Byzantiner dürfte sich der Anforderung nicht entziehen, dafs ein summarisches Bild der Idiomen, der grammatischen Methode, der Lexikologie jedes einzelnen, schon zur Rechtfertigung und Grundlage der Kritik, vorangeschickt werde. Insofern aber der künstlerische Gesichtspunkt sich nothwendig der Rücksicht auf die historische Tradition unterordnet, und die Berichte dieser Autoren vielfältiger Erläuterung, Nachweisung und Vergleichung mit bekannten oder zweifelhaften Thatsachen bedürfen, so müssen wir in einer angemessenen Ausgabe der Byzantiner als wesentliche Leistung die Zugabe eines historischen Kommentars, der Pünktlichkeit mit Präzision verbinde, aufstellen. In beiden Beziehungen, aber vorzüglich in der letzteren, hat das Niebuhrsche *Corpus* eine nicht zu verkennende Lücke gelassen, und der Abdruck älterer Anmerkungen ist nur ein schwacher Ersatz, wie dies in der Betrachtung der einzelnen Theile unseres Erachtens genügend wahrgenommen wird. Wir beginnen nunmehr mit der Anzeige von den *Excerpta Legationum* und dem *Agathias*, welchen Niebuhr eine unmittelbare Sorgfalt gewidmet hat.

Der erste Band enthält die frühesten Versuche der langsam auftretenden und gereiften Byzantiner Historiker im Auszuge, vermehrt mit zwei Lobschriften auf den Kaiser Anastasius, und zwar der Mehrzahl nach aus den *Eclogae Constantini* entnommen, während nur 40 Seiten aus des *Photius Bibliothek* herrühren. Von der Entstehung der *Eclogae* selbst erfahren wir einiges aus einem alten Vorbericht (p. 3 — 6.), und überdies giebt die eigene Ansicht der mannichfachen Trümmer einen sicheren Aufschlufs. Als nämlich *Constantinus Porphyrogennetus* die besten Denkmäler der Vorzeit, soviele sich deren herbeischaffen liefsen, für eine Blütenlese über praktische und litterarische Disciplinen zu verwenden beschlofs, damit jeder seinen Lebensbedarf in bestimmten Fachwerken ohne sich an weitschweifigen und zugleich seltenen Büchern zu zerstreuen mühelos aufsuchen könnte, wurden ihm die Historiker ein vorzügliches Augenmerk. Denn *sie* mufsten eine Fülle von Denkwürdigkeiten, Beobachtungen und brauchbaren Geschichten wie Vorträgen über den Anthologisten ausströmen, und nirgend war dem gemeinen Verstande bequemerer Nahrungsstoff geboten. Welche waren nun diese Historiker, aus denen der Kaiser seine Chrestomathieen kompilirte? Eben die, deren Darstellung seinem Zweck hülfreich entgegenkam und deren Exemplare wol am meisten angetroffen wurden, Polybius mit seinen Nachfolgern bis zu den späten Jahrhun-

Digitized by Google

derten. Gleich natürlich erschien den Redaktoren, da sie 53 Titel anlegten, eine charakteristische Zerfällung in drei Abschnitte, *die moralische Gnomologie, die Reden und die Gesandtschaftsberichte*, welche häufig in einander griffen und nach einer gewissen Uebereinkunft sich gegenseitig unterstützten und ergänzten. Mit dem ersten derselben (*γνῶμαι, περὶ ἀρετῆς καὶ κακίας*) machten uns die *Excerpta Peiresciana* von Henr. Valesius bekannt, aber am vollständigsten und fruchtbarsten (obgleich nicht wie er meinte in einer völlig neuen Abtheilung) in unseren Tagen A. Mai in der *Nova collectio Vatic. I. II.* dessen früher in diesen Jahrbüchern gedacht worden; den zweiten dessen Verlust wahrscheinlich nicht sehr zu beklagen ist (*περὶ δημηγοριῶν*), ersehen wir bloſs aus der zufälligen Citation *ζήτει ἐν τῷ περὶ δημ.* hier p. 390. und *Coll. Vat. II. p.* 142.; den dritten, vielleicht den reichhaltigsten, bilden Excerpte *περὶ πρεσβειῶν* (hier bald *π. πρέσβειων Ῥωμαίων πρὸς ἐθνικούς*, bald *π. πρ. ἐθνῶν πρὸς Ῥωμαίους* überschrieben), aus denen einiges zuerst Fulv. Ursinus, dann D. Höschel ansehnliche Stücke herausgab; von dessen Hülfsmitteln eine *Münchener* Handschrift noch jetzt zu Gebote steht, eine zweite (dem Anschein nach die von A. Schott) wenigstens für Eunapius von Boissonade (s. seine *praef. p. XIV. sq.*) benutzt ist, zu denen der nichts neues gewährende *Vaticanus* (s. Niebuhr p. X.) hinzukommt und diese drei MSS. nur im Werth *eines* Apographum. Aber ein bedeutendes Supplement verdankt man dem *Lexicon* des Suidas, welcher Constantius unverstümmeltes *Eclogarium* auszog, häufig ohne Nennung der Autoren, und der schon aus diesem Grunde den Herausgebern von Historikern längst und namentlich seit den verdienstlichen Bemühungen von Toup zur unerschöpflichen Fundgrube geworden ist. Wieviele solcher historischen Schätze jenes Wörterbuch verbirgt, darüber wird erst eine strenge Analyse seines Planes und seiner Bestandtheile (die selbst *Valckenaer Adoniaz. p.* 297 *sq.* nicht völlig entwirrte) die gewünschte Klarheit verbreiten; doch ergiebt sich auch ohne diese Nachforschung, daſs Suidas weit minder kritischen Werth (wie etwa seine Excerpten aus Agathias zeigen) als den Anspruch eines tüchtigen Repertoriums für Byzantiner besitzt, und nicht bloſs unseren Vorrath von *Eclogae* zu vermehren (wofür die Bonner Ausgabe manches aus ihm geschöpft hat) und auszufüllen geeignet ist, sondern auch die Unsicherheit und Lücken (wie dies im Menander p. 381. geschehen; vgl. auch das Citat der Stelle p. 407, 20. *voc. ἐπεντρυφήσαντος*) im heutigen Texte zu mindern taugt. Den letzteren Gegenstand hätten wir nach dieser litterarischen Vorerinnerung um so mehr ins Auge zu fassen, als die neueste Bearbeitung der *Exc. de Legationibus* entschieden kritisch ist; und wir berühren deshalb nur in eiliger Kürze die mangelhafte Gestalt, in welcher noch jetzt die Ordnung der Fragmente erscheint. Sehen wir nämlich auf ihren Umfang, so sind die vorhandenen Bruchstücke aus Höschels Sammlung (doch mit Ausschluſs der Stellen von *Theophilactus*, und des von Labbé hinzugefügten *Hesychius Milesius*) durch den Maischen Fund der ethischen Excerpten verstärkt und auf denjenigen Grad der Vollständigkeit gebracht worden, welcher sich vorläufig erreichen lieſs. Wenn nun diese Leistung unseren Dank verdient, so können wir uns doch keineswegs mit der Ausführung befreunden, die das Chaos von isolirten Auszügen in der alten mechanischen Fassung erneuert. Demgemäſs folgen hier nach einander beim Eunapius, Priscus, Malchus und Menander die Ueberbleibsel der Abschnitte von Gesandtschaften der Römer oder der fremden Völker und von Sentenzen nebst den Trümmern im Suidas, ohne selbst mit der Chronologie genau in Uebereinstimmung gesetzt zu sein, während nur eine Verschmelzung solcher Apparate, wie sie Schweighäuser am Polybius und Appian geübt hat, und sogar Valesius in seinen Anmerkungen nachweist, zur Uebersicht und Nutzung führt, die man bei der rein-historischen Stellung der Byzantiner begehren und in der That mit geringer Schwierigkeit bewirken kann. Aber ungleich wichtiger ist die Frage, nach welchen Gesetzen *die Kritik* der Excerpten zu behandeln sei. Gewiſs findet ein wesentlicher Unterschied zwischen Photius und den *Eclogariern* Constantins Statt, da jener methodisch seine Originale verflüchtigt und in die Färbung seines eigenen Stiles umsetzt, diese vielmehr den vollen Gehalt ihrer Texte wiedergeben und nur in äuſserlichen Grenzen beschränken sollten. Dort kann also niemand trachten die Züge des ursprünglichen Werkes aufzufinden, hier aber scheint eine Herstellung in die historische Form nahe genug zu liegen. Und gleichwohl trügt der Schein einer so billigen Hoffnung. Man bedenke zuerst die durchgängige Fahrläſsigkeit, mit welcher die Handschrift der *Exc. de Legatt.* und noch mehr *der Mosaische Palimpsest* geschrieben und verfälscht sind,

Digitized by Google

und das Mifsliche der Kritik, deren Basis auf einem einzelnen MS. ruht; dann die Lücken, offenbarer oder versteckter Art, welche den Zusammenhang beträchtlicher oder kürzerer Stücke häufig und zumal im Eunapius unterbrechen, überdies die Gewohnheit der Kompilatoren gegen Ende nach Gefallen oder aus Rücksicht auf einen benachbarten Titel abzubrechen (wie beim *Priscus p.* 209, 8. *οὔτε γὰρ βασιλεῖ τὸ ψεύδεσθαι* in solchem Aussehen auf ein volleres Excerpt unter den Sentenzen hinweist); ferner das Eindrängen von Interpolationen, wohin wir etwa rechnen den Zusatz im *Dekipp. p.* 28, 21. *δυνατὰ ἐς τὴν ἀντίστασιν τὰ εἰρημένα, ib. p.* 32, 16. das verstümmelte *ταῦτα τοῦ Ὑπερίδου*, in *Eunap. p.* 98, 14. *ὁ δὲ ἀγνοῶν τίς κωμικός, οὐδὲ ἀναγινώσκειν ἀξῶ τὴν γραφήν*, und *Menand. p.* 390. *extr.* (wo zu lesen wäre: *τέλος οὐκέτ' ἴσχυσαν — ποιήσασθαι τὰς συνθήκας ἐῤῥωμένας ἀμφοτέρᾳ πολιτείᾳ, κατὰ δὲ τὴν ἕω μόνον*); überhaupt das geringe Zutrauen, das wir dem mechanischen Verfahren der Sammler zu widmen berechtigt sind, wofür als Beleg zwei parallele Auszüge, dem Zwecke der Sektionen *περὶ πρεσβειῶν* und *περὶ γνωμῶν* angepafst und einem von *Valesius p.* 551. angemerkten Falle gleichend, dienen mögen.

Eunap. Exc. Legg. 7. *συμποσίου δὲ προτεθέντος αὐτοῖς παρὰ τοῦ βασιλέως ἁδροτέρου καὶ πολυτελεστέρου, τὴν παροιμίαν ἀποδείξαντες ἀληθῆ λέγουσαν, οἶνος καὶ ἀλήθεια, του Διονύσου καὶ τότε ῥήξαντος αὐτοῖς παρὰ πόδιαλύεται μὲν τὸ συμπόσιον ἀτάκτως.*	*Id. Exc. Sententi.* 51. *συμποσίου δὲ προτεθέντος αὐτοῖς παρὰ τοῦ βασιλέως ἁδροτέρου καὶ πολυτελεστέρου, τὴν παροιμίαν ἀπέδειξαν ἀληθεστήν, λέγουσαν οἶνος καὶ ἀλήθεια τοῦ Διονύσου. διὸ καὶ τὸν θεὸν εἰκότως Δυαῖον καλοῦσιν, ὡς οὐ μόνον διαλύοντα τὰς λύπας, ἀλλὰ καὶ τὸ στεγανὸν τῶν ἀπορρήτων διαχέοντα καὶ διακαλύπτοντα. καὶ τότε ῥήξαντος α. π. π. τὴν βουλὴν διαλύεται τὸ συμπόσιον ἀτάκτως.*

Unter den obigen Verhältnissen, welche nichts als Verderbung, Flickwerk und Verdacht ankündigen, sind wir also auf dem ohnehin dornigen Gange der Kritik übel berathen, und in hohem Mafse findet darauf ein verständiges Wort von *Reimarus* (*praef. ad Dion. Cass.* §. 9.) seine Anwendung: *iam sagacitate interdum opus est, ut deesse omnino aliquid sentias; plus est divinare quodammodo sententiam verborum, quibus fraudati sumus; ipsa autem verba ex ingenio restituere, supra hominem est, etc. Una membrana vetus plus valet, quam si omnes ingenii nervos intendas.* Vermuthungen, bald leiser bald gewagter, eingreifend, müssen daher als rechtmäfsige Waffe gelten, und diese Konjektural-Kritik, die schon ihrer Natur nach keinen Stillstand noch Abschlufs gestattet, hat sich um so weniger dem Ziele genähert, als die Zahl der Bearbeiter beschränkt geblieben ist. Schwach waren die Anstrengungen von Höschel; ungleich mehr förderte Valesius dessen Erklärungen und Berichtigungen die Pariser Ausgabe zieren, aber nicht von neuem in aller Breite wiederholt sein sollten. Niebuhr der nach Laune manchen älteren Philologen über die Gegenwart erhoben, rühmt freilich *annotationes admirandas H. Valesii, viri paene singularis*; und niemand wird darin die gewohnte Belesenheit und Feinheit jenes Gelehrten vermissen; aber sichtbar ist das Ganze in Eile hingeworfen, und die sachlichen Bemerkungen müfsten in einer gründlicheren Ausführung benutzt, die Emendationen die kurz und ohne namhafte Zugaben aufgestellt sind, nur in den kritischen Noten erwähnt werden. Letzteres ist auch bereits im allgemeinen geschehen, doch nicht vollständig und treu genug: p. 134, 3. wollte *Val.* Ὀδαίναθος, 162, 6. Ἀνάγαστος ὁ Ἀρνιγλίσκου, 139, 13. ὡς ἤ (unzureichend in einer Lücke) und 19. οἱ, nebst den Vorschlägen zu 218. 242. 267. (aufzunehmen *Ζήνωνά τε καὶ B.*) 295. 321. 412. Allein gediegener und glänzender erscheint die Divination, in der sich unser Herausgeber gemeinsam mit Bekker (s. die bescheidene Aeufserung p. X.), der hier zum ersten Male sein kritisches Talent unabhängig von äufserem Apparat entfaltet, versucht hat, und wodurch ein gereinigter Text in der lesbarsten Gestalt bewirkt worden. Es wäre nun ein ermüdendes und eitles Bemühen, die Trefflichkeit und den Gewinn dieser Herstellung in Proben auszeichnen zu wollen; auch unerinnert wird jeder die glückliche Differenz der beiderseitigen Kritik wahrnehmen, indem Bekker die Richtigkeit und den Bestand der Rede mit grammatischem Takt zu erneuern sucht, Niebuhr in die versteckten Schlupfwinkel der Verderbung ahnend eingeht, und wenn nicht immer mit unzweifelhafter Sicherheit, doch selten getäuscht Spuren und Bahnen aufweist, welche von Späteren fleifsig beschaut und entwickelt anregen und zur Gewifsheit führen dürften. Diesem Rahme wird es keinen Eintrag thun, wenn wir manche Schwierigkeit übersehen oder halb gelöst, anderes unzeitig, keck oder ir-

Digitized by Google

rig angegriffen finden; denn die Arbeit ist viel umfassend und noch von keinen Grundsätzen geregelt, und der Stoff hat des Reichthums genug, um nach alter philologischer Sitte sogar Konjekturen-Büchlein zu veranlassen. Indefs kann Ref. seinen Bericht, der das Häufen von Einzelheiten als solchen ausschliefst, nicht füglich bis zur treuen Zählung der Mängel ausdehnen, sondern mufs seine Meinung an einer kleinen Auswahl von Beispielen darlegen. Wir denken nun erstlich, dafs Formen und Strukturen nicht auf Attische Weise geputzt und um ihr späteres Recht gebracht, ebenso wenig aber mit gewagten Zumuthungen verunstaltet würden, vielmehr jedem Byzantiner, der nicht eben Eleganzen erhaschte, die Befugnifs schlecht oder plebejisch zu reden bliebe. Ein ἀπεκατέστησε 374. (nicht durch ἀπεκατέστη 365, 5. zu retten, lies ἀποκαθίστη) oder ἦ δέ, das öfter für εἶπε (wie 294. und 372. während kurz vorher 371, 3. εἶπε zugelassen ist, das vermutlich auch Agathias p. 142. erheischt) gesetzt worden, scheint ebenso unstatthaft als die Solöcismen, 43, 8. παραιτήσομαι τοὺς ἄλλους ἀτυχιῶν (statt παραιρήσομαι τοῖς ἄλλοις ἀτυχεῖν, oder 368. οὐδὲ αὐτὸς σὲ — ὥςπερ εἰκὸς — τεθραμμένον, ἢ περιεῖναι τοῖς ῥήμασι μεμαθηκας, μεμφθείης πρός τινος (wo es heifsen sollte: οὐδὲ αὐτός, ὦ Ῥωμαίων πρέσβευτά, ὅςπερ εἰκότως — πεθραμμένος περιεῖναι —). Doch stöfst man seltener auf Uebereilungen als auf Wagestücke: nicht unwahrscheinlich klingt die Besserung 99, 8. τὸ βαρύτατον ὥς φησι Μένανδρος τὴν πενίαν θηρίον aus τὸ β. ὡς φαμὲν ἀνδρὸς τὴν —, aber wie wenige würden sich erlauben die Lücke 436, 6. ἠλλάξατο τοῦ πονεῖν βίον τινὰ α . . . μενόντων φησὶ folgendermafsen auszufüllen, τινὰ ἀμέριμνον, Μένανδρός φησι, 259, 8. διαναπαύων (das Ueberbleibsel einer längeren Reise, s. 255.) durch λίαν ἀπειθές zu berichtigen, 217, 6. ἔπεμπε δὲ καὶ παρὰ τὸν Ῥεκίμερ (d. h. τοὺς περὶ τὸν Ῥ.) in ἔ. δὲ καὶ τὸν πατρίκιον Ῥ. umzubilden? Anderes berühren wir im weiteren gelegentlich, und gedenken noch mit einem Worte *der Uebersetzung* deren Verfasser, Joh. Classen, sich bereits durch eigene Leistungen bekannt und um dieses Werk vielfach verdient gemacht hat. Offenbar darf man seiner Uebersetzung, die mehr oder minder an die Stelle der unbrauchbaren von Cantoclarus getreten, das Lob der Klarheit und Proprietät im allgemeinen beilegen; aber nicht immer ist sie treu und gefeilt, obgleich in dunklen und nicht den Philologen allein bestimmten Autoren die Uebersetzung nicht so niedrig steht als mehrere behaupten. Z. B. p. 6. ist *contrascriba* für ἀντιγραφέως, ein Unding, 12. *coadunati exercitus* f. ἐπιλέκτου στρατιᾶς, die ältere Mifsdeutung von 58, 15. kehrt auch hier wieder, 105, 6. verfälscht *neque frustra* (f. *neque omnino*, οὔτε ἄλλως) die Sentenz, 124. f. heifst ἵνα καθέλοι *cum satis fregisset*. 319. ὅσον ἐπὶ τῇ ἀκμῇ τῆς ἡλικίας Χοσρόου παῖς καθεστώς wird gegeben, *qui se adhuc puero in flore aetatis constitutus foret*, ebendaselbst sind die Titulaturen gegen *Vales. p.* 552. Erinnerung paraphrasirt, vollends wünscht man 408. ἐς τὴν μέσην τῶν ποταμῶν *Mesopotamien* den Ausdruck *in medium regionem fluviorum* fort, oder 439. den argen Mifsgriff *strepitus musici* οἱ θόρυβοι τῶν χρωμάτων, u. s. w. Einen rühmlichen Fleifs hat derselbe recht gründlichen *Sach-* und *Sprachregistern* gewidmet; doch die letzteren wären besser in ein Ganzes zusammengezogen, nicht in Spezial-Register zersplittert.

Unter den excerpirten Autoren, welche Niebuhr in einer vorangesetzten Charakteristik vielleicht treffender als manchen Klassiker beurtheilt, nimmt der Athener Dexippus, der älteste sämmtlicher Byzantiner, den ersten Platz ein. Sein Andenken verewigten die Zeitgenossen durch ein Monument mit noch vorhandener Inschrift, und seine Werke die besonders von den *Scriptores Historiae Augustae* gelesen wurden, hat Photius verzeichnet, nämlich 4 Bücher τῶν μετ' Ἀλέξανδρον, eine annalistische Weltgeschichte (χρονικὴ ἱστορία) in wenigstens 12 Büchern bis zum Kaiser *Claudius Gothicus*, und vom Gothischen Kriege Σκυθικά: von diesem besitzen wir und zugleich von den Μακεδονικά und ungenannten Werken unsere spärlichen Fragmente (p. 11—38.). Ihr Inhalt beläuft sich auf die Trümmer von historischen Kleinigkeiten, Gnomen und öffentlichen Vorträgen, welche so zerrissen und entstellt sind, dafs man weder die geschichtlichen Bezüge sicher entwirrt (wenn wir auch Athener und zweimal den Hyperides erwähnt sehen), noch ein anderes Urtheil über die Kunst und Sprache des Dexippus daraus folgern kann, als dafs er vieles in Wörtern und Kombinationen dem Thucydides abgelernt habe, ohne sich über den Schall einer leeren geblähten Rede zu erheben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 43.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1831.

Corpus Scriptorum Historiae Byzantinae etc. Pars I. et Pars III.

(Fortsetzung.)

Mit Recht äufsert Niebuhr *p. XVII. Nemo in eo quicquam praeter inanem degeneris aevi rhetorem agnoscet.* Der Kritik bleibt hier vieles zu heilen vorbehalten, die starken Lücken werden ohne Handschriften halb oder niemals auszufüllen sein. So scheint p. 33, 26. ἐς τὸ ἀν...τοῖς Μακεδόσι — ὡρμήθησαν durch ἀντίπαλον, p. 26, 12. προ,.. ὅπλων — ἔχοντες durch πρόβλημα τῶν, 15, 9. εἰ μὲν.. ἐς ἀφανὲς καθέντες τὴν γνώμην ἐδιδάσκετε durch μή ausgefüllt zu werden, während diese Partikel 25. f. in ἡμῖν und 13, 10. in ἡμᾶς zu verwandeln wäre; dagegen 18, 2. ὡς προαδικήσαντας ὑμᾶς als Verirrung aus dem folgenden zu verbannen. Eine der verdorbensten Stellen 32, 4. ἄριστον δὴ τὸ μέλλον δέος ἔστω τοῦ παρόντος ἐν ἀσφαλεῖ θέσθαι, hiefse verständlicher: — δέος εὐεστοῖ τοῦ παρόντος ἐν ἀφανεῖ θέσθαι; mit geringerer Mühe setzt man 23, 4. ἤδη für ἡ δέ, 25, 9. αὖ τήν für αὐτά.

Weniger mangelhaft ist unsere Kenntnifs vom nächsten Historiker, Eunapius aus Sardes, einer wahren Plage für den philologischen Leser. Von ihm bestehen noch zwei fragmentarische Werke, die *Biographieen* einiger Philosophen und Rhetoren des 3. und 4. Jahrhunderts, und Excerpte der Kaisergeschichte von Claudius, bei welchem Zeitpunkt Dexippus abbrach, bis zum Jahre 404 in 14 Büchern, oder wenn man einer Spur (*Boisson. p. IX.*) trauen darf, in 16. Diese weitläufige Historie war in zwei Ausgaben vor den *Vitae Sophistarum* erschienen; beide las Photius in gesonderten Exemplaren, und nicht ohne Verwunderung, dafs der Ton der zweiten Recension, τῆς μετὰ Δέξιππον νέας ἐκδόσεως, aus der wir unsere Bruchstücke besitzen, durch allerlei Auslassungen, ungewifs ob durch eine Staatscensur, knapp und bis zur Unverständlichkeit dunkel geworden. Eunapius nämlich schrieb auf Antrieb des berühmten Arztes Oribasius, welcher eine gründliche Geschichte seines Freundes des Kaisers Julian vermifste; und indem er mit heidnischer Gesinnung das Leben des von ihm vergötterten Monarchen zum Gipfel und Brennpunkte seines Werkes ausprägte, war ihm ein Mafsstab gegeben, woran er die Gegensätze des alten und neuen Glaubens und seiner Bekenner auf dem Throne färben und subjektiv berechnet entwickeln konnte. Er selbst verkündigt als das Ziel seiner Erzählung die lautere Wahrheit (mit dem Wahlspruch, φίλος θεὸς καὶ φίλη ἀλήθεια), welche gleich fern von der höfischen Schmiegsamkeit der modischen Historiker als vom Verlangen, durch das gefälligste ohne Beimischung des trüben zu ergötzen, bleiben solle; wie er sich nicht gescheut habe manchen Bösewicht zur Rede zu setzen: s. pagg. 64. 73. 88—90. 95. Und doch beschuldigt man ihn des blinden Hasses, der frevelhaften Parteilichkeit, in hergebrachter Tradition: Εὐνάπιος (nicht Εὐνόμιος) ὁ δυσσεβής sagt Photius *Lex. v.* ἤγαλλεν, schonender als der Verf. eines στηλιτευτικός in *Exc. p.* 70. *sq.*, von seinem Geschwätz über Constantin den Grofsen mag Suidas nichts wissen, Casp. Barth nennt ihn *rabiosum diaboli canem*, auch Niebuhr (p. XIX.) verdammt dessen *insanum in rem christianam odium*, und nach der Sage wird es verpönt das ruchlose *noch vollständig erhaltene* Geschichtenbuch aus dem Dunkel der Bibliotheken loszulassen. Wir wünschten indessen die Beweise zu vernehmen, womit man irgend eine Thatsache dieses Hassers der verkappten Mönche, der anmafsenden Geistlichkeit und der erbärmlichsten Verwaltung entkräften wollte. Autoren seiner Art, die weder zur scheinbaren Lüge noch zur panegyrischen Verfälschung eine gewisse Fähigkeit mitbringen, sind ja leicht zu durchschauen; und wie Eunapius mit Hülfe eines seichten Mysticismus nicht vermochte, die Nebelgestalten seiner Philosophen und Rhetoren zu verklären, so läfst die Beschränktheit sei-

Digitized by Google

nes Kopfes keine Begebenheit über die gemeine Wirklichkeit heraufsteigen. Im übrigen hindert nichts von seinen Nachrichten vielfältig Gebrauch zu machen, wenngleich der Ungeschmack seiner Darstellung, welche gern durch ein Bilderspiel und Witzelei sich Eingang verschaffen möchte, und die Seltsamkeit der Diktion abschrecken. Doch ist dieses Hindernifs bei den vorliegenden Auszügen weniger hemmend, da die Schreibart derselben in der Hauptsache klar, gebildet und dem von Photius ertheilten Lobe nicht widersprechend erscheint; anders als in den *später* herausgegebenen *Vitae Sophistarum*, deren gewundene räthselhafte Phraseologie so sehr allen Genufs und die Sicherheit der Lesung verleidet, dafs Dorville den Verf. des Excerpten-Stoffes für einen anderen erklärte. Was endlich die Kritik betrifft, so finden wir diese weniger in den lückenhaften Fragmenten aus dem *Vaticanus* als in den früher bekannten Theilen gefördert, welche Boissonade mit sprachlichen und historischen Nachweisungen ausstattete, woraus die neueste Ausgabe mehreres den Text angehende hätte geben sollen; wie das dort p. 500. angeführte Bruchstück zu der jetzt ergänzten Stelle p. 77, 7. gehört, und Toups Vorschlag *χειάν* für *χρείαν* 113, 9. unstreitig Erwähnung verdient. Aenderungen sind aber im Eunapius überall mit vielen Bedenken verknüpft; schon im Anfang p. 41. mag an den Worten *ἐπιβὰς πλοίου, τὸ πλοῖον οὖν ἔχων τοξεύματος*, nur *ἐ. πλοίου, ἀνέχων ἐντὸς τοξ.* sicher sein; p. 47. *μέχρι τοῦ κινῆσαι τὰς κόμας ἐπιδειξάμενοι* soll (wenn man auch *Vitt. Soph. p.* 106. *f.* vergleicht) von den Gothen, die einen starken Haarwuchs nährten, vermuthlich sagen: sie bewiesen ihren Hochsinn blofs in üppigem Haare (*κοσμῆσαι* oder ähnlich); sehr verwirrt ist p. 48, 11. wie p. 51. heller zeigt; 67, 10. *ἔπαινον κέκρικέν τινα* sollte heifsen *ἔ. νεκρικόν τινα*; die sinnlose Darstellung p. 71, 18. wird aus *Plutarch. Alex.* 3. berichtigt; p. 78, 18. vermifst man einen Infinitiv (*ἀνελθεῖν*) nach *καλόν*, worauf *προϊόντας* zu lesen; 79, 3. pafst nicht *μελλόπλουτον* sondern *νεόπλουτον*; p. 97. wo vieles verunstaltet da liegt, riethen wir *μὴ βουλομένοις μανθάνειν ὅ,τι*, und gegen Ende *τοιαῦτα ὑποσχών*; weniger bedenklich wäre 64, 10. *καταστῆσαι — τὸν λόγον*, 91, 7. *ἐλπὶς γὰρ ἐν ἀπόροις τοῖς ἔτι ζῶσι* (für *ἐν ἀποῤῥήτοις ἔτι ζ.*), 106, 10. *ὄρνεόν ἐστιν εὔπτερον* für — *εὔπεπτον*. Eine holprige Wendung p. 118. hat *Boisson. Anecd. Graec. III. p.* 148. gesichert.

Von hier wenden wir uns zur unmittelbaren Erzählung von *Gesandtschaften*, welche trotz des Pompes im Personal (s. pag. 392. verglichen mit dem Reglement p. 6 — 8.) und des weitschweifigen Hin- und Herredens die Demüthigung und Ohnmacht des Reiches vorzüglich unter Theodosius II. und Justinian offenbaren. Die erste Gewähr derselben giebt Petrus Magister, ein Minister des letzteren Kaisers, in dessen Dienst er mit ungleichem Erfolg in Italien und Persien Verhandlungen übernahm, und nicht ohne den Verdacht der Erpressungen sich bereicherte: s. Niebuhrs ironische Charakteristik p. XXIII. Dagegen rühmen einstimmig die Zeitgenossen seine Kunde des Rechts, verbunden mit Gelehrsamkeit und Gewandtheit der Rede; und auch die Aeufserung Menanders p. 429. worin nur der Ton der diplomatischen Verhandlungen und Traktate gerügt wird, läfst sich mit jenen Zeugnissen vereinigen. *Wir* jedoch können diese gute Meinung nicht theilen, da die Sprache sowohl der Fragmente in Constantins *Cerimoniale* als der wenigen historischen Excerpte (p. 121 — 136.) ungebildet und idiotisch ist. So fallen auf *παχτεύσας pactus* p. 126. *ἐπιείκειαν veniam* 127. und die Struktur *κατὰ τῆς ὁδοῦ τελευτήσαντος* 122. doch 127, 9. dürfte *τούτῳ μόνῳ ἡττῆσθαι* kaum erträglich sein. Uebrigens kann man den Umfang seiner Kaisergeschichte, deren Notizen bis auf Julian herabreichen und manches mit Dio Cassius gemein haben, mit keiner Sicherheit ermitteln; dafs er mit Cäsar begann, erhellt aus dem *Lex. de Syntaxi p.* 130. *Πέτρου εἰς τὰ τῆς μοναρχίας Καίσαρος· ἀπεῖπε τοῖς βουλευταῖς ἐκδημεῖν ἔξω Ἰταλίας* (vielleicht) *Πέτρου· κατέστησε τὰ τ. μ. Καῖσαρ, ὃς ἀπ.*), nicht; und ebenso ungewifs bleibt Niebuhr's Vermuthung, dafs Petrus der Fortsetzer Dio's in der *Collectio Vaticana* sei. Ein vollständigeres Urtheil bietet Priscus aus Panium dar, welcher die Gesandtschaft zum Attila 448. begleitete, zu Rom und anderwärts in Staatsgeschäften verkehrte (pp. 152. 153. 155. 223.) und ein Rhetor genannt wird. Ueber Titel und Grenzen seines Werkes, das etwa die Jahre 430 — 470. begriff, sind wir zwar nicht genügend unterrichtet; doch macht man schnell die Bemerkung, dafs die Fragmente ein beträchtliches Detail für die inneren und äufseren Begebenheiten zumal unter Theodosius II. enthalten. In vorzüglichem Mafse gilt dies von der weitläuftigsten und anziehendsten Erzählung, der Reise zum Attila (p. 169 — 212.), die man am liebsten in anschaulicher Gedrängtheit bei Gibbon ch. 34. lesen wird; wozu kommen die Denk-

Digitized by Google

würdigkeiten von Blemmyern und Nubiern p. 153. fg., vom Lateinsprechen und von der Tonsur *Deutscher Stämme* p. 190. vom Schwerdte des Mars, das *die Hunnen* (*cf. Vales. ad Ammian.* 31, 2.) besonders ehrten, pp. 201. 224. mit ähnlichen Einzelheiten. Wenn aber Niebuhr p. XXVIII. ihn in folgender Weise erhebt *„longa optimus omnium sequioris aevi historicorum; ingenio, fide, sapientia, nulli vel optimorum temporum posthabendus; elegans quoque et sermone satis puro usus" etc.*, so können wir nur unser Staunen über einen so hyperbolischen Ausspruch bekennen. Vielmehr dünkt uns, dafs dem Priscus volle Gerechtigkeit widerfahren wäre, wenn man ihn als einen durchaus ehrlichen und gutmüthigen Mann (namentlich in dem naivbeschränkten Dialog mit einem unter Hunnen lebenden Griechen p. 192. ff.), einen harmlosen aber breiten Erzähler ohne historische Kunst, und einen Skribenten nach Art und Stil des grofsen Publikums bezeichnete. Der Kritik selbst giebt sein Text nicht zu viel zu schaffen. So scheint man lesen zu müssen p. 155. *ὥςτε δυοῖν θάτερον* (für *ὥςτε δὲ θ.*), und *τῆςδε τῆς αἱρέσεως αὐτῷ δοθείσης* (für *τῆς δὲ αἱρ. τῆς αὐτῷ δ.*), p. 183, 6. sind die verfälschten Flufsnamen mit p. 224. in Einklang zu bringen, p. 187, 6. wäre *τῆς εὐλόγου προφάσεως* nach *ἀποσταίη* umzustellen, p. 191, 17. kann *ὡς πάντων* wol nur auf *ὡς πολιτῶν* deuten; 195, 17. *ἐσπουδακοίη* für *ἐσπουδακότι*, 197, 1. und 5. *ἐμμένοντα* (für *ἐπιμένοντα*) und *εἰςηγησάμενος* (für *ἡγησάμενος*), 200, 14. *ἀσφάλτου πέτρας* (für *ὑφάλου π.*), 223, 14. *ὁμοῦ* zu streichen, um kleineres zu übergehen (wie 159, 10. *φρουρήσοντας*, 162, 16. *παραγένοιντο*, 227, 19. *γέρας*), mag geringem Zweifel unterworfen sein.

Ausgezeichneter war der nächstfolgende Malchus von Philadelphia, seinem Berufe nach ein Rhetor von Rang, und von Photius, der wie unsere Excerptenmacher nur seine sieben Bücher *Βυζαντιακά* von 474—480. las, während Suidas einer ansehnlichen Historie von Constantin bis zum Anastasius gedenkt, als ein wahrhaft guter Geschichtschreiber in Hinsicht auf Reinheit, Würde und Pathos des Vortrags gerühmt. Zwar bestreitet Niebuhr p. XXXI. (*ingenio et eloquentia infra Priscum, a Photio quidem — ultra veritatem laudibus elatus*), dieses Lob doch mit sichtbarer Befangenheit für seinen Helden. Gewifs ist die fliefsende Bestimmtheit seines Stils und die Gabe wesentliches von geringfügigem zu scheiden, noch gewisser seine Kritik und freimüthige Urtheilskraft (*cf.* pp. 254. 269. f.), welche die jämmerliche Regierung besonders des Zeno in ein treffendes Licht stellt; sein Heidenthum (denn dafs er kein Christ gewesen, wie der Schlufs beim Photius jetzt glauben macht, dürften erweisen p. 251. *τὸν τῶν βαρβάρων ἱερέα, ὃν οἱ χριστιανοὶ καλοῦσι πρεσβύτερον*, und die Charakteristik des *grofsen* Proclus mit seinen Genossen 270.) schimmert nirgend in einer Färbung durch; aber mit den meisten seines Faches hat er ein breites und umständliches Detail gemein. Beträchtliche Verderbung hat auch dessen Text nicht erlitten; eine der namhaftesten Besserungen ist des Valesius p. 266. *Καδμείαν ἀποφέρονται νίκην* statt *καὶ εἰς μίαν ἀ. ν.*; kleineres wartet noch vielfältig auf Berichtigung, wie p. 238, 12. *κοινώσωσιν*, 17. *ἀκούσειε* für *ἀκούσει*, 241, 9. *προςκαλέσαιτο* für — *λέσηται*, 259, 14. *διδοὺς* für *διδόασι*: bei anderem fürchtet man dem Autor fremdes zuzumuthen.

Menander hat den weitesten Raum eingenommen, p. 282—444. und zwar nicht zur Freude der Leser oder Kritiker. Nachdem er seine Jugend, wie er selbst im Vorworte gesteht, in wüsten Neigungen verbracht, zuletzt Leibtrabant (woher sein Beiname *προτίκτως*, den er p. 418. erklärt) geworden, fand er in den Erwägungen der Langweile, der Dürftigkeit und der Gunst, welche Kaiser Mauricius der Litteratur schenkte, des Antriebes genug, um sich durch Historiographie bemerklich zu machen. So verfafste er in einer Reihe von Büchern (das sechste und achte sind pp. 379. 397. angeben) die Geschichte der Jahre 558—582. als Fortsetzer des Agathias, dem er in allem übrigen nicht entfernt gleicht, geschweige dafs er *simia Agathiae* heifsen könnte. Menander hat seinen wenig dankbaren Stoff mit höfischer Kälte durch die Fülle des Besonderen hingeführt, ohne sich einer höheren Aufgabe bewufst zu werden, als des Geschäfts mit annalistischer Treue den äufseren Zug von Begebenheiten und Vorträgen auszudehnen; daher findet man bei ihm recht statarische Berichte von Gesandschaften, Cerimoniel und Traktaten (ein denkwürdiges Aktenstück s. p. 359. ff.), und im allgemeinen ein reichhaltiges Material für Asiatische Völkergeschichten, unter anderen *der Türken* und ihrer Verwandten, das der neueste Historiker des Osmanenreiches nicht verschmähen durfte. Von vielen einzelnen lassen sich hier erwähnen die Notizen vom Eide *der Avaren* p. 335. von den Schätzen dieser (p. 339.) und *der Türken* p. 383. (nur *πίθοι χρυσοῖ* „goldene Fässer" scheinen

Digitized by Google

dort wenig glaublich, und wegen p. 458. riethe man auf *δίσκοι χρ.* „Teller") von *Sesostris* p. 355. von *der Türken*, der ehemaligen Sakä, Magie, Sitte und Lebensweise p. 380. ff., ihrem Regiment 399. ihrer Trauer 403. (*cf. Agathias V*, 20.). Immerhin mag also Menander lehrreich heifsen, obgleich ein so bedeutender Umfang wichtigeres erwarten liefs; aber wie ihm ein leidlicher Grad von Bildung abgeht (sogar die flüchtige Anspielung auf Euripides in p. 434. ist sprüchwörtlicher Art), so steht seine Sprache nach allen Seiten hin, im Wortgebrauch, in Wendungen, Partikeln, Strukturen, auf einer der niedrigsten Stufen, die wol ein Byzantiner behauptet, und sein eigenes Geständnifs (pp. 429. 433.), dafs ihm kein rhetorischer Glanz erreichbar noch wünschenswerth gewesen, entschuldigt das idiotische Gepräge seiner Diktion mit dem schleppenden Gange der Darstellung nicht genügend. Wenn man nun hierzu die schlechte Beschaffenheit seines Textes nimmt, der durch Lücken und sonstige Verderbung vieles von der ursprünglichen Reinheit eingebüfst hat, so begreift man leicht, dafs der künftigen Bearbeitung dieses Autors kein geringes Ziel vorliegt, wenn sie den Zusammenhang wahrnehmen und die verschiedensten Flecken tilgen soll, ohne doch irgend individuelles oder Byzantinisches zu verwischen. Hier berühren wir weniges. P. 287, 6. ist bei *εἴγε οὐκ ἄλλως δῶρα λαμβάνειν αὐτοῖς* ein Verbum ausgefallen, aber *οὐκ ἄλλως* als Formel Menanders (p. 300.) nicht zu ändern, 306, 16. *εἰκὸς γὰρ μηδὲ* (*εἰδέναι* ergänzt Bekker) *ἔφασκε τοὺς πολεμίους ὡς ἐβλήθη* liegt nahe *εἰκάσαι γὰρ* zu vermuthen; 311, 1. ist *πρεσβεῖαι φοιτήσασαι, ὡς διηνύσθη πλέον οὐδέν* unstatthafte Lesart für *διηνύσαντο*; ebendaselbst fehlt bei *καὶ τῶν Τούρκων μᾶλλον ἀσπάσασθαι* ein Begriff wie *τὴν φιλίαν*, ungefähr wie 325, 16. *ἐν ταῖς* des *σπονδαῖς* oder der Verbesserung *ἐν αὐταῖς* bedarf; nicht so schnell wird man ausfüllen 312, 1. *παρασχεθῆναι γῆν τοὺς Ῥωμαίους*, oder die heillose Stelle 398. f. wo sich die Züge von *Παντικαπαίου* und *Εὐπατορίας* aufdrängen; 321, 15. ergiebt sich für *καὶ ἅτε ἐς* schon aus dem früheren *κατατείναντες*; 386. f. erfordert die *vulgata γελοῖόν γε ἂν εἴη, καὶ οἷς τὸ φιλάνθρωπον ἀπονέμειν δεῖ, καὶ οἷς ἀντιτάττεσθαι φανῶμεν οἱ αὐτοί*, etwa diese Berichtigung, — *εἰ καὶ τούτοις τι φ. ἀ. δεῖ, οἷς καὶ ἀντίπαλοι τάττεσθαι ἀνεφάνημεν ἐναντίον*; 395, 1. für *γηράσαι* ist zu schreiben *ἀγοράσαι*. Soviel genüge in der Menge der Korruption; denn Konjekturen wie 304, 5. *καὶ γάρ* für *ἢ γάρ*, 289. f. *κακῶν αἱρετώτατον* für *κ. αἱρετώτερον*, 417, 16. *ἀρέσαν* (gleich *ἀρέσκον* bei Agathias) *βασιλεῖ* für *ἀρέσαντα β.*, scheinen hier ganz in der Ordnung zu sein.

(Der Beschlufs folgt.)

XXXI.

Nouvelles observations sur la statue du prétendu gladiateur mourant du Capitole, et sur le groupe d'Arria et Paetus della Villa Ludovisi, par M. Raoul-Rochette.

Diese *neuen* Bemerkungen über zwei der vorzüglichsten Monumente sollen darthun, dafs bis jetzt noch keiner der Archäologen, — Winkelmann, Heyne, Visconti, Monges, C. O. Müller — die wahre Bedeutung derselben aufgespürt habe. Hr. Raoul-Rochette bezeichnet nun beide Denkmäler ganz richtig als Gallier, wovon der erste in der Schlacht fechtend erliegt, und der zweite, ein Häuptling derselben Nation, sich selbst und seine Gattin ersticht, um nicht lebendig in die Hände der Feinde zu fallen.

Der Ref. nimmt diese Meinung um so sicherer an, da sie seit länger als 40 Jahren die seinige ist. Ich halte den sterbenden Krieger nicht blofs für einen Gallier, sondern ich bezeichne ihn auch als denjenigen, der den tapfersten der Römer zum Zweikampf aufforderte, und von Manlius Torquatus erlegt ward. Der Graf v. Stollberg hat in seiner Italienischen Reise, gedruckt 1794 B. II. p. 163., zuerst davon gesprochen, und ich selbst habe eine Andeutung hievon in meinem Laokoon (die Horen: Jahrg. 1797. 10 Stück, p. 22.) gegeben, und noch im vorigen Jahre habe ich in meiner Reise nach Dresden p. 161. denselben Gegenstand berührt bei Gelegenheit eines Sturzes von demselben Gallier im Dresdner Museum.

Was die Ludovisische Gruppe betrifft, so dürfen wir das Motiv hiezu nicht erst unter den Asiatischen Galatern suchen. Dasselbe liegt näher. Ich glaube nämlich das Motiv in der Erzählung des Polybius (2, 31.) zu finden, wo nach der grofsen Schlacht bei Pisa, in welcher 40000 Gallier mit dem Könige Concolitanus getödtet, und 10000 gefangen wurden; und dann der zweite König Aneröstus auf der Flucht sich selbst und seine Angehörigen tödtete. Unter diesen war ohne Zweifel die Gemahlin des sich tödtenden Königes, welche Beide wir hier in der berühmten Gruppe vorgestellt glauben.

In der blühenden Zeit der Römischen Kunst war es Familienangelegenheit, Denkmäler der Thaten zu stiften, wodurch sich die Familien berühmt machten, wie hier die *Familia Manlia* und *Aemilia*. —

A. Hirt.

Digitized by Google

Nro. 44.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1831.

Corpus Scriptorum Historiae Byzantinae etc. Pars I. et Pars III.

(Schluſs.)

An die bisherigen Excerpte schlieſsen sich Berichte des Photius über vier verlorene Historiker an, von deren Text aus den oben angedeuteten Gründen keine Rede sein kann. Vorzüglich dürfen wir den Verlust des Olympiodorus beklagen, eines Aegyptiers, welcher vieles auf seinen Gesandtschaftsreisen und sonstigen Abenteuern (pp. 455. 460. 465.) beobachtete und in 22 Büchern ziemlich schlecht geschriebener Historien (von den Jahren 407—425.) ein gewaltiges Material niederlegte. So weniges nun auch Photius daraus anmerkt, so sieht man doch seine Bedeutung nicht nur für die Zeitgeschichte (wofür ihn besonders *Kuhnkenius de Galla Placidia* benutzt), sondern auch zur Ergänzung antiquarischer Eruditionen ein. Hier kommen am meisten in Betracht Erwähnungen von geweiheten Bildern mit magischer Kraft p. 453. 459. sq. (*cf. Lobeck. Aglaoph. p.* 970.), von Mystifikationen der Studirenden zu Athen 461. von der Glückseligkeit der Oase 463. vom Elmsfeuer *οὐρανία* genannt 465. von Aethiopien 466. der Pracht Roms 469. und allerhand ähnliches. Ein schwülstiger und zugleich uninteressanter Historiker muſs Candidus aus Isaurien gewesen sein, der in drei Büchern die Regierungen der Kaiser Leo und Zeno umständlich beschrieb. Von Nonnosus wissen wir nichts als daſs er unter Justinian eine Gesandtschaft zu den Aethiopiern ausführte, und über diese Gegenden nicht verächtliche Nachrichten hinterlieſs. Ueber Theophanes endlich konnte selbst Photius keine gewissere Auskunft erlangen; von mehreren seiner Schriften las er nur 10 Bücher für die Jahre 566—576.; die Auszüge führen dem Anschein nach auf die Manier Menanders. Erläuterungen zu den vier genannten Historikern gab Labbé, dessen ausführliche doch zu wenig ergründende Noten in dieser Ausgabe wiederholt sind.

Schätzbar ist die Zugabe zweier Werke, welche die Thaten und Verdienste des Kaisers Anastasius entwickeln, des Procopius von Gaza und des Grammatikers Priscianus. Jener der seine Gelehrsamkeit in einer Anzahl von Kommentaren und sophistischen Uebungen bewährt, hielt zum Lobe seines Gebieters in erträglicher Diktion und, einzelnes prunkhafte abgerechnet, in gemäſsigtem Ton einen Panegyricus, welcher den Werth eines guten historischen Denkmales besitzt. Den Text gab zuerst Villoison mit geringen Verderbungen heraus (p. 493, 10. setzt *οὐχ οὕτως Εὔμολπος βασιλείας ἀποτυχιεῖ τὴν ἱερωσύνην λαβών* mindestens *ὃς βασιλείας ἀπέτυχε τὴν ἱ. λ.* voraus; 508, 13. *μέχρι σοῦ καὶ τοῦτο πάλιν ἐλύπει* ist durch *ἐτελεύτα* oder *ἔληγε* hergestellt; dagegen sichert 498, 7. *τῶν δραμάτων* derselbe Gebrauch 513, 5.); und begleitete ihn mit einigen hier erneuerten Anmerkungen, welche man gern aus den gelehrteren Sammlungen in von Endlicher's Erklärungen des Priscian ergänzt sähe. Des letzteren hexametrisches Gedicht in 312 Versen, dessen nüchterne und leblose Darstellung zu fesseln nicht geeignet ist, dient hie und da den Procopius zu vervollständigen; im Abdruck findet man keine Abweichung von der Wiener Ausgabe.

Eine der heitersten Erscheinungen im Kreise der Byzantinischen Historiker ist Agathias, mit welchem Ref. diesen Artikel beschlieſst. Das wenige das wir von seiner Person wissen, faſst Niebuhr's Vorbericht zusammen, welcher mit der Beobachtung anhebt, daſs Agathias nach dessen eigenen Versen und den Lateinischen Analogieen (wie Euripides) zu sprechen sei. Wer indessen, vom Rechte der Epiker abgesehen, die wichtigsten Belege jenes Miſsbrauchs in *Jos. Scaliger. Lectt. Auson. I*, 17. *II*, 21. und bei anderen vergleicht, wird den barbarischen Zeiten das ihrige gönnen und in der

Digitized by Google

gewohnten Aussprache beharren. Die Summe der biographischen Angaben läuft nun darauf hinaus, dafs Agathias, das Mitglied einer ehrbaren Familie im Aeolischen Myrina, seine Bildung zu Alexandria bis zum J. 554. empfing, sodann Jurisprudenz studirte und durch seine Lage bewogen die juristische Praxis zu Konstantinopel verfolgte, obgleich ihn ein innerer Trieb von Jugend an zur Poesie führte, welcher er in 9 Büchern erotischer Gedichte (*Δαφνιακά*), weiterhin in einer Anthologie von 7 Abtheilungen neuester Epigrammen huldigte: wovon uns noch ganz artige Bruchstücke vorliegen, auch in der gegenwärtigen Ausgabe ein Anhang. Aber durch Freunde bestimmt und vom tiefen Herzensdrange fortgerissen (s. die schöne Erklärung III, 1.), den ernsten Beruf zu den reinen Musenkünsten zu gesellen, und das Andenken grofser erlebter Begebenheiten in nützlicher Thätigkeit zu erhalten, wandte er seine Neigung der Historie zu, welchen Studien wir die geretteten 5 Bücher *Ἱστοριῶν* verdanken. Wenn wir nun erwägen, dafs Agathias seiner offenen Aeufserung zufolge die Zeitgeschichte von dem Punkte, bei welchem Procopius abbrach, bis zu den jüngsten Ereignissen herabführen wollte, während obiges Werk nicht mehr als die Jahre 552—558. begreift: so liegt die Meinung nahe, dafs ihn der Tod etwas vor Mauricius, unter dem sein Fortsetzer Menander begann, überrascht haben werde. Von späteren Schriftstellern ist er fleifsig gelesen und sogar neben seinem Vorgänger von Philologen allen übrigen Byzantinern vorgezogen worden, wie von Wyttenbach (*in Eunap. p.* 139.), der beide Historiker als die letzten Griechen preist. Anders dachte Niebuhr (p. XVII.), der zwar seinen unbefangenen und wohlwollenden Sinn gebührend anerkennt, aber einen nur mittelmäfsigen Rang ihm zugesteht, da man Charakter und Umsicht besonders in den frostigen und alltäglichen Sentenzen vermisse, und die Gräcität, wie sie schon von der ursprünglichen Reinheit und grammatischen Korrektheit merklich abweiche, noch durch die Beimischung dialektischer Idiomen getrübt wäre. Hierin scheint uns theils der wahre Thatbestand durch Uebertreibung entstellt, theils der Gesichtspunkt der Historien nicht völlig gewürdigt zu sein. Agathias besafs freilich weder den praktischen Blick und die Erfahrungen noch den fruchtbaren Stoff des Procopius; allein ihm mangelte keineswegs das Talent, eine Geschichtsmasse, welche den Forscher durch ihren geringen Reichthum nicht anspre-

chen, aber durch allerlei denkwürdiges und mannichfaltiges den regen Hörer anziehen konnte, zum interessanten Lesebuch zu verarbeiten, und durch die harmlose Fülle der Mittheilung zu ergötzen: ein Zweck den er selbst klar in Beziehung auf Zeitgenossen und sein persönliches Bedürfnifs (*praefatt. l. I. III.*) darlegt. Und diesen Zweck hat er so weit erreicht, als nur ein Mann, dessen Bildung und Anlagen sich vorzugsweise der Dichtung fügten, die grofse Kluft zwischen phantastischer Poesie und nüchterner Historiographie zu vermitteln taugte. Demnach übertrug er auf das Gebiet der Prosa einen lebhaften Ton, warme Kombination und, was ihn in hohem Grade charakterisirt, die klare Gemächlichkeit des Epos. Denn die Erzählung hebt oder beschleunigt sich ihm nicht durch Aussonderung von Gruppen und ein rasches Zusammenfassen von Ursachen und Wirkungen, sondern sie dehnt sich mit statarischer Behaglichkeit gleichsam auf langen räumlichen Flächen aus, und bemüht sich grofses und kleines in einem vollständigen Gemälde zu erschöpfen: so entfernt sich sein militärischer Bericht wenig von den Homerischen Schlachtscenen; so tragen die spärlich eingemischten Reden (die der Kolcher III, 9—13. die Verhandlungen im Kolchischen Prozefs IV, 3—10. der Vortrag Belisars V, 17. 18.) ein ethisches Gepräge nach epischer Art. In demselben Sinne verweilt Agathias gern in Digressionen und Episoden, und unwillig kehrt er von solchen Ruheplätzen, denen wir manche Belehrung zu danken haben, zum ernsten Laufe seiner Geschichten zurück. Unter ihnen sind der Anführung werth die Schilderung *der Franken* I, 2—4. *der Alamannen* I, 7. *der Erdbeben* im Kaiserreich und namentlich der zweiten Erschütterung zu Byzanz, die nach ihrer ethischen und physischen Aetiologie zergliedert wird, II, 15—17. V, 3—5. die Notizen von Berytus II, 15. von des Uranius Uebersetzungen Griechischer Philosophen ins Persische (vgl. Buhle in *Comm. Soc. Gotting. Vol. XI. p.* 219.) II, 28. vom Byzantinischen Kriegsstande V, 13. vom Mechaniker Anthemius V, 6—8. und so vieles das *die Perser* betrifft, wie von ihrem Leichenwesen und sonstiger Unsitte II, 23. 24. und eine klassische Darstellung der Persischen Dynastieen, aus den authentischen Nachrichten des Sergius (IV, 30.) geschöpft, II, 27. IV, 24—29. doch das alles nicht frei von Unrichtigkeiten (wie in chronologischer Hinsicht II, 26. 27.) und auch mit oberflächlichen Angaben, wie

Digitized by Google

wenn er die längst bekannte Exekution des Schindens (ἀσκὸν δέρειν) bei den Persern als etwas unerhörtes anstaunt IV, 23. Sodann erinnert beim Agathias nichts so sehr an die Studien der Epiker als die Form seiner Komposition. Zwar nimmt man einzelne Wendungen des Thucydides wahr, den die Byzantiner zur Ausschmückung ihrer Rede fleifsig benutzten, ferner Beziehungen auf Plato (doch mehr auf den einen Gorgias, II, 30. III, 1. 12. *princ.* V, 4.) und auf Pindar; weit vernehmlicher aber spricht der Einflufs des Epos, des älteren wie des neuen (wir sehen Nonnus citirt und eine Phrase des Musaeus V, 22. f. ἀχρήστου ποτοῦ ἐμπιπλάμενοι „im Meerwasser versenkt" nach Niebuhrs scharfsinniger Beobachtung angewandt), nicht blofs in den gedehnten Periodenbau (Belege pp. 7. 101.), in der Breite von Satzgliedern und zierenden Prädikaten, und überhaupt in der fliefsenden Ueppigkeit, welche so häufig den guten Erzähler begleitet, sondern auch in der Wahl des Wortgebrauchs. Man erstaunt über die Menge der Jonischen oder epischen Wörter, die sich hier Schaarenweise drängen, wie ἀγέρωχος, ἀτάσθαλος, ἀλεείνω, ἀμφήριστος, ἀλεξητήρ, ἀπαγλαΐζω, ἀπριάτην, κροκάλη, λυκάυγές, ὀρσοθύρα, παλίωξις, wozu aus einem MS. p. 72, 7. ἐπίσωτρα hinzukommt; über kostbare Wendungen gleich II, 31. οὐδὲν τῶν αἰπυτέρων oder II, 16. πλίνθου ἀπέφθου, und eigenthümlich energische Formationen, worunter viele *Desiderativa* auf σειω. Diesem poetischen Interesse gesellt sich in schicklichem Verein die ethische Stimmung des Agathias zu, welche für seinen Mangel an historischem Blick einigen Ersatz bietet. Freilich kennt er die Schärfe der künstlerischen Einheit und Kombination nicht, und kaum bedarf er ihrer in seinem beschränkten Gesichtskreise, da sogar die Frankenschlacht des Narses (II, 10.) ihm als ein Wunder in der Geschichte erscheint; desto fester hält er an einem sittlich-religiösen Glauben, den der Historiker lieber als eine Reihe von Thatsachen (I, 7.) entwickeln müsse. In dieser Gesinnung verschmelzen Elemente der Herodotischen Reflexion mit den milderen Lehren des Christenthums; denn der Zweifel, ob Agathias Christ gewesen (s. Niebuhr p. XVII. fg.), konnte nur durch die Mäfsigung seines humanen, aber nicht immer zweideutigen (pp. 28. f. 265, 11.) Ausdrucks veranlafst werden. Ueberall bringt er den Satz zur Anwendung, dafs in der Ordnung der moralischen und natürlichen Dinge eine göttliche Vorsehung walte, deren Meinung wir zwar niemals ergründeten (II, 15. f.), die sich aber in einer unerbittlichen Vergeltung des Frevels und Uebermuths (pp. 70. 84. 94. 153. 255.) offenbare: und indem der Historiker uns beharrlich an jedes Moment und Denkmal seiner Ueberzeugung mahnt, welche die Menschen als Urheber ihres eigenen Mifsgeschickes anklagt (I, 1.), läfst er nicht leicht Ruhe, Wohlwollen und Parteilosigkeit vermissen.

Wir knüpfen hierzunächst das was in Betreff der formalen Eigenthümlichkeit zu erwähnen bleibt, an die Beschaffenheit des Textes an. Den Agathias gab zuerst B. Vulcanius nach einer *Leydener* Handschrift heraus, doch nicht so gewissenhaft als er sie in allen Fehlern wiederzugeben verspricht; in kurzen Noten welche hier aufgenommen sind, berührte er einzelne Mängel, und er fügte die noch bestehende Uebersetzung hinzu. So ging der Text weiter, der in seiner lückenhaften und verdorbenen Gestalt auch durch die *Pariser* Ausgabe mit neuen Fehlern fortgepflanzt wurde. Erst Niebuhr übte Kritik aus, und die Läuterung und Lesbarkeit des Agathias ist sein Verdienst, das durch die Wahrnehmung von Korruptionen oder Irrungen nicht geschmälert wird. Er benutzte aufs sorgfältigste den Rehdigeranus zu Breslau, das vorzüglichste MS. unseres Historikers, der leider vom N, 10. an sehr nachläfsig geschrieben ist; ferner die Lateinische Uebersetzung oder Travestirung vielmehr des Priors Chr. Persona, welcher schon 1516 vermuthlich nach einem Vaticanus, der nur durch Proben näher bekannt geworden, übertrug; ein letztes aber seltenes Hülfsmittel war die Konjektur. Indem wir diese verschiedenen Leistungen überblicken, dünkt uns erstlich die Breslauer Handschrift eher zu wenig als zu pünktlich befolgt zu sein. Mit Unrecht sind aufgenommen p. 27. 16. τῷ κατ' ἐμὲ χρόνῳ, 41, 27. (78, 19.) das Unding ἀνήνοντο (oder der Coni. Fut. πείσησθε, vergleichbar mit ἐξεργασθείη 31, 15. gegen das MS. selbst), 60, 4. ἐς τριακοσίους ohne τούς, 76, 9. οὕτω δή τοι zu wiederholten Malen das falsche ἀναίδην und στυνάτατος, 334. κατ' αὐτό für κ. ταὐτό u. s. w.; weit öfter hätten jedoch die Lesarten des Rhedig. gebilligt oder mit geringer Aenderung berichtigt sein können, wie p. 7, 2. τοῖς Δελφικοῖς ἐκείνοις προγράμμασι, 27, 13. χρῆναι zu streichen wie 48, 14. δυνηθῆναι, 33, 2. τάχει, 49, 16. φρούρια. δὲ καὶ πολλὴν ἀσφάλειαν, 58, 19. προδότην ἀπεκάλουν, 79, 18. (*cf.* 92, 7.) τετάξοιντο, 102, 12. ποτὶ Καντάβριν γᾶν, 206, 6. ἐνημμένος, anderweitig 25, 11. τὰ κατ' ἐκεῖνον mit Bav.

Digitized by Google

oder οἷον εἰς ἔμβολον 81, 12. mit Suidas; auch bedarf es keines Codex, um etwa 84, 7. ὑπελίττοντο und 156, 11. πεπράχασιν zu beseitigen oder einen Hiat nach οὕτω 57. 145. zu tilgen. Man wünschte ferner, dafs die vollständige Uebersetzung, nicht ein *Specimen*, von Persona abgedruckt wäre; denn so lächerliche Irrthümer (wie II, 17. ἐν τῇ Ἀσίᾳ καλουμένῃ νῦν χώρᾳ *in Asia quae Chora nunc dicitur*, oder III, 5. οἷς γε οὐδὲ ὄνομα πεῶν ἠκούετο τὶ ἀρτὶ *quos non antea fuisset celebre aliquod factum*) er auch begangen hat, so trefflich war seine Handschrift, deren Zügen er mit aller Treue nachgeht: wodurch er gleich Ficinus im Plato der Kritik unentbehrlich wird. Ein Beispiel sei p. 49, 12. wo die dürftige *vulgata* ὡς ἐνθένδε πάλιν νικᾶν ἀρχομένους durch das Lateinische *nos posse et detrimenta sarcire et certamina vincere* die Verbesserung erhält: — πάλιν τὴν ἧτταν ἀναμαχουμένοις. Was aber die Konjekturen betrifft, so sind sie nur zu oft gewaltsam und ungehörig (wie 36, 14. bei τάττεσθαι mit Dativ, das doch p. 120. und bei Menander steht; 60, 6. λείας ἐμέμνηντο für λ. ἐγίγνοντο, das schon die Erklärer des Eunapius sichern werden; 98, 17. das Einschiebsel ἐνείσθη καί, das allein die Rücksicht auf Agath. *nominativi absoluti*, s. 22, 8. 69, 1. 289, 19. *etc.* abwehrt; 206, 2. τῶν δεινῶν f. τῶν ἐκείνῳ, wo τῶν ἐκείνῳ nähes liegt), übrigens viel zu spärlich. Einerseits erwarten viele Stellen eine mehr oder weniger gewisse Abhülfe: 8, 12. ἐοῦσης, 42, 15. παλίμβολον, 51, 9. 13. περιβομβούμενοι und πολυλογία, 55, 19. παραταξομένους (*cf.* 231, 16.), 126, 6. ἐνδεδιῃτημένοι; 175, 15. καὶ ἀκυρίαις γε τοὺς τοίχους, 227, 11. ἠγάλλετο, 234, 13. ἀνόητον, 282, 20. τιτανούμενος, und anderes. Sodann mufs es künftig ein angelegentlicheres Streben sein, den Agathias von vielen grammatischen Schlacken zu befreien, worauf sich besonders die Vorwürfe wegen seiner Gräcität beziehen. Denn obgleich kein Meister des Atticismus, wie denn auch ihm manche Byzantiner Idiotismen sich zugesellten, hatte er doch in Mitten der guten Gesellschaft soviel an Bildung und Sicherheit erworben, dafs man ihm Fehler und Solöcismen ohne Unterschied nicht beilegen darf. Dergleichen Flecken also, wie p. 125. ἐπιμνήσομαι, ἡνίκα ἂν δεῖν (ἢ. ἐνδεῖν) οἰηθείην, oder 117. ἐφ' ὅτῳ δ' ἂν (οὖν) καὶ ἤνθησε χρόνῳ, werden mit Fug und Recht vom Texte weichen. Die typographische Korrektheit ist zu rühmen; doch wundert man sich über p. 324, 17. 19. τοῖς δὲ γὰρ τῶν χραμματιστῶν — und τὴν τῶν Λατίνων παιδείας. Wir brechen bei dieser allgemeinen Uebersicht ab, und erwähnen nur: dafs auch die Ausgabe des Agathias mit nützlichen *Indices*, worin ein kleiner Umrifs von seinen sprachlichen Eigenheiten, beschlossen ist.

Bernhardy.

XXXII.

1) *Die Authentie des Daniel und die Integrität des Sacharjah. Erwiesen von Ernst Wilhelm Hengstenberg, Dr. der Philos. u. der Theologie, der letzteren ordentl. Prof. zu Berlin. Berlin, bei Ludwig Oehmigke.* 1831. *XII. u.* 388 *S. in gr.* 8. — *Auch mit dem Titel: Beiträge zur Einleitung ins Alte Testament, von E. W. H. Erster Band.*

2) *Historisch-kritische Forschungen über die Bildung, das Zeitalter u. den Plan der fünf Bücher Mose's, nebst einer beurtheilenden Einleitung und einer genauen Charakteristik der Hebräischen Sagen u. Mythen. Von Anton Theodor Hartmann, Consistorialrath, Doctor u. Prof. der Theologie in Rostock. Rostock und Güstrow, bei Oeberg,* 1831. *XVI. und* 817 *S. in gr.* 8.

3) *Begriff der Kritik, am Alten Testamente praktisch erörtert von Dr. Ferd. Hitzig, Privatdocenten an der Universität zu Heidelberg. Heidelberg, in der akadem. Buchhandl. von J. C. B. Mohr.* 1831. *VIII. u.* 206 *S. in gr.* 8.

Wie wenig es die biblische Kritik des Alten Testaments ungeachtet aller der zahlreichen und gewifs ewig denkwürdigen Bemühungen der letzten sechzig Jahre zu festen und allgemein anerkannten Resultaten gebracht hat, zeigt mit schlagendem Beweise das gleichzeitige Erscheinen dieser drei Werke, von denen jedes einer andern Richtung folgt, ja deren Grundsätze und Methoden so feindlich gegen einander auftreten, dafs das eine aufbaut was das andere entwurzelt und niederreifst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 45.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1831.

1) *Die Authentie des Daniel und die Integrität des Sacharjah. Erwiesen von Ernst Wilhelm Hengstenberg.*

2) *Historisch-kritische Forschungen über die Bildung, das Zeitalter u. den Plan der fünf Bücher Mose's, nebst einer beurtheilenden Einleitung und einer genauen Charakteristik der Hebräischen Sagen u. Mythen. Von Anton Theodor Hartmann.*

3) *Begriff der Kritik, am Alten Testamente praktisch erörtert von Dr. Ferdinand Hitzig.*

(Fortsetzung.)

Ich meine zwar nicht, dafs diese Erscheinung eine durchaus unerfreuliche und seltsame sei, oder dafs sie, wie manche glauben und den Unkundigen überreden wollen, von der Eitelkeit und Nutzlosigkeit aller Forschungen dieser Art Zeugnifs und Beweis gebe: denn jeder, der die innern Gründe und Triebe der gerade jetzt am offensten streitenden Richtungen durchschaut, wird aus dem gegenwärtigen Kampfe und dem brausenden Gähren der Elemente der Entwickelung einer festern und richtigern Einsicht ahnen, und in freudiger Sicherheit erwarten, wenn nur der Geist der Forschung nicht getrübt oder gehemmt wird durch widrige Einflüsse. Die Wissenschaft, wenn sie auch in diesem Gebiete sich selbst mehr verstanden und ihre Forderung und Würde gefunden haben wird, wird die Fragen der Kritik des Alten Testaments, welche, wenn sie auch die Religion und das Christenthum berühren, doch zunächst auf historischem Grunde ruhen und von geschichtlichen Zeugnissen abhängig sind, so zu lösen lernen, dafs sie alle jetzt streitenden Elemente in sich versöhnt und aufhebt. Aber fragen wir, weil dieses uns jetzt am nächsten liegt, woher die jetzt herrschende grofse Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen entspringe, und wie so vieles, was die Kritiker der letzten Jahrzehende für sicher bewiesen hielten, jetzt wieder bezweifelt, selbst mit warmem oder gar zürnendem Eifer bestritten und widerlegt werde: so entdecken wir zwei Ursachen, welche das Auffallende genugsam erklären. Denn zunächst ist offen zu bekennen, dafs diejenige Art der Kritik, welche bisher vorherrschend war, den gegenwärtigen gewaltigen Zwiespalt und Widerstreit selbst gleichsam hervorgerufen hat. So preiswürdig auch in vieler Rücksicht die Bemühungen mancher Kritiker waren, und so wahr es ist, dafs die letzten Jahrzehende als eine stets denkwürdige Entwickelungsperiode der biblischen Kritik im Andenken der Zeiten fortleben werden: wissenschaftliche Begründung und Sicherheit fehlte doch deutlich einer Kritik noch, welche verlassen von genauerer Sprachkenntnifs und sich ihrer Gründe bewufster Erklärung; mehr versuchend und zerstörend als begründend und beweisend, mehr sich an Einzelnes und Zufälliges hängend als aus klarer Gesammtanschauung hervorgegangen, zwischen ungegründeten Hypothesen ohne Maafs oder unklarer Skepsis ohne Grenze umherschwankte. Es genüge hier diese kurze Andeutung, da ich schon früher einmal in den Jahrbüchern (Märzheft, n. 45. 46.) diesen Gegenstand weiter zu berühren Gelegenheit hatte: aber es kann schwerlich genug beherzigt werden, wie eben dieses Wesen der herrschenden Kritik in jüngster Zeit eine starke Reaktion hervorrufen konnte, welche dem Fortschritt der Wissenschaft höchstens mittelbar nützen kann. Das dunkle Ahnen oder gewissere Einsehn der Mängel der bisherigen Kritik mufs ja wohl auf Manchen, der zu einem höhern Ziele in festerer Begründung des von der Kritik noch nicht Gesicherten fortzuschreiten nicht fähig sich fühlt, die Wirkung äufsern, dafs er nach einigen unsichern oder falschen Aussprüchen dieser Kritik ihr ganzes Streben für eitel hält und sich in solcher Rathlosigkeit der früher geltenden unkritischen Tradition wieder unterwirft. Wie es denn

Digitized by Google

auch gewiſs ist, daſs solche entgegengesetzte Tendenz nicht von der gewöhnlichen Ansicht aus richtig gewürdigt und zurückgewiesen, sondern nur von einer höhern Richtung und einer die frühern Mängel aufhebenden, festern Kritik mit Erfolg bestritten werden kann.

Indeſs würde die Abweichung mancher doch nicht so bedeutend sein, wenn nicht zweitens die theologische Meinung in ihre Kritik so gewaltig eingriffe, und sich so ein fremder Bestandtheil einmischte, welcher die Forschung hemmen oder von ihrer Sicherheit ablenken muſs. Es gehört nicht weiter hieher zu erklären, wie in neuester Zeit eine dem Pietismus verwandte theologische Richtung entstehen konnte, welche jeder philosophischen Auffassung der christlichen Lehre abhold in der Feststellung und Anwendung einer höchst starren und unklaren Vorstellung von Offenbarung und Inspiration und in dem eben so starren Halten an Tradition und alten Autoritäten ihr Heil sucht; wiefern sie aber die alttestamentliche Kritik in ihr Gewebe zieht, geht sie uns hier näher an. Da ihr nämlich, wenn sie ihren Grundsätzen treu bleiben will, alle Worte und Sätze der Bibel gleich wichtig und heilig sein müssen, so sieht sie sich fast bei jedem Schritt gezwungen, alle Resultate der neuern Kritik der biblischen Bücher als dem göttlichen Worte entgegen zu verwerfen, und sich der Tradition wieder so eng als möglich anzuschlieſsen. Denn wenn gar kein Unterschied sein soll in den Worten und Gedanken der Bibel, so daſs Alles nicht bloſs in seiner religiösen Bedeutung und Beziehung, sondern auch in jeder andern für buchstäbliche Wahrheit gilt, so müssen alle Aussprüche dieser Bücher auch in antiquarischer und literarischer Hinsicht die Kritik binden, so daſs z. B., wenn das Buch Daniel im N. T. unter dem Namen des Propheten Daniel citirt, oder wenn die namenlosen Psalmen 96. 105. in der Chronik (I, 16.) auf David zurückgeführt werden, jeder davon abweichende kritische Gedanke für ein religiöser Irrthum gehalten werden muſs. Und da sich zu dieser Scheu vor aller Kritik die Verehrung der Tradition nothwendig gesellen muſs, so ist leicht erklärlich, wie diese Richtung sich in einen unendlichen Kampf gegen alle Hauptpunkte, welche die von der Gewalt der Tradition losgerissene Kritik neuerer Zeit aufgestellt hat, begeben muſs, und nur im Abwehren, im Verneinen und Widerlegen Rettung finden kann. Wirklich findet sie nicht selten vollkommnen Grund zur Verneinung und Widerlegung, da die gewöhnliche Kritik, wie oben schon gesagt, nicht frei von Blöſsen ist und durch ihre Mängel oft zum gerechten Widerspruche reizt. Aber abgesehen davon, führt die Consequenz dieser Richtung offenbar zum Verwerfen aller Wissenschaft. Ist denn die Wissenschaft der Religion und dem Christenthum wirklich feindlich entgegengesetzt? Ich meine nicht jene sophistische Wissenschaft, welche der Apostel Paulus verwirft: aber die im Christenthum entstandene und von seinem Geist durchdrungene, ist sie dem Christenthum feindlich? Wäre es so, ich wüſste nicht, was man mehr zu bedauern hätte, die Wissenschaft, welche ewig ihr Recht fordern wird, oder das Christenthum. Die Wissenschaft oder das Gewiſswerden des Gegenstandes aus innern und nothwendigen, für alle überzeugenden Gründen verwirft aber, wer in der Anwendung der heiligen Bücher so sehr am Buchstaben hängt, daſs er darüber zu dem wahren Sinn und Gehalt nicht kommen kann, und sich vor allen feindlich scheinenden Erscheinungen verschlieſsen muſs; welches um so verderblicher wirken muſs, ja weniger die Gegenstände die eigentliche Religion berühren. Die Fragen über den Verf. und das Zeitalter einer biblischen Schrift, zumal des Alten Testaments, betreffen doch so äuſsere Dinge, und stehen in einer so entfernten Beziehung zu der Religion selbst, daſs nur der von der Kritik etwas Böses fürchten kann, der entweder Religion und Christenthum in äuſsere Dinge setzt und ihre ewige Kraft verkennt, oder sogar glaubt, daſs sie das Licht und das Feuer der historischen Kritik nicht ertragen können. Lassen wir vielmehr durch freies und besonnenes Walten dieser Kritik Geschichte und Religion sich versöhnen, und hemmen wir nicht vergeblich den Geist der Forschung, welcher auf diesem Gebiete, wenn er auch bis jetzt noch nicht zu seiner vollen Klarheit und allseitigen Gewiſsheit gelangte, uns doch schon bedeutend erhoben hat über die Unwissenschaftlichkeit vergangener Zeiten.

Zu Betrachtungen dieser Art giebt besonders das erste der oben genannten Werke vielen Stoff, von einem Verf. geschrieben, der durch seine an eine Art von Wissenschaftlichkeit streifende Consequenz wie durch seine Gelehrsamkeit die eben gedachte theologisch-kritische Richtung vor vielen andern zu repräsentiren gemacht scheint. Nach der Vorrede hat der Verf. den Plan, noch über viele ähnliche Gegenstände der alttestamentlichen Kritik, welche ihm Männer wie Eichhorn,

Digitized by Google

Bertholdt und de Wette verwirrt zu haben scheinen, seine Stimme abzugeben; die Art, wie dieses etwa geschehen wird, läfst sich aus dieser ersten Probe genug wahrnehmen, da die Untersuchungen über das Buch Daniel und die Integrität Zacharia's einen so schweren und verwickelten Gegenstand bilden, dafs sich in seiner Behandlungsart sofort der ganze kritische Charakter des Untersuchers unverkennbar offenbaren mufs. Von welchem höchsten Grundsatz aber der Verf. sich leiten liefs, läfst sich kaum besser angeben als mit den Worten der Vorrede, wo er vom Buche Daniel spricht: „da der Verf. die feste Ueberzeugung hatte, dafs das göttliche Ansehen und somit die Aechtheit des Daniel von dem Herrn und seinen Aposteln entschieden behauptet werde, so konnte und durfte er nach seinen Grundsätzen die Untersuchung nicht also anstellen, als ob ihr Resultat ihm selbst noch zweifelhaft wäre, oder als ob es für ihn nur irgend von ihrem Erfolge abhinge; es mufste überall durchblicken, dafs des Verfs. Absicht nur die war, dasjenige, was ihm selbst durch eine höhere, als menschliche Auctorität gewifs geworden, gegen die mit menschlichen Waffen zu vertheidigen, welche diese Auctorität nicht anerkennen". Also, weil eine Stelle aus dem Buche Daniel Matth. 24, 15. als vom Propheten Daniel gesprochen citirt wird, deswegen allein glaubte der Verf. von vorn herein fest und sicher, als wäre es ein hochwichtiger Artikel der christlichen Lehre selbst, dafs das Buch wirklich nur von dem Propheten Daniel geschrieben sein könne; deswegen mufste er sogar noch vor der Prüfung und dem Bewufstwerden des wahren Sinnes und Zweckes des Buchs alle Zweifel neuerer Forscher an Daniel's Autorschaft für unchristlich und in der Wurzel verderblich halten, und nichts für wichtiger, als sich selbst und wo möglich andre gegen solche Zweifel zu verwahren. Der Erfolg solchen Anfangs und solcher leitenden Grundsätze war daher, dafs es bei dem Verf., auch nachdem er die von Andern angefangenen Untersuchungen bis ins Kleinste und Genaueste zu verfolgen sich vorgenommen hatte, doch nicht bis zu einer lebendigen Auffassung und Durchdringung des wahren Sinnes und Geistes des Buchs Daniel kam: denn diese fordert, um nur möglich zu werden, dafs der Geist des einzelnen Forschers mit der gröfsten Freiheit sich zuvor in den Sinn des Buchs versenke, um wenn er ihn ergriffen, sich dann einen bestimmten Begriff über das Buch zu bilden und etwas mehr zu besitzen als den eigenen Wahn oder die täuschende Tradition. Nirgends spricht der Verf. von dem innern Sinne und Wesen des schwierigen Buchs, welches geprüft werden sollte, und es erhellt aus keiner Stelle seiner Schrift, dafs er es zuvor versucht hat, sich des innern Wesens der Erscheinungen bewufst zu werden, alle Einzelnheiten auf einen Mittelpunkt zu sammeln und von diesem aus mit dem Bewufstsein der innern Nothwendigkeit der Sache zu urtheilen. Vielmehr, da der Verf. schon wie durch übermenschliche Gewifsheit zum voraus das Resultat wufste, so konnte sein Streben nur sein, dieses mit möglichster Geschicklichkeit gegen die dagegen erhobenen Zweifel zu erweisen. Während er aber den Gegnern Schritt für Schritt folgt, jeden Zweifel einzeln betrachtend und von dem zum voraus genommenen Standpunkte widerlegend, fafst er weder den Zweifel in seiner ganzen Schärfe auf, so dafs seine Widerlegung nur hier und da zufällig gelingt, noch trifft er die wahre Hauptsache, den Kern der Untersuchung; denn was nutzt auch die mühsamste Widerlegung des Einzelnen, ohne ein Bewufstsein der innern Gründe des Gegenstandes? — Zu einer solchen rein äufsern, die innern Gründe und den Geist ängstlich fliehenden Auffassung einer alten Schrift, auch eines biblischen Buchs, kann uns aber nichts zwingen; und stiege, uns dies zu überreden, jetzt ein neuer Geist vom Himmel herab, wir würden ihn nicht für den Geist der Wahrheit halten können. Darum hätte der Verf. rücksichtlich der Citation des Buchs Daniel im N. T. zuvor zweierlei bedenken mögen: zunächst die Geschichte der jüdischen Ideen vom Kanon der heiligen Bücher bis auf die Zeiten der Apostel, welche deutlich zeigt, dafs die Fragen über den Verf. und das Zeitalter der heiligen Bücher dem apostolischen Zeitalter ganz fern lagen und eben weil sie nie aufgeworfen waren, nie beantwortet und gelöst wurden, so dafs auch wir in unserer Kritik an die in diesen Zeiten allgemein herrschende Tradition nicht gebunden sein können. Wäre dieses in seiner Wahrheit anerkannt, so würde sich zweitens leicht ergeben haben, dafs wir im N. T. auch über das Buch Daniel gar keine kritische Autorität zu suchen haben. Auch ist ja Christus nicht dazu gesandt und nicht darum hat er geredet, um entweder seinen Zeitgenossen oder irgend einem folgenden Geschlechte eine kritische Belehrung über den Verf. des Buchs Daniel zu geben: Christi Geist und Worte schweben ewig unabhängig über diesen äu-

Digitized by Google

fern Dingen und werden ewig ohne sie wirken. Die religiösen Ideen des Alten Testaments in ihrem innern, von der Zeit unabhängigen Werthe zu erkennen, dazu kann uns das Neue die rechte Anleitung geben, da das Licht dieser Ideen in Niemand so hell wieder strahlte wie in Christus: aber historische und kritische Fragen über das Alte Testament aus einzelnen beiläufigen Worten des Neuen entscheiden wollen, ist so viel als weder das Alte Testament verstehen noch das Neue, oder aus dem Neuen ein vermeintes Licht nehmen, um damit das Alte zu verdunkeln.

Es schien uns nothwendig, diesen höchsten Grundsatz des Werks zuvor zu beleuchten, da der Verf. bewufst oder unbewufst sich von ihm in allem Einzelnen leiten läfst, so dafs von dem Einzelnen hier auch kürzer geredet werden kann.

Dafs das Buch Daniel nicht von Daniel selbst geschrieben sein könne, ist ein Satz, den die Exegeten der verschiedensten Art in neuerer Zeit anerkannt haben, so sehr verschieden sie auch sonst über das Wesen und den Inhalt des schwierigen Buchs denken. Indem der Verf. nicht aus philologischen oder kritischen, sondern aus Gründen seiner theologischen Ueberzeugung sich diesem schon so allgemein verbreiteten Satze zu widersetzen unternahm, fand er zwar unter seinen Gegnern, Bertholdt, de Wette, Bleek und andern, manche Blöfsen und Mängel, manche unerwiesene Voraussetzung und einseitige Uebereilung, welche er mit Geschicklichkeit und Glück bekämpft hat, obgleich die nicht selten herbe Bitterkeit aus der Widerlegung wohl hätte entfernt sein können; man wird in diesem Buche einige Bemerkungen und Sammlungen finden, welche zu beachten nicht schadet: aber indem er, wie oben gesagt, in das Innere der Frage nicht eindringen konnte, hat er weder die Gründe der Gegner in ihrer ganzen Kraft gefühlt, noch sich über ihre bis jetzt noch schwankenden und von Mängeln nicht freien Untersuchungen zu einer höhern Einsicht und Sicherheit erhoben. Wohl hat er die seiner Ansicht feindlich entgegenstehenden Erscheinungen, weil er es *suchte*, von sich abwehren können, und vielleicht auch von andern, welche ohne eigene Untersuchung ihm folgen mögen: aber sie zu vernichten war ihm schon deswegen unmöglich, weil er nicht in die Erkenntnifs ihres innern Wesens sich einliefs.

So hat der Verf. die Anlage und den Geist des ganzen Buchs in seiner Wahrheit aufzufassen unterlassen: alles Einzelne, was er über diesen oder jenen Theil des Buchs sagt, kann das Fehlen der Gesammtanschauung nicht ersetzen. Sucht jemand das Buch aus der Seele seines Verfs. zu erkennen, so wird er, ich meine diefs zuversichtlich, ohnfehlbar auf einen von Daniel verschiedenen Verf. geführt. In dem historischen Theile des Buchs Cap. I — VI. wird deutlich nur von Daniel erzählt; man fühlt überall, wie Daniel mit seinen drei Freunden der Gegenstand der Erzählung ist, aber nicht der Verfasser. Hr. Dr. H. will diefs freilich nicht anerkennen, denn auch Moses im Pentateuch, auch Cäsar in seinen Commentarien erzähle von sich selbst in der dritten Person. Aber auf die erste oder dritte Person kommt es gar nicht an: wer in der Erzählung ihren Verf. zu erkennen versteht oder zu erkennen sich nicht scheut, wird den grofsen Unterschied zwischen Cäsars Commentarien und diesen Capiteln leicht sehen. In dem zweiten oder rein prophetischen Theile des Buchs Cap. VII — XII. wird zwar von Daniel auch die erste Person hin und wieder gebraucht, zuerst Cap. VII. nur da, wo er als Prophet redend eingeführt wird, dann auch in den kurzen historischen Einleitungen zu den Orakeln: aber wer den unendlichen Abstand bedenkt, welcher diese Orakel in Form und Inhalt von allen von den Propheten selbst niedergeschriebenen trennt, wer die historische Einleitung und Hülle von dem Kern zu unterscheiden versteht, und besonders beachtet, wie dem Daniel am Ende des Buchs vorzüglich deutlich (12, 4 ff. 13.) die Zeit, wo das Orakel viel gelesen und deutlich sein werde, als eine weit entfernte angekündigt wird, wo er schon längst zu leben aufgehört haben werde: der wird nicht zweifeln können, dafs ein bedeutend späterer Prophet, der nur schriftlich auf seine Zeit wirken wollte, den ältern Daniel redend eingeführt hat. Ebenso deutet der ganze Zweck und Sinn des Buchs auf eine von Daniel weit entfernte spätere Zeit hin.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 46.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1831.

1) *Die Authentie des Daniel und die Integrität des Sacharjah. Erwiesen von Ernst Wilhelm Hengstenberg.*

2) *Historisch-kritische Forschungen über die Bildung, das Zeitalter u. den Plan der fünf Bücher Mose's, nebst einer beurtheilenden Einleitung und einer genauen Charakteristik der Hebräischen Sagen u. Mythen. Von Anton Theodor Hartmann.*

3) *Begriff der Kritik, am Alten Testamente praktisch erörtert von Dr. Ferdinand Hitzig.*

(Fortsetzung.)

Aber so gewiſs aus diesen und vielen andern Gründen der Satz feststeht, daſs niemand den ganzen Sinn des Buchs im Sinne des Verfs. irgend im Zusammenhange und mit Klarheit verstehen könne, wenn er Daniel als den Verf. festhält: Hr. H. muſs nach seiner Art immer entgegnen, daſs das Buch Daniel, weil es im Kanon des A. T. stehe, auch von Daniel wirklich geschrieben sein müsse. Aber gesetzt auch, der theologische Begriff des Kanons biblischer Bücher paſste nicht auf dieses einzelne Buch: darf ein Forscher, sei er auch Theolog, deswegen seine Augen vor dem Lichte des klaren Sinnes verschlieſsen? und wird er, auch wenn er eine ihm gefährlich scheinende Wahrheit von sich abwehrt, darum den Sinn des Buches für andre wirklich ändern und das in ihm ewig vorliegende geschichtliche Zeugniſs wirklich umstoſsen? Er stehe ab von dieser Täuschung, und lerne zuvor den wahren Sinn aller Bücher des Kanons kennen, bevor er sich einen starren Begriff vom Wesen und der Geschichte des Kanons bildet! Wer die Geschichte des alttestamentlichen Prophetenthums aus den Resten der althebräischen Literatur zu verfolgen weiſs, wird es auch einsehen, wie in den Jahrhunderten nach dem Exil das öffentliche Reden der Propheten immer mehr aufhörte, und die ganze prophetische Thätigkeit im Fortschritt der sinkenden Zeit so sehr verändert ward, daſs zuletzt, wer noch als Prophet zu den Zeitgenossen reden wollte, dieses nur schriftlich und im Namen alter Propheten konnte; denn diese spätere Zeit fühlte sich so weit hinter der alten zurückstehend, sie hing schon so sehr von der höhern Weisheit und der kräftigern Stimme der alten Propheten ab, daſs ihre Erzeugnisse der Form und Stimme der Alten folgen muſsten, wenn sie wirken sollten. Man denke an das ähnliche Buch Kohelet; im N. T., wo Aehnliches in anderer Art wiederkehrt, an den zweiten Brief Petri. Für den Kanon kann es aber nicht durchaus verderblich sein, wenn er neben so vielen schönen Resten der altprophetischen Reden auch einen geringen Theil dieser spätern Erzeugnisse enthält, zumal diese in ihrem letzten Zwecke dem religiösen Geist der frühern entsprechen, und nur die Form vorzüglich an die spätere Zeit erinnert.

Den Kanon des A. T. zu machen, sind wir nicht berufen: diese Urkunde der alttestamentlichen Religion müssen wir als ein unschätzbares Vermächtniſs des Alterthums in ihrer Ganzheit lassen und als ein untrennbares Ganze verehren. Aber jedes einzelne Buch darin nach seinem verhältniſsmäſsigen Werthe zu erkennen werden wir dadurch um so weniger verhindert, da in der Stellung und Eintheilung der Bücher selbst ein deutliches Zeugniſs liegt, daſs die Ordner des Kanons vom Bewuſstsein eines relativen Werths ausgingen; denn die dritte Classe, die der Hagiographa, unterschieden sie neben dem Pentateuch und den prophetischen Büchern aus keiner andern Ursache, als weil die Bücher dieser Classe ihnen für den höchsten Zweck des Kanons minder wichtig schienen. Schon in dem alten Namen der dritten Classe כְּתוּבִים d. h. *Schriften*, γραφεῖα nach Epiphanius, woraus andern Griechen den ihnen deutlichern Namen ἁγιόγραφα machten, liegt diese mindere

Digitized by Google

Schätzung: in Mose und den Propheten spricht das lebendige Orakel Gottes, nicht ebenso in den Büchern der dritten Classe, welchen man daher zum Gegensatz des mündlichen Orakels den allgemeinen Namen *Schriften* gab. Wenn auch dieser Name sich historisch bei den Juden erst in den ersten Jahrhunderten n. Ch. findet, so weist doch auch die ältere einfachere Benennung des Ganzen nach seinen Haupttheilen *ὁ νόμος καὶ οἱ προφῆται καὶ τὰ ἄλλα* auf dieselbe Idee hin. Indefs, so gewifs es ist dafs gleich ursprünglich der Ordnung der Bücher eine Idee zum Grunde liegt: dafs alle Bücher der dritten dem Inhalte nach äufserst gemischten Classe schon bei der ersten Anlage des Kanons gesammelt waren, ist nach vielen Spuren unwahrscheinlich. Hr. H. S. 23 ff. behauptet dieses zwar nach der späten Tradition über die s. g. grofse Synagoge: aber ohne an die Bücher der Chronik zu erinnern, welche dieser Annahme im Wege stehen *), ohne jetzt den Sinn jener Tradition genauer zu untersuchen, mag es hinreichen zu zeigen, wie sehr das Buch Daniel selbst sich gegen diese Annahme sträubt. Warum steht dieses Buch gegen das Ende der dritten Classe, da es doch seinem Inhalte und Zweck nach zu den prophetischen Büchern gehört, und von den Griechischen Juden und Christen, welche die Bücher des A. T. nach ihrer Ansicht darzustellen sich erlaubten, wirklich unter diese gestellt ist? Hr. H. weifs auf diese so stark sich aufdrängende Frage keine andre Antwort, als dafs er S. 27 ff. einen Unterschied zwischen dem Buche Daniel und den übrigen prophetischen aufstellt, der von geschichtlichen Gründen ebenso sehr verlassen ist wie er in sich selbst falsch scheint. Man müsse unterscheiden, meint er, zwischen dem prophetischen *Amte* und der prophetischen *Gabe*; letztere allein komme dem Daniel zu. Die Schriften der Propheten dem Amte nach habe man unter die zweite Classe gestellt, das Buch Daniel aber, weil Daniel dem Amte nach kein Prophet gewesen, in die dritte Classe. Aber wo ist irgend im alten Hebräerthum ein solcher Unterschied sichtbar? vielmehr ist es ja ein Hauptmerkmahl des Hebräischen Prophetenthums, dafs in ihm der Geist ganz frei wirkte, nicht gebunden an einen Stand oder an ein Amt. Manche, wie Jeremia und Jesaia, widmeten freilich ihr ganzes Leben dem prophetischen Wirken, so dafs man ihnen, wenn man einmal nach den Ideen und Wörtern unserer Zeit reden will, ein prophetisches Amt zuschreiben kann, obgleich dieses immer leicht falsch verstanden werden kann, da das prophetische Wirken ganz freiwillig war, nicht wie ein Amt vom Staat übertragen, ebenso wie man den Dichterberuf doch nicht ein Amt nennen kann: aber jeder Hebräer konnte plötzlich, wenn ihn der Geist Jehovas trieb, als Prophet reden, wie der Hirt Amos, unerwartet als Prophet auftretend, selbst erklärt, dafs er weder Prophet noch ein Prophetenschüler sei (Am. 7, 14.). Warum ist also das Buch des Amos, der ausdrücklich erklärt, dafs er seinem Amte oder Geschäfte nach kein Prophet sei (Am. 7, 15.), in die zweite Classe gestellt? Ist es also überhaupt wahr, dafs die sich äufsernde prophetische Gabe schon die göttliche Berufung oder, wenn man es so nennen will, das von Gott übertragene Amt eines Propheten mit sich bringt und beurkundet, so war Daniel, wenn er überhaupt Prophet war, allen übrigen gleich; sein Buch mufste gleich den Büchern Amos und Jona unter die prophetischen Schriften gestellt werden. Nun aber das Buch gegen das Ende der dritten Classe steht, wo man es seinem Inhalte nach am wenigsten erwartet, werden wir, da auch andre Gründe für das spätere Alter dieses Buchs sprechen, in seiner Stellung einen Beweis dafür finden, dafs es gleich den Büchern der Chronik dem Kanon in einer Zeit, wo er in seinen Haupttheilen schon vorhanden war, hinten angehängt wurde.

In derselben Art, aber weit kürzer, wird am Ende S. 361 — 388. über die Integrität Zacharja's gesprochen. Dafs die letzten sechs Capitel des Buchs Zacharja's nicht von diesem Propheten geschrieben seien, leuchtet aus vielen Gründen so klar hervor, dafs die meisten neueren Ausleger diefs im Allgemeinen nicht haben verkennen können, so wahr es auch ist, dafs diese Capitel Schwierigkeiten enthalten, welche noch nicht gelöst sind, und dafs die ganze Sache noch in sehr vielen Stücken

*) Es läfst sich nämlich kein anderer Grund denken, warum die Chronik an das Ende des dritten Theils gestellt wurde, als dieser, dafs sie später zu der ganzen Sammlung hinzugekommen ist. Der Verf. findet den Grund ihrer Trennung von den Büchern Josua, Richter und Könige darin, dafs diese von Propheten geschrieben seien, nicht aber die Chronik. Damit kommt man aber nicht über eine unbeweisbare Hypothese hinaus, welcher man auch gar nicht bedarf; denn nur weil diese Bücher so viel von Samuel, von Elia und andern Propheten erzählen, rechnete man sie zu den נְבִיאִים, wie schon der Name *Prophetae priores* zeigt.

Digitized by Google

tiefere Begründung fordert. Diese Capitel dem Propheten Zacharjah abzusprechen kann man um so weniger Bedenken tragen, da sie ohne alle Ueberschrift ganz lose mit den Stücken Zacharia's zusammenhängen; die Verbindung ist deutlich keine ursprüngliche, sondern durch irgend einen Zufall oder eine zufällige Absicht späterer Leser entstanden. Einige ungegründete Zweifel oder Vermuthungen der Gegner weist auch hier der Verf. nicht ohne Glück zurück, z. B. die von neuern Forschern sehr gepriesene, aber durch einen falschen Schein blendende Vermuthung Bertholdt's, dafs der Jes. 8, 2. erwähnte Zacharjah der Verf. dieser Capitel sei: in die Sache selbst ist aber der Verf. hier sogar noch weniger als bei dem Buche Daniel eingegangen, und der letzte Grund, der ihn zur Vertheidigung der Integrität bestimmte, ist auch hier die blofse Tradition. Ref. kann es schliefslich nur aufrichtig bedauern, dafs so viele und so edle Kräfte, welche, nicht von einem blendenden und irre leitenden Lichte durchdrungen, so viel Schönes leisten könnten, für eine Sache vergeudet werden, welche weil sie der Wissenschaft oder der Erkenntnifs und Erfahrung absoluter Wahrheit abhold ist, nie mehr als negativen Nutzen stiften, und weil sie das ungetrübte Licht scheuet, weder zum richtigen Zweifeln noch zum bewufstvollen und sichern Erkennen gelangen kann.

Mit Absicht ist eben diesem Werke das *zweite* der genannten, Hartmann's Forschungen über den Pentateuch, sogleich beigeordnet, weil es als Beispiel einer der eben beschriebenen ganz entgegengesetzten Forschungsart dienen kann, welche sich aber doch noch nicht zu der wahren wissenschaftlichen Sicherheit erhebt. Hr. Dr. Hartmann ist seit längerer Zeit durch eine Reihe von Schriften aus dem Gebiete der biblisch-orientalischen Philologie und Archäologie bekannt, welchen, wenn nicht das Verdienst der Originalität, doch das einer für manche Zwecke nützlichen Sammlung und Unterhaltung zukommt. Dem Charakter der frühern Schriften entspricht auch die vorliegende vollkommen. Man findet hier eine mannigfache Gelehrsamkeit, vorzüglich eine seltene Belesenheit in neuern Schriften, aus welchen oft längere Auszüge musivisch zusammengesetzt erscheinen; ferner eine gewisse Freiheit der Forschung über das Alterthum, wo der Verf. gern den Ansichten berühmter Gelehrten folgt. Ueberhaupt kann man diejenige Art der Kritik, welche Eichhorn und seine Nachfolger durch ihr Beispiel so weit herrschend machte, in diesem Werke repräsentirt sehen; denn worin der Verf. etwa noch weiter geht, das ist nur aus der weitern Verfolgung dieser Art der Kritik geflossen. Aber indem die von der Tradition sich losreifsende Kritik sich nur auf einzelne Thatsachen oder Vermuthungen einläfst, statt das Wesen und das Ganze zu durchdringen, indem sie mehr Auffallendes sucht, und um so leichter findet, je weniger tief und sicher die Exegese ist, irrt sie nicht selten ohne Ziel und Grenze umher, und trifft nur wie zufällig das Wahre. So besinnt sich Ref. nicht, hier irgend eine durchgreifende und in sich selbst bewiesene Ansicht über etwas den Pentateuch Betreffendes gelesen zu haben; der Verf. schwankt sogar oft zwischen den von Eichhorn, Vater und de Wette gegebenen Richtungen, ohne die von Andern angefangenen Untersuchungen ihrer Vollendung näher zu bringen oder eine höhere Einsicht zu erreichen; und seine einzelnen Aeufserungen sind in der Regel von einer sichern Uebersicht des Ganzen und so von ihrer Begründung verlassen. Dafs der Pentateuch in seinem jetzigen Umfange nicht von Mose sei, wird dem Verf. zu beweisen leicht: aber sobald nun das Gegentheil bestimmter angegeben werden soll, irrt die Kritik, die vorhergehende sorgfältige Erforschung des Einzelnen und Ganzen übergehend und sich an einige wenige Stellen hängend, fast ganz rathlos herum; denn es wird gar nicht untersucht, welche Stücke sehr alt, welche alt, und welche später seien: ein so allgemeines Resultat aber, wie S. 805., dafs der Pentateuch im babylonischen Exil seine Vollendung erhalten habe, ist schon deshalb zu verwerfen, weil es blofs aus ein paar abgerissenen Worten (Deut. 28, 53. 29, 27. 30, 3 f., welche hieher gezogen werden ohne an die Möglichkeit einer Beziehung auf das Assyrische Exil zu denken, und Ezech. 22, 10. 11, als ob diese Stelle wegen der äufsern Aehnlichkeit mit Lev. 18, 8. 15. etwas beweisen könnte) entnommen ist. In den Erzählungen des Pentateuchs erblickt der Verf. zwar nicht buchstäbliche Geschichte, sondern „Sagen und Mythen", wovon eine genaue Charakteristik selbst der Titel des Werks verheifst: aber der Verf. begnügt sich fast überall zu zeigen, dafs man hier und da eine wirkliche Geschichte nicht denken könne; über die Bildung von Sagen und besonders den tiefen Sinn und ewigen Werth der meisten des Pentateuchs wird nicht geredet. Wie wenig der Stoff durchdrungen ist, zeigt auch die

Digitized by Google

Eintheilung des Werks deutlich: nachdem S. 72 – 535. von den Quellen, und S. 535 – 812. von dem Zeitalter des Pentateuchs geredet ist, wird sehr kurz noch S. 813 — 817. von dem Plane gesprochen, „der sich im Pentateuch entdecken läſst". Ich meine, von der Aufsuchung dieses hätte die ganze Untersuchung ausgehen müssen, wenn sie ihren Zweck erreichen sollte. Bei einem biblischen Buche, dessen Zeitalter und Verf. erst bestimmt werden muſs, kann die Kritik nur von dem Innern des Buchs selbst ausgehen, von der Erkenntniſs des Zusammenhangs, Sinnes und Planes des Buchs: nachdem dieses ausgemacht ist, wird erst über Zeitalter und Vf. richtig und bündig geredet werden können. Aber jenes Erste ist in diesem Werke am meisten zurückgesetzt. —

Während so das zweite der vorliegenden Werke, in dessen Analyse noch näher einzugehen sich hiernach Ref. überheben zu können glaubt, der in neuerer Zeit so sehr gepriesenen historisch-kritischen Exegese folgt, ohne die Mängel dieser zu vermeiden, und das erste durch das dunkle Gefühl solcher Mängel zu einer Verleugnung aller Resultate dieser Exegese leitet: tritt der Verf. des *dritten* oben genannten Werkes mit einer höhern und schärfern Kritik auf und verheiſst auch die Forderungen der strengern Wissenschaft zu genügen. Hr. Dr. Hitzig hat sein kritisches Talent schon durch einige Abhandlungen in der Zeitschrift: *theologische Studien und Kritiken* bewährt: in dem vorliegenden Werke, welches geringen Umfangs, aber sehr inhaltsreich und voll von Zeichen einer gründlichen Kenntniſs und seltenen Scharfsinns ist, entwickelt er seine Ideen von dem Wesen und den Forderungen der alttestamentlichen Kritik nach drei Seiten hin, so daſs die Grundsätze zugleich an einer Menge zusammenhängender Beispiele geübt und bewiesen werden. Das Buch verdient nähere Prüfung: Ref. wird nur das Wichtigste hervorheben können.

Den ersten Theil S. 1 — 112. hat der Verf. überschrieben: *Ueber geschichtliche Auslegung der Psalmen. Für positive höhere Kritik.* Der Verf., durchdrungen von der wahren Forderung und Würde der Kritik, führt hier gegen eine neuere Ausartung derselben vorzüglich den Satz durch, daſs die Kritik über Zeitalter und Verf. eines biblischen Stücks nicht bloſs das Irrige darthun, nicht bloſs zerstören und verwerfen, sondern auch, wenn sie dieses gethan, die Wahrheit positiv erstreben und statt des niedergerissenen morschen Gebäudes ein neues mit festeren Grundlagen aufführen müsse. Unstreitig ist dieses eine richtige Ansicht: denn Zweifeln und Verneinen ist nur das erste Geschäft der Kritik, und muſs, falls es ein wirklich bewuſstes und gründliches ist, schon an sich nothwendig zu etwas Positivem führen. Die alttestamentliche Kritik hatte zwar in neuerer Zeit sich frei über die Tradition erhoben, wenigstens den Grundsatz gehegt sich von ihr zu befreien: aber indem sie verlassen von sicherer Sprachkenntniſs und genauerer Exegese des Gegenstandes der Kritik sich nicht wahrhaft bemeistern und ihn nicht tief genug durchdringen konnte, artete sie nur zu sehr in ein bodenloses Zweifeln aus und konnte zu wenig mehr führen als zum inhaltsleeren Verneinen. Jetzt aber, da durch genauere Sprachkenntniſs ein festerer Grund der Exegese gelegt werden kann, ergeht an die Kritik die Mahnung, ihre Kraft auch zum Begründen und Versöhnen zu gebrauchen. Zwar ist ihr Geschäft bei dem Alten Testamente ungleich schwerer als bei der alten Indischen, Griechischen und Römischen Literatur, weil von der althebräischen weit wenigere Reste erhalten sind: aber daſs eine viel höhere Sicherheit erreicht werden kann, daſs tiefere Forschung uns immer weiter führt in der Lösung der wenn auch an sich unendlichen Aufgabe, dieses ist durch einige Versuche der neuesten Zeit schon bestätigt, und wird auch durch die Bemühungen des gegenwärtigen Versuchs erwiesen. Indem der Verf. in den Psalmen ein sehr passendes Beispiel zum Beweise seiner Kritik wählte, zeigt er zuerst, wie doch noch eine nicht unbedeutende Zahl von Psalmen auf David zurückgeführt werden kann, während der bloſs zweifelnden und negirenden Kritik kaum eines einzigen Psalmes Abkunft von David gewiſs geblieben ist; dann zu den nicht Davidischen Psalmen übergehend, weist er manche in die Zeit von Salomo bis zum Exil, welcher groſse Zeitraum der skeptischen Kritik, die die Psalmen so gern ohne genauere Unterscheidung zusammenwirft und ins Exil versetzt, als eine groſse Leere und Oede erscheint, worin wenig oder nichts gedichtet sei; er bemüht sich besonders dem Propheten Jeremias eine nicht geringe Zahl von Psalmen zuzuschreiben, und auf die Zeiten nach dem Exil herabkommend, suchte er vorzüglich noch das in neuerer Zeit bezweifelte Dasein makkabäischer Psalmen zu beweisen.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 47.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1831.

1) *Die Authentie des Daniel und die Integrität des Sacharjah. Erwiesen von Ernst Wilhelm Hengstenberg.*

2) *Historisch-kritische Forschungen über die Bildung, das Zeitalter u. den Plan der fünf Bücher Mose's, nebst einer beurtheilenden Einleitung und einer genauen Charakteristik der Hebräischen Sagen u. Mythen. Von Anton Theodor Hartmann.*

3) *Begriff der Kritik, am Alten Testamente praktisch erörtert von Dr. Ferdinand Hitzig.*

(Schluſs.)

Gewiſs, hier wird man mehr Leben finden, mehr Gefühl für den innern und wahren Sinn der Lieder, als in der alles verallgemeinernden und verflachenden Auffassung der bloſsen Skepsis. Die Psalmen sind dem allergröſsten Theile nach lyrische Ergüsse augenblicklicher Empfindungen: ihr Individuelles also richtig aufzufassen und aus der Zeit und Veranlassung zu verstehen, muſs eine Hauptaufgabe ihrer Erklärung sein. Ref. findet sich in vielen Dingen, meist nach schon vorher gehegter Ueberzeugung, mit dem Verf. völlig einverstanden *). Den dritten und vierten Psalm z. B. hat der Verf., wie ich glaube, mit vollstem Rechte David vindicirt, und das gegenseitige Verhältniſs dieser zwei Lieder wohl erkannt. Ueber den schweren 59sten Psalm verbreiten die Untersuchungen S. 57 ff. so viel Licht, als sich von einem einzelnen Forscher erwarten läſst; und wenn neuere Exegeten, weil sie Makkabäische Psalme nicht anerkennen wollen, bei Ps. 74, 9. glauben, daſs das Erlöschen der prophetischen Rede, worüber hier geklagt wird, sich schon zur Zeit des Exils denken lasse, so weist der Verf. S. 93 f. diese nach dem A. T. selbst irrige Vorstellung mit Recht zurück und dringt auf ein späteres Zeitalter dieses Psalms. Manchen Ansichten des Verfs. hat indeſs Ref. sich nicht befreunden können, und zwar gewöhnlich deswegen, weil der Verf. in seinem an sich so löblichen Streben hie und da zu weit gegangen zu sein scheint, indem er die Veranlassung eines Liedes aufs bestimmteste aus den historischen Büchern aufzuweisen sich bemühte. Aber selbst aus Davids Leben melden die historischen Bücher so wenig, sie reden über einige Theile seines frühern Lebens so kurz, daſs jeden Psalm aus ihnen zu erklären unmöglich ist. Die Vorsicht in solchen Dingen sollte desto gröſser sein, je leichter die Zweifelsucht, einige wenige Blöſsen der positiven Kritik bemerkend, darum alles wieder bezweifeln könnte. Seltener muſs Ref. auch in der allgemeinen Bestimmung des Zeitalters vom Verf. abweichen, wie Ps. 16. 17. schwerlich in Davids Zeit gehören können, Ps. 44. nicht in Usia's Zeit, sondern nach allen innern Spuren in weit spätere Zeiten; Ps. 72. auf Ptolemäus Philadelphus zu beziehen ist auch bedenklich. Und so richtig der Verf. oft erinnert, daſs man etwas Individuelles voreilig verallgemeinert und die echte Farbe der lyrischen Rede verkannt habe: scheint er bisweilen im Gegentheil die bildliche Rede der Dichter zu eng gefaſst und in dem wirklich Allgemeinen zu sehr Einzelnes gesucht zu haben, wie bei der Schilderung des Erdbebens Ps. 60., des Versinkens in den Abgrund Ps. 69., wo Ref. nur Bilder finden kann. Wer sollte aber nicht solche Einzelnheiten, wo den Verf. seine Forschungen noch nicht zu dem ganz Sichern geleitet haben, bei der Betrachtung so vieler andern tiefen und wahren Bemerkungen leichter übersehen, welche hier zuerst geboten werden? Der zweite Theil S. 113—174. führt die Ueberschrift: *Textesreinigungen. Für negative und Wortkritik.* Wenn wir vorher den Verf. in der Aufsuchung

*) Vgl. die Recension von de Wette's Psalmen, in Nr. 45. dieser Jahrb.

Digitized by Google

der Veranlassung, des Zeitalters und Verfs. eines Stückes die historische Kritik üben sahen, so zeigt er sich jetzt in der Untersuchung des ursprünglichen Textes und dem Aufspüren und Verwerfen der in den Text gedrungenen Fehler nicht minder geübt und kundig. Er behandelt diesen Gegenstand, dessen Gebiet so unbegrenzt ist, mit einer gewissen Ordnung, so dafs er von den geringsten Fehlern der Masorethen und Abschreiber bis zu den uralten Fehlern und Glossen des Textes aufsteigt. Es ist bekannt *), wie neuere Gelehrte, nachdem sich die mit Unkenntnifs gepaarte Conjekturensucht des Textes bemächtigt und die Exegese so unsicher gemacht hatte, nun im Gegentheil zu dem Glauben zurückkehrten, dafs der Text des A. T. nach den jetzigen Ausgaben unverdorben und die masorethische Recension von unfehlbarem Ansehen sei. In Vergleich mit andern Büchern gleichen Alterthums ist freilich der biblische Text A. T. verhältnifsmäfsig sehr fehlerfrei auf unsre Zeiten gekommen, und die Bemühungen der Masorethen müssen mit Dank anerkannt werden: aber wenn man sich fürchtete irgend einen Fehler im Text anzuerkennen, ungeachtet den Masorethen Unfehlbarkeit zuzuschreiben Niemandem im Ernst beikommen kann, und ungeachtet der Text vor der Zeit der Masorethen und der Sammlung des Kanons schon bedeutende Fehler und Glossen erhalten haben kann; wenn man das Auffallende und Unerklärliche im Texte lieber durch falsche Gründe beschönigen als anerkennen wollte, so konnte ein so unkritisches Verfahren von dem Sinne des Textes nur immer weiter abführen und verjährte Irrthümer immer gefährlicher machen, da ein Irrthum in diesen historischen Dingen so leicht eine Menge anderer erzeugt. Der Verf. beweist dagegen die Rechte, welche auch hier der echten Kritik zukommen, durch eine Menge von Wörtern und Stellen, in welchen nach seiner Meinung ein Fehler, wenn auch oft ein uralter, anzuerkennen ist. Die Beispiele sind meist alle neu und ausgesucht, und es zeigt sich hier der tief eindringende Scharfsinn des Verfs. oft im schönsten Lichte. Wenn z. B. die Ausleger zu Num. 22, 33. das Unmögliche behaupteten, dafs אוּלַי *vielleicht* hier bedeute *wenn nicht*, so dringt der Verf. darauf, dafs man hier einen alten Schreibfehler anerkennen und לוּלַי lesen müsse. Auch darin stimmt Ref. nach längst gehegter Ueberzeugung dem Verf. vollkommen bei, dafs Gen. 23, 5. 15. statt לוֹ vielmehr das schwere, von den Masorethen verkannte לוּ (*utinam!*) zu lesen und zum folgenden Gliede zu ziehen sei. Die vom Verf. zuerst vorgebrachte Bemerkung S. 136., dafs א, wenn es am Ende des vorigen und am Anfang des folgenden Worts stehen sollte, oft in der alten Schrift nur einmal geschrieben wurde, liefse sich aus Fällen im Arabischen, wie يايها für يا ايها, noch weiter begründen. Zwar wird man nicht sogleich in allen Emendationen dem kühnen Kritiker folgen können, wie z. B. Ref. die zu Gen. 27, 34. vorgeschlagene *) nicht vollkommen zu billigen sich getraut: aber selten wird man eine Stelle vom Verf. angefochten finden, wo nicht wirklich eine bedeutende Schwierigkeit wäre, so dafs sein Versuch wenigstens den Exegeten aufmerksam machen und auf eine richtigere Einsicht leiten kann. Dahin wird die Wortkritik uns wohl immer mehr führen, dafs wir einsehen, wie manche Stücke in einem sehr reinen und fehlerfreien Texte in den Kanon des A. T. kamen, wie unter andern das Buch Hiob in einer sehr guten Abschrift erhalten sein mufs; andere aber in einem schon bedeutend unreinen und verdorbenen Texte, wie Ps. 73. Jes. 13. 14. Zach. 6. Bis in diese Zeiten vor der Sammlung des Kanons hinaufzugehen darf sich die Kritik nicht scheuen: denn gerade die schwierigsten Aufgaben der Kritik können nur durch dieses Zurückgehen in die älteste Zeit gelöst werden. Eben in der ältern Zeit, bevor der Kanon heiliger Schriften gesammelt und fest geschlossen war, herrschte die gröfste Freiheit in der Behandlung des Textes, welche nur derjenige wohl begreifen und würdigen kann, der sich mit den Handschriften anderer orientalischer Völker vertraut gemacht hat. Aehnlich herrschte in der ältesten Zeit des Islams die

*) Vgl. unter andern die Recension der *grammatica hebraea* von Roorda in Nr. 106. dieser Jahrb.

*) Der Verf. will hier lesen: וְאֹתָם רְכַרְתִּי גַּם בָּרוּךְ *und ich segnete ihn auch*; darauf וְהָיָה (statt וַיְהִי) als Uebergang zum Folgenden. Aber dafs, im Pentateuch besonders, וְהָיָה für וַיְהִי stehen könne, beweisen Stellen wie Gen. 15, 6. 1 Sam. 1, 6. 27, 9. nicht: an letzterer Stelle ist die Rede von einer *dauernden* Handlung. Auch steht der Satz: *er wird auch gesegnet sein!* hier am rechten Ort und kann nicht vermifst werden; dafs endlich blofs גַּם und nicht וְגַם gesagt ist, kommt von der Kraft der Interjection.

Digitized by Google

gröfste, in Willkühr ausartende Freiheit über die Abschrift des Korans, bis der rauhe Osman die Varianten durch einen Gewaltstreich zerstörte, welchen das A. T. zum Glück in dieser Art nicht erfahren hat.

Im dritten Theile S. 175—206. spricht der Verf. *über die Zeiten des Königes Josua und seiner Nachfolger*, um an diesem Beispiele seine Art der Kritik der Geschichte zu zeigen. Das Beispiel ist glücklich gewählt, da die Periode des endlichen Sturzes Jerusalems schon an sich, auch zur Erklärung mancher Psalme und Orakel, sehr wichtig ist, und durch eine reichere Fülle von Nachrichten verschiedener Art der Aufklärung fähiger als so viele andre. Durch genauere Vergleichung der Griechischen Berichte des Herodot und Berosus, so wie durch das sorgfältige Studium des für diesen Zweck noch nicht genug benutzten Buchs des Jeremias ist hier manches in seinen richtigen Zusammenhang gebracht, manches klarer und gewisser geworden. Die Zerstörung Ninives setzt aber der Verf. aus unrichtiger Combination zu spät ins Jahr 597, wie Volney schon gethan hatte. —

Noch viele beachtenswerthe Gedanken des Verfs. verdienten hervorgehoben zu werden, wenn uns nicht der Raum beschränkte. Besonders häufig durch das ganze Buch zerstreut sind grammatische Erörterungen schwererer Fragen. In der grammatischen Richtung folgt der Verf. dem kritischen Verfahren, welches sich in unserer Zeit seine Rechte erworben hat, mit einer Selbstständigkeit jedoch, welche die Kritik von selbst fordert. Solche Proben alttestamentlicher Kritik und Exegese, wie sie der Verf. hier gegeben hat, worin sich eine so genaue Bekanntschaft mit dem Inhalt und Sinn der verschiedensten Stücke des A. T., eine so gründliche und reiche grammatische und historische Kenntnifs, und ein so klares Bewufstsein von den wahren Forderungen der Kritik zeigt, lassen noch viel Vortreffliches mit Sicherheit hoffen. Auch der kritische Scharfsinn des Verfs. wird gewifs, wenn er vielleicht die Hülle einer den weniger Geübten leicht verletzenden Kühnheit wird abgestreift haben, allgemein Anerkennung finden.

G. H. A. Ewald.

XXXIII.

Altfranzösische Grammatik, worin die Conjugation vorzugsweise berücksichtigt ist. Nebst einem Anhang von alten fabliaux et contes u. s. w. Von Conrad von Orell, Lehrer in Zürich. Zürich bei Orell, Füfsli u. Comp. 1830.

Verstehen wir unter Grammatik eine innere Geschichte der Sprache, die von einem bestimmten Entwicklungsprincip ausgehend den ganzen Sprachstoff in seinem organischen Zusammenhange darzustellen sucht, so gehört eine solche Geschichte auf die Französische Sprache angewandt zu den fruchtbarsten und lehrreichsten Untersuchungen auf dem gesammten Europäischen Sprachgebiete. Während wir einen Theil der Sprachen nur in dem Zustande der Stetigkeit kennen, wie er uns in gebildeter Literatur entgegentritt, so dafs wir über ihre frühere Lebensperiode auf historischem Wege nicht zur Einsicht zu gelangen vermögen, kann dagegen bei der Französischen Sprache, wie bei verschiedenen andern, recht eigentlich von einer Geschichte die Rede sein: wir erblicken hier einen fortschreitenden Organismus, und es ist die richtige, allerdings mit eigenthümlichen Schwierigkeiten verbundene Aufgabe der *Alt*französischen Grammatik, die Gesetze, nach welchen sich jener Entwicklungsprocefs gestaltet hat, so wie diesen selbst in seinen zeitlichen und örtlichen Beziehungen nachzuweisen, da wir eine zwecklose Willkühr in der Sprachbildung als vernunftwidrig nicht anerkennen dürfen. Nirgends aber scheint uns eine solche nach Zeit und Ort möglichst scheidende und ordnende Methode mehr nothzuthun, als in einer Sprache, wie der Altfranzösischen, die einen solchen Ueberflufs an Flexions- und Wortformen darbietet, dafs sich nothwendig die Vorstellung eines chaotischen Zustandes, einer gänzlichen Verwirrung und Verwilderung damit verbindet. Denn welchen Eindruck können anders die gleichbedeutenden grammatischen Formen *ameve*, *amoue*, *amoe*, *amowe*, *ameie*, *amoie*, *amoy*, sämmtlich aus *amabam*, hervorbringen, oder die dem Wörterbuch angehörigen *ex* und *iauls* von *oculus*, daneben aber noch *els*, *euls*, *eus*, *eux*, *euz*, *oels*, *oes*, *ielx*, *iex*, *yes*, *yex*, *ieus*, *ieux*, *ials*, *iax*, *iaux*, *iauz*, *iox*, *oils*? Es wird niemand einfallen, der den Zweck der Sprache einigermafsen im Auge behält, alle diese Bildungen, von welchen mehrere allerdings der schwankenden Orthographie zuzuschreiben sind; als *einer* Zeit und *einem* Orte angehörig zu betrachten. Dafs Formenreichthum Mundarten voraussetzt, ist ein Satz der allgemeinen Grammatik, des-

Digitized by Google

sen Anwendung gefordert werden kann, da die Ansicht der Struktur einer Sprache grofsentheils dadurch bedingt wird. Wir dringen also auf Unterscheidung der Mundarten, sollte diefs auch nur in allgemeinen Umrissen geschehen, da allerdings einer speciellen auf alle Formen angewandten Scheidung oft unüberwindliche Hindernisse entgegenstehen; allein eine allgemeine Charakteristik derselben, mit der Buchstabenlehre verknüpft, würde einen wesentlichen Bestandtheil der Altfranzösischen Grammatik ausmachen. Es versteht sich, dafs, wer nach dieser Methode verfährt, sich einer peinlichen Vollständigkeit in Aufzählung aller Nebenformen überheben kann, da er den Leser in den Stand setzt, sich einen Theil derselben selbst zu konstruiren oder zu erklären; wer dagegen ohne jene Elemente — Buchsaben- und Dialektlehre — sich mit dem Sammeln aller möglichen Formen begnügt, welche die Litteratur darbietet, der wird auch bei dem angestrengtesten Fleifse seine Aufgabe nie befriedigend lösen.

Wenn wir nun zu der Grammatik des Herrn v. Orell uns wendend nicht umhin können zu bemerken, dafs sie den eben angedeuteten höhern Foderungen nicht völlig entspricht und uns den Organismus der Sprache nicht gehörig zur Anschauung bringt, so legen wir dagegen mit Vergnügen das Zeugnifs ab, dafs sie in praktischer Beziehung, als Hülfsmittel zum Lesen der Schriftsteller, sich als eine tüchtige und fleifsige Leistung empfiehlt, und wenn auch der Verf. keine Darstellung der Buchstabenverhältnisse voranschickt, so macht er doch im Einzelnen öfters auf den Uebergang der Laute und besonders, was wir nicht genug billigen können, auf die ältesten Flexionsformen aufmerksam; mit vorzüglichem Fleifse ist das Verbum behandelt. Wir setzen die Frage bei Seite, inwiefern eine Deutsch geschriebene Grammatik der durch eine reiche und selbständige Litteratur wichtigen Altfranzösischen Sprache, jetzt, da wir von dem verdienten Raynouard eine historische Grammatik der Französischen Sprache überhaupt erwarten, ein zeitgemäfses Unternehmen genannt werden kann, und kümmern uns, wie billig, nur um den innern Werth des mit vieler Liebe für die Sache ausgearbeiteten Buches. Es ist diefs zwar nicht die erste Grammatik dieser Mundart: schon Raynouard hatte in seiner *Comparaison des langues de l'Europe latine* diejenigen Formen der ältern Französischen Sprache aufgestellt, die sie mit dem, was er romanisch nennt, gemein hat, allein Hr. v. Orell hat ganz unabhängig gearbeitet, so dafs wir jene fragmentarische Sprachlehre nicht einmal die erste Grundlage der seinigen nennen dürfen. Roqueforts sehr flüchtigem Glossar thut er zu viel Ehre an, indem er es an zahlreichen Stellen berichtigt; was man übrigens mit der Grammatik in der Hand ausrichten kann, zeigt sich S. 80. recht überraschend, wo ein von Roquefort aufgeführtes Substantiv *ouren*, das *operarius* bedeuten soll, als ein Verbum (*ourent - habuerunt*) nachgewiesen wird, und so ist das Buch durchweg reich an gründlichen Berichtigungen. Von dem nun, was wir nach dieser allgemeinen Würdigung desselben anzumerken hätten, wollen wir einiges einer kurzen Zusammenstellung verschiedener, die alte von der Neufranzösischen Sprache unterscheidender Einzelheiten anknüpfen. Zuvor aber bemerken wir noch zwei Punkte. Erstlich sehen wir von dem Verf. zuweilen die regressive Methode angewendet, wodurch, wiewohl diefs gewifs seine Meinung nicht war, in dem Leser der Eindruck entstehen kann, als sei die ältere Sprache gewissermafsen eine Anomalie der neuern. Zweitens ist der Mangel an Deklinations- und Conjugationstabellen sehr empfindlich, da man nicht überall im Stande ist, sich aus den mitgetheilten Belegstellen selbst dergleichen zu entwerfen.

Der Artikel bietet folgende Hauptformen dar:

Masc. Sing.	*lo, li, le.*	*Fem. la, li, le.*
Plur.	*li, les.*	*li, les.*

In dem Gebrauch dieser Formen, deren Menge die Deutlichkeit nicht beeinträchtigt, da Numerus und Casus in sich selbst genügend unterschieden werden, lassen sich einige Feinheiten erkennen: in der Regel z. B. beschränkt sich der männliche Plural *les* auf Substantiva, die in *s* endigen, und es ist also nicht richtig, wenn der Verf., diese Regel nicht fühlend, für den Nominativ Plural das Paradigma *les bon mur* aufstellt; zwar würde er einige Fälle für sich anführen können, (bei Villehardouin p. 213. steht einmal *les chevalier* statt *li*), allein diese vermögen die Regel nicht zu entkräften.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 48.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1831.

Altfranzösische Grammatik, worin die Conjugation vorzugsweise berücksichtigt ist. Nebst einem Anhang von alten fabliaux et contes u. s. w. Von Conrad von Orell.

(Schluſs.)

In der Flexion des Substantivs haben sich beim Masculin schätzbare Trümmer der Lateinischen Declination erhalten, die Unterscheidung nämlich des Nominativs und Accusativs, theils nach dem Muster der zweiten Declination durch ein *s* (Nom. *murs*, Acc. *mur*, Plur. Nom. *mur*, Acc. *murs*), theils nach dem der dritten durch Accentversetzung (*emperéres*, *empereór* aus *imperátor*, *imperatórem*. Der Vf. ist über diesen Punkt zu kurz: er führt zwar viele in den Bildungssylben *eres* flektirte Wörter an, übergeht aber fast alle Wurzelflexionen, wie *liérres* (Dieb) Acc. *larrón*, *niéz* (Neffe) Acc. *nevón* (*Tristan* 422, 267.) und das wichtige *sires*, Acc. *seignór**), in dem aber beide Formen schon vermengt erscheinen (vgl. *Trist.* 223, *Rou* 8534, *Thib. p.* 71., *Instit. de Littleton p.* 16., *Fabl. II.* 166. 338.), was auch bei *ancestre*, *ancessor* statt findet (*Rou* 2995, *Fabl. I.* 173. u. oft). Merkwürdig ist *Karles*, Acc. *Karlon* oder *Challon*, *Pierres*, Acc. *Pierron*, gleichsam aus Lateinischen *Carolus Carolonem*, *Petrus Petronem* hervorgegangen. Das Neufranzösische folgt meist der Accusativform; aus den beiden Casus *sires* und *seignor* aber hat es zwei verschiedene Wörter gebildet. Aehnlich verfuhr schon die alte Sprache mit dem Genus lateinischer Substantiva, indem sie ihnen ein doppeltes Geschlecht beilegte und neue Formen darnach schuf, z. B. *rain* und *rame* aus *ramus*, *fueil* und *fueille* aus *folium*, und was ursprünglich nur Wirkung einer Unentschiedenheit war, wurde nachher Ursache neuer Bedeutungen, und so heiſst schon im Altfranzösischen *fueille* Laub, *fueil* Blatt eines Buches (vgl. *Thib.* 38., *Fabl. II.* 208.). Hr. v. O. übergeht zwar diese Lehre von den *Heterogeneis*, der wir eine sorgfältige Ausführung gewünscht hätten, entschädigt uns aber durch einen belehrenden „Excurs über Hauptwörter, die ihre Bedeutung verändert haben".

Das Adjektiv besitzt noch die alten Comparativa *mieldre*, *pire*, *maire* (*Abrahams Brut. p.* 76.), *mendre*, *graindre* mit ihren Accusativen *meillor*, *peor*, *maior*, *menor*, *graignor*; das Neufranzösische hat auch hier wieder bald die Nominativ-, bald die Accusativform gewählt. Der Verf. aber unterscheidet dieſsmal wenig, wenn er sagt, man fände *menor* neben *meindre*, *meillor* neben *mieldre*. Auſser den obigen führt er noch an *ancianor*, älter, *juvenor*, *forçor*, zu welchen besondre Nominativformen unsers Wissens fehlen, die eigenthümliche Bildung *plusor* findet sich unter dem Pronomen aufgeführt, *hautor* aber (*Trist.* 3002.) vermissen wir.

Wir haben uns bei den zahlreichen Formen des Pron. person. nicht auf, die der Verf. fleiſsig zusammengetragen — doch fehlt *tu* als Accus. und *lié* für *lui* (häufig im *Rou*) — und bemerken nur als unterscheidend für die Altfranzösische Sprache die Contraktionen *ges*, *nes*, *ses* u. a. aus *je les*, *ne les*, *si les*, worin das *l* vokalartig zerfliesst. Beim Possessiv findet noch die oben bemerkte Unterscheidung des Nominativs und Accusativs statt, wie in *mes*, *mon*, welche Formen sich noch jetzt in *messire* und *monsieur* erhalten haben. Die der heutigen Sprache fehlenden Pronomina sind: *cel*, *cestui*, *cul*, *âl* (*alind*), *ququant*, *nus* (aus *ne una*), *nessun*, *pluriex*. Bemerkenswerth ist *qui* in der Bedeutung „wenn man": *c'est un vain estude qui veult*, „eine vergebliche Arbeit, wenn man will". Diesen elliptischen Gebrauch des Relativs zeigen auch verschiedene andre Sprachen, vielleicht schon das Lateinische, häufig das Provenzalische (*Rayn. I.* 237.), das Portugiesische (*da lindeza vossa, dama, quem a ve, Camoens.*), das Mittelhochdeut-

*) Eigentlich ist *sires* der Nomin. von *sieur*; von *seignor* lautet er *seindre*, das kaum vorkommt.

Digitized by Google

sche (*swer iuch mit lère bestât, deist ein verlorn arbeit. Jwein* 202. — *Wie wiz der biderben herze sint, der si wil umbe kèren. Walther* 35, 36.), und noch jetzt sagen wir: „eine schöne Geschichte, wer sie glaubt".

Das Verbum *estre* (von *esse*, keineswegs von *stare* abzuleiten) ist an einigen Stellen schon defektiv und leiht Tempora von *estêr* (*stare*). Doch hat sich erhalten vom Imperfekt: *ere, ert, erent* (*eram, erat, erant*), vom Futur: *iere, iert, ierent* (*ero, erit, erunt*); das alte Imperfekt lebt noch jetzt in Dialekten fort; s. *Oberlin sur le patois lorrain p.* 112.; Stalders Landessprachen 341. Nicht bemerkt hat der Verf. eine Art periphrastischer Conjugation, *aver* mit dem Particip Perfekt verbunden: *le me ayez contee* d. i. *le me contez* (*Beck. Fierabr. p. X.* 879.), *estre* mit dem Präsens: *soit aidanz* d. i. *aide* (*Thib.* 139.).

In den Partikeln ist das Neufranzösische sehr verarmt: eine Menge alter einfacher Ausdrücke mufsten neuen zum Theil weitläuftigen und geschmacklosen Bildungen weichen. Man betrachte folgendes kleine Verzeichnifs erloschener oder veralteter Partikeln: *adés, alques, altresi, ans, antan, buér, estre, giere, iluec, jouxte, jus, leur, lez, lués, mar, mon, mult, nes, nonques, o, oan, onques, ore, porvec, prop, prou, puér, sempres, sus* (auf), *tempre, tres* (hinter), *ui, viaus, voire.* Dem Verf. fehlen *o*, ja (*il ne respont ne o ne non. Renart* 21790.), *chiés, tres, por, voire* u. a. und in der Angabe der Bedeutung, so wie in der Ableitung ist er nicht immer genau noch glücklich, wie eine Reihe von Beispielen mitunter zeigen wird.

Alques bedeutet weder *alors* noch *aussi*, wie freilich die Glossarien behaupten, stammt weder von *aliquando*, noch *aliquoties*, sondern von *aliquam* und hat dieselbe Bedeutung „ziemlich", der Ton liegt auf der ersten Sylbe, daher es auch in *auqs* synkopirt wurde (*Rou* 2510.). Demnach heifst: *qui alques traist as murs sun pere* (*Rou* 7455.) „der seinem Vater ziemlich nachschlug"; *si estoit en cele saison, que les eves sont auques lées* (*Fabl. II.* 90.) „es war in der Zeit, wo die Wasser ziemlich breit sind"; wie könnte man es hier mit *alors* oder *aussi* ausdrücken? Vgl. noch besonders *Villehard.* 381.: *les menuz, qui ne valoient gaires .... et les autres, qui auques valoient:* „die Geringen, die nicht viel galten, und die andern, die etwas galten". — *Avec* scheint von dem altromanischen *à* (mit), und *oc* (diefs) mit in *ue* umlautendem *o* (*auec*) abzustammen; so auch *porvec* (deifswegen) von *por oc; illuec* nicht von *illuc*, da seine zweite Sylbe betont ist, sondern von *illo loco.* — *Buer* mag wohl von *bona hora* abzuleiten sein, wie *mar* von *mala hora.* — *Diva* ein Ausruf der Beschwörung steht mit *dea, diva* (Mutter Gottes) in keiner Verbindung, da, wie der Vers: *tien le divá, tien le divá* (*Ren.* 23841.) beweist, der letzten Sylbe der Ton gebührt. — *Donc* kann nach der Schärfe der etymologischen Regel nur von *de unquam* herkommen: der Zeitbegriff hat vielleicht durch das hinzugetretene *de* eine nähere Bestimmung erhalten; es bedeutet „dann". — Neben *en* (davon) soll nach Einigen auch *ne* stattgefunden haben; unser Verf. bezweifelt diefs, und allerdings sind die bis jetzt angeführten Stellen nicht streng beweisend. Der unmetrische Vers: *que l'ewe ne perde sa freidor* würde sich durch die Emendation *l'ew'en* herstellen lassen. Doch darf nicht verschwiegen werden, dafs in neueren Mundarten jenes bestrittene *ne* noch vorkommt; s. *Oberlin pat. lorr. p.* 105. — *Entre* mit folgendem *et* hat die auch von dem Verf. bemerkte Bedeutung „zusammen", wobei es seine Wirkung auf den Casus beibehält, so dafs: *entre lui e son compaignon vienent* wörtlich bedeutet: „zwischen ihm und seinem Gefährten kommen sie", dem Sinn nach: „er und sein Gefährte kommen". Aehnlich ward in der mittleren Latinität *inter* mit folgendem *et* in der Bedeutung „sowohl — als auch" gebraucht, was noch beim Italien. *tra* geschieht. Das Galische *eadar* (zwischen) wird in demselben Sinne gesetzt. — *Lués* (sogleich) kann keine Schwierigkeit machen: es ist das Provenzalische *luec*, das Spanische *luego* von *locus.* — *Mun*, eine Partikel, die sich überall mit „gewifs, genau" übersetzen läfst, wird von *modo, num, omnino* u. d. gl. abgeleitet; der Verf. denkt an die Deutsche Interjektion „mein" und an *imo.* Man sollte beim Etymologisiren doch auch die wissenschaftliche Gränze halten, um die Sache nicht gar verdächtig zu machen. — *Ne* (und nicht) kann nicht gleichbedeutend mit *et* gebraucht werden; es steht nie affirmativ, sondern nur in der unbestimmten oder negativen Aussage so wie in dem direkten und indirekten Fragsatz, und das angeführte Beispiel: *des que diez fist Adan ne Eve* ist mit dem folgenden eine Negation enthaltenden Vers: *ne fu aferes si deffez* zu ergänzen. Eigentlich inhärirt dieser Partikel der Begriff des Zweifels und erst in Verbindung mit einer Negation oder einem Füllwort wird sie negativ. — *A oés*, eine meist

Digitized by Google

in Urkunden, doch auch in Gedichten, vorkommende adverbialische Redensart entspricht dem Provenzalischen *a obs* (zum Vortheil), und drückt in den Gesetzen Wilhelms des Eroberers das Lateinische *ad opus*, *ad usum* aus (*cap.* 3.). Es wird also unrichtig mit *a son gré* übersetzt. — *Ore*, *ores*, von Hrn. v. O. durch „jetzt" erklärt, hat doch auch zuweilen die Bedeutung „damals", z. B. *quel cort tint ore Asverus* (*Bible Guiot* 276.); *ki ores ert de grant poissance* (*Rou* 341.) und öfter. — Das dem Verf. fehlende *par*, zur Verstärkung dienend, und gewöhnlich mit *mult*, *tant*, *trop* verbunden, z. B. *tant par est sages* „so sehr weise ist er", erinnert an das Lat. *per* in *permagnus*. Im *Rou* findet sich einigemal die Schreibung *part* (4411; 11276.), wobei doch wohl an das Provenzalische *part* (über) nicht zu denken ist, wiewohl *très* (sehr) ähnlich aus *trans* entstand. — *Puér* (fort) wünscht der Verf. einer nähern Prüfung unterworfen zu sehen. Mit dem Worte hat es seine Richtigkeit, es ist das Provenzalische *pôr* (*Rayn. III.* 408.) und stammt offenbar von *porro*. — *Quar* kommt in der Bedeutung „doch", nicht allein beim Imperativ, sondern auch beim Optativ vor: *quar Renart ne me lesse vivre* (*Ren.* 9996.) „liefse mich R. doch nicht leben"! *quar vos eust li lox mengiez* (*Fabl. II.* 144.) „hätte euch doch der Wolf gefressen"! — *Sempres* heifst auch „sogleich"; der Verf., diese Bedeutung nicht anerkennend, schreibt *s'emprès* (nachher), allein in den *Vers sur la mort* (pag. 12. Zeile 19.) fällt es in den weiblichen Versabschnitt: *et il lor fera sémpres*, und eben hier bedeutet es „sogleich", wodurch die Frage entschieden wird.

Fr. Diez.

XXXIV.

Ueber die Natur und Behandlung der Krankheiten der Tropenländer durch die medicinische Topographie jener Länder erläutert nebst der in den Tropenländern zur Verhütung derselben zu beobachtenden Diätetik. Nach den besten ältern und neuern Quellen in geschichtlicher, litterärischer und medicinisch-praktischer Hinsicht für Aerzte und für diejenigen, welche nach den Tropenländern reisen bearbeitet von Dr. Moritz Hasper, aufserordentlichen Prof. auf der Universität zu Leipzig Leipzig bei C. H. F. Hartmann 1831. *Theil* 1. *XXXII. u.* 521 *S. Th.* 2. *XIV. u.* 776 *S. gr.* 8.

Für den, der es unternimmt die Geschichte der Krankheiten in den Tropenländern zu schreiben, ist es unerläfslich, die Einflüsse aufzusuchen, die denjenigen Eigenthümlichkeiten, die wir in der Form und dem Verlaufe der daselbst häufig vorkommenden Krankheiten beobachten, bedingen. Sind nun die Erscheinungen aufgefunden, die sich als abweichend von denen darstellen, die man in ähnlichen Krankheitsformen der Länder, die von dem Aequator weiter entfernt liegen beobachtete, so mufs sich nothwendig die Aufmerksamkeit auf die Beantwortung der Frage richten, wodurch werden diese Abweichungen bedingt? Selbst dem nur oberflächlich Beobachtenden stellen sich eine Menge Erscheinungen dar, die wir in den Ländern der gemäfsigten Zonen entweder gar nicht, oder nur in gewissen Perioden, oder von geringerer Energie wieder finden. So werden in den Pflanzen der Tropenländer vielfältig Säfte ausgebildet, die theils höchst belebend, theils höchst schwächend auf den menschlichen Organismus einwirken, selbst die innere Lebenskraft desselben unmittelbar zerstören. So pflanzen sich daselbst eine Menge Thiere fort, die theils durch ihre aufserordentliche Stärke und Wildheit, theils durch mehr oder weniger verletzende, selbst tödtliche Bisse und Stiche, theils durch ihre aufserordentliche Menge, wenn schon einzeln unschädlich, theils durch ein hinterlistiges fast unsichtbares Einschleichen in die Haut, den menschlichen Organismus anfallen, verletzen, verwunden, mit giftigen Stoffen schwängern, und so die normale Thätigkeit desselben mehr oder weniger stören, auch wohl völlig aufheben. So entwickeln sich in der Atmosphäre Stoffe aus dem Erdboden auf den der Mensch zu athmen gezwungen ist, steigen begünstigt durch die hohe Temperatur empor, erhalten sich bald kürzere, bald längere Zeit darin aufgelöst, die krankmachend auf Einzelne, oft auf Viele einwirken. So giebt die grofse Verschiedenheit der Temperatur, die zwischen der Tages- und Nachtzeit besonders bei heiterm Himmel bemerkbar ist, nur zu oft Gelegenheit, dafs die unmerkliche Ausdünstung bei denen, die sich derselben unbesorgt und ohne Vorsicht überlassen unterdrückt wird, und dafs hierdurch Krankheiten mancherlei, selbst eigenthümlicher

Digitized by Google

Formen entstehen; sei es in Folge einer anderweitigen Ablagerung dieses zur Ausscheidung bestimmten Stoffes, oder weil die Sympathie der Haut-Thätigkeit mit den innern zur Erhaltung der Gesundheit nothwendigen Funktionen gestört wurde. So muſs der Einfluſs von groſser Wichtigkeit auf das körperliche Wohlbefinden sein, wie die Menschen tropischer Gegenden die Zeit der Arbeit und Ruhe eintheilen, wie sie ihre Wohnungen einrichten, theils durch Nothwendigkeit gezwungen, theils durch Ideen gröſserer Annehmlichkeit der durch die Mode gebotenen Nachahmung bestimmt, theils geleitet durch vorgefaſste, nur zu oft hypothetische, oder völlig unrichtige Ansichten um sich gegen die herrschenden Krankheiten zu schützen. So genieſsen die Menschen Nahrungsmittel, sei es aus Nothwendigkeit, oder aus Wahl und Neigung, die entweder zu kräftig und reizend, oder des Uebermaſses wässerichter Säfte wegen erschlaffend auf den Darmkanal einwirken, und so Anlage zu Krankheiten, oder Art und Form derselben bestimmen u. s. w. Diese und mehrere Eigenthümlichkeiten ähnlicher Art werden wir gezwungen, welchen Weg der Untersuchung wir auch einschlagen, von der Stellung des Theils der Erde, der zwischen den Wendekreisen liegt, zu der Sonne abzuleiten. Hiervon ist eine nothwendige Folge, gröſsere und daurendere Erwärmung der Atmosphäre und des Bodens, schnellere und vollkommenere Entwickelung der Produkte desselben, gröſsere hierdurch bedingte Stärke und Lebhaftigkeit der Thiere, schnellere und oft ins Zahllose zunehmende Vermehrung einzelner Geschlechter, und endlich vergröſserte Thätigkeit in allen thierischen Organen, oft bis zum krankhaften gesteigert, oft durch ein Uebermaſs derselben zur Erschlaffung führend und dies besonders in den Organen, die den Einwirkungen der Sonnenstrahlen unmittelbar ausgesetzt sind, wie Haut, Lungen und Kopf.

Hier hat der Schriftsteller, der über die Eigenthümlichkeiten der Krankheiten in den Tropenländern seinen Lesern ein wahres Bild entwerfen will, das Princip, das seine Untersuchungen leiten, regeln, bestimmen muſs. Nur auf diesem Wege kann Einheit und Harmonie in das Gemälde kommen. Alle Einflüsse die belebend oder beschränkend auf den menschlichen Organismus einwirken, und so Anlage zu Krankheiten, und die Form derselben bestimmen, werden durch die Kraft der gröſseren Sonnenwärme geregelt. Der menschliche Organismus gehorcht in allen Regionen unserer Erde denselben psychischen und physischen Gesetzen; die Verschiedenheit der Aeuſserungen seiner Thätigkeit hängt allein von den Einflüssen ab, die von Auſsen auf ihn einwirken, von ihrer Art und Stärke, und folglich auch die Verschiedenheit die wir in der Form und dem Verlaufe der Krankheiten unter den verschiedenen Himmelstrichen bemerken.

Dies nur in wenigen, und bekannten Zügen entworfene Gemälde als nothwendige Richtschnur bei der Darstellung der Krankheiten in den Tropenländern als richtig vorausgesetzt frägt man mit Recht: hat unser Verf. seine Darstellung in allen Einzelnheiten auf dies Princip bezogen? Man kann sich nicht berechtigt halten diese Frage bestimmt zu bejahen. So reichlich und fleiſsig die Beobachtungen, Bemerkungen, Meinungen und Hypothesen aus vielen Schriftstellern, die über die Krankheiten dieser Gegenden, über deren Ursachen, Verlauf, Heilung und Vorbauung nach eignen und fremden Beobachtungen geschrieben haben, auch zusammengestellt sind; wir vermissen nur zu oft den Faden, der das Einzelne vereinigt, und in dem Leser einen befriedigenden Total-Eindruck zurück läſst. Die Einmischung vieler dem Gegenstande fremdartiger Bemerkungen und Schilderungen; öftere Wiederholung; eine ermüdende Breite der Darstellung, eine Menge allgemein bekannter, oft wahrhaft trivialer Bemerkungen thut dem vielen Guten, Schätzbaren, mühsam zusammengesuchten, was die Schrift enthält, groſsen Abbruch. Wie weit höher steht dagegen das klassische Buch von Johnson (*the influence of tropical climates on European constitutions*), was unser Verf. groſsen Theils seinem Werke einverleibt hat. Zwei durchgreifende Gedanken beherrschen die eignen und fremden Bemerkungen dieses musterhaften Schriftstellers in allen ihren Einzelnheiten: die Wirkung der tropischen Sonne, und die Sympathie der Haut und Lungen mit den innern Organen des menschlichen Organismus.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

No. 49.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1831.

Ueber die Natur und Behandlung der Krankheiten der Tropenländer durch die medicinische Topographie jener Länder erläutert nebst der in den Tropenländern zur Verhütung derselben zu beobachtenden Diätetik. Nach den besten ältern und neuern Quellen in geschichtlicher, litterärischer und medicinisch-praktischer Hinsicht für Aerzte und für diejenigen, welche nach den Tropenländern reisen bearbeitet von Dr. Moritz Hasper.

(Schlufs.)

Man geräth einigermafsen in Verlegenheit, wenn man sich die Classe der Leser denkt, für die das Buch bestimmt sein kann, und nach Angabe des weitläuftigen Titels bestimmt ist. Sollen dies solche Aerzte sein, die in den Tropenländern ihre Wissenschaft ausüben wollen, so möchte die Zahl derselben wohl nur so klein ausfallen, dafs der Verleger schwerlich auf Entschädigung rechnen könnte, und doch möchte das Werk dieser Bestimmung noch am meisten entsprechen. Soll das Buch die Aerzte Deutschlands über die Eigenthümlichkeit der schädlichen Einflüsse in den Tropenländern über die Abweichung des Verlaufes, der Form und der Behandlung der Krankheiten daselbst belehren, so wird die Weitläuftigkeit der Darstellung, das Herbeiziehen der gewöhnlichsten Schilderungen, die man in jedem Handbuche findet, auch solcher Krankheiten, die man in den Tropenländern entweder gar nicht, oder doch nicht häufiger und abweichender beobachtet, die verschiedenartigste durchaus kritiklose Angabe von Büchertiteln den Nutzen bedeutend vermindern, den das viele Gute, was die Schrift enthält, bei Vermeidung dieser und anderer Auswüchse, leisten könnte und würde. Soll endlich die Schrift für Reisende bestimmt sein, so enthält sie wenigstens $\frac{5}{6}$ was diesen entbehrlich ja schädlich zu wissen ist. Und wollte der Verf. alle diese Zwecke vereinigt erfüllen, so müfste es ihm nothwendig ergehen, wie es allen Schriftstellern erging, die bei ihren Arbeiten so unverträgliche Gesichtspunkte verfolgten, er konnte keinen befriedigen.

Es würde dem Zwecke des Institutes entgegen sein, wollte ich die Schrift mit kritischem Auge durchgehen, und berichtigend und tadelnd herausheben, was wenigstens mir so erschien. Nur eins erlaube ich mir zu bemerken; da es die Art, wie das Werk abgefafst ist einigermafsen charakterisirt. Die verschiedenen Meinungen, Hypothesen, Beobachtungen der Englischen und Französischen Schriftsteller besonders der neuern Zeit, die über die Krankheiten der Tropenländer geschrieben haben, sind unter die verschiedenen Rubriken geordnet und durch oft passende, oft scharfsinnige, oft unbedeutende, oft flüchtige Bemerkungen verbunden. Dies konnte wohl nicht anders sein, da der Verf. nicht nach eignen Beobachtungen urtheilen konnte. Hätte er sich nur darauf beschränkt die Thatsachen, die er bei diesen Schriftstellern fand, zum eignen Urtheil zu benutzen, und wo er nöthig fand die Meinung derselben, oder ganze Stellen aus ihren Schriften anzuführen, dies zu bemerken, so hätte er gethan, was einem geistreichen Compilator obliegt. Allein es sind oft ganze Stellen wörtlich eingewebt, ohne dafs durch einige- oder durch Nachweisung der fremde Ursprung bemerkt wäre. So mufs man oft glauben unser Verf. rede selbst, und die Meinung, die er vorträgt, sei ursprünglich die seinige. Ohne Wahl vergleiche ich einen Abschnitt mit Johnson's Buche, das mir gerade zur Hand liegt, Annesley, Chisholm, Moreau de Jonnes und Andere möchten wohl nicht weniger Ansprüche auf ihr Eigenthum machen. Pag. 10. *vide* Johnson. p. 165. und 166. P. 11. 12. J. p. 167. P. 20. nach Edwards aus J. p. 162. P. 23. J. p. 161. P. 24. J. p. 164. P. 27. J. p. 16. P. 31. J. p. 14. 2 Seiten. Ferner ist die Aufzählung der Schrif-

Digitized by Google

ten, von denen man glauben könnte der Verf. habe sie benutzt ohne Auswahl angehäuft. War Vollständigkeit der Zweck, so ist der Verf. weit entfernt, sie erreicht zu haben, und es sind selbst manche wichtige viel Eigenthümliches enthaltende Bücher übergangen, wie z. B. *J. Wilson memoirs on Westindian fever Lond.* 1817. Am auffallendsten ist diese kritiklose Aufzählung von Büchertiteln bei dem Abschnitte über die Pest und das gelbe Fieber. Denn abgesehen davon, dafs die Schriften und Abhandlungen über beide Krankheitsformen durcheinander verzeichnet stehen, dafs eine umständliche Schilderung der Pest eigentlich dem Zwecke der ganzen Schrift fremdartig ist; da bekanntlich die eigentliche Pest nie in den Tropenländern beobachtet wurde, was der Verf. selbst ausdrücklich sagt (p. 464. u. 546.), so sind in dem alphabetischen Verzeichnisse die verschiedenartigsten Büchertitel aufgezählt. Topographie einzelner Länder und Gegenden, Gesetze nach denen sich Epidemieen und ansteckende Krankheiten richten; einzelne Kapitel aus bekannten Handbüchern der gesammten Medicin; Begraben der Todten in den Städten, Pest-Verordnungen und populäre Vorschriften, die in den verschiedenen Pest-Ausbrüchen in Deutschland seit mehreren Jahrhunderten erlassen wurden; Reisebeschreibungen, in denen Krankheiten der Tropischen Gegenden erwähnt werden; Wechselfieber, und der Gebrauch der China in denselben; Entdeckung von Amerika, Guytonische Räucherungen, und mehrere andere Gegenstände sind in den verzeichneten Büchern behandelt. Aufserdem sind oft nur allein die Namen der Schriftsteller genannt, mit Angabe des Journals wo die Abhandlung steht, ohne dafs man den Gegenstand erfährt von welchem gehandelt wird. So kann es freilich nicht auffallend erscheinen, wenn dies Verzeichnifs hundert und achtzig Seiten des zweiten Bandes einnimmt.

Es könnte befremdend scheinen, dafs Ref. bei Anzeige dieser Schrift nur allein die Schattenseite derselben heraus gehoben hat. Allein sowohl der Fleifs des Verfs. und seine Kenntnifs des Gegenstandes über den er schrieb, als auch das durchaus dargelegte gesunde Urtheil bei Prüfung der Thatsachen und Meinungen anderer Schriftsteller mufs eine achtungsvolle Anerkennung finden. Ref. war indessen mit den Quellen, aus denen der Verf. schöpfte, durch frühere und anhaltende Studien zu vertraut, als dafs die Schrift einen andern Eindruck auf ihn hätte machen können, wie den geschilderten. Leser, die nicht in der Lage waren, diese Quellen benutzen zu können, werden sich durch die Weitschweifigkeit der Darstellung, und durch die Einmischung vieler fremdartigen Gegenstände von ihrer Benutzung nicht abhalten lassen, und in ihr eine Fundgrube erkennen, in der sie nie vergeblich Aufklärung über die Fragen suchen, die der Verf. behandelt hat. Ein ziemlich vollständiges Register wird die Benutzung der Schrift sehr erleichtern. Ref. scheidet daher von dem Verf. mit derjenigen Achtung, die der Fleifs und die Anstrengung desselben, seinen Landsleuten ein vollständiges Werk über die Krankheiten, und die klimatischen Verhältnisse in den Tropenländern zu liefern verdient, um ihnen so die oft schwierig herbeizuschaffenden und zu benutzenden Quellen entbehrlich zu machen.

C. Chr. Matthäi.

XXXV.

Dr. Fr. Schleiermacher: Sendschreiben an die Herrn D. D. D. v. Cölln u. D. Schulz. Siehe Theologische Studien und Kritiken, herausgeg. v. D. C. Ullmann und D. F. W. C. Umbreit. Jahrg. 1831. *Heft* 1. S. 1—39.

Zwei Antwortschreiben an Hrn. Dr. Fr. Schleiermacher von D. Dan. v. Cölln und D. Dav. Schulz. Leipzig 1831. S. 79. 8.

Wie sehr er sich auch dazu aufgelegt fühlt, so wagt Rec. über die vorliegenden Sendschreiben sein Urtheil doch nicht ohne eine gewisse Schüchternheit abzugeben, weil es sich in ihnen um die nächste Gegenwart handelt, über welche der Blick in der Regel befangener ist, als über Gegenstände, welche durch Natur und Geschichte als reine Objekte gegeben sind, oder welche, als Objekte des reinen Wissens, nur in der Tiefe der einsamen Spekulation ihre Erledigung finden können. Um so mehr gibt er sich der Sorge hin, als er die Ansichten von hochverehrten Männern bekämpfen will, welche ihm an Erfahrung gewifs überlegen sind und denen er in keiner Weise, auch da, wo er auf das Entschiedenste ihnen entgegentreten zu müssen glaubt, als ein Anmafsender, keck hin Absprechender erscheinen möchte. Er wünscht in diesem Betracht, dafs Schleiermachers schönes Wort, S. 39. „Alles werde geduldet,

Digitized by Google

aber Alles werde auch bestritten, nur so, dafs, wenn es einmal scharf hergeht, jeder doch wisse und merke, dafs Brüder mit einander streiten" bei ihm nicht vermifst werden möge. Doch zur Sache!

Die Protestantische Kirche war innerhalb der Katholischen als die Seite der Opposition in ihr herangewachsen. Reif geworden, schied diese Entgegensetzung durch ihre *positive* Kraft zu einer *eigenen* kirchlichen Gestaltung aus, und es ist ein natürliches Gefühl des Menschen, dafs er *die Zeit*, in welcher er eine bedeutende Krisis seiner Bildung durchlebt, für seine *Erinnerung* zu *fixiren* trachtet. Alles jenseits derselben Liegende sieht er von dem frisch gewonnenen Standpunkt aus nur als Vorbereitung zu ihm, als dessen Werden an, was erst in seinem fertig gewordenen *Dasein* wahrhaften Werth für ihn empfangen habe. Das ächte Leben, worin er sich selbst wieder erkennt, was er ohne Einschränkung das *seinige* heifst, liegt ihm also diesseits eines solchen Zeitpunktes. Aus diesem Bedürfnifs gehen die *neuen Aeren* hervor, welche die Zeit eines specifisch sich abschliefsenden Geistes bezeichnen, der unaufhörlich, um sich das Bewufstsein seiner Consequenz zu verschaffen, auf den *Anfang seiner Bestimmtheit* zurückeilt, weil er in ihm den Maafsstab seines Wesens besitzt. So hat die Lutherische Kirche, wenn auch nicht aller Orten, 1630, 1730, 1830. das Andenken an die feierliche Uebergabe des Augsburger Bekenntnisses 1530. erneuet, weil in diesem Jahr alles Dasjenige, was 1517. und späterhin noch vorerst die *Sache von Einzelnen* zu sein schien, *vollständig* als die gemeinsame Sache der Fürsten und Städte zur Sprache gebracht wurde.

Allein es ist keine Frage, dafs wir im vorigen Jahr das Fest in einer ganz anderen Stellung als unsere Vorfahren gefeiert haben, sowohl in Rücksicht auf die Katholische, als in Rücksicht auf die Reformirte Kirche. Denn in ersterer Hinsicht ist alle Gefahr verschwunden; die Gewifsheit von der Nothwendigkeit des Protestantismus hat sich historisch bewährt, so sehr, dafs die Katholische Kirche jetzt sogar bedrängt scheint. In der anderen Beziehung ist die Entzweiung der Reformirten und Lutherischen Kirche ziemlich erloschen, so dafs die furchtbaren Worte, Calvinismus, Zwinglianismus, Synergismus u. s. w. ihre bannende Kraft verloren haben. Wir sagen absichtlich, die *Entzweiung* der Kirchen sei erloschen, denn der *Unterschied* beider in dem ganzen *Typus* der Gemeinen existirt unstreitig noch an vielen Orten, selbst wo die Union anerkannt ist. Er ist aber so sehr in die Gewohnheit zurückgedrängt; die Gesinnung selbst ist im Durchschnitt so wenig polemisch, dafs eben dies *Unbewufstsein* der Differenz die *unmittelbare* Grundlage zur Vereinigung beider Kirchen ausmacht. Wenn daher im vorigen Jahrhundert die irenischen Versuche, an denen auch Leibnitz so grofsen Antheil nahm, die Einigung der verschiedenen Kirchen erst als Postulat hinstellten, so darf man behaupten, dafs gegenwärtig die theoretische Forderung bereits praktisch durchgeführt ist, dafs wenigstens die Reformirte und Lutherische Kirche *in der That* einander nicht mehr entgegenstehen. Die Union ist deswegen das Ergebnifs einer abgelaufenen Bildung, nicht das einseitige Werk monarchischer Willkür; sie mufste eintreten, nachdem das Verständige der Reformirten Kirche in der vorzugsweise sogenannten Aufklärung, das Empfindungsvolle, dem Bildlichen Zugeneigte der Lutherischen, in ihren separatistischen Sekten seinen Gipfel erreicht hatte. Das Jahr 1817. bot eine bequeme Situation, die Nichtigkeit des bis dahin noch formell bestandenen Unterschiedes öffentlich zu deklariren.

In der Deutsch-Protestantischen Kirche ist die *Union* zum Theil zu Stande gebracht, aber erst äufserlich; vollkommen kann man sie noch nicht nennen. Die starre Scheidung der Lutherischen und Reformirten Gemeinen hat aufgehört und an die Stelle der früherhin mehr üblichen Parteinamen ist die Benennung der *Evangelischen* Kirche eigends in der Bedeutung aufgekommen, um die ausgesprochene Einheit auch nach Aufsen hin erkennen zu lassen. Anfangs fanden sich im Ritus, z. B. über den Gebrauch des Brodes und der Oblate, noch allerlei Abweichungen, welche aber bald für unwesentlich anerkannt worden und nur das Dogma von dem Abendmahl selbst, wie das von der Prädestination sind die tiefen noch nicht ganz gelösten dogmatischen Differenzpunkte. Selbst dem Lutherthum ausschliefsend ergebene Männer, wie Steffens, erkennen das Vernünftige der Union an. Was hat uns Steffens jüngsthin in seiner interessanten Schrift, wie er wieder ein Lutheraner geworden und was ihm das Lutherthum sei, anders gesagt, als dafs das Eigenthümliche die Freiheit haben müsse, zu existiren, und dafs er deswegen, da er einmal Lutheraner sei, es auch bleiben wolle? Den meisten Lesern wird wahrscheinlich die Erzählung von seinen

Digitized by Google

Knabenjahren, wie der fromme Sinn einer liebevollen Mutter ihn zur Religion geleitet, am anziehendsten gewesen sein. Auch nimmt sie den gröfsten Theil des Büchleins hin. Zu einer strengeren Auseinandersetzung des Dogma's und der Verfassung der Kirche wird zwar Miene gemacht, allein es kommt nicht recht dazu und Steffens selbst, dem Impuls seiner Begeisterung für das *Ganze* der Menschheit folgend, scheint einen gröfseren Nachdruck auf die allgemeinen Bemerkungen zu legen, welche er über den Charakter unserer Zeit, über die Aristokratie der Geistreichen in ihr und andere Dinge macht, als dafs er den Controverspunkt scharf festhielte; die Gemeine wenigstens, deren Apologie er eigentlich als Glied derselben übernommen hat, dürfte sich eher vernachläfsigt, als *ihrem* Standpunkt nach hervorgehoben finden.

Die wahre Entzweiung der Protestantischen Kirche scheint im Grunde jetzt auf den Gegensatz des Pietismus und Rationalismus sich zu beschränken, denn in dieser Beziehung existirt gegenwärtig in Deutschland eine so durchgreifende Bestimmtheit, dafs gegen sie gehalten der Unterschied des Lutherischen und Reformirten ganz in Schatten tritt. Indem dieser Gegensatz auf beiden Seiten Subjektivität zum Princip macht, weil der Pietist das knechtische Verhalten zu seinem Herrn für christliche Freiheit ausgibt und weil der Rationalist von dem Glauben an die Wirklichkeit seiner Privatvernunft sich nicht losmachen kann, war es ein glücklicher Gedanke, der *Kirchlichkeit* durch eine dem Historischen des Christenthums sich mehr anschliefsende Agende wiederaufzuhelfen, um einerseits die Willkür des abstrakten Gedankens, die bis zur höchsten Seichtigkeit hier und da ausschweifende Frechheit des subjektiven, allem kirchlichen Glauben hochmüthig entfremdeten Raisonnements wieder zu den objektiven Bestimmungen der Kirche zurückzugewöhnen, und um andererseits damit den Pietisten den hauptsächlichsten Vorwand zur Rechtfertigung ihrer Conventikel zu nehmen, als wenn sie in den Kirchen gar keine Spur des Christlichen, nur eine dürre Tugendlehre ohne erregende Kraft anträfen. Mit diesem Streben, einer Atomistik der Protestantischen Kirche entgegenzuarbeiten, zum mindesten durch eine Identität des Cultus den Begriff der kirchlichen Einheit wiederzuerwecken, fiel die Angelegenheit der Union zusammen, weil offenbar die aus dem bestandenen Unterschiede zur Einheit übergegangene Kirche einer *eigenthümlichen Form* der Darstellung benöthigt war. Diese Nothwendigkeit, über welche sich Viele vielleicht nicht einmal recht deutlich geworden sind, ist unstreitig der Grund, weshalb die Agende mit einer gegen die anfängliche Erwartung so grofsen Majorität und in so kurzer Zeit angenommen wurde.

Als nun im vorigen Jahre die Uebergabe der Augsburgischen Confession bei uns wieder gefeiert werden sollte, erklärten die Herrn v. Cölln und Schulz, dafs sie, als der Union zugethan, diese Feier entweder für inkonsequent oder für Heuchelei hielten: für Heuchelei, insofern Niemand mehr mit dem Inhalt der Augsburgischen Confession aufrichtig zusammenstimme und die Kirche in einem Zustande der Auflösung sich befinde; für Inkonsequenz, insofern die vollzogene Union es unmöglich mache, jetzt noch über einen Akt sich zu freuen, durch welchen besonders die Lutherische Kirche von der Reformirten sich geschieden habe. Als eine specielle Erklärung über ihr Verhalten zur bevorstehenden Feier wurde diese Alternative höheren Ortes zugelassen; aufserdem aber, in der Ueberzeugung, durch ihre freimüthige Erklärung die Reinheit ihres Gewissens bewahrt zu haben, begingen die Herrn die Inkonsequenz, das Fest mitzufeiern, wie in ihrer Schrift angegeben ist. — Hierauf erwiderte Schleiermacher mit jenem in vieler Hinsicht äufserst merkwürdigen Sendschreiben, was v. Cölln und Schulz zu beantworten nicht wohl Umgang haben konnten. Sie haben es in demselben Sinne gethan und weichen nur in der individuellen Ausführung von einander ab.

Was zunächst den Standpunkt der Kirche überhaupt betrifft, so meint Schl. dafs derselbe gar nicht der einer *Auflösung* sei; er sehe vielmehr in den Differenzen die weinige Gährung, aus der erst die rechte Veredlung hervorgehen werde; nur gehe der Procefs, der schon vor dreihundert Jahren im Gange, etwas langsam vor sich. Hierin stimmen wir Schl. bei, insofern er dadurch der Meinung widerstrebt, als wenn dem Protestantismus die Gefahr drohe, durch seine Regsamkeit gleich einer auf eine Platte geworfenen Quecksilbermasse in tausend Kügelchen auseinanderzulaufen, und als wenn das Auflösen nicht eben dadurch geschehe, dafs neue Bande geschlungen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 50.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1831.

Dr. Fr. Schleiermacher: Sendschreiben an die Herrn D. D. D. v. Cölln u. D. Schulz. Siehe Theologische Studien und Kritiken, herausgeg. v. D. C. Ullmann und D. F. W. C. Umbreit.

Zwei Antwortschreiben an Hrn. Dr. Fr. Schleiermacher von D. Dan. v. Cölln und D. Dav. Schulz.

(Fortsetzung.)

Durch die Hinweisung auf die Römische und Englische Kirche, wie in jener die abstrakte Einheit jede Differenz sogleich als häretisch verfolge, wie in dieser umgekehrt jede auch geringe Abweichung sich sogleich eigensinnig in sich verschliefse, erläutert er auch die Natur unserer Differenzen sehr gut. Können wir nun auch nicht die grofse Vollkommenheit, nicht ein solches Wachsen des kirchlichen Gemeingeistes erblicken, wie Schl. S. 8. u. 9., so halten wir doch unseren Zustand gar nicht für einen entbehrlichen; mit leeren Klagen, mit verdriefslichen Rückblicken auf bessere vergangene oder kommende Zeiten, mit fanatisch eiferndem Grimm gegen alle Gegenwart ist die Sache freilich nicht geschehen. Wir befinden uns gerade in dem *Moment des Ueberganges* zu einer anderen Gestaltung der Kirche, der eine so extreme Zerrissenheit, wie sie uns plagt, nothwendig macht. Allerdings können wir dies nur unbestimmt wissen, unsere Nachkommen werden aber schon einsehen, wie die kämpfenden Elemente unserer Zeit ihnen eine heitere Existenz bereitet haben, während uns vornehmlich der Genufs der Bitterkeit zufällt. — Eben so stimmt Rec. Schleiermacher, S. 11 ff., in seiner Vertheidigung der *Lehrfreiheit* bei, wo er, in Uebereinstimmung mit den Hrn. v. Cölln und Schulz, und sie, wie sie selbst meinen, noch überbietend, mit Kurzem die Unmöglichkeit berührt, die Rationalisten von der kirchlichen Gemeinschaft auszuschliefsen. — Hier kommen bereits starke Spuren der Stimmung vor, in welcher dieser Aufsatz von Schl. geschrieben sein mufs, besonders wo er, die Unduldsamkeit der Pietisten und ihr Dringen auf Exkommunikation der Rationalisten durch Nachfrage nach einem Theilungskontrakt persiflirend, S. 13. unwillig ausruft: „Was hilft es also, Papier bedrucken und die Gemüther aufregen um Nichts"? Das elende Libellen- und Haderunwesen unserer theologischen Literatur hatte ihn eben auf das Empfindlichste gereizt; die Sucht der pietistischen Partei, jeder Selbstständigkeit, welche nicht die Aegide ihres Buchstabens sucht, hemmend in den Weg zu treten, hatte ihn empört. So brennt er nun, engherziger Orthodoxie entgegen, die *Liberalität* der Wissenschaft wie der Verfassung der Kirche überhaupt zu beschirmen; in diesem an sich lobenswürdigen Drange sind ihm denn Aeufserungen entfahren, welche man nicht gerade auf die Goldwage legen mufs. Wir halten, was die Evangelische Kirchenzeitung No. 14. und 15. dieses Jahrs darüber sagte, geradezu für übertrieben. Dennoch müssen wir mit ihr sowohl als mit den Hrn. v. Cölln und Schulz dahin übereinstimmen, dafs die *Grundsätze an sich*, welche Schl. aufstellt, nicht blos unrichtig, sondern auch, als realisirt gedacht, höchst verderblich sind. So sehr wir also menschlicher Weise Schl. in Bezug auf die Stimmung, die ihn beherrschte, und die unstreitig in einem edlen Freiheitsgefühl ihren Ursprung hatte, *entschuldigen* wollen, so wenig können wir es doch billigen, dafs er sich nicht mehr zusammengenommen, dafs er nicht ruhiger die Sache überlegt und in seiner Animosität Dinge hingesagt hat, deren Unhaltbarkeit sonnenklar zu sein scheint.

Um jedoch, wie schon gesagt, alles Kleinliche der Discussion zu vermeiden, halten wir uns an die Hauptpunkte, welche Schl. zur Sprache bringt. Sie bewegen sich sämmtlich um den Begriff des *Symbolums*. Er meint

Digitized by Google

erstlich, dafs bei der Feier der Augsburgischen Confession nicht das Symbol, sondern die *That* seiner Uebergabe gefeiert worden; zweitens, dafs der Geistliche nicht auf ein Symbol *verpflichtet* werden; drittens, dafs ein *neues* Symbol entweder nicht zu Stande kommen könne oder dafs, wenn es doch zu Stande komme, der Geistliche es immerhin unterschreiben dürfe, wenn er auch nicht damit übereinstimme.

Der erste der Vergangenheit anheimfallende Punkt, bei der Augsburgischen Confession das *Werk* und die *That* von einander zu *trennen*, wird von ihm dadurch zu rechtfertigen gesucht, dafs er die *äufserliche* Veranlassung ausschliefsend hervorhebt, die *innere* Begründung der Bekenntnifsschrift aber wegläfst; die grofsen Herrn hätten Alles gern in einer möglichst kurzen Relation beisammen zu haben gewünscht, um sich leicht orientiren zu können, sagt er ganz oberflächlich; das falsche Geträtsch, die vielen Verläumdungen hätten durch eine öffentliche Darlegung entwaffnet werden sollen, so hält er auch hier sich ganz nur an das Negative; an sich sei die Confession das unvollkommene Werk von Theologen, wie wir auch seien; so zeigt er, dafs er keinen Begriff hat von demjenigen, was ein Dogma ist. Hiergegen haben die Herrn v. Cölln und Schulz mit Recht eingewandt, dafs bei der That nicht von ihrem *Inhalt* abstrahirt werden könne, weil ja alsdann eine Menge Handlungen eine festliche Erinnerung von uns verlangen würden, inwiefern sich Offenheit, Besonnenheit, Muth bei ihrer Vollbringung gezeigt hätten; vielmehr ebenso sehr die That der Uebergabe, als das, was übergeben worden, erhebe uns; ja, der Inhalt der Confession sei so wichtig, dafs eigentlich nur in ihm die *Bedeutung* des Festes gesucht werden dürfe, wie auch fast von allen Geistlichen und im Extrem von Harms geschehen sei. Aber eben die Wichtigkeit des Inhaltes sucht Schl. darauf herabzubringen, dafs er nur das negative Abscheiden aus der Römischen Kirche und die positive Freiheit, die Schrift allein als Basis einer jeden Richtung des kirchlichen Lebens anzuerkennen, hervorkehrt. Dafs die Confession einst eine bindende Gewalt übte, dafs sie, wie die Geschichte unserer Kirche so deutlich zeigt, eine Norm ihres Glaubens war, verschwindet in seiner Betrachtung. Nun vertheidigen seine Gegner zwar den Werth der Confession als einer constitutiven Urkunde, sind jedoch mit Schl. darin einstimmig, dafs die Confession *jetzt* nicht mehr verbindend sein könne, weil die Kirche *ganz andere* Ueberzeugungen in sich nähre. — So sehr Ref. nun fast in Allem den Ansichten beistimmt, welche sie über Lehrfreiheit, Sinn eines Symboles u. s. w. aussprechen, so sieht er doch gar nicht ein, dafs der Unterschied des Glaubens, der jetzt in der Kirche noch immer der *geltende* ist, so sehr von dem Glauben des reformatorischen Zeitalters abwiche, dafs er nicht blos Unterschied, sondern Gegensatz und Widerspruch wäre. Wäre die Sache wirklich, wie jene sie darstellen, so bliebe ihm der Jubel des vorigen Jahres, der sich allenthalben an den Tag legte, unbegreiflich, denn er wäre entweder Verstellung oder Stumpfsinn gewesen, da man unmöglich über etwas Todtes, dem Leben gar nicht mehr Angehöriges sich tief und herzlich freuen kann; und wenn Einzelne sich zu einem so falschen Enthusiasmus überreden könnten, so ist schwer zu glauben, dafs so viele Gemeinen, dafs eine ganze Kirche solcher Selbsttäuschung fähig wäre. V. Cölln meint sogar, dafs man lieber einen anderen, früheren Tag der Reformationsgeschichte, wo die Spaltung mit den Reformirten noch nicht so stark eklatirt war, zur Jubelfeier wählen solle. In jener Hinsicht nun geben wir zu bedenken, dafs wir doch, in *Ermangelung* eines *allgemeinen* Symbols für die unirte Kirche auf keine andere symbolische Schriften — denn die Autorität der Bibel gilt auch der Griechischen und Römischen Kirche — als auf die des sechzehnten Jahrhunderts und also auch auf die Augsburgische Confession zurückgehen müssen, wie ja auch Schl. z. B. in seiner Evangelischen Glaubenslehre die *Confessio Augustana* beständig mit den übrigen symbolischen Schriften anführt, was er gar nicht nöthig gehabt hätte, wenn er nur seinem Gefühl oder nur der Schrift hätte folgen wollen.

Der andere Punkt greift in die Gegenwart ein, indem es sich darum handelt, ob eine *Verpflichtung* auf ein Symbol Statt finden solle oder nicht. Man kann auf diese Frage, wenn man den ganzen Charakter der Theologie Schls. erwägt, im Voraus eine Verneinung erwarten. Denn wo die subjektive Freiheit mit steifem Nacken auf sich beharrt, und sich allem Objektiven starr entgegensetzt, da läfst sich nichts Anderes, als eine *Verwerfung jeder Bestimmtheit* denken, weil jede nicht als Position, nur als Negation der Freiheit genommen wird. Es ist merkwürdig, dafs Schl. von einem *objektiven* Leben gar keinen rechten Begriff scheint fassen

Digitized by Google

zu können; zuweilen scheint er mitten im Wesen des Geistes zu stehen; die Vernunft des Geschichtlichen hat ihn momentan überwunden; aber dann entzieht er sich wieder dem Allgemeinen und begibt sich in die Unbestimmtheit seiner inneren Erfahrung, in das Schwebende seiner Reflexionsdialektik zurück. Nur die Abneigung der Subjektivität, festen, in sich stehenden d. h. objektiven Bestimmungen sich anzuvertrauen und gegen deren Realität ihre Einbildungen und Gefühle aufzugeben, nur eine solche zur Gewohnheit und Manier gewordene Ansicht der Welt konnte Schl. bewegen, die Natur des Symbols und das Verhältnifs des Geistlichen zu demselben in einem solchen Grade zu verkennen, als hier geschehen ist. Seine Freunde lassen es sich angelegen sein, ihn zum Theil durch den Widerspruch mit seinen eigenen Behauptungen zurecht zu weisen und Schulz geht selbst so weit, dafs er einen früheren und späteren Schl., vor und nach der Annahme der Agende, unterscheidet.

Das Symbol ist das kurze und einfache Bekenntnifs des Glaubens einer Kirche, dessen *Grundbestimmungen*, gleichsam das Alphabet einer heiligen Sprache, darin anzugeben sind. Die Kirche drückt darin aus, dafs sie über den *Inhalt* ihres Glaubens ein *bestimmtes Bewufstsein* hat. Somit bezieht das Symbol sich zunächst auf die Kirche selbst. Aber indem die Kirche als geschichtliche Erscheinung *andere* Kirchen neben sich hat, bezieht sie sich auch auf diese, hat ein Verhältnifs zu ihnen und mufs, ihrer Identität mit sich halber den *Unterschied* von ihnen bezeichnen. Nun könnte man die geschichtliche Existenz von Symbolen, wie Schl. thut, als ein blofses Werk der Noth ansehen, ihre *Nothwendigkeit* an und für sich aber leugnen, zumal wir nur die Bibel als Gottes unmittelbare Offenbarung, die Symbole aber nur als ein unter dem Beistand des heiligen Geistes vollbrachtes Menschenwerk anzusehen gewohnt sind. Nach unserer Ansicht liegt gerade darin der Zweck und der Werth eines Symbols, dafs aus ihm ersichtlich ist, in welcher Weise einem bestimmten Kreise der Bildung die allgemeine Weltanschauung sich fixirt hat; aus diesem Grunde halten wir es auch für nothwendig, weil es nicht nur die *wesentliche Einheit* der Kirche, sondern auch den *eigenthümlichen* Charakter gerade *dieser* Einheit ausdrückt. Hervorgerufen ist diese Nothwendigkeit dadurch, dafs die Christliche Kirche als die des freien Geistes ihre Einheit nur verwirklicht, indem sie zugleich in die Unterschiede der Einheit auseinandergeht. In der ursprünglichen Bildung der Kirche konnten die Differenzen noch nicht so entschieden hervorragen, weshalb die damals abgefafsten Symbole, das Nicänische, Athanasianische u. a. auch ein allgemeines Ansehen haben. Späterhin aber entwickelte sich das Leben der Kirche in grofsen Gegensätzen, von denen der eine immer auf den anderen reflektiren und seine Controverse in klaren Sätzen darlegen mufste. Ist daher die heilige Schrift stets sich selbst gleich, so ist das Symbol allerdings *beweglich*; es ist auf die Fassung des Ewigen gerichtet; es ist in seiner Form so bestimmt als möglich, aber es ist keineswegs auf immer unveränderlich, weil es den Glauben in der *Bildung* seines Bewufstseins begleitet, indem es den Inhalt der weitläufigen, vielsinnigen und vielgestaltigen biblischen Schriften in eine schlichte Zusammenfassung zu koncentriren bemüht ist, damit die wichtigsten Punkte des Glaubens keinem Hin und Her der schlüpfrigen Exegese überlassen seien. Denn steht auch die Freiheit der Schriftforschung und Schriftdeutung bei uns einem Jeden zu, da wir keine Laien mehr haben, so mufs doch der Gesammtorganismus der Gemeine eine Einheit haben, welche durch alle Unterschiede der intellektuellen Bildung der verschiedenen Gemeineglieder ebenso hindurchgreift, wie sie die dogmatische Identität der mannichfaltigen biblischen Bücher mit Einem Schlage angibt. Und diese Einheit gewährt das Symbol. Ist es nun an sich, um dem partikulären kirchlichen Leben das leitende Princip sicher zu stellen und die Grundbestimmungen des Glaubens allem Gezänk des gelehrten und raisonnirenden Verstandes zu entreifsen, diesem seinem Begriffe nach, als *Regula fidei* vernünftig und ist es bei der Art und Weise der Entwicklung der christlichen Kirche, wie ihre ganze Geschichte beweis't, unausweichlich, so werden wir wohl bekennen müssen, dafs das Symbol Zeichen eines gediegenen Gemeinlebens ist. Da nun der Geistliche in Verhältnifs zur Gemeine nichts Anderes als das Organ ist, durch welches sie ihren Geist für sich ausgesprochen wissen will, so folgt von selbst, dafs derselbe nur dann ihr Geistlicher sein könne, wenn er mit ihr in der *Anerkennung ihres Symbols* identisch ist. Denn wodurch hat er ein *Recht*, ihr Geistlicher zu sein? Offenbar doch wohl durch die Gemeine.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

XXXVI.

Ueber ein Grab bei Kumä, und die in demselben enthaltenen merkwürdigen Bildwerke: von J. Fr. M. von Olfers, mit 5 Tafeln. Berlin 1831. 4. *S.* 47.

Eine erfreuliche Erscheinung von einem bis jetzt im Felde der Archäologie uns unbekannten Verfasser! — Der Gegenstand kam zwar schon früher zur Erörterung; aber nicht mit der Reife, wie er es verdiente, und wie wir ihn hier behandelt sehen. Er betrifft ein unweit Kumä im Jahr 1809. entdecktes, unter der Erde erbautes, nicht grofses Grabgewölbe mit drei Särgen, dessen Wände an drei Seiten mit Reliefs in Weifswerk (*Stucco*) verziert sind. Andrea di Jorio machte sie zur Zeit bekannt, und nicht lange hernach auch Hr. Sickler, worüber auch Millin und v. Goethe ihre Ansichten kund gaben. — Der jetzige Beschreiber fand im J. 1824. das Gewölbe wieder verschüttet, und mufste dasselbe, um von dem Inhalte anschauliche Kenntnifs zu erhalten, aufs neue ausgraben und vom Schutte reinigen lassen. Er nahm nun von dem Bau des Gewölbes und den drei Wandreliefs neue und genauere Zeichnungen, als die seiner Vorgänger waren. Die 1ste Tafel giebt den Grundrifs und Durchschnitt des kleinen Grabgewölbes, und die drei folgenden die Reliefs. Von diesen stellt das erste, dem Eingange gegenüber, ein Gastmal von neun Personen vor, wobei eine Tänzerin zum Vergnügen der Gäste auftritt. Seitwärts steht ein Schenktisch mit mehrern Trinkbechern von verschiedener Gröfse und Form, und nebenbei ist der Krater aufgestellt, worin man den Wein zu mischen pflegte.

Das zweite, vom Eingange links, stellt drei blofs noch mit einiger Haut bekleidete Todtengerippe vor, wovon das mittelste sich auch in einer tanzenden Positur zeiget, indem die beiden andern rechts und links ihren Beifall ausdrücken.

In dem dritten, rechts vom Eingange, erscheint die Tänzerin wieder im Kreise vier anderer Figuren, wovon eine eingehüllte Frau ernsthaft zusieht, indem ein ältlicher Mann und zwei andere Gestalten, wovon die eine auch weibliches Ansehen hat, die Tanzende mit Beifall empfangen. Hinter diesen sieht man einen überhangenden Felsen mit einem Baume; und zur Rechten des Beschauers ist eine zweite Gruppe: wo eine höhere Gestalt, mit dem Ellenbogen auf eine Säule gestützt, eine aufgeschlagene Rolle mit beiden Händen hält. Daneben sitzt auf einem Steine, mit dem Gesichte seitwärts gekehrt, ein nicht ansehnlicher Alter mit einem Stocke in der Hand, und mit dem dreiköpfigen Hunde neben sich. — So die Zeichnungen. —

Der Verf. sieht in der ersten Zeichnung das Todtenmahl zu Ehren einer verstorbenen Tänzerin; in der zweiten einen Mittelzustand zwischen dem zeitlichen und ewigen Leben, wo durch Abstreifung aller weichern Theile der körperlichen Hülle nichts, als das Knochengerüste mit der Haut übrig bleibt. Doch auch in diesem Knochen- und Hautgebilde lebt noch die Seele. Als *Geist*, als Lemur, hauset der Verstorbene jetzt — bis in verschönender, gleichsam luftiger, Gestaltung, die Seele im Hades erscheint, wie sie in der dritten Zeichnung vorkommt. In dem Mittelstande als Lemur, wie im Schattenreich, bleibt noch der frühere Hang zum Tanz, wie in dem zeitlichen Leben. — In dem grämlich sitzenden Manne mit dem Cerberus personifizirt sich der Hades, der auch Caron heifsen kann, und in der hohen Gestalt der lesenden Möre stellt sich das richterliche Amt des Minos dar. Der überhangende Felsen mit dem Baume deutet auf die feste Umgränzung des Ortes, aus welchem keine Rückkehr. —

Uber die Idee, wie der Verf. das Ganze gefafst hat, führen wir seine eigenen Worte an: „Auf dem ersten Bilde sehen wir die Todtenfeier bei Bestattung des *Leichnames* der geliebten Tänzerin, auf dem zweiten den *Schatten* derselben ein humoristisches *Schattenbild* ihrer Künste geben, auf dem dritten sie selbst als *Anima* in den Wohnungen derselben ankommen". Dann:

„Die Bilder geben eine Trilogie in Beziehung auf die Auflösung eines geliebten Wesens in *Leichnam (corpus)*, *Schatten (umbra)* und *Seele (anima)*".

Hiezu möchten wir doch bemerken, dafs uns das Mahl als bei der Leichenfeier gegeben, wo die Verstorbene selbst als tanzend auftritt, nicht recht pafslich scheint. Wir möchten es lieber als ein Gastmahl bei dem Leben der Tänzerin ansehen, wo sie als Mime ihre Künste treibt, so wie die Syracusischen Mimen bei dem Gastmahl Xenophon's. — Dann warum nennt der Verf. den Schattentanz humoristisch? — Wahr ist es, dafs dieser Tanz sich sehr humoristisch ansieht; aber nach der Lehre der Lemuren war die Darstellung an sich eben so ernsthaft, als die erste im Leben, und die dritte im Elysium. —

In Rücksicht der Vortrefflichkeit der Erfindung der drei Reliefs stimmen wir gern dem Verf. bei; auch in Hinsicht der grofsen Meisterhaftigkeit in der Art der Behandlung, obwohl die Ausführung nur skizzenhaft zu nennen ist, und um seine Ansicht auszudrücken, führt der Verf. ganz passend die Beschreibung an, welche Zoëga von ähnlichen Wandreliefs in *Stucco* giebt, welche der Mahler Gabott publizirte, und die sich in den Felsengrotten vor der Porta del popolo bei Rom befinden.

Was die Zeit betrifft, worin die Reliefs gearbeitet sein möchten, verrathet allerdings die Erfindung Griechischen Sinn, aber die Ausführung erst die Epoche, wo Kuma schon den Römern gehorchte.

Ein Anhang beschäftigt sich mit der Angabe der Skelete oder einzelnen Knochen, die sonst noch da und dort in Denkmälern vorkommen, und wovon eine Anzahl auf der Tafel V. verzeichnet sind. — Doch der Ref. beläfst es bei der Hauptanzeige, mit der Versicherung, lange keine so wohlgefafste Schrift im Alterthumsfache gelesen zu haben, wie die vorliegende. —

A. Hirt.

Digitized by Google

Nro. 51.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1831.

Dr. Fr. Schleiermacher: Sendschreiben an die Herrn D. D. D. v. Cölln u. D. Schulz. Siehe Theologische Studien und Kritiken, herausgeg. v. D. C. Ullmann und D. F. W. C. Umbreit.

Zwei Antwortschreiben an Hrn. Dr. Fr. Schleiermacher von D. Dan. v. Cölln und D. Dav. Schulz.

(Schluſs.)

Er kann sich ihr nicht aufdringen und sie wird ihn nur insofern als *ihren* Geistlichen betrachten können, als sie in ihm den *nämlichen Glauben voraussetzt*, den sie selbst hat und in dessen Bekenntniſs allein sie ihre Seligkeit findet. Dem Recht aber, als Organ der Gemeine handeln, ihren Geist vertreten zu dürfen, entspricht die *Pflicht* des Geistlichen, auch wirklich so zu handeln und nicht blos so zu thun, *als ob er so handelte*. Wo die Gemeine einen solchen Schein entdeckte, würde sie den Geistlichen zurechtweisen und ihm das geschenkte Vertrauen wieder entziehen müssen, weil er nicht Prediger im Sinn der Kirche sein würde, sei es nun, daſs er überhaupt den kirchlichen Glauben für unwahr hielte — dann wäre er ein Schauspieler, weil er doch das Gegentheil predigte; oder sei es, daſs er im Sinn einer anderen Kirchengemeinschaft handelte und lehrte, so würde er dieser anderen Kirche, nicht aber der zugehören, deren Geistlicher er wäre und somit ein zweideutiger Mensch sein.

Sollte man es glauben, daſs Schl. durch den oben von uns entschuldigten Unmuth seiner Stimmung zu einem sittlich-anstöſsigen Geständniſs hingerissen worden, das wir seiner so unwürdig halten, daſs wir den Druck dieses Sendschreibens nur bedauern können, wenn es auch noch mehr scharfsinnige und neue Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand der Kirche enthielte, als es in reichem Maaſs darbietet. Zwei Stellen sind es besonders, welche man wegwünscht und gegen welche auch der stärkste Protest erfolgt ist. Die eine werden wir weiter unten anführen müssen; die andere, S. 14. und 15., lautet so: „Zumal wir schon immer so Manches lesen müssen, wobei man etwas Bestimmtes gar nicht *denken* kann! Denkt sich Jemand etwas Bestimmtes bei „empfangen von dem heiligen Geist"? Die beiden neutestamentischen Stellen bringen diese beiden Ausdrücke nicht zusammen, auch die ältesten Exemplare des Symbolum kennen den Ausdruck nicht, und nur weil eine jüngere in unseren Ländern am meisten verbreitet gewesene Redaktion diese tadelnswerthe Zusammenstellung gemacht hat, sind wir bis jetzt verurtheilt geblieben, ihn jedesmal zu wiederholen, wenn das Glaubensbekenntniſs vorkommt. Nicht anders ist es mit dem „niedergefahren zur Höllen", was auch nicht ächter ist als verständlich. Muſs sich der Geistliche nun das sagen: „Du liesest dieses, aber du verstehst doch nicht, was du liesest": was wird es ihm für eine groſse Schwierigkeit machen, sich auch zu sagen: „Du liesest dieses; aber weil du niemals hast fassen können, was dabei gedacht werden soll, so denkst du nur dabei deine eigene Meinung von dem Gegenstande". Und ich begreife nicht recht, wie man dies wollte einen Mangel an Treu' und Glauben nennen oder eine *reservatio mentalis*, da es ja nur des Geistlichen eigene Andacht ist, welche er dadurch fördert, daſs er sich das Gelesene in seine Vorstellungsweise überträgt; mit seiner Amtshandlung aber hängt dies gar nicht zusammen. Denn das versteht sich ja von selbst, daſs keiner das vertreten will, was er vorliest; er ist ja dabei nicht der Handelnde, sondern diejenigen, welche die Liturgie ordnen. Sonst müſste auch angenommen werden, wenn wir Evangelien und Episteln verlesen, daſs wir die etwanigen fehlerhaften Uebersetzungen vertreten und durch das Vorlesen unseren Glauben an ihre Richtigkeit bezeugen wollten. Wie kann also Jemand im Ernst erwarten,

Digitized by Google

dafs das Vorlesen der Agende für einen Rationalisten, der das auch bleiben will, etwas Unerträgliches sein werde, und ihn auf den Gedanken bringen, sein Amt niederzulegen"?

Seine Freunde machen ihn aufmerksam, dafs eine solche Entzweiung zwischen dem objektiv Bestehenden und zwischen dem subjektiv Beliebten äufserst gefährlich sei; sie wenden sich deswegen an frühere Aeufserungen Schls. und namentlich führt v. Cölln S. 11. aus den von Falk herausgegebenen Aktenstücken, die Preufsische Agende betreffend, die Stelle an, wo es heifst: „Zuerst also, was ich von der Beharrlichkeit bei den eingeführten Formularen gesagt habe, will ich keineswegs von einer unausgesetzt sich gleichbleibenden buchstäblichen Wiederholung verstanden wissen, denn zu einer solchen hätte ich mich ohne Unredlichkeit auch in dem Falle nicht anheischig machen können, wenn ich in mir Gründe befunden hätte, die neue Agende anzunehmen. Der evangelische Cultus will nach der Schrift in allen seinen Theilen eine λογικὴ λατρεία sein, also kommt es bei Allem, was darin Rede ist, nicht auf den Buchstaben an, sondern auf den *Gedanken*; daher kann auch der liturgische Theil unseres Gottesdienstes seiner Idee nur entsprechen, wenn der Geistliche die Gedanken, die er vorträgt, sich lebendig angeeignet hat u. s. w".

Es scheint, als ob Schl. zu sehr die Universitäten, weniger die Kirche im Auge gehabt hat. S. 19. sagt er sogar: „Wir können nicht abhängen von einem symbolischen Buch, vielmehr umgekehrt, es gilt fort, weil und insofern wir es aufs neue bestätigen durch *unsere Lehre* und die Jugend von demselben überzeugen". Und gewifs wird jeder, der einigermafsen die Natur theologischer Forschungen kennt, Schl. von Herzen in demjenigen beipflichten, was er S. 17—21. über die Freiheit des akademischen Lehrers sagt. Im Kreise der *Wissenschaft* sei Zwiespalt des Wissens mit dem Glauben, so viel da wolle. Sie kann nicht anders gedeihen und das nur steht zu wünschen, dafs diejenigen, welchen es als Trägern der Wissenschaft um eine Versöhnung des Bewufstseins mit der Wahrheit zu thun ist, mit ihren Differenzen nicht in gehässige Persönlichkeiten ausarten, welche den edlen Ton der auf die Sache gerichteten Polemik in ein Auflauern auf Zufälligkeiten, in ein kritiliches Sylbenstechen und sykophantisches Schimpfen verzerren, wie wir es so oft erleben. In der Wissenschaft ist auch der Ort, wo mit äufserster Kälte, mit dem, so zu sagen, frevelndstem Verstande, das für heilig Geltende untersucht werden möge. Aber ein Anderes ist es doch, wenn der Geistliche in seinem kirchlichen Amt der Gemeine gegenüber handelt. Hier ist er *verpflichtet*, *innerhalb* des Glaubens der Gemeine sich zu halten, weil er nur unter dieser Voraussetzung zur Vollbringung des Cultus *berechtigt* ist. Wohl wissen wir aus den Bekenntnissen vieler Prediger, wie tief sie das Mifsverständnifs oder Unverständnifs so mancher Punkte unseres Glaubens gedrückt hat. Dieser Kampf des Widerspruchs der Intelligenz als der subjektiven Gewifsheit mit der Objektivität der als Glaube vorgefundenen Wahrheit ist etwas höchst Ehrenwerthes; kein Theologe kann eigentlich ohne ihn gedacht werden und die völlig durchgeführte wissenschaftliche Erkenntnifs erst ist Befreiung von diesem Kampf und Zweifel. — Auch wissen wir sehr wohl, dafs das liturgische Element bei seiner Verwirklichung im Cultus den Geistlichen zu einem mehr oder minder mechanischen Zug bestimmt; aber nur da wird dies der Fall sein, wo der Geistliche sich mit dem, was er lies't, in todter Einstimmung weifs; denn wo er mit dem Gelesenen uneinig ist, wird ihn der Widerspruch seiner Ueberzeugung zur tieferen Reflexion nöthigen und so das Mechanische, der äufseren Handlung Hingegebene verdrängen.

Allein der theoretische *Kampf* des Geistlichen ist doch etwas ganz Anderes, als eine direkte *Heuchelei*, zu welcher er sich, besonders als ein rationalistisch Gebildeter, nach Schl. verdammt sehen würde. Nur so arme Sünder (wie er sie einmal nennt), welche vom Rationalismus keine Liebe zur Vernunft, keine Anregung zum Denken erlangt haben, nur solche, denen statt der Vernunft der Hefen eines seichten Verstandes, statt des Denkens ein Kehricht von Abstraktionen zu Theil geworden ist, und welche einen solchen Lumpenkönig sich zum güldenen Kalb ihrer Anbetung erhöhet haben, nur *solche Rationalisten* dürften in einen *solchen* Widerspruch ohne Kummer und Noth sich einlassen. Sonst aber glauben wir, dafs auch ein Rationalist durch die Moralität, die ihm doch das Höchste ist, eine Handlungsweise verabscheuen würde, die er für offenbaren Betrug erkennen müfste. Denn er könnte sich doch nicht verhehlen, dafs *er* in die Gemeine *miteingeschlossen* sei, dafs er als vorzugsweise aktiv nur insofern dastehe, als die Gemeine voraussetze, dafs er, ihren Glauben zu verkündigen, der rechte Mann sei. Die Schleiermachersche

Digitized by Google

Tröstung, dafs nicht Er, sondern die (geistliche oder weltliche) Regierung, welche die Agende geordnet, der *eigentlich* Handelnde sei, „dafs es sich also von selbst verstehe, dafs er nicht zu vertreten habe, was er lese", ist wirklich ein blofses Sophisma und v. Cölln wirft ihm mit vollkommenem Fug ein, dafs ein Evangelischer Theologe in diesem Fall auch eine katholische Messe lesen könnte, ohne seinen Glauben und sein Gewissen zu verletzen. Schls. Berufung darauf, dafs der Geistliche ja auch die Uebersetzungsfehler nicht vertrete, ist vollends lächerlich.

Wollte Schl. aber fragen, was *denkst* du denn bei jenen für mich leeren Worten? so würde Rec. kürzlich antworten, wie er bei der Empfängnifs Christi durch den heiligen Geist *denke*, dafs das einzige Princip des Lebens Christi der göttliche Geist war, der seinen Willen und durch seinen Willen auch seine Natur bestimmte; und bei dem Niedergefahrensein zur Hölle, dafs alles Böse, auch vor Christi Erscheinung, nur durch Entgegensetzung gegen ihn Realität hat, denn in sich ist es nichts. Die einzige Bedeutung hat es durch das Gute, was es negiren will, und zugleich ist das Gute das einzige Wesen, wozu das Böse, seiner Hölle zu entfliehen, sich aufheben kann; Christus aber als der, welcher in seinem Willen nur das Gute wollte, ist es, welcher auch in dem Bösen niederfährt, um in ihm durch die Qual der Entgegensetzung die Freiheit aus dem Gefängnifs des bösen Willens zu erlösen und dem Willen seinem wahrhaften Wesen zurückzugeben. Wollte nun Schl. sagen: siehe, da gibst du mir ja eine ganz rationalistische Auslegung der Dogmen, denn weder an eine *sinnliche* Erscheinung des heil. Geistes, noch an eine *sinnlich* existirende Hölle scheinst du zu glauben, sondern du verstehst die Empfängnifs wie die Höllenfahrt so, dafs jene sagen will, wie Christi Wille *absolut* und von Anbeginn der heilige gewesen; diese aber bedeuten soll, dafs nur Christus wie von der Sünde so von den Schmerzen, welche sie als Negation der Freiheit sich erzeugt, zu befreien im Stande ist und dafs schon vor der Stiftung des Christenthums als Erscheinung dies Verhältnifs zwischen dem Guten und Bösen da war; — so würden wir erwidern, dafs dem allerdings so sei, dafs wir aber damit in jenen Vorstellungen, wie uns schiene, ohne Künstelei und Zwang, etwas sehr Bestimmtes ausgedrückt zu finden so glücklich wären; wolle er ein solches Verfahren, den Inhalt jener Vorstellungen mit Klarheit denken, ein Bedürfnifs, was wir so dringend hätten, wie er, wolle er dies Rationalismus benennen, so hätten wir nichts dawider, weil wir der festen Ueberzeugung wären, dafs das wahre Christenthum vernünftig und die wahre Vernunft Christlich sei.

Endlich in Bezug auf die Zukunft nennt Schl. die Aussicht seiner Freunde auf die Constituirung eines neuen Symbolums ein Vorurtheil und sagt in seinen Einwürfen unter anderem S. 36.: „Ich hingegen möchte mich mit aller Macht dem entgegensetzen, und ich würde nur Verderben davon ahnden, wenn die Kirche dies jemals thäte aus freien Stücken; denn eine solche Schrift kann niemals etwas wünschenswerthes sein oder ein Gut für die Kirche selbst, sondern immer nur eine Sache der Noth in äufserer Beziehung. Für den inneren Gebrauch der Kirche thut doch den Erwachsenen ein solcher kurzer Auszug nicht Noth, und für den Unterricht der Jugend sind doch scharf bestimmte auf andere Meinungen Rücksicht nehmende Formen nichts brauchbares. Der Katechismus bedarf eines anderen Tons; eine gute Confession ist ein schlechter Katechismus, und ein guter Katechismus eine schlechte Confession". Wozu dies? Das Symbol soll ja auch kein Katechismus sein; dieser hat noch immer seine eigenthümliche Abfassung gefunden, aber nicht ohne Zusammenhang mit dem Symbol, sondern in so enger Verbindung damit, dafs die *besten* Katechismen *auch* symbolische Bücher geworden sind. Wir können durchaus nur den Hrn. v. Cölln und Schulz beitreten, wenn sie Schl. auseinandersetzen, dafs das Symbol Ausdruck innerer kirchlicher Einheit sei. Schl. verkennt ganz, dafs die *Freiheit, ohne bestimmt zu sein*, keine Freiheit ist. Die ächte Beweglichkeit der Bildung besteht nicht darin, dafs sie vom Positiven abstrahirt, sondern darin, dafs die Setzung des Nothwendigen immer möglich sei und nicht durch ein Gesetz unmöglich gemacht werde, obschon keine menschliche Vorkehrung das *Anderswerden*, wenn der Trieb der Vernunft darin ist, zurückzuhalten vermag. Wie wir bei dem einzelnen Menschen sehen, dafs er die Resultate seiner Lebenserfahrung zu Grundsätzen ausprägt, denen er in seinem Handeln als einer bleibenden Richtschnur zu folgen sich anstrengt; wie wir jede Gesellschaft sobald sie zu einiger Abgeschlossenheit gelangt, sich der, wenn auch nie *feierlich* ausgesprochenen, Norm ihres eigenthümlichen Genius bewufst werden sehen; wie jeder Staat den Inhalt und Umfang seiner Freiheit in be-

Digitized by Google

stimmten Gesetzen darlegt und wirklich nur dann frei ist, *wenn er Gesetze hat*, so kann auch die Kirche nicht umhin, das, was sie glaubt, mit Bestimmtheit aufzufassen und als das einfache Princip ihres Lebens hinzustellen. Diese Constituirung eines Symbols ist nach unserer Meinung so weit davon entfernt, Beweis einer Schwäche zu sein, dafs wir sie im Gegentheil für den Beweis einer Stärke halten, gerade wie z. B. der Englische und Französische Staat durch die Bestimmtheit ihrer Freiheiten, trotz der damit verbundenen Parteiungen, ungleich freier und stärker sind, als eine in gesetzlosem, nur durch Herkommen locker gebundenem Zustand umschweifende Horde.

Schleiermacher erblickt in einer solchen Bestimmtheit immer nur eine Verknechtung an das Buchstäbliche, eine Gefangennahme des Geistes unter beschränkte Formeln, eine Verführung zu gedankenloser Leerheit, zu widriger Verketzerung und elender Verfolgung. Den Vortheil, dafs die Streitigkeiten ein festes Centrum haben und leichter ein Resultat geben, als wo ohne Maafs und Ziel in das Blaue hingefochten wird, übersieht er. Allein so wahr der Spinozistische Satz ist: *omnis determinatio est negatio;* so wahr ist auch der andere, mit ihm identische: *omnis determinatio est positio.* Ist daher von einem *neuen* Symbol die Rede, so mufs dasselbe die Differenzen der Protestantischen Kirche in sich absorbiren, um dadurch aufzuheben, was bis dahin einseitige Geltung hatte. Wie und wann dies geschehen werde, wer kann das wissen? Doch zweifeln wir, dafs grofse Neuerungen vorkommen werden und glauben, dafs die Hauptrichtung in einer Hervorhebung der alten, allgemein angenommenen Symbole bestehen werde, insofern die aus der Zeit der Reformation sie ebenfalls anerkannt, in ihrem Inhalt gar nichts verändert und sich speciell nur gegen die späterhin in der Römischen Kirche entstandenen Dogmen gewendet haben. Diese kritische Bemühung zur Ausmärzung alles Hierarchischen ist ihnen das Wesentliche; im dogmatischen Gehalt weichen sie von den alten Symbolen nicht ab. Unter diesen ist namentlich das sogenannte Apostolische, obschon es dem Nicänischen an theologischer Schärfe nachsteht, dadurch, dafs es die historische Anschauung des Christenthums in allen Hauptpunkten vorlegt, von einer so *unverwüstlichen Popularität*, dafs es schwerlich je verdrängt oder durch ein anderes ersetzt werden kann; es wäre denn, dafs die Christen der geschichtlichen Erinnerung an die Stiftung ihrer Kirche nicht mehr bedürften, was zu denken doch gar kein Grund vorhanden ist.

Schl. äufsert zuweilen die Besorgnifs, dafs ein Staat ein neues Glaubensbekenntnifs mit Gewalt könnte einführen wollen und durch solch willkürliches Verfahren dasselbe mit anderen Verordnungen und Gesetzen in Einen Rang stellen. Wir halten eine solche Anmafsung in unseren Tagen für unausführbar. Nehmen wir aber den von Schl. hypothetisch aufgestellten Fall an, dafs eine Regierung ein neues Symbol mit Hartnäckigkeit einführen wollte, so glauben wir nicht, dafs als *Regel* des Benehmens für die Geistlichkeit das aufgestellt werden kann, was er S. 33. sagt: „Ich sollte einen bescheidenen Mann verdammen, welcher zu sich selbst sagte": Die Handlung, die du begehst, wenn du deine Unterschrift verweigerst, steht in gar keinem Verhältnifs zu dem Zweck der Verfügung. Jedermann weifs ja, und also auch unsere kirchlichen Gesetzgeber, dafs nicht zwei Menschen genau denken einer wie der andere, und auch die, welche dieses Bekenntnifs zuerst unterschrieben, haben es theils nicht in demselben Grade bestimmter Ueberzeugung dabei gethan, theils nicht dasselbe dabei gedacht. Es kommt also immer nur auf ein mehr oder weniger von Uebereinstimmung an. Wenn ich nun glaubte, meine Abweichung wäre so grofs und von der Art, dafs diejenigen, die ich nach meiner Ueberzeugung belehre und anrege, nicht zur Gemeinschaft der Kirche gehören könnten, die sich von diesem Bekenntnifs aus, der Römischen gegenüber gebildet hat: dann wäre Grund genug, das Aufsehen einer Verweigerung nicht zu scheuen. Das ist aber nicht der Fall, und weiter als meine innige Ueberzeugung *hievon*, bekenne ich ja nichts durch meine Unterschrift". „Unwahrheit ist ein grofses Wort, aber doch nur ein abstraktes, und es kann jedesmal nur der Natur der Sache nach angewendet werden". Hier ist gar keine Grenze gegeben. Jeder kann sich hiernach überreden, dafs er das Symbol ohne Immoralität unterschreiben könne, weil er immer Einiges finden wird, womit er übereinstimmen kann. Gegen eine solche Klugheit und Lauheit haben sich nun Schleiermachers Freunde mit Nachdruck verwahrt. Er wäre gewifs nicht in diese laxen Maximen verfallen, wenn er die *Bestimmtheit* des Symbolischen nicht blos von ihrer negativen, auch von ihrer affirmativen Seite betrachtet hätte. So aber sieht er in ihr nur eine geistlose Verknöcherung des Lebens; die wahre Bildung soll in einem Hafs gegen die Bestimmtheit bestehen und durch ein beständiges Drängen, Gähren und Treiben in eine schlechte Unendlichkeit hinauslaufen.

Karl Rosenkranz.

Digitized by Google

Nro. 52.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1831.

XXXVII.

I. Ueber die Ostindische Cholera, nach vielen eigenen Beobachtungen und Leichenöffnungen von James Annesley. Nach der zweiten Ausgabe von 1829. *aus dem Englischen übersetzt von Dr. Gustav Himly. Hannover* 1831. *XVI.* 220 S. 8.

II. Ueber die Cholera-Krankheit. Ein Sendschreiben J. Ch. v. Loder's Königsberg 1831. 60 S. 8. *Desselben Zusätze zu seiner Schrift über die Cholera-Krankheit. Ebendaselbst.* 45 S. 8.

III. Beobachtungen über die epidemische Cholera von Dr. R. J. W. P. Remer. Breslau 1831. *XI.* 125 S. 8.

Wenn das politische Leben der Nationen in einem Zustande unruhiger Entwicklung oder Zerrüttung begriffen ist, und auf der andern Seite die Natur, gleichsam in Uebereinstimmung mit der Geschichte, auch das leibliche Dasein mit aufserordentlichen Uebeln bedroht, so dafs in jeder Beziehung Zwietracht und Irrsal, Angst und Noth sich verbinden und in der grofsen Aufregung fast nur noch Parteien und Widersprüche zu unterscheiden sind; dann ist es ein undankbares und meistens auch vergebliches Geschäft, die ruhige Stimme für die Wahrheit zu erheben, und unterweisend oder beschwichtigend sich einem Streite zu nahen, in welchem die Gerechtigkeit eben so schwer zu üben, als die Bescheidenheit zu bewahren ist. Schon aus diesem Grunde möchte es rathsamer sein, das Urtheil über eine Seuche, die *auch* zu den schweren Problemen dieser Zeit gehört, mit aller Ergebung der Zukunft anheimzustellen, wenn nicht ein Jeder verpflichtet wäre, in Sachen des Berufes ohne Rücksicht auf Zeit und Umstände nach bestem Wissen ein Zeugnifs abzulegen, sobald ein solches ausdrücklich gefordert wird und dazu die Noth immer dringender anzumahnen scheint. In so fern es nun hier auf die Beurtheilung des Gegenstandes selbst vielmehr als der Bücher ankommt, ist die Auswahl der letzteren gleichgültig; die eben angeführten wurden aus der grofsen Menge nur defshalb hervorgezogen, weil die Verf. derselben die Krankheit in verschiedenen Ländern, nämlich in Ostindien, Rufsland und Polen, selbst beobachtet und eine gröfsere Unbefangenheit an den Tag gelegt haben, als es bisher bei den meisten übrigen Schriftstellern über die Cholera der Fall gewesen ist.

Die *erste* Abhandlung bildet den ausgezeichneten Theil eines gröfseren Werkes (*Sketches of the most prevalent diseases of India, by J. Annesley, Esq.* 2. *Edition. London* 1829. 8.) durch dessen Uebersetzung den Deutschen Aerzten ein angenehmer Dienst geschehen ist. Der Verf. hat fünf und zwanzig Jahre in Ostindien gelebt und während der gröfsten Heftigkeit der Epidemie die medicinischen Angelegenheiten bei der Besatzung vom Fort St. George und im Generalhospital der Präsidentschaft Madras geleitet. Er zeigt sich in der Schrift als Engländer von der besten Art, einfach und anspruchlos, aufrichtig und bestimmt, den Sinn durchaus auf das Praktische gerichtet, scharfblickend überdies und voll von gesundem Menschenverstand. Die einzelnen Erscheinungen fafst er mit grofser Klarheit auf, vermag aber den Reichthum seiner Beobachtungen nicht unter die Herrschaft allgemeiner Ideen zu bringen, daher öfters getrennt und in zu viele Fächer getheilt wird, was nothwendig zusammen gehört. Seine Erklärungen sind sparsam angebracht und weder tiefsinnig noch originell; die sichtbaren Symptome, der Leichenbefund und die Heilmittel sind ihm die Hauptsachen, in den bündig geschriebenen Krankheits- und Sektionsgeschichten bewährt sich jene Meisterschaft, die nur geübten Beobachtern eigen ist. Unter der grofsen

Digitized by Google

Mehrheit Ostindischer Aerzte, welche die Cholera für eine einfache Epidemie erklären und ihr die ansteckende Eigenschaft unbedingt absprechen, behauptet Annesley einen vorzüglichen Platz.

In dem Verf. der *zweiten* Schrift und der dahin gehörigen Zusätze erkennen wir einen acht und siebzigjährigen Veteran, welcher dem Treiben der Parteien längst entrückt, in schlichter Weise und ohne Umschweife die Bemerkungen mittheilt, zu welchen ihm die Epidemie in Moskau Veranlassung gab. In den Zusätzen besonders giebt sich seine Meinung am klarsten kund, und es ist nicht ohne Bedeutung, dafs ein so berühmter Anatom sich nur geringen Nutzen von den Leichenöffnungen der an der Cholera Verstorbenen verspricht, ja diese Untersuchung fast für überflüssig erklärt. Die Seuche scheint ihm in Ostindien wie in jedem andern Lande aus dem Zusammenwirken siderischer und tellurischer Ursachen zu entstehen, überall sich von selbst erzeugen, zuweilen aber auch ansteckend werden zu können, obgleich es noch sehr die Frage sei, ob man sie in den Fällen, wo ein Contagium vorausgesetzt wurde, nicht vielmehr einer epidemischen Einwirkung, als einer wirklichen Ansteckung zuschreiben müsse. Bei den Blattern, bei der Ruhr und dem Scharlachfieber soll die Gefahr der Ansteckung noch gröfser als bei der Cholera sein. Die Räucherung von Waaren und der lange Aufenthalt von Menschen in Quarantainen ist nicht allein für unnütz, sondern auch für höchst schädlich erklärt, weil die Folgen dieser Maafsregeln noch schrecklicher als die Seuche sind. Der Mifsbrauch der Arzneien wird wie billig scharf getadelt und insbesondre die Nachahmung der Englisch-Ostindischen Methode gänzlich verworfen.

Die *dritte* Schrift ist ein wohl geschriebener Bericht, in welcher der zur Beobachtung der Cholera nach Warschau geschickte Verf. von Demjenigen Rechenschaft gibt, was er während seines Aufenthaltes in dieser Hauptstadt theils selbst gesehen, theils von Andern erfahren hat. Der Erzähler ist zu verständig, um die Krankheit nach den von ihm gesammelten Beobachtungen schlechthin für eine Contagion zu erklären; eine bescheidene Zurückhaltung erlaubt ihm aber nicht, die Möglichkeit einer Ansteckung gänzlich zu leugnen.

Es kann nicht die Absicht sein, den Inhalt dieser fast nur aus Bruchstücken bestehenden Werke im Auszuge wiederzugeben, und ohne Urtheil eine bunte Reihe von Meinungen, Erklärungen, Thatsachen und Vermuthungen zur blofsen Notiz zusammenzustellen. Auch das gewöhnliche polemische Verfahren würde wenig Vortheil, und am Ende doch nur ein negatives Resultat gewähren können, zumal bei einem Gegenstande, der offenbar manche Seiten zeigt, die für die Kritik noch nicht reif geworden sind, und wo sich oft der blofsen Meinung eben nichts anderes als wieder eine Meinung entgegenstellen läfst. Die Masse der Einzelnheiten ist überdies so grofs, dafs selbst eine gedrängte Uebersicht derselben weit über den Umfang einer Recension hinausgehen und für die Erklärung und Verbindung aller zerstreuten Glieder keinen Raum übrig lassen würde. Besser wird es sein, den Kern der Sache ins Auge zu fassen und an eine Hauptfrage jene Erläuterungen anzuknüpfen, welche vorläufig die nothwendigsten und für die Pathologie sowohl als auch für die Praxis vorzugsweise von Wichtigkeit sind. Die Hauptfrage betrifft aber ohne allen Zweifel *die Ansteckung*, und wie sehr man sich auch drehen und bemühen möge, um diesen „*anguis in herba*" zu umgehen, sie drängt sich dennoch bei jedem Schritte von neuem wieder hervor, und wir dürfen uns nicht verhehlen, dafs über die Ursachen und den Gang der Seuche so wie über die Wahl und Anordnung der öffentlichen Vorkehrungen ein gründliches Urtheil nicht stattfinden kann, so lange die Lösung einer Frage verzögert wird, die in theoretischer Hinsicht Manchem vielleicht unerheblich scheinen mag, für die Welt aber von unermefslichen Folgen ist.

Vor Allem müssen wir bemerken, dafs hier nicht von der Meinung jener Pathologen die Rede sein kann, welche aufser der gewöhnlichen von einem Individuum zum andern fortgehenden Uebertragung eines Contagiums noch ein athmosphärisches und tellurisches Contagium anerkennen, und jede Epidemie ohne Ausnahme eine Luftansteckung nennend, keinen Anstand nehmen, in diesem Sinne, auch die epidemische Cholera für ansteckend zu erklären. Ihnen ist nicht allein der kranke Mensch, sondern auch die Athmosphäre und der Erdboden eine Quelle des Contagiums; ein solches ist nach ihrer Lehre überall vorhanden, wo viele Menschen gleichzeitig von einer und derselben epidemischen Krankheit befallen werden, es mögen diese ihre Krankheit andern Menschen mittheilen können oder nicht. Eben so wenig möchten wir uns unbedingt zu der entgegengesetzten Theorie bekennen, welche die ansteckende

Digitized by Google

Eigenschaft ausschliefslich nur jenen Krankheiten beilegt, die ursprünglich durch Exhalationen menschlicher Körper (*Human effluvium*) hervorgebracht und verbreitet werden. Die erste Ansicht geht von der primitiven Entstehung und den entferntesten Ursachen der Seuchen aus, die andern hat vielmehr die schon entstandene Krankheit und ihre weitere Fortpflanzung im Auge; jene scheint zu allgemein, indem sie den Begriff des Contagiums bis ins Unbestimmte erweitert, diese ist zu beschränkt, weil sie völlig übersieht oder in Abrede stellt, dafs eine aus Einflüssen der Atmosphäre und des Erdbodens entstandene ursprünglich nicht ansteckende Krankheit im weiteren Gange ebenfalls ein Contagium entwickeln kann.

Indessen haben wir es hier nicht mit allgemeinen Lehren und mit den verschiedenen über die Ansteckung herrschenden Vorstellungen, sondern mit einer einzelnen Volkskrankheit zu thun, deren Entstehen und Verbreiten nur durch ihre besondre Natur und durch bestimmte Thatsachen erklärt werden soll. Wenn es aber eine ausgemachte Wahrheit ist, dafs keine Krankheit unbedingt anstecken kann, so sollten wenigstens die Aerzte nicht unbedingt fragen, ob die Cholera anstecke oder nicht. Diese Alternative, so scharf und entschieden gestellt, geht offenbar von einem *Vorurtheil* aus und setzt voraus, dafs darauf eine kategorische Antwort erfolgen müsse, da diese doch möglicherweise höchst relativ und theils bejahend, theils verneinend ausfallen kann. Die Pocken, der Scharlach u. s. w. sind für einige Menschen ansteckend, für andere nicht, und es giebt Epidemieen, die nicht im Anfange sondern erst in der Folge ein Contagium erzeugen. Bei der Cholera aber, die man wie die Pest mit Quarantainen und Armeen bekämpfen will, kommt es für jetzt weit weniger auf jenes relative Verhältnifs, sondern hauptsächlich auf die einfache Frage an: ob diese Seuche aus Indien sich bis zu uns allein und einzig durch unmittelbare oder mittelbare Ansteckung von einem Menschen zum andern fortgepflanzt habe, oder mit andern Worten, ob sie aus dem Bereich ihrer ursprünglichen Erzeugung vertragen in Europa wie die Pest als eine *reine Contagion* zu betrachten sei? Wenn dieses bejaht werden mufs, so sind jene grofsen Mafsregeln, die man gegen die Krankheit ergriffen hat, gerechtfertigt; wenn nicht — nicht. Von diesem praktischen und jetzt nothwendigsten Gesichtspunkt ausgehend, lassen wir vorläufig alle Nebenfragen dahin gestellt sein, eine unbefangene Prüfung soll zuvörderst nur die Annahme der reinen Contagion erweisen oder widerlegen, und dann wird sich von selbst ergeben, welchen Antheil die atmosphärisch-tellurischen und die individuellen Verhältnisse auch in unsern Gegenden auf die Entstehung der Cholera haben, und in wie fern etwa eine Ansteckung anzunehmen sei.

Es ist bekannt, dafs die Contagionen, zu welchen vorzugsweise die Pest des Orients, der ansteckende Typhus und die Rinderpest gehören, nur durch eine nahe Gemeinschaft mit Kranken und deren Sachen fortgepflanzt, durch Absonderung aber in ihrem Fortschreiten gehemmt und überall unterdrückt werden können, wo zweckmäfsige Anstalten die Gelegenheit zur Ansteckung entfernen. Die Richtung, in welcher diese Seuchen, sich selbst überlassen, verbreitet werden, ist keine bestimmte, die immer und überall einer gewissen Himmelsgegend folgen müfste; die Pest z. B. kann aus Alexandrien eben sowohl nach Oberägypten, Syrien und Kleinasien, als in die Barbarei, nach Marseille, Constantinopel und Livorno gelangen; die Rinderpest wird aus den Savanen des südöstlichen Europa bald nordwärts bis zur Ostsee, bald gegen Westen bis an die Pyrenäen, bald durch das südliche Ungarn nach Italien gebracht; der ansteckende Typhus oder die Europäische Kriegspest begleitet die Heereszüge, in welcher Richtung sie sich fortbewegen. Die Verbreitung dieser Krankheiten hängt wenigstens in Europa überall von den Berührungspunkten und den Gelegenheiten der Ansteckung ab, sie folgt genau dem verschiedenen Zuge, welchen die angesteckten Individuen und die mit dem Contagium befleckten Gegenstände genommen haben, und diese Weise der Verbreitung gehört zum unterscheidenden Charakter einer Contagion. Die Cholera dagegen behauptet ungeachtet mancher örtlichen Abweichungen im Ganzen bei ihrem Vordringen wie die Influenza eine entschiedene Richtung nach Westen, und aus dieser Eigenthümlichkeit zogen mehrere Aerzte schon vor *zehn* Jahren den Schlufs, dafs das künftige Fortschreiten dieser Seuche durch kein Hindernifs und keine Vorbauungsmittel werde aufgehalten werden, dafs sie im Gegentheil ihren langsamen aber festen Gang über den Rest des Asiatischen Continents nehmen, nach Europa übergehen, und ihr Vordringen nur durch den Ocean werde gehemmt werden können.

Der Lauf einer Contagion wird durch Sperren, Cor-

Digitized by Google

dons und Quarantainen unterbrochen, und so können mit *sicherm* Erfolge selbst Gegenden geschützt werden, die sich in der nächsten Nachbarschaft eines angesteckten Landes befinden. Auf diese Weise bewahren sich die Oesterreichischen Staaten seit siebzig Jahren vor der Pest, die in den benachbarten Türkischen Provinzen häufig und allgemein herrscht, und wenn sie dennoch zuweilen in einige Grenzbezirke von Ungarn eindringt, doch immer in wenigen Orten festgehalten und in kurzer Zeit ausgerottet wird. Die Abwehr einer Contagion gelingt sogar durch Mittel, die weit geringer und unzulänglicher erscheinen, als diejenigen sind, welche man heut zu Tage der Cholera entgegensetzt. Im Herbst 1828. war das Preufsische Oberschlesien in einer Ausdehnung von mehr als zehn Meilen von der Rinderpest umgeben, viele Orte in Galizien und Oesterreichisch-Schlesien, wo diese Seuche herrschte, lagen von der Landesgrenze kaum eine halbe oder Viertelmeile entfernt, und dennoch bewirkten die mit wenigem Aufwand getroffenen Vorkehrungen, dafs nicht ein einziger Peststall sich disseits ereignete. Ein Jahr später blieben die Bukowina und Siebenbürgen von der Pest des Orients verschont, obgleich dieselbe in Bessarabien, in der Moldau und Wallachei einige hundert Orte und unter diesen mehrere betroffen hatte, die sich hart an der Grenze des Oesterreichischen Gebietes befanden. Ein so glückliches Resultat ist, wie der Ref. sich damals an Ort und Stelle überzeugte, selbst in den Gegenden erreicht worden, wo der wechselseitige Verkehr und der Schleichhandel nicht ganz zu verhindern waren, und die vielen Schleichwege, besonders auf den Karpathen, die Gemeinschaft mit dem Pestlande ungemein begünstigten. Wo ist aber das Land, welches durch seine Vorkehrungen die Cholera von sich abgewendet hätte? In Rufsland haben alle Gewaltmittel die Ausbreitung des Uebels zwischen Astrakan und Riga, zwischen Odessa und St. Petersburg nicht hintertreiben können, und die viel gepriesenen Schutzwehren sind zuletzt noch an der Newa zu Schanden geworden. Das militärische Preufsen, wo Ordnung, Gehorsam und Energie zu den Charakterzügen des Volkes gehören, war in seinen Anstrengungen nicht glücklicher; die Ankunft der Seuche schien durch die Besetzung der Grenzen nicht einmal verzögert zu werden, und in diesem Augenblick hat sie den Mittelpunkt der Monarchie erreicht. Der Oesterreichische Kaiserstaat hat dieselben Mafsregeln, durch welche er sich augenscheinlich vor der Pest bewahrt, mit noch gröfserer Ausdehnung und Strenge gegen die Cholera gerichtet, und wie ist der Erfolg gewesen? Die Seuche *durchbrach* oder *übersprang* (wie man sich auszudrücken beliebt), zuerst den dreifachen Cordon gegen Podolien und Bessarabien, so dafs man diesem unerwarteten Ereignifs sie als eine einfache Epidemie zu betrachten anfing und einige Wochen nur als solche behandelte; sie schritt dann unaufhaltsam bis Lemberg fort, und während sie in der Folge auch den zweiten Cordon am Sanflufs, und den dritten an der Wisboka hinter sich liefs, drang sie auch über den vierten in Ungarn ein, und noch jetzt ziehen sich die Truppen wie vor einem verfolgenden Feinde zurück, und suchen vergebens eine feste Stellung zu gewinnen. Endlich ist auch die fünfte zum Schutz des Erzherzogthums gegen Ungarn gezogene Linie überschritten worden. Und dennoch soll die Cholera nach dem einstimmigen Zeugnifs Allen, welche sie für eine Contagion ausgeben, bei weitem nicht so ansteckend sein, wie die Pest; es soll vielmehr die Ansteckung von Zeit und Umständen, von der Art der Mittheilung und ganz besonders von der Anlage, Lebensweise und Empfänglichkeit der Menschen auf die vielfachste Weise bedingt und beeinträchtigt werden. Welche wunderbare Contagion, die ungleich seltener und schwieriger als die Pest anstecken soll, und dennoch nicht wie diese sich beschränken läfst! Die Verwunderung steigt, wenn man sieht und erfährt, dafs das Fortschreiten der Cholera auf eine Weise erfolgt, die von der Verbreitung ansteckender Krankheiten völlig verschieden ist.

Bei der Pest ist man im Stande, die Einschleppung des Contagiums in den davon betroffenen Orten unzweifelhaft nachzuweisen; die Schiffe, die Waaren, die Menschen, durch welche das Uebel eingebracht und ausgebreitet wurde, sind deutlich zu bezeichnen; die Wege und Mittel der Ansteckung werden oft durch aufmerksames Nachforschen so vollständig entdeckt, dafs man das Herkommen und die allmählige Fortpflanzung der Seuche von Glied zu Glied mit derselben Gewifsheit wie die Genealogie einer Familie auf einem Stammbaum beweisen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 53.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1831.

I. Ueber die Ostindische Cholera, nach vielen eigenen Beobachtungen und Leichenöffnungen von James Annesley.

II. Ueber die Cholera-Krankheit. Ein Sendschreiben J. Ch. v. Loder's.

III. Beobachtungen über die epidemische Cholera von Dr. R. J. W. P. Remer.

(Fortsetzung.)

Dasselbe gilt auch von der Rinderpest, die in unsern Gegenden nirgend entsteht, wo nicht kranke Thiere oder verpestete Sachen hingekommen waren und oft durch gleichzeitige Absonderung auf einen oder zwei Höfe beschränkt werden kann, wie dieses namentlich vor einigen Jahren in dem Bezirk des Ref. bei dreizehn Ortschaften gelungen ist. Dagegen konnte man weder in Danzig, Königsberg und Posen, noch in Moskau, Riga und Warschau, noch in irgend einem Orte in Schlesien die Einschleppung der Cholera vollständig beweisen, oft nicht einmal vermuthen, und wenn einige falsch verstandene Thatsachen und unbegründete Annahmen nicht als vollgültige Beweise betrachtet werden, so läfst sich kaum von einem Orte in der Welt behaupten, dafs diese Krankheit nach Art einer Contagion dahingebracht und verbreitet worden sei. In Mitten einer Stadt und Gegend, wo die Pest, der Typhus und andere ansteckende Krankheiten die schrecklichste Verheerung bewirken, können Menschen mit gröfster Sicherheit ihre Gesundheit bewahren, wenn sie die Berührung der Kranken und der mit dem Contagium befleckten Sachen vermeiden; von der Cholera hingegen werden unzählige Personen befallen, die mit den Kranken oder mit verdächtigen Gegenständen nie zuvor Gemeinschaft hatten. Am deutlichsten bemerkt man dieses bei jenen Menschen, die in einem Orte zuerst die Reihe der Krankheits- und Sterbefälle eröffnen. Zwischen den Kranken verschiedener Häuser und Strafsen ist daher oft gar kein Zusammenhang zu entdecken, die Cholera bricht häufig bei Mehreren aus, die sich in weit von einander entfernten Theilen einer Stadt und Gegend befinden, wo eine frühere Gemeinschaft und Berührung nicht möglich oder nicht wahrscheinlich war. Durch die schnelle Absonderung der ersten Kranken und Verdächtigen läfst sich jede Contagion im Entstehen unterdrücken; bis jetzt ist aber keine einzige grofse Stadt und keine Gegend bekannt, wo die schleunigste Entfernung und Einschliefsung der ersten Cholera-Kranken die weitere Ausbreitung der Epidemie hätte verhindern können. Die Zu- und Abnahme derselben erfolgt überhaupt in den meisten Orten viel schneller als bei einer Contagion, die Zahl der Kranken nimmt im Anfange haufenweise zu und in demselben Verhältnifs wieder ab, es mögen die ersten Kranken von den Gesunden abgesondert werden oder nicht. Daher bleibt es unerklärlich, wie die ersten Kranken, welche sogleich nach dem Ausbruch des Uebels isolirt wurden und starben, so viele Menschen anstecken konnten, die bald darauf in verschiedenen Häusern oder Vierteln derselben Stadt erkranken; und ebenso begreift man nicht, warum in der Folge nicht viel Mehrere angesteckt werden, nachdem bei vermehrter Krankenzahl die Gelegenheit zur Ansteckung sich vervielfältigt hat. Wäre die Cholera eine wirkliche Contagion, so müfste die Zahl der Kranken in einem geraden Verhältnifs zu den Gelegenheiten der Ansteckung stehen, es müfste im Anfang eine viel geringere und später eine weit gröfsere Menge Menschen von ihr befallen werden, als es wirklich geschieht. Ein einziges Beispiel kann statt vieler genügen, um den Unterschied zu zeigen, welcher in der Verbreitung einer ansteckenden und einer blos epidemischen Krankheit stattzufinden pflegt. An der orientalischen Pest, welche im Herbst 1770. aus Podolien nach Moskau verschleppt wurde, erkrankten daselbst in

Digitized by Google

dem langen Zeitraume vom Monat November bis zum Monat März des folgenden Jahres im Ganzen kaum 150 Personen, zu Ende Juli starben schon täglich 200, in der Mitte August täglich 400, und als ein Volksaufstand die angeordneten Vorkehrungen mit Gewalt vereitelt hatte, stieg die tägliche Zahl der Gestorbenen im September sogar auf 1000 und 1200, obgleich ein grofser Theil der Einwohner aus der Stadt geflohen war. Erst im Winter 1771. hörte die Pest in Moskau auf, nachdem sie gegen 80,000 Menschen dahingerafft hatte. Als aber zu Ende Juni d. J. die Cholera nach St. Petersburg kam, erreichte sie schon in den ersten zwei Wochen den höchsten Grad ihrer Verbreitung, so dafs bald nach dem ersten Erscheinen täglich 3 bis 500 Menschen erkrankten; eben so schnell nahm sie seit dem elften Juli wieder ab, so dafs bereits zu Anfang August nicht mehr als 40 bis 50 täglich, im Ganzen aber bis jetzt nicht mehr als 8 bis 9000 erkrankten, obgleich auch hier nach einem Volkstumult die Sperr- und Quarantainemaafsregeln aufgegeben wurden. Wollte man dagegen einwenden, dafs durch Absonderung und Häusersperre die Ausbreitung der Cholera in manchen Orten verhindert worden sei, so ist zu bedenken, dafs die Epidemie nicht überall mit gleicher Heftigkeit herrscht, und dafs auch manche Orte ohne jene Mafsregeln noch früher befreit wurden, als andere, wo man die Sperre mit gröfster Strenge in Anwendung brachte. In der That scheinen die gewaltsamen Mittel von keinem oder doch nur sehr geringem Einflufs auf die Abnahme der Seuche zu sein; in manchen Orten, z. B. in Warschau, verminderte sich sogar die Zahl der Kranken so wie die Bösartigkeit der Krankheit von dem Tage an, als man die strengen Mafsregeln der Absonderung aufgebend, sich fast allein auf die Pflege und Heilung beschränkte.

Während die Cholera nicht selten in Orten erscheint, die nicht den mindesten Verkehr mit den von ihr betroffenen Gegenden hatten, sehen wir andere von ihr verschont, die sich in beständiger Verbindung mit Städten befanden, worin sie herrschend ist. Aus Moskau sind während der Seuche mehr denn 40,000 Menschen und darunter die meisten ohne Quarantaine ausgewandert, und dennoch ist kein Fall bekannt, dafs die Cholera aus dieser Stadt nach irgend einem andern Orte verschleppt worden, oder in einer Quarantaine ausgebrochen wäre. Zwischen Krakau und Warschau fanden während der Insurrektion äufserst lebhafte und ununterbrochen Verbindungen, Zufuhren und Truppenzüge statt, und dennoch herrschte die Cholera in Warschau drei Monate lang, bevor sie in Krakau erschien; diese Stadt blieb so lange verschont, bis die Seuche auch aus Galizien immer näher herbeigekommen war. In der Quarantaineanstalt, welche an der südöstlichen Grenze Oberschlesiens gegen das Gebiet von Krakau errichtet war, und worin sich oft gleichzeitig mehr als hundert Menschen befanden, ist kein Einziger an der Cholera erkrankt, obgleich die Seuche jenseits allgemein verbreitet war. In der Englischen Armee von Mysore wüthete die Seuche im J. 1818, gleichwohl wurde sie durch 6000 Hindus, die auf einmal ausrissen, nicht in der Umgegend verbreitet, und auch die Stadt Cawnpur, die mit dem Lager in beständiger Verbindung stand, blieb volle fünf Monate von der Krankheit verschont.

Die Behauptung, dafs die Cholera vorzüglich den grofsen Landstrafsen folge, beruht auf einem übereilten Schlufs und wird durch die Verbreitung der Epidemie in Preufsen und Oesterreich wiederlegt. Die öffentlichen Nachrichten können allerdings die Fortschritte der Seuche in Rufsland, Persien u. s. w. nur durch die Namen bekannter Städte bezeichnen, Landstrafsen führen zu allen Städten und es ist unmöglich, immer auch die Namen der vielen unbekannten Dörfer anzuführen, die sich seitwärts und in beträchtlicher Entfernung von diesen Strafsen befinden. Dagegen unterliegt es keinem Zweifel, dafs die Krankheit in der Nähe der Flüsse und in den anliegenden Niederungen am häufigsten erscheint und ihre gröfste Verheerungen bewirkt; dieses bestätigen die Indischen Ströme, der Euphrat und Tigris, die Wolga, der Don, Dnieper, Dniester und Pruth, die Newa Düna und Weichsel, die Donau, die Theis und die Oder, besonders da, wo das Gefäll an den Mündungen immer schwächer wird. An der Netze und Warthe ging die Seuche mit raschen Schritten bis zur Oder fort und gewann auf diese Weise einen Vorsprung, der sich am Finow-Canal noch weiter erstreckte, während fast ganz Schlesien und Hinterpommern, obwohl in unmittelbarer Nähe von Polen und Westpreufsen, noch frei von dem Uebel blieben, weil jene Provinzen von Osten her keine bedeutenden Flüsse empfangen. Nicht dem Schiffsvekrehr, sondern dem Wasser mufs dieses Vordringen an den Strömen zugeschrieben werden, und und wenn die Schiffer häufiger als andere Menschen

Digitized by Google

erkranken, so geschieht es deshalb, weil sie die Anstrengung, die Erkältungen und Diätfehler am wenigsten zu vermeiden wissen.

Es ist eine Eigenschaft aller wirklichen Contagionen, dafs sie das Individuum in der Regel nur einmal in seinem Leben befallen und in ihm die Fähigkeit aufheben, dieselbe Krankheit jemals wieder zu empfangen; von der Cholera kann aber ein Mensch wiederholt betroffen werden, und es würde sich dieses noch häufiger ereignen, wenn nicht die erzeugenden Momente der Krankheit in jeder Gegend nach kurzer Zeit wieder aufhörten zu sein. Indessen kommen solche Fälle nicht so selten vor, dafs man sie nur als Ausnahmen betrachten könnte. Sobald ein Mensch die Pest oder den Typhus und ein Thier die Rinderpest empfangen hat, ist keines unserer Heilmittel im Stande, den vollkommenen Ausbruch der Krankheit zu verhindern und dem Verlauf derselben Schranken zu setzen, die Cholera hingegen läfst sich unterdrücken, wenn bald nach dem Eintritt der Vorboten und der ersten Symptome zweckmäfsige Mittel angewendet werden, wie dieses viele Aerzte sogar an sich selbst erfahren haben. Eine Contagion wird gewöhnlich den Personen mitgetheilt, die sich in der nächsten Umgebung der Kranken befinden; sehr oft bleiben aber diejenigen von der Cholera verschont, die sich mit der Pflege und Heilung der Kranken, und mit der Sektion und Behandlung der Leichen befassen; wenigstens mufs man im Allgemeinen zugeben, dafs Aerzte und Wärter im Verhältnifs nicht häufiger als andre Menschen erkranken. Das Berühren des lebenden und todten Körpers, die Umarmungen des Sterbenden, das Athmen der von dieser ausgehauchten Luft, die Besudelung mit den entleerten Stoffen, und selbst absichtlich angestellte Versuche und Einimpfungen sind ohne üble Folgen geblieben, und wo man in einzelnen Fällen die Schuld des Erkrankens solchen Umständen zuschrieb, da konnte die Krankheit immer auch aus andern Ursachen entstanden sein. Das Aussterben ganzer Häuser ist bei Contagionen, wenn keine Absonderung stattfindet, eine sehr gewöhnliche Erscheinung, bei der Cholera ungleich seltener; in äufserst zahlreichen Fällen erkrankten in einem stark bewohnten Hause nur eine oder zwei Personen, obgleich die Gemeinschaft mit den übrigen Hausgenossen nicht aufgehoben war, in keinem einzigen Falle, sagt Marshall, hat die Krankheit unter den Bewohnern eines Hauses oder einer Barracke sich auf solche Art verbreitet, dafs man hätte glauben können, sie sei durch Berührung von Kranken auf Gesunde fortgepflanzt worden. Eine Contagion wird nicht unmittelbar durch kranke Menschen, sondern auch mittelbar durch Träger des Contagiums d. h. durch angesteckte Sachen verbreitet, doch ist kein einziges *sicheres* Beispiel bekannt, dafs die Cholera jemals durch Waaren, Effekten und andere leblose Körper wäre fortgepflanzt worden, wohl aber giebt es viele tausend Beispiele und täglich kann man es aufs neue erfahren, dafs von kranken Personen herrührende Gegenstände für die gesunden unschädlich blieben.

Bei dem ersten Erscheinen der Seuche in Moskau, Warschau, Danzig und in vielen andern Orten hat man sie fast allgemein für höchst ansteckend gehalten, weil die Mehrheit der Menschen stets geneigt ist, einer schlimmen und weit verbreiteten Krankheit ansteckende Eigenschaften beizumessen. Es bedurfte jedoch nur einer kurzen Zeit, um diesen Wahn bei Aerzten und Laien zu vernichten, und die übertriebene Furcht vor der Ansteckung zu mäfsigen, ja sogar in Sorglosigkeit umzuwandeln. Wie zahlreich und auffallend müssen aber die Erfahrungen gewesen sein, welche in wenigen Wochen unter der Bevölkerung dieser Städte ein so allgemeines Vorurtheil bei der Mehrheit zerstreuen, und statt dessen eine ganz entgegengesetzte Ueberzeugung hervorbringen konnten! Es mag sonderbar scheinen, dafs man in dieser Sache sich auf die Meinung des Volkes beruft, indessen bemerkt Annesley mit Recht, dafs hierein die Meinung des Publikums meistens der Wahrheit sehr nahe kommt, und wenn sie irrig ist, sich eher *für* als gegen die Ansteckung aussprechen wird. Sobald überhaupt viele Zweifel oder Verschiedenheit der Ansichten über die Natur einer Krankheit stattfinden, wird das Volk die Krankheit immer für ansteckend halten.

Die Rede, auf welche man beständig zurückkommt, dafs jene Thatsachen zwar nicht geleugnet werden können, die Ansteckung bei der Cholera aber eine *bedingte* sei (welche wäre wohl unbedingt?) ist im Grunde nichts weiter als eine leere Vorstellung, so lange man nicht unumwunden sich darüber erklärt, ob die Krankheit aus Indien *allein* durch ein Contagium nach Deutschland gelangt sei und verbreitet werde, oder ob sie aus einheimischen Ursachen auch bei uns wie dort entstehe. Eine Seuche aber, welche so bestimmte Anlage erfor-

Digitized by Google

dert, ihre Opfer mit der gröfsten Einschränkung wählt, und immer nur Personen ergreift, die einer ordentlichen Pflege entbehrend, der Anstrengung oder der Noth, den Diätfehlern und Erkältungen ausgesetzt waren, kann schon aus diesen Gründen nicht als reine Contagion betrachtet werden, und es mufste einen seltsamen Eindruck hervorbringen, als dieselben Behörden, welche die Krankheit wie eine Pest behandelten, warnend und öffentlich erklärten, dafs Diätfehler und Erkältungen sich in den meisten Fällen als die *Ursachen* der Krankheit haben nachweisen lassen. Täuschen wir uns nicht länger in einer Sache, die so laut und verständlich zu den Sinnen spricht. Auf jener englischen Fregatte, die lange an der Küste von Indien kreuzen mufste, erkrankten und starben die Arbeiter an der Cholera, obgleich das Schiff seit vielen Wochen durchaus keinen Verkehr mit dem Lande gehabt hatte. Von drei englischen Regimentern, die während des Birmanenkrieges im December 1825 ihr Lager bei Patnago auf einem niedrigen mit Strauchwerk und Unterholz bedeckten Boden aufgeschlagen hatten, erkrankten und starben binnen 24 Stunden funfzehn bis zwanzig Mann; am nächsten Tage wurde der Lagerplatz nach einer Anhöhe verlegt, und die Krankheit war verschwunden. Die ersten polnischen Truppen, unter welchen nach dem Treffen bei Iganie die Cholera zum Vorschein kam, waren nach einem forcirten Marsch genöthigt gewesen, auf dem nassen und sumpfigen Boden des Schlachtfeldes bei kaltem Wetter ohne Nahrungsmittel und ohne anderes Getränk als Sumpfwasser in der Nacht zu campiren, während die andern Corps, welche in einer höheren Gegend lagern und keinen Mangel an gutem Wasser leiden durften, frei von der Seuche blieben. In Oberschlesien erkrankten Viele unmittelbar nach einer Ueberladung des Magens mit ungesunden Nahrungsmitteln, Andere auf freiem Felde bei der Erndtearbeit und unter einer Witterung, die bald von drückender Gewitterschwüle bald von kalten Regenschauern begleitet war, Andere endlich, die in schlechten Hütten und Baracken, in feuchten Vertiefungen und nah' am Wasser wohnten. Solche und ähnliche Umstände gingen dem Ausbruch der Krankheit in den verschiedensten Ländern vorher, und waren die Veranlassung, dafs manche Aerzte und Nichtärzte, welche von der Idee der Ansteckung ausgehend überall den ostindischen Faden suchten und nicht finden konnten, die Krankheit bei dem Mangel aller Anzeigen, die eine Einschleppung des Contagiums hätten beweisen können, als Indigestion, Erkältung, oder höchstens als sporadische Cholera betrachten wollten, die mit der sogenannten Asiatischen ja nicht verwechselt werden dürfe. Der Irrthum dauerte oft so lange, bis die Epidemie declarirt war und in kurzer Zeit auf einem wenig ausgedehnten Raume eine Menge Menschen dahingerafft hatte. Und unter jenen Personen, welche eine epidemische Cholera ohne Ansteckung nicht für möglich hielten, waren auch solche, die sich sorgfältig hüteten, ihre Leibbinden abzulegen oder Nahrungsmittel zu geniefsen, die man zur Hervorbringung der Krankheit für geeignet hält. Aufser der Hypothese von der rein contagiösen Natur der Cholera hat der schnellen Erkenntnifs und richtigen Bestimmung nichts so sehr im Wege gestanden, als jene Beschreibungen, welche nach ausgesuchten Mustern entworfen, die Krankheit, auf eine übertriebene und abschreckende Weise mit den grellsten Farben schildern, und beinahe völlig übersehen, dafs überall neben der schlimmsten Form noch gelindere Abarten und Mittelstufen vorkommen, auf welche jene Schilderungen nur in sehr eingeschränktem Sinne anwendbar sind. In Oberschlesien, in Polen, Galizien und Rufsland bekamen unzählige Menschen eine gutartige Cholera, die sich leicht beseitigen und in den Krankenlisten kaum erwähnen liefs, namentlich in Moskau und Lemberg waren im gelinderen Grade fast alle Einwohner afficirt. Hätte man nicht so oft am Krankenbett nach jenen Beschreibungen nur die gröfste Angst und Verzweiflung, Todtenphysiognomien, blaugrüne Augenränder, fletschende Zähne, schauderhafte Krämpfe, eisige Kälte, und wie diese Hyperbeln weiter heifsen, als beständige und unterscheidende Zeichen der Cholera zu erblicken geglaubt, so würden viele weit minder schreckhafte Fälle, die wirklich der Epidemie angehörten, im Anfange nicht verkannt und für andere Krankheiten gehalten worden sein; man würde auch in manchen Gegenden das Dasein der Cholera noch früher proclamiren können, als es wirklich geschah.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 54.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1831.

I. Ueber die Ostindische Cholera, nach vielen eigenen Beobachtungen und Leichenöffnungen von James Annesley.

II. Ueber die Cholera-Krankheit. Ein Sendschreiben J. Ch. v. Loder's.

III. Beobachtungen über die epidemische Cholera von Dr. R. J. W. P. Remer.

(Fortsetzung.)

Denn in Moskau sind einzelne Krankeitsfälle schon einige Monate vor dem Erscheinen der Seuche beobachtet worden, in Warschau hat man die Krankheit nicht erst nach dem Treffen bei Iganic, sondern schon früher wahrgenommen, in dem Bereich des Refer. sind mehrere Wochen vor der epidemischen Verbreitung wirkliche Cholera-Kranke hier und da, selbst mitten im Lande und an Orten vorgekommen, wohin ein Contagium aus Polen schwerlich gelangen konnte. Aufser den schon längst verbreiteten Wechselfiebern waren in Oberschlesien seit dreiviertel Jahren die gastrisch-rheumatischen Krankheiten vorherrschend geworden, das Nervensystem verhielt sich dabei auf eine auffallende Weise mitleidend, zuletzt verschwanden auch die sonst herrschenden Exantheme allmählig, auf die im Monat Mai vorübergezogene Influenza folgten immer häufiger gastrisch-nervöse Fieber, rheumatische Diarrhoeen, Brechdurchfälle und Ruhren, und zu Ende Juli die Epidemie der Cholera. Der Wechsel der Witterung fand dabei oft drei- bis viermal täglich im gröfsten Abstande statt, eine feuchte drückende Schwüle hielt zuweilen bei bewölkten Himmel mehrere Tage an, stechende Hitze wechselte unerwartet mit kalten Sturmregen ab, und öfters sah man die Sonne hinter den Wolken wie eine strahlenlose Scheibe untergehn und noch stundenlang ein gelbes Zwielicht und feinen Nebel hinterlassen. Die Vegetation ging rasch und fast übereilt vor sich, ein besonderer Einflufs scheint hier und da selbst die Thiere nicht verschont zu haben, und in Danzig zeigten sich Erscheinungen der Cholera unter den Hunden, wie man ähnliche auch bei andern Hausthieren schon früher in Rufsland und Ostindien wahrgenommen hatte.

Die Abhängigkeit des Erkrankens von einer besondern Beschaffenheit der Atmosphäre ist nicht zu verkennen. Menschen, die eben erst aus der Ferne einer Gegend ankommen, wo die Cholera herrscht, sind viel empfänglicher dafür als Eingeborene; dieses bestätigen nicht allein die von Annesley angeführten Berichte der Medicinalbehörde zu Madras, sondern auch die nahe liegenden Beispiele, wo Soldaten, die aus entfernten Garnisonen zum Cordon kommandirt wurden, bald nach ihrer Ankunft an der Cholera erkrankten, ohne zuvor angesteckt zu sein. (So erkrankten kürzlich von einer Compagnie, die aus einer Entfernung von 20 Meilen angekommen, den Cordon am Przemsaflufs gegen das Gebiet von Krakau verstärken mufste, schon in den ersten Tagen fünf Mann an der Cholera, und es konnte bei der sorgfältigsten Nachforschung nicht die geringste Spur einer Ansteckung nachgewiesen oder auch nur vermuthet werden.) Ebenso werden Menschen zuweilen auch dann noch von der Cholera befallen, nachdem sie aus einer Gegend, wo die Seuche herrscht, in ihren Wohnort zurückgekehrt sind, und es ist eine alte von A. v. Humboldt bestätigte Erfahrung, dafs Reisende öfters die Wirkung der Miasmen (nicht der Contagien) erst in dem Augenblick verspüren, wo sie in eine andere Atmosphäre gelangt sind und einige Ruhe zu geniefsen anfangen. Die Ostindischen Aerzte haben auch, über diesen Punkt, lehrreiche Beispiele angeführt, und der Ref. kann zwei Fälle hinzufügen, wo Personen, die aus der oben bezeichneten Gegend ins Innre des Landes zurückgekehrt waren, fast unmittelbar darauf an der Cholera erkrankten und starben, ohne sie weiter zu

Digitized by Google

verbreiten und ohne zuvor mit Kranken in Berührung gewesen zu sein. Endlich zeigt sich der Einfluſs der Atmosphäre auch darin, daſs die Krankheit, wenn sie unter einer gröſseren Menge Menschen z. B. in einem Regiment erscheint, zuweilen plötzlich aufhört, nachdem diese Menschen in eine andere Gegend gelangt sind und ihren Aufenthalt gewechselt haben, ja es scheint sogar, als ob in einzelnen Fällen schon das Verlassen eines Hauses, worin einige Bewohner an der Krankheit litten, die übrigen davor bewahren könne. So z. B. erkrankten und starben gröſstentheils in einem kleinen Militärhospital allmählig elf Personen an der Cholera, und unter diesen auch ein Wundarzt, welcher wenige Tage vorher mit dem Ref. die Leichenöffnung eines früher daselbst Verstorbenen verrichtet hatte; die noch übrigen zwei und zwanzig Personen wurden hierauf in einem andern Gebäude untergebracht, und von diesem Augenblick an hörte auch unter der Gesellschaft die Krankheit auf, und alle blieben bis auf einen Einzigen gesund. Wie wenig wir auch von dem Wesen und den innern Veränderungen der Atmosphäre wissen, so sind doch diese Thatsachen geeignet, die Entstehung sehr vieler Krankheitsfälle zu erklären, die man sonst so häufig der Wirkung eines Contagiums beizumessen pflegt. Erwägt man daher den Mangel oder doch die groſse Zweideutigkeit aller sogenannten Beweise für die Ansteckung, die unzählbaren Fälle, in welchen die Krankheit offenbar nicht angesteckt hat, die deutliche Beziehung, in welcher die Lebensweise, Diätfehler und Erkältungen, zur Hervorbringung der Krankheit stehen, betrachtet man überdies den eigenthümlichen und unaufhaltsamen Gang der Seuche, das gleichzeitige Vorherrschen verwandter Krankheiten, und den Einfluſs der Atmosphäre des Erdbodens und der Gewässer, so geht aus allem diesem wenigstens so viel hervor, daſs die Cholera keine wirkliche Contagion ist, die *einzig und allein* durch Ansteckung verbreitet werden könnte.

Mit diesem Resultat wird aber zugleich ein anderes angegeben, welches die nothwendige Consequenz von jenem ist. Sobald man nämlich weiſs, daſs der gesuchte Ostindische Faden eine Chimäre und die Annahme von einer ununterbrochenen Fortpflanzung durch ein Contagium unstatthaft ist, so folgt von selbst, daſs diese Krankheit nur als Epidemie betrachtet werden kann, die in jedem Lande, wo sie erscheint, durch allgemeine und besondere Ursachen hervorgebracht wird. Die Ursachen der epidemischen Cholera sind aber dieselben, welche von jeher bei uns die sporadische erzeugen konnten, nur mit dem Unterschiede, daſs sie bei jener in der ausgedehntesten Verbreitung vorkommen, bei dieser auf einzelne Orte und Individuen beschränkt sind. Ebenso wenig sind die Symptome der jetzigen Cholera von denen der früheren wesentlich verschieden, und darum dürfte sich jeder Unbefangene überzeugen, welcher die heutigen Formen dieser Krankheit mit den Beschreibungen der älteren Beobachter, namentlich des Celsus, Aretäus, Cälius Aurelianus, Sydenham, Mercurialis u. A. aufmerksam zu vergleichen im Stande ist. Die Ursachen, die Eigenheiten und das Wesen der Cholera sind in der Hauptsache überall und zu allen Zeiten gleich geblieben, die Krankheit mochte sporadisch oder epidemisch erscheinen; der zufällige Unterschied beruht allein in dem höhern oder geringeren Grade der Krankheit, in den Complikationen derselben, in der weiteren oder beschränkteren Verbreitung der sie hervorbringenden Momente, in der gröſseren oder geringeren Zahl der Kranken. Die Cholera ist daher in Hinsicht ihres Ursprungs weder Asiatisch, noch Ostindisch, noch Russisch zu nennen, sie wird in allen Ländern geboren, wo die erzeugenden epidemischen Einflüsse und Schädlichkeiten vorhanden sind; sie ist auch keine neue vorher noch nie gekannte und auſserordentliche Krankheit, sondern jetzt nur dadurch ausgezeichnet und wahrhaft auſserordentlich, daſs sie als Epidemie sich im allmähligen Fortgange über zwei Welttheile erstreckt, und zu keiner Zeit so allgemein wie in der unsrigen verbreitet worden ist.

Obwohl es den älteren und ältesten Aerzten niemals in den Sinn gekommen, einer sporadischen oder epidemischen Cholera ansteckende Eigenschaften zuzuschreiben, so wird doch in der allgemeinen Pathologie gelehrt, daſs Epidemieen, die ursprünglich nicht ansteckend sind, im weiteren Verlauf und in einzelnen Fällen es werden können. Der Ref. bekennt sich selbst zu dieser Lehre, und ist nicht gesonnen, die Anwendung derselben auf die epidemische Cholera schlechthin zu verwerfen, wenn gleich diese Krankheit in ihrer schlimmsten Gestalt mit solcher Schnelligkeit verknüpft, daſs die Entwicklung eines Contagiums kaum möglich zu sein scheint, bei uns überdies nicht schlimmer, sondern offenbar um vieles milder als in Ostindien geworden ist, und in der That noch keine Beispiele am Tage

Digitized by Google

liegen, die man für untrügliche vor allem Zweifel gesicherte Beweise einer Ansteckung zu halten berechtigt wäre. Was wir behauptet haben und einräumen wollen, ist dieses, dafs die Cholera keine reine Contagion ist, einer Ansteckung einzelner Individuen zwar nicht unmöglich zu sein scheint, aber bis jetzt noch nicht bestimmt und klar erwiesen worden ist. Will man solche Beweise sich verschaffen, so müssen zu diesem Ende andre Wege eingeschlagen werden, als diejenigen sind, welche man bisher zu befolgen für zweckmäfsig gehalten hat; der Anekdotenkram mufs aufhören, die Zeitungsnachrichten dürfen nicht ferner als heilige Wahrheiten gelten, und auf die Sucht, das Erkranken einzelner Personen mit zufälligen und unerheblichen Umständen in ursächlichen Zusammenhang zu bringen, mufs man verzichten. Es müssen die Thatsachen durch gründliche Untersuchungen festgestellt, die Zeugen vollständig verhört, unter den einzelnen Kranken die wechselseitigen Verbindungen wie an den Gliedern einer Kette nachgewiesen, die Zeitfolgen berücksichtigt, und alle Nebenumstände mit gewissenhafter Sorgfalt geprüft und erwogen werden; denn wie leicht es auch ist, aus der Erfahrung zu zeigen, dafs die Cholera aller Gelegenheit ungeachtet für Millionen von Menschen *nicht* ansteckend war, so grofs sind die Schwierigkeiten, wenn man bei einer Epidemie, die ursprünglich in der Regel ohne Contagium ist, ermitteln und beweisen soll, dafs in besondern Fällen ein Contagium sich entwickelt habe. Der Inquirent, bei dem wir die gröfste Unbefangenheit und die aufrichtigste Liebe zur Wahrheit voraussetzen, mufs nicht allein wissen, auf welche Fragen und Umstände es in der Sache selbst vorzüglich ankommt, sondern auch mit hinreichender Orts- und Menschenkenntnifs versehen und des Beistandes einer vollziehenden Gewalt versichert sein; auf der andern Seite wird aber der Erfolg der Untersuchung völlig vereitelt, wenn die aufgerufenen Zeugen die Wahrheit nicht sagen wollen oder zu sagen aufser Stande sind. Daher sind solche Ermittlungen am schwierigsten in Ländern anzustellen, die sich noch auf den untern Stufen der Civilisation befinden. Nicht an der Wolga und kaum in Galizien darf man in dieser Beziehung sichere Resultate zu gewinnen hoffen, und am wenigsten durch Reisende, welche mit der Sprache, mit den Sitten- und Ortsverhältnissen jener Gegenden unbekannt, sich meistens auf blofse Aussagen und Vermuthungen Anderer verlassen müssen. Dieser Procefs wird in Deutschland, in Frankreich oder England entschieden werden. Indessen ist die Entscheidung für die Praxis von keiner sehr dringenden Wichtigkeit, sobald einmal feststeht, dafs die Cholera nirgend als reine Contagion erscheint, denn wäre sie auch im Stande, hier und da eine Ansteckung zu bewirken, so geschieht dieses gewifs nur in den seltensten Fällen, weil sonst die wahren Beweise einer Ansteckung vom Menschen zum Menschen leicht und zahlreich hätten gesammelt werden können, und ein deutlicher Zusammenhang in der Reihenfolge der Kranken auch bei uns schon längst entdeckt worden wäre. Will man aber die Verbreitung der Seuche durch eine *Ansteckung aus der Luft* erklären, sei es, dafs das flüchtige Contagium, wie Einige glauben, ursprünglich in der Atmosphäre selbst erzeugt, oder nach Anderer Meinung in dieselbe aufgenommen und weithin vertragen würde, so wäre auch nach diesen Erklärungen zugestanden, was wir bisher aus vielfachen Gründen zu behaupten suchten: dafs die gegenwärtige Cholera eine Epidemie sei, gegen welche wir uns so wenig wie gegen andere atmosphärische Krankheiten durch Cordons und Quarantainen zu schützen vermögen.

Wenn gleich die Krankheit im heifsen und kalten Klima, in Niederungen und auf Anhöhen und bei verschiedener Witterung herrschen kann, so hat man doch beständig bemerkt, dafs sie in heifsen Ländern, in feuchten Ebenen und sumpfigen Gegenden, in der Nähe des Wassers und bei einem schnellen Wechsel der atmosphärischen Verhältnisse sich ungleich häufiger und verderblicher zeigt. Es sind auch viele Landstriche, z. B. die auf Hügeln gelegenen Forts in Kandeesh, von ihr verschont geblieben, während das umliegende Land die gröfste Verheerung erfuhr, und diese Begrenzung der Seuche an Stellen, wo sonst der weiteren Ausbreitung kein Hindernifs entgegenstand, wird mit Recht als ein schlagender Beweis gegen die Ansteckung betrachtet. In so fern man überhaupt darauf verzichtet, diesen Gegenstand durch langweilige und weit hergeholte Hypothesen zu erklären, vielmehr hauptsächlich nur das beachten mufs, was zunächst natürlich und einfach vor Augen liegt, so bleibt in der That nichts übrig, als die Entstehung der Krankheit in einem besondern Verhältnifs der Atmosphäre und des Erdbodens zu suchen. Jede andere auch noch so scharfsinnige Erklärung läfst uns unbefriedigt, weil keine so leicht wie diese mit unserer

Digitized by Google

Erfahrung und Naturansicht in Einklang zu bringen ist, weshalb auch viele Beobachter geneigt sind, die Krankheit mit Annesley aus einem elektrischen Verhältniss der Luft abzuleiten, welches von ungesunden Exhalationen der Erde entweder hervorgebracht oder begleitet wird. Diese epidemischen Einflüsse, von welcher Art sie auch sein mögen, bewirken unter den Bewohnern der Gegenden, wo sie stattfinden, die Anlage zur Cholera, indem sie die Energie sowohl im Nerven- als im Gefässsystem herabstimmen und den Widerstand schwächen, welchen der Organismus zu andern Zeiten der kränkenden Macht entgegenzusetzen im Stande ist; sie vermögen aber an sich die Krankheit nicht hervorzurufen, so lange nicht excitirende oder gelegentliche Momente sich mit ihnen verbinden. Die letzteren — Erkältung, Diätfehler, Anstrengung u. s. w. — sind den Funken zu vergleichen, welche auf einen schon vorbereiteten brennbaren Körper fallen, und die Explosion veranlassen. Sie gehen dem Ausbruch der Krankheit oft unmittelbar, oft längere Zeit vorher, und weil sie in der Regel deutlich zu erkennen sind, während der epidemische Einfluss sich unserer sinnlichen Wahrnehmung entzieht, so hat man sie oft für die einzigen Ursachen der Krankheit gehalten. Der verschiedene Grad der Heftigkeit, welchen die Cholera in verschiedenen Gegenden zeigt, ist nicht schwer zu erklären, wenn man erwägt, dass die Intensität der epidemischen Einflüsse nicht immer und überall gleich ist, dass die Kranken nicht in demselben Grade dafür empfänglich sind, und die Energie des Widerstandes in einem Menschen stärker, und schwächer in einem andern ist.

Wie in der Naturgeschichte die Pflanzen, Thiere u. s. w. so werden in der Pathologie die Krankheiten durch die Vergleichung der verwandten Gattungen und Arten am sichersten unterschieden, und die Signaturen bestimmt, welche den Charakter der Krankheiten ausdrücken und das wesentliche Verhältniss derselben andeuten sollen. Diese Bestimmungen sind aber falsch und mangelhaft, wenn die vergleichende Untersuchung bei den Ursachen und Wirkungen der Krankheiten sich nicht auf das Ganze erstreckt, sondern an einer einzelnen Erscheinung hangen bleibt und an dem Leiden eines besondern Organes die wahre und vollständige Bedeutung der ganzen Krankheit zu erkennen glaubt. Dem Einen scheint dieses, dem Andern jenes Organ vorzugsweise krank zu sein, aus der verschiedenen und oberflächlichen Ansicht gehen dann ebenso mannichfache und unvollkommene Vergleiche hervor, und nach solcher Betrachtung darf es nicht befremden, dass auch die Cholera bald als ein Nervenleiden, bald als rheumatische Diarrhoe, als Magen- und Gedärmentzündung, ja selbst als eine Herzkrankheit angesehen und mit Krankheiten verglichen worden ist, die ihrer Natur und Erscheinung nach himmelweit von einander verschieden sind. Es erinnert auch die Cholera in mancher Hinsicht an das epidemische Schweissfieber, welches im sechzehnten Jahrhundert einherzog und durch kurzen Verlauf und schnelle Tödtlichkeit ausgezeichnet, eine wahre Geissel für Europa wurde, wobei jedoch die Ausleerung als ein unmässiger Schweiss auf der äussern Haut erschien, da sie hingegen bei der Cholera auf der innern Haut und gleichsam als ein Darmschweiss hervorzubrechen pflegt. Sieht man aber überhaupt auf die Ursachen, die Symptome und den Gang der Cholera, so steht sie in der nächsten Verwandtschaft zum Wechselfieber, ja sie kann gewissermassen als die schlimmste Form, als die höchste Potenz desselben angesehen werden, obgleich sie bei uns in der Regel nur einen einzigen Paroxysmus bewirkt. Denn was zuerst den Ursprung beider Krankheiten betrifft, so lassen sich zwischen den ursächlichen Momenten derselben keine deutliche und wesentliche Unterschiede nachweisen, und die Erfahrung lehrt augenscheinlich, dass die Cholera am meisten jene Gegenden heimsucht, wo auch die Wechselfieber am häufigsten sind. Die Symptome der letzteren — das blasse verfallene Aussehn und die schnell veränderte Physiognomie, der Druck und die schmerzhaften Empfindungen in der Magengegend, die Ausleerungen, die bald nach oben bald nach unten erfolgen, die Kälte und der kleine Puls, die krampfhaften Erscheinungen, das Blauwerden der Nägel und einzelner Gesichtstheile, der kleinere Umfang des Körpers, das Zurückweichen des Blutes nach den innern Organen — alle diese Zufälle kommen im gesteigerten oder höchsten Grade auch bei der Cholera vor, deren Anfall überdies sich niemals glücklich endigt, wenn auf die Kälte nicht ein heilsamer Schweiss erfolgt.

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

Nro. 55.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1831.

I. Ueber die Ostindische Cholera, nach vielen eigenen Beobachtungen und Leichenöffnungen von James Annesley.

II. Ueber die Cholera-Krankheit. Ein Sendschreiben J. Ch. v. Loder's.

III. Beobachtungen über die epidemische Cholera von Dr. R. J. W. P. Remer.

(Schluſs.)

Auch bei dem Wechselfieber zeigt das Blut eine Neigung, seine wäſsrigen Theile fahren zu lassen, und Bailly hat durch Leichenöffnungen dargethan, daſs die Anfüllung mancher Eingeweide mit schwarzem Blut, die blasse Röthe des Darmkanals, ja selbst die Auflockerung (das sogenannte Exanthem) auf der Schleimhaut des Magens und Fehler in der Gallabsonderung, welche Beschaffenheiten die Cholera häufig zu hinterlassen pflegt, auch bei den Wechselfiebern nicht selten sind. Die Symptome beider Krankheiten sind oft in einem Kranken so innig verbunden, daſs manche Aerzte (Morton, Torti, Prätorius, Scardona u. A.) einen solchen Zustand nicht besser als durch zusammengesetzte Namen (*Cholera periodica, Febris intermittens cholerica, Tertiana omitata cholerica*) zu bezeichnen wuſsten, und die unter dem Namen *Mal de terre* und *Mort de chien* bekannte bösartigste Form der Cholera, welche vorzüglich in Bengalen und auf der Küste Coromandel unter den Indiern wüthet, macht zuweilen so deutliche Exacerbationen, die mit Frost anfangen, mit Schweiſs endigen und kurze Remissionen zur Folge haben, daſs sie von Mehreren wirklich zum Wechselfieber gerechnet worden ist. Kann aber der Zug der Cholera mit der Ausbreitung des Fiebers verglichen werden? Es scheint, daſs auf die allmählige Verbreitung dieser Fieber in den Jahren 1825. und 1826. zu wenig Aufmerksamkeit verwendet worden sei, mit Gewiſsheit möchte Ref. nur behaupten, daſs die Wechselfieber vor dieser Zeit seit vielen Jahren nur auf die Gegenden eingeschränkt waren, wo sie von jeher endemisch herrschten, daſs sie späterhin fast über ganz Europa sich ausdehnten, in Polen und Schlesien aber früher als im nördlichen und westlichen Deutschland epidemisch erscheinen. Indessen ist das langsame Fortschreiten des Wechselfiebers in einer bestimmten Richtung nicht ohne Beispiel in der Seuchengeschichte, und es mag hier genügen, auf die merkwürdige von Wepfer beschriebene Epidemie des Jahres 1691. zu verweisen, welche durch besondre Eingenommenheit des Kopfes und allgemeine Steifheit der Glieder ausgezeichnet, nach Art der Influenza über weite Ländergebiete von Osten nach Westen ziehend, namentlich über Ungarn, Krain, Steiermark, Kärnthen, Tirol, Graubündten und die Schweiz sich bis an den Rhein und wahrscheinlich noch weiter verbreitet hat. Wenn nun eine solche Wanderung des kalten Fiebers auch nur einmal stattgefunden hätte, so wäre man schon befugt, dasselbe auch in dieser Hinsicht mit der Cholera zu vergleichen, die auch erst einmal ihren Zug nach Westen unternommen hat; aus allen Umständen würde man schlieſsen dürfen, daſs derselbe epidemische Einfluſs, welcher seit einigen Jahren die Wechselfieber erzeugt, entweder mit erhöhter Intensität oder besonders modificirt, jetzt die Cholera hervorzubringen im Stande sei, womit die Annahme immer vereinbar bliebe, daſs jene tellurisch-atmosphärischen Ursachen allmählig über einen groſsen Theil des Erdkreises sich verbreiten können. Es ist nicht hier der Ort, diese Idee noch weiter zu entwickeln und die Folgerungen darzulegen, welche in praktischer Beziehung besonders für die den beiden Krankheiten gleichmäſsig entsprechende Vorbauungskur sich ergeben; auffallend bleibt es nur, daſs die so nahe liegenden Vergleichungspunkte nicht längst schon nach allen ihren Beziehungen gewürdigt worden sind.

In Zeiten allgemeiner Noth und Verwirrung zeigt

Digitized by Google

sich aber häufig ein unsicheres Schwanken auch in dem Gebiet der Wissenschaft und ihrer Anwendung; die einfachsten Thatsachen werden dann zuweilen auf eine seltsam abenteuerliche Weise erklärt, die Meinungen folgen oft unwillkürlich der Bewegung, die durch irgend einen Anstofs hervorgebracht ist, die grofse Menge, immer geblendet und ohne Prüfung dem ersten Eindruck sich überlassend wird von dem Strome, den sie selbst gebildet, fortgerissen, nicht selten werden selbst die Unterrichteten vom Schwindel ergriffen. Und so verhält es sich auch bei der Seuche, welche jetzt Europa in Schrecken setzt. Davon zeugen die heillose Furcht, die sich der Gemüther bemächtigt, und unvorsichtiger Weise durch das öffentliche Verfahren gesteigert und noch allgemeiner verbreitet worden ist, die Aufstände und Volkstumulte, die der Druck der harten Mafsregeln in Verbindung mit jener Furcht hervorgebracht hat, die fanatische Vorstellung von Verpestern und Vergiftern, welche uns in die Zeit des funfzehnten Jahrhunderts zurückversetzt und an die Ausschweifungen bei der Mailänder Pest von 1630 erinnert, die Manzoni nicht romanhaft, sondern historisch geschildert hat. Von der Verwirrung zeugen aber auch die Thaten und Meinungen der Aerzte, welche die Cholera als ein ganz neues und aufserordentliches Uebel betrachten.

Zuerst hat in der Therapie das rastlose Versuchen und die blinde Nachahmung auf eine Weise überhand genommen, die im neunzehnten Jahrhundert fast beispiellos ist, und in der Folge ohne Zweifel als die verderblichste verworfen werden wird, wenn unsere Nachkommen erfahren werden, wie hartnäckig viele tausend Kranke in Europa mit Blutentziehungen und übermäfsigen Gaben von Quecksilber und Opium blos defshalb behandelt worden sind, weil früher die englischen Aerzte in Ostindien von diesen Mitteln Gebrauch gemacht hatten, und wenn es allgemeiner bekannt sein wird, wie sehr der Erfolg aller Heilmittel von der Periode der Epidemie abhängig ist, und wie wenig man den Arzneien Wirkungen zuschreiben darf, die fast allein in der natürlichen Abnahme der Seuche begründet sind. Jene Landleute in Polen, die ohne Arzt durch einfache Schwitzmittel sich von der Cholera befreiten, können den blinden Empirikern zu nützlichen Führern dienen, und Alle beschämen, die in der Cur dieser Krankheit ein Asyl für die Charlatanerie gefunden haben.

Nicht minder schwankend und nachgeahmt als die therapeutischen Methoden, waren auch die Vorschläge, welche sich auf die Sicherstellung der Gesunden bezogen, zumal in Deutschland, wo eine selbstständige Meinung sich selten hervorthut und noch seltener zu behaupten weifs, und wo es fast immer eines ausländischen Impulses bedarf, bevor eine bestimmte Ansicht zur herrschenden wird. Diesmal kam der gehoffte Impuls von St. Petersburg, und kaum hatten einige Stimmen in der Hauptstadt des Nordens die Cholera für eine Pest und Contagion erklärt, so fanden sie auch hundertfachen Wiederhall in den Blättern und Schriften, die unter uns die Literatur des Tages bilden. Dieselben Organe, welche weder Arbeit noch Lobsprüche sparen, um jede englische oder französische Schrift über das gelbe Fieber entweder übersetzt oder im Auszuge zu verbreiten, von den Untersuchungen unseres Landsmannes v. Reider aber nichts Erhebliches zu sagen wufsten, bemächtigten sich der öffentlichen Meinung über die Cholera, und sahen sich bald von einer Menge Helfer unterstützt, die sich beeilten, den angegebenen Ton auf Winde-Flügeln weiter zu tragen. Die Wortführer konnten mit Sicherheit auf den Beifall der grofsen Masse zählen, weil diese zur näheren Prüfung der Dinge nicht geeignet und allezeit geneigt ist, jede grofse Epidemie für ansteckend zu halten. Wurden auch hin und wieder einige Zweifel und Bedenken laut, so blieben sie entweder unbeachtet, oder man suchte sie durch „sonnenklare" und „handgreifliche" Argumente zu widerlegen, die aber im Grunde nicht viel mehr als Mifsverständnisse und Vermuthungen waren. Die Vertheidiger der Contagion, unter welchen ohne Zweifel viele ehrenwerthe Männer sich befanden, setzten den Streit um so beharrlicher fort, da Manchen die Bekämpfung der entgegengesetzten Ueberzeugung nicht nur als eine Pflicht, sondern in jedem Fall als das Sicherste erschien; doch fehlte nicht viel, dafs alle Diejenigen, welche in der Krankheit keine Contagion erblicken konnten, entweder der Blindheit oder eines Verbrechens beschuldigt worden wären. Unter diesen Umständen und bei dem fortdauernden Zwiespalt der Aerzte, blieb den Regierungen nichts übrig, als das Schlimmste vorauszusetzen und zum Schutz der Völker alle Mafsregeln zu ergreifen, welche die Vorsicht zu gebieten schien.

Es war aber kaum beschlossen worden, die Cholera wie eine Pest zu behandeln, so erfolgte, was unter ähnlichen Verhältnissen allezeit erfolgen wird und leicht

Digitized by Google

vorherzusehn ist. Die Vertheidiger der Contagion mufsten in den grofsen Mafsregeln, welche sie hervorgerufen hatten, die Sanction ihrer Meinung und gewissermafsen eine Bürgschaft für die Wahrheit erblicken; die grofse Masse, die bis dahin eigentlich noch gar keine Meinung hatte, wurde durch Autorität bestimmt, sich zu den Grundsätzen zu bekennen, von welchen die Behörden auszugehn für nothwendig hielten; die Vorsichtigen, die es der Klugheit gemäfs halten, nicht eher einer Meinung beizutreten, bis man sie auch ohne Prüfung gelten läfst; die Furchtsamen, die ihre Segel nach dem Winde spannen; die Eigennützigen, die durch Liebedienerei einigen Vortheil für sich selbst zu ziehen hoffen und

„Um Brod und Stiefel ihre Stimm' verkaufen,"

alle diese zuvor noch neutral erscheinenden Haufen waren nach der Erklärung der Staatsbehörden nicht länger zweifelhaft darüber, welche Partie sie zu ergreifen hätten. Und so ersetzten sie gleichsam durch ihre Menge und durch die vereinigte Gewalt ihrer Stimmen, was ihnen an fester Begründung der Meinung noch zu fehlen schien, obgleich es ihrer Stellung beständig zum Nachtheil und zum Vorwurf gereichte, dafs die meisten aus ihnen noch keine Cholera gesehen hatten, wogegen die Mehrzahl der Aerzte in den von der Seuche schon betroffenen Gegenden allmählig zu der entgegengesetzten Meinung überging.

Auf die letzteren konnten daher die Lehren der Gegner nur einen schwachen Eindruck hervorbringen, und es war ihnen keinesweges zu verargen, wenn sie einen geringen Werth auf Schriften setzten, die zwar die stärksten Versicherungen für das Contagium, aber keinen einzigen vollgültigen Beweis dafür enthielten, und deren Verfasser es zweifelhaft lassen, ob man mehr ihre Verblendung und Leichtgläubigkeit, oder ihre oberflächliche Darstellung und anmafsende Naivetät zu berücksichtigen hat. Mit einer Zuversicht, die eben so grundlos als unbegreiflich erscheint, wurde uns aus Rufsland prophezeit, dafs Deutschland von der Seuche verschont bleiben werde, wenn seine Regierungen sie als ansteckend anerkennen und die östlichen Grenzen durch Cordons und Quarantainen verschliefsen würden. Noch späterhin, als die Cholera mit unaufhaltsamem Gange schon unsere Thore erreicht hatte, glaubten sich Viele der Hoffnung überlassen zu dürfen, dafs es den beiden Hauptstaaten von Deutschland gelingen werde, das Uebel durch jene Mafsregeln zum Stillstand zu bringen und somit auch die Frage über das Contagium am sichersten zu entscheiden. Jetzt, da zwei Drittheile der Oesterreichischen, und fast die Hälfte der Preufsischen Staaten von der Epidemie schon überzogen sind, ist die Entscheidung, auf die man sich berief, nicht länger zweifelhaft; das grofse Experiment, zu welchen die Regierungen genöthigt wurden, ist in der Hauptsache mifslungen, und wenn auch die Absonderung der Kranken von den Gesunden noch für nützlich erachtet wird, so kann sich doch Niemand mehr verhehlen, dafs der Zug dieser Seuche weder durch Cordons noch durch Quarantaineanstalten zu hemmen sei. Der Augenblick ist da, wo die trügliche Hoffnung verschwinden und die Täuschung aufhören mufs; der Zwang und das Elend, welche durch die Pestpolicei erzeugt sind, werden überall noch tiefer und schmerzhafter als das Uebel selbst empfunden, und für die grofsen Kosten und Verluste, welche der vermeinten Pest vergeblich geopfert wurden, haben wir nichts als eine Erfahrung gewonnen, die als ein *theures* Vermächtnifs der Nachwelt hinterlassen bleibt. Dem Referenten aber möge man nicht entgegnen, dafs er jetzt nach einem Erfolge urtheile, der früher nicht vorherzusehen war, denn schon zu Anfang dieses Jahres hat derselbe in einem amtlichen Gutachten gegen die Anwendung des Quarantainesystems aus mehrfachen Gründen sich erklärt, und seine Erklärung mit dem Ausspruch geschlossen, dafs der Erfolg glücklicher sein und geringere Opfer erfordern werde,

„wenn wir der Krankheit furchtlos entgegen gehn, für die Bedürfnisse der ihr am meisten unterworfenen Armen sorgen, die Kranken und ihre Wohnungen für den Fall einer zuweilen möglichen Ansteckung isoliren, auf die sorgfältigste Reinigung und Luftverbesserung Bedacht nehmen, übrigens aus Vorsicht wie bei gewöhnlichen ansteckenden Krankheiten verfahren und durch Vervollkommnung der Heilart den Schlendrian zu verlassen suchen, welcher von den Engländern eingeführt, mit unterwürfiger Annahme befolgt worden ist."

Dixi et animam salvavi.

C. J. Lorinser.

XXXVIII.

Ueber die Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Weltgeschichte. Drei Vorträge,

Digitized by Google

gehalten an der Ludw. Max. Universität in München, von J. Görres. Breslau 1830.

Hr. Görres zeigt sich in dieser Schrift dem Publikum in einer neuen Stellung, als Universitätslehrer, der einen didaktischen Vortrag über einen wissenschaftlichen Gegenstand vorhat und hier in drei Vorlesungen die Einleitung dazu auch dem Publikum mittheilt. Früher ausgezeichnet durch die Beschäftigung in den beiden Extremen, alter Asiatischer, Nordischer u. s. f. Mythologie und Dichtkunst und des gegenwärtigen politischen Interesses und der Handlung der Tagesgeschichte, dort graue Gestalten oder kahle Nahmen und trockene Züge mit tiefen Ahndungen, mehr mit einer Phantasie des Gedankens als mit Gedanken selbst, und kühnen Combinationen, belebend, erweiternd, erfüllend, hier unmittelbar in die Situation des Augenblicks eingreifend und das Gemüth des Volks mit leidenschaftsvoller Beredsamkeit zum Enthusiasmus der That entflammend. Jene dunkeln Anfänge durch die lange Kette der Weltgeschichte mit der jetzigen Gegenwart zu verknüpfen, macht sich nun der Hr. Verf. zur Aufgabe. Schon der Gegenstand, der die offen liegende Geschichte ist, wie der leidenschaftslose Zweck, wissenschaftliche Einsicht und Belehrung zu bewirken, mufs viel von der Behandlungsweise, durch welche jene Arbeiten einen Theil ihrer Celebrität erhalten haben, entfernen. Wenn dort Phantasie, kühne Combinationen, Hitze, Beredsamkeit, zu oft auch mit Phantasterei, leerem Spiele von Analogieen und blofsen Einfällen, blinder Leidenschaftlichkeit und Bombast verbunden waren, so mufs dergleichen hier in dem Lehrvortrage eines wissenschaftlichen Ganzen gegen Gedanken, historische Begründung und Kälte des Verstandes zurücktreten; doch in einer Einleitung, die uns einstweilen der Hr. Verf. in die Hände gegeben, wird ein Ingrediens von blühender Phantasie, Bildern von Wärme und Beredsamkeit nicht an unrechter Stelle gefunden werden.

Für den Zweck einer kritischen Anzeige sollte der reinere, d. i. abstractere Inhalt herausgehoben werden, aber es zeigt sich beinahe unthunlich, ihn von der lebhaften, warmen Bildersprache, in die er nicht sowohl eingehüllt, als an die er vielmehr ganz gebunden ist, zu befreien; es könnte selbst leid thun, den Schmuck des Vortrags ganz bei Seite zu setzen; es ist jedoch nicht zu leugnen, dafs difs durch alle Perioden der drei Vorlesungen fortquallende rednerische Tönen, der Wirkung durch die Ermüdung Abbruch thut, und selbst im Lesen zu häufig mehr die Ohren als den Geist erfüllt. — In der ersten Vorlesung gibt der Hr. Verf. S. 6. den Inhalt dieser und der zwei folgenden dahin an, dafs er sich zu erklären habe,

erstens, welches herrschende Grundprincip er der Geschichte unterlege, und in welcher Weise er von dem Entgegengesetzten sich lossage;

zweitens, in welcher Ordnung difs herrschende Grundprincip mit den andern abgeleiteten und untergeordneten Principien sich verkette, und wie eben daraus auch die gegenseitige Unterordnung und Bedeutung der verschiedenen Normen sich ableite, die als Leitsterne wie den Gang der Geschichte selbst in der *That*, so auch die Wissenschaft in der *Anschauung* lenken und regieren; endlich

drittens, wie aus dieser innern Verkettung sich die innere organische Gliederung der Geschichte selbst entwickle, und wie sie in dieser Gliederung in grofse natürliche Perioden zerfalle, die mit ihren wohlgeordneten, durcheinander geschlungenen Kreisen die ganze Fülle der Ereignisse umschreiben.

Die Natur einer *Einleitung* bringt es zwar mit sich, dafs der Inhalt nur im Allgemeinen vor die Vorstellung gebracht werden soll, und es darin noch nicht um das Begründen und Beweisen zu thun sein kann; aber dafs es überhaupt nicht um ein solches für die Wissenschaft, wie sie in diesem Vortrage der Weltgeschichte verstanden wird, zu thun sein solle, würde man schon daraus abnehmen müssen, dafs die *Anschauung* als das angegeben wird, was der Wissenschaft zum Unterschiede von der *That* der Geschichte eigenthümlich sei. Nirgend ist in diesen Vorlesungen das Bedürfnifs ausgedrückt, dafs von dem, was der Hr. Verf. für die Wahrheit ausgibt, auch *bewiesen* werde, dafs es Wahrheit sei, sowohl was die äufserlich-geschichtliche als die höhere substantielle betrifft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 56.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1831.

Ueber die Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Weltgeschichte. Drei Vorträge, gehalten an der Ludw. Max. Universität in München, von J. Görres.

(Fortsetzung.)

Es scheint dem Hrn. Verf. völlig unbekannt, für ihn überhaupt nicht vorhanden zu sein, dafs die Einsicht in die Nothwendigkeit allein durch das Denken und Begreifen bewirkt, wie die Beglaubigung des Geschichtlichen nur auf historische Zeugnisse und deren kritische Würdigung gegründet werden kann, und dafs solche Erkenntnifs allein Wissenschaftlichkeit genannt wird. Selbst das Wort *Gedanke* erinnert sich Ref. in der ganzen Schrift nicht gesehen zu haben, das Wort *Begriff* kommt S. 55. vor; aber nur von „*beschränkten* Begriffen" wird daselbst die Rede und unter der gewöhnlichen abgedroschenen Umgebung von „engherziger Weise", „künstlichem Systeme" „hineinzwängen der Mannichfaltigkeit in dieselbe", u. s. f. Es wird sich an dem, was wir von der Abhandlung herauszuheben haben, ergeben, wie in der *Anschauung*, die der Hr. Vf. für seine Erkenntnifsweise nimmt, die Abstractionen und Kategorien einer gewöhnlichen Verstandesbildung durchlaufen, ingleichen wie diese Anschauung verfährt, sich das geschichtliche Material zu verschaffen.

Die erste Vorlesung beginnt die Darlegung der Wahrheit, die der Weltgeschichte zu Grunde liege, mit dem Gegensatze derselben gegen die Irrlehren; dieser wird durch die Parallelisirung mit der „zweifachen *Anschauung*" eingeführt, die „in dem Naturgebiete" gefunden werde — die eine, die den *sinnlichen Schein* zu Grunde lege — nach welchem die Erde die eigentliche Mitte des ganzen Weltgebietes sei, die von der Tiefe aus über die Höhe gebiete, die andere entgegengesetzte, welche die Sonne in die Mitte stellte, und nach Erfindung der Kepplerischen Gesetze und des Grundgesetzes der Schwere alle Ungleichheiten an diese Ordnung der Mitte leicht anknüpfte. — Der Hr. Vf. nimmt keinen Anstand, die beliebte Fabel zu wiederhohlen, dafs diese Weltanschauung durch das früheste Alterthum hindurchgegangen sei, und sich als ein zweifelhafter Schimmer, eine verblichene *Ueberlieferung*, in einigen *Priesterschulen* aufbewahrt habe; auch verschmäht er es dagegen nicht für diese Vorstellung die populäre Reflexion über das „*Unzulässige* der *ungeheuern Geschwindigkeit*", die die tägliche Bewegung des Sternenhimmels voraussetzte, anzuführen. Diesen Weltanschauungen werden zwei *Grundanschauungen der Geschichte* gegenübergestellt; die eine, welche das *Natürliche* für das Herrschende erkenne, — eine „durch das gesammte Alterthum" (gleichfalls!) „durchgreifende Ansicht, die mit *allen Sinnen* sich an den Naturschein heftend, die Erde und in ihr das *Natur*princip als das *Gebietende* im *geistigen* Reiche geehrt, und das *Göttliche* in *unterwürfiger Dienstbarkeit* an die Allherrscherin geknüpft; in dieser Ansicht seien es nur *Naturmächte*, die in Wahrheit *die Geschichte wirken*, und Menschen und Götter, obgleich diese dem Himmel angehören und auf dem Gipfel des *Olympus* ihren Sitz gewählt, seien doch in innerster Wurzel *gleich erdenhaft* und an die Natur verfallen und von ihrer Nothwendigkeit *unbedingt* und *blind* beherrscht". — Es hat wohl Kirchenväter gegeben, welche die Griechischen Götter, auf welche der Hr. Verf. hier näher anspielt, für Dämonen, teuflische Ausgeburten erklärt haben; aber wenn es wohl an dem ist, dafs „der Berg Olympus seine Wurzeln in die Tiefe der Erde schlage, und die Heimath dieser Götter mit der Heimath der andern Erdgebornen verbinde", so ist es zu viel, wenn aus dieser *Anschauung* entnommen wird, dafs das *Naturprincip* so einseitig, wie der Hr. Vf. annimmt, ohne Geistigkeit und geistige Freiheit das Wesen des Griechischen Bewufstseins des Göttlichen ausmache; über diesen Göttern schwebt allerdings das

Verhängniſs, als eine geistlose Nothwendigkeit; die Griechische Religion ist nicht zum Letzten gedrungen zur unendlichen, concreten Versöhnung des ewigen Geistes im endlichen mit sich selbst; aber schon jenes Schicksal ist nicht dasselbe was Naturnothwendigkeit, die nur auf die Natur gestellt ist; sie ist ein Abstractum anderer Art, als das Naturprincip; das *Negative*, und nur erst Negative, gegen die Endlichkeit, Zufälligkeit, in welcher dem Menschen das Bewuſstsein der geistigen Freiheit verliehen war. Aber diese Freiheit macht sogar ausdrücklich gegen das bloſs Natürliche, die Titanen der *Zeit*, (Chronos), der *Erde* (Gäa), des *Himmels* (Uranos) u. s. f. das Princip der Griechischen Götter aus, und jene höher als sie gesetzte Nothwendigkeit ist die Anerkennung der Beschränktheit, in welcher das Princip der Geistigkeit und Freiheit nur erst manifestirt ist. Man vermiſst in jenem Auffassen die Grundanschauung des Griechischen Geistes und seiner Götterwelt; Hr. G. ist nur in das Product der Reflexion über sie, in das Negative derselben, nämlich die Nothwendigkeit, gerathen, und hat ferner dieſs Abstractum unrichtig als Naturprincip aufgefaſst. Solcher Mangel findet jedoch nicht bloſs in Ansehung des ausgehobenen Griechischen Lebens statt; der abstracte Verstandesgegensatz von bloſser Naturmacht, an welche Götter und Menschen verfallen seien, die objective Geschichte selbst wie die subjective Ansicht derselben, gegen den Gott der sogleich anzuführenden andern Anschauung der Geschichte ist zu oberflächlich für die concrete Wirklichkeit der Geschichte und die Vernunft-Erkenntniſs; wir werden weiterhin sehen, daſs Hrn. G. geschichtliche Anschauung wesentlich dem fernern zwar tiefern aber gleichfalls noch abstracten Verstandesgegensatze von Gut und Böse verfallen bleibt.

Die andere Anschauung der Geschichte wird als diejenige charakterisirt, welche allein der schöpferischen *Gotteskraft* die Würde und Bedeutung zugesteht, das Erste und Herrschende zu sein; diese Kraft handelt ihres Thuns sich bewuſst, selber frei, jede ethische Freiheit achtend; sie lenkt als *ewige Vorsehung* den Lauf der Begebenheiten, die willigen Freiheitskräfte leitend, die widerstrebenden ziehend, und nur die geknechtete Natur im Zügel der Nothwendigkeit haltend und sie an unbeugsame Gesetze bindend. „Unsere Geschichte" sagt der Verf., „bekennt sich ohne allen Zweifel zu dieser Lehre," und gewiſs jede philosophische Weltgeschichte, wie überhaupt die christlich-religiöse Ansicht der gegenwärtigen und vergangenen Weltbegebenheiten. Diſs Princip wäre für sich in seiner Allgemeinheit weder etwas Neues noch Eigenthümliches; bei dieser Allgemeinheit desselben bleibt der religiöse Glaube stehen; aber eine Darstellung der Weltgeschichte hat dasselbe in seiner Entwicklung bestimmt aufzuzeigen, d. i. den *Plan der Vorsehung zum Verständniſs zu bringen*; wie dieser Plan die dritte Vorl., die denselben zum Gegenstande hat, auffaſst, haben wir nachher zu sehen. Zunächst giebt der Hr. Verf. von diesem Principe selbst das Geschichtliche an, daſs wie die zuerst genannte Anschauung der Geschichte *bis nahe* an den Ursprung der Dinge hinüberreiche, so sei diese andere dagegen aus einem höhern und bessern *Zustande* eines nähern und vertrautern Verhältniſses mit der Gottheit hervorgegangen, habe sich durch priesterliche Ueberlieferung fortgepflanzt, von Zeit zu Zeit in gottbegeisterten Propheten sich erneut u. s. f., diese Lehre sey „im Heiligthume des erwählten Volkes zuerst verkündet worden sey"; in der That finden wir *geschichtlich* bei dem Jüdischen Volke freilich noch in sehr unbestimmter Weise die Lehre von der göttlichen Weltregierung und Vorsehung. Aber das Fabelhafte jener Vorstellung spricht sich unumwunden in dem folgenden aus, nämlich, „daſs die äuſsersten Strahlen dieser Lehre im *Heidenthum* mit uralten verblaſsten Erinnerungen vereint unter der Hülle der *Mysterien* ihr Werk vollbracht und dann in jenem andern Göttergeschlechte, das sich als eine *Geburt* des *Lichts* bekannt und erkannt habe, Etwas, das wenigstens *symbolisch* die Wahrheit andeuten mochte, hervorgerufen haben." Es konnte nicht anders erwartet werden, als daſs Hr. G. auch in diesen Vorträgen eine Vorstellung zum Ausgangspunkte macht, die er mit Fr. von Schlegel, und andern katholischen Schriftstellern, besonders mit modernen Französischen auſser dem Abbé Lamennais, Baron Eckstein, auch Gelehrten, die mit der Congregation zusammenhingen, theilt. Im Interesse der katholischen Religion, um ihr auch der *Existenz nach* Allgemeinheit und Ursprünglichkeit zu vindiciren, wird die in dem Menschen als Geist, als Ebenbild Gottes, allerdings ursprünglich gelegte Vernuft so als ein vorhandener *Zustand* vorgestellt, daſs in demselben vor der *Anschauung* des Menschen, der ebenso ethisch vollkommen gewesen, auch die Natur in allen ihren Tiefen und Gesetzen klar und of-

Digitized by Google

fen gelegen habe; diese Fülle von Erkenntniſs, unter andern auch die erwähnten Kepplerischen Gesetze, sei er durch die Schuld der Sünde verdammmt worden, nun durch die mühselige Arbeit von Jahrtausenden wiederherzustellen und habe solches zugleich nur vermocht, nachdem durch das Opfer des zweiten Menschen die Erlösung vom Bösen vollbracht worden; — wobei man unter anderem nicht einsieht, wie nicht mit dem Christenthum dem Menschen unmittelbar auch jene Fülle der Erkenntniſs und der Wissenschaften zurückgestellt worden ist. — Alles, was sich unter den Völkern von richtiger höherer Gottes- so wie von Naturerkenntniſs finde, seyen Trümmer, die das Menschengeschlecht aus dem Schiffbruche, den es durch das in die Geisterwelt eingedrungene Böse erlitten, mannichfaltig durch die mannichfaltigen Schicksale modificirt, gerettet habe. Was den *geschichtlichen* Nachweis von Spuren wissenschaftlicher Kenntniſs von der Natur in den Indischen, Chinesischen u. s. f. Traditionen betrifft, die man früher dafür angeführt hat, so hat solche Begründung jener Behauptung aufgegeben werden müssen, nachdem die unbestimmten Erzählungen der Leichtgläubigkeit und Ruhmredigkeit durch die erlangte Einsicht in die Originalwerke dieser Nationen verdrängt worden sind, und die hohe Meinung von ihren wissenschaftlichen Kenntnissen sich als ungeschichtlich und unwahr erwiesen hat. Auf der andern Seite, nämlich in Ansehung der Erkenntniſs Gottes, hat vornämlich die Lamaische und Buddhistische Religion, da sie das Ausgezeichnete der ausdrücklichen Vorstellung eines Gottmenschen haben, das Interesse gelehrter Untersuchung theils bereits erworbener Schätze und des Aufsuchens dermalen noch unzugänglicher Quellen, durch veranstaltete Reisen, von neuem belebt, wodurch bereits die interessantesten Aufschlüsse über religiöse Vorstellungen und Philosopheme des hintern Orients — z. B. auch über das Princip der Dreiheit in dem Absoluten, gewonnen worden, und damit noch weitere versprochen sind; aber damit hat es noch weithin zu dem *geschichtlichen* Zusammenhang, auf den die Behauptung ging; noch kahler sieht es aber mit dem apriorischen Zusammenhange aus, der aus oberflächlichen Aehnlichkeiten geschöpft wird. — Gegen die abstracte Grundlage von Hrn. G's. Weltanschauung ist, wie schon bemerkt, nichts einzuwenden, daſs (S. 16) in den Geistern wie in Allem, was höher und tiefer sich rege und bewege, Gott als aller Bewegung Anfang, Mitte und Ende gelten müsse; — auch könnte man sich die Manier der Beschreibung, welche abend. vom Anfang gemacht wird, gefallen lassen, daſs nämlich „Gottes *Wort* aus dem Innersten seiner Wesenheit gesprochen, in's *Nichtsein* ein sich selbst tragender Hall ausgetönt, und im Halle sich die *Geisterwelt* zugleich mit der ersten *Materie* ausgeschaffen hat und das Wort in den Geistern sich aus der Materie selber die *Schrift* gestaltet und gesetzt, in die es, die Seele in den Leib, eingekehrt, und die also gesetzte lebendige *Schrift* in's *Buch* der Natur sich eingeschrieben hat"; — ferner noch, was den *Fortgang* betrifft, daſs „der *Anfang* durch Gottes *Allmacht* gegeben, dem alles Gute in der Geschichte, alles Böse aber ihr selber zugerechnet werden müsse, im *Lichte* und der *Reinheit* stehe, die *Mitte* von seiner *Liebe* getragen, in der Entzweiung und im *Kampfe*; das *Ende* aber in der Schiednis durch die *Gerechtigkeit* wieder zur Verklärung gelange." — Allein, wenn nun jener Anfang nicht bloſs im Sinne des göttlichen *Ansichseins*, sondern eines *geschichtlichen Zustands* genommen, wenn solche Meinung für die „urälte, historische, priesterliche Grundanschauung" (S. 17) ausgegeben wird, so charakterisirt sich darin die durch das Ganze durchgehende Eigenthümlichkeit des Hrn. Verfs., die Assertion von seinem *Anschauen* ebensosehr über die historische Autorität für das Material, als über den Begriff, der denkend die göttliche Nothwendigkeit in der Geschichte erkennt, zu stellen.

Nirgend findet sich in diesen Vorlesungen die Erwähnung der Aufgabe, dem Gange der göttlichen Vorsicht, indem derselbe in der Betrachtung der Weltgeschichte zu Grunde gelegt wird, mit denkender Vernunft zu folgen. Hr. G. zeigt sich mit keiner andern Verfahrungsweise auſser der Particularität seines *Anschauens* bekannt. So ist es die endliche Verstandesansicht allein, die er noch kennt, und die er in der einseitigen abstracten Gestalt, in der er sie auffaſst, noch in der ersten Vorlesung, dem Gehalte nach mit richtiger Würdigung, aber nicht ohne fratzenhafte Bildnerei schildert; „jener eisgraue Alte, der *Dämogorgon* der Griechischen (?) Sage, der geschäftig arbeitend im Mittelpunkte der Erde sitze, — das Christenthum habe ihn zur Ruhe gewiesen, — er aber rege sich aufs Neue im tiefen Naturgrunde aller Dinge, auch des Menschen, suche aufs Neue die höhern Freiheitskräfte als Fürst der Welt durch alle tellurischen Kräfte zu be-

Digitized by Google

herrschen; da habe der Zwergkönig Alberich der Heldensage seine *Puxen*, *Gnomen* und *Kobolde* durch alle Adern der Erde ausgesendet, dafs sie als kundige Schmiede das Metall ausschmieden, dafs des Goldes Glanz und Silbers Schein das Licht der Sonne überstrahle u. s. f. — die *Salamander* seien ausgesendet u. s. f. — Der Fluch nun solchen Treibens, die Verdammnifs dieser Zeit, in der die gesellschaftliche Verbindung ausgehend von dem Grunde eines thörichten *Selbstbelügens* sich zu einem frechen *gegenseitigen Belügen* ausgestaltet", — soll von der Jugend abgewendet werden, — vorher hatte er diese Richtung auch „die Rückkehr des alten Heidenthums" genannt, in einer Zeit, die *nach der Weltordnung* ganz dem Christenthum und seiner Weltansicht angehören *sollte*". Hr. G. erzeigt der Weltordnung, die nach der von ihm zum festen Grunde gelegten Ansicht wesentlich von der göttlichen Vorsehung geleitet worden, so wie dem Christenthume und dessen Weltansicht wenig Ehre, schenkt derselben wenig wahrhaften Glauben und Vertrauen, wenn er ihr nur zugesteht, dafs die Zeit ihr nur angehören *sollte*, dafs diese Weltordnung aber so wenig Kraft und Macht habe, dafs diese Zeit dem *Heidenthume* verfallen, die *ganze gesellschaftliche Verbindung* sich zu *einem frechen gegenseitigen Belügen* ausgestaltet habe, u. s. f. Der gründliche Glaube an sein Princip hätte den Hrn. Verf. vielmehr darauf leiten müssen, zu allererst in solche Ansicht der Zeit, die ihm nur die Anschauung von Lüge, Nichtigkeit, Frevel, Heidenthum u. s. f. gibt, Zweifel zu setzen, — Zweifel, welche sogleich aus der einfachen Betrachtung entstehen, dafs diese Ansicht als *Anschauung* ein subjectives Vorstellen ist, und bei der Verschmähung der Begriffe und der Wissenschaftlichkeit doch an dem Princip seinen Maafsstab haben mufs, mit diesem aber in dem ganz ungeheuern Widerspruche steht, welcher ohne Auflösung gelassen ist. Der gründliche Glaube hätte dann dem Hrn. Verf. das Vertrauen geschenkt, dafs, wenn er, statt dem bequemen Anschauen sich zu überlassen, die Mühe des Studiums, des Gedankens und der Einsicht sich geben würde, solche Bemühung ihm die belohnendere Erkenntnifs und Ueberzeugung von der *Macht* und *Wirklichkeit* der göttlichen Vorsehung auch in dieser Welt und in dieser Zeit gewähren müsse. Was an solchen viele Seiten fortgehenden Schildereien und Declamationen des Hrn. G. auffällt, ist nur die trockene Verstandesabstraction des *Bösen*, die zu Grunde liegt und damit ausstaffirt ist; und dafs sie ganz frostig bleiben, weil sie ohne weitere Fülle und Reichthum eines Gehalts sind.

In der *zweiten* Vorl. S. 30., soll das *Verhältnifs* des *göttlichen* Princips zu dem *natürlichen*, ihre Verkettung in *Ueber- und Unterordnung*, ihre *Formen* und *Momente*, die *Gesetze* ihrer Wirksamkeit, endlich die Art und Weise, wie diese Gesetze *an uns gelangen*, aufgestellt werden. Hier somit wird uns Hoffnung gemacht, dafs wir zu einem Inhalte gelangen sollen; in der That aber kommt die Vorlesung gleichfalls nicht über das Formelle hinaus. Es ist eine sehr gute Schilderung, die Hr. G. S. 33. „von der göttlichen Mechanik in der Natur und dem in den Himmel und die Erde hineingelegten harmonisch ordnenden Gesetze des Gleichgewichts macht, das wie eine herrschende urbildliche Idee durch alle ihre Bewegungen durchgreiffe u. s. f. auf welche Unterlage dann eine höhere Geschichte, die der *freien Natur*, gebaut werden soll. Den Erbauern dieses Reichs habe der Meister mit den nöthigen Kräften ein gleiches, harmonisch ordnendes Gesetz des Gleichgewichts innerlich angeschaffen, das auch äufserlich all ihr Thun mit aller Macht einer herrschenden urbildlichen Idee durchgreifen soll, an der alle *ethischen* Ungleichheiten sich ausgleichen und *ausschwanken* müssen; die Idee, ausgegangen aus der Fülle des *Guten*, die Gott in sich schliefst, will in der Geschichte nur einen Abglanz dieses *Guten* ausgestalten und einen äufsern Nachklang seiner innern Harmonie hervorrufen". Ref. kann nicht anders, als dieser grofsartigen — *Anschauung*, wenn Hr. G. will, beistimmen und sich erfreuen, sie hier so wahr ausgesprochen und anerkannt zu finden, — um so mehr ist es aber zu bedauern, nicht nur dafs es bei dieser allgemeinen Wahrheit bleibt, sondern die Ausführung, auf welche es dann ankäme, um ihr die äufserlich-reelle Bewährung zu geben, derselben vielmehr den gröfsten Eintrag thut. — Es heifst sogleich weiter, dafs jene „Verwirklichung der Idee Gott den geistigen Naturen angesonnen, und ihnen in den Bewegungen der Himmelskörper ein *Musterbild* hingestellt, *dem sie nur nachbilden dürfen*"; damit wäre den geistigen Naturen, vollends wenn sie die Kenntnifs der schon erwähnten Kepplerischen Gesetze immer bereits besessen hätten, die Sache leicht gemacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 57.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1831.

Ueber die Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Weltgeschichte. Drei Vorträgen gehalten an der Ludw. Max. Universität in München, von J. Görres.

(Fortsetzung.)

Noch leichter hat sich aber der Hr. Verf. die Explication gemacht, die nun auf das Bestimmtere, nämlich das Verhältnifs vom göttlichen Willen zur menschlichen Freiheit, zugehen soll, — indem er dabei an dem trocknen Gegensatz vom *Guten* und *Bösen* fest hält, und über den Hauptpunkt bei Katechismusvorstellungen stehen bleibt, nämlich darüber, dafs „Gott die Geschichte in ewiger Gegenwart schaue und wie er sie schaut, sie vollbringen müsse, aber dafs er sie schaue wie sie durch die Mitwirkung *freier* Geister sich vollbringt". Wenn es vorher für gut gesagt gelten kann, „dafs Gott jene Verwirklichung lieber als eine *freie Gabe aus der Hand der freien Creatur*, und als eine Bezeugung ihrer Liebe und Dankbarkeit *hinnehmen* wolle", so ist es zunächst ungeeignet, darein zu mischen, dafs er diefs durch *Zwangsbefehl* hätte *eintreiben können*; — von dem Leeren solcher Möglichkeit mufste nicht mehr die Rede sein. Für das Verhältnifs aber von Gottes Walten zum Handeln der Menschen beläfst es der Hr. Vf. bei Allgemeinheiten, wie die folgenden; „jenes von Gott vorausgeschaute Handeln der Freien bestimme sein Schauen, welches dann *erst hinterher* das in Handlung hervorgegangene *Vorschauen* also bestimme, dafs *indem* (!) Gottes Wille zum Vollzuge gelangt, Alles *zum Guten ausschlage* in der Geschichte — wobei die Gewalt der höhern göttlichen Macht als eine übermannende Nothwendigkeit dem Mifsbrauch der freien *Kür* entgegen trete und ihre ewige *Ordnung* gegen die *Unordnung*, die jene in sie gebracht, vertheidige u. s. f., der Herr aber dem Willigen, der mit überlegter Einsicht frei den bessern Theil gewählt, Helfer sei und *aus eigener Fülle* seine Leistungen ergänze u. s. f." Für so richtig und selbst für *gehaltvoll* man diese Vorstellungen und die weiteren ähnlichen Erläuterungen gelten lassen mag, ob sie gleich mehr eine scholastische Verstandesansicht nachsprechen als dafs sie einer Vernunfteinsicht entnommen sind, so sehr sind sie formell gegen den *Inhalt*, nach welchem bei einem concreten Gegenstande, wie die Weltgeschichte ist, gefragt wird; der Kindergeist wird zuerst in elementarische Bestimmungen, weil sie als die abstractesten die noch einfachsten und leichtesten sind, eingeführt; gleichfalls kehrt auch der gebildete Religiöse immer zu denselben zurück; aber jener hat erst in der Erfahrung der Welt und seines eigenen Gemüths näher zu erlernen, *was* denn *gut* und *bös*, *was* denn *Ordnung* und *Unordnung* ist; dieser kehrt zu denselben gleichsam als Abbreviaturen und abstracten Zeichen des reichen Inhalts zurück, dessen Bewufstsein er sich im Leben, Geschichte, Studium u. s. f. erworben hat. In dem abstracten Innern des Gewissens, in der Religion, vor Gott laufen die concreten Unterschiede in den einfachen von *Gut* und *Böse*, *Ordnung* und *Unordnung* etwa zusammen; aber wo es nun die selbst explicite Erkenntnifs eines expliciten — und der expliciteste ist die Weltgeschichte — Gegenstandes zu thun ist, da reichen diese Abstractionen nicht aus. Ein besonnener Mensch wird es schwerlich vermögen über ein Individuum das Urtheil zu fällen, dafs dasselbe gut oder dafs es böse sei; aber vollends die individuellen Gestaltungen der Völker und deren im Verlauf der Weltgeschichte hervorgegangenen, in sich so reichen Zustände und Thaten dieser Gestaltungen unter blofse Kategorien jener Art zu fassen, contrastirt sogleich zu sehr mit der Fülle der Aufgabe, als dafs nicht selbst ein nur oberflächliches Interesse sich unbefriedigt fühlen sollte.

Der Verfolg (S. 41.) scheint zunächst einen Inhalt näher bringen zu wollen. Nachdem von den drei *Rei-*

Digitized by Google

chen, dem Reiche Gottes, der mit Nothwendigkeit gemischten Freiheit und der Natur, die sich in der Weltgeschichte durchdringen, angegeben ist, dafs sie auf drei *Gesetzen* beruhen, einem in den Tiefen der *Gottheit verborgenen* (!), einem in den *menschlichen Geist* gelegten, einem in die *Materie* eingetragenen, so soll der Mensch das erste Reich mit Gott wirken in der geistigen Welt, wozu derselbe mit Freiheit ausgestattet worden; die Uebung dieser Freiheit aber sei *an die Einsicht in die Wege der Vorsehung* und *die Kenntnifs der gottgegründeten Gesetze*, in denen jenes Reich gewirkt werden soll, geknüpft. Nun scheine es, müfste *das dem Menschen von Gott* eingeschriebene Gesetz *hinreichend sein*, die zwei andern Gesetze zu deuten und sie zur Richtschnur seiner Handlungsweise zu machen. — Ueber dieses Scheinen folgt aber der populäre Uebergang, dafs „*wenn* Gott dem Menschen diese Einsicht nicht verliehen habe, (— welch ein Wenn!! der Hr. Vf. macht es sich leicht, dergleichen Sätze einzuführen!) oder *wenn* der damit Ausgestattete unvorsichtig die verliehene Gabe verscherzt habe, (— es wäre etwas mehr als solche blofse Wendung vonnöthen gewesen, ein Verhältnifs dieser *Fälle* mit dem frühern Einschreiben des göttlichen Gesetzes und seiner Grammatik in die Menschenbrust und in die Natur anzudeuten) so müsse Gott, *soll ferner* noch von einer in menschlicher Mitwirkung ausgewirkten höhern Geschichte die Rede sein, ihn einer höhern Belehrung würdigen, ihm als *Lehrer* jenes göttliche Gesetz durch *Offenbarung* mittheilen".

Auf diese vage und äufserliche Weise, die uns nur auf den ganz gewöhnlichen, trocknen Schulboden versetzt, wird die Offenbarung als *Bibel* eingeführt; S. 43. und ihre Bestimmung zunächst dahin angegeben, dafs in ihr das *Gesetz*, welches Gott in aller *Geschichte* realisirt haben wolle, kund gethan sei; so dafs das Gesetz der drei Reiche in die drei *Bibeln*, *der Bibel der Natur*, *der Bibel des Geistes*, und *der Bibel der Geschichte* eingeschrieben, die beiden ersten aber der dritten untergeordnet seien.

Nun aber erhebe sich ein Widereinanderreden vieler Stimmen, der vielen Völkerschaften; kaum eine habe Anstand genommen, sich selber zum allgemeinen Schwerpunkte der Geschichte aufzuwerfen, und jede reiche Bücher dar, von denen viele Zeugen aus Einem Munde betheuern, sie seien ihnen, den Gottbegünstigten, vorzugsweise vor allen andern mitgetheilt. — Es werden also die Kriterien angegeben, um zu erkennen, in welchem unter den heiligen Büchern aller Völker, vorausgesetzt, dafs in diese auch Wahrheit eingegangen, die lautere Quelle der Wahrheit fliefse und wem der Vorrang gebühre. Diese Kriterien sind, um sie kurz anzuführen, schlichte prunklose *Einfalt*, welche die von keiner Betrachtung zu erschöpfende Fülle, wie Gott selbst in *Unsichtbarkeit verbirgt* und das Verborgene doch wieder *allen Suchenden offen* und neidlos hinlegt; (— wir werden bei der dritten Vorlesung sehen, was dem Suchen des Hrn. Verfs. sich *offen* dargelegt hat, aber wohl andern Suchenden *in Unsichtbarkeit verborgen* geblieben ist und auch nach des Hrn. Verf's. Aufdecken wohl bleiben wird) — *zweitens* der volle Einklang der menschlichen Wissenschaft, — wobei abermals die Schilderei des einen Grundgedankens von der in die Natur und in den Geist eingeschriebenen Grammatik der göttlichen Sprache, welche die schaffende *Gottheit* in's Nichts hineingeredet, wiederkehrt, — mit der Schrift, die sich wechselsweise durcheinander bewähren, (S. 48) jedoch also, dafs dem *Göttlichen der Vorrang gebührt*, und das *Menschliche* vor der Zulassung sich zuvor über *seine unzweifelhafte Gültigkeit ausweisen müsse;* — man kann dies als richtig zugeben, aber es erhellt ebenso, dafs mit solchen allgemeinen Worten im Geringsten nichts für ein Kriterium geleistet ist. Zur Bekräftigung der Leerheit solchen Kanons fügt der Hr. Verf. sogleich hinzu, dafs das Menschliche seiner Natur nach der Fehle unterworfen, jene Bücher oft schwer verständlich seien, in ihrer Deutung sich vielfältig die Meinungen theilen (freilich! leider!) u. s. f. Dafür wird ein *drittes Kennzeichen* „höchster Würde heiliger Bücher" hinzugesetzt, dafs „sie *das schöne Ebenmafs* und die *ruhige Sicherheit herrschender* und *umschreibender Einheit* wirklich in sich tragen." — Es ist gleichfalls in der dritten Vorlesung, wo sich die Sicherheit des Hrn. Vf's., in den *Büchern der Hebräer*, die nach der geschichtlichen Seite als ein beschränktes Nationalbuch erscheinen können, die für die Weltgeschichte *umschreibende* Einheit zu finden, kund gibt. — Den *Schriften der Hebräer* nämlich habe nun *der bessere Theil des Geschlechts* seit *Jahrtausenden* den Vorrang und den Standpunkt in der herrschende Mitte *einstimmig zuerkannt* u. s. f.; man findet hier in den vagen Allgemeinheiten und dem Tone der Sicherheit vollständig den Styl des Abbé Lamenais und anderer älte-

Digitized by Google

rer und neuerer Häupter der Kirche. Es spielt an einen bessern Gedanken an, was der Hr. Vf. dabei sagt, was aber noch weiterer Bestimmungen bedürfte, um mehr als etwas triviales zu sein, dafs „so oft eine neue erweiterte Standlinie für die Aufschauenden gewonnen sei, *Aller* Blicke sich aufs Neue nach solcher Urkunde richten, ob ihr Gesetz noch unversehrt aufbewahrt, ob *ihr Verborgenes* sich dem forschenden Blick auf dem neuen Standpunkt nicht tiefer aufgeschlossen u. s. f." Die Exegese hängt freilich von dem Geist der Zeit ab; aber Luthern hat der Geist getrieben, seine und seines Volkes Blicke auf die so lange *verborgen* gehaltene *Bibel* überhaupt zu richten; aber nicht *Alle* haben den Segen dieser Richtung aufgenommen. Wenn aber, wie der Hr. Verf. versichert, dies *Alle* thun, und er sich denselben *angeschlossen* habe, so vindicirt er sich dagegen als eigenthümlich, was in seinen Worten anzuführen ist, S. 52. dafs er „indem die Aufgabe, wie er wohl sagen dürfe, in einer Allgemeinheit und bis ins Einzelne vordringenden Besondernheit aufgefafst, wie man es theilweise aus verschiedenen Gesichtspunkten wohl versucht, aber in gleichem Umfange nie vollführt, so sei es ihm, wie er wohl glauben dürfe, *schon einmal* (!) gelungen, einerseits den Strom der in diesen Büchern enthaltenen Wahrheit *reinigend, läuternd, deutend, erklärend* und zugleich erfrischend in die *Anschauung der Weltgeschichte* hineinzuleiten, und andrerseits diese Geschichte in *allen ihren* Richtungen als die *factische* Gewähr und die dem Geiste unabweisliche Bürgschaft für diese Wahrheit darzustellen." Wie der Hr. Verf. die Reinigung, Läuterung, Deutung, Erklärung — jener Bücher vorgenommen, dafs sie in die Weltgeschichte eingeflossen, und wie die *factische* Bewährung, die er solcher Hineinleitung verschafft, beschaffen ist, werden wir nachher angeben. Aus der zweiten Vorlesung ist in dieser Rücksicht noch anzuführen, dafs S. 55. ausdrücklich protestirt wird, dafs „nicht die Rede sein könne, der Mannigfaltigkeit irdischer Ausgestaltung irgend Gewalt anzuthun, sie durch willkührliches Wegnehmen und Hinzusetzen in die Umrisse eines künstlichen Systems hineinzuzwängen u. s. f. durch überkünstliche *Deutung* Fehlendes hinein-, Unbequemes herauszudeuten u. s. f. den *vollen Erguſs des Lebens* aus *feiger Aengstlichkeit zu scheuen.*"

Noch aber fängt in dieser Vorl. der Hr. Verf. an, der Sache selbst näher zu treten; es werden die *Hauptmomente* der Geschichte angegeben, — als *drei* aller natürlichen Geschichte, die in einem *vierten* sich der höhern anschliefst, *die sie* beherrscht (ist nicht grammatisch klar —). Auf diese Angabe folgt unmittelbar ein: *Denn*, Denn dafs ist die Parallelisirung des Lebens des *Geschlechts* mit dem des *einzelnen Menschen*, so dafs jenes sich in denselben Stadien verlaufe als dieses! Man kann geneigt sein, diese Parallelisirung aufzunehmen und gelten zu lassen. Aber schon „das Schema", die Angabe der *Stadien des Lebens* des Einzelnen, ist, nicht ganz deutlich. Als das erste *Stadium* wird das *natürliche Dasein* angegeben, das den Menschen zuerst aufgenommen habe, die *Jugend*; die *andere* Stufe ist die der Thätigkeit der ihm einwohnenden *lebendigen Kräfte*, und begreift die Verhältnisse, in die er zur Familie, zum Stamme, zu seinem Volke eingetreten. Das dritte *Gebiet* ist das der in ihn gelegten *moralischen, ethischen* Kräfte; das letzte, das *religiöse* Element. Wenn zwar der Ausdruck von *Lebensaltern* vermieden ist, so wurde man doch auf diese Vorstellung gelenkt. Anfangs ist von dem *Lebensverlauf* des Einzelnen in *Stadien* nach der *Naturordnung* die Rede, ingleichen wird das erste die *Jugend* genannt; die folgenden heifsen jedoch nicht mehr Stadien, sondern *Gebiete*, und werden auch nicht etwa als Gebiete des *Jünglings*, des *Mannes* und *Greises* aufgeführt; es würde freilich auffallend gewesen sein, erst in das letzte Alter das religiöse Element zu legen. Damit ist aber zugleich die angekündigte Parallelisirung hinweggefallen; wir erhalten nur die Angabe der unterschiedenen Hauptmomente des menschlichen Lebens, bei denen es etwas leeres war, mit dem einzelnen Menschen anzufangen und auf ihn sich zu berufen, dafs wenn er sein Leben betrachte, er solche darin werde gefunden haben. — Plato, an dessen Gang in der Republik man sich erinnern könnte, geht umgekehrt sogleich zur Betrachtung der *Gerechtigkeit* im *Staate* über, und von da aus erst zur Ausprägung derselben Grundbestimmungen am Einzelnen, aber auch wieder so, dafs hier nicht eine blofse Wiederholung derselben statt findet, sondern dafs er sie, wie sie am Individuum eigenthümlich sich hervorthun, richtig als die *Tugenden* auffafst und beschreibt.

Was sich nun am Einzelnen *ausgewiesen*, werde auch in der *Universalgeschichte* Geltung haben. *Denn* der Stammvater des Geschlechts ist selber eine *einzelne Persönlichkeit* gewesen, die daher Grund und Anfang

Digitized by Google

aller Geschichte ist; — ein schwacher Zusammenhang, dafs hiemit die *Stadien*, die vorhin an der *einzelnen* Person *aufgewiesen* worden, auch die Stadien der Universalgeschichte seien. Das sich mehrende, auf die ganze Erde ausbreitende Geschlecht, wird fortgefahren, hat die klimatisch, geologisch und geographisch geschiedene Gliederung derselben in sich ausgeprägt; — *erstes* und *unterstes*, am meisten *naturverwandtes* Element; das zweite ist das *ethnographische*, — Theilung in Racen und Völker und Stämme und Geschlechter, mit eigner Lebensrichtung, eigenem Instincte, Anlagen u. s. f. — man sieht dabei nicht gut, wie das geographische Element, das wohl für sich beschrieben werden mag, nun aber auf die Menschen bezogen und in *denselben ausgeprägt*, nicht als ein Moment nur des ethnographischen sein und wie es von diesem getrennt, ein besonderes menschliches Element abgeben sollte. Als das dritte Moment wird das *ethisch-politische*, im Gebiete des Rechtsstaates angegeben; das *vierte*, indem jedes Volk auf seinem Erbe und Loose an der Oberfläche der Erde, den *Theil* des *Wortes*, der ihm zugefallen, verarbeitet, mehr oder weniger mit menschlicher Zuthat ihn versetzend (— wenn ihm nur ein *Theil* zugefallen, wäre das Wort in ihm schon endlich genug, und die sogenannte *menschliche Zuthat* bereits ganz in der Endlichkeit, dafs ihm nur ein *Theil* zugefallen, befafst, —) ist das *kirchliche* Element.

Die Einfachheit dieser Momente war schon durch jene Parallelisirung unnöthig verdoppelt, in der zweiten Angabe ist sie noch weniger durch Gedanken entwickelt, als mit leeren und trocknen Redensarten umgeben. Hier wo die allgemeine Eintheilung die Angabe bestimmter Unterschiede verlangt, ist es am unangenehmsten, Ausführungen vorzufinden, wie z. B. folgende (S. 62.) beim ethisch-politischen Elemente, „indem sich die *innerliche Einheit* der geistig-ethischen Kräfte im Verlaufe der Geschichte aufgethan und ihren reichen Inhalt in *vielfach ausgelegten Richtungen* ausgelegt haben"; nun heifst es noch ferner: „im *Spiele* dieser *Kräfte* hat eine *neue höhere Dynamik* sich begründet, die Elemente des Lebens, ergriffen von jener Beseelung, sind in —? *andere* Verhältnisse gegen einander eingetreten, in einer —? *gesteigerten* Scheidekunst *mischen* sie sich und trennen sich nach —? *geändertem* Gesetze, und Gebilde, die einer —? *andern* Ordnung der Dinge angehören, *gestalten* sich (— zu was?) — in *ihren Verkehre*". So läfst sich ohne Gehalt lange fortsprechen.

Vornämlich ist es in der *dritten Vorlesung*, dafs solcher Reflexionsformalismus mit dem gleich leeren phantastischen Schall und Schwall, wovon früher Beispiele angeführt worden, abwechselnd, das ihrige zu dem Tädiösen ihres Inhalts hinzukommen. Die glänzende Verworrenheit in dem grundlosen, abstracten Formalismus, macht es schwer, noch von dieser Vorlesung (S. 66—122.) Rechenschaft zu geben, in welcher nun „der Grund- und Aufrifs des grofsen Gebäudes der Weltgeschichte" selbst aufgestellt, „das Werk, das wir zu vollführen unternommen, zu seiner Vollendung gebracht werden soll". Wie der Verlauf der Weltzeiten zuerst nacheinander angegeben ist, dem läfst sich etwa folgen; aber wo nun S. 111. der Ueberblick des ganzen Periodenbaus jener *Anschauung* gewährt werden soll, da wird der *Calcul* (denn die Grundkategorie ist Zahlen-Schematismus) zu transcendent, um zur Bemühung um dessen Entwirrung einzuladen. Es wird S. 67. „von der Zeit- und richtungslosen Ewigkeit, in der die Selbstoffenbarung der *Gottheit* (— dieses Ausdrucks bedient sich der Hr. Vf. oft) vor dem ersten Anbeginn der Dinge schon erfolgt" (S. 72.) (— die Methaphysik oder vielmehr Rhetorik dieser Ewigkeit übergehen wir —) so hat sich an diese *erste* That, die über aller Geschichte liegt, die *zweite* angeknüpft, in der die schaffend gewordene Gottheit das Weltall hervorgebracht, *in Zeiten und Tage die Schöpfungszeit* theilend. Dieser Zeiten sind sechs, in denen „die geistige und natürliche Welt in allen ihren *Hierarchien* hervorgebracht worden; in drei *Scheidungen* und drei *Einigungen*; „die *erste* Scheidung, die von *innen* nach *aufsen* gegangen, hat *Licht* und *Finsternifs* getrennt, und damit die *erste Hierarchie* ins Universum eingeführt"; so geht es durch die sechs Schöpfungsmomente der *mosaischen* Darstellung hindurch; wie aber diese Succession der Schöpfungen als Scheidungen und Einigungen, je drei und drei, und deren Hierarchien vom Hrn. Verf. noch sonst zusammen — *construirt*, wie man es sonst genannt — oder in *Anschauungen* von Verknüpfungen und Gegensätzen gebracht werden, enthalten wir uns auseinander zu setzen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 58.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1831.

Ueber die Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Weltgeschichte. Drei Vorträge, gehalten an der Ludw. Max. Universität in München, von J. Görres. Breslau 1830.

(Schluſs.)

Nur diſs Eigenthümliche wollen wir herausheben, daſs der Hr. Verf. *aus dem Seinigen* (der Protestation gegen willkührliche Erfindungen unerachtet) hier auch diſs hinzufügt, daſs „an die letzte der drei ersten Scheidungen (die Erschaffung der Sonne und der Gestirne) sich eine andere vierte angeknüpft, in der die *geistigen* Elemente wie die Naturelemente sich geschieden" und welche ebenfalls drei Scheidungen in sich gehabt haben soll; die Auseinandersetzung dieser drei Scheidungen gibt eine des *Feuers* von dem Elemente des *Wassers*, des Anwachses der *Gebirge* über das *trockene*, und eine dritte, der Ausklärung der *Luft*, der Aufleuchtung in *Meteoren* u. s. f. — wobei dem Ref. unter anderem diſs unklar geblieben ist, wie darin über eine Scheidung der *geistigen* Elemente etwas besagt sein soll, obgleich es auch unmittelbar hernach wieder heiſst, daſs „das Alles gleicherweise auf der Natur- wie auf der *geistigen* Seite sich vollbracht habe"; was in der letztern vollbracht worden, hat dem Hrn. Verf. beliebt, in sich *verborgen* zu behalten.

Das ist nun die „erste *historische* (!?) Periode, die in ihren sechs Zeiten abgelaufen ist". „In ihr hat Gott allein gewirkt und gewaltet, und Alles, was er hervorgebracht, ist *gut* gewesen". Nun aber „in der *zweiten Weltzeit* beginnt von der geistigen Natur aus die Genesis des *Bösen*", die, wie die Ausschaffung des Guten durch die ersten Weltzeiten in den *höhern Regionen* (siehe vorher) begonnen, so durch die *des Bösen* in den dortigen *höheren Geistern*; — und ebenfalls ist, nach der Versicherung des Hrn. Verfs., „in *drei absteigenden*, und drei andern frech *ansteigenden* Acten der *Sündenfall* in das höhere Geisterreich eingetreten, und hat sich auch in das aus *Geist* und *Natur gemischte* Reich unten an der Erde verbreitet".

Mit dieser „Vollendung der Genesis des Bösen in ihren *sechs* Momenten", über deren *historischen* Verlauf wir freilich keinen weitern Aufschluſs erhalten, ist „die zweite *groſse* Weltzeit abgelaufen". Hierauf folgt „die dritte Weltzeit, von dem Sündenfall bis zur Weltfluth, der Kampf auf Leben und Tod zwischen dem Reiche des *Guten* und des *Bösen*, den das Gericht der Weltfluth, — ein freilich einfaches Mittel — *zu Ende bringt*". Für diese Weltzeit weiſs uns der Hr. Verf. (S. 83 f.) vielen Bescheid darüber zu geben, was die *Habeliten* und die *Sethiten* und *Kainiten* gleichfalls in *sechs* Momenten gethan haben *würden*, *wenn* kein Sündenfall eingetreten, und, wieder im entgegengesetzten Fall, der Fluch der Sünde allein geherrscht hätte; aber ferner auch, wie jener Kampf in *drei* Zeiten zwischen der *Gottesstadt*, welche die Habeliten, und der *Erdenstadt*, welche die Kainiten erbauten, geführt worden, wobei die *Töchter* der Menschen und die *Nephilim* ihre weltgeschichtliche Rolle zu spielen nicht unterlassen. „Mit der Fluth ist die *Urgeschichte* abgelaufen"; hätte es der Hr. Verf. dabei bewenden lassen, daſs das Historische derselben mit den Habeliten, Semiten und Kainiten, für uns ebenso als die Wässer der Fluth abgelaufen sind, so hätte er sowohl daran besser gethan, als auch daran, wenn er es bei der Darstellung der Bibel, die von *sechs Schöpfungstagen* spricht, dagegen nichts von *sechs Weltzeiten*, die wieder von der Weltfluth an bis auf die Erscheinung Christi vollendet worden, auch nichts von weitern sechs von da ausgehenden Weltzeiten berichtet, hätte belassen wollen.

Doch zunächst wird die neue Weltzeit (S. 87.) in *drei engere Zeiten* (— diese *drei* Weltzeiten sind hauptsächlich im Auge zu behalten, um nicht in der folgenden Rechnung confus zu werden) gegliedert; in der er-

Digitized by Google

sten wird „der Keim eines neuen Menschengeschlechts, der in der *Arche* geborgen in den *Fluthen* die sühnende *Taufe* erlangt", (— wohl eine grofse Wasser*taufe*, der aber vom Hrn. Verf. nicht viel Geist hinzugefügt worden —) in allen Gegensätzen sich entfalten, in der mittlern die heilkräftige Einwirkung der Gottheit zur *Offenbarung* gelangen und die Verheifsung sich erfüllen, in der dritten in der versöhnten Menschheit der Kampf mit dem Bösen sich zum Ziel ausstreiten. — Es wird nun angegeben, wie die erste Weltzeit in der Folge von sechs Zeiten abgelaufen, — „nach dem in sie gelegten *Typus* der *frühern Genesis*". Nach solcher leeren Grundlage eines Schema wird die Geschichte dieser ersten Weltzeit der neuen Zeit wieder aus drei Wurzeln, dem Sem, Japhet und Cham durch die *drei ersten* Zeiten dieser Häuser, des Nimrod, des Unterfangens, in dem *Thurm* das *Kapitol* des neuen Erdenstaats zu bauen u. s. f. durchgeführt. „Die *vierte* Zeit geht im Kampfe der *erhaltenden* Kräfte an die geweihte Stätte der *Kinder Gottes* (des Geschlechts *Hebers*) geknüpft, mit den *Zerstörenden*, die in den *Kindern der Menschen* wirken, dahin, und *nun* erfolgt *über die ganze Erde* hin vom *Norden* her im Stamme der *Japhetiten* die *Gegenwirkung*, welche die *beiden* folgenden Weltzeiten erfüllt". Auch sind es die Japhetiten, durch welche die Universalmonarchien mit neuer Lehre *dritter Ordnung* im *Zeusdienst* gegründet seien. „Die *fünfte* wird nämlich durch *Baotrisch-Medisch-Persische* Weltherrschaft seit den Zeiten *Feriduns* von *Iran* aus *die Völker umfassend* (— dafs Feridun nicht fehlen würde, konnte man aus des Hrn. Verfs. Einleitung zu seiner Uebersetzung des *Shahnahme* wohl erwarten —) erfüllt, und die Gewalt dadurch dem *östlichen Welttheile* zugetheilt. Bald aber *geht die Herrschaft* nach *Europa* über und die *sechste* Weltzeit *grüfst* die *Griechen* als die *Gebieter* der *Erde*, denen die *Römer* den *Herrscherstab* entwinden". Diese Zeile ist Alles was vom Geiste der Griechischen und Römischen Welt gesagt wird; wenn der Hr. Verf. den *Habeliten*, *Semiten*, *Japhetiten* und solchen Häusern die grofse Bedeutung in der Weltgeschichte ertheilt, so kann man sich nur über die kahle Kategorie von *Herrschaft*, die durch die *Griechen* auf Europa gebracht, und ihnen von den *Römern* entwunden werde, wundern, womit diese reichen, hochherrlichen Wirklichkeiten von Völkergeistern gegen jene nebulosen Schemen abgefertigt werden; doch ist schon oben bemerkt worden, dafs der Hr. Verf. Griechische Mythologie die trübe, späte, unbedeutende Ausgeburt nennt, in welcher ein *Dämogorgon* vorkommt.

Die zweite Weltzeit ist die des *neuen Sabbaths*, des *andern Adam*, des Stammvaters eines neuen *geistigen* Geschlechts; über der begeisterten Rhetorik, in der die Vorstellungen vorgetragen sind, scheint der Hr. Verf. nicht dazu gekommen zu sein, die sechs Zeiten des Schemas für diese Weltzeit anzugeben.

Von da geht nun die *dritte* Weltzeit aus; von welcher der wesentliche Charakter wie in der, die nach dem Falle begonnen, sich kundgebe, — im *Kampfe* des *Lebens*, das aufs Neue in der Menschheit Wurzel gefafst, mit dem *Tode*, der aus der frühern Zeit noch hinüberwirkt. Von der Ausbreitung des *Christenthums* aus wurde zwischen ihm und dem *Mohamedanismus* die neue Geschichte in *Licht* und *Nacht* getheilt und es *war Abend und Morgen der erste Tag* in ihr, — von den *sechs* Tagen. Es mag vom fernern nur noch bemerkt werden, dafs von der *Reformation* an nun erst der *dritte Tag* begonnen haben soll, in dem wir noch leben; wir enthalten uns aber hierüber ein weiteres Detail aus der Darstellung zu geben; sie hat allenthalben denselben schwallenden Ton des überladenen Farbenglanzes bei der Trockenheit der Gedanken und der Zahlenspielerei. Man mag die Auseinandersetzung S. 111. nachlesen, wie aus der *gedoppelten Dreizahl*, in die der ganze Verlauf der Weltgeschichte eingeschlossen sei, sich die *Siebenzahl* gewinne, und die *vier* grofsen Umläufe *vier und zwanzig* Zeitläufe in sich begreifen, aber wenn wir das grofse Schauspiel am Schlusse, wovon es doch schien, dafs wir erst einen Theil erlebt haben, wieder in sich zerfällen, in *sechs und dreifsig grofse Zeitabtheilungen* der ganze Zeitverlauf der Geschichte umschrieben sei. Das *Zählen* macht die äufserlichste Seite der Betrachtungsweise aus; die grundlose Willkühr, in der es hier sogar zum Princip gemacht wird, kann nur Ungeduld und Ueberdrufs erwekken. Wie vorhin ein Beispiel von der Rhetorik der Reflexion ohne Gehalt, gegeben worden, so mischt sie sich auch in diesem Theile, in welchem das Bestimmtere der geschichtlichen Gestaltungen und ihres Verlaufs angegeben werden soll, allenthalben ein und man wird dabei zu sehr an den ältern Styl Französischen weltgeschichtlichen Vortrags in deklamatorischen Allgemeinheiten, als ein weiteres Ingedriens zu den Uebri-

Digitized by Google

gen, gemahnt; *alle*, *neue*, *allmählig*, *Verwirrung* u. s. f. dergleichen und andere unbestimmte Formen herrschen durch lange Ausführungen hindurch, und ermüden das Bestreben, irgend einen bestimmten Gedanken zu fassen. Diese hohle Manier zur nähern *Anschauung* zu bringen, führt Ref. nur einiges aus der breiten Darstellung der Wirksamkeit des Christenthums an; nachdem ein ausführliches Gleichniſs von der Saat vorangeschickt ist, heiſst es vom Christenthume selbst „(S. 98) diese Saat, quellend, keimend, wurzelnd, sprossend im *neuen* Boden und *allmählich* zum *erdbeschattenden* Baum erwachsend, hat nur *im Streite* diese Entfaltung sich errungen, aufbietend die ihr *eingepflanzten überirdischen* Kräfte gegen die, in denen das Irdische sich wirksam erweist," — nun wird dasselbe wiederholt; „bewaffnend das *ihr inwoknende bessere Princip* gegen das *Böse*, das *die Welt durchwuchert*, hat sie aus *unscheinbarem Anfange* u. s. f." — „*In dem Maaſse* aber wie der neue Glaube der *Verwirrung* und der *Zerstörung* Meister geworden, und in der *Verwesung neues Leben* hervorrufend, das *Erstorbene* zu *neuer* Thätigkeit geweckt und das in *regelloser* (abermals —) *Verwirrung* Aufgelöste in die Kreise der *Ordnung* zurückgeführt, hat es in *allmähliger* Ausbreitung *alle* Regionen des menschlichen Daseins durchdrungen durch *alle* Gebiete und *Gegensätze*, in denen die menschliche Natur sich aufgeschlossen" u. s. f. — doch genug an solchen allgemeinen Worten.

Es ist schon angegeben worden, daſs der durchweg herrschende Gegensatz für das Reich des Geistes, dessen *Freiheit* den trocknen Gegensatz an der *Natur* hat, der abstracte des *Guten* und *Bösen* ist, dann kommt der *Kampf* beider miteinander; auch kommt es noch zu der Unterscheidung von den *schaffenden*, *zerstörenden* und *erhaltenden* Kräften; wie der Hr. Verf. solche abstracte Grundlagen des Verstandes, nebst den Zahlunterschieden, für *Anschauung* ansehen und ausgeben mag, ist nicht wohl zu verstehen; noch weniger wie der Geist und eine geistige Anschauung, wenn denn Anschauung sein soll, in der Geschichte und in der Weltgeschichte sich damit begnügen könnte. Der Grundmangel in diesen Vorlesungen ist, daſs es ihnen ganz für den groſsen Gegenstand, mit dem sie sich beschäftigen wollen, an einem *concreten Principe* fehlt, dessen gedankenvoller Gehalt entwickelt, uns nicht nur die *Gottheit*, wie Hr. G. sich oft ausdrückt, sondern den *Geist*, und zwar den Geist Gottes und den Geist des Menschen zeigte, und die organische Systematisirung desselben in der Weltgeschichte, statt einer äuſserlichen, durch Zählen bestimmten Schematisirung ihrer Erscheinungen und noch mehr solcher Nebelhaftigkeiten, wie die Habeliten, und dergleichen sind, darstellen würde; in solcher Schematisirung lebt und wohnt kein Geist. Es thut nichts zur Sache, daſs der Hr. Verf. sie ein *Gesetz* nennt, und mit ebensolcher Protestation, wie die obenangeführte, beschlieſst, S. 114, — „dies gefundene *Gesetz meistre* nicht den Gang der Ereignisse, noch wolle es *nach irgend vorgefaſster Meinung* Gewalt anthun den Thatsachen, — und den *innern* (wo käme dieser her?) Zusammenhang der Dinge — verkennen und stören. Noch weniger soll diese Anschauungsweise überall nach bloſsen *Aehnlichkeiten*" (Zahlen geben sogar Gleichheiten) „haschen, gröblich den *innern Unterschied* — verkennend, und dadurch eine *langweilige Monotonie* in die Historie bringen." Der Hr. Verf. hat noch durch mehr, auch durch die fortdauernde Wiederkehr der angeführten wenigen dürftigen Abstractionen, und durch die ganze Art des Vortrags, die wir genug charakterisirt, für Monotonie gesorgt; und wie diese so möchte man leicht alle jene andern Eigenschaften, und noch die weitern, die er folgen läſst, — daſs die Ordnung nicht wie ein mathematisches" (das Zählen und die Wiederholung von ebendemselben ist freilich noch nicht etwas mathematisches —) Netz die Masse der historischen Thatsachen umziehen und — sie mühsam und kümmerlich zusammenhalten, — diese Eigenschaften, die der Hr. Verf. ablehnt, möchte man leicht in starkem Maaſse in solcher „Hierarchie" der Weltgeschichte gerade finden, und die häufigen Protestationen der Art eher der Ahndung eines solchen Vorwurfs zuschreiben.

Noch wäre zum Schluſs, da der Vortrag an Studirende gerichtet, die Art anzugeben, wie er sich an diese wendet; doch lieſse sich dieselbe nicht wohl anders charakterisiren, als daſs diese Anreden gröſstentheils selbst hieher gesetzt würden; darum können wir nur darauf als etwas besonderes hinweisen, daſs der Hr. Verf. in der letzten Vorlesung, am Schlusse S. 119. ff. den Verein, den er vor sich hat, nach den Stämmen, denen derselbe angehöre, schildert; *Baiern* sind es, die ihn zunächst und allermeist umgeben, ihren Sinn und ihre Art habe er die vergangenen zwei Jahre hindurch

Digitized by Google

geprüft, und *probehaltig*, und *widerhaltig*, zur Genüge, sie gefunden; dann stellt er ihnen die Nativität als nicht gewandt aber stark auftretend u. s. f. so nach der Reihe den *Schwaben*, *Schweizern*, *Franken*, denen er selber angehöre; wie ehemals *ogygisch* jedes Uranfängliche genannt worden, so habe die neuere Zeit nichts Früheres als *Allfränkisches* anzugeben gewufst u. s. f. „Einige *aus dem Norden* haben sich wohl auch herzugefunden; dort sei der *Verstand* das Vermögen, das man von je „sorgsamst gepflegt", was auf Einseitigkeit geführt; wollen sie hinhören auf die Stimme, die immer aus dem *vollen Ganzen redend*, aus der Geschichte spricht, so werden sie, ohne, was in ihrer Weise tüchtig, aufzugeben, auch profitiren können, indem sie gegen jene Einseitigkeit sich eine höhere Freiheit der Ansicht gewinnen. — Doch die persönliche Seite der Stellung, die sich der Lehrer zu seinen Zuhörern gibt, wenn er dieselbe auch vor das Publicum bringt, eignet sich nicht dazu, weiter besprochen zu werden.

Hegel.

XXXIX.

1) *Verhandeling over het bewerken van de Geschiedenis der Nederlanden, door Mr. Jacobus Scheltema, Ridder der Orde van den Nederl. Leeuw, Lid van het Koninkl. Instituut en andere Maatschappjien van Wetenschap. Te Haerlem bij V. Loosjes* 1829. 8. *XII. en* 77 *Bl.*

2) *Over het schryven van de Geschiedenis der Nederlanden. Door Mr. Hugo Beyerman. 's Gravenhage, ter Landsdrukkery.* 1830. *In gr.* 8. *VIII. en* 52 *Bl.*

3) *Proeve over de zamenstelling eener algemeene Nederlandsche Geschiedenis, naar anleiding van's Konings besluit van* 23. *December* 1826. *Door Mr. G. Groen van Prinsterer. ibid.* 1830. *X. en* 176 *Bl.*

4) *Bijdragen tot de bewerking van de Geschiedenis der Nederlanden. Door H. J. Roygaards Dr. en Hoogleeraar der Godgeleerdheid te Utrecht. ibid.* 1830. *XIV. en* 137 *Bl.*

Die politischen Ereignisse, deren nur allzu trauriger Schauplatz das bisherige Königreich der Niederlande im Verlaufe des letzten Jahres, geworden ist, haben den wissenschaftlichen Forschungen über die frühern Schicksale dieses merkwürdigen Landes, in Bezug auf praktische Nutzanwendung, zwar einen veränderten Charakter gegeben, aber gleichwohl sie um so weniger unentbehrlich und überflüssig gemacht, als gerade aus einem getreuen Gemählde der Vergangenheit, oder zum mindesten aus einem reichen Vorrath von einzelnen Partheien desselben, und aus einer vollständigern Masse von Materialien und Farben, von der gegenwärtigen Zeit, ihrem Grundton und Charakter und ihrer Bedeutung und Folgenreihe eine richtigere Ansicht gewonnen werden mag. Je rücksichtsloser der Leichtsinn und die Frivolität mit den Eigenthümlichkeiten des ursprünglichen Volkslebens in dem einen Theil jenes Landes nun spielen, und je verworrener der Partheigeist und die freiwillige Selbstverblendung fühlbar durch alle Scenen des Wahnsinns und des Uebermuthes gehn, desto nothwendiger stellt sich die Erforschung früherer Verhältnisse dar, in welchen bei gleichen Leidenschaften und Interessen das gleiche Spiel mit Intriguen und Vorurtheilen, und bei gleichen Grundfehler und Irrthümern die gleichen Grundübeln anschaulich vor uns treten. In wenigen Staaten Europa's hat der Versuch, übelverstandene Ideen in's Leben zu führen, solche seltsame Ergebnisse und die Individualität, auf Kosten der Gesammtheit solche überwiegende Herrschaft gewonnen, wie in dem südlichen Niederlande. Ein Geist des Widerspruchs und der Entzweiung, wider die Freiheit, wie wider die Monarchie meist in entscheidungsvollen Augenblicken der Entwicklung am wirksamsten, geht, wie ein böser Dämon durch die verschiedensten Perioden der Niederländer; er hinderte den Sieg der Nationalkraft, da wo er am wahrscheinlichsten und am nächsten stand; er zerstörte die Segnungen der Kultur, da, wo sie am üppigsten aufgeblüht, und wie im Süden, während des 16. Jahrhunderts die Union durch der Priester und Aristocraten würdelose Eifersucht schimpflich zerrifs, so schwankte, auch im Norden, durch der Oranier und Patrioten mörderischen Zweikampf, mehr als einmal das Staatsschiff dem Abgrund zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 59.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1831.

1) *Verhandeling over het bemerken van de Geschiedenis der Nederlanden, door Mr. Jacobus Scheltema.*

2) *Over het schryven van de Geschiedenis der Nederlanden. Door Mr. Hugo Beyerman.*

3) *Proeve over de zamenstelling eener allgemeene Nederlandsche Geschiedenis, naar anleiding van's Konings besluit van 23. December 1826. Door Mr. G. Groen van Prinsterer.*

4) *Bydragen tot de bewerking van de Geschiedenis der Nederlanden. Door H. J. Royaards.*

(Fortsetzung.)

Aber während *dort* die Talentlosigkeit zur Knechtschaft zurückführte, hielt *hier* überwiegende Geisteskraft aufrecht, und als die Barnevelds und de Witts ihrem Schicksal auch gefallen, zwang das Schwerdt Moritzens, der Verstand Friedrich Heinrichs und die Beharrlichkeit Wilhelms III. den drängenden Umständen unsterbliche Trophäen der Freiheit ab. Die Freiheit war aus den Studierstuben der Staatsrechtslehrer und von den Kanzeln der Reformatoren herab praktisch in das Volksleben, nach allen Richtungen hin, gedrungen; der Streit der Partheien galt fortan blos einem Weniger und Mehr der Theorien, welche von weisen und tugendhaften Männern aufgestellt worden; aber der Batavier hatte seinen Lehrbrief nicht in einer einzigen *grofsen Woche*, sondern in vielen *grofsen Jahren* der Entscheidung erhalten. Das Format ist nunmehr zwar etwas kleiner, das Papier geringer und dünner geworden; aber die alten Charaktere stehen noch darauf und wenn die fortgeschrittene Geschichte auch manches darin radirt hat, so zeigen sich doch reiche Kapitel für und für unversehrt.

Sowohl die Niederländische Nation in ihrer Gesammtheit betrachtet, nämlich in der Ausdehnung, in welcher sie während der letzten Burgundischen, der ersten Oesterreichischen, und sodann der Spanisch-Oesterreichischen bis zur grofsen Revolution sich kundgibt, als die einzelnen politischen Bestandtheile, in welche sie in Folge dieses Ereignisses sich auflöst, hat eine fast unübersehbare Masse von verarbeitetem und unverarbeitetem, urkundlichem und pragmatischem, gedrucktem und ungedrucktem Material, zu dessen alleiniger Kenntnifs beinahe ein ganzes Menschenleben erfodert werden möchte. Mehrere Perioden haben kostbare Quellensammlungen, — in so weit früher die Quellen selbst zugänglich geworden, — und ebenso auch treffliche Historiker, deren Mühe und Verdienst um so höher anzuschlagen sind, als die Hindernisse, mit denen sie kämpften, und der Geschmack des Zeitalters, den sie zu besiegen hatten, ihnen die Arbeit sehr erschwerten. Fast jede Provinz und jede einzelne Stadt besitzt solche Sammlungen und solche Historiker, oder doch ihre mit geschichtlichem Stoff untermengte und mit den wichtigsten Urkunden für das öffentliche wie für das Privatrecht versehene Beschreibung. Der *Süden* natürlich steht auch in diesem Bezug weit unter dem *Norden*, und mit partheiischer Vorliebe findet man *dort* die Geschichte des Adels und des Kirchenwesens, auf Kosten der eigentlichen Landes- und der politischen Geschichte sorgfältig und ausführlich geschildert, während *hier* der kalte und besonnene, durch seine vollendete Revolution und Reformation gereifte Holländer mehr der Entwicklung seiner Verfassungen und den preiswerthen Thaten seiner Väter ein treues Augenmerk widmet. Das Beste, was von Belgischer Geschichtschreibung vorhanden und von geschichtlichem Stoffe gerettet worden ist, verdankt sich den Bemühungen der *Jesuiten*, deren Darstellung jedoch oft kunstvoller, als die historische Treue gewissenhaft scheinet; in den meisten übrigen herrscht ein oft unerträglich fader Geschmack,

Digitized by Google

und die grofse Ideen-Armuth der Belgier wird nur allzu häufig schon in den frühern Perioden sichtbar. Viel gröfsern Werth als ihre meist Lateinisch geschriebenen gröfsern Werke, deren eines dem andern gleicht, haben die in flämischem Dialekte abgefafsten *Chroniken*, welche meist zu Anfang und um die Mitte des 16. Jahrhunderts besorgt worden sind. Die Regierungen der Jakobea von Baiern, Philipps des Guten, Karls des Kühnen, Mariens, Maximilians, Karls V. und Margarethens bilden darin die Glanzparthien und einzelne Abschnitte lesen sich oft wie kleine Epopöen, wo blofs die Darstellung prosaische Form hat.

Die Holländer (Seeuwen und Friesen miteingeschlossen), besitzen ebenfalls solche Chroniken, oder vielmehr, die in Nord und Süd erschienenen, behandelten damals noch die gemeinschaftlichen Schicksale des Landes gemeinschaftlich, und es war unter der Regierung der Maria, Margarethens I. und Karls V. wirklich eine Art Nationalgefühl in allen Niederländern vorherrschend, wogegen man stets zwischen ihnen und den Burgundischen Provinzen, ja selbst auch den Wallonischen *), eine Art Kluft wahrnimmt, die durch Sitte und Sprache schon frühe sich herbeigeführt. Der Ton der Burgundischen Geschichtschreiber ist von denen der Flämischen ebenso sehr verschieden, als der Geist jener Sitte und Sprache; bei aller Naivität und Einfachheit, die auch ihnen eigen, sticht doch das Zierliche, Gedrechselte, Feine hervor und die Manier, darin die Hofsprache, das Französische, sich ausdrückt, in welchem jene Historiker schrieben, verräth bereits eine Ueberlegenheit der conventionellen Bildung. Das Flämische giebt klar, einfach, kräftig, treuherzig, mit dem Ausdruck ringend, die Gefühle, Ideen, Lieblingsansichten und Leidenschaften des Volkes wieder. Ein besonderer Hang, veranlafst durch den bis in's 17. Jahrhundert sich erstreckenden und auch noch jetzt in einzelnen Landestheilen nicht ganz ausgestorbenen Einflufs der Rederykers, welche eine Art gelehrter Zunft, ähnlich jener der Deutschen Meistersänger, bildeten, und welchen im Wallonisch-Burgundischen Theil die *Chambres de Rétherique* entsprachen, — zeigt sich bei den ältern Chronikanten, viele Volkslieder, Sprüche, Refrainen der Erzählung einzuschalten, jedoch mufs in diesen weder poetische Tiefe, noch eigentliche Phantasie oder der Geist des Volkslebens selber, gesucht werden; die Reflexion und die Erzählung sprechen sich blofs in gebundener Form aus. Dies ist auch namentlich in den vielen Reim-Chroniken, wie z. B. von Klaas Kolyn, Melis Stoke, u. s. w. der Fall. Gleichwohl würde man irren, wenn man am Vorhandensein wirklicher Volkslieder in Nord- und Süd-Niederland zweifeln wollte; es findet sich davon ein reicher Schatz vor, aber leider so zerstreut, von den Gelehrten so wenig beachtet, von den Nachbarn so wenig bekannt, dafs man lebhaft wünschen mufs, ein zweiter Herder oder auch, in dessen Abgang ein sonst tüchtiger Litterator wagte sich an diesen ergiebigen Gegenstand, der für Geschichte, Poesie und Sittenzeichnung von gröfster Wichtigkeit ist *). Dafs ein Holländer sich die Mühe giebt, diese Idee zu verwirklichen, ist in gegenwärtiger Stimmung der Gemüther und bei dem Drange politischer Begebenheiten wohl nicht zu erwarten; die Belgier aber, unter denen die vorherrschende Parthei den selbstmörderischen Krieg gegen das Altvolksthümliche zu Gunsten einer fremden Sprache mit so bedauernswerther Beharrlichkeit fortsetzt, werden noch weniger daran sich wagen. Nur Einer ihrer Landsleute, durch Verdienste um vaterländische Sprache und Litteratur auch bei uns Deutschen nicht unbekannt, Hr. Willems von Antwerpen, hat rühmlich dazu Bahn gebrochen, in der Zeitschrift: *Vaterländische Miscellen für Litteratur und Geschichte*; viele anziehende Bruchstücke mit gehörigen Glossarien sind darin abgedruckt und viele wichtige Andeutungen für Aehliches andres mitgetheilt. Das Vorurtheil vieler Deutschen Gelehrten gegen Holländisch-Flämische Litteratur würde verschwinden und eine neue Fundgrube bisher ungeahnter Perlen und Edelgesteine auch für unsere Geschichte und Litteratur erschlossen werden, wenn einmal ein Mann von Kenntnifs und Geschmack und mit gleicher Erfahrenheit in beiden Sprachen ausgerüstet, an die Bearbeitung des Gesammtgebietes jener Litteratur sich machte, gegen welche selbst der vielge-

*) Es ist merkwürdig, dafs das *Wallonische* bei vielen Chronikanten die *Burgundische Sprache* genannt wird, zum Unterschied von der Französischen und Deutschen. Unter Deutscher hingegen versteht man abwechselnd bald die Germanische im Allgemeinen somit die Flämische eingeschlossen, bald nur die Flämische oder Niederdeutsche. Vgl. das wichtige Werk von A. Mylius *de Lingua Belgica*.

*) Hr. Hofmann von Fallersleben gab einmal seine Absicht zu einem Unternehmen der Art zu erkennen; warum führte er seinen Vorsatz nicht aus?

Digitized by Google

bildete Bouterwek einer groben Sünde sich schuldig gemacht. Unter den Holländern befindet sich allerdings ein Mann, welcher einer Aufgabe, wie die angedeutete, gewachsen sein dürfte, van Kampen; aber ein Deutscher würde vorzuziehn und unbefangener in der Sache sein, wo es gilt, den Ruhm des stamm- und sprachverwandten Volkes zu revindiciren.

Nach diesen vorausgeschickten Bemerkungen, über den Standpunkt, von welchem man bei Beurtheilung der neuern Anstrengungen für Geschichtsforschung und Geschichtschreibung im Niederlande ausgehen muſs, kommen wir auf unsern eigentlichen Gegenstand zurück.

Können wir nun aber auch von dem, was in neuester Zeit für Niederländische Geschichtsforschung und Geschichtschreibung gescheh'n, blos einen allgemeinen Bericht mit wenigen kritischen Bemerkungen geben; so wird man doch daraus erseh'n, welch groſser Nachtheil den Bebauern des historischen Faches im Auslande durch die oftmals völlige Unkunde theils vorzüglicher, theils brauchbarer Werke und Arbeiten im Nachbarlande, aus Mangel an Verkehr erwächst. Die Hauptschuld daran, so wie zum Theil auch an dem Umstande, daſs die holländische Litteratur in Teutschland nicht mehr verbreitet, trägt der egoistische Eigensinn vieler Buchhändler in Nord-Niederland, welche es nicht über den Buchkrämer hinausbringen, ihr Land für den Punkt ansehen, um den sich alles dreht und drehen muſs, oder welche die Kosten einer Verbindung mit Leipzig, oder die Mühe einer Korrespondenz in deutscher Sprache scheuen. Doch ist von Amsterdam und einigen Universitätsstädten aus, seit einiger Zeit, wenigstens theilweise, Bahn gebrochen worden zur Wiederherstellung des Gelehrtenverkehrs, wie er einst in den bessern Zeiten der batavischen Litteratur bestanden, und wie er beiden verbündeten Ländern einst so groſsen, wechselseitigen Nutzen gebracht.

Von oben herab selber ist vielleicht das Allermeiste während der 17 Jahre des nicht ohne Ruhm nach Auſsen, und nicht ohne Segen für die Kultur im Innern bestandenen Königreichs geschehen: Falk, Repelaer van Driel, Goubau und von Ewyck, mit den Fortschritten der Wissenschaft in den Nachbarstaaten ziemlich vertraut, suchten es auch in ihrem Vaterlande auf die Höhe zu bringen, welche der Standpunkt der Zeit erforderte. *) Namentlich aber hat die Administration des öffentlichen Unterrichtes für die Kultur des Geschichtsstudiums sehr wohlthätig gewirkt, und daſs der erste Anstoſs meist von dem Könige selbst, zu dessen Lieblingsfächern das soebengenannte gehört, ausgegangen, darf wohl kaum verschwiegen werden.

Noch ist die *Kommission* in frischem Andenken, welche vor beinahe fünf Jahren auf seinen Befehl niedergesetzt worden zur Berathung über die Art und Weise, wie der unermeſsliche historische Stoff in den verschiedenen Provinzen des Landes am vollständigsten gesammelt, und, als endliches Resultat des Ganzen, wie die Geschichte des Königreichs im Allgemeinen und in den besondern Theilen am zweckmäſsigsten geschrieben werden könne, zugleich als wissenschaftliche Leistung, genügend den strengern Foderungen der historischen Forschung, Kritik und Kunstform, und sodann wiederum als Nationaldenkmal, aufgebaut dem Ruhme vergangener Zeit und die das gegenwärtige Geschlecht zu Vaterlandsliebe begeisternd, als Volksbuch und Volksspiegel, mit Berechnung auf die gröſstmögliche Masse von Lesern.

Eine beträchtliche Zahl von Memoires ging an die Kommission ein, deren Präsident der in manchem Zweige des Wissens wohl bewanderte Justizminister van Maanen war, und unter deren Mitgliedern sich die Herren van Ewyck, de Geer, de Reiffenberg u. s. w. befanden. So viel wir uns erinnern, wurden über sechszig gerechnet. Die Kommission, nach langer und reiflicher Prüfung, entschied sich erst im J. 1830, und zwar dahin: daſs vorerst noch kein Reichshistoriograph bestellt werden solle, sondern eine Reihe von Vorarbeiten und einzelnen Provinzbeschreibungen, Archivdurchsuchungen, Quellensammlungen u. s. w. noch vorgenommen werden müsse; besonders aber wünschte man ein *Corpus Scriptorum rerum Belgicarum* vorausgeschickt, wozu auch wirklich, wie wir später zeigen werden, ein rühmlicher Anfang gemacht ward. Von den Druckschriften und Programmen aber erkannte man fünf einer besondern Auszeichnung und des Drukkes auf öffentliche Kosten würdig. Es waren dies die Arbeiten der Herren J. C. de Jonghe, J. Scheltema, H.

*) Mehr oder minder muſs auch die Bestrebsamkeit des geistvollen und vielerfahrnen Baron de Geer, Greffier der Generalstaaten, hier angeführt werden, dessen Einfluſs in manchen nützlichen Unternehmungen sichtbar gewesen ist.

Digitized by Google

Beyermann, G. Groen von Prinsterer, und H. J. Royaards. Ein königlicher Beschluſs bestätigte die Entscheidung der Kommission und die Ertheilung von goldenen Medaillen an die Betreffenden. Die Schriften erschienen auch bald darauf im Druck, mit Ausnahme der erstgenannten, deren Verf. aus unbekannten Gründen sich noch nicht dazu entschlossen hat. Wir erstatten darüber auf das Urtheil sachkundiger Eingeborner, namentlich in den *Vaderlandsche Letteroefeningen* von 1830 gestützt, nachstehenden gedrängten Bericht.

Zuvörderst komme der würdige Greis, Jakob Scheltema in Betrachtung, ein Mann, durch sein öffentliches Leben und eine bedeutende Reihe meist wichtiger oder nützlicher Schriften aus dem historisch-archäologischen Gebiete, um die Litteratur seines Vaterlandes hochverdient. Man hat es diesem verdacht, und sowohl die *Vaderlandsche Letteroefeningen*, als *de Vriend des Vaderlands* haben den Tadel noch herber ausgesprochen, daſs er im Eingange der Schrift viel von sich, seinen Leistungen, Fähigkeiten und Kenntnissen, besonders in Bezug auf ein zu schreibendes Werk, wie das beabsichtigte, geredet; allein wir fanden dasjenige gerade nicht heraus, was übler Wille von Gegnern, oder Eifersucht beschränkter Köpfe darin ersehen wollten. Nach all demjenigen, was Hr. Scheltema für sein Vaterland und seine Wissenschaft bereits gethan, darf er allerdings mit vollem Rechte in eigenem Namen von demjenigen sprechen, was er ferner für Beide noch zu thun, so Kraft als Lust verspürt.

Nicht ohne gute Gründe verwahrt sich der Verf. gegen die Voraussetzung einiger seiner Landsleute, als sollte das zu schreibende Werk blos eine Fortsetzung Wagenaars (bei all den mannigfachen Verdiensten dieses fleiſsigen und patriotischen Kompilators) werden, dergleichen M. Stuart mit seinen *Jaerboeken* für die neueste Zeit geliefert hat. Hr. Sch. will auch nichts von Aufnahme der *Belgischen Geschichte* in den Plan wissen, sondern die Lösung dieser Aufgabe einem Eingebornen Süd-Niederlands selbst überlassen, damit der beständige Kontrast zwischen beiden Hälften nicht zur unwillkührlichen Persiflage würde. Er schlieſst ferner die Provinz, oder die ehemalige Stadt und das Fürstbisthum Lüttich, als zum Deutschen Reiche gehörend, und ebenso alles, was bis zu Einführung des Christenthums, gegen Mitte des 6. Jahrhunderts, als in die Alterthümer einschlagend, von dem Geschichtswerke aus, womit nicht alle Beurtheiler der Denkschrift sich einverstanden erklären werden, indem die Kriege der alten Bataver und Friesen doch gewiſs als geschichtliche Bestandtheile und als lebendige Denkmale des Nationalruhms zu betrachten seien. Nicht minder fodert Hr. Sch. kürzere Fassung für die Geschichte der einzelnen Provinzen während des Mittelalters, indem das Gegentheil ein allzu buntscheckiges Erzeugniſs bewirken und allzu weit von dem Hauptplan abführen müſsten. Er meint daher: erst mit der selbsständigen Regierung Karls V. (1515) beginne der eigentliche Zeitpunkt für die Geschichte der Niederlande als solcher. Von 1515 bis 1581 bilden sie einen einzigen Staatskörper; von da an tritt die Republik der vereinigten Staaten auf den Vordergrund, mit ihren mannigfachen Regierungsformen, bis zum Fall des Staates im J. 1810.

Diese allgemeine Geschichte der Niederlande von 1515 bis 1810 will der Verf. in 16 Büchern bearbeitet haben, deren Bänderaum etwa jenem des Wagenaar'schen Werkes, jedoch mit glücklicherer Oekonomie, gleichkäme. Er zeichnet hierauf die *Eigenschaften* des *Historiographen*, nach diesem diejenigen des *Werkes*, und endlich die *Mittel* zur Erreichung des Zweckes vor.

Von dem *Geschichtschreiber* der Niederlande verlangt er unter andern: Erkenntniſs des Ganges der göttlichen Vorsicht, ohne gerade an einen Gott Niederlands zu glauben, — eine Sache, von der noch mancher gut Dordrecht'scher Holländer innigst überzeugt ist. —

Alles, was in die Vorperiode vor 1515 kommt, soll in einer *Einleitung* gleich jener Robertsons zu seinem Karl V., aufgereiht werden. Im *Styl* dürfte etwa der alte Gerard Brandt zum Muster dienen. — Das ganze Memoire Scheltema's enthält eine Reihe scharfsinniger Bemerkungen und wichtiger Notizen, und die Sprache darin ist ganz diejenige, welche von dem Verf. so mancher gediegenen frühern Leistungen erwartet werden konnte.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 60.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1831.

1) *Verhandeling over het bewerken van de Geschiedenis der Nederlanden, door Mr. Jacobus Scheltema.*

2) *Over het schryven van de Geschiedenis der Nederlanden. Door Mr. Hugo Beyerman.*

3) *Proeve over de zamenstelling tener algemeene Nederlandsche Geschiedenis, naar anleiding van's Konings besluit van 23. December 1826. Door Mr. G. Groen van Prinsterer.*

4) *Bydragen tot de bewerking van de Geschiedenis der Nederlanden. Door H. J. Royaards.*

(Schlufs.)

Auch von den drei folgenden Leistungen zeichnet sich jede durch eigenthümliche Vorzüge aus. Beyermann ist voll neuer Gedanken über den Gegenstand, welchen er erörtert; seine Schrift, die kürzeste von allen, beweist Geist und Scharfsinn, bisweilen auch Scherz und Laune, wodurch jener in Holland sehr volksthümliche Schriftsteller gewöhnlich brillirt. Doch mufs angemerkt werden, dafs es dem Plane etwas an Vollständigkeit mangelt, besonders bei Entwicklung der Manier, in welcher die alte Geschichte der verschiedenen Provinzen behandelt werden soll. Groen v. Prinsterer's Vorzüge sind der gediegene Styl und die lichtvolle Weise, womit er die Bearbeitung der so eben berührten Parthie andeutet. Royaards endlich: die Vollständigkeit und Genauigkeit des Plans. Diese Genauigkeit ist beinahe nur allzugrofs. Er zerstückelt die Geschichte in allzu viele Rubriken. Doch zeigt er sich als der einzige unter den dreien, welcher mit Nachdruck gegen die gemeinschaftliche Behandlung der Nord- und Süd-Niederländischen Geschichte nach 1579, sich erklärt hat, als streitend mit der historischen Wahrheit, mit der pragmatischen Behandlung und mit dem Interesse beider Hälften endlich, als derjenige, welcher von der Nähe der neuesten Scheidung ein richtiges Vorgefühl gehabt. Es gehörte auch ein so tiefer Kenner des Priestereinflusses, wie der vielverdiente Kirchenhistoriker ist, dazu, um so etwas im J. 1830. schon zu glauben.

Alle diese vier Männer verlangen viel, sehr viel von einem Geschichtschreiber, zumal Hr. Royaards; er selbst jedoch giebt blofs *die* Möglichkeit zu, dafs ein Ziel erreicht werden könne, welches das Ideal wenigstens einigermafsen verwirklicht darbiete, und obwohl der würdigsten Mitbewerber einer, begehrt er, resignirend genug, für sich die ausgeschriebene Stelle nicht. Dagegen schlägt er der Regierung blofs zu ihrem eigenen Behufe vor, neben dem *Reichs-Archivar* einen *Annalisten* (Jaerbock Schryver) für die *neueste Geschichte*, einen *Historiographen* des *Reichs* (welcher auch unter mehrere Individuen, nämlich für alte und neue, Süd- und Nordniederländische, vertheilt werden kann), endlich einen *Litteratur-* und *Kirchenhistoriker* und einen *Provinz-* und *Stadt-Geschichtschreiber* zu ernennen, vor, und wünscht zuletzt, dafs diese Männer sämmtlich jedes Jahr eine Versammlung halten, und die zu behandelnden Gegenstände unter sich besprechen und vertheilen möchten.

Einen andern Plan entwirft Hr. Beyermann. Auch er dringt auf die Anstellung eines Annalisten wie Royaards, nur will er, dafs der Preis für die eigentliche Geschichte; d. h. die bisherige Besoldung des Reichshistoriographen, zurückgelegt und aufgespart, und demjenigen als Belohnung eingehändigt werde, welcher nach Ablauf von 10 — 15. Jahren das beste ausgearbeitete Geschichtswerk über die Niederlande geliefert haben würde, ungefähr auf dieselbe Weise, wie die zehnjährigen Preise unter Napoleon. Der angestellte Annalist soll übrigens sich mit bewerben können, und dazu derjenige,

Digitized by Google

mit dem Titel als Reichshistoriograph ernannt werden, welcher vorläufig den besten Plan zu solch einem Geschichtswerk eingesendet hat. Doch wie nun, wenn derselbe nach Ablauf jenes Termines den Preis nicht erhält, wie soll es mit ihm dann bestellt seyn? und wird er im Besitze des Namens bleiben können, während ein anderer im Genusse der That ist? Welches Verhältnifs soll zwischen den Beiden hinfür stattfinden und endlich, wie ist es möglich, dafs ein einziger Mann, selbst wenn man die neueste Periode, die Jahrbücher, ausschliefst, der Aufgabe des Ganzen gewachsen sei? Darauf antwortet Beyermann also: der Geschichtschreiber der Niederlande beschränke sich auf die Hauptsachen, nämlich auf diejenigen, welche für jede Provinz und für die ganze Nation von allgemeinem Interesse sind. Besonders bei der langwierigen, oft thatarmen und interesselosen Geschichte von Belgien fasse er sich kurz, und er kann sicher sein, in 7—8 mäfsigen Octavbänden seine ganze Arbeit zu liefern.

Auch Groen v. Prinsterer findet mindere Schwierigkeiten bei der Bearbeitung des Gesammtwerkes durch einen einzigen Mann: er stellt dies sogar als unabweisliches Erfordernifs auf; (Bl. 168—169.) zugleich hegt er den Wunsch, dafs man dem Geschichtschreiber durch zweckmäfsige Räthe, durch Erläuterungen, Aufschlüsse, Vorarbeiten unter die Arme greife, und dafs dies namentlich von Seiten der Archivare und Herausgeber interessanter Monographien und ungedruckter Quellensammlungen geschehe. Wenn aber der Herr Kabinetsrath von dem vorhandenen Vorrath an Quellen selber die Ansicht hegt, dafs kaum ein tausendjähriges Leben zu ihrer Durchlesung und Durchsichtung hinreichen dürfte, so wird das Ideal, welches er dem Unternehmen vorsetzt, zur Ironie, und die Regierung hat dann allerdings Recht gehabt, zu thun, wie sie gethan hat, nämlich in den Antrag der Kommission einzugehen und gar keinen Historiographen zu ernennen.

Wir vergleichen nunmehr die beiden *Skizzen* der Geschichte der Niederlande, wie die Hrn. Groen und Royaards sie beschrieben. Hr. Beyermann selbst hat es für überflüssig erachtet, eine zu geben, Groen dagegen, nachdem er den Begriff des zu bearbeitenden Werkes gehörig festgestellt, nachdem er eine Geschichte für das Volk, in leicht fafslichem und unterhaltendem Style, begehrt hat, und unter Volk alle die 17 ehemaligen Provinzen, welche er als eine früher zusammengehörende Nation betrachtet, verstanden haben will, geht sodann zur Eintheilung in die Perioden über. Die alte Geschichte der Niederlande läuft nach ihm bis zum Jahr 1579. Allein mit Recht ist von einem seiner gelehrten Mitbürger angemerkt worden, dafs der Ruhepunkt zwischen alter und neuer Zeit nicht sehr glücklich gewählt sei, und der Moment der Abdankung Karls V. füglicher angenommen werden sollte, da mit dieser Handlung ein völlig verändertes Regierungssystem und die Reihe aller jener Ursachen beginnt, welche den Abfall und den Freiheitskampf der Niederländer herbeigeführt haben.

Der erste Zeitraum erhält mehrere Unterabtheilungen; die erste begreift die Schicksale des Landes bis zum Entstehen der Erblehen und dann wiederum bis vor und nach der Völkerwanderung (Volksverhuizing) im 5. Jahrhundert. Bei der ersten Abtheilung dringt der Verf. auf Kürze; mehr verlangt er für die zweite. Ausgebreitet und umfangreich ist der zweite Zeitraum, bis zu dem Hause Burgund. Hier geräth Hr. Groen jedoch in sichtbare Verlegenheit, und zwar nicht ohne Grund, da die Geschichte keine Einheit mehr darbietet. Soll man jede einzelne Provinz einzeln behandeln; dies führt zu endlosen Wiederholungen und zu ermüdender Monotonie. Soll man alles auf einmal in die Erzählung bringen; dies wird nicht geringe Verwirrung schaffen, und weder eine klare Vergegenwärtigung des Inhaltes, noch eine Harmonie und einen einigen Gufs in die Kunstform des Werkes bringen. Die Provinzen selbst müfsten in folgender Ordnung abgehandelt werden: 1) Brabant und Limburg, Antwerpen, Mecheln und Lüttich; 2) Flandern, Artois und Hennegau (bis 1299.); 3) Holland, Seeland, Friesland und Hennegau (nach 1299.); 4) Utrecht mit Over-Yfsel, Drenthe und Gröningen; 5) Geldern und Zütphen; 6) Luxemburg und Namur. Allein die unzähligen kleinen Kriege, welche zwischen Flandern und Holland, und Holland und Utrecht geführt worden, dürften, da sie schwerlich alle umgangen werden können, auch in jene Gruppirung, so naturgemäfs sie sich darstellt, nichts destoweniger grofse Verwirrung tragen.

Bedeutend mindern sich diese Schwierigkeiten, ja sie verschwinden gänzlich, sobald der Zeitraum der Herrschaft des *Burgundischen Hauses* in die Geschichte der

Digitized by Google

Niederlande eintritt. Hier stellt die Einheit sich dar. Hr. Groen nimmt zwei Ruhepunkte an: den Tod der Maria, und die Abdankung Karls V. Geschickter würde die Wahl des Momentes der Katastrophe Karls des Kühnen gewesen sein, denn die bürgerlichen Unruhen, welche damit beginnen und nach Maximilians Abreise erst endigen, bilden gleichsam ein zusammenhängendes und in sich geschlossenes Ganzes; unter den Vorgängern, Philipp dem Guten und Karl dem Kühnen, und unter den Nachfolgern, Philip dem Schönen, der Statthalterschaft Margarethens und der Herrschaft Karls V. so wie der Obervogtei der Ungar'schen Maria, waltet ein Zustand der Ordnung und Ruhe, oder doch der Einheit, vor. Bei der *neuen* Geschichte soll *Belgien* und die *Republik* der *vereinigten Staaten* besonders abgehandelt werden, jedoch stets Periode für Periode. Deren nimmt der Verf. besonders drei, als wesentlich und bezeichnend an: 1) die des Spanischen Kriegs, (und zwar wiederum vor- während- und nach demselben), 2) die der Begebenheiten bis zum Utrechter Frieden, namentlich also die mörderischen Kämpfe mit England und Frankreich, diese selbst aber zerfällt in zwei Unterabtheilungen: *a*) die Zwiste mit Wilhelm II. und die stadhouderlose Verwaltung der Republik, *b*) die statthalterliche Regierung Wilhelms III. nebst einem Theil des in seinem Geiste geführten Successionskrieges; 3) die feindsamen Zeiten des 18. Jahrhunderts, in 2 Unterabtheilungen: vor und nach dem Aachener Frieden, und die revolutionären Kämpfe und Episoden. Am Schlusse jeder Abtheilung wünscht der Verf. das Loos Belgiens in jedem einzelnen Zeitraum in gedrängten Umrissen nacherzählt, Belgiens, welches er mit Recht den Schauplatz, das Opfer und den Siegespreis der unter sich hadernden und würgenden Mächte nennt.

Von Groen gehen wir zu Royaards über. Auch *seine* Foderungen an den Geschichtschreiber der Niederlande sind nicht gering. Er begehrt vor allem *kritische Sichtung* der *Quellen* und *pragmatische Behandlung*, endlich *populäre Schreibart*. Die Geographie und Geschichte des übrigen Europa soll von Zeit zu Zeit mit in die Niederländische hineingezogen werden. Jeder Zeitabschnitt soll im Geiste desselben dargestellt, und die Summe der Begebenheiten, nach dessen Charakter und Gesichtspunkt gewürdigt werden. Auf richtige Wahl der Perioden kömmt mehr an, als man gewöhnlich glaubt. Die Vertheilung nach Todesfällen berühmter Männer und Friedensschlüssen, scheint dem Hrn. R. völlig unpassend. Zweckmäfsiger wird sie vorgenommen nach den wesentlichen Veränderungen im Volksleben und Volksgeiste. Diese selbst kann man jedoch nicht so haargenau mit Jahrzahlen ermitteln, einige grofse Begebenheiten, wie etwa die Reformation, ausgenommen. Ein Hauptgewicht setzt R. auf die Verminderung des Geldwerthes nach der Eroberung von Amerika; sodann auf die Erblichkeit der grofsen Lehen, den Einflufs des Bürgerthums u. s. w. Allein es ist schwer, diese Theorie in der Wirklichkeit und mit Anwendung auf *alle* Niederlande durchzuführen, und der Uebergang eines Volks aus dem Zustande mörderischer Kriege zum Frieden, somit die Friedensschlüsse selbst sind sicherlich wesentliche Begebenheiten, man denke nur an den Utrechter und an den Pariser Frieden. Der Verf. scheint selbst mit seiner Theorie in Verlegenheit gerathen zu sein, denn er kömmt mehrmals auf die doch von ihm abgelehnte Abtheilung in Perioden zurück, und die von ihm angenommene unterscheidet sich nicht allzu scharf nach wichtigen Veränderungen.

Der I. Zeitraum umfafst nach R. die Schicksale der Niederlande bis zur Befestigung der Germanischen Völker in Europa (500 n. Chr.). Der II. bis zu ihrer Vereinigung mit dem Deutschen Reiche. III. Von 900 oder 925 bis zum ersten Erwachen des Volks in Holland, Flandern und Brabant (1200.). IV. Von der völligen Vereinigung aller Niederlande bis zum Schisma derselben.

In der neuern Geschichte, die mit 1555 beginnt, nimmt Hr. R. die glücklich gewählten Rubriken an: Geist der Regierung Karls V. und Geist der Regierung Philipps II. Die Ereignisse selbst theilt er für Nord- und Süd-Niederland, nach den beiden Hälften, ab. Die für erstere in die Zeiten des spanischen Kriegs bis zum Frieden von Münster (1648) als Periode der Gründung und Befestigung der Republik und des Kampfes für bürgerliche und kirchliche Freiheit, und sodann in die des Genusses und der Handhabung dieser Freiheit, und den Flor der Republik bis zum J. 1750. Unter der III. Periode begreift der Verf. den Verfall des Holl. Freistaates, die Kämpfe der Orangisten und Demokraten und die Revolutionen von 1748—1814.

In der *politischen* Geschichte verlangt R. ferner

Digitized by Google

auch noch *besondre* Rubriken: für Regierungsform, Gesetzgebung, Diplomatie, Finanzen, Topographie, Land- und Seemacht, Kriegswesen, Kolonien, Handel und Schifffahrt, Fabriken, Geldmittel, Fischfang und Landbau und die Geschichte des Hauses Oranien aufserhalb der Niederlande. Ueberdies kommen dem Kirchthum und der Litteratur besondere zusammenhängende Abtheilungen anzuweisen.

An diese eigentliche Geschichte der Niederlande in älterer und neuerer Zeit reihet der Verf. als Schlufsstein die *Geschichte der neuesten Zeit*, oder die des *Königreiches der Niederlande seit* 1814. Er fafst sich hierüber nur kurz, vermuthlich aus Gründen, die in der Lage und Leidenschaft der bereits sehr bewegten Gegenwart lagen. Mit Recht behauptet der gelehrte Hr. Verf., dafs dieser neuesten Periode nur der Charakter von Jahrbüchern bei der Art der Behandlung gut anstehen werde, wozu der kenntnifsreiche, jedoch bisweilen allzu farblose M. Stuart eine glückliche Bahn gebrochen hat, und wofür inzwischen desjenigen, der die Last über sich nimmt, eine wahrhaft herkulische Arbeit harret, da er ungeheure Massen von Papierwust durchgehen mufs, welche der Partheigeist und der Unverstand mit nur allzu glücklicher und unheilbringender Geschäftigkeit aufgehäuft haben.

Dies als kurze Andeutung des Inhalts vier anziehender und lehrreicher Denkschriften über die Art der zweckmäfsigsten Behandlung ihrer vaterländischen Geschichte. Gewifs sprechen wir einen lebhaften Wunsch aller Geschichtsfreunde aus, den vieren auch die fünfte, des unermüdlich thätigen und kritisch-sammelnden und forschenden Hrn. de Jonghe bald nachfolgen zu sehen. Verschiedene andere Memoires von den vier und sechszig, welche eingereicht worden, enthielten im Einzelnen manch Gutes und Nützliches, aber auch wiederum Oberflächliches und Ungereimtes, so dafs sie der öffentlichen Erwähnung und des Druckes nicht würdig geachtet wurden; bei manchen, welche vielleicht nicht geringeres Verdienst, als die fünf Glücklichen anzusprechen hatten, ging das Urtheil der litterarischen Jury, welche zu entscheiden hatte, von allzu verschiedenartigen Gesichtspunkten aus.

Einen besondern Zweck, wiewohl einen grofsen Theil der zur Geschichte der Niederlande gehörigen Materien in sich aufnehmend, stellte der erst einige Zeit nach geschlossenen Acten über Niederländische Historiographie, eingesandte Plan einer *pragmatischen Geschichte* des *Hauses Nassau und Oranien* des Refer. auf; er beschäftigte sich aufser vielen Dingen, welche vorzugsweise die Deutsche allgemeine und Special-Geschichte berühren, ganz besonders mit dem Ruhm der Niederlande von dem Zeitraum an, da das berühmte Haus, welches nachmals die königliche Krone erhielt, als Mittel- und Schwerpunkt in den Lebensverhältnissen der neuen Republik der vereinigten Staaten, und zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts kämpfend und einflufsreich auch in der Geschichte Belgiens, eintritt. Das Memoire erhielt die besondere Billigung des Königs und sacherfahrner Männer; sein Verf. ist dem Vorhaben treu geblieben, und wird es, nachdem der I. Band bereits erschienen, bis zu Ende führen.

Die vier Programme verbreiten sich im Allgemeinen über Ideal, Zweck, Inhalt, Manier, Styl und Hülfsmittel einer Niederländischen Geschichte, und wurden deshalb von uns vorangestellt. Von dem, was nun sonst, seit der Gründung des Königreiches, von einzelnen Gelehrten und von Gesellschaften vorarbeitend, erläuternd, einleitend, anregend, oder über Perioden, Charaktere und Begebnisse vollständig und erschöpfend, schon geleistet worden ist, wird ein zweiter Artikel das Weitere besagen.

Ernst Münch.

Digitized by Google

Nro. 61.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1831.

XL.

Die Philosophie im Fortgange der Weltgeschichte, von Carl Jos. Hieron. Windischmann. Erster Theil: Grundlagen der Philosophie im Morgenlande. Zweite Abtheilung. (Indien) Seite 515 — 936. Bonn bei Adolph Markus 1829.

Seitdem in neuerer Zeit der Orient und darin vorzüglich Indien Theilnahme erregt und wissenschaftliche Untersuchungen hervorgerufen haben, sind zwei einander entgegengesetzte Arten der Betrachtung und Auffassung entstanden, mit deren Verständigung die Gegenwart noch beschäftigt ist. Während die einen ihrem Gegenstande gegenüber alle kritische Haltung verloren und im Anschauen phantasiereicher Gebilde selber zu Phantasten wurden, negirten die andern, in einseitiger Polemik befangen, nur das was jene aufstellten, und beide erwiesen sich für eine richtige Erkenntnifs gleich unfruchtbar. Wenn man die voluminösen Werke über die höchsten Interessen der Indier z. B. über Mythologie und Philosophie, über Glauben, Wissen und Kunst näher untersucht, so ergiebt sich bald; dafs Ueberflufs an Phantasie und Ungeduld einen weit gröfsern Antheil an ihrem Hervortreten gehabt haben, als die Fülle der Thatsachen und die Sicherheit der gewonnenen Resultate, ja man kann mit wenigen Ausnahmen, auf jene allgemeinen Darstellungen den auf seine mythologischen Ansichten selbst anzuwendenden Ausspruch von Will. Jones anführen, der zu seiner Zeit sagte: „man müsse alle bisherigen Vorstellungen über Indien sammt und sonders vergessen". Ueberhaupt haben jene Werke unser Bedürfnifs in diesem Gebiete eigentlich mehr geoffenbart als befriedigt. Unabhängig von diesen unfruchtbaren Bemühungen ist in dem letzten Decennium für die Erkenntnifs Indiens in Deutschland ein Weg betreten, der allein zum Ziele führen kann und der besonders dadurch charakteristisch und erfreulich ist, dafs er zeigt, wie der Deutsche wissenschaftliche Sinn zur Ueberwindung von Schwierigkeiten in seinem Ernste und seiner umsichtigen Energie diejenigen Mittel findet, welche benachbarte Nationen in äufsern begünstigenden Umständen und in solchen Hülfsquellen besitzen, welche den Deutschen Bestrebungen durch ihre Stellung versagt sind.

Das vorliegende Werk ist die 2te Abtheilung des früher erschienenen 1sten Theils, dessen Gegenstand China war, und handelt von *Indien*.

Der Zweck des Hrn. Verfs. ist grofs, umfassend und beziehungsreich. Er will nicht sowohl Untersuchungen als vielmehr ein Ganzes geben, dessen Zweck es ist: die unendliche Mannichfaltigkeit der Geschichte zu einer Einheit im Geiste zu concentriren, und dadurch eine den Sinn und die Bedeutung der einzelnen Erscheinungen sichernde Erkenntnifs aufzustellen. Bei solchem Zwecke kommt es hauptsächlich an auf die leitenden Ideen, oder auf die Gesetze und Bedingungen, nach welchen die Einheit aufgestellt wird, ferner auf die Quellen und Combination der daraus entnommenen Resultate. Obgleich der Hr. Verf. seinem Plane gemäfs erst in der noch zu erwartenden dritten Abtheilung die Indische Philosophie behandeln wird, so wäre doch eine bestimmtere Beziehung auf dieselbe schon hier vortheilhaft gewesen. Denn wie wünschenswerth es auch sein mag, das unmittelbare Leben betrachtend zu begleiten, so hätte doch eine solche Hinweisung den Zweck klarer hervortreten lassen und den Leser zugleich in den Stand gesetzt, das Wesentliche bestimmter zu erkennen.

Um des reichen Stoffes, den Indien bietet, mächtig zu werden, hat der Hr. Verf. denselben unter mehrere Hauptgesichtspunkte vertheilt, deren Nothwendigkeit indefs weniger aus dem Gegenstande als aus einer eigenthümlichen Combination hervorgeht.

Digitized by Google

Im 1sten Cap. 517 — 540. wird „die Herkunft der Indier" betrachtet. Wenn es daselbst Seite 524 heifst: „Aufserdem aber lassen uns selbst die zerstreuten Nach-„richten Herodot's über die Völkerschaften des hohen „Asiens und seiner Nördlichen und Nordwestlichen Ab-„hänge unleugbare Spuren einer alten *Licht-* und *Frie-„dens-Religion* erblicken, deren Ursprung über die „Epoche der grofsen Fluth hinaufreicht. Sie erscheint „bei einzelnen mehr priesterlichen Stämmen, welche wie „Missionen unter den Völkern zerstreut sind; gleich „neben ihnen und um sie her werden Stämme bezeich-„net und beschrieben, bei denen Rohheit und Verwil-„derung herrscht". — Ferner S. 525. „Von solchen „Priesterfürsten auf den Höhen der Vorwelt ist der Saa-„me der ältesten Weisheit auch in die Thäler und Ebe-„nen herabgebracht worden und es ragen aus dem Dun-„kel der Zeiten die Grundlehren derselben wie einfache „aber grofsartige Fundamente überall hervor". Und S. 526. „Von *diesen* Höhen des mächtigsten Erdgebirgs „sind ohne Zweifel auch die Stämme von welchen In-„diens Bildung ausging, herabgekommen, wohl nicht „unmittelbar, sondern nach längerem Verweilen und Ver-„mehrung ihrer Geschlechter in den Thälern des Schnee-„gebirgs (Himalaja)". Endlich wenn S. 537. von einem „*ersten Lande des Lichts*" gesprochen wird, so zeugen diese Vorstellungen von einer eigenthümlichen und in neuerer Zeit nicht seltenen Ansicht, wonach das Kulturleben der alten Welt sowohl für sich als auch seine Verbindung mit der gesammten Entwickelung des Geistes auf eine intuitive und dogmatische Art verfafst wird, der aber die geschichtlichen Thatsachen und die Natur der Geistes-Entwickelung gleichmäfsig widersprechen.

Da die bisherigen historischen Forschungen nur gerade erst so viele Beweise liefern um jene Ansicht zu widerlegen, aber noch nicht so viele um ein in allen Parthieen gesichertes neues System aufzustellen, so sollten Untersuchungen die im Interesse der Philosophie der Geschichte angestellt werden, sich doch zunächst darauf beschränken, die Erscheinungen an den Orten, auf welchen sie sich bieten, zu begreifen und jenen vornehmen Luxus aufzugeben, der um so unangemessener erscheint, als es oft an den nothwendigsten Erfordernissen für die Forschungen gebricht. Erst dann, wenn die Gegenwart eines historischen Gebiets ihrem wesentlichen Inhalte nach erkannt ist, kann eine Untersuchung über das *prius* gedeihen. Man könnte ein solches Aufsuchen von Spuren eines allgemeinen Zusammenhanges, was den Deutschen Sinn vorzugsweise anspricht, für gründlich halten, wenn sich nicht hinterdrein die Illusion des Verfahrens und jene Gründlichkeit als reine Oberflächlichkeit erwiese. Im Falle solche Bestrebungen länger festgehalten werden; ist es um eine lebendige und wahrhafte Philosophie der Geschichte geschehen. Aus der bestimmten Art, wie der Hr. Verf. von einer Urreligion spricht, dürfte man wohl schliefsen, dafs er aus den Quellen bestimmte Begründungen beibrächte. Diefs ist aber nicht geschehen. In Bezug auf die allgemeine Gründe, welche er anführt, wäre folgendes zu sagen; vorher wollen wir nur noch bemerken, dafs die besondern Züge des Indischen Lebens, die der Hr. Verf. in Anspruch nimmt, später beleuchtet werden sollen.

Jene für die Religion angenommene Ur-Einheit, die auch wohl als Uroffenbarung erscheint, erweist sich bei näherer Betrachtung als eine Urverschiedenheit, denn die alte Orientalische Welt zeigt sich als die reichste an Particularitäten, wodurch man sogleich darauf hingeführt wird, bei den Religionen derselben nicht von *einer* Offenbarung, als gemeinsamer Quelle, sondern von *Offenbarungen* zu sprechen, da die vorchristlichen Religionen, mit Ausnahme der jüdischen, Naturreligionen sind. Man kann sie vielmehr als verschiedene Wege und Dialekte der Verkündigung des Geistes durch die Vermittelung der Natur betrachten. In diesem Zusammenhange mit der Natur liegt es auch, dafs es nothwendig *viele* sein mufsten. Jene angenommene Einheit des religiösen Lebens ist eine der glänzendsten Abstraktionen die in den gewöhnlichen Ansichten von dem Wesen und der Verbreitung der Kultur in der alten Welt, eine denselben angemessene Stütze gefunden hat.

Denn wie sehr auch eine auf die stoffreiche Philologie und Geschichtsforschung unserer Zeit gestützte Betrachtung durch die in der alten Welt so vielfach erscheinenden Incidenzpunkte zu der Annahme einer einzigen Ausgangsquelle der Kultur berechtigt zu sein glaubt, so ist doch zu bedenken, dafs eine lebendige Anschauung der Geschichte gar nicht des ganz Allgemeinen, was sich überall leicht findet, sondern des Individuellen bedarf. Man verkennt aber überhaupt den Charakter der Kultur in der vorchristlichen Welt, wenn man darin einen verallgemeinernden Trieb, einen Drang

Digitized by Google

nach Mittheilung, kurz einen von gemeinschaftlichen Tendenzen ausgehenden geistigen Verkehr annimmt, der so charakteristisch erst die christliche Welt auszeichnet. Alle Kultur-Institute und Religionen der alten Welt tragen einen lokalen Charakter, der Sinn der einzelnen Nationen ist ein beschränkter, an seinen Boden gefesselter und nur auf demselben verständlicher. Dadurch allein, dafs diesen Völkern jenes verallgemeinernde Bestreben fehlte, und sie nicht so kultursüchtig waren, als man gewöhnlich annimmt, ist es ihnen gelungen, die Gestalt ihres Lebens und Geistes so bestimmt und charakteristisch auszuprägen. Das geistige Leben der alten Welt ist ein ebenso mannichfaltiges und in seinen einzelnen Gestalten gegeneinander fremdes als es gröfstentheils auch die geographischen Gebiete sind, innerhalb deren es sich entwickelt hat. Ferner zeigt sich bei einer Untersuchung der Bedingungen und Hülfsquellen, durch welche in der christlichen Welt jene Universalität der Bildung hervorgerufen ist, dafs dieselben der alten Welt fremd waren. Denn erstens hat die christliche Religion als rein geistig-ethische in sich selbst das Prinzip der Allgemeinheit, wogegen die heidnischen Religionen, im Naturleben des Geistes wurzelnd, und durch Naturbedingungen modificirt, verschiedene waren und sein mufsten. Nicht der unendlich vielgestaltete Tempeldienst der alten Welt, sondern die Eine christliche Kirche hat die Energie, die verschiedensten Gestalten des Lebens und der Geschichte in sich harmonisch aufzunehmen und zu neuem Leben fortzubilden.

Zweitens liegt darin, dafs die christliche Bildung sich auf die abgeschlossene Kultur des Alterthums stützte und deren Ergebnisse als gemeinsame Grundlagen aufstellte, ein der alten Welt gänzlich fehlendes Einheits-Element. In den Colonisirungen erscheint zwar eine lebendige und wirksame Verbindung aber in vereinzelter und auf den betrachteten Zweck einflufsloser Beziehung. Drittens sind die Verbindungsmittel z. B. der Handel, die Schifffahrt und der binnenländische Verkehr erst im Kulturleben Europa's zu derjenigen Ausdehnung und Vervollkommnung gediehen, die etwa erforderlich gewesen wären, um in der alten Welt einem ähnlichen Zwecke dienen zu können. Endlich aber folgt die entschiedenste Widerlegung der Ansicht von einem Urvolke und einer demselben eigenthümlichen Urweisheit aus der Betrachtung der Sprachen: denn die Annahme eines Urvolks bedingt die einer Ursprache. Was sich jedoch beim Beginn einer erweiterten Kenntnifs des Orients vorzüglich aber Indiens und seiner Sprache als Beweis zu bieten schien, hat sich nach gründlichern und unbefangenern Untersuchungen als Mittel der Widerlegung erwiesen und die bisherigen Ergebnisse der vergleichenden Sprachwissenschaft haben ebenso wenig auf eine Ursprache geführt, als die physiologischen Untersuchungen in Betreff des natürlichen Menschen auf einen Urtypus der Creatur. Hier kam man auf Raçen wie dort auf Familien. Welchen Weg auch die fernern Untersuchungen im Gebiete der Sprachphilosophie nehmen und welche Ergebnisse daraus hervorgehen mögen, so berechtigen sowohl die Natur der Sache als auch die schon gewonnenen Ansichten allein zu der Hoffnung, dafs sich gegenüber der innern Gleichartigkeit und Uebereinstimmung des in der Geschichte wirksamen Gedankeninhalts nun auch in den Formen des Geistes d. h. in den Sprachen dieselbe Gleichartigkeit und Uebereinstimmung zeigen werden. Man wird daher eine Einheit und zwar die concreteste, nicht in sinnlicher Erscheinung gegenwärtige, sondern als Begriff über den verschiedenen Sprachformen schwebende; kurz, nicht die Ursprache, sondern die Idee der Sprachen finden. Wenn nun durch das Bisherige die Unhaltbarkeit der obigen Ansicht und die Unerträglichkeit derselben mit den historischen Zuständen erwiesen ist, so ist es nicht weiter erforderlich, dem Hrn. Verf. in der Untersuchung des Bodens oder geographischen Schauplatzes jener Urkultur zu folgen.

Aufserdem bedarf es kaum der Bemerkung, dafs jenes hiezuangewiesene Hochland schon in seiner natürlichen Beschaffenheit die vielfältigsten Hindernisse für die ihm zugeschriebene Kultur-Entwickelung in sich schliefst. Nachdem wir so die wesentlichen Gedanken des 1sten Cap. hervorgehoben haben, wollen wir nur noch anführen, dafs der Hr. Verf. in dem übrigen Theile desselben die frühern Voraussetzungen fallen läfst und dagegen aus Manu die Stellen citirt, wonach das Land zwischen den Flüssen Saraswati und Drischadwati der alterthümliche Schauplatz des Brahmanischen Lebens war, an welchen sich alle Traditionen knüpfen.

Im 2ten Capitel 541—635. betrachtet der geehrte Hr. Verf. die „*Grundlagen der Inditchen Bildung*" und fängt damit an aus Manu's Gesetzen verschiedene Stellen anzuführen, welche sich theils auf Kosmogonisches,

Digitized by Google

theils auf die hohe Stellung und geistige Macht der Brahmanen beziehen. Anstatt dafs er in Begleitung jener alten und ächten Quelle fortgehen, andre Originalquellen hinzuziehen, die charakteristischen Züge, Richtungen und Zustände des Indischen Lebens sammeln und hervorheben und endlich aus den Erscheinungen deren Veranlassung und Nothwendigkeit herleiten sollte, springt er plötzlich zu der, wie er sagt, „merkwürdigen Tradition Hollwells". Hollwell ging zuerst als Militärarzt nach Indien, wo er viele Jahre in unaufhörlicher Beschäftigung einen grofsen Theil von Indien durchwanderte. In die Administrationsgeschäfte der Ostindischen Compagnie gezogen, erwarb er sich das allgemeine Vertrauen, so dafs er bald in hohe Aemter kam, auch eine Zeitlang Oberrichter von Bengalen wurde. Die unglückliche Katastrophe der Einnahme von Kalkutta 1756, welches er als erwählter Gouverneur standhaft bis aufs äufserste vertheidigt hatte, kostete ihm beinahe das Leben, und er verlor dabei alle seine kostbaren Handschriften bis auf einen geringen Ueberrest. Auf eine treulose Weise wurde er mit 145 andern Engländern in die berüchtigte schwarze Höhle geworfen, woraus nebst ihm nur 18 wieder lebendig hervorgingen. Der Verlust seiner Handschriften schmerzte ihn sein Leben lang und er konnte ihn nur sehr unvollständig ersetzen. Dafs ihm aber doch noch einiger Ersatz gelang, brachte schon seine Stellung als Oberrichter und später selbst als Generalgouverneur mit sich, wodurch ihm mehr als andern zu Gebot stand. In Betreff seines persönlichen Verhältnisses zu der in seine Hände gekommenen Urkunde geht aus jeder seiner Aeufserungen hervor, dafs er selbst festiglich daran glaubte, ja von dem Inhalt derselben dermafsen ergriffen und begeistert war, dafs er im 3ten Theil seiner Schrift: *Interesting historical Events etc.* diesen Inhalt nicht nur als den Inbegriff aller Grundwahrheiten des ältesten Glaubens der Menschen betrachtete, sondern auch diesen Glauben aus allen Kräften predigte und die ganze Welt aufforderte, zu dessen Einfachheit zurückzukehren. Im Jahr 1787. schrieb er als 76jähriger Greis nochmals über diese wichtigen Gegenstände, welche seine Seele aufs tiefste bewegten und suchte aus allen Kräften seine Mitmenschen zu überzeugen, dafs sie gefallene Geister und in der Wanderung und Prüfung begriffen seien. Er bot Fürsten und Völker mit reinem Eifer, der durch sein Wohlwollen manchmal rührend ist, sie möchten diese alten Offenbarungen, welche auch durch das Christenthum bestätigt würden, doch ja benutzen, um nicht selbst in ewige Finsternifs gestürzt zu werden.

Da die richtige Erkenntnifs Indiens durch nichts so sehr und so lange verhindert worden ist als durch die Sorglosigkeit in der Wahl, und durch den Mangel an Kritik im Benutzen der Quellen, so hätte der Hr. Verf. jenen mystisch dürren Kopf um so mehr vermeiden sollen. Aufserdem erweiset sich die mitgetheilte „Tradition" bei näherer Ansicht als ein unkritisches Produkt späterer Zeit, in welchem Indische, Muhammedanische und Christliche Vorstellungen ungefähr zu gleichen Theilen gemischt sind. Aber angenommen, die in jener Tradition enthaltenen Vorstellungen seien ächt, so ergiebt sich aus einer Vergleichung mit andern sichern Resultaten, dafs seine Tradition einer spätern religiösen Epoche angehört, welche weit entfernt ist von der Zeit, deren religiöse Grundlagen der Verf. aufzustellen bemüht ist. So gehört z. B. der Seite 597. und jener Tradition entnommene Abschnitt „Brahma oder die Schöpfung" den Purana's an, ebenso der Mythos von den beiden Asuren Madhu und Kaitabha (nicht Modu und Keitu) vergl. Brahma-Vaivarta-Purana, Markandeya-Purana und meine Ausgabe des Devimahatmyam I. v. 71. u. s. w.

Es hilft gar nichts, dafs der Hr. Verf. eine Art Rechtfertigung des Hollwell versucht und anführt, wie persönlich fest derselbe von seinen Ansichten und der Untrüglichkeit seiner Quellen überzeugt gewesen sei. Dadurch dafs der Hr. Verf. aus den Quellen nichts zur Bekräftigung anführt, sondern diesem Irrlichte folgt, hat das von ihm entworfene Gemälde des Indischen Lebens oft ein schiefes und unwahres Licht erhalten. Der Vorwurf, den der Hr. Verf. dem Hollwell macht, dafs dieser in „die Lehre vom *Fall der Geister* und *der Prä-* „*existenz der menschlichen Seelen* ganz eigentlich ver- „liebt und völlig darein versunken war, und es ihm „nach Art der Verliebten gegangen sei, die vor dem „einen Gegenstand nichts anderes mehr sehen, nichts „wahrhaft zu erkennen und schätzen vermögen; aber „jeden ansprechenden Eindruck des geliebten Gegen- „standes leicht überschätzen", fällt, wie wir zeigen werden, auf ihn selbst zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 62.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1831.

Die Philosophie im Fortgange der Weltgeschichte, von Carl Jos. Hieron. Windischmann.

(Fortsetzung.)

Fragen wir nämlich, was den Hrn. Verf. zur Wahl jener trüben Quelle leiten konnte, so finden wir die Sympathie in Bezug auf gewisse Lieblings-Ideen denen zu Gefallen er jenen wählte. Dafür war keine andere ächte Quelle so günstig und geeignet. Gegen diese Ideen aber, welche die Prinzipien des Indischen Lebens betreffen, müssen wir uns von Grund aus erklären.

Der Hr. Verf. betrachtet und behandelt die Indier wie verwilderte oder modifizirte Christen, er möchte uns gern überreden, dafs sie im Paradiese gelebt aber durch eine ursprüngliche Schuld daraus entflohen seien und die Indische Religion erscheint als eine Art Christenthum: hieher gehören die Vorstellungen vom „Fall der Geister" vom „Sündenfall" von dem „Gegensatz des Guten und Bösen". Ferner bringt er die Kategorien der Subjektivität und Freiheit in ein historisches Gebiet, dessen ganzer Sinn mit solchen Vorstellungen unverträglich ist. Der Hr. Verf. wendet alles an, um uns von einem unendlichen tiefen, in das Innerste hinabreichenden Bruch des Bewufstseins in sich, ferner von Sünde und verlorner Freiheit zu überzeugen. Zu solchem Behufe wählt er denn auch eine Behandlungsart die einen christlich-pietistischen Charakter hat.

Es läfst sich allerdings nicht leugnen, dafs bei einer Total-Anschauung des Indischen Lebens und einer Untersuchung der wesentlichen Wirksamkeiten in denselben Analogieen sich aufdrängen; sollte nun nicht gerade deshalb, weil Irrthum und Mifsverständnifs dadurch um so näher gelegt werden, die Gewissenhaftigkeit der Forschung und die Besonnenheit in der Combination um so gröfser sein?

Betrachten wir die Entwickelung des Indischen Lebens, den Gang seiner Gedanken den Charakter seiner Sitten, so zeigt sich als gestaltende Kraft das Bewufstsein, was der Indier von Natur und Geist und ihrem gegenseitigen Verhältnisse hatte.

Die Indische Welt- und Lebensansicht ist eine grofse, alle wesentlichen Beziehungen umfassende und in sich folgerechte, da sie alle in ihrem Bereiche liegenden Momente und Stufen durchlebt, erkannt und die Gegensätze in denselben überwunden hat.

Das Stillleben, was über der ältesten Poesie ruht, z. B. in den Hymnen aus den Vedas, ferner der Ton der auf einer sinnigen und symbolisirenden Naturbetrachtung gegründeten Empfindungen und Vorstellungen lassen uns eine noch ruhige und friedliche Gemeinsamkeit eine ungestörte Sympathie des individuellen Geistes mit der Natur erkennen. Je inniger aber einerseits der Geist sich in die mannigfachen Kreise und Stimmungen der Natur hineinlebte und das Leben andrerseits als eine Gegenwart in den Vordergrund trat und, wie das Epos zeigt, durch Willen, That und Leidenschaft sich äufserte, trat im Bewufstsein die Erkenntnifs des durchaus verschiedenen Charakters jener beiden Glieder auf. Der entschiedene, die Vermittelungen abweisende Sinn des Indiers bildete jene Erkenntnifs von der Verschiedenheit bald zu einer Ansicht von einem feindlichen und absoluten Gegensatze aus, und eröffnete dadurch die Bahn zu dem grofsen Kampfe, der die reiche Gestalt des Indischen Lebens so tragisch durchzieht und den heitern Sinn des Daseins durch eine dürre Ascetik ertödtet.

Der Preis, um welchen gerungen ward, trat in der Yogalehre zwar in bestimmter Gestalt aber in einer durchaus innerlichen Haltung auf, und war nichts Geringeres, als dafs der individuelle Geist die Sympathie mit der Natur aufhebe, in sich gehe, und auch in und an sich als Kreatur die Scheidung des Natürlichen vom Geistigen vollbringe. Da aber die geistige Welt noch

Digitized by Google

nicht organisch gegliedert und das Leben noch nicht zu einer auf ideellen Grundlagen ruhenden Entwickelungsstätte gediehen war, sondern die Existenz mitten unter dem gewaltigen Einfluſs der Naturmächte stand, so erhielt jenes Streben in seiner Form einen polemischen und in seinem Inhalte einen abstrakten Charakter. Das Bewuſstsein trat aus der Fülle der Natur in die Oede des Geistes. Der hierdurch hervorgerufene Kampf war um so heftiger, da das Leben und sein Zweck einander polarisch entgegengesetzt waren. —

Ehe wir indeſs weiter gehen, können wir eine Bemerkung in Betreff der Anordnung des Stoffes nicht unterdrücken. Da nämlich der Hr. Verf. in seinen Gedankenentwickelungen sich nicht beherrschen kann, keinen bestimmten Punkt festhält, stets abspringt und mit Vorliebe das Entfernteste verknüpft, anstatt das Naheliegende organisch aneinanderzureihen, so erhält seine Darstellung eine verwirrende Breite und unbehagliche Unruhe. An die Stelle ruhiger Untersuchung tritt ein überschwengliches Fluthen, was nicht von dem sichern Rythmus bestimmter Grundgedanken, sondern von den Wellenschlägen einer reichen aber unkritischen Phantasie durchzogen wird. Er hilft uns nicht zur Erkenntniſs der Erscheinungen, sondern theilt uns Ergieſsungen mit, die aus einem fruchtbaren jedoch dem Gegenstande unselbstständig gegenüber stehenden Geiste kommen. Dies Verfahren ist unhistorisch und unphilosophisch zugleich, weil es dasjenige voraussetzt, was gefunden werden sollte. Wegen dieser Beschaffenheit des Vortrags ist es unmöglich ins Einzelne einzugehen, aber als Belege unserer Behauptungen wählen wir die Prinzipien, welche der Verf. bei Betrachtung der Kasten und der Seelenwanderung aufstellt. Seite 585 sagt er von den Kasten: „Diese an sich natürlichen Unter„schiede können in *der* Schärfe, wie sie fixirt sind, „wohl nur aus dem Glauben an unheilvolle Ereignisse „und an eine in das Schicksal des Menschen hiebei *ent„scheidend* eingreifende Macht begriffen werden, und „so scheint, was zum *Gesetz* und gleichsam zur *Noth„wendigkeit geworden*, zuerst durch gottentfremdende „Akte *der Freiheit* herbeigeführt zu sein." Dagegen heiſst es bei *Manu I.* 31 und 87. „Die Kasten sind „da zur Vermehrung der Welt und zur Erhaltung der „ganzen Schöpfung." Diese Stelle ist um so entscheidender, da sie mit allen übrigen Bestimmungen des *Manu* im genauesten Zusammenhange steht. Die Kasten bilden demnach die 4 ewigen Kreise, innerhalb deren alles menschliche Thun, Denken und Wollen eingeschlossen ist. Nirgends geht aus den Indischen Schriften hervor, daſs sie ein Ueberkommenes oder ein unglückliches Geschick seien, sondern sie erscheinen als etwas mit der ganzen Welt- und Lebensansicht Harmonisches und innig Verwebtes. Aus dem Umstande, daſs die Kasten der Gegensatz gegen die freie Persönlichkeit und Bestimmbarkeit des christlichen Lebens sind, ist man nicht zu dem Schlüsse berechtigt, daſs ihre Ursach in einem Verluste der Freiheit liege. Das Verhältniſs, in welchem der individuelle Geist zur Natur gedacht wurde, zeigt genügend, daſs Indien das Prinzip der Subjektivität gar nicht anerkannte, da es die letzten Gründe seines Denkens und Lebens nicht in der ursprünglichen Autonomie des Geistes und dessen Ausdruck im persönlichen Willen, sondern in der noch unbegriffenen und deshalb unfreien Naturnothwendigkeit fand. Daſs die Ursach der Kasten in die Gottheit selbst zurückgeführt ward, ändert nichts, da diese nicht als Subjekt sondern nur als Substanz gedacht ward.

Die angegebenen Bestimmungen finden ihre Rechtfertigung, wenn wir auf den Glauben an die Seelenwanderung, als dem nothwendigen Correlate zu den Kasten, achten. Wie diese die ursprünglichen Lebensbedingungen sind, so zeigt sich jene als die damit verbundene Heilsordnung. Auch hier giebt der Vf. ein willkührliches, dem Indischen Leben fremdes Prinzip an und spricht von einem „Sündenfalle" oder „Falle der Geister." Dergleichen christliche Vorstellungen sind durchaus unzulässig, da es in Indien zu einem jener Annahme entsprechenden Erheben noch nicht gekommen war. Wir wollen auch hier auf die Quellen zurückgehen. In der *Bhagavadgita* und andern Indischen Schriften findet sich durchgängig die *Manu VI.* 61. *XII.* 3. in ernergischer Kürze angesprochene Ansicht: „*Die Wanderungen sind thaterzeugt*; also ein durch das Leben, als dem Schauplatze der Thätigkeit, Bedingtes. Der Glaube des Unseeligen und Unrechten der hiernach am Leben haftet, ist bedingt durch die Art des Verhältnisses der Welt zur Gottheit. Der Indische Geist hatte zwar das Bewuſstsein von der in der Schöpfung zur Vorstellung gebrachten Selbstentäuſserung der Gottheit, da dieselbe aber nicht als ein Akt der Freiheit, sondern nur der Nothwendigkeit gedacht wurde, so war jene Aeuſserung zugleich *eine Entfernung*. Daher er-

Digitized by Google

schien das Geschöpf, weil es aus der einfachen Wesenheit der Weltseele herausgetreten und dadurch entfernt war, als ungöttlich und mit dem Makel der Existenz befleckt. Die Seelenwanderung war das Geständniss des von der Naturmacht noch abhängigen Geistes, aber auch zugleich das religiöse Correktions-Mittel; in ihr ist auf negative Weise der sittliche Maasstab des Lebens gegeben, welches als verhängnissvolle und befleckende Macht erschien, deren Gewalt durch die Kraft der *Yoga* oder Vertiefung zu brechen war.

Die vollständigste Widerlegung seines Princips hätte der Hr. Verf. finden können, wenn er auf die Ansicht von den Qualitäten oder *Guna's* geachtet hätte. Der Mensch nämlich, als Kreatur, steht unter dem Einflusse der *Sattwa*, *Radschas* und *Tamas* d. h. der Wesenheit (Güte) Leidenschaft und Finsterniss. Diese sind entsprungen aus der *Pracriti* oder Natur als Materie, und fesseln im Körper den unvergänglichen Geist; die *Sattwa* durch das Streben nach dem Angenehmen und nach der Wissenschaft, die *Radschas* durch die Begierde nach Handlungen und Thätigkeit, die *Tamas* endlich aus Unwissenheit enstanden, fesselt durch Irrthum und Trägheit und verhüllt die Wissenschaft. Wer diese drei aus dem Körper entspringenden Qualitäten überwunden hat, geniesst frei von Wiedergeburt, Tod und Beschwerde, die *Amrita* oder den Trank der Unsterblichkeit. *cf. Gita XIV.*

Diese drei Qualitäten erscheinen demnach als die im Leben unabweislichen Kategorieen, in welchen das Verhältniss oder die Beziehung zwischen der im Hintergrunde noch unerkannt ruhenden Materie und der individuellen Seele angegeben ist. Die Qualitäten bilden die Brücken, mittelst deren das Bewusstsein von dem ihm dunkeln Grunde der Natur in die Gegenwart des Lebens gelangte. Die Weise der gesetzten Wechselwirkung beweist indess zur Genüge, dass die Wahrheit des Verhältnisses nicht erkannt wurde. Unsere mit Hülfe der Wissenschaft und Erfahrung gewonnene Erkenntniss von dem der Natur als Gesetz inwohnendem Verstande fehlte dem Indischen Geiste insofern als derselbe den Reflex der Natur in sein Bewusstsein für das Wesen derselben hielt. Er ersetzte die lange Arbeit der Erfahrung und Untersuchung durch den kühnen Schwung seines poetischen Sinnes. Da er die Natur als Materie nicht fassen konnte, so verwandelte er sie in Leben, trug Bestimmungen die nur diesem angehören hinein und verhinderte dadurch ebensosehr die Möglichkeit der Erkenntniss als er sich durch die Stellung, die er seinem Bewusstsein der Natur gegenüber, gab, die Aufgabe des Lebens erschwerte. Das 3te Cap. 536—664, worin Brahmâ der Urvater — der Sündenfall — die Allväter und Priester der Vorwelt betrachtet werden, zeigt die vorherrschende Neigung des Hrn. Verfs., alle Erscheinungen, Zustände, Meinungen und Gedanken, die sich auf den allgemeinen Gegensatz zwischen Natur und Geist beziehen, ethisch zu deuten; dadurch bringt er viel Schiefes und Unwahres in seine Darstellungen. Seite 656 gesteht er selbst ein, „dass „es nirgends aus den Indischen Urkunden mit vollkom„mener Klarheit einleuchte, in welchem die menschliche „Bestimmung auf Erden mit dem ungeheuren Ereigniss „des Geisterabfalls und des Menschen eigenthümlicher „Fall mit jenem Abfall stehe." Bei so radikalem Missverständnisse kann es denn auch nicht befremden, dass der Verf. den Dämon Mahasura und die Schlangen eine Rolle spielen lässt, wie sie etwa der Teufel und die Schlange des Paradieses nach christlichen Vorstellungen haben. Was der Hr. Verf. ferner über Brahmâ als Urvater und über die Altväter der Vorwelt sagt, verhilft zu keiner bestimmten Einsicht, da sich die Betrachtungen bloss auf eine Durchführung besonderer, dem Indischen Leben eigentlich fremder Gesichtspunkte gründen.

Im 4ten Cap. 664—690. „Institutionen der Väter" finden wir den Verf. auf seinem einmal betretenen Wege fortschreiten. Es zeigt sich hierbei dieselbe Willkühr in der Wahl der Ausgangspunkte und derselbe Mangel an Haltung in der Durchführung; wie richtig auch oft einzelne Bestimmungen für sich sind, so verlieren sie doch ihren Einfluss theils durch den Mangel an Zusammenhang, theils auch durch die Beziehungen, in welche sie zur Grundidee gesetzt werden. Eine sorgfältigere Betrachtung der Yoga, worauf der Hr. Verf. wiederholt zurückkömmt, hätte wohl zum Correktiv seiner Grundansichten dienen können. Was der Indier als Aufgabe des Lebens angesehen, wie er sich das Verhältniss des Bewusstseins zur Natur gedacht und was er für die Wahrheit des Geistes gehalten hat, das alles ist in ihr niedergelegt.

Wie weit wir auch in das frühste Leben der Indier zurückgehen mögen, so zeigt sich ungeachtet aller Sympathie und Versenktheit in die Erscheinungsfülle

Digitized by Google

der Natur doch das Bestreben sich derselben zu entziehen, die verwirrenden und einander durchkreuzenden Interessen des Lebens zu verlassen und sich in die Stille sinnender Betrachtung einzuschliefsen. In Manu's Gesetzen wird, nachdem man Nachkommen erhalten hat, nichts so sehr zum Heile empfohlen, als das Verlassen der gewohnten Thätigkeit und das Zurückziehen in einen Wald, um sich mit den ernsten und wesentlichen Zwecken des Lebens zu beschäftigen. Was hier als Neigung erschien, trat später als absoluter Zweck und alleinige Aufgabe des Lebens ein. Der Drang des Geistes ging jetzt dahin, sich alles Natürlichen zu entäufsern. Die Energie mit welcher diese Bahn verfolgt wurde, ferner der immer lebendiger sich äufsernde Wille, die Ueberzeugung des Geistes auch als gestaltende wirksame Macht des Lebens aufzustellen, riefen jene so für Indien als für die gesammte Kultur des Orients wichtige Umwandlung des Brahmismus in den Buddhaismus hervor, die als eine Versöhnung der im frühern religiösen Leben sich feindlich gegenüberstehenden Elemente zu betrachten ist. Die praktische Folge dieses Ueberganges war die Freiheit des Lebens von der Naturmacht, was sich am entschiedensten in dem Verwerfen der Kasten aussprach. Die Versöhnung selbst blieb indefs eine Orientalische. Der Natur, die man zu besiegen geglaubt, war man unterlegen, da sie als ewig und unabhängig erschien. Aber das Leben war frei und der Gegensatz fiel jetzt in den Menschen und wurde dadurch erst ein ethischer.

Im 5ten Cap. 690—740. betrachtet der Hr. Verf. „die Epochen der Ausbildung des Brahmanischen Lehr- und Lebenssystems".

Bei dem gänzlichen Mangel an historischen Daten in Indien, wird jede Betrachtung, die eine Einsicht in das Successive des Lebens und der geistigen Entwickelung bezweckt, stets genöthigt, von der Mitte der Grundideen aus sich den Weg des Verständnisses über die Erscheinungen zu suchen. Daher findet alles Geschichtliche in Indien seine Begründung und sein Correctiv allein durch die Bestimmungen, welche eine Kritik des Indischen Geistes an die Hand giebt. — Wiewohl ein grofser Theil der bei dem Hrn. Verf. vortretenden Ansichten dadurch auf Indien unanwendbar wird, dafs er sich als weitere Ausführung derjenigen Prinzipien erweis't, gegen welche wir uns oben schon erklärten, so finden sich doch viele richtige Gedanken über die gegenseitigen Verhältnisse der Brahmanen und Kriegerkaste, ferner über die Reibungen und Kämpfe, die zwischen beiden unvermeidlich waren. Auffallend ist es, dafs der Hr. Verf. hier nicht an Wiswamitra, dessen Kämpfe und Erlebnisse erinnerte, da er doch an einem andern Orte, in der Vorrede zu Hrn. Bopp's Conjugationssystem mit grofser Biegsamkeit des Geistes in den Sinn und die Bedeutung jener Gestalt gedrungen ist. In Bezug auf die vorliegende Frage kann man den Wiswamitra wohl als einen grofsen und getreuen Spiegel von dem betrachten, was innerlich im Leben der Inder vorging; überhaupt steht er in derselben Art als Nationalheros da, wie Hercules bei den Griechen.

Der Hr. Verf. versucht dann auch die Epochen festzustellen, was aber bei der Dürftigkeit unserer Quellen, etwas Mifsliches ist. Es lassen sich hier viele Bestimmungen angeben, die, ohne gerade falsch zu sein, doch auch die Sache nicht treffen. Richtig ist indefs der Grundgedanke, wonach der Verf. in den Gliedern, welche den Begriff der Indischen Gottheit bilden, nicht blofs Vorstellungen, sondern auch eine Folge der Entwickelung, und im Kulte des Vischnu die zu höhern Geistesformen führende Kraft und den eigentlichen Kulminationspunkt Indischer Bildung sieht.

Im 6ten Cap. 741—873. verbreitet sich der Hr. Vf. „*über die klimatischen Eigenthümlichkeiten der Völker*, und *über das Sonnenhafte im Brahmanischen Kultus und der Poesie*".

Dieser Abschnitt enthält des Bedeutenden gar viel. Doch findet man nicht etwa eine geographische Darstellung oder ethnographische Charakteristik Indiens, was eine grofse und die historische Erkenntnifs vorzüglich fördernde Aufgabe wäre, sondern allgemeine Betrachtungen. Indefs führt ihn hier keine schimmernde und trügerische Autorität, er hat hier wesentliche und zu reichhaltigen Gedanken, aufregende Gegenstände, in die er sich zu vertiefen, und von denen er eine lebendige Anschauung zu geben weifs.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 63.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1831.

Die Philosophie im Fortgange der Weltgeschichte, von Carl Jos. Hieron. Windischmann.

(Schluſs.)

Ueber die Art wie der Geist durch die umgebende, ihn umlebende Natur bestimmt wird, über die Einflüsse und Eindrücke, die der Mensch durch das Lokal auf dem er sich entwickelt, erfährt, finden wir hier tiefe und überraschende Gedanken. Leider hindert uns der Raum das anzuführen was sich S. 755. unten u. s. w. zeigt. Bei dem reichen Inhalte dieser Betrachtungen macht sich aber das Bedürfniſs einer strengern Anordnung und eines systematischern Fortschrittes fühlbar, da das Ganze mehr netzartig in einander verwebt, als in bestimmten übersichtlichen Gruppen geordnet ist. Als unfruchtbar und unstatthaft müssen wir jedoch den Zweck bezeichnen, für den der Hr. Verf. sich auf die Mosaische Urkunde rücksichtlich Indiens beruft. Zum Uebermaſse, ja zum Nachtheile wahrer historischer Einsicht hat man jene zum Bette des Procrustes gemacht, worauf jede alterthümliche Erscheinung geworfen und zugeschnitten ward. Als ob das übrige Alterthum bei den Hebräern borgen müſste, um wichtig und interessant zu sein. Das nähere Verhältniſs, in dem das Jüdische Volk durch seine Religion zum Christenthume steht, berechtigt keineswegs, dasselbe zum Prototypus eines jeden alterthümlichen Lebens zu machen. Ueberdem finden sich in der vorchristlichen Welt keine Volksindividualitäten, die entgegengesetzter und einander entfremdeter gewesen sind, als die Jüdische und Indische.

Wie sehr muſs es nun aber befremden, daſs der ge. Verf., nachdem er so beredt, so richtig als sinnig im Allgemeinen von dem Einflusse der natürlichen Umgebungen auf den Geist gesprochen und namentlich die innige Gemeinsamkeit des Indischen Lebens mit der Natur, das wechselseitige Ineinanderleben beider aufgezeigt hat, plötzlich diejenige Vorstellung als *armseelig und den ältesten Urkunden offenbar widersprechend bezeichnet*, wonach die Brahmanischen Urväter von der Verehrung der Elemente allmählig aufgestiegen seien zur Personifikation und zum Anthropo- und Theo- morphismus der ganzen Natur. Da wir dasjenige, was der Hr. Verf. als Basis des Indischen Lebens und der Mythologie angesehen wissen will, schon oben betrachtet haben, so gehen wir hier nicht weiter darauf ein, sondern bemerken nur, daſs er diesen Widerspruch leicht vermieden haben würde, wenn er sorgfältiger auf das geachtet hätte, was er selbst in so lebendigen Farben in Bezug auf das Naturleben schildert. Auch würde er bei einer genetischen Entwickelung der drei groſsen Götter deutlich das darin ausgesprochene Heraufbilden vom Elementarischen zum Geistigen klar erkannt haben. Zu demselben Resultate hätte die Betrachtung der Avatars, Inkarnationen oder energischen Offenbarungen des Vischnu geführt, die von der allgemeinsten elementarischen Fassung sich stufenweis zum Geistigen und zuletzt zum Ethischen ausbilden. Die Natur im Contakte mit dem individuellen Geiste war in Indien die geheime göttergebärende Kraft. Sie ist der Grund jener leitenden Mächte und, wenn wir das Schicksal derselben im Bewuſstsein verfolgen, zugleich der Abgrund geworden. In den Gliedern, welche die Indische Gottheit bilden, waltet eine groſsartige Consequenz, die drei groſsen Götter enthalten nicht blos eine Summe von Vorstellungen, sondern sie schlieſsen Epochen ein, die in ihrer Totalität den Brahmismus bilden. Durch die Vermittelung des Vischnuismus, der das dem Menschlichen am meisten zugewendete Element jener Trias ist, bildete sich der Buddhaismus der auf die segensreichste Art die Gesittung der orientalischen Völker befördert und einen ähnlichen Einfluſs ausgeübt hat, wie die christliche Religion im Occident auf die germanischen Völker. Das Schicksal der übrigen, in den Buddhaismus

Digitized by Google

nicht eintretenden Elemente liegt klar ausgesprochen in dem Bestehen jener zahllosen religiösen Sekten, die zwar ein sprechendes Zeugniſs sind, daſs das Indische Bewuſstsein auf jeder Stufe und in jeder Form einer Einheit bedürfte, aber es wird dadurch zugleich bewiesen, daſs die Einheit, die im Begriffe der Gottheit lag, eine unlebendige, den reichen Inhalt, den sie in sich faſste, zu durchdringen unkräftige, mithin keine geistige, sondern eine natürliche, d. h. mehr ein Aggregat als eine Harmonie war. Die Natur, welche anfangs als dunkle Quelle am Hintergrunde gestanden, deren Mächte das Bewuſstsein in sich erfahren, erkannt und zu Göttern gestaltet hatte, trat später im Culte der Devi als ein Universelles auf, in dessen Schooſs die Götter, die noch im alten Epos als selbstständige Gestalten gewaltet hatten, ihre Individualität, Macht und Herrlichkeit niederlegten. In ihr war der letzte groſse Einheitspunkt gewonnen und das Ende hatte den Anfang erklärt. *)

Der zweite Theil des 6ten Kap. „das Sonnenhafte" u. s. w. enthält viele zum groſsen Theile treffende Ansichten über die Stellung und den Einfluſs des Elementarischen auf den Cultus, vorzüglich aber über die Wichtigkeit der Sonne. Wünschenswerth wäre es gewesen, wenn der Hr. Verf. das eigentlich Mythische mehr von dem Spekulativen getrennt, oder wo beides ineinanderflieſst, die Uebergangspunkte merklicher bezeichnet hätte. Der Schluſs dieses Kapitels ist schön und bedeutend und wir freuen uns, nachdem wir so manches Verfehlte bezeichnet haben, nun auch des Erfreulichen gedenken zu können. An dies Kapitel schlieſst sich anhangsweise ein Excurs über das Roſsopfer, die Segen- und Fluchsprüche, Zauberei und Beschwörungen, der fruchtbare Blicke in das reiche Ceremonialwesen der Indier gestattet. Bemerken wollen wir hier noch, daſs im ganzen Werke von den Purana's und Veda's als von bekannten Dingen gesprochen wird. Für die der indischen Sprache nicht kundigen Leser müssen wir indeſs anführen, daſs wir von den Veda's nur das wissen, was Colebrooke im 8ten Bande der *Asiatic Researches* mitgetheilt hat. Einen neuen und wichtigen Beitrag verdanken wir unserm Landsmanne, Hrn. Prof. Rosen, in dem von ihm zu London edirten Specimen des Rig-Veda. Besonders erfreulich ist es, daſs auch hier wieder unter den Vorkämpfern auf diesem schwierigen und lange verschlossenen Gebiete ein Deutscher auftritt. Durch solche Thatsachen werden denn auch wohl die auf die Indischen Studien in Deutschland gemachten Ausfälle, deren Unangemessenheit und Unwahrheit selbst ein berühmter Name nicht zu decken im Stande ist, am besten widerlegt. — Ueber die Purana's können wir ebenfalls kurz sein. Rechnen wir nämlich einzelne in Colebrooke's und Wilson's Abhandlungen enthaltene übersetzte Stellen ab, so bleibt nur das von Hrn. Stenzler herausgegebene Specimen des Brahma-Vaivarta-Purana und das von uns herausgegebene Devimahatmyam, als ein Theil des Markandeya-Purana, anzuführen.

Im 7ten oder letzten Cap. 889 — 936. betrachtet der Hr. Verf. noch einmal ausführlicher nach Manu die Brahmanen in ihrer socialen und religiösen Stellung, und zwar in den verschiedenen Stufen von der einfachsten an, bis zu der des Yogi, dem Höchsten wozu es die Indische Religiosität brachte.

Ueberschauen wir jetzt noch einmal das vorliegende Werk, so müssen wir sagen, daſs es ein vollgültiges Zeugniſs ist von dem Interesse, was der Hr. Verf. an Indien nahm. Man sieht aber, daſs das Werk in einer Zeit verfaſst ist, die einen Uebergangs- oder Wendepunkt bildet in der Erkenntniſs des Gegenstandes, den es behandelt. Die Schilderungen, die der Hr. Verf. von seinem Standpunkte aus giebt und die wir oben charakterisirt haben, können nicht glänzender und beredter entworfen werden. Die Prinzipien gehören theils einer bestimmten Epoche der Nationalbildung an, theils aber auch der Sphäre einer eigenthümlichen Ansicht, deren Grundlagen schon Friedrich v. Schlegel aufstellte; sie zeigen den Eindruck, den ein so bedeutendes historisches Gebiet wie Indien auf einen Theil des wissenschaftlichen Publikums hervorbrachte.

Ludwig Poley.

*) *cf. Devimahatmyam ed.* Poley. *P. v.* 65.

XLI.

Christologie des A. Testaments und Commentar über die Messianischen Weissagungen der Propheten von E. W. Hengstenberg der Philosophie und der Theologie Dr. und der letzteren ord. Prof. an der Universität zu Berlin. Ersten Theiles erste Abtheilung enthaltend die

Digitized by Google

allgemeine Einleitung pg. VI. u. 373. Zweite Abtheilung enthaltend die Messianischen Weissagungen des Jesaias pg. 396. 8vo 1829.

Erster Artikel.

Den Gegensatz der Kirchenväter und Rabbinen in Beziehung auf die Messianischen Weissagungen, finden wir, obwohl in einer höhern Stufe, doch in ziemlich gleicher Einseitigkeit bei den mystischen und rationalistischen Auslegern des Alten Testamentes fortgesetzt. Zwar hat eine gründlichere Kenntniſs der Grammatik und des Sprachgebrauches, und eine tiefere Einsicht in den historischen Zusammenhang der einzelnen Stellen und ihrer Beziehungen aufeinander, so wie endlich der Umstand, daſs beide Gegner auf christlichem Grund und Boden stehen, manche alte Waffe unbrauchbar gemacht, dem Streite eine andre zum Theil neue Wendung gegeben, und den Gegenstand selber mit gröſseren und höheren Interessen verwebt; allein jener Gegensatz ist eben hierdurch nur zu schärferer Entgegensetzung getrieben. Denn da beide selbst bei der tiefern und reicheren grammatischen und historischen Forschung sich in ihrer Einseitigkeit abschlieſsen, so müssen sie fern bleiben von jener Aufhebung, welche nur dann möglich ist, wenn die im Alten Testamente gegründete und zu entwickelnde göttliche Idee stets als der Mittelpunkt aller grammatischen und historischen Exegese erfaſst und begriffen wird. Mit Vernachläſsigung ihrer nothwendigen Entwickelung, kämpft, sobald die dogmatische Auffassung in Betracht kommt, Willkühr der Willkühr entgegen. So sehen wir nicht selten den mystischen Ausleger, umhertappend im Zwielichte seines subjektiven Gefühls, die mehr oder minder mit nationalem und zeitlichem Element untermischte prophetische Ahndung der Verwirklichung der Wahrheit, unbedingt für die christliche Wahrheit selber ausgeben, wobei das Unvollkommne in das Vollkommne verdreht und dieſs in jenes entstellt wird. Sein mühselig erzwungenes Resultat ist ein christliches Judenthum und ein jüdisches Christenthum (vgl. z. B. *Christol. II. p.* 149. u. das. *Hier.*). Der Rationalist hingegen, sich aufspreizend mit seinem Grundsatze, vom Standpunkte des Propheten selber ausgehend ihn auslegen zu müssen, läſst in jenen allein festgehaltnen jüdischen Elementen selbst den *wahren* Inhalt des Propheten *mit* dem Propheten und Israel untergehn, oder erkennt in demselben, weil er die wahre Geschichte überfliege, nur schwärmerische und ideale d. h. wahrheitslose und nichtige Hoffnungen (vgl. *Ammon's Christ: pg. XII.*). Also übersieht der Rationalist im Jüdischen die Spur des Christlichen, wie der Mystiker durch das Christliche gewaltsam verdränget das Jüdische. — Tiefer betrachtet erscheint als die Axe, um welche sich die Erklärungsweisen beider drehen, ihre willkührliche Ansicht von der göttlichen Offenbarung. Der Mystiker hält und erzählt zwar viel von göttlicher Offenbarung, verzeitlicht aber dieselbe dadurch, daſs er für die *eine* nothwendig durch alle Geschichte hindurchgehende u. im Christenthum sich vollendende, nur einzelne abgerissene an gewisse Zeit und Raum gebundene setzt. Und diese der reinen Vergangenheit angehörigen Offenbarungsfacta, beruhen ganz und gar auf göttlicher Willkühr und Partheilichkeit, denn nicht die eine *stufenweise* sich entwickelnde Wahrheit des göttlichen Geistes macht ihre Substanz aus, sondern sie sind mit Zufälligkeiten, nichtigen Einzelnheiten, beschränkten Vorstellungen angefüllt; nicht die Menschheit ist der heilige Tempel, in welchem mit ewig gleicher Liebe der Geist wohnt und sein inneres Wesen offenbart, sondern ein einzelnes, kleines, bevorzugtes Land und Volk ists, auf welches der unendliche Ausfluſs des göttlichen Geistes sich beschränkt haben soll. Da nun also nicht die Nothwendigkeit, sondern die Willkühr der Quell der göttlichen Offenbarung ist, so werden auch alle jene Offenbarungen am liebsten als eine zumeist atomistische Reihe von Wundern dargestellt, auf daſs die Welt alles göttlichen, an und für sich seienden Gehaltes baar und ledig erscheine. Halten wir dieser mystischen Ansicht die rationalistische Meinung entgegen, so findet sich bei aller Verschiedenheit, eine Gleichheit in der Willkühr. Trotz des oft gerühmten Waltens und Wirkens der göttlichen Vorsehung — d. h. eines hohlen Abstractums — in der Geschichte, steht bei dem Rationalisten die Vorzeit nichtsdestoweniger dürftig und leer da; indem er durch göttliche wahrhaft concrete Einwirkung die menschliche Denk- und Willens-Freiheit gefährdet glaubt, so läſst er, um desto ungebundener auf seine Autopneustie fortbauen zu können, willig und gern jegliche Theopneustie schwinden; damit wird dann gleich sehr dem Heidenthum, als dem Judenthum, so wie der Geschichte überhaupt der wahrhaft objektiv ewige, unendliche Inhalt geraubt oder wenigstens nur kleine kümmerliche Trümmer derselben werden übrig gelassen. Bei dem Mysti-

Digitized by Google

ker konnte es über die Objectivität nicht zur Subjectivität, bei dem Rationalisten kann es wegen der Subjectivität nicht zur Objectivität kommen; bei beiden dieselbe Einseitigkeit. Mit diesen wenigen Zügen wollten wir nur kürzlich das Feld bezeichnen, auf dem beide kämpfen, beide sich gegenseitig der dogmatischen Befangenheit anklagen. Welchen Standpunkt der Verf. vorliegenden Werkes innehabe, wird im Laufe der Beurtheilung, besonders bei der nachherigen dogmatischen Prüfung des theologischen Gehaltes dieser Schrift, sich bestimmter herausstellen.

Nach einer vorangeschickten allgemeinen Einleitung, deren Inhalt unten genau erörtert werden soll, geht der Verf. zu den Messianischen Weissagungen im Pentateuch über, sodann zu denen in den Psalmen, und in den Propheten, woran sich einzelne Abhandlungen schliefsen. 1) Die Gottheit des Messias im A. T. 2) Der leidende und büfsende Messias im A. T. 3) Die Beschaffenheit der Weissagung. 4) Beweismittel der Messianität der einzelnen Stellen. 5) Litteratur der Messianischen Weissagungen. Die ganze 2te Abtheilung füllen die Messianischen Weissagungen des Jesaia, nebst einleitenden und andren Bemerkungen, so wie Untersuchungen über die Aechtheit von Jes. Cap. 40—66. — Heben wir zuvörderst Einiges von der grammatischen und historischen Exegese des Hrn. Verf. hervor, wobei wir uns um so eher in die dem Interesse dieser Blätter gemäfse Schranken fügen können, als gerade der Exeget dieser Stellen im Verhältnifs zum übrigen A. Testamente sich der Hauptsache nach in einem ziemlich aufgefahrenen Geleise bewegt. Der dogmatische Theil der Schrift aber soll dann nachgehends besonders behandelt werden.

In der Auffassung des schwierigen מִבֵּין רַגְלָיו (Gen. 49, 10.) schliefst sich Hr. Hengstenb. (I. pg. 70.) den Auslegern an, welche es für מִמֶּנּוּ nehmen; allein diefs ist im Hebräischen und ganzen Semitischen Sprachgebrauch durchaus unerweislich. Sollte ein Glied des Körpers für die Person stehen, so könnte es nur יַד sein, also מִבֵּין יָדָיו, zumal wenn man מְחוֹקֵק in der Bedeutung *Feldherrnstab* auffafst, (und diesen trägt wohl niemand zwischen den Füfsen vergleiche auch תּוֹמֵךְ שֵׁבֶט Amos 1, 5. 8.). Hr. Hengstenb. beruft sich auf das Arabische بين يدين (häufig = bei Jemanden), allein diefs ist ja nicht بين ارجل und selbst im Gebrauch von يد ist das Arabische schon freier, als das Hebräische. Für die beiden Ausdrücke aber führt der Vf. ferner Cor. 60, 12. يفترينه بين ايديهن وارجلهن an, allein der dortige Ausdruck بين ايديهن وارجلهن kann nichts beweisen, er bedeutet nicht *in sich selbst, bei sich*, sondern ist eine Zusammenstellung in ganz ähnlichem Sinne als das Lateinische *manibus pedibus*. Es hat vielmehr رجل in der Sprache all überall noch vollen Werth und Geltung. In Betreff der ganzen Stelle bemerken wir nur noch, dafs mindestens kein Grund vorhanden ist, שִׁילֹה *Ruhe*, für das *concretum*, *Beruhiger* u. s. w. zu nehmen. Hrn. Hengstenberg's Einwand dafs sich nach jener Erklärung nicht denken liefse, wie der Verf. die freiwillige Unterwerfung der Völker unter Juda in der Messianischen Zeit für möglich halten konnte, wenn er nicht erwartete, dafs aus dem Stamme Juda der Messias hervorgehn werde (p. 76.), ist ganz nichtig; von einer *freiwilligen* Unterwerfung ist gar nicht die Rede, denn die Worte יִקְהַת עַמִּים besagen nur „und ihm (ist, wird sein) Gehorsam der Völker", das Arab. وقه wie יקהה (hier und Prov. 30, 17.) bedeutet an sich keinen *freiwilligen* Gehorsam (vgl. auch noch כהה - קהה), und aus dem Zusammenhang ist vielmehr an einen durch die Waffen erkämpften Gehorsam, Unterwerfung, zu denken (vgl. 49, v. 8.). —

Psalm 45, 1. soll (I. pg. 113.) מַשְׂכִּיל nach Calvin's Vorgang ein *frommes* Lied heifsen, wornach denn Hr. H. gleich aus der Ueberschrift einen Beweis für die Messianität des Ps. entnimmt, die wohl nirgends ungeschickter hineingeschoben worden, als hier in dem Gewande der Allegorie. Es kann freilich niemand etwas dawider einwenden, dafs משכיל die Bedeutung *fromm, religiös* u. s. w. habe, auch nicht wenn man es *klug, verständig*, (Lied) übersetzen wollte; aber warum haben gerade 13 Psalm. solche Bezeichnung, die mit Fug und Recht dem gröfsten Theil der Sammlung zukommt, da sie zumeist aus *religiösen, frommen* Liedern besteht?

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 64.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1831.

Christologie des A. Testaments und Commentar über die Messianischen Weissagungen der Propheten von E. W. Hengstenberg.

(Fortsetzung.)

Oder galt es etwa einer Auswahl, so würde sie wahrlich höchst unpassend sein, da es eine bedeutende Anzahl von Psalmen giebt, die einen bei weitem religiösern frömmern Sinn und Geist athmen, also bei weitem eher auf die Ehre einer solchen Benennung Anspruch machen können, als gerade diese. Bei der Dunkelheit der Ueberschriften zumal hat die Hypothesensucht ein offenes Feld um sich herumzutummeln, aber misslich ist es darauf etwas Wesentliches wie z. B. die Messianität eines Lieds auch nur theilweise begründen zu wollen, (namentlich mit so schwachen Gründen), da viele Ueberschriften als nachweislich falsch sind, und in dem Inhalt des Liedes selber ihre Widerlegung finden. Sollen wir indess unsre Meinung über מַשְׂכִּיל abgeben, so halten wir die Erklärung *belehrendes* Lied, *Lehr*gedicht — nachgehends erweitert vgl. מָשָׁל — für die richtige. Es findet sich der Ausdruck als Bezeichnung des Liedes zuerst Ps. 32, 1., und wir glauben, dass er dort entnommen und gebildet aus v. 8. aus אַשְׂכִּילְךָ mit welchem Worte die *Anwendung*, die *Lehre*, beginnt, und wonach der Vf. der Ueberschrift das Lied mit משכיל bezeichnete. Uebrigens wird die Messianische Auffassung des Ps. von dem ganzen Liede zurückgewiesen, das nothwendig eine bestimmte historische Basis hat. Der Mittelpunkt jener Erklärung, welcher in v. 7. liegt, verschwindet, bei der jetzt gewöhnlich gewordnen (Ebn Esraschen) Auslegung der Worte כסאך אלהים in "כסאך כסא א, welche grammatische Auflösung der parallele Theil שבט מישור שבט מלכותך ebenso erfordert, als die Gleichheit der Glieder sie zu setzen verbietet. Grammatisch kann hierzu immerhin verglichen werden Ps. 18, 34. und von Seiten des Gedankens ist schlagend 1 Chron. 29, 23. Mit Recht weiset übrigens der Hr. Vf. die Annahme zurück, dass das Subject dieses Ps. ein Ausländer sei, das umgekehrte dürfte vielmehr eher in Beziehung seiner zur Königin sich muthmassen lassen. Wenn die Kritik wegen v. 10. und 17. einen Perserkönig angenommen, so ist sie in beiden Stellen unbedachtsam zu Werke gegangen. In Betreff שגל hätte man nach Dan. und Neh. ebenso gut auf einen Chaldäischen König — oder warum nicht gleich Königin? — rathen können. Aus dem spätern Gebrauch des Wortes bei diesen Schriftstellern dürfen wir aber nicht auf das späte Alter des Ps. schliessen, vielmehr möchten wir, da der Ps. sonst ein hohes Alter verräth, hier die Erscheinung finden, dass während das Verb. שגל zum obscoenen Gebrauch herabgesetzt, das alte poetische Nomen bei den spätern chaldaisirenden Schriftstellern seine alte und gute Bedeutung (eigentlich *Weib* vgl. engl. *queen*) erhalten hat. Für v. 17. reicht hin 2 Chron. 11, 23.

In Betreff des schwierigen Ps. 16, 2. schlägt Hr. Hengst. (pg. 164) eine doppelte Auffassung des ל vor; entweder 1. als *zu*, „zu den Heiligen," d. i. mich ihnen beigesellend, zu ihnen gehörend (so nach Calvin), oder 2. als *instar*, *tanquam*, „wie die Heiligen thun, die im Lande sind, und die Edlen der Allheit meines Wohlgefallens an ihnen" für: an denen ich all' mein Wohlgefallen habe. Ersterer Erklärung giebt er indess den Vorzug. Allein hierbei würde doch wenigstens die Bestimmung des zu לְקְדֹשִׁים bezüglichen Subjects verlangt, (etwa ein Pronomen אני oder אנכי), denn לק' *zu den Heiligen*, kann doch nicht geradezu heissen *mich* anschliessend; bei der andern Auffassung würde die Bestimmung der Handlung, zu welcher eine Gemässheit gesetzt wird, also ein Verbalbegriff vermisst, wie in der angeführten Stelle Hiob 39, 16. Beide Erklärungen

Digitized by Google

läfst also das *nackte* לקדשים nicht zu. Aber selbst die Zulässigkeit angenommen, so würde der V. an sich doch unvollständig sein, es sei denn dafs der Verf., worüber er sich nicht erklärt — ihn in eine grammatische Verbindung mit dem vorhergehenden V. setze, die aber selbst nicht ohne Zwang Statt finden dürfte. Das Mifsverständnifs des V. liegt ohne Zweifel darin, dafs ואדירי als neues Subjekt genommen wird, da es vielmehr Prädikat ist. „Was die Heiligen betrifft, welche im Lande, so sind sie die Edlen, an denen ich all' mein Wohlgefallen habe (die Edlen der Ganzheit meines Wohlgefallens an ihnen)" *Vau* in ואדירי bildet wie häufig den Nachsatz. — Das Messianische Element in diesem Ps. hat man äufserlich, wie gewöhnlich, hauptsächlich von der Ursprünglichkeit des Ctib und Kri חסידיך und חסידך (V. 10) abhängig gemacht. Hr. Hengst. giebt sich um defshalb viel Mühe, die Richtigkeit des letztern (חסידך) darzuthun. Die Textesleseart kann nun nicht der gröfseren Schwierigkeit wegen vorgezogen werden — denn es ist eine so wenig schwierig, als die andre, — wohl aber aus dem Grunde, weil dann im 2ten Glied des V. das allgemeiner ausgesprochen wird, was im erstern nur vom Einzelnen gesagt worden. Dürfte nun *diefs* nach Hrn. Hengst. die Messianische Auffassung wiederlegen? stehen etwa die Gerechten (durch Christum) nicht auf? sind sie nicht alle (durch Christum) auferstanden? Wenn aber der Verf. nicht abgeneigt ist, in beiden Versgliedern mit Dathe eine Entgegensetzung der Art zu finden, dafs das erstere die Unverweslichkeit der Seele, das zweite die des Körpers bezeichne, so steht es ihm traun schlecht an (pag. 162) von der *Fabel* der Rabbinen zu reden, die aus V. 9. die Unverweslichkeit des Leibes David's folgeren.

Für die Messianität von Ps. 40. entscheidet sich Hr. Hengst. (I. pag. 196 folg.) vorzüglich nach Vorgang des Verfassers Hebr. 10, 5. in Betreff v. 7. Allein es ist ja hinlänglich bekannt, dafs jener Verf. unbekümmert um den Zusammenhang unzählig oft einzelne Gedanken aus dem A. Testamente nimmt und diese auf Christum bezieht, (Hr. Hengstenberg gesteht anderweitig selbst dem Hebr. Brief nur eine *relative* Autorität zu I, 351.) wollten wir ihm hierin folgen (vgl. auch Ps. 45), so müfsten wir uns gehalten fühlen, die meisten Stellen A. T. für messianisch anzunehmen. Doch der ganze Inhalt und Zusammenhang unsres Ps. widerspricht so sehr einer solchen Auffassung, dafs auch Hr. Hengstenb. nur lau und matt deren Vertheidigung übernimmt. Zwar theilt das Subjekt dieses Ps., vielleicht selber Prophet, die erleuchtete Ansicht vieler Propheten in Betreff der Opfer, kann aber kein Messias sein, sondern gehört in die Klasse der andren unglücklich Klagenden (vgl. Ps., 69, auch 22.) welche von dem eignen Schuldbewufstsein, dem sich das des Volkes anschliefsen mag, niedergedrückt werden. Gegen die Annahme, dafs dem Hebr. Brief die corrumpirte Textesleseart der LXX zu Grunde liege, wendet zwar Hr. Hengstenb. ein, dafs die Worte der LXX σῶμα δὲ κατηρτίσω μοι denselben Sinn im Zusammenhang hätten als die Hebräischen אָזְנַיִם כָּרִיתָ לִי (man lese selber I, 198), und nur weil im Griechischen die bildliche Redensart ungebräuchlich, sei die LXX also abgewichen; allein hier läge doch mindestens Hrn. Hengstenberg zu beweisen ob, dafs σῶμα καταρτίζεσθαι ein im Griechischen gebräuchlicher Ausdruck sei; im Gegentheil kommt diese Redensart im Griechischen wohl gar nicht vor, am wenigsten aber in dem ihr hier untergelegten Sinn. Die andren sinngleichen Redensarten גלה אזן, פתח behalten die LXX immer bei in ἀνοίγειν, ἀποκαλύπτειν οὖς, ὠτία; lies't man also hier ὠτία κατηρτίσω für σῶμα — eine Corruption, die selbst palaeographisch nachweislich ist — so finden wir hier dieselbe Abweichung mit dem Verbo (כרה), als wenn dieselben Uebersetzer העיר אזן (Jes. 50, 4.) durch προςτίθημι ὠτίον wiedergeben, beides ganz entsprechend dem Lateinischen *commodare aurem* (*Horat. Ep. I*, 1. 40. *Ovid. Trist. V*, 12, 39. *Sen. Hipp.* 600.). Noch schlimmer sieht es aber mit v. 13 aus, wo der angebliche Messias über die Unzahl *seiner* Sünden oder was gleichviel, *seiner* Sündenstrafen klagt. Zwar citirt Hr. Hengstenb. für עונתי Jes. 53, 4. 5., aber jene Stelle bildet schlechthin den Gegensatz, dort heifst es ja: er lud auf sich *unsre* Schmerzen u. s. w. also dort ein Leiden wegen und für ein Andres, hier für die eignen Sünden, die eigne Sündenstrafe. Auch hat Hr. Hengstenb. wohl das Ungenügende selbst gefühlt, wenn er pg. 200. äufsert „gänzlich wegfallen würde dieser Grund, wenn man mit Pareau und mehreren Andren annehmen wollte, dafs der Ps. ursprünglich nur aus v. 1—12. bestanden habe, und das Folgende erst später

Digitized by Google

hinzugekommen". Jedoch der Vf. trägt noch Bedenken, dieser Annahme beizutreten, und wir glauben, mit vollkommnem Recht, da — was Pareau nicht einsieht, ein strenger Zusammenhang beider Stücke vorhanden ist. Auch kann als äufserer Grund nicht angeführt werden, dafs *dieser* Abschnitt als Ps. 70. wiederkehrt, da dieser Ps. erst mit dem 14. v. des unsrigen beginnt; des mifslichen עוֹנתי würde man daher hierdurch nicht ledig werden. Ueberhaupt ist aber eher Ps. 70. aus 40 entnommen; da sich nämlich Ps. 40, 14 folgg. ihres Inhalts wegen zu einem allgemeinen Klagpsalm eigneten, so mögen sie schon früh zu einem besondern Ps. gebildet und als solcher der Sammlung einverleibt sein. — Zur Begründung seiner Ansicht von der Unterscheidung Gottes im A. T., als des verborgenen und offenbarenden (מַלְאַךְ אֱלֹהִים), und zur Widerlegung einer andren Hypothese, dünkt sich Hr. Hengstenb. (I. pg. 232.) einen grammatischen Grund gefunden zu haben. Grammatisch nämlich könne מַלְאַךְ א" nicht *ein* Engel Gottes, sondern müsse *der* Engel Gottes heifsen, weil אֱלֹהִים als ursprüngliches Appellativum zwar nicht selten den Artikel habe, nichts destoweniger aber als Nom. Proprium behandelt würde. Hierzu eine einseitig aufgegriffene Regel aus Ewalds Gramm. pg. 569. Wir fragen nur wie drückt denn der Hebr. *einen* Engel Gottes aus? ein solcher kommt freilich nach Hrn. Hengstenb. im A. T. nicht vor. Aber weiter zur Regel, angenommen אלהים sei schon all überall = האלהים — was nachweislich nicht also ist — kann denn ein Stat. constr. Verhältnifs — da, wo der Unzweideutigkeit wegen keine andre Verbindung gewählt werden braucht — nicht nur das *letzte* Nomen bestimmen und das erste unbestimmt lassen? Doch hätte Hr. Hengstenberg nur weiter bei Ewald gelesen — und der die genauere Bestimmung enthaltende §. ist dort ausdrücklich angeführt —, so würde er (§. 305. Anmerk. 7.) die richtige natürliche Beschränkung der Allgemeinheit jener Regel, mithin die Aufhebung seines gemachten grammatischen Grundes gefunden haben, dafs nämlich die Nomina Propria, welche erst im *Uebergange* zur Auslassung des Artikels sind, dann, wenn das *erste* Nomen bestimmt sein soll, gern den Artikel haben. Man vgl. nur אִישׁ הָאֵל" und אִישׁ הָאֵל" 1 Regg. 13. v. 1. mit v. 4. und öfters.

Jes. 4, 2. müssen die Worte צֶמַח יה" u. פְּרִי הא" gewifs mit (dem Chaldäer u. s. w. Rosenmüller und) Hr. Hengstenb. (II. pg. 36.) auf den Messias bezogen werden. Hr. Hengstenb. bemerkt, es ständen dieselben im Gegensatz, letzteres bezeichne den im Lande geborenen, ersteres den Sohn Jehovas im eigentlichen Sinne der Abstammung nach. Allein im *eigentlichen* Sinne, soll doch hier nur heifsen im *uneigentlichen*, d. h. im geistigen Sinn, da gleichsehr die Zeugung des Sohnes aus dem Vater geistig ist, als das Hervorgehn des Geistes aus beiden; denn alles was zu dem Wesen Gottes, des Geistes, gehört, ist geistig. Hiernach ist denn aber auch der Gegensatz aufgehoben und im Parallelismus ist — wie häufig — getheilt, was in der Einheit aufzufassen ist: צֶמַח und פְּרִי ה" bezeichnen demnach: den im Land geborenen Sprössling Jehovas, den geborenen Messias. Für die Entgegensetzung führt Hr. Hengstenb. noch Micha 5, 1. an, allein dort ist מִימֵי עוֹלָם nicht anders zu fassen als מִקֶּדֶם. Mit Jes. 9, 6. aber täuscht der Hr. Vf. gewissermafsen seinen Leser, indem er setzt ein Kind ist uns geboren = Frucht des Landes; ein *Gottes*sohn uns gegeben = Sprössling Jehovas; dort steht nur einfach בֵּן Sohn; allerdings mit der sogenannten Emphase, aber nicht mehr als das parallele יֶלֶד Kind; anders ist Ps. 2, 12. wo בַּר zurückweist auf v. 7.

Jes. 7, v. 11. hat der Vf. das Verdienst, manches Willkührliche in den Erklärungen Andrer aufgedeckt zu haben (vgl. z. B. II. pg. 94); allein wie er hingegen die Ecstase in dem Gehirn des Propheten spielen läfst, ist vernünftig ebenso unbegreiflich, als fruchtlos zu widerlegen. Nachdem nämlich der Prophet (v. 14) die wunderbare Begebenheit der Geburt eines göttlichen Erlösers durch eine Jungfrau verkündet, und hiermit die Furcht derjenigen vor einem gänzlichen Untergang widerlegt, die denselben (den Erlöser) erwarteten (pg. 68) soll der Prophet (v. 15. 16.) den Zeitraum von ungefähr 3 Jahren, in welchem der Sturz der beiden feindlichen Reiche (Syrien und Ephraim) von nun ab erfolgen werde, dadurch ausdrücken, dafs er von dem vor seinem inneren Auge stehenden Geborenen (Messias) das Zeitmaafs entlehnt, offenbarend, dafs ebenso viele Zeit bis zum Sturz jener Reiche verfliefsen werde, wie von der Geburt des Christuskindes ab, die er gegenwärtig schaut, bis zu seinen Unterscheidungsjahren (pg. 84)! — In derselben Stelle (v. 8) sucht Hr. Hengst. die Zahl 65 nach Usser's Berechnung zu rechtfertigen,

Digitized by Google

vgl. auch Authentie d. Dan. etc. pg. 177.) Aber selbst angenommen, dafs jene Rechnung richtig sei, so kann nichts desto weniger diese Zahl nicht von Jesaia's Hand herrühren, da alle bestimmte Namen- und Zahl-Angaben für eine entlegene Zukunft, als Zufälligkeiten, aufser dem Bereich der Weissagungen liegen müssen; sunde Zahlen gelten soviel als keine, alle anderen finden sich nur in Weissagungen (oder Sagen), die später nach dem Erfolge verzeichnet sind, z. B. Jes. 38, 15. die 15 Jahre des Hiskia's oder Jes. 23, 15. die (runde) 70jährige Vergessenheit Tyrus. Zugleich bemerken wir, dafs wenn in letzterer Stelle die Zahl noch eine, ebenso ungenaue Bestimmung in dem Zusatze כִּימֵי מֶלֶךְ אֶחָד erhält, dies einzig und allein in der gewöhnlichen falschen Auffassung liegt. Denn das Unpassende und Abgeschmackte der Erklärung Kimchis und der LXX (im Glossem), dafs 70 Jahre wie die Tage eines Königs gleich sei: 70 Jahre wie die Tage eines Menschen, d. ist, wie ein Menschenalter, leuchtet von selbst ein, und wenn dieser Auffassung selbst Gesenius beigetreten, so geschah es wohl nur aus Noth, und aus dem richtigen Gefühl der Unzulänglichkeit der andren Erklärungen. Die Worte lauten aber einfach: Tyrus ist vergessen 70 Jahre, wie in den Tagen eines *einzigen* Königs d. i. wie zu der Zeit, wo Tyrus noch allein stand, nur einen König hatte, der Sinn also: Tyrus wird lange Zeit (70 Jahre), zu seiner frühern Unbedeutendheit herabgesunken, sein, wie zu der Zeit, wo es nur einen König hatte, nur mit einem verkehrte (gl. v. 17). Denn die Kolonien von Tyrus hatten eigene, von dem Mutterstaat abhängige Könige, defshalb heifst Tyrus v. 8. הַמַּעֲטִירָה die Kronenspenderin, und v. 11. werden ausdrücklich Königreiche von Tyrus erwähnt, (vgl. Gesen. Commen. z. d. St. v. 8.) Die Bestimmung gehört demnach nicht zu der Zahl, sondern zum Verbum נִשְׁכַּחַת.

Jes. 11, 11. fafst Hr. Hengst. (II. pg. 158) die Worte יוֹסִיף שֵׁנִית לִקְנוֹת elliptisch auf, so dafs das Hauptverbum der Handlung, welche wiederholt werden soll, also hier לִשְׁלֹחַ, ausgelassen sei. Allein es ist von vorn herein begreiflich, dafs dergleichen Ellipsen unmöglich sind; wie kann das Verb. der Handlung, welches kein substantivisches ist, da supplirt werden, wo nur der adverbiale Begriff gegeben ist. Hier zumal würde noch der ganz sonderbare Umstand eintreten, dafs, während das Hauptverbum der Handlung fehlt, jener adverbiale Begriff doppelt, einmal im Verb. יוֹסִיף das andremal im Zahlwort שֵׁנִית ausgedrückt sei.

(Die Fortsetzung folgt.)

XLII.

G. E. Wilda, J. U. D. de libertate Romana, qua urbes Germaniae ab imperatoribus sunt exornatae. Halis s. a. 33 S. 8.

Nach des Abtes Odilo Erzählung legte die Kaiserin Adelheid gegen Ende des 10ten Jahrhunderts, an dem Orte Selz im Elsafs, wo sie ein Kloster gestiftet, eine Stadt *sub libertate Romana* an. Der Ausdruck kommt sonst für Städte nicht vor, und so ist den Ansichten, was darunter zu verstehen sei, ein weites Feld geblieben. Unter den Neuern haben drei ausgezeichnete Schriftsteller ihre Meinung abgegeben. Zachariä hält jene *libertas* für eine Befreiung der Einwohner von den Lasten der Hörigkeit; Eichhorn findet darin die Ertheilung des Marktrechtes, mit der Befugnifs der Einwohner, eine Polizeiobrigkeit, wie der Rath zu Cölln sie bildete, zu wählen, und gebraucht die Stelle als Argument für die Fortdauer Römischer Municipaleinrichtungen in Deutschland; Wigand (Geschichte von Corvey 1. S. 256.) bezieht sie auf Gewährung der Immunität unter besonderm kaiserlichen Schutze, welche jedoch nicht dem Orte, sondern dem Kloster zu Theil geworden sein soll.

Unser Verf. hat in obiger Habilitationsschrift die Frage einer neuen Erwägung werth gefunden, und, die beiden ersten Meinungen verwerfend, die dritte, wie uns scheint in gelungner Weise, zu berichtigen und auszubilden gesucht. Mit leichter Mühe thut er dar, dafs Wigand ohne Grund den Erzähler einer Verwechselung zwischen Stadt und Kloster beschuldige; sodann macht er geltend, dafs die Exemtion von den ordentlichen Behörden und das Stellen unter ihren eignen besondern Schutz, welche die Päbste Bisthümern und Klöstern ertheilten, auch unter dem Namen *romana libertas* vorkomme (S. 22.), und dafs der Ausdruck, wiewohl er für analoge Begnadigungen des Römischen Kaisers an Städte nicht technisch war, — daher seine Seltenheit —, doch wohl dafür von dem Abte gebraucht werden konnte. Er führt endlich S. 23 ff., gestützt auf den Anfang des Strafsburger Stadtrechts: *in eo honore condita est haec civitas, ut libera sit. Ita quod omnis homo pacem in ea omni tempore habeat*, weiter aus, dafs unter jener *libertas* eine Steigerung des Friedens, der innerhalb der einzelnen Ortschaften herrschte, durch die Stellung desselben unter einen besondern kaiserlichen Schutz gemeint sei.

Die Freunde des Deutschen Rechts, die wir auf die wohlgeschriebene kleine Abhandlung aufmerksam machen wollten, werden darin noch mancher guten Bemerkung und einer verständigen Benutzung nordischer Quellen begegnen.

G. Homeyer.

Digitized by Google

Nro. 65.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1831.

Christologie des A. Testaments und Commentar über die Messianischen Weissagungen der Propheten von E. W. Hengstenberg.

(Fortsetzung.)

Zwar verweist Hr. H. mit Gesen. für diese Ellipse auf Gesen. lex. s. v. יסף. Allein betrachtet man die dort angeführten Stellen, so beweisen sie gar nichts, man findet vielmehr, dafs überall das Hauptverbum, der Träger der bestimmten Handlung, vorangeht, wo dann natürlich der mit dem Verbum gegebene adverbiale Begriff (ferner, weiter, mehr), der ebendeshalb in das bestimmte Tempus und die Person sich einkleidet, auf jenes Hauptverbum, die eigentliche Handlung, nur darf zurückbezogen werden. Vgl. Num. 11, 25. ויתנבו ולא יספו sie weissagten und thaten nicht hinzu, d. i. und nicht wieder. Es ist daher hier יוסיף als Verb. der Handlung zu nehmen, wörtlich: „er wird hinzuthun (*admovebit*) abermals seine Hand, los zu kaufen" u. s. w. —

Die Zerstreuung der Israeliten und Judäer in verschiedene Länder (Jes. a. a. O.) begründet Hr. H. (II. pg. 159) darauf, dafs der Prophet sich im Geiste in ferne Zeiten versetzend, die spätere Zerstreuung der Judäer schildre, wie sie, nachdem die Wegführung in's Assyrische Exil schon vorhergegangen, nach der Wegführung in's Babylonische Exil, besonders der Zerstörung Jerusalems, eintrat. Gesenius (Comment. l. l.) hatte die jesajanische Abfassung des Stückes von v. 11 folg. zu retten und dies aus den Zeitverhältnissen des Propheten selber gehörig zu rechtfertigen gesucht, indem er nachweist, dafs aufser dem Assyrischen Exil, viele Judäer durch Sclavenhandel und Krieg in die fernsten Länder gebracht worden, oder in den Zeiten der Noth freiwillig dahin ausgewandert wären. Hiergegen wendet Hr. Hengst. ein, dafs wenig damit ausgerichtet sei, wenn man nachwiese, dafs *einzelne* Hebräer sich zur Zeit des Propheten in den genannten Ländern befunden hätten. Allein aus Joel 4, 2. 6. sieht man wohl, dafs es nicht *einzelne* Hebräer waren, und Amos 1, 6. G. spricht von einem *vollständigen Exil* גלות שלמה vgl. aufserdem für Aegypten Hos. 9, 6. und Zach. 10, 10. Zwar dürfte die Aussage Joel's, den man wohl für den ältesten Propheten halten kann, für Hrn. H. nichts beweisen, da er ihn an einer andern Stelle I. pg. 205 und 209 — um eine Entwickelung in der Messianischen Idee wegzuschaffen — nach Jesaia's und Micha's Zeit herabsetzt, desto stärker und lauter redet indefs alsdann das Zeugnifs Amos, der nach des Verfs. Anordnung den 2ten Platz unter allen Propheten einnimmt (Hosea, Amos, Jesaia u. s. w.) I. pg. 206.

Jes. 49, 3. sucht Hr. Hengst. (*Christ.* II. pg. 268 folg.) die Schwierigkeit, welche das Wort Israel schafft, dadurch zu lösen, dafs er mit Andern Israel als Bezeichnung des *Messias* nimmt „sowie der Messias defshalb David genannt wurde, weil er das Oberhaupt der geistigen Theocratie sein sollte, so scheint er hier vorzugsweise den Namen Israel zu führen, weil, sowie Israel Stammvater des leiblichen Bundesvolkes, so er Vater des geistigen Bundesvolkes sein sollte." Auf der andern Seite wollte Gesenius das Wort mit Michaelis als Glossem streichen (Commentar z. d. St.) oder (Uebersetzung 2te Ausg.) es gleichfalls beziehend auf den Knecht Gottes, emphatisch nehmen, als das wahre Israel vgl. ψ 24, 6. („du bist das wahre Israel" u. s. w.) Allein alle diese Auswege sind so bestimmt falsch, als hierdurch grade der lebendige und wahre Zusammenhang der ganzen Stelle und ihrer meisterhaften Darstellung verkannt wird. Israel mufs nothwendig stehen, und kann hier nur Israel, das Volk selber, und *keinen* andern bezeichnen. Der Knecht Gottes verkündet allen Völkern seine Sendung an alle Welt, ruft sie alle zu vernehmen auf, wie er von Jehova zugleich zum Licht allen Heiden gegeben. Mit eindringlicher Rede begabt (v. 2.), ist er zum Knecht Gottes berufen, auf dafs durch ihn sich Jehova

Digitized by Google

an Israel verherrliche. (v. 3) Aber er erkennt, dafs er vergeblich an Israel sich abmüht, umsonst seine Kräfte verschwendet. Doch bei Gott harrt er seines Lohns. 4. 5. Da tröstet und stärket Jehova seinen Knecht: nicht also gering ist sein Beruf, dafs er Israel allein zurückführe — und darob verzweifle, — Jehova hat ihn vielmehr auch zum Licht der Heiden gegeben, auf dafs er sein Heiland sei bis an der Erde Enden. (v. 6.) Dies ist der Gang v. 1—6, und hieraus erhellt zugleich, dafs Israel, als die ursprüngliche und wesentliche Bestimmung des Berufs des Knechtes Gottes nicht fehlen dürfe, weil sonst die Niedergeschlagenheit des Knechtes v. 4. und 5. und die Erweiterung seines Berufes v. 6. ganz ohne Sinn wäre. Es ist daher v. 3. also zu übersetzen „und er sprach zu mir: mein Knecht bist du, Israel ist's, an welchem durch dich ich mich verherrlichen werde". Das Hauptmifsverständnifs ist, dafs man אֲשֶׁר־בְּךָ als *eine* relative Construction genommen; statt dessen beziehe man אשר auf Israel, und כך auf den angeredeten Knecht Gottes. Nach der ordinären Grammatik dürfte man aber vielleicht בַּאֲשֶׁר (für אֲשֶׁר) fordern vgl. הִתְפָּאַר בפ״ (44, 23). Allein das Relativum, welches (logisch) das Demonstrativ und Relativ enthält, kann eben dieser seiner Natur wegen in seiner Construction attractionsmäfsig logisch zu dem Demonstrativ-Satze bezogen werden, sowie umgekehrt bei Dichtern das Demonstrativ (זו, זה) ganz in die Stellung des Relativs eingeht. Dieselbe Construction findet sich gleich 47, 15 כֵּן הָיוּ לָךְ אֲשֶׁר יָגַעְתָּ, wo gleichfalls אשר für באשר demonstrativisch zu dem vorhergehenden היו bezogen ist. (Makef bei אשר־בך hat nur seinen Grund im Accent.) Wer übrigens der Knecht Gottes sei, in welchem Verhältnifs er sowohl zu den Propheten, als andrerseits zu dem Verf. stehe, ist ein Gegenstand, der einer sorgfältigern und weitläufigern Entwickelung bedarf, als dafs er sich hier kürzlich abhandeln liefse. Wir deuten nur an, dafs nach Gesenius jener Knecht Gottes der oder die im Judenthum seienden Propheten (das *Collektivum*) ist, ohne Beziehung auf den fernen Messias; bei Hrn. H. hingegen, der ferne Messias, ohne innere Verbindung mit *dem* und *den* in dem Judenthum seienden Propheten. Beide Auffassungen schliefsen sich demnach direct aus; indem jene (Gesen.) eine von der Zukunft und der in ihr erfüllten Wahrheit losgerissene Vergangenheit und Gegenwart umfafst (denn das Collektivum ist im Judenthum ein- und abgeschlossen), diese (Hengstenb.) eine von der Vergangenheit und Gegenwart, und der bereits in ihnen beginnenden Wahrheit losgerissene Zukunft festhält (denn es soll ja einzig von dem *einzelnen* nur in einer bestimmten Zeit wirklichen Messias die Rede sein.). Die Einheit beider stellt sich nur dann her, wenn die innere und geistige Verbindung der seienden Propheten mit dem wahren zukünftigen Messias begriffen wird. Dann erkennt man zugleich, dafs der Messias nicht absolut aufser der Wirklichkeit (den Propheten), die Propheten nicht absolut aufser der Wahrheit (dem Messias) stehen; und dann ist im Begriff der nicht sowohl zeitliche als ewige Messias enthalten. Man könnte demnach den Ebed Jehova *des Propheten κατ' ἐξοχὴν* nennen, wie gesagt, mit dem Begriff, dafs er weder als Messias die Propheten ausschliefst (denn auch in ihnen war er als Geist Gottes bereits der Offenbarende), noch auch als Propheten sich äufserlich zu dem Messias verhält; er ist vielmehr ebenso sehr die in dem Messias verklärten Propheten, als der durch die Propheten vermittelte Messias, welcher über jede Schranke der Zeit hinaus ist. —

In dem Abschnitte „Aechtheit von Jes. 40—66." (II. pg. 172 folgg.) sucht Hr. Hengstenb. die Identität des Verfs. dieser Kapitel mit dem der früheren (Jes. 1—39.) wieder herzustellen; indem bekanntlich seit Koppe und Doederlein besonders durch die neuere Kritik mit Schärfe dargethan ward, dafs der Vf. des letzten Theiles des Jesaias, den wir Deutero-Jesaia *) nennen wollen, der exilianischen Periode nothwendig angehöre. Die Verschiedenheit beider Theile zeigt sich dem Geist und Charakter, der Sprache und Darstellung, und den Zeitverhältnissen nach. Hr. Hengstenb. will nun diesen Abschnitt dem Jesaia vindiciren, indem er die wichtigen Beweise der Gegner — sich besonders an deren letzten und tüchtigsten, an Gesenius haltend — theils zu widerlegen, theils für die Identität denselben positive Beweise entgegenzustellen sucht, ein Versuch bei dem er Jahn und Moeller, nach Möglichkeit der Sache, als kräftige Vorgänger gehabt, und bereits in der neuesten Zeit einen Theilnehmer und Nachfolger an Hrn. Kleinert fand, dem das vorliegende Werk aus

*) Wir finden diese Benennung in Betreff des Werthes und Gehaltes des Verfs. dieser Stücke und seiner wahrhaften Beziehung zum Jesaia (Protero-Jesaia) passender als die mit Gesenius üblich gewordene des Pseudo-Jesaia.

Digitized by Google

der Seele geschrieben zu haben, Hrn. Hengstenb. das seine Glück zu Theil ward. Die Motive dieser Vertheidigung ergeben sich leicht vom Standpunkte des Verfs. aus; in die ganze Breite der Entgegnung einzugehn, dürfte aber theils hier der Ort nicht sein, theils um so weniger nothwendig erscheinen, als sich das Hauptrasonnement, größtentheils durch die beliebig falschen Vorstellungen erledigt, die man über die Propheten und ihre Weissagungen überhaupt mitgebracht; wobei indeß, wie sich erwarten läßt, manche Blöße, welche die Gegner durch Willkühr in Einzelnheiten sich gaben, aufgedeckt, und mit Nutzen angewandt ist. — So wird z. B. die Verschiedenheit der Zeitverhältnisse in Protero- und Deutero-Jes. durch die vage Anschauung und Ecstase gerechtfertigt, in welcher der Prophet, nach Eingabe (des Verfs.!) die nähere Zukunft als Gegenwart darstellt, und von dieser aus das in der Wirklichkeit Zukünftige als Vergangenheit betrachtet, und in und über die weitere Zukunft prophezeiht (p. 175.). Oder Einwürfe werden zum Theil damit abgefertigt, daß es anmaßend sei, Gott vorschreiben zu wollen, welche Offenbarungen er seinen Propheten ertheilen soll (pg. 177.). Am merkwürdigsten ist, wie der Verf. die *namentliche* Erwähnung des Cyrus, vom Standpunkte des älteren Jesaia aus, also ungefähr 150 Jahr vor seinem Auftreten, zu rechtfertigen sucht (pg. 192 folgg.). Nachdem er zuvor angegeben, das der Name höchst wahrscheinlich ein Appellativum sei, welches der Ehrenname der Persischen Könige war, daß Cyrus nachher vorzugsweise mit Verdrängung seines Eigennamen durch seine Großthaten diesen Namen erhalten: fährt Hr. H. fort „*durch eine besondre Leitung der göttlichen Vorsehung* wurde es bewirkt, daß Jesaia den Namen, den er durch Persische Kaufleute, nach Hengler durch Meder, welche in Sanheribs Heer dienten, erfahren konnte, gebrauchte; vgl. Hengler's Jes. p. 247. 363. Jahns Archäol. II, 2. p. 286. Weßhalb durch ein solches Räsonnement die Gegner zum Schweigen gebracht werden sollen, ist schwer zu begreifen; zunächst steht jene Versicherung als ein Mißbrauch der göttlichen Vorsehung, oder mindestens als ein verwegener Einfall da, der, weil er aller Gründe entbehrt, keinen Anspruch auf Widerlegung eines vernünftigen Gegners machen kann. Doch der Vf. sucht sich gleich noch weiter zu sichern. „Gesetzt aber auch, fährt er fort, der Name Koresch wäre wirklich Nomen Proprium und es ließe sich sonst keine Weissagung nachweisen, in welcher eine spätre Person mit Namen genannt würde, so gäbe auch das noch keinen Beweis der Unächtheit ab. *Denn wer will Gott die Regel vorschreiben, welche er bei seinen Offenbarungen befolgen soll? wer will sagen, daß er das, was er in der Regel nicht thut, nie thun dürfe*"? Das ist freilich ein würdiges Seitenstück zu der eben beliebten Leitung der göttlichen Vorsehung, die allerwohlfeilste Art unfehlbare und unbestreitbare Beweise zu führen, durch ein gefälliges Vorschieben der göttlichen Vorsehung, und Gottes. Denn wer will der Leitung der göttlichen Vorsehung, oder noch besser, Gott selber, etwas anhaben? Die Vorsehung kann ja leiten wie's beliebt; und Gott thun was er will! Solche Aussprüche mögen immerhin aus einem frommen Herzen kommen, da sie aber ihren wahren Grund in einem naiven kindischen Bewußtsein haben, so klingen sie auf dem Boden der Theologie und Wissenschaft überhaupt aufgestellt — *non pectus facit theologum* — ebenso ungereimt als sie in der That — wie sich unten weiter ergeben wird — seicht und nichtig sind. Es hat allerdings Gott eine hier sogenannte Regel, die Nothwendigkeit, oder hat diese nicht nur als ein etwas ihm Aeußerliches, sondern ist sie selber, und kann *nur das* (und nichts andres) thun, was er in der Regel d. i. in seiner Nothwendigkeit thut. Es kann somit freilich von dieser Seite der Mensch mehr, als Gott, und um so mehr, als er von Gott loser ist, er kann unvernünftig, unsittlich, gottlos sein, in Wort und That, kurz kann jeglicher Willkühr u. s. w. sich Preiß geben; dieß kann Gott nicht, er kann nur das, was in seinem Wesen begründet ist *), nur das will er; sein Wesen ist aber nicht die Willkühr, sondern die Freiheit, welche an ihr selber ihre Nothwendigkeit hat, die *freie Nothwendigkeit*, nur was in ihr begründet, aus ihr hervorgehend nothwendig sich entwickelt, ist von und aus ihr. Hierdurch ergiebt sich von selber, was von allen Prophezeihungen, jener Einzelnheiten und Zufälligkeiten zu halten sei, zugleich aber auch mit welchem Recht man sich herausnimmt, von Gott und dem von ihm Ausgehenden (wahren Weissagungen) reden zu wollen, bei den stets wiederholten Versicherungen, doch

*) Hierin stimmt unbegreiflicher Weise sogar der Verf. mit uns überein in dem Satze „Gott thut nichts, was nicht in seinem Wesen gegründet und nothwendig ist" der I. pg. 2. seines Buches sich verlaufen hat.

Digitized by Google

nicht sein Wesen begreifen zu können. — Es beruft sich aber ferner Hr. H. auf die Vorherverkündigung eines andren historischen Umstandes, nämlich auf die Prophezeihung „der Ableitung und Austrocknung des Euphrats in der Nähe Babylons durch die bekannte Kriegslist des Cyrus", welche Cap. 44, 27. mit den Worten „der da spricht zur Tiefe trockne aus, all deine Ströme lass ich versiegen" gegeben sein soll. Wäre dem wirklich also, so hätte allerdings Hr. H. einen Quasi-Beweis in Händen. Denn wenn Gesenius nicht abgeneigt ist die Beziehung hier gelten zu lassen, so könnte die Annahme, dass, wie anderwärts, das Besetzen der Uebergangsplätze des Flusses, hier lediglich ein individueller Zug aus der Reihe der Kriegslisten hervorgehoben sei, (Comment. z. Jes. I. pg. 650. vgl. II. 88.) ihn gegen die Angriffe der Gegner kaum schützen. Auch weiss Hr. H. sehr wohl dergleichen Blössen zu benutzen (vgl. noch Authent. d. Dan. pg. 323 folgg.). Allein es ist der Serab in der Wüste, durch welchen der treffliche aber wunderdürstige Vitringa sich zuerst verführen liess. Herod. (1, 185. 190.) u. Xenoph. Cyr. 7, 5, §. 11 folgg.) sind willkührlich in unsre Stelle hineingetragen, die selber auch nicht eine Spur von jener Kriegslist enthält. So viel ist richtig, dass eine Hinweisung auf den Durchzug durchs rothe Meer — trotz der sonstigen Berücksichtigung der Vorzeit von Seiten des Propheten (vgl. 43, 16.) und trotz der sprachlich möglichen Berechtigung von Seiten des Auslegers — hier wegen bestimmter historischer Beziehungen nicht an ihrem Platz sei. Aber grade die fast gleichen Ausdrücke des Jeremias (50, 38. 51, 36.) in dem ähnlichen Orakel über Babylon, hätten sonnenklar die an sich verdächtige Andeutung der Kriegslist des Cyrus als nichtig zeigen müssen. Denn der ganze Zusammenhang jener Stellen lehrt, dass dort hiermit nur allgemeine *Verwüstung* bezeichnet werde. (Vgl. Jer. l. l. und die folg. v.) So und nicht anders ist auch unser v. zu verstehen. v. 26. Jerusalem und die Städte Judäas sollen aus den Trümmern erstehen v. 27. *Babylon verwüstet werden* v. 28. durch Cyrus. מצולה = ים Meer, vom Euphrat beim Jerem. l. l. — חרבות vgl. Ps. 137, 1. Dass hier und Jerem. an den angef. St. die Verwüstung Babylons durch Austrocknung seiner Gewässer bezeichnet wird, hat schon seine Rechtfertigung in dem gewöhnlichen allgemeinen orientalischen Bilde (nach welchem bekanntlich Vertrocknen des Frischen, Austrocknen des Flüssigen u. s. w. Verheerung und Verwüstung bedeutet), bei dem wasserreichen Babel aber erhält diese Bezeichnung noch ihre besondre, lokal passende Beziehung, vgl. auch 42, 15. und den Gegensatz 41, 18. Noch leichter als dieses einzelnen historisch prophezeiht sollenden Umstandes, werden wir eines andren lediglich auf den der Verf. sich beruft. 1 Regg. 13, 2 sqq. wird dem abgöttischen Jerobeam prophezeiht, dass ein Sohn Josiah mit Namen dem Davidischen Hause geboren werden sollte, der die Priester der Höhe u. s. w. opfern würde. Nun meint Hr. H., wenn dort der König Josiah, über 300 Jahre vor seinem Auftreten, mit Namen genannt würde, so dürfte es nicht befremden, hier (im Jesaiah) den Namen des Cyrus 150 Jahre vor seinem Auftreten zu finden. Nähme man aber in den Büchern der Könige den Namen Josiah für ein Glossem an, so dürfte man mit demselben Rechte den Namen Cyrus beim Jesaiah dafür erachten (II. pg. 194.). Doch hier dürften vernünftige Ausleger den umgekehrten Schluss machen, die namhafte Erwähnung des Josiah, in den Büchern der Könige, beweiset wie die des Cyrus beim Jesaiah, die spätre Abfassung dieser Bücher. An Interpolation ist nicht zu denken; denn so wie die bis aufs Exil herabgeführte Erzählung einen in dieser Zeit lebenden Verf. voraussetzt, so zeigt der ganze Charakter und Darstellungsweise jener Bücher, eine nach vorliegenden Quellen verarbeitete Geschichte.

Die Verschiedenheit der Sprache und Darstellung giebt Hr. H. der Hauptsache nach zu, sucht sie aber theils psychologisch zu rechtfertigen, — der Verf. ist auch sonst gewaltig reich an psychologischen Bemerkungen vgl. I. pg. 274. Ende und 275. — durch die mit den Jahren geänderte Gemüthsstimmung des Propheten, theils in der Verschiedenheit des Gegenstandes zu begründen; denn wo der Gegenstand gleich sei, meint Hr. H., finde sich auch Uebereinstimmung der Darstellung, wie besonders in den Messianischen Schilderungen, wo sogar die einzelnsten Züge übereinstimmten wie z. B. der Cap. 11, 6. gleich 65, 21. hervorgehobene (schöne) Umstand, dass Wolf und Lamm (in der Messianischen Zeit) zusammenweiden! (vgl. I. pg. 192.).

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

Nro. 66.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1831.

Christologie des A. Testaments und Commentar über die Messianischen Weissagungen der Propheten von E. W. Hengstenberg.

(Schluſs.)

In ein zu groſses Detail würde es führen, wollten wir hier prüfen, wie Hr. H. und nach ihm in widerlicher Breite Hr. Kleinert, die einzelnen Spuren des spätern oder eigends nüancirten Sprachgebrauchs, den man für die Verschiedenheit der Verf. geltend gemacht, zu widerlegen sucht. Beispielsweise heben wir nur eins hervor. Um die dem Deutero-Jes. eigenthümliche Bedeutung von צֶדֶק Heil, Glück — die sich so streng aus der Vergeltungslehre, und der Vorstellung der Hebräer, von der göttlichen Gerechtigkeit entwickelt — zu bestreiten, erklärt Hr. H. cap. 41, 2. צֶדֶק יִקְרָאֵהוּ לְרַגְלָיו nach Vitringa: die Gerechtigkeit kommt ihm entgegen auf den Fuſs d. i. wohin er geht, wogegen schon Gesenius mit Recht das Unpassende in dem Ausdrucke des *Entgegenkommens* der Gerechtigkeit (als etwas Aeuſserlichen) nachgewiesen hat, welcher Einwand nicht durch die beliebig angenommene Erklärung gehoben wird; das Bild sei von einem folgsamen Diener entnommen, der nicht wartet bis er gerufen wird, sondern freiwillig zum Dienste sich darstellt *). Für die (L. de Dieusche) Auffassung „Glück begegnet ihm auf seinem Tritte" spricht schon auſser dem einfachen Sinn, die Aufführung des Cyrus an den andren Stellen cap. 45, 13. der Ausdruck וְכָל־דְּרָכָיו אַיְשַׁר all seine Wege will ich beglücken", und 48, 15. וְהִצְלִיחַ דַּרְכּוֹ beglückt ist sein Weg.

Die positiven Gründe, welche Hr. Hengst. für die Identität beider Verf. anführt, sind theils schon in den Schriften der Gegner genügend berücksichtigt; theils dürfte die Widerlegung derselben keinen bedeutenden Schwierigkeiten unterliegen. Heben wir einiges hier hervor. Von den Eigenthümlichkeiten, welche Deutero- und Proteno-Jes. gemein haben, beruft sich Hr. Hengst. auf die 2 bekannten, nämlich die Bezeichnung Jehova's als קְדוֹשׁ יִשְׂרָאֵל *des Heiligen Israel's* und "אֶקְרָא לְ *genannt werden, heiſsen* = sein. Mit Recht verwirft hier der Verf. die Annahme (Gesenius und de Wette's) daſs dies von einer *conformirenden Hand* (etwa des Sammlers) herrühre; denn geben wir auch zu, daſs der erstere Ausdruck "קְדוֹשׁ יש auf diese Weise eingeschoben werden konnte, so ist doch dies bei dem letztern, der gewöhnlich als Verbum in der ganzen Satzstructur eng verwebt ist, ganz unmöglich. Es sind vielmehr beide Ausdrücke — die allerdings nicht vom Zufall herrühren — der Lectüre des ältern Jesaia abgewonnen, welchem der Verf. des 2ten Theils, ohne sclavisch zu sein, auch in vielen andern Ausdrücken, Bildern und Gedanken gefolgt ist, *) woraus sich dann die Verschiedenheit, wie die Aehnlichkeit beider Theile am einfachsten und natürlichsten erklärt. Der erste Ausdruck, die Bezeichnung Jehova's als des Heiligen Israel's mochte ohnehin unserem Propheten, der geistig so ziemlich an der Spitze seines Standes steht, als das höchste und würdigste Prädicat Jehova's, in welchem

*) Hr. Kleinert erklärt (Echtheit u. s. w. pg. 257.) nach dem Syrischen ܙܕܩܐ „dem Gerechtigkeit begegnen wird, hinter ihm d. i. als seine Dienerin; begegnen *für überall zuspringen*, wo man nur verlangt wird; wie wir fast mit derselben Wendung von einem zuvorkommenden Betragen sprechen". (*Welche Exegese!*)

*) Hierher gehört auch das oben angeführte Zusammenwieden des Wolfs und Lamms in der Messianischen Zeit. Daſs Deutero-Jes. auch andere Propheten vor Augen gehabt, ist höchst wahrscheinlich; an Nahum läſst sich dies auch in den wenigen Capiteln nachweisen; vgl. Nah. 2, 1. mit Jes. 52, 1 und 7. Nah. 3, 7. mit Jes. 51, 19.

Digitized by Google

alle übrigen aufgehoben sind, mit Recht erscheinen. — Für die Zeitverhältnisse vermifst Hr. Hengst. bei der Annahme eines exilianischen Verfs. manche specielle Beziehung; in Bezug auf Cyrus sei alles räthselhaft gestellt, nicht näher bestimmt, wer die gegen Babylon anrückenden Völker seien, wer dieser Cyrus sei und auf welche Weise er das Volk erretten werde. Was Hrn. Hengst. räthselhaft vorgekommen, hätte er doch ein wenig näher andeuten mögen; wer der Cyrus und seine Völker seien, haben die Exulanten in Babylon wohl schon erfahren; das *Wie* der Errettung hat der Prophet, näher, als er es bezeichnet, wohl selber nicht geschaut, wenigstens da er es nicht angiebt, sind wir zu keiner anderen Annahme berechtigt. Ueberhaupt sind aber dies Einwürfe der Art, — die man, wenn's beliebt, zu Dutzenden anfertigen kann — dafs, wenn sie gelten sollen, man damit auch manchen Schriftsteller unsrer Zeit bequem in irgend ein Jahrhundert zurückwerfen kann. — Endlich aber meint der Hr. Vf., gäbe es eine Menge Beziehungen, welche auf die Lage der Dinge gegen das Ende des Babylonischen Exils gar nicht passen, sondern nothwendig das Zeitalter des Jesaia oder wenigstens die Zeit vor dem Exil erfordern; dies sei nur erklärlich, wenn Jesaia (!) der Verf. sei, wo er dann, aus der als Gegenwart fingirten Zukunft, die wirkliche Gegenwart durchblicken liefse; so sollen Cap. 43, 22. die Worte „du hast mir nicht gebracht die Lämmer deines Brandopfers, mich nicht geehrt durch Opfer u. s. w." offenbar die Jesaianische Zeit verrathen; denn wie konnten im Exil vom Volke Opfer verlangt werden, die an das Land selber gebunden waren? Allein, den Zusammenhang der Stelle richtig aufgefafst, fällt alle Schwierigkeit. Dieser ist: Verdient hat das Volk diese Rettung nicht, denn wiewohl der Kultus Jehova's nicht schwer war, — Jehova hatte es nicht mit Opfer gequält (wie vormals im Lande) — so hat es Jehova doch nicht verehrt, sondern seiner überdrüfsig, ihn mit seinen Lastern und Sünden geplagt. Aber um seinetwillen tilgt Jehova die Sünden des Volkes (v. 25) Israel kann nicht rechten wollen mit Jehova. (v. 26) Denn von jeher sind Volk und Priester abtrünnig gewesen von Jehova (v. 27), darum mufste er beide der Schmach und dem Fluche (d. i. dem Exil) Preifs geben (v. 28). Wie hiernach die Praeterita v. 23 und 24 zu nehmen sind, leuchtet von selbst ein, „nicht brauchtest du mir zu bringen, nicht habe ich dich „geplagt mit Speisopfern, nicht dich gequält mit Weih„rauch — aber du hast mich gequält mit deinen Sün„den, mich geplagt mit deinen Missethaten". Jedoch wagen wir es, noch eine andre Wendung, die die Stelle zuläfst, hier aufzuführen, des Sinnes: Verdient hat Israel die Rettung nicht, denn nicht *Jehova* hat es verehrt, sondern seiner überdrüfsig (v. 22) allerlei Opfer *den Götzen* gebracht, und ihn so (noch im Exil) durch seine Sünden gequält (ihm mit Sünden gedient). 23. 24. Aber um seinetwillen u. s. w. Die erste Auffassung möchten wir vorziehen, für die letztere könnte vielleicht, aber auch nur vielleicht, das vorangestellte אוֹתִי (v. 22) sprechen; v. 23 24. würden hiernach eine Rüge des Götzendienstes im Exil enthalten, wie sie sich auch sonst und noch schärfer bei unserem Verfasser Cap. 57, 3. folg. findet. Aber gerade die Erwähnung des Götzendienstes führt Hr. Hengst. mit Andern zum Beweis der frühern, vorexilianischen Abfassungszeit an. Im Exil könne kein Götzendienst gewesen sein. Aber man entscheide unbefangen, ob ein Volk, in dessen ganzer Geschichte von seiner Bildung ab neben dem Jehovakultus der Götzendienst herläuft, grade im Exil, dem eigentlichen Sitze des Götzendienstes, und im Zusammenleben und der Vermischung (vgl. Esra und Nehemia) mit einer abgöttischen Nation, ganz und gar frei von demselben nur bleiben konnte? Wenn aber Hr. Hengst. behauptet, dafs die ganze frühere (!) und spätere Geschichte der Zerstreuung der Juden unter andre Völker nur ein fortgehendes Beispiel ihres starrsten Festhaltens an der väterlichen Religion liefere, so konnte allerdings die spätere Geschichte nicht leicht mehr Spuren des Götzendienstes unter den Juden aufweisen, — da der Götzendienst selbst bei den Heiden, unter denen sie lebten und verkehrten, fad und abgeschmackt geworden war — aber die ganze spätere Geschichte der Juden in allen Ländern und allen Jahrhunderten zeigt ebenso klar und bestimmt, dafs wie nach der einen Seite sie starr festhaltend an das Alte consequent sich fortbildeten, so auf der andern Seite fortwährend in sich aufnahmen die Eindrücke und Einflüsse der Länder, Zeiten und Völker, in und unter welchen sie lebten, so dafs das jedesmalige Gepräge derselben an ihnen sichtbar ist. — Eine einzige Stelle bleibt übrig, welche selbst Hrn. H's, Gegnern, den Bestreitern der Identität der Verf., auf die Zeit des Protero-Jesaia zurückzuweisen schien. (de Wette's Einleitung, 3te Aufl. pg. 304 d.), die dann auch

Digitized by Google

Hr. Hengst. geltend zu machen weifs. Es ist Jes. 57, 9. welchen v. man gewöhnlich *von einem Werben nach auswärtigen Bündnissen* versteht. Dies würde allerdings kaum in die Zeit des Exils passen. Aber von Bündnissen ist auch gar nicht die Rede. In dem Vorhergehenden, sowie noch im Folgenden (vgl. v. 10 und 11) wird Israel's Götzendienst, um mit Ezechiel zu reden, als מַעֲשֵׂה אִשָּׁה זוֹנָה שׁוֹלֶמֶת dargestellt, der abgöttische Theil des Volkes als Hure, und sein Götzendienst als Hurerei, und dasselbe Bild geht auch durch diesen v. „du gehst zum Könige in Oel, nimmst viel der kostbaren Salben; und sendest deine Boten in die weite Ferne, und bis tief in die Unterwelt". Sie, Israel, buhlte nicht nur um die Liebe des Königs (-Götzen — im Lande,) sondern unersättlich in ihrer Lust, liefs sie aus den fernsten Landen, ja selbst aus der Unterwelt sich Buhlen (d. i. Götzen) kommen. בַּשֶּׁמֶן könnte man *mit* Oel übersetzen, und vom Darbringen wohlriechender Oele und Salben verstehen, aber besser und dem Bilde angemessener, nehmen wir's vom Salben selbst, Israel geht in köstlichen Oelen und Salben (d. i. gesalbt) zum Könige (vgl. Esth. 2, 12.), sich buhlerisch ihm gefällig machend vgl. Ezech. 23, 40.; oder vielleicht, dafs absichtlich die Darstellung für beide Beziehungen gewählt ist vgl. Ezech. 16, 31 folgg. Für das Herholen der Buhlen (Götzen) aus fremden Landen vgl. Ezech. 23, 16. 40. Der Ausdruck *bis in die Unterwelt*, der bei Bündnissen ganz unpassend ist, könnte blofs hyperbolisch sein, doch liegt es nicht fern einen andren Aberglauben — der auch sonst im Gefolge des Götzendienstes gerügt wird vgl. Jes. 8, 19., — das Sichhingeben an Todtenbeschwörer, und deren Gespenster hierin zu finden; dann sagen die Worte: und selbst mit den Todten buhltest du (selbst die Manen, Gespenster, liefsest du dir beschwören). So schliefst sich dieser v. gleich gut dem Vorhergehenden wie dem Folgenden an. Hiermit ist aber auch das Zurückfallen des Propheten aus der als Gegenwart fingirten Zukunft in die wirkliche Gegenwart erledigt, und jene dem Propheten untergeschobene Fiction bleibt eine Fiction seines Auslegers. Bevor wir obige grammatische und historische Erörterungen schliefsen, müssen wir noch anerkennend bemerken, dafs auch die Rabbinischen Schriften fleifsig vom Hrn. Verf. zu Rathe gezogen sind, obwohl uns keine Stelle aufgefallen ist, die wir nicht schon anderwärts mitgetheilt und übersetzt fanden. Wir wollen hier nur auf ein Mifsverständnifs der Rabbinischen Sprache aufmerksam machen, welches Hrn. H. zunächst zu einer ganz falschen Behauptung geführt. Wie weit sein Vorgänger Glaesener (*de gemino Judaeorum Messia*) mit ihm den Irrthum theilt, wissen wir nicht genau, weil wir denselben nicht zur Hand haben. Thl. I. p. 284. wird in Beziehung auf Zach. 12, 12. die dahingehörige Stelle aus *Thalm. Jerusch.* (sie findet sich *Succ. Per.* 5. *pg.* 12. *c. a.*) und sodann die andre über den Messia ben Joseph aus *Thalm. babli Mess. Suc. fol.* 52. *a.* mitgetheilt; sie lautet also

הא חספירא מאי עבידתיה פליגי בה רבי
דוסא ורבנן חד אמר על משיח בן יוסף שנהרג
וחד אמר על יצר הרע שנהרג בשלמא למאן
דאמר על משיח בן יוסף שנהרג היינו דכתיב
וחביטו אלי את אשר דקרו וספדו אליו כמספד
על היחיד

Hr. H. übersetzt „warum wird jene Trauer statt finden? Darüber sind R. Dusa und die Doctores uneins. Nach der einen Meinung, wegen des *Messias ben Joseph* welcher getödtet werden soll, nach der andren wegen der angeborenen sündigen Begierde, welche getödtet werden soll. *Doch Friede sei dem*, welcher es von dem Tode des Messias ben Joseph versteht. Auf ihn nämlich bezieht sich die Stelle Zach. 12, 10. und sie werden um ihn klagen, wie man klagt um ein eigenes Kind u. s. w." Hieraus schliefst Hr. H., dafs während die ältere Zeit (*Gemara Hieros.*), wo der Messias ben Joseph noch unbekannt gewesen, in Beziehung auf Zach. l. l., sich noch nicht zur unbedingten Verwerfung der abentheuerlichen Erklärung des יצר הרע (bösen Begierde) entschliefsen konnte, habe die spätere Zeit, die Stelle der *Gemara Hieros.*, nach der Fiction von einem doppelten Messias, die Erklärung von יצרה unbedingt verworfen. Allein dem ist nicht also, Hr. H. hat, wie sein Vorgänger de Wette *de morte expial. pg.* 111. u. 112., nur einen halben Satz, ein Fragment mitgetheilt, einen Vordersatz, zu welchem dem des Rabbinischen Kundigeren sogleich der Nachsatz fehlt; der Grund liegt in dem mifsverstandenen בשלמא. Dieses bildet in der Rabbinischen Sprache niemals einen Schlufssatz, sondern nur einen Vordersatz, der zugleich auf einen Gegensatz hinweiset, daher ist sein stetes Correlat das Wörtchen בשל"־אלא d. i. in (Frieden) Richtigkeit zwar — aber; also nicht: doch Friede sei dem, u. s. w." oder wie (Glaesener?) bei de Wette *l. l.* Pax *vero* illi

Digitized by Google

sit; sonach hätten wir denn auch hier den Gegensatz zu erwarten, der die Meinung dessen durchführt, der Zach. 12, 10. auf den יצר ה" bezieht, und dieser lautet wie folgt אלא למאן דאמר על יצר הרע שנהרג האי הספידא בעי למעבד שמחה בעי למעבד אמאי בכו כדדרש רבי יהודה לעתיד לבא מביאו הק"בה ליצר הרע ושוחטו בפני הצדיקים ובפני הרשעים צדיקים נדמה להם כהר גבוה ורשעים נדמה להם כחוט השערה הללו בוכין והללו בוכין צדיקים בוכין ואמרים היאך יכולנו לכבוש הר גבוה כזה ורשעים בוכים ואמרים היאך לא יכולנו לכבוש את חוט השערה הזה ואף הק"בה תמה עמהם שנאמר כה אמר ה" צבאות כי יפלא בעיני שארית העם הזה בימים ההם גם בעיני יפלא אמר רבי אסי יצר הרע בתחילה דומה לחוט של בוכיא ולבסוף דומה כעבותות העגלה שנאמר ישע' ה" יח"

Freilich unbestreitbar ist die Ansicht dessen, der es auf den *Messias ben Josef* der getödtet werden soll, bezieht, denn dafür ist die Schrift Zach. 12, 10., aber nach Ansicht dessen, der es auf die böse Begierde, die getödtet werden soll, bezieht, warum sollten sie trauern? (Zach. l. l.) freuen sollten sie sich, warum weinen? Das ist zu verstehen (die Stelle Zach.) nach der Auslegung R. Jehudas: dereinst bringt Gott der Heilige und Gepriesene die böse Begierde, und schlachtet sie Angesichts der Gerechten und Angesichts der Frevler. Den Gerechten dünkt sie gleich einem hohen Berg, den Frevlern gleich einem Haarfaden; diese weinen, und jene weinen. Die Gerechten weinen und sprechen: ha wie konnten wir doch bezwingen einen hohen Berg gleich diesem, die Frevler weinen und sprechen: ach wir konnten nicht bezwingen diesen Haarfaden, und auch Gott ist erstaunt mit ihnen, wie es heifst Zach. 8, 6. Rabbi Assa sagt:" die böse Begierde gleicht anfänglich dem Faden einer Spinne, zuletzt aber gleicht sie den Wagenseilen, wie es in der Schreift heifst Jes. 5, 18." Hiernach ist denn das Falsche der obigen Behauptung des Hrn. Verf. nicht mehr zweifelhaft. — Doch genug der Einzelnheiten die weiter zu verfolgen hier der Ort nicht ist. Fleifs, Gelehrsamkeit und Scharfsinn wird man durchgehends in der grammatischen und historischen Arbeit des Hrn. H. nicht vermissen. Wenn wir bisher so viel als möglich auf diesem Gebiete stehen blieben, so geschah es aus der reiflichen Erwägung, dafs es fruchtlos sei, die dogmatische Auffassung der einzelnen Stellen Seitens des Verfs. in Anspruch zu nehmen, da dieselbe so ganz und gar auf seinem allgemeinen dogmatischen Standpunkt basirt ist. Wie es sich nun mit diesem verhält, soll demnächst besonders geprüft werden.

Ferd. Benary.

XLIII.

Lehrbuch der Meteorologie v. Lud. Fr. Kaemtz. Erster Band. 8. 510 S. *mit* 3 *lithographirten Tafeln. Halle in der Gebauerschen Buchhandlung.*

In der Einleitung Pg. 1—13. wird der Begriff der Meteorologie festgesetzt, als derjenige Theil der Physik, welcher sich beschäftige mit Beschreibung und Erklärung der Meteore, d. h. der Aenderungen im Zustande der Atmosphäre; dann wird eine kurze Uebersicht gegeben von der Folge, nach welcher die verschiedenen Gegenstände vorgetragen werden sollen. Indem der vorliegende 1ste Theil von der chemischen Beschaffenheit der Atmosphäre, vom Gange der Temperatur, den Winden und den Hydrometeoren spricht, wird im 2ten Theile die Rede sein: vom Stande des Barometers, von der atmosphärischen Electricität, vom Sonnenlichte, Feuerkugeln, Sternschnuppen, vom Einflusse des Mondes und anderer Himmelskörper und der Klimatologie.

Die Geschichte der Meteorologie und die etwa nöthigen Vorbegriffe aus der Physik, werden nicht berührt, erstere bildet vielleicht den Schlufs des Werkes, letztere werden wohl vorausgesetzt, aber ungern haben wir es hier vermifst, dafs der Verf. nicht erwähnt, welche Ansichten ihn beseelen über die Grundlehren der Physik.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 67.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1831.

Lehrbuch der Meteorologie v. Lud. Fr. Kaemtz. Erster Band.

(Fortsetzung.)

Ueberall wird die Wärme als ein Grundphänomen der Meteorologie herausgehoben, ob diese ein materieller Stoff, oder ob sie, wie das Licht, nur das Produkt von Undulationen sei, darüber herrschen bekanntlich unter den Physikern verschiedene Ansichten, die nothwendig von Einfluſs und Interesse sein müssen, wenn nicht von bloſser Beschreibung, sondern von Erklärung der Phänomene die Rede sein soll. Gewiſs möchte es daher wohl nicht unpassend gewesen sein, sich über diese Gegenstände in der Einleitung auszusprechen, da in der Meteorologie eine solche Erörterung nicht, wie bei einem Handbuche der Physik, zweckmäſsig bei den einzelnen Capiteln geschehen kann. Für die bloſse Beobachtung ist es zwar gleichgültig, ob ein Phänomen bedingt wird durch das Einwirken eines materiellen Körpers oder durch eine undulatorische Bewegung, nicht aber für die Theorie.

Der 1ste Abschnitt Pg. 14—51. handelt von der chemischen Beschaffenheit der Atmosphäre, zuerst von den verschiedenen Eudiometern und erörtert dann die chemischen Analysen der atmosphärischen Luft, wo gezeigt wird: daſs diese dem Gewichte nach bestehe aus 23,012 Theilen Oxygen, 76,913 Azot und 0,075 Kohlensäure. Hierbei heiſst es Pg. 32. daſs es wohl kaum einer Erwähnung verdiene, wie die Luft in der Nähe der Sauerbrunnen u. s. w. eine weit gröſsere Menge Kohlensäure enthalten müsse als sonst. Diese Präsumtion ist aber ohne Beweis hingestellt und dürfte wohl nicht richtig sein; wäre die Atmosphäre in der Gegend der Sauerbrunnen, der Quellen von kohlensaurem Gase u. s. w. wirklich so reich an diesem Gase, wie etwa ein Keller, worin Bier, Wein u. s. w. gährt, so würde man dieſs wohl beim Athmen spüren; dieſs ist aber nicht der Fall, die Atmosphäre, auch in der Nähe von sehr starken Gasentwickelungen, scheint so rein zu sein, als anderwärts, wenigstens ist das Gegentheil wohl noch nicht nachgewiesen.

Der Verf. erwähnt nun die Substanzen, welche die Chemie sonst noch in der Atmosphäre und im Regenwasser aufgefunden hat, und sagt dann Pg. 39. „so machen Oxygen, Azot und Kohlensäure die permanenten „Gase der Atmosphäre aus und es folgt aus allen Untersuchungen: daſs das Verhältniſs derselben allenthalben gleich ist, oder, daſs die Schwankungen so unbedeutend sind, daſs sie sich nur mit Mühe nachweisen „lassen. Woher aber kommt es nur: daſs dieses Verhältniſs so constant ist, da doch die Luft durch die „vielen chemischen Prozesse auf der Erde beständig „verändert wird".

Daſs dieſs constante chemische Verhältniſs vorhanden ist, hat die Chemie seit langer Zeit dargelegt und dieses Resultat hat nur die Meteorologie zu erklären und weiter zu verarbeiten. Der Chemiker kann hier wohl die sehr einfache Frage aufwerfen: woher mag dieses constante Verhältniſs kommen? wenn aber der Meteorolog, der nicht allein die Thatsachen hinstellen, sondern auch erklären will, für die Erklärung nichts thut, als jene Frage hinzustellen, so hat er es nicht der Mühe werth gehalten eine Erklärung zu versuchen. Erwägt man die auſserordentliche Masse von Sauerstoff, welche der Atmosphäre fortwährend durch die Organismen und die Erdrinde selbst entzogen wird, so wie die, anderntheils gleich auſserordentliche, Menge von kohlensaurem Gase, von Wasser- Stickstoff, Schwefelwasserstoff u. s. w., welche theils aus der Erde, theils durch die Organismen der Atmosphäre zugeführt werden und man findet dennoch, daſs diese an jedem Punkte aus gleichen Verhältniſsmengen von Sauer- Stick- und Kohlenstoff bestehet, dann muſs man wohl zu der Ansicht gelangen: daſs in der Atmosphäre ein Prozeſs

Digitized by Google

vorgehet, welcher im Stande ist, stets das chemisch-constante Verhältniſs zu erhalten, ohngeachtet fortwährend gewisse Bestandtheile absorbirt und andern zugeführt werden. Die Atmosphäre ist daher doch wohl etwas Anderes, als eine ähnliche Verbindung von Gasen, die der Chemiker in seiner Glasglocke behandelt, und die sich verändert, je nachdem ein Theil weggenommen, ein anderer zugelassen wird. Ref. meint: daſs bei einer Meteorologie gerade diese Eigenschaft der Atmosphäre vorzugsweise herauszuheben und recht klar dargelegt werden müsse, daſs man bei Behandlung der Meteorologie eben davon auszugehen habe: daſs die Atmosphäre nicht sich verhält, als eine abgesperrte Luftmasse im Laboratorio, sondern ganz andere Verhältnisse darbietet, daſs sie, auf gleichsam organische Weise, sich chemisch gleich bleibt und, was ihr auch Fremdes zugeführt wird, sich assimilirt, weshalb eben sie stets gleiche chemische Bestandtheile zeigt; dieſs ist ja keine Hypothese, sondern das Resultat der Beobachtungen, wie sie der Verf. selbst darlegt.

Hierauf wird die Frage untersucht: ob die Bestandtheile der Atmosphäre ein chemisches Gemisch, oder ein mechanisches Gemenge bilden; wenn es — wird pg. 45 gesagt — dennoch „sehr wahrscheinlich ist, daſs die „Atmosphäre ein mechanisches Gemenge sei, so konnte „man zuerst glauben: daſs die Gase ihrer verschiedenen „Dichtigkeit gemäſs über einander gelagert wären, so, „daſs wir zuerst eine Schicht Kohlensäure, darüber Oxy„gen, dann Azot, und dann Hydrogen antreffen wür„den; diese Hypothese scheint (!!) indessen durch die „Erfahrungen von Dalton, Berthollet, Berzelius und Hum„boldt nicht bestätiget zu werden." — Der Verf. bemerkt nun: daſs im chemischen Versuche 2 Gase, welche keine chemische Wirkung auf einander haben, sich in kurzer Zeit durchdringen und sagt dann pg. 46: „wir müssen hiernach annehmen, daſs die gasförmigen „Körper in der Atmosphäre einzeln, neben einander „existiren, so, daſs ein Atom von irgend einem Gase, „nur ein gleichartiges abstoſse und sich gegen die „übrigen als indifferente Masse verhält, gehen wir aber „hiervon aus, so ist es nicht möglich, daſs in einer „vollkommen ruhigen Atmosphäre das Mischungsverhält„niſs in allen Höhen dasselbe bleibe, denn, da die Ge„wichte der Gase ungleich sind, muſs die Dichtigkeit „eines Jeden nach dem Mariottischen Gesetze für glei„che Aenderungen der Höhen ungleich abnehmen." Der Verf. legt nun eine desfalsige Berechnung zu, und fährt dann fort, „aus dieser Hypothese wird folgen: daſs „die Menge des Azotes mit der Höhe zunimmt, was die „Erfahrung aber nicht bestätiget. Wenn man auch auf „die Bewegung der Atmosphäre Rücksicht nimmt, so „könnte hierbei immer der Einwurf gemacht werden, „daſs dieser den Unterschied in dem Mischungsverhält„niſs zwar verkleinern, aber nicht ganz aufheben könn„te. Das Gewicht dieses Einwurfes anerkennend, will „ich annehmen, es werde durch die gedachten Ursachen „um die Hälfte dieses Unterschiedes aufgehoben, da„durch würde die Atmosphäre in einer Höhe von 10,000′ „nicht wie am Ufer des Meeres 21,0, sondern 20,5 pct. „Oxygen enthalten. Hiernach — heiſst es pg. 50, beim „Schlusse des Capitels — wird es sehr wahrscheinlich, „daſs die Atmosphäre in den obern Regionen groſse „Mengen von Hydrogen enthalte; wegen seiner gerin„gen Dichtigkeit müſste zwar die Menge dieses Gases „mit der Höhe sehr schnell zunehmen, da er sich aber „mit groſser Leichtigkeit durch die Poren der übrigen „Gase ausbreitet, so müſsen wir es allenthalben antref„fen; die Erfahrung zeigt dieses nicht, wir müssen da„her die Existenz desselben bezweifeln und die Frage: wo das viele Hydrogen bleibe! unbeantwortet lassen."

Refer. will mit dem Vf. über seine Annahme nicht rechten, muſs aber gestehen, daſs ihn dieses Capitel wenig befriedigt hat. Steht es einmal fest, daſs die Atmosphäre überall ein gleicher chemischer Körper ist, so begreift man nicht wohl, wie dieser dennoch aus einem mechanischen Gemenge bestehen soll, von Körpern die ganz differente Eigenschaften haben und sehr ungleichförmig der Atmosphäre zugeführt werden. Nur ganz kurz erwähnt der Verf. den Einfluſs der Vegetation auf die Atmosphäre, daſs hier Absorbtionen und Exhalationen geschehen, die offenbar von Einfluſs sind. Aber noch ungleich gröſser ist der Einfluſs, den die Erdrinde auf die chemischen Verhältnisse der Atmosphäre ausübt, der neuerlich mehrmals und durch sehr viele Thatsachen unterstützt zur Sprache gebracht wurde. Schon längst ist constatirt, daſs nicht die Dammerde allein, sondern fast alle Mineralien, und deſshalb auch die Straten der ganzen Erdrinde, Sauerstoff absorbiren; es ist ebenso ermittelt, daſs die ganze Erdoberfläche fortwährend irrespirable Gasarten exhalirt, da z. B. alle Quellwasser Kohlensäure enthalten, aber strichweise ist diese Exhalation so auſserordentlich, daſs nach

Digitized by Google

Bischoff (Schweiggers Jahrbuch, 1829, Heft 6), ein kleiner Fleck am Laacher-See täglich 600,000 ℔ Kohlensäure liefert; ganze Gürtel solcher Gasquellen umgeben die Erde und die Emanationen der Vulkane sind nicht minder bedeutend. Soll aber das chemische Verhältniſs der Atmosphäre wissenschaftlich, nicht in rhapsodischen Aufsätzen behandelt werden, so dürften doch wohl solche Phänomene mit zu berücksichtigen sein, deren bloſses Ignoriren sie nicht wegzaubert. Wird einmal bezweckt, die groſsen, meteorologischen Phänomene zu erklären, so sollte man doch versuchen, eine Ansicht aufzustellen, wie die gleiche chemische Constitution sich bei diesem Zu- und Abflieſsen erhalten kann.

Der 2te Abschnitt, pg. 52—137 behandelt den Gang der Temperatur im Allgemeinen; nachdem von dem Aufhängen des Thermometers und der Art gehandelt ist, wie Thermometer-Beobachtungen zu bearbeiten sind, wird von pg. 60—113 gründlich das analytische Verfahren gezeigt, wie die Wärme und mittlere Temperatur eines Tages zu bestimmen ist; am Schlusse dieser weitläuftigen, mühevollen Erörterung, die mit Umsicht wohl alle neuern Beobachtungen berücksichtigt, wird gesagt: „es mag allerdings kleinlich erscheinen, daſs „ich bei diesem Gegenstande so lange verweile, allein „wir wollen künftigen Physikern Elemente hinterlas„sen, durch welche bestimmt werden kann, ob die Wär„me der Atmosphäre sich im Laufe der Jahrhunderte „ändere oder nicht." Nun wird auf ähnliche Art der Gang der jährlichen Wärme untersucht, und gezeigt, wie durch Rechnung die mittlere Jahreswärme aus den Beobachtungen einiger Monate herzuleiten ist, wie der Gang der Wärme verschieden ist in der Nähe des Meeres und im Innern der Continente, wie endlich die Temperatur abnimmt mit der Entfernung vom Aequator und mit der Erhebung über dem Boden.

Dieses, für den Meteorologen von Fach, gewiſs wichtige Capitel, welches sich vorzugsweise damit beschäftigt zu zeigen: wie die Beobachtungen durch Rechnungen controllirt und ergänzt werden können, ist in naturhistorischer Hinsicht von geringerem Interesse, da wenige allgemeine Resultate herausgehoben werden und die überall eingestreueten Rechnungen es sehr erschweren, den Gang der Untersuchung stets im Auge zu behalten. Ueber die Temperatur der Erde und deren Oberfläche, über die Tiefe, bis zu welcher die Temperatur-Veränderungen in die Erde dringen, wird nichts erwähnt; die Isothermen, die Frage: ob die Wärme in der geschichtlichen Periode der Erde hat Veränderungen erlitten und ähnliche Gegenstände, werden wahrscheinlich in der Klimatologie ihren Platz finden.

Das 3te Capitel, pg. 138—286 ist den Winden gewidmet und beginnt mit folgenden Worten: „Wir ha„ben bisher den Gang der Wärme im Allgemeinen, mit „Uebersehung aller ungewöhnlichen Störungen, betrach„tet, wenn man indessen das Thermometer längere Zeit „an einem Orte beobachtet, so erkennen wir sehr bald, „daſs dasselbe sehr vielen Oscillationen unterworfen „ist. Vergleicht man gleichzeitige Messungen an mehr „oder weniger entfernten Punkten, so wird die Zahl „der Anomalien noch gröſser; bald ist der Gang der „Instrumente übereinstimmend, bald sinkt es an dem „einen Orte sehr schnell, während es an dem zweiten „ebenso bedeutend steigt. Sind diese Temperaturdiffe„renzen an mehr oder weniger entfernten Orten bedeu„tend, dann bleibt die Atmosphäre nicht länger im Zu„stande der Ruhe, es erfolgen mehr oder weniger leb„hafte Strömungen derselben, welche wir mit dem Na„men Winde bezeichnen".

Als wichtigste Ursache derselben wird die Temperaturdifferenz angeführt, die bedingt wird dadurch, daſs ein Theil der Atmosphäre durch die Sonne mehr erwärmt wird, als ein anderer. Der Verf. sucht nun durch Rechnungen die quantitative Geschwindigkeit des Windes auszumitteln und wie aus den Beobachtungen an einem Orte, Folgerungen zu ziehen sind über die Strömungen der Luft in ganzen Distrikten, behandelt dann die Passate und Moussons (Winde, die einen Theil des Jahres gröſstentheils aus derselben Richtung wehen) zeigt die Einwirkung der Küsten auf die regelmäſsigen Winde, untersucht die Gegend, wo ein Wind sich zuerst zeigt und spricht dann von den Winden in Madera, England und andern Gegenden, von dem Einflusse der Jahreszeiten auf die Windrichtung, von Dove's Hypothese über die Drehung des Windes, von dem Samum und verwandten Phänomenen. Wir haben, heiſst es schlieſslich Pg. 279. — aus einem Principe, die meisten „Erscheinungen abgeleitet, welche die Winde „uns darbieten. Dieser einfache Grundsatz bestand da„rin: daſs sich sogleich Winde erheben müssen, sobald „die Luftmasse mehr oder weniger erwärmt wird; im „jenem Falle flieſst die Luft der untern Regionen ge„gen die wärmern Gegenden hin, in diesem findet das

Digitized by Google

„Gegentheil statt. Andere Eigenschaften der Winde wen„den wir in der Folge kennen lernen, gegenwärtig will „ich noch einige historische Bemerkungen mittheilen".

Ref. war bei Lesung dieses Abschnittes besonders begierig zu wissen, welche Vorstellung sich der Verf. über das Wesen des Windes oder der Luftströmungen überhaupt mache; denn entweder hat man anzunehmen: dafs, analog dem fliefsenden Wasser, materielle Lufttheilchen durch irgend eine Kraft weithin fortbewegt werden; dafs daher bei einem Winde aus den Polargegenden wirklich materielle Lufttheilchen in südlichere Gegenden kommen, oder es findet nur eine oscillatorische Bewegung, wie beim Schalle statt, wo die materiellen Theilchen nur eine sehr unbedeutende oscillatorische Bewegung machen und die Resultate nur hervorbringen, indem die Oscillationen sich weit fortsetzen. Dieſs scheint der Punkt zu sein, von dem man (wie bei der Akustik), bei der naturhistorischen Betrachtung der Winde ausgehen müsse; jenachdem man dieser oder jener Ansicht huldiget, wird die Theorie sehr verschieden sein. Unser Verf. erörtert diese Grundfrage nicht näher, scheint aber der erstern Ansicht zugethan, denn Pg. 160. sagt er: „während das Barome„ter im westlichen Europa das Minimum erreicht, liegt „das Maximum erst vielleicht in Nord-Amerika, die „Luftmassen müssen daher einen sehr weiten Weg zu„rücklegen; indem sie mehrere hundert Meilen über die „Erdoberfläche fortziehen, werden die geringe Adhäsion „der Luft an der Erdoberfläche, so wie der Widerstand, „welchen dieselbe an den Unebenheiten erleidet, die „Geschwindigkeit sehr vermindern; es findet hier der„selbe Fall statt wie bei der Bewegung des Wassers „in den Flüssen" u. s. w.

Nicht mit den Strömungen der Flüsse, sondern mit den Bewegungen im Meere möchte Ref. die Bewegungen der Atmosphäre vergleichen, da sich hier wie dort regelmäfsige und unregelmäfsige Bewegungen finden. Bei den Wellen, die anscheinend hundert Meilen weit herkommen, sind es doch nur immer dieselben materiellen Wassertheilchen, die das Ufer berühren und auch bei mächtigen Stürmen bleiben die Wassertheilchen im Allgemeinen an ihrem Orte und erleiden eine verhältnifsmäfsig nur geringe Bewegung. Welche Verlegenheiten auch die befolgte Theorie mit sich führt, ergiebt Pg. 277. wo von den heifsen Winden die Rede ist.

Die ganze Untersuchung über die Winde ist basirt auf eine Pg. 138. ausgeführte Annahme, welche durch die Fig. 6. erläutert wird; aber wäre es wohl nicht natürlicher gewesen, sie auf eine einfache Naturbeobachtung zu basiren? Jedermann hat die Erfahrung gemacht, dafs in heifsen Tagen oft mit einem Male es kalt wird und zugleich ein heftiger Wind sich erhebt; offenbar entstehet hier in der Atmosphäre ein Prozefs, den die Kälte und zugleich den Wind bedingt; der Grund des Windes liegt nicht in der Kälte und der Grund der Kälte nicht im Winde, sondern beides sind die gemeinschaftlichen Resultate jenes Prozesses. Solche Winde wehen oft aus der Wolke nach allen Seiten, gleichwohl verschwindet hier die Luft nicht, es ist also nur eine oscillatorische Bewegung, die sich fortgepflanzt, so dafs die materiellen Theilchen nur oscilliren. Wenn man die Wärme nicht als einen materiellen Stoff, sondern als das Resultat einer Bewegung, als eine Contraction und Expansion betrachtet, wie gegenwärtig viele Physiker thun, so wird mit jeder Wärme-Veränderung in der Atmosphäre allerdings eine Bewegung verbunden sein, aber beide sind wohl das gemeinschaftliche Resultat gewisser Bedingungen und Prozesse.

Unser Verf. erwähnt fast bloſs des Einflusses der Sonne bei seiner Betrachtung der Luftströmungen und dafs diese einen wesentlichen Einflufs ausübt, hat gewifs noch Niemand in Zweifel gezogen, dieser aber kann doch nur im Verhältnifs stehen mit dem regelmäfsigen Gange der Erde gegen die Sonne; die regelmäfsigen Windverhältnisse zeigen sich aber seltener als die unregelmäfsigen, weshalb diese durch andere Ursachen bedingt sein müssen und wo sollten wir diese, wenigstens zum grofsen Theile, wohl anders suchen können, als in der Erde selbst, um so mehr, da es bekannt ist, dafs vor dem Ausbruche von Stürmen, Gewittern u. s. w. die Quellen sowohl als das Meer häufig analoge Bewegungen verrathen. Diese interessante, naturhistorisch wichtige Seite der Untersuchung hat der Vf. nicht berührt, ebenso die Wirbelwinde, Wasserhosen und ähnliche Phänomene, die wohl in einer andern Abtheilung ihren Platz erhalten werden. Sehr wünschenswerth wäre es gewesen, wenn eine Charte der Passaten und Moussons entworfen und beigefügt wäre, die uns noch fehlt und zum nähern Verständnifs gewifs viel beigetragen haben würde.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 68.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1831.

Lehrbuch der Meteorologie v. Lud. Fr. Kaemtz. Erster Band.

(Schluſs.)

Das 4te Capitel Pg. 287—310. handelt von den Hydrometeoren und beginnt mit folgenden Worten: „wird Wasser in einem offenen Gefäſse längere Zeit „der Einwirkung der Atmosphäre ausgesetzt, so wird „sein Volumen nach einiger Zeit kleiner, ein Theil hat „sich in ein elastisches Fluidum verwandelt, welches „wir mit dem Namen Dampf oder Dunst bezeichnen". Von diesen und den Hygrometern wird nun ausführliche Nachricht gegeben, besonders aber gezeigt, auf welche Art die Dampfmenge in der Atmosphäre sich berechnen läſst, und daſs der Druck der Dampfatmosphäre am Morgen gröſser ist, als später am Tage. Der Grund hiervon liegt nach Pg. 334. darin, „daſs die At„mosphäre in der Nacht erkaltet, wodurch sie dem Zu„stande der Sättigung immer näher kommt und sich „stets Niederschläge in den niedern Regionen bilden, „wie Thau und Nebel; hierbei entstehet am Boden ein „dampfleerer Raum und die Dämpfe sinken aus den „obern Schichten herab. Am Morgen verdunstet die„ses Wasser, der Druck der Dampfatmosphäre am Bo„den nimmt zu und daher tritt das Maximum der Feuch„tigkeit erst einige Zeit nach der gröſsten Tageswärme „ein. So wie die Wärme gröſser wird, führen aufstei„gende Luftströme die Dämpfe nach oben, und daher „nimmt der Dampf am Boden ab, obgleich durch die „ununterbrochene Verdunstung stets neue Dämpfe ent„wickelt werden". — Der Verf. untersucht nun den Gang der Feuchtigkeit während des Jahres, die Veränderungen der Elasticität des Dampfes, den Einfluſs der Winde auf die Angaben des Hygrometers, so wie die Bildung der Niederschläge von Thau, Nebel, Wolken und Regen. Der Nebel ist nach Pg. 304. tropfbares Wasser, welches aber nur die Hülle kleiner Kugeln bildet, aus welchen Nebelbläschen auch die Wolken bestehen und die sich nur in einer Luft bilden, welche mit Dämpfen gesättiget ist. Der Verf. erwähnt hier der Nebelmassen, die auf Gebirgen häufig an isolirten Stellen erscheinen und leitet diese von sehr kleinen Differenzen der Temperatur ab, die oft durch sehr unbedeutende Verhältnisse bewirkt würden; er beziehet sich hier auf eine eigene Beobachtung im Taunusgebirge, wo aus einer abgemäheten Wiese solche Nebel aufstiegen, während es auf den andern ungemäheten Wiesen nicht der Fall war, jener graslose Boden sei daher von den directen Strahlen der Sonne viel stärker erwärmt worden, weshalb sich in dieser fast gesättigten Luft sogleich Nebel erzeugte, so wie sich bei Einwirkung der Sonne mehr Dämpfe entwickelten, als die Luft fassen konnte. Ausführlich wird nun von den Wolken gehandelt, von Regen und den Regenverhältnissen in den verschiedenen Breiten und Ländern. Als Hauptresultat erscheint: daſs sich der von Hutton entwickelte Satz überall bestätige, wie nämlich sogleich ein Niederschlag erfolgt, sobald zwei mit Dämpfen fast gesättigte Luftmassen von ungleicher Temperatur mit einander gemischt werden. In Folge dieser Theorie werden schlieſslich eine Reihe von Gesetzen aufgestellt, von den wir hier das achte herstellen wollen, welches unsere Gegenden betrifft. Untersuchen wir — heiſst es Pg. 508. — die „Bedingungen, unter denen sich der Regen in dem „nördlich von den Pyrenäen und Alpen liegenden Theile „von Europa vorzüglich zeigt, so lassen sich hier 2 „Gruppen von Climaten unterscheiden, welche ich die „von Mittel-Europa und Schweden nenne. In jener „regnet es vorzugsweise bei westlichen Winden, deren „Richtung in einzelnen Gegenden durch Gebirge abge„ändert wird. Indem aber diese westlichen Winde den „Kamm der scandinavischen Gebirge erreichen, verlie„ren sie ihr Wasser, daher sind in Schweden die öst„lichen Winde die Regen bringenden. Dieses Verhält-

Digitized by Google

„niſs zeigt sich auch in Finnland und läſst sich, wahr„scheinlich noch tief in das Innere von Rußland ver„folgen. Petersburg und Moskau scheinen an der Grenze „beider Gruppen von Climaten zu liegen, daher fin„den wir an keinem von beiden Orten einen vorherr„schenden Regenwind".

Der Verf. hat in diesem Capitel manche Gegenstände nicht erwähnt, die uns hieher zu gehören schienen, z. B. über die Art, wie die Menge von Thau zu messen ist (und welche Resultate hierüber von Flaugerques u. s. w. bekannt geworden sind) über das Graupeln, den Hagel u. s. w. doch werden letztere Punkte wohl bei dem Capitel von der Electricität behandelt werden.

Nachdem wir bemühet gewesen sind, den wesentlichen Inhalt des vorliegenden Bandes darzulegen, der überall unverkennbar das Gepräge eines auſserordentlichen Fleiſses trägt, können wir nicht anzuführen unterlassen, daſs wir über die zugelegten Berechnungen und Entwickelung von Formeln, die einen sehr groſsen und wichtigen Theil des Werkes bilden, ein näheres Urtheil zu fällen uns auſser Stande fühlen, jedoch die Ueberzeugung hegen, daſs gegen dieselben nichts Wesentliches sich wird erinnern lassen; aber, wir müssen die Bemerkung wiederhohlen, daſs diese überall eingestreueten mathematischen Ausführungen es ungemein erschweren, dem Ideengange des Verfs. zu folgen. Wären dieselben, wenigstens zum Theil, in Noten an das Ende des Bandes verlegt, und nur die Resultate in dem Texte aufgenommen, so würde der Verf. seiner Darstellung mehr Lebendigkeit haben geben, die Aufmerksamkeit mehr fesseln können, das groſse Publicum hätte dann vielleicht gröſsern Nutzen daraus gezogen. Hält man den Begriff streng fest, welchen der Verf. von der Meteorologie giebt, — als die Lehre von der Beschreibung und Erklärung der Meteore — so möchten überhaupt die Interpolations- und ähnliche Rechnungen, nicht eigentlich, wenigstens in groſser Ausführlichkeit, in ein Handbuch der Meteorologie gehören, ebenso wenig als die Beschreibung der Instrumente.

Nicht verhehlen können wir es, daſs uns scheint, als behandele der Verf. seinen Gegenstand auf eine gewisse Art einseitig, wenn er bisher bloſs vom Einflusse der Sonne auf die Atmosphäre handelte, und nach Pg. 11. den Einfluſs, den die Erde ausübt, nur auf Erdbeben und vulkanische Erscheinungen beschränken will. Wir haben schon im Vorhergehenden unsere Meinung ausgesprochen, daſs durch die ganz enormen Exhalationen und Inhalationen der Erdrinde mächtige Einflüsse auf die Atmosphäre ausgeübt werden müssen, aber auch abgesehen hiervon, so ist wohl selbst der Einfluſs der Sonne kein materieller und fremder. Sind Licht und Wärme keine eigentlichen Stoffe, sondern nur undulatorische Bewegungen des Aethers und der Luft, so kann die Sonne wohl nur erregend wirken; mehrfach ist auch schon die Ansicht dargelegt, daſs Sonne und Erde sich analog wie zwei Magneten verhalten, dann aber möchten Wärme und Licht nur als Gebilde der Erde zu betrachten sein, erregt durch den Einfluſs der Sonne.

Wenn die Physik uns lehrt: daſs zwei nicht gleichartige Körper bei ihrer Verbindung Electricität erregen und daſs mit dieser stets auf das Innigste Magnetismus und chemischer Prozeſs vereint sind, die in der umgebenden Atmosphäre wirksam erscheinen, so werden wir doch auch anzunehmen haben: daſs die Erdrinde, die aus neben- und übereinander liegenden Straten solcher ungleichartigen Körper bestehet, analoge Wirkungen bedingen wird, und daſs sich in Verhältniſs der Stärke der Erdrinde eine electrisch-magnetische Atmosphäre bilden muſs, in welcher auch chemische Prozesse, Contractionen und Expansionen, daher Veränderungen der Wärme, Schwere, Dichtigkeit u. s. w. in dem Verhältnisse statt finden, als die Bedingungen in der Erdrinde selbst sich ändern. Alle Prozesse im Innern der Erde müssen daher auch einen Reflex auf die Atmosphäre ausüben, wie andererseits wieder die mächtigen Einflüsse, welche die Atmosphäre von auſsen, durch die Sonne u. s. w. erhält, nicht ohne Wirkung sein werden auf das Innere der Erde. Will man daher weiter gehen, als bloſs die Phänomene der Atmosphäre beobachten, will man sie auch erklären, auf ihren Ursprung und ihren Zusammenhang zurückgehen, dann möchte doch der Einfluſs, den die Erde auf die Atmosphäre ausübt, von groſser Wichtigkeit sein, und verdiente wohl um so mehr herausgehoben zu werden, je weniger er bis jetzo berücksichtiget wurde.

Daſs wir durch diese Bemerkungen den Verdiensten des Verfs. auf keine Art entgegentreten wollen, verstehet sich von selbst, im Gegentheil glauben wir, daſs sein Werk, wenn es vollendet ist, zu den gründlichsten gehören wird, die wir über Meteorologie besitzen.

Keferstein.

Digitized by Google

XLIV.

Beiträge zur ältesten Kirchengeschichte, so wie zur Einleitungswissenschaft in die Schriften des Neuen Bundes. Zweites Bändchen.

Auch unter dem Titel:

Geschichte und Lehrbegriff der Unitarier vor der Nicänischen Synode. Kritisch und pragmatisch nach den Quellen bearbeitet von D. Lobegott Lange, Prof. der Theol. an der Univ. zu Jena. Leipzig 1831. 8.

Auch nach den in ihrer Art schätzenswerthen Schriften von Löffler, Martini, Münscher und andern Dogmenhistorikern war die Geschichte der Lehre von der Trinität und insbesondere des Dogma vom Sohne Gottes, wie auch noch specieller der häretischen Gegenlehre, womit sich die vorliegende Schrift fast ausschliefslich beschäftigt, einer Revision und Recapitulation bedürftig, da die Untersuchung in den genannten Schriften aus dem einseitigen Gesichtspunkte einer den Inhalt des Dogma selbst ganz verkennenden Zeit geschehen war. Eine Untersuchung des Gegenstandes von neuem, die sich auch wirklich als ein Fortschritt erwiesen hätte, war also gar sehr zu wünschen. Es ist daher nur zu beklagen, dafs gegenwärtige Schrift, statt von der Freiheit des fortschreitenden evangelischen Geistes Gebrauch zu machen, uns ganz nur in die Zeit vor dreifsig Jahren zurückversetzt. Die Vorrede schon giebt uns den Standpunkt des Hrn. Vfs. sehr bestimmt an. Er hat sich nämlich aus der heiligen Schrift die Vorstellung gemacht, „dafs sie den Glauben an einen zweiten Gott (!), das Wort oder Gott Sohn, nicht kenne, wohl aber die Lehre von dem Sohne Gottes". Dafs er es nöthig findet, sich gegen den Glauben an einen zweiten Gott zu verwahren, zeigt, dafs er der Meinung ist, die christliche Kirchenlehre sei wesentlich polytheistisch und diefs giebt schon keine günstige Meinung von des Hrn. Vfs. Kenntnifs der Kirchenlehre. Ohne auch nur im mindesten auf den Anfang des Ev. Joh. zu achten (θεὸς ἦν ὁ λόγος, wobei ganz einerlei, ob hier θεὸς das Subject oder Prädikat ist) und vollends ohne das Logische des Unterschiedes zu berücksichtigen und die Nothwendigkeit zu erkennen, dafs der Sohn Gottes, wenn er dieses nicht etwa blos imaginär und fabulos, sondern wirklich und wahrhaftig, und es also Ernst mit dem Gedanken und Ausdruck ohne alle List und Verstellung ist, kein anderes sein kann, als Gott, wie er selbst der Sohn ist, dreht er sich vielmehr einen wesentlichen Unterschied zwischen Gott dem Sohn und dem Sohne Gottes da heraus, erkennt auch nicht, dafs diesen Unterschied die heilige Schrift nicht macht und kennt, sondern derselbe lediglich in seiner Vorstellung existirt. Diese Vor*stellung*, welche dogmatisch ein Vor*urtheil* zu nennen ist, giebt aber nun den Gesichtspunkt ab, womit und von wo er in die Geschichte dieses Dogma hineinschaut. Dies ist die gerühmte Unbefangenheit des Historikers, womit er gleichfalls noch in der Vorrede sagen kann, dafs ihm das Ergebnifs dieser Geschichte der Unitarier in Beziehung auf das Dogma von der Dreieinigkeit ganz gleichgültig sei. Das Ergebnifs hatte er aber schon ohne die Geschichte und vor seiner Behandlung desselben und es bildet gleichsam das Prinzip seiner ganzen Darstellung. „Daher (weil Hr. L. sich jenen nichtigen, lediglich in seinem Kopf existirenden Unterschied zwischen Gott, dem Sohne und dem Sohne Gottes, welchen letztern er allein, mit Ausschlufs des ersteren, in seiner Bibel findet, gebildet hat) mögen diejenigen, welche noch eine Dreieinigkeit im göttlichen Wesen als Lehre des Evangeliums vertheidigen, doch ja einmal der Stimme der Geschichte, der heiligen Schrift und der gesunden Vernunft Gehör geben." Das dogmatische Interesse, wovon er sagt, dafs es ihn geleitet hätte, ist in der That ein antidogmatisches, ein die innere Wahrheit des Dogma, wie sie von aller Geschichte unabhängig ist, verkennendes und von derselben gänzlich abstrahirendes. Da ihm nun die Entscheidung über die Wahrheit oder Unwahrheit des Gegenstandes nicht aus dem Dogma selbst und dessen innerer und immanenter Erkenntnifs kommt, sondern allein aus der äufserlich-geschichtlichen Kenntnifs, so greift er eine an sich so leere Kategorie, wie: „Zusammentreffen der Umstände", auf und legt die Entscheidung geschichtlicherweise in die Hierarchie, deren Autorität er mit Recht nicht anerkennt. Er hat aber nun das davon, dafs er sagen kann: „der Sieg, den die letztere errungen, vermag nicht über die Wahrheit der ihrigen, über die Unwahrheit der entgegengesetzten Lehrmeinungen zu entscheiden", S. 2. worin wir ihm auch ganz Recht geben; nur dafs er selbst damit zugleich die Entscheidung am ganz unrechten Orte sucht und meint, die verketzerte Parthei müsse ebendefshalb Recht haben, weil sie

Digitized by Google

verketzert ist. Dies war schon der Grundsatz der Kritik, der den guten Arnold leitete in seiner sogenannten unpartheiischen Kirchen- und Ketzerhistorie. Er kam durch unaufgeklärte Frömmigkeit auf diesen Standpunkt; sollen wir durch frömmigkeitslose Aufklärung dahin zurückkehren und das für einen wirklichen Fortschritt halten? Der Hr. Verf. bedenkt nicht den Widerspruch, worin er sich mit sich selbst befindet. Nämlich: beruhet das Dogma von der Trinität an und für sich auf der Vernunft und Wahrheit, so haben die, welche es geschichtlicher Weise vertheidiget haben, Recht, mögen auch die Mittel und Wege, welche sie dazu gewählt haben, sein, welche sie wollen; es ist von dem allen unabhängig; dadurch kann nicht zur Unwahrheit werden, was an sich Wahrheit ist und des Hrn. Verfs. Bemühen, es dadurch zu widerlegen, ist ein ganz und gar nichtiges. Ist es aber an sich falsch, so hat es für die Theologie weder irgend eine Bedeutung, noch auch in ihr vollends noch eine historische oder eine Geschichte; die Geschichte einer in sich leeren und absurden Meinung gehört nicht der Dogmengeschichte an; es ist für sie ganz und gar gleichgültig und ohne Interesse. Wodurch es in der Geschichte und Theologie überhaupt festgehalten ist, kann einzig und allein die innere Wahrheit desselben seyn und hiedurch allein hat selbst eine solche historische Darstellung, wie die des Hrn. Verfs. noch immer Anziehendes genug. Er spricht zwar nicht ohne Mitleiden von Theologen, welche noch befangen in dem Dogma der Kirche sind; er seinerseits ist befangen gegen dasselbe; ist das wirkliche Unbefangengenheit, wovon er soviel spricht und wie kann man befangener sein, als wenn man es an einer wirklichen Erkenntnifs des Dogma fehlen läfst, dessen Geschichte man erzählen will. So ist ihm z. B. S. 9 und 10 schon das Veranlassung zu einem günstigen Urtheil über die, welche er unpassend genug Unitarier nennt, dafs sie sich auf Bibel und Geschichte berufen; auch ohne näher anzugeben, was sie daraus entnehmen, wie sie es verstehen und gebrauchen, sagt er von ihnen: „Sie gründeten also ihre Lehren theils auf die Geschichte, theils auf das Ansehen der heiligen Schrift und selbst der befangenste Vertheidiger altchristlicher Dogmen wird ihnen defshalb (?!) das Zeugnifs geben müssen, dafs sie durch ein verständiges und vernünftiges Nachdenken, aus dem Bewufstsein ihnen hinreichend scheinender Gründe (!) zu ihrer Ueberzeugung gekommen oder die Ueberzeugung, welche sie schon hatten, zu vertheidigen bemüht waren". S. 10. Ferner S. 13: „Erkennen wir in den Unitariern Männer, die durch ein verständiges und vernünftiges Nachdenken, unterstützt durch Gründe der Geschichte und der heiligen Schriften, ihre Ueberzeugungen behaupten konnten, so sind sie ebenso ehrenwerthe Zeugen der Wahrheit (?), als jene Anhänger der bischöflichen Kirche, durch welche das Dogma von einem dreieinigen Gott nach und nach festgestellt wurde und ihre Lehre macht daher (?) gleichen (?) Anspruch auf das Recht der Rechtgläubigkeit (?), da sie erst durch die Entscheidung der Bischöfe für ketzerisch erklärt wurde." Auf das Wahr- oder Falschsein der Lehren selbst, welche sie mit Geschichte und heiliger Schrift unterstützen, kommt es dem Hrn. Vf. gar nicht an; sondern das: für ketzerisch Erklären ist ihm der Beweis, dafs die Erklärung dogmatisch Unrecht hat und das für ketzerisch erklärte richtig ist. An solchen Prinzipien hängt die ganze hier ausgeübte, unbefangene Kritik. In dieselbe Kategorie gehört der Grundsatz dieser Kritik, dafs Vieles von den Vorwürfen gegen die Häretiker aus Verläumdung geflossen von Seiten der Rechtgläubigen. So wenig wir das in einzelnen Fällen zu leugnen gesonnen sind, so wenig reicht es zur Entscheidung über Wahrheit oder Unwahrheit aus. Hätte der Hr. Verf. zunächst auf das geachtet, was der Begriff der Trinität in seiner Wahrheit sowohl als die Vorstellung davon in ihrer Einseitigkeit mit sich bringt, so würde ihm vieles schon vor und noch mehr in der geschichtlichen Entwickelung des Begriffes und der Vorstellung oder der Wahrheit und ihrer Einseitigkeit klarer und verständlicher geworden sein.

(Der Beschlufs folgt.)

Druckfehler-Berichtigung.

In der Recension des Hrn. Prof. Bernhardy über Niebuhr's Byzantiner beliebe man Folgendes zu verbessern:

p. 332. lies der Maische statt der Mosaische P.
p. 326. u. 332. lies Aggregat statt Apparat.
p. 335. lies Reihe statt Reise.

Digitized by Google

No. 69.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1831.

Beiträge zur ältesten Kirchengeschichte, so wie zur Einleitungswissenschaft in die Schriften des Neuen Bundes. Zweites Bändchen.

Auch unter dem Titel:

Geschichte und Lehrbegriff der Unitarier vor der Nicänischen Synode. Kritisch und pragmatisch nach den Quellen bearbeitet von D. Lobegott Lange.

(Schluſs.)

Er würde z. B. erkannt haben, daſs, wer in Gott nichts unterscheidet, und ihn Vater, Sohn und Geist ohne Unterschied nennet, die Unterschiedslosigkeit auch auf die einzelnen Handlungen, welche die Schrift dem Vater, Sohn und Geist beilegt, übertragen muſs und daſs es also weder Konsequenzmacherei, noch Miſsverständniſs, noch Verläumdung ist, wenn die rechtgläubigen Väter folgern, es müſste ja so der Sohn der Vater, der Vater der Sohn sein und einen solchen, sei es Noetus oder Praxeas, Artemon oder Sabellius zum Patripassianer machen: es ist in der That der Begriff, die Wahrheit des Dogma oder vielmehr dieſs, daſs sie davon sich entfernen, wodurch sie es sind. Ueberhaupt, daſs der Hr. Verf. zur Beurtheilung jener häretischen Lehren sich nie in den Standpunkt des Begriffs oder was, nach meiner Ueberzeugung, damit identisch ist, in den Standpunkt der Kirche und ihres Dogma stellt, macht, daſs er immerfort die ihr entgegengesetzte Lehre verkennen und unrichtig beurtheilen muſs. Aus dem Standpunkte der rechtgläubigen Kirchenlehre, nach welcher Sohn und Geist mit dem Vater gleich hypostatisch, nicht Eine Hypostase sind, kann die häretische Lehre von Gott als Einer Hypostase, gar nicht anders erscheinen, als mit der ihr anklebenden Folgerung, daſs dann der Vater der Sohn, der Sohn der Vater und diese Lehre Patripassianismus sei. Dieſs hat keinen andern Sinn, als den, daſs, wenn die Kirche sich des Sabellius Lehre sollte gefallen lassen, diesen für sie nothwendig daraus folgern müſste. Ist es nun billig, den Häretikern Recht und Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so sollte man doch, vollends, wenn man sich der Unbefangenheit rühmt, nicht verkennen, wie die Kirchenväter die häretische Lehre auch nicht anders ansehen konnten. Wird in dieser Weise die Beurtheilung der häretischen Lehren und der Verwerfung derselben von Seiten der Kirchenväter nicht auch aus dem Gesichtspunkte der Kirchenlehre angestellt, so kann es leicht als Verdrehung, Verläumdung u. s. w. vorgestellet werden, daſs jene Häretiker wirklich dieſs gelehrt hätten, was ihnen, um sie eben *ad absurdum* zu führen, als wesentlich darin liegend, wenn gleich von ihnen nicht anerkannt oder zugegeben oder ausdrücklich gesagt nachgewiesen wird und es kann leicht als eine wichtige, kritische, historische Entdeckung angesehen werden, daſs ausgemittelt wird, dieſs, was die Kirchenlehrer den Häretikern zuschreiben, sei von diesen gar nicht statuirt, sei nicht in den Worten derselben enthalten, ja vielmehr das Gegentheil, wie der Hr. Vf. das von Sabellius und Noetus besonders in Ansehung des Patripassianismus darzuthun sucht. Auf die rechtgläubige Lehre geht der Hr. Verf. so wenig ein, daſs er nicht einmal dieselbe, wie sie sich in den verschiedenen Vätern des 2. und 3. Jahrh. schon bis zum Nic. Conc. hin entwickelt, angeführt hat. Wie kann aber ohne dieselbe das rechte Licht auf die häretische Lehre fallen, wie eine richtige Erkenntniſs von dieser ohne jene, auf welche sie geschichtlich und dogmatisch in so bestimmter Beziehung steht, möglich werden? Durch diesen wesentlichen Mangel hat sich der Hr. Vf. es allerdings sehr erleichtert, die rechtgläubigen Widerlegungen als Verläumdungen Verdrehungen u. s. w. erscheinen zu lassen, dagegen sämmtliche Häretiker, besonders die Antagonisten der Dreieinigkeitslehre, als ganz vortreffliche, scharfsinnige, verständige und conse-

Digitized by Google

quente, ja bewunderungswürdige Leute vorzustellen; so apologetisch ist überhaupt seine ganze Beweisführung, dafs er sie einmal sogar Märtyrer der evangelischen Wahrheit nennt, S. 115. Was er an ihnen auszusetzen hat z. B. an den Gnostikern, ist höchstens, dafs sie den Wahn gehabt haben, unmittelbare Gewifsheit in der Erkenntnifs des Höchsten zu geben und zu erhalten, was doch weder ein Wahn, noch gerade die schlechteste Seite an ihnen war, ein Vorwurf, der aus der Kantischen Philosophie hergenommen ist und zu des Hrn. Verfassers eigenen dogmatischen Vorurtheilen gehört. In dem Lobe der Häretiker und in dem Tadel der Kirche verläugnet er oft, wieviel er auch von seiner Unbefangenheit spricht, alle Ruhe der Untersuchung, alle Unpartheilichkeit des Historikers; er stellt sich entschieden auf die eine Seite und macht sich dadurch ganz einseitig; er erklärt nur die Lehre der Unitarier oder Monarchianer für wahr, somit verficht er in der Vertheidigung derselben nur seine eigene Sache. Hätten jene verketzerten Männer nicht Recht, so wäre auch des Hrn. Vfs. dogmatisches System über den Haufen geworfen. Doch geht er in der Vertheidigung derselben nicht tiefer, als bis zu jenem Erklärungsgrunde der Verwerfung ihrer Lehren in jener Zeit, welcher ein ganz äufserlicher, die Sache selbst noch gar nichts angehender ist, nämlich das Wachsen der Macht orthodox bischöflicher Hierarchie, deren äufserliche Gewalt den Sieg über jene Männer und derselben Lehren davon trug. „Mochte hier ein Kleriker das Recht und die Wahrheit vollkommen auf seiner Seite haben, er mufste der Gewalt des Stärkeren unterliegen. Und so lag einzig und allein in dem Zusammentreffen jener Umstände der Grund, dafs der Monarchismus, auf so festen Stützen er auch zu ruhen schiene, dennoch dem neuen Dogma vom Θεὸς λόγος weichen und so jener spitzfindigen Lehre von der Dreieinigkeit des göttlichen Wesens, an deren Vollendung der theologische Scharfsinn sich fast noch über ein Jahrhundert abmühte, Platz machen mufste". S. 105. Nach dieser Theorie mufste jeder Unsinn, wenn er nur das Glück hätte, verfolgt zu werden, hiedurch zu Sinn und Wahrheit werden. In solche äufserliche, zufällige Verbindung mit etwas dem Dogma an sich ganz Fremden und Heterogenen gebracht, folgert er sodann daraus, dafs, da die protestantische Kirche die Hierarchie verwirft, sie auch dieses verwerfen mufste, was nur durch jene zum christlichen Glaubensartikel geworden. Wie gleichgültig dem Hrn. Vf. die *innere* Wahrheit oder Falschheit einer Lehre, der Widerspruch der Gegenlehre und die nothwendige Auflösung desselben sei, spricht er selbst aus, da er S. 110. sagt: „Die Monarchianer und ihre Gegner haben gleichen Anspruch auf Rechtgläubigkeit vor dem Richterstuhle des unbefangenen evangelischen Theologen; ja für den mit der Geschichte katholischer Glaubenslehren sowohl, als der Hierarchie, bekannten mufs für sie ein günstiges Vorurtheil schon dadurch entstehen, dafs sie, ohne der angreifende Theil zu sein, verketzert, verläumdet, verfolgt und endlich durch die Uebergewalt der Hierarchie unterdrückt wurden: gewöhnlich das Schicksal des Rechts und der Wahrheit unter dem Drucke des kirchlichen Despotismus"! Eine solche klägliche Kategorie, wie das gewöhnliche, empirische, geschichtlich-zufällige, was gar keine innere und nothwendige Beziehung auf die in Rede stehende Sache hat, wovon das Gegentheil vielmehr ebenso gut vorkommt, wie es bei der Erneuerung des Glaubens an die Trinität zu derselben Zeit, da man das Joch der kirchlichen Hierarchie abwarf, geschah, wird hier zum alles entscheidenden gemacht. Ueberhaupt begeht der Hr. Verf. auch bei der sonst richtigen Schilderung, wie die Tradition in die Gnosis übergegangen S. 39—42. den gewöhnlichen Fehler, die dadurch auf Seiten der Presbyter und Bischöfe entstandene Macht als eine ganz äufserliche nur vorzustellen und sie als ein formales, als leere oder volle Gewalt völlig abzulösen von ihrem wesentlichen Inhalt, welches der Lehrinhalt des Glaubens war und das auf tiefer Erkenntnifs beruhende Bewufstsein der göttlichen Wahrheit darin. Ganz oberflächlich sagt er: sie haben sich nur auf dem Wege aus Hirten ihrer Gemeinden zu Herren und Regenten derselben emporgeschwungen, denen man Gehorsam leisten müsse, wie Gott und Christo selbst S. 42. Er hätte es doch wenigstens in seinem Sinn als Vorwand anführen sollen, dafs als Grund solcher Macht der Besitz der reinen ursprünglichen christlichen Ueberlieferung angegeben wurde und wo war diese sonst? etwa nur und ausschliefslich bei den Häretikern jener Zeit? Der Hr. Verf. treibt sich auch hier in leeren Aeufserlichkeiten und Zufälligkeiten herum, wie es alles von dem dogmatischen Kern der Wahrheit abgelösete Geschichtliche, diese blofse Schale ist, hat aber dabei doch die Meinung, damit gar viel auszurichten S. 45. Er wiederholt es zum

Digitized by Google

Ueberdrufs, dafs er in der Begründung und Ausbreitung der Hierarchie das Räthsel gelöst sieht, dafs das Dogma von θεὸς λόγος oder υἱός, von welchem er selbst doch sagt, dafs alle Väter des 2. und 3. Jahrh. es aus dem Evangelium Johannis gerechtfertigt hätten, sich so schnell verbreiten und die Grundlage der Dreieinigkeitslehre werden konnte. Wäre es dieses nicht gewesen an sich und geblieben im 2. und 3. Jahrh. so wäre es dazu nimmermehr geworden durch äufsere Einwirkung; dafs es dazu wurde, war vielmehr und in Wahrheit nur die völlige innerliche, speculative und nothwendige Entwickelung seines unendlichen Inhalts. Daher schon viel richtiger ist, was der Hr. Verf. aber auch nur als ein äufserliches Moment beibringt, dafs es vornehmlich dadurch geschah, dafs viele Bischöfe in der Platonischen Philosophie früher erzogen und bewandert waren: denn freilich ohne Philosophie war diese an sich speculative Aufgabe nicht zu lösen und die Erscheinung der neuplatonischen oder christlich-platonischen Philosophie ist so wenig für ein blos Zufälliges anzusehen, dafs man vielmehr sagen mufs, hätte das Christenthum nicht eine Philosophie vorgefunden, mit deren an sich christlichem Prinzip es sich vereinigen konnte, so hätte es dieselbe aus sich hervorgebracht: denn es mufste sich eine Theologie erzeugen und diese ist nichts anders, als Philosophie und Religion in ihrer Identität. Wie sehr aber der Hr. Verf. über den Begriff einer christlichen Theologie noch im Unklaren ist, geht besonders aus dem 4. Abschnitt seines Buches hervor; denn da sucht er darzuthun, dafs die Lehre der Monarchianer die ältere und früher, als die orthodoxe gewesen. Bei dieser Untersuchung und dem vorausgeschickten Resultat, welches ganz das nämliche der neuern Dogmengeschichten ist, welche von gleichen Grundsätzen ausgehen, liegt die unkritische Vermischung der verschiedenen Entwickelungspunkte der Theologie in ihrem stetigen Hervorgang aus der Religion zum Grunde. Bevor man in äufserlich geschichtlicher Weise zusieht, was früher, was später geschehen, gelehrt oder behauptet worden, sollte man doch zuvor eingesehen haben, was begriffsmäfsig die Natur der Sache mit sich bringt und wie die Entwicklung des Inhalts der Religion sich nothwendigerweise 1) für den Glauben und die Gemeinschaft der Gläubigen mit dem einfachen Bekenntnifs des substantiellen Inhalts begnügt, dafs dann erst 2) ebendaran der reflectirende Verstand seine Mifsverständnisse und Vorurtheile, Zweifel und Einseitigkeiten knüpft und dafs alsdann erst 3) das Bedürfnifs und die Nothwendigkeit einer vernünftigen Widerlegung jener Verstandesirrthümer und Auflösung der entstandenen Widersprüche entsteht, welches die Nothwendigkeit der Theologie selbst ist. So hat allerdings der Monarchismus, wie aller Irrthum, seine Stelle zwischen dem einfachen Glauben und der theologischen Vertheidigung und in diesem Sinne hat auch des Hrn. Vfs. historische Nachweisung ganz Recht. Der Irrthum ist allerdings nicht älter, sondern jünger, als die Wahrheit, aber er ist älter, als die Widerlegung desselben. Für die Wahrheit jener Irrlehren aber folgt daraus, dafs sie der völlig ausgebildeten theologischen Entwicklung vorhergegangen, ganz und gar nichts. Wir bedauern durch diese ganz einfache Einrede dem Hrn. Vf. die Freude des Sieges verderben zu müssen, worin er ausruft: „Läfst sich beweisen, dafs jene Aeufserung der Monarchianer in Wahrheit gegründet ist oder läfst es sich wenigstens bis zur höchsten Wahrscheinlichkeit darthun, dafs das Dogma vom θεὸς λόγος bei den sogenannten apostolischen Vätern sich noch nicht finde, dafs ihr Lehrbegriff von Vater, Sohn und Geist dem der Monarchianer weit näher steht, als dem der bischöflichen Kirche, dafs selbst bei den ersten Vätern, welche das Dogma vom θεὸς λόγος aufstellten, noch immer der frühere einfache Lehrbegriff durch ihre dogmatische Lehrweise hindurchschimmert: so ist der Sieg des Monarchismus über den Lehrbegriff der bischöflichen Kirche wenigstens auf geschichtlichem Wege gesichert, und dafs er dann durch die Waffen der heiligen Schrift werde entschieden werden, ist nicht zu zweifeln". S. 115. Wie kann der Hr. Verf. noch nach dem oben von uns eingewendeten sagen: das philosophische Behandeln der Lehre in ihren drei Grundbegriffen weiset von selbst auf einen jüngern Ursprung hin? S. 148. Es will daher auch ferner soviel, wie nichts sagen, wenn der Hr. Verf. sagt: die Lehre der Monarchianer habe mit der *regula fidei* übereingestimmt; denn wie das *filium eius* zu verstehen sei, ob im Sabellianischen oder orthodoxen Sinne, ward eben der Gegenstand des Streites; dafs sie das Wort in der *reg. fidei* und Stellen der heiligen Schrift für sich anführten, bezweifelt Niemand; aber folgt daraus ihre wirkliche Uebereinstimmung mit dem Geiste beider? So hätten die Socinianer im 16ten Jahrhundert, weil sie sich gleichfalls auf die *reg. f.* im *symb. apost.* und die heilige Schrift berie-

Digitized by Google

fen, auch wohl den ältesten, ursprünglichen, christlichen Glauben gehabt! Welche unkritische Leichtgläubigkeit wäre das! Alle Irrthümer in der Theologie haben sich an das Wort: *Gott* angehängt; folgt daraus, dafs sie keine Irrthümer sind, oder die ursprüngliche, christliche Wahrheit enthalten? Aber hat nicht auch die eine Form der *reg. fidei* bei Tertullian die bestimmte antiunitarische Lehre, sei es auch, dafs sie dieselbe erst im Gegensatz gegen die Antitrinitarier aufgenommen; zeigt das nicht schon, wie man in der christlichen Kirche das *unicum filium* verstand, welches der eigentlich christliche Sinn dieses Wortes war? Es kommt nun zwar auch noch bei dem Hrn. Vf. zu dem bekannten Grundsatz, dafs, wenn die Monarchianer sich nur an die frühere, einfachere *reg. fidei* hielten, so habe man ihnen nur mit Grundlosigkeit den Vorwurf eigenmächtiger Glaubensneuerung machen können. S. 123. Die Forderung ist also, die Kirche und selbst ihre nun allmählich sich entwickelnde Theologie hätte sollen in jener Unmittelbarkeit ihres einfachen Bekenntnisses bleiben, den wahren Gedankeninhalt desselben nicht weiter entwickeln, den Sinn nicht näher bestimmen, in welchem sie von dem Sohne Gottes sprach; die Hoffnung ist, bei solcher Bestimmungslosigkeit des ursprünglichen, einfachen Kirchenglaubens hätte dann auch jede Abweichung von dem wahren Sinn der Kirchenlehre sich desto leichter behaupten und rechtfertigen können. Aber im Unmittelbaren bleiben, wenn das Reflectiren und Räsonniren angegangen, ist an sich unmöglich und solche Vermittelung erst ist nothwendige Auseinandersetzung der Wahrheit mit dem Irrthum. Für die, welche den Irrthum jeglicher subjektiver Meinung und Abstraktion gern an die Stelle der objektiven Wahrheit setzen wollen, mufs es stets ein Gegenstand der Klage und Beschwerde sein, dafs es zu Bestimmungen und Bestimmtheiten des Dogma gekommen. Zu seinem vorgefafsten Zweck, die unitarische Lehre als die ursprünglichchristliche darzustellen, behauptet nun einerseits der Hr. Verf. unkritisch genug, dafs die Schriften der apostolischen Väter gültige Zeugnisse bleiben, um den Lehrbegriff der Christen bis in die Mitte des 2. Jahrh. kennen zu lernen, S. 128., und er merkt es auch nicht, dafs wenn die apostolischen Väter nur vom Sohn Gottes und nicht auch von Gott dem Sohn reden, die Schwierigkeit und der Streitpunkt eben dann erst entsteht, nämlich die Frage, ob sie dieses im häretischen oder orthodoxen Sinne gethan. In Kap. 5. des Briefes von Barnabas ist aber in Wahrheit die nähere Bestimmung schon deutlich genug enthalten. So sind nun nach dem Hrn. Vf. die Stellen alle ächt, welche seiner vorgefafsten Meinung günstig sind. Hätten hingegen die apostol. Väter die Lehre vom θεὸς λόγος wirklich bereits enthalten, so würde das dogmatische Vorurtheil sich von ihnen gern weggewendet haben und so hätten sie müssen, der allgemeineren Meinung nach, gar unächt und interpolirt sein, wie es auch andererseits der Hr. Verf. mit den Briefen des Ignatius wirklich macht; weil nämlich seiner Meinung nach das Dogma von Gott dem Sohn aus der Hierarchie gekommen, so ist es gewifs, dafs nicht nur die Stellen interpolirt sind, welche sich auf die Feststellung und Empfehlung der nach der Mitte des 2. Jahrh. aufblühenden bischöflichen Hierarchie beziehen, sondern auch die, welche sich auf das zugleich mit dieser und durch diese allgemein sich verbreitende Dogma vom θεὸς λόγος und χριστὸς θεὸς beziehen. Solche in den Fesseln vorgefafster Meinungen liegende, absichtsvolle und oberflächliche Kritik sollte doch billig, ungeachtet aller Versicherung der Unbefangenheit und darin liegender List, womit sie dem Ungewahrsamen einleuchten will, längst ihren Kredit verloren haben.

Das Buch des Hrn. Verfs. ist ein neuer Beweis, wie wenig Gründliches und Heilsames in der theologischen Geschichte auszurichten ist, wenn man sich davon dispensirt, zuvor das Vernünftige (Logische) des Dogma, dessen Geschichte man erzählen will, einzusehen und wie darin ohne Logik nichts auszurichten ist. Je mehr wir daher gern dem Scharfsinn, der Erudition und Darstellungsgabe des Hrn. Verfs. Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen, um so mehr beklagen wir es, dafs es ihm nicht gefallen hat, seine mannigfaltigen schönen Kenntnisse, statt in den Dienst subjektiver Meinungen und dogmatischer Vorurtheile, vielmehr in den Dienst der christlichen Kirche und ihrer Theologie zu stellen.

Dr. Marheineke.

Digitized by Google

Nro. 70.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1831.

XLV.

I. Versuch eines Systems der National- und Staats-Oekonomie, mit vorzüglicher Berücksichtigung Deutschlands aus dem Gange der Völkerkultur und aus dem praktischen Leben entwickelt von G. F. Krause, K. Pr. Staatsrathe a. D. u. s. w. Leipzig bei Hartmann 1830. 2 *Bände.*

II. Handbuch der Volkswirthschaftslehre mit drei synoptischen Tafeln von Dr. Karl Steinlein, Privatdocenten an der K. Bair. Ludw. Maxm. Univers. u. s. w. Erster Band, in Kommission der literarisch-artistischen Anstalt. München 1831.

Auf keinem Gebiete erscheinen so viele encyklopädische Werke als auf dem scheinbar so ebnen Felde der politischen Oekonomie. Wie sehr auch die gewöhnliche Ansicht entgegensteht, so liegt doch die Ursache nur darin, dafs die Elemente dieser Wissenschaft, die man durch Adam Smith für abgethan hält, eben jetzt erst im rechten Bildungsprocesse begriffen sind.

Bis auf die neuesten Zeiten war die politische Oekonomie blofse Produktionslehre, indem sie sich nur mit der Entstehung und Vermehrung der Reichthümer beschäftigte. Zugleich wurde der Begriff des Reichthums nichts weniger als wissenschaftlich erfafst, sondern gewissermafsen vorausgesetzt. Adam Smith gab nicht einmal, wie Malthus rügte, eine Definition von den Reichthümern, über deren Ursachen er so vieles Licht verbreitete. Diejenigen, die wenigstens Definitionen gaben, schöpften dieselben nie aus der rechten und frischen Quelle des Lebens. Auf diesem niedrigen Standpunkte der Wissenschaft entsprangen jene drei Systeme der politischen Oekonomie, die man seitdem zu den einzigen erhoben hat. Reichthum ist Fülle von Werthen, der Werth ein Gebrauchs- und ein Tauschwerth. Der Tauschwerth einseitig erfafst führet zum Merkantilismus; der Gebrauchswerth unrecht ergriffen leitet zur Physiokratie; die Würdigung beider Werthe erzeuget das Industriesystem. Man kann von Adam Smith rühmen, dafs er sein Jahrhundert aufgeklärt habe, und mufs doch bekennen, dafs er immer nur ein Zwielicht aufsteckte; denn das Industriesystem läfst gerade so viele Gestaltungen zu, als Verhältnisse zwischen dem Tausch- und Gebrauchswerthe gedacht werden können. Daraus erklären sich die Differenzen der Schule. Ganilh giebt dem Tauschwerthe das Uebergewicht, Louis Say dem Gebrauchswerthe; J. B. Say schwankt zwischen beiden. So lange jedoch die politische Oekonomie reine Produktionslehre blieb und den Begriff eines Gutes nur aus der Tradition entlehnte, fiel diese Unbestimmtheit wenig in die Augen und wurde wohl gar auf die Rechnung der Nachfolger gesetzt. Allein die politische Oekonomie konnte so nicht stehen bleiben; sie mufste erkennen, dafs die Produktion nur *ein* Moment der Volkswirthschaft enthält, und die Vertheilung und Verzehrung der Güter einer gleich grofsen Aufmerksamkeit würdigen; sie mufste die Unzulänglichkeit des traditionellen Begriffes der Güter einsehen und dem Wesen nachspüren. Hier angekommen mufste sie nothwendig von Adam Smith's Stätte abgehn und einen neuen Standpunkt suchen.

Die Literärgeschichte scheint diese folgenreiche Behauptung Lügen zu strafen, indem sowohl jene Schriftsteller, welche die Vertheilung und Verzehrung der Güter besonders würdigten, als auch jene, welche die Urbegriffe tiefer zu fassen sich bemühten, Smith's Farbe beibehielten. Inzwischen löset sich dieser Schein bei näherer Ansicht der Sache von selber. Die Schriftsteller, welche zuerst die Volkswirthschaft nach allen ihren Momenten darstellten, betrachteten die Vertheilung und Verzehrung der Güter ganz einseitig, blos in Be-

Digitized by Google

zug auf die Produktion; denn es gewann die Konsumtion nur darum ein Augenmerk, weil sie der Kapitalisation entgegenwirkt, und die Vertheilung des Gewinnes beschäftigte sie nur insoweit, als die gröfste Freiheit ein Beförderungsmittel der Produktion schien. Wie sehr die Produktion dieser Schule das Unbedingte ist, beweiset J. B. Say's berühmtes Paradoxon: dafs jede Produktion sich ihre Konsumtion (ihren Absatz) selber mache. Die selbstständige Auffassung der Vertheilung und Verzehrung der Güter wurde durch die Erfahrung Englands angeregt, welches bei allen Reichthümern das Bild des Elends darstellte und die Produktion selbst in Widerspruch mit dem Nationalwohlsein setzte; daher blieb der Einflufs derselben auf die Wissenschaft unmerkbarer, als er bei einem andren Ursprunge gewesen wäre. Die neuern Französischen Schriftsteller, Sismondi obenan, entfernten sich jedoch auffallend genug von dem herkömmlichen Wege, namentlich von der Smithschen *Laissez-nous-faire*-Maxime; und wenn sie dessenungeachtet sich zu dem Industriesysteme bekennen, so liegt der Grund nach Louis Say's richtiger Bemerkung nur darin, dafs sie nicht zu dem rechten Begriffe des Reichthums aufsteigen möchten. Die Deutschen Schriftsteller, die sich um eine bessere Vorstellung der Güter bemühten, blieben aus einem entgegengesetzten Grunde bei der gewohnten Fahne. Die Untersuchungen über den Reichthum als Fundament und Mittel des Wohlseins wollten keine rechten Früchte tragen. Selbst Hufeland's scharfsinnige Betrachtungen blieben müfsige Spekulationen. Vielleicht hatte man zu früh nach der tieferen Begründung gestrebt, indem noch das Nächste und Aeufserliche nicht recht ermittelt war. Daher beschränkten sich die Deutschen Schriftsteller sehr bald auf Sichtung und Ordnung auswärts gewonnener Wahrheiten. Indem wir zudem die politische Oekonomie in Volkswirthschaft, Wohlfahrtspflege und Finanzwissenschaft trennten, verwischten wir sogar die Spuren der geschehenen Umwandlung des Ganzen; denn *totale* Veränderungen erscheinen bei dieser Absonderung fast immer nur als *partiale*.

Es ist die Frage, ob die so eben geschilderte Revolution auf dem politisch-ökonomischen Gebiete von durchaus günstigem Erfolge sein könne. So lange die politische Oekonomie eine vulgäre Produktionslehre war, bewegte sie sich auf der Oberfläche und erfreute sich einer gewissen Einfachheit und Klarheit, die ihr Verständnifs dem simpelsten Kopfe erschlofs. Nun sie es nicht mehr auf die blofse Aufspeicherung nützlicher Dinge absieht, sondern zur Nationalwohlfahrt eine Produktion fordert, welche die beste Gütervertheilung gewährt, eine Vertheilung des Gewinnes, welche die beste Güterverzehrung möglich macht, eine Verzehrung, welche die reichste Reproduktion gestattet, nun drehet sie sich bereits in einem fehlerhaften Zirkel und kann nur dann herauskommen, wenn sie die Formel findet, in welcher sich Erzeugung, Vertheilung und Verzehrung der Güter als drei untergeordnete Momente erfassen. Worüber die politische Oekonomie bisher leicht hinüberschlüpfte, die Grundbegriffe von Gut, Werth, Vermögen, das wahre Verhältnifs der Tausch- und Gebrauchswerthe, alles das mufs sie jetzt in seiner Natur und Wesenheit ergreifen und den Nationalwohlstand in seiner Identität mit dem Nationalwohlsein erkennen, wenn sie die Aufgabe lösen will, welche man jetzt an sie stellet. Es ist aber nicht leicht abzusehen, wie wir die so höchst relativen Begriffe von Gut und Werth, von Wohlsein und Reichthum an der Wurzel erfassen und in ihre tausend Gestaltungen durch das wirkliche Leben verfolgen wollen. Es ist gewifs und von den geistreichsten Schriftstellern ausgesprochen, dafs der Nationalreichthum kein todter Mammon, sondern etwas Geschichtliches, Lebendiges, mit dem Volksgeiste Verwachsenes ist, aber wem der Isisschleier dick vor den Augen hängt, für den mufs der Reichthum doch immer nur ein Haufe von Getraide, Tuch, Silber oder sonst dergleichen sein. Und wer mag sich rühmen, den Schleier zu mehr als *einem* tiefen Blicke gelüftet zu haben? — Wenn aber auch die heutige Wendung der politischen Oekonomie eine solche ist, die aus dem Zwielicht in die völlige Finsternifs, aus einzelnen Widersprüchen in das vollständige Chaos führen kann, so müssen wir dennoch ihr nachgehen und den Stabilisten in der Wissenschaft das Ohr verschliefsen, die aus Furcht, das Mühsamerlernte zu verlieren, aller und jeder Neuerung im Voraus den Stab brechen. Es ist genug, wenn wir nicht jedes Neue sogleich annehmen, sondern wissenschaftliche Versuche von dem angegebnen Charakter auf das strengste und nüchternste vorher prüfen.

Die zwei Werke, welchen diese Zeilen gewidmet sind, gehören zwar nicht zu den Schriften, welche die Wissenschaft umzupflügen streben, allein sie tragen doch beide, wenn auch in höchst verschiednem Grade,

Digitized by Google

die Spuren jenes Geistes, der sich in der heutigen politischen Oekonomie bereits geltend machte und offenbar noch weit mehr geltend machen wird.

Hr. Krause beabsichtiget eigentlich nur, die politische Oekonomie populärer zu machen, als sie gegenwärtig ist. Dieser Absicht nach liegt sein Werk aufserhalb der Sphäre einer wissenschaftlichen Kritik, die sich nur um dasjenige kümmert, welches die Wissenschaft selbst in irgend einer Art fördert. Dennoch mufs hier von einer Seite, oder von einem Punkte des Buches die Rede sein, welche Seite oder welcher Punkt eine sehr grofse scientifische Bedeutung gewinnet. Der Verfasser strebte nämlich nach einem Systeme der politischen Oekonomie, welches er aus dem Gange der Völkerkultur entwickeln könnte, und wirft damit einen Gedanken hin, der des Aufhebens würdig ist, wenn er auch von ihm selbst weder richtig gefafst noch klar dargestellt sein sollte. Auf dem heutigen Standpunkte der politischen Oekonomie wäre es von der gröfsten Wichtigkeit, die eigentliche geschichtliche Gestaltung der Oekonomie der Völker ins Klare zu setzen. Haben wir historisch ergründet, wie die Triebe des Menschen zur Arbeit führen, wie die Arbeit der Preis ist, um welchen das *menschliche* Dasein feil stehet, wie der Tausch durch Erweiterung der Bedürfnisse die Theilung der Arbeit, wie die Theilung der Arbeit das System wirthschaftender Nationalkräfte stiftet, und einen gesellschaftlichen Reichthum herbeiführt, wie diese Nationalwirthschaft aus einem Zustande in den andern übergeht; so haben wir in der That auf historischem Wege die Lösung jener Probleme gefunden, an denen sich die Theorie so oft scheitern sah. Die Darstellung des Hrn. Krause beweiset leider, dafs die herrschenden Ansichten weder dem geschichtlichen Verständnisse der politischen Oekonomie günstig, noch für dasselbe reif genug sind. Der Anblick neugeborner Menschen, die Betrachtung wilder Stämme führet allerdings darauf, die Menschen im thierischen Zustande beginnen und durch das Vehikel der Bedürfnisse sich zur Civilisation und Wohlfahrt emporarbeiten zu lassen; allein die Geschichte giebt uns kein einziges Beispiel, dafs sich je ein thierisches Volk durch *eigene Entwicklung* aufgeschwungen habe. Wir sehen sogar die meisten wilden Stämme eher vor der Kultur hinschwinden, als von ihr ergriffen werden. Ebenso gut als nach der gangbaren Darstellung das Höhere eine Frucht der industriösen Entwicklung scheint, ebenso gut kann der Reichthum als Folge eines geistigen Erbes erscheinen. Ist von der Urmenschheit die Rede, so begreift sich ebenso, dafs die Religion den Menschen zum bessern Gebrauche der Natur und sohin zum Reichthum angeleitet habe, als dafs die Sättigung irdischer Bedürfnisse die geistigen geweckt und neue Güter hervorgerufen habe. Hr. Krause läfst die Menschen alles durch Nachdenken und Konvention einführen; aber wenn die Menschen schon so gescheidt waren, über Handel und Wandel, Geld, Maafs und Gewicht *überein zu kommen*, warum denken wir sie dennoch so dumm, dafs sie weder Tausch, noch Geld u. s. w. besafsen? Wie die Oekonomisten über die ökonomische Entwicklung des Menschengeschlechts philosophiren, erinnern sie häufig an Sancho Pansa, der sich darüber den Kopf zerbrach, wer denn den Schlaf *erfunden* habe. Ist es unwichtig, die Anfänge der Naturalökonomie historisch zu ergründen, so sollte man sich damit nicht beschäftigen; ist es wichtig, so sollte man zum mindesten von keinen Vorurtheilen ausgehen. Adam Smith zeigte darin einen sehr feinen Takt, dafs er die Oekonomie der Völker von einem Tauschtriebe der Menschen ausgehen liefs. Was man auch gegen diese Hypothese sagen mag, so beweiset sie doch einen richtigen Blick in den Urgrund und in den Ausgangspunkt der volkswirthschaftlichen Thätigkeiten. Das erste Stadium der Oekonomie legte das Menschengeschlecht offenbar als reines Naturwesen zurück. Die Stufen der Jagd, Fischerei, Viehzucht und Agrikultur werden überall nur durch klimatische Einflüsse und Beziehungen erklommen. Erst im Handel, d. h. im systematischen Tausche tritt das *Raffinement* in die Volkswirthschaft und bringt dieselbe zum klaren Bewufstsein. Beim Eintritt des stätigen Verkehres verwandelt sich die ganze Gestalt des Reichthums. *Vor* ihm war der Werth reiner Gebrauchswerth; *durch* ihn gewinnt der Tauschwerth den Vorsprung und wird der Reichthum ein künstlicher. Der Tauschwerth ist ein Produkt der menschlichen Vorstellung, Resultat des Kredits, den man in eine Sache setzt. Seine Wirkung besteht in der Möglichkeit, die Bedürfnisse zu erweitern und die Zahl der Güter zu vermehren, ferner die Theilung der Arbeit zu verbreiten und dadurch die Masse und Qualität der Produkte zu erhöhen. Aus diesem grofsen Effekte des Tauschwerthes ist es begreiflich, dafs in der Tradition der Menschen Reichthum und Tauschwerth zusammenfallen, dergestalt, dafs selbst die Physiokraten beim *Erwerbe* durchaus nur den Tauschwerth in Anschlag brachten. Indessen ist jetzt die Frage: ob der Nationalwohlstand kontinuirlich in dem Tauschwerthe zu nehmen oder ob bei einem gewissen Punkte der Gebrauchswerth wieder das gröfsere Gewicht erlangen und den künstlichen Reichthum zu dem natürlichen zurückdrängen müsse? Darüber kann uns der „Gang der Völkerkultur", die ökonomische Menschheitsgeschichte belehren; aber Hr. Krause bemühte sich nicht um diese höchste Aufgabe.

Hr. Dr. Steinlein steckte sich ein höheres Ziel. Es ist die volle Ueberzeugung von der Zerfahrenheit der

Digitized by Google

der politischen Oekonomie, welche ihm die Feder reicht; er will durch eine genauere Erörterung der Volkswirthschaft die Widersprüche lösen helfen, die sich in allen Theilen entgegenstellen und durch eine lebendigere und vollständigere Auffassung die verlorene Einheit herstellen. Die Art, wie Hr. Steinlein verfährt, ist geeignet, ihm selbst bei denjenigen, die alles Neue nur alt vom Trödler an sich bringen wollen, Zutrauen zu erwecken. Er rüstete sein Werk mit einer Literatur aus, die seine innigste Bekanntschaft mit dem Fache verräth und jedenfalls imponirt. Um ja keinen Halm unaufgelesen zu lassen, trug er hin und wieder selbst den Mist zur Scheune. Der Vortrag hält sich von aller Metaphysik möglichst ferne und geht mit besonderer Vorliebe ins Einzelne und Thatsächliche. Auf die Gefahr hin, den denkenden Leser zu langweilen, und durch übertriebene Umständlichkeit anzuwidern, verfolgt er jeden Gedanken ins Kleine.

In dem vorliegenden ersten Theile findet sich nur die Geschichte der politischen Oekonomie, die Darstellung der Grundlehren und ein Theil der Lehre von der Produktion. Gleichwohl spiegelt sich in dem Gegebenen bereits die Summe der eigenthümlichen Ansichten des Vfs. Man sieht das Bemühen, die bisherige Diskrepanz des Mittels und des Zweckes aufzuheben und das Nationalvermögen in seiner lebendigen Totalität darzustellen. Die Hauptaufgabe dieses Bandes besteht dem zu Folge darin, den immateriellen Gütern die gehörige Stelle anzuweisen, und es ist dieser Punkt auch zur Hauptsache erhoben.

Es leuchtet von selbst in die Augen, dafs die immateriellen Güter in der politischen Oekonomie zur Sprache kommen müssen, erstens, weil sie die Erzeugung der materiellen Güter befördern, zweitens weil sie das nothwendige Medium der vollkommneren Gütertheilung sind, drittens, weil auf ihnen ein Theil der fruchtbaren Verzehrung beruhet. Gleichwohl können sie so lange nicht nach Würden in die Volkswirthschaftslehre aufgenommen werden, so lange nicht entschieden ist, ob sie einen *Bestandtheil* oder blos ein *Agens* des Reichthums bilden, ob sie ein bloſser *Hebel*, oder ob sie ein reelles *Objekt* der Produktion sind. Dafs die immateriellen Güter die materiellen vermehren, dafs geistige Arbeiten mittelbar produktiv sein können, ist in Frankreich ziemlich frühe schon von Say anerkannt worden. Ebenso hat in Deutschland Hufeland bereits die Nothwendigkeit der immateriellen Güter für das Wohlsein der Gesammtheit angedeutet. Aber zu einem eigentlichen Bestandtheile des Reichthumes wurden die immateriellen Güter erst von Heinrich Storch vorgeschlagen, ohne dafs diese Ansicht durchdringen konnte. Hr. Dr. Steinlein macht die Storchische Sache durch seine Darstellung ganz zur eignen. Ihm sind Güter alle Mittel des Wohlseins, gleichviel ob materielle oder immaterielle; Produciren heifst irgend was zur Befriedigung von Bedürfnissen tauglich oder tauglicher machen; Reichthum ist Ueberflufs an Befriedigungsmitteln menschlicher Bedürfnisse jeder Art; Kapitalisation ist die Anlegung von Gütern sowohl materieller als immaterieller.

Wie genau auch das Verfahren des Vfs. ist, so gelang es ihm doch nicht, zum Ziele zu kommen. Wenn ich nicht irre, so ist ihm keine lebendige Anschauung geglückt, welche die Ahnung zum Wissen verklärt; was schöpferisch aus der Natur der Sache erwiesen werden mufs, folgert er kleinlich aus Definitionen, Wörtern und andrem Schaalwerk der Schule. Es sind namentlich drei Versehen, welche den Versuch des Vfs. scheitern machten. Zuvörderst ist die Notion eines Gutes zu leicht genommen, denn ist der Begriff erschöpft, wenn nur die Fähigkeit, Bedürfnisse zu befriedigen, hervorgehoben wird? Gewifs darf man das Merkmal der Anstrebung, Aneignung, Provisionirung als ein wesentliches hervorkehren; und der Verf. mufste die Vernachlässigung dieses Merkmals rechtfertigen. Sobald dieses Merkmal als ein wesentliches einleuchtet, tritt ein Unterschied zwischen ökonomischen und andern Gütern ein. Moralische Güter befriedigen ein Bedürfnifs, aber sie können nicht um der Lust wegen angestrebt werden, weil ökonomische Rücksicht ihren Effekt zerstört. Würde der Oekonom den Zweck erreichen, der blos wegen des Vergnügens einer guten That Gutes thun möchte? Also gehören viele moralische Güter nicht dorthin, wohin sie der Verf. stellt, und nur jene immateriellen Güter, welche ein Gegenstand der Erwerbsthätigkeit sein können, dürften in den Kreis der Oekonomie gezogen werden. Sodann ist der Reichthum dem Verf. etwas zu *Künstliches*. Werth ist ihm nur Mühe, Arbeit, und Entbehrung, so ein Gut kostet, und Reichthum als Fülle werthvoller Güter nichts weniger als ein *Natürliches*. Bei dieser Auffassung vergafs der Verf. die Verschiedenheit der Bedürfnisse und Güter und deren nothwendige Proportion in Anschlag zu bringen. Nicht der Wachsthum der Werthe allein bezeichnet das Steigen des Reichthums; denn während die Güter, welche Bedürfnisse des Vergnügens und der Bequemlichkeit betreffen, beständig sich vermehren, fängt der Nationalreichthum oft an, sich zu verflüchtigen. Wenn Gold und Silber, sagt Adam Smith, überflüssig wird, verliert es allen Werth. Sollte Getraide in solcher Menge producirt werden, dafs es umherläge wie Sand, würde es auch den Werth verlieren. Der eigenthümliche Grund ist aber weder der Mangel der Arbeit, noch der Seltenheit, sondern der Mangel der *Proportion*. Hätte der Verf. auf die Verschiedenheit und Proportion der Güter mehr Rücksicht genommen, würde er höchst wichtigen Einwendungen begegnet sein. Endlich beachtete der Verf. den Unterschied zwischen Gebrauchs- und Tauschwerth fast noch weniger als andre Autoren. Der Tauschwerth giebt allerdings das weitgreifendste *Vermögen*, aber, ein Kind der Vorstellung wie er ist, auch nur ein momentanes; der Gebrauchswerth giebt ein *konstantes* Vermögen. Man kann nicht alles, wofür in einem Momente des Lebens Gebrauchsgüter feilstehen, zu dem wahren Nationalreichthum schlagen, weil die Nation keine Ephemere ist.

Johann Schön.

Digitized by Google

Nro. 71.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1831.

XLVI.

Pouillet, Elémens de Physique experimentale et de météorologie. Paris 1827 — 1830. *II. Tom.* 8.

Dafs nach der raschen Entwickelung aller physikalischen Disciplinen in den letzten 30 Jahren gegenwärtig ein sehr merklicher Stillstand eingetreten ist, könnte man, wenn kein andres Zeichen dafür spräche, aus der Menge der Handbücher, Lehrbücher, Encyklopädien und Wörterbücher ersehen, welche von allen Seiten erscheinen, und eine bisher sehr fühlbare Lücke zur Genüge ausfüllen. Man hat es den Physikern sehr oft vorgeworfen, dafs ihre Litteratur sich vollkommen in eine Journalistik auflöse, dafs es an klaren dem gröfsern Publicum zugänglichen Berichten fehle über das, was geleistet werde. Aber es ist natürlich, dafs, wenn eine Wissenschaft in einer Periode gänzlicher Umgestaltung begriffen ist, die Thätigkeit aller für dieselbe in Anspruch genommen wird. Berichte über das, was geschieht, können dann nur vorläufige sein, weil eben feste Resultate noch nicht gewonnen, wenigstens noch nicht am Detail der Erscheinungen durchgeführt sind. Lehrbücher haben daher in einer solchen Zeit in der Regel das Schicksal, bei ihrem Erscheinen veraltet zu sein, ein Supplementband hebt oft das auf, was als etwas Zuverlässiges früher vorgetragen wurde, und statt gesuchter klarer Uebersicht des Vorhandenen sieht man sich in die Untersuchung selbst mit verwickelt, die als solche nicht jeden interessirt. Wird aber nach ernstlicher Arbeit in dem Gewirre neuer Beobachtungen und Versuche Licht, ordnet sich die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen unter wenige einfache Gesichtspunkte, verknüpft sich das, was isolirt ja im Widerspruch schien, ruht die Wissenschaft einen Augenblick aus, in dem Bewufstsein der Kraft, welche sie eben entwickelt hat, so fühlen die Männer, die sie förderten, selbst das Bedürfnifs, andren zu sagen, was ihnen neu war und nun vertraut ist, sie besprechen sich nicht mehr allein unter einander in Journalen, sondern sie theilen das Ergebnifs ihrer gemeinschaftlichen Berathung mit. Die Rollen sind vertauscht; während das Publicum sich an dem Glanze der Wissenschaft freut, klagen die, welchen sie Alles ist, über ihren Stillstand.

Pouillet's Stellung als Professor der Physik an der *Faculté des Sciences* in Paris, verpflichtet ihn zu regelmäfsigen Vorträgen über die Physik, welche mit denen von Gay-Lussac einen jährlichen Kursus bilden. Durch Schnellschreiber sind diese unter dem Titel *Leçons de Physique* bekannt gemacht worden. Sie haben als solche vorzugsweise Interesse für die, welche sie hörten, da die Erinnerung an das, was man experimental dargestellt gesehen hat, dadurch lebendig erhalten wird. Aber es ist natürlich, dafs ein so zusammengedrängter Vortrag nur andeutet, was man näher entwickelt zu haben wünscht, dafs er anregt, ohne vollkommen zu befriedigen. Diefs kann nur durch eine systematische in gröfseres Detail gehende Zusammenstellung geschehn. Sollen Andre auch daraus Gewinn ziehn, so müssen die Apparate anschaulich dargestellt sein, quantitative Bestimmungen dürfen nicht fehlen, um sich Raths zu erholen, wo man sie bedarf. Das uns vorliegende Werk soll nun diefs leisten, es soll elementar aber vollständig sein, es soll die Ergebnisse der Untersuchungen enthalten, ohne den Gang derselben näher zu entwickeln. Daher ist die didactische Form gewählt, die Ergebnisse der Erfahrung sind als Sätze ausgesprochen, welche nachher durch Versuche erwiesen werden, eine Grunderscheinung, ein Fundamentalversuch, abgesehn davon, dafs er vielleicht erst später gefunden wurde, ist an die Spitze gestellt, an welchen sich dann die übrigen als einfachere oder complicirtere Modificationen anschliefsen. Ueberall blickt die Absicht durch, der Vollständigkeit zu genügen, ohne der Fafslichkeit Eintrag zu thun, es

Digitized by Google

ist ein Lehrbuch, welches zugleich als Handbuch dienen soll.

Von diesem Gesichtspunkte betrachtet, können wir das Buch trefflich nennen, denn es ist reich, ohne breit zu sein, zuverlässig, ohne durch Autoritäten zu ermüden. Als einen besondern Vorzug erwähnen wir die correcte Zeichnung der Apparate, eine wesentliche Anfoderung an ein Lehrbuch, welcher so selten genügt wird. Die Zeichnungen in diesem Werk kann man einem Mechanicus geben, und er wird sich daraus eine deutliche Vorstellung des verlangten Apparates bilden können, ohne bei jedem Theile einer Kontrolle zu bedürfen. Die Darstellungen der Erscheinungen sind nicht idealisirt, welches ebenfalls gut ist, weil man sich oft vergeblich müht, einen Versuch so elegant darzustellen, als man ihn gezeichnet sieht, obgleich der Darsteller diefs ebenso wenig vermag.

Aus der vorher angedeuteten Weise der Darstellung geht hervor, dafs die einzelnen Disciplinen der Physik jede für sich gesondert behandelt sind. Eine Darlegung des Inhalts des Werkes in der vage in ihm gegebenen Ordnung könnte nur ein ermüdender Auszug werden. Passender scheint es mir den Inhalt desselben in einer gedrängten historischen Uebersicht der Physik zusammenzufassen. Ich werde die Vertheilung des Stoffes durch Citiren der Stellen, wo er sich findet, zunächst andeuten, und zuletzt eine allgemeine Uebersicht der Anordnung desselben geben.

Die Aufgabe der Naturwissenschaften, in den besondern Erscheinungen das Allgemeine aufzuzeigen, deren Lösung auf empirischem Wege Bacon empfahl, wurde in diesem Sinne zuerst von Galiläi, Kepler und Gilbert erkannt. Die Gesetze des freien Falles (I. §. 37—40.), welche Galiläi entwickelte, führten die Mannigfaltigkeit terrestrischer Bewegungen auf einige Grundbestimmungen zurück, die in Form des Falldreiecks bildlich dargestellt, leicht verständlich waren, und durch Zerlegung sich in complicirten Bewegungen wieder erkennen liefsen. Ebenso wiefs Kepler in den Bewegungen der Himmelskörper eine einfache Ordnung nach, die deswegen so lange verkannt worden war, weil unsere Stellung in der Ebene der Bewegung selbst uns gleichsam nur den Rand der Zeichnung sehen läfst, die sogleich verständlich sein würde, könnten wir das Auge über das Blatt erheben, auf welchem das steht, was wir zu lesen wünschen. Gilbert (I. p. 450.) hingegen zeigte in seiner Untersuchung der Eigenschaften des Magneten, wie isolirt scheinende Phänomene mit der Totalität des ganzen Erdkörpers verknüpft seien. Als nun durch die Erfindung des Fernrohrs entfernte Räume der Beobachtung zugänglich wurden, als das Mikroskop einen ungeahneten Reichthum und eine wundervolle Symmetrie an dem Unscheinbarsten aufdeckte, als selbst die unsichtbare Luft durch die Erfindung des Barometers und der Luftpumpe empirischer Untersuchung unterworfen werden konnte, entwickelte sich jene rastlose Lust am Beobachten, wie wir sie in Boyle, Hooke und andern personificirt sehen, zugleich wurde aber auch das Bedürfnifs einer Einheit in jener sich täglich mehr entwickelnden Mannigfaltigkeit immer dringender. Descartes, welcher sich fragte, wenn er die Welt verstehen wollte, hatte sie schon früher zu geben versucht, aber sie trug zu wenig das Gepräge objektiver Wahrheit, um andern zu genügen. Erst Newton verdanken wir in seinen Principiis, welche Robison die: *sacred oracles of natural philosophy as long as any Knowledge remains in Europe* nennt, die Grundzüge eines Weltsystems. Galiläis durch eigene Pendelversuche bestätigten Gesetze mit Keplers Anomalien verknüpfend, gab er in dem Gravitationsgesetz eine Lösung beider Probleme. Die Theorie der Fortpflanzung des Schalles (II. §. 501.), die mechanische Ableitung der optischen Erscheinungen (II. 261.) waren zugleich Beispiele, wie die an den grofsartigen Erscheinungen der Astronomie näher entwickelte Betrachtungsweise auch auf andere physikalische Qualitäten ausgedehnt werden könne.

Als nun durch angestellte Gradmessungen und Pendelversuche (Tafel I. p. 123.) die Gestalt der Erde sich so ergab, wie sie Newton aus seiner Theorie abgeleitet hatte, als durch Beobachtungen sich zeigte, dafs die Schwere wirklich nach der Höhe abnehme, und zwar, wie er es postulirt hatte, im Verhältnifs des Quadrates der Entfernung, als seine Mechanik des Himmels, je schärfer die Beobachtungen waren, desto evidenter sich bestätigte, ja die Gravitation durch Maskeline und Cavendish Versuche empirisch nachgewiesen wurde (I. §. 56—58.), ward die Ueberzeugung allgemein, dafs der von ihm auch in der Physik eingeschlagene Weg der richtige sei. Die Werke von s'Gravesand und Muschenbroek tragen deutlich das Gepräge dieser Ueberzeugung, die so sicher wurde, dafs Huyghens richtige optische Gesetze verkannt wurden, weil Newton sie verkannte,

Digitized by Google

und Hookes geistvolle Einwendungen unbeachtet blieben, obgleich er durch sein Elasticitätsgesetz „*ut tensio sic vis*" berechtigt erschien. Aber Newtons Untersuchungen waren in ihrer Art so abgeschlossen und vollendet, dafs man sich mit dem begnügte, was er gethan, Untersuchungen, welche er unvollendet gelassen hatte, aufgab. Taylor und Bernoulli (II. §. 479, 480.) zeigten, dafs im Reiche der Töne jener Gedanke sich bewähre, physikalische Qualitäten seien durch quantitative Unterschiede bedingt. Sonst tritt nach Newton in der systematischen Betrachtung der Erscheinungen ein merklicher Stillstand ein.

Fehlte es der folgenden Zeit an dem Bewufstsein einer durchgehenden Einheit, so entwickelte sich hingegen in einzelnen Disciplinen eine tüchtige Empirie, welche, wenn sie bis zu einem gewissen Grade der Vollständigkeit unabhängig sich durchgebildet hatte, dann der herrschenden Grundansicht sich häufig wieder unterwarf. Die elektrischen Erscheinungen beschäftigten die Physiker, und das Imposante der Wirkung steigerte sich bis zu dem Grade, dafs die früh geahnete Analogie zwischen Blitz und elektrischem Funken endlich auch empirisch nachgewiesen wurde. Wilke und Aepinus zeigten die Bedeutung des von Dufay entdeckten Gegensatzes in der Elektricität, welchen Symmer als qualitativ aussprach, aber Franklin auf quantitative Unterschiede zurückführte, eine Ansicht, welche Aepinus auch in den magnetischen Erscheinungen durchzuführen suchte. Der Beifall, welchen diese Theorie erhielt, zeigt das Vorherrschen der Newtonschen Richtung, welche durch Coulombs Untersuchungen der Vertheilung des Magnetismus (II. p. 516.) und der Elektricität theoretisch nicht anerkannt, in den quantitativen Ergebnissen seiner Versuche aber sich bestätigt, indem sich ergab, dafs für diese Kräfte dieselben Gesetze gälten, als für die Gravitation (I. §. 313. §. 371.).

Gaben so die elektrischen und magnetischen Erscheinungen einen Beweis, dafs die Anerkennung eines durchgehenden qualitativen Gegensatzes vereinbar sei mit der mathematischen Betrachtung der Erscheinungen, so erschien auf der andern Seite durch Blacks (I. §. 223.) Entdeckung der latenten Wärme die Ansicht, dafs qualitativ Entgegengesetztes nur quantitativ verschieden sei, auffallend bestätigt. Da die Agregatzuständige auf innere Wärmedifferenzen sich zurückführen liefsen, so durfte man wohl hoffen, minder Getrenntes später unter einem gemeinschaftlichen Gesichtspunkt zusammenfassen zu können. Zeigte sich doch selbst in der Chemie durch Richters Untersuchung das Bedeutungsvolle der Zahlenverhältnisse, obgleich sie durch Priestley, Scheele und Lavoisier in einer zu kräftigen empirischen Entwicklung begriffen war, um der Wichtigkeit jener Entdeckung sich bewufst zu werden, und daher lieber an die durch Saussure und Deluc geschaffene Hygrometrie sich anschlofs, ohne dafs ihr Einflufs grade da ein günstiger war.

Dafs in der Auflösung der Physik in einzelne von einander ziemlich unabhängige Disciplinen doch das Bedürfnifs einer Einheit nicht verloren gegangen war, dafür sprechen Boscovichs Bemühungen, welcher die von Newton angedeutete atomistische Vorstellung näher zu entwickeln suchte. Am klarsten aber fühlte das Ungenügende des damaligen Standpunktes Lichtenberg, der sich mit Unmuth darüber beschwert, dafs die Physiker sich der Elektricität wie einer Feuerzange bedienten. Ein Lohn wurde ihm, ein Trost dafür, dafs sein wissenschaftlicher Sinn sich erfolglos in sich selbst verzehrte, an den elektrischen Figuren trat der qualitative Gegensatz der Elektricitäten so unabweisbar hervor, dafs er als ein solcher anerkannt werden mufste, selbst noch ehe Erman durch Entdeckung der unipolaren Körper auf einen Unterschied der Leitungsfähigkeit beider aufmerksam gemacht hatte. (I. §. 428.)

Sehen wir also zu Anfang des 18ten Jahrhunderts die mechanische Seite der Naturerscheinungen in den grofsartigsten Phänomenen klar erkannt, innerhalb dieses Zeitraums in einzelnen Gebieten näher entwickelt, im Gegensatz zu derselben das Bedürfnifs der Anerkennung qualitativer Gegensätze überall sich kund gebend aber nicht befriedigt, die einzelnen Gebiete daher nicht aufgenommen in eine gemeinsame Einheit unverknüpft neben einander, so beginnt mit dem Anfange des 19ten Jahrhunderts eine neue glänzende Epoche, die Anerkennung der Qualitäten einerseits und ihre dadurch sich von selbst ergebende Verbindung, und die nähere Durchführung der quantitativen Verhältnisse an jeder derselben.

In den Zuckungen eines Froschschenkels bei Berührung mit Metallen glaubte Galvani (I. §. 392.) eine neue Naturthätigkeit zu entdecken, durch welche er das Räthsel des Lebensprozesses zu lösen hoffte. Volta vernichtete diese Hoffnung, indem er zeigte, dafs diese thierische Electricität die gewöhnliche sei, dafs der or-

Digitized by Google

ganische Körper nicht das Erregende in der Erscheinung sei, sondern nur ein Mittel, die im Unorganischen erzeugte electrische Thätigkeit sichtbar zu machen. Durch Galvanis Einwürfe gedrängt ward er gezwungen, die organische Substanz ganz aus dem Versuche zu eliminiren, und in der von ihm im Jahr 1800 construirten Säule ersetzte ein feuchtes Stück Tuch ihre Stelle. Sie zeigte isolirt electrische Polarität, getrennt durch eine indifferente Mitte wie bei dem Magnet, von ihr aus aber in einem andern Verhältnifs sich steigernd, den Gegensatz, wie die dauernde physiologische Wirkung bewies, so oft er auch abgeglichen war, immer von Neuem erzeugend (I. §. 396.). Carlisle und Nicholson vertauschten auch hier die organische Substanz mit einer Flüssigkeit (I. §. 402.), sie zersetzte sich die Pole der Säule schliefsend in ihre chemischen Bestandtheile. Nur wufste man aus früheren Versuchen, dafs, so wie ein Magnet nur Eisen anzieht, nachdem diefs selbst durch Erregung aus der Ferne ein Magnet geworden, ebenso ein electrisirter Körper nur einen andern anzieht, nachdem er ihn durch Vertheilung electrisirt hat, mit einem Worte, dafs nur Magnetismus auf Magnetismus, Electricität auf Electricität wirkt. Der nothwendige Schlufs also war, dafs, was durch Electricität getrennt werden kann, durch sie verbunden sein mufs, die Chemie wurde daher durch diesen Versuch eine Electrochemie, die chemische Verwandtschaft, als eine eigenthümliche nur von Fischer vertheidigt, durch Grotthuss (I. p. 652.) Anwendung der Coulombschen Vorstellung successiver Elementarpolarität auf chemische Trennung und Verbindung eine electrochemische, und analog die Feuerscheinung bei chemischen Verbindungen durch Ritter, Grotthuss und Berzelius (I. p. 607.) erklärt, indem bei dem Abgleichen der entgegengesetzten Electricitäten der Kette ebenfalls Feuer entsteht.

Galt seit Davys glänzender Entdeckung der Zersetzung der Alkalien und Erden (I. §. 402.) der Körper nur als einfach, welcher die Säule schliefsend unverändert blieb, bewährte sich so diefs wundervolle Instrument, diese ewige Denk- und Ehrensäule Voltas, wie sie Steffens nennt, als tüchtiger chemischer Apparat in der Klassifikation der Substanzen, so ward seine physikalische Bedeutung durch Oerstedts 1819. entdeckten Electromagnetismus (I. §. 408.) aufs Neue bewährt. Er schlofs die Säule statt durch einen flüssigen Leiter, durch einen festen. Dieser wurde ein Magnet. Was als electrische Spannung an der offenen Säule erschien, ward innerhalb eines flüssigen Leiters chemische Sonderung, offenbarte sich in festen Körpern als magnetische Erregung, erschien durch Childrens und Hares Versuche als bis zum Leuchten gesteigerte Wärme, wenn der verbindende Körper jenes Abgleichen nicht schnell genug vermittelte, und zeigte in dem bekannten Versuche von Davy (I. 649.) mit dem Phänomene des Nordlichts die merkwürdigste Analogie. Aber auch auf andre Weise als in den Wirkungen der Säule erschienen jene früher gesondersten Gebiete verknüpft. Am Spectrum, dessen polare Natur Goethe theoretisch zu entwickeln suchte, stellte sich der von Herschel entdeckte quantitative Wärmeunterschied zugleich durch Ritters und Wollastons Versuche als chemischer Gegensatz dar, seine magnetisch polare Natur suchte Morichini (I. p. 527.) zu erweisen, glücklicher aber war Seebeck (I. §. 424.) welcher im Thermomagnetismus magnetische Polarität durch Wärmedifferenzen hervorzurufen vermochte.

Zu gleicher Zeit mit dem gegenseitigen Hervorrufen einer physikalischen Qualität durch die andre, ja sie bedingend tritt ein andrer Gedanke überall als bedeutend hervor: die Aufnahme der Totalität des Raumes in alle physikalischen Vorstellungen. So wie die Geometrie erst elegant wurde, als sie von der Besonderung in der Ebene sich losmachte und in 3 Coordinaten alle Dimensionen des Raumes berücksichtigte, ebenso hat die Physik erst in dem scheinbar entlegensten einen Zusammenhang erkannt, als sie den linearen Gegensatz der Polaritätsvorstellung in der Electricität verlassend, untersuchte, wie verhält sich der nach einer Richtung electrisch polare Leiter nach andern, als sie herausging aus der Reflexionsebene des Lichtes und nach den Seiten eines Strahles fragte, als in Beziehung auf Brechung sie sich nicht allein mehr um den in der Einfallsebene bleibenden Strahl bekümmerte, sondern auch die Gesetze des aufserordentlichen aus jener Ebene heraustretenden zu erforschen suchte, als sie nicht mehr verlangte, dafs jeder Körper bei einer höheren Temperatur ähnlich sein müsse seiner Gestalt bei einer geringeren Wärme.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 72.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1831.

Pouillet, Elémens de Physique experimentale et de météorologie. II. Tom.

(Schluſs.)

Malus Entdeckung der Polarisation des Lichtes, welche Huyghens empirisch angedeutet, Newton geahnet hatte, war die Durchführung jenes Gedankens im Gebiete des Lichtes, Oersteds Entdeckung der magnetischen Circumpolarität des Leiters, welche in den Lichtenbergischen Figuren als elektrische sich schon gezeigt hatte, ohne als solche verstanden zu werden, die Bewährung desselben im Gebiete der Electricität, Mitscherlichs Auffindung der nach verschiedenen Richtungen verschiedenen Ausdehnung des Kalkspates endlich leistete für die Wärmelehre dasselbe, was in der Akustik Savart (II. §. 487.) an demselben Mineral zeigte.

Sehen wir so die Wirkungssphäre jeder physischen Qualität näher untersucht, so finden wir auch in den in gröſseren Entfernungen einander bedingenden Erscheinungen die Art der Vermittelung erkannt. Scheele zeigte, daſs bei der strahlenförmigen Verbreitung der Wärme das Leuchten keine wesentliche Bedingung sei, Pictet (I. p. 374.) daſs das Reflexionsgesetz für dunkle Wärme dasselbe sei als für das Licht und Prevost erwies in seiner Theorie des beweglichen Gleichgewichts (I. p. 379.) die ununterbrochene Dauer jener Wirkung aus der Ferne, deren mathematische Relationen wir Fourier verdanken. Sehen wir nun Wärme und Licht durch Strahlung, Magnetismus und Electricität durch Vertheilung, Electricität und Wärme durch Leitung erregt, so ist durch das von Young aufgestellte Princip der Interferenz (II. §. 582.) evident erwiesen, daſs Licht und Ton auf ähnliche Weise sich verbreiten, daſs der von Taylor und Bernouilli auf Zahlenverhältnisse zurückgeführte Unterschied der Töne, welcher durch Cagniard de la Tour Syrene (II. §. 482.) für alle tönenden Schwingungen bestätigt ist, im Gebiete der Farben sein entsprechendes finde.

Die Gemeinsamkeit der Inteferenzerscheinung für alle Agregatzustände, in festen Körpern zuerst von Chladni als Klangfiguren transversaler Schwingungen (II. p. 144.) von Savart bei longitudinalen Tönen (II. §. 485.) dargestellt, von Weber auf Flüssigkeiten und in der Luft empirisch nachgewiesen, in allen Schwingungen des Aethers bei den Phänomenen der Beugung, der Polarisation, der Farben dünner Blättchen von Young, Fresnel und Frauenhofer erkannt, ist ein Beweis der Allgemeinheit des Bernouillischen Satzes der Coexistenz der „*petits mouvements*", der Unabhängigkeit desselben von den Kohäsionsverhältnissen, welche die Unterschiede der Agregatzustände bedingen. Diese Unterschiede auf ein allgemeines Princip zurückzuführen, eine Mechanik jener innern Gravitation der *insensible motion*, wie sie die Engländer nennen, zu geben ist noch nicht gelungen. Die Hoffnung, auch hier Keplersche Gesetze zu finden, erscheint aber wohl nie berechtigter als jetzt. Denn so wie durch Tycho Brahes Beobachtungen die Data gegeben waren, als deren glückliche Combination jene Gesetze in wundervoller Einfachheit erschienen, so sind aus den empirischen Untersuchungen der Physik und Chemie so viele Resultate als Zeichen einfacher Gesetzmäſsigkeit hervorgegangen, daſs ein Zusammenfassen derselben unter allgemeine Gesichtspunkte nicht mehr zu fern sein kann. Warum wir aber jetzt noch in den meisten Erscheinungen Tabellen empirischer Resultate (und wie reich leider ist unser Werk in dieser Beziehung) statt Gesetze, welche jene überflüssig machen, finden, scheint darin eine Erklärung zu finden, daſs die neuere Physik erst den negativen Beweis führen muſste, daſs der bisher eingeschlagene Weg nicht der richtige sei.

Die Bedeutung der Agregationsform, welche in chemischen Verhältnissen Berthollet am klarsten erkannte, gab neuerdings in der Pyrophoren sich kund, sprach sich noch entschiedener in der Döbereinerschen Ent-

Digitized by Google

deckung (II. §. 282.) der Wirkung des Platinaschwammes auf die Verbindung von Sauerstoff und Wasserstoffes zu Wasser aus, und gestaltete sich endlich durch Clarkes Versuche zur Anerkennung der Isomeren, der Körper, welche bei gleicher chemischer Zusammensetzung und gleichem Atomgewicht ungleiche Eigenschaften besitzen. Da es nun wahrscheinlich ist, dafs die besondere Modificationen der Kohäsion in allen physikalischen Verhältnissen von Bedeutung sind, so ist zu vermuthen, dafs dieselben nur da in einfachen Gesetzen klar hervortreten werden, wo wie bei den Luftarten vollkommene Kohäsionslosigkeit sich zeigt, oder wie bei Krystallen die Kohäsion nach bestimmten Richtungen gleichmäfsig wirkend hervortritt. Unglücklicherweise haben es sich die Physiker einreden lassen, dafs die Flüssigkeiten als vollkommen indifferent nach allen Richtungen zu betrachten seien, dafs die Metalle sich analog ihnen verhielten, sie haben daher vorzugsweise an diese ihre Untersuchungen, aber vergeblich, geknüpft. Denn jene behauptete Indifferenz der Flüssigkeiten ist an Biots Entdeckung (II. §. 630.) dafs die Polarisationsebene des Lichtes sich innerhalb derselben spiralförmig dreht, wie in Bergkrystallen, wo nach der Art der Aufeinanderfolge der Endflächen, wie Herschel gezeigt hat (II. §. 629.) jene Drehung bald rechts, bald links geschieht, gescheitert, und was die Metalle betrifft, so haben Savarts Untersuchungen der Klangfiguren auf Metallscheiben (II. §. 417.) Spuren verworrener Krystallisation gezeigt.

Finden wir daher hier statt allgemeiner Gesetze individuelle Besonderung jeder Substanz, die Ausdehnung durch Wärme z. B. (I. p. 301. für jede Flüssigkeit verschieden, die Kohäsionsverhältnisse der Metalle in keinem Zusammenhang mit andren physikalischen Eigenschaften, so dürfen wir nur zu den Luftarten und Krystallen uns wenden, um an der Allgemeinheit und Eleganz der dort gefundenen Resultate uns zu erfreuen.

Das Mariottische Gesetz, dafs die Dichtigkeit der Luft proportional sei dem äufseren Druck, ist durch Dulongs grofsartige Versuche für 24 Atmosphären Druck in Quecksilbersäulen gemessen bestätigt, seine Allgemeinheit für alle permanente Gase kann in Piezometern (II. p. 60.) leicht anschaulich gemacht werden. Die Lichtbrechungskraft jeder Luftart ist proportional ihrer jedesmaligen Dichtigkeit bei Veränderungen derselben, wie Arago und Dulong erwiesen haben. (II. p. 265.) Alle Luftarten dehnen sich bei gleichen Wärmeänderungen um gleichviel aus, nach den Erfahrungen von Gay-Lussac und Dalton (I. §. 161.), alle Gase, wenn man unter gleichem Druck gleiche Volumina um gleichviel zusammendrückt, entwickeln gleiche absolute Wärmemenge, nach den neueren Untersuchungen Dulongs, die Gasarten sind gegen einander unelastisch nach Daltons Theorie, die Elasticität einer Mischung verschiedener Gase und Dämpfe daher die Summe der Elasticitäten der einzelnen (I. p. 343.); verbinden sie sich hingegen chemisch miteinander, so sind die Volumina nach Gay-Lussacs Entdeckung in den einfachsten Zahlenverhältnissen, die Dichtigkeit einer von einer Flüssigkeit absorbirten Gasart proportional der Dichtigkeit des unabsorbirten Rückstandes bei Veränderungen derselben, wie Henry und Dalton erwiesen haben, näherungsweise aber nur bestätigt sich nach Desprets (I. p. 332.) das Daltonsche Gesetz, dafs die Elasticität der Dämpfe in gleichem Abstand vom Kochpunkt der Flüssigkeiten, aus welchen sie sich entwickeln, gleich ist.

Sehen wir also wegen Mangel an Kohäsion viele physikalischen Qualitäten gleichwirkend in allen Luftarten, eine jene allgemeinen Resultate verknüpfende Theorie derselben von Laplace mit Erfolg versucht (I. p. 263. und 399.) so finden wir die volle Bedeutung der Kohäsion in Krystallen in einem Gebiete bereits durchgeführt, in der Optik. Seitdem die von Hauy geschaffene Krystallographie von Weiss und Mohs auf drei auf einander senkrechte Achsen bezogen ist, hat sich ein durchgehender Zusammenhang krystallinischer Bildung mit physischer Wirkung ergeben. Wo die Bildung nach den drei Achsen gleich ist, ist es auch die Geschwindigkeit des Lichtes (das Gesetz von Snellius und Descartes (II. p. 237.)) solche Krystalle haben also keine optische Axe, wo sie nach 2 Richtungen gleich, nach der dritten verschieden ist, entsteht eine optische Axe, ist sie nach 3 Richtungen verschieden hingegen 2. Ein Krystall des ersten Systems giebt einen ordentlichen Strahl bei der Brechung, ein Krystall des zweiten einen ordentlichen und aufserordentlichen (nach dem Gesetz von Huyghens II. 495.), ein Krystall des dritten 2 aufserordentliche. (nach dem Gesetz von Fresnel II. 495.) Rufen wir durch äufseren Druck oder plötzliches Erkalten in unkrystallisirtem Glase eine Verschiedenheit der Kohäsion hervor, so erscheinen nach Brewster und Seebecks Versuchen (II. p. 605.) Polarisationserschei-

Digitized by Google

nungen, welche immer die doppelte Brechung begleiten, die auch von Fresnel empirisch nachgewiesen ist (II. §. 606.) ja erregen wir, wie Biot es gethan, tönende Schwingungen in langen Glasscheiben, so erscheint jene momentane Kohäsionsänderung durchgehendes Licht polarisirend (II. p. 605.). Dafs aber jene krystallinische Structur wirklich durch innere Elasticitätsunterschiede bedingt sei, hat Savart bewiesen, welcher aus den Klangfiguren der Krystallscheiben ihre Elasticitätsaxen ableitete (II. §. 582.), dafs verschiedene Dimensionsänderungen durch Temperaturerhöhung auch die optischen Axen verändern, hat Fresnel gezeigt. Wahrscheinlich ist, dafs andre physikalische Erscheinungen, wie die der Leitung u. s. f. ebenfalls einen Zusammenhang mit krystallinischer Bildung zeigen werden.

Was aber die Flüssigkeiten betrifft, so sind ebenfalls in mehreren Beziehungen allgemeinere Bestimmungen in ihnen erkannt worden. Laplace hat in seiner Capillaritätstheorie (II. §. 447.) die Gesetze ihrer Cohäsion gegeben, und daraus alle Modificationen ihrer Gestalt abgeleitet, Oersted und Colladon haben gezeigt, dafs das Gesetz ihrer Elasticität (II. p. 62.) dasselbe sei, welches s'Gravesand für feste Körper früher gefunden hatte (II. 76.) Laplace das für Luftarten von Newton aufgestellte Theorem der Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalles, nachdem er dasselbe durch Berücksichtigung der specifischen Wärme (II. §. 501.) in vollen Einklang mit den genauesten empirischen Resultaten gebracht hatte, auch auf feste (II. §. 503.) und auf flüssige Körper ausgedehnt (II. §. 502.), wo sich die Richtigkeit desselben durch die im Genfersee angestellten Versuche evident bestätigte, Faraday durch Verdichtung mehrerer für permanent gehaltener Gase zu Flüssigkeiten (I. p. 341. Tab.) eine theoretisch gefoderte Ansicht, dafs die Agregatzustände Funktionen des äufseren Druckes und der Temperatur sind, bestätigt, und endlich Mitscherlich gezeigt, dafs durch Temperaturänderung eine Krystallform in eine andere übergehen kann, ohne Durchgang durch den Zustand des Flüssigen (II. §. 456.). Sehen wir nun in der von demselben entwickelten Lehre der Isomorphie die Krystallform bedingt nur durch die quantitativen Verhältnisse der chemischen Bestandtheile, unabhängig von ihrer qualitativen Beschaffenheit, die dimorphen Gestalten durch den Wassergehalt bestimmt, welcher bei verschiedenen Temperaturen, in denen die Krystallisation geschieht, verschieden ist, wie Haidinger zuerst gezeigt hat (II. p. 56.), die Macht der Zahlenverhältnisse von Berzelius in allen chemischen Verbindungen nachgewiesen, endlich nach Dulongs Erfahrung (I. p. 397.) die einfachen, festen Körper in demselben Verhältnifs mit dem Sauerstoff sich verbindend als mit der Wärme, durch Aragos Entdeckung des Rotationsmagnetismus (I. p. 532.) die Empfänglichkeit aller Substanzen für magnetische Vertheilung erwiesen, wie für elektrische, wo sie längst erkannt war, die Art der Vertheilung auf der Oberfläche für beide nahe übereinstimmend, nach Barlows Versuchen, die Oberfläche endlich nach Rumfordt und Leslie (I. p. 369.) gleich wirkend für Wärme, welche von Aufsen oder von Innen sie durchdringen will, so glauben wir, dafs die Analysis, ebenso wie sie durch Poisson die Theorie des Magnetismus und der Elektricität wesentlich gefördert, durch Fourier die Gesetze der Leitung und Strahlung enthüllt, endlich auch allgemeinere Grundbedingungen für die Cohäsionsverhältnisse nachweisen wird.

Bei dieser gedrängten Betrachtung der Hauptmomente der Geschichte der neuern Physik habe ich eine Seite noch unberücksichtigt gelassen: die Anwendung der physikalischen Erfahrungen auf das Studium der Physik der Erde, welche durch Werner, Saussure, Humboldt und Buch wissenschaftlich begründet, überall thätige Mitarbeiter gefunden hat, so dafs wir nicht mehr auf unserer Erde Fremdlinge sind, wie früher. Die glänzenden, in der Geognosie gemachten Entdeckungen haben das Studium eines früheren Alterthums als des klassischen erweckt, einer vergangenen Geschichte, welche keiner aufgeschrieben hat, da sie keiner erlebte, deren Chronologie aber bereits begonnen. Zugleich aber ist die Anfoderung als dringend erkannt worden, zuverlässige Materialien durch fortgesetzte Beobachtungen für unsere physische Zeitgeschichte zu sammeln, damit die, welche später die Natur beobachten, das, was dann ist, vergleichen können mit dem, was war, was wir nicht können, weil die Griechen alles wufsten, aber keine Physik.

Die Anordnung des Inhalts ist nun folgende:

Nach einer Einleitung, welche Definitionen von Raum, Zeit, Materie, Kräften, Bewegung und dem Gesetz der Trägheit, eine Uebersicht der allgemeinen Eigenschaften der Körper und Hülfssätze der Statik enthält, betrachtet der Verf. im 1sten Buche die Erscheinungen der *Schwere* zuerst im freien Fall und Pendel,

Digitized by Google

dann als Druck sich äufsernd im Gewicht, ihre Wirkung im Gleichgewicht der Flüssigkeiten unter einander und wenn feste Körper darin eingetaucht sind. Das 2te Buch enthält die Lehre von der *Wärme*, die durch sie bedingte Volumensveränderung, das Uebergehen der Agregatzustände in einander und dabei das Verhalten der Dämpfe, ihre Mittheilung durch Leitung und Strahlung und die aus beiden resultirenden Abkühlungsgesetze, endlich die Betrachtung der absoluten Wärmemenge als specifisch und latent, welche Quantität bei dem Brennen und durch den Lebensprozefs sich entwickelt, als Anhang die Dampfmaschine. 3tes Buch: *Magnetismus*. Ausgegangen wird von der Wirkung der Magnete unter einander und der Erde auf sie. Das Poissonsche Intensitätsproblem ist hier eingeschaltet. Die Gesetze der Wirkung magnetischer Kräfte führen durch theoretische Betrachtungen hindurch zu den besten Mitteln der Erregung, deren Allgemeinheit durch den Rotationsmagnetismus erwiesen wird. 4tes Buch. *Elektricität*. Zuerst wird aus empirischen Ergebnissen die Anziehung und Abstofsung, Leitung und Nichtleitung, die Duplicität der Kräfte abgeleitet. Die Erregung durch Vertheilung knüpft sich an die Gesetze der Wirkung der Kräfte, welche als gebundene Elektricität nur scheinbar unthätig sind. Der Erregung durch Reiben, Druck und Wärme in Nichtleitern stellt sich die Wirkung der Leiter in Berührung gegenüber. Der Galvanismus wird nun in physiologischen, physischen und chemischen Wirkungen betrachtet, im 5ten Buch in seinen elektromagnetischen, an welche die thermomagnetischen sich natürlich anschliefsen.

Der *zweite Theil* beginnt im 6ten Buch mit der Betrachtung molecularer Wirkungen, zuerst die Capillarität mit Berücksichtigung der Bewegung des Saftes, der Endosmose und Exosmose, der Absorption in thierischen Körpern, dann Cohäsions- und Adhäsionsverhältnisse, endlich die Lehre von der Elasticität für alle Agregatzustände, bei den festen im Zug, Druck und der Drehung untersucht. Hieran schliefst sich von selbst die *Akustik* im 7ten Buch. Nachdem Schwingungen als das Bedingende des Tones erkannt, wird die Höhe desselben als durch die Anzahl der Schwingungen bedingt gezeigt, die Natur derselben in der Klassifikation der transversalen, longitudinalen und drehenden näher ermittelt, dann die resonirenden Schwingungen an die direkt erregten angeschlossen. Die Geschwindigkeit in verschiedenen Mitteln, die Betrachtung der Stimme und des Gehörs beschliefsen dieses Buch. 8tes Buch. *Optik*. 1. Phänomene des unpolarisirten Lichtes. Die räumlichen Relationen bei Spiegelung und Brechung führen zu Tabellen für die Brechungsverhältnisse, der Theorie der dioptrischen Farben und der dadurch bedingten Achromasie, die an die festen Linien des Spectrums sich anschliefst. Die Interferenzerscheinungen werden dann bei Beugungs- und andern Phänomenen ausführlich entwickelt.

2. Phänomene des polarisirten Lichtes. Die Gesetze der doppelten Strahlenbrechung werden zuerst abgeleitet für Krystalle mit 1 und 2 optischen Achsen, die Polarisationserscheinungen durch Spiegelung und Brechung zuerst empirisch dargelegt, dann ihre Gesetze entwickelt. Die Interferenzerscheinungen des polarisirten Lichtes geben den Schlüssel für die mannigfaltigen sie begleitenden Farben.

9tes Buch. *Meteorologie*. Die Vertheilung der Wärme auf der Oberfläche der Erde, über und unter derselben wird zuerst betrachtet, dann Wind- und Barometerveränderungen, Hygrometeore, Photometeore und Elektrometeore. In der Einleitung wird gesagt, dafs diese Uebersicht nicht darauf Anspruch mache, vollständig zu sein.

Die Anordnung des Inhalts scheint mir passend, die Optik mufs an die Akustik angeschlossen werden, ebenso scheint mir die Elektricitätslehre nach dem Magnetismus behandelt werden zu müssen, weil die Vertheilungsgesetze am Magnet leichter nachzuweisen sind, als an elektrischen Körpern. Dafs die Cohäsionsverhältnisse erst nach beiden betrachtet werden, scheint dadurch bewährt, dafs jene Wirkungen nur an der Oberfläche thätig sind, und sie müssen nothwendig der Akustik vorausgehn. Aufserdem wirken Magnetismus und Elektricität für die unmittelbare Beobachtung im Versuche in geringeren Entfernungen als Ton und Licht. Eine systematische Betrachtung läfst sich kaum allgemein durchführen und war hier nicht Zweck. Daher möchten alle Leser mit der Anordnung wohl einverstanden sein, wenn auch viele an den atomistischen Vorstellungen einen Anstofs finden werden. Ueber diese ist aber so oft gesprochen, dafs eine Wiederholung unnöthig erscheint.

H. W. Dove.

Digitized by Google

Nro. 73.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1831.

XLVII.

Ueber die jetzigen Romanischen Schriftsprachen, die Spanische, Portugiesische, Rhätoromanische, Französische, Italiänische und Dakoromanische mit Vorbemerkungen über Entstehung, Verwandtschaft, u. s. w. dieses Sprachstammes, von L. Diefenbach. Leipzig bei Ricker 1831.

Eine vergleichende Darstellung der auf dem Titel bemerkten Sprachen bildet den Hauptinhalt der gegenwärtigen Schrift, von der wir rühmen können, dafs sie mit gebührender Kenntnifs des Gegenstandes abgefafst ist, wiewohl wir weit entfernt sind, der Methode und Betrachtungsart des Verfs. überall beizupflichten. Mit dem vorliegenden Buche denkt Hr. Diefenbach seine Arbeiten über jene Sprachklasse nicht zu schliefsen; er verspricht uns noch eine in Beispielen anschauliche Geschichte des ganzen Lateinischen Sprachstammes mit seinen Mundarten von seinem ersten Entstehen bis in die neuesten Zeiten, und sucht uns vorläufig nur in das Wesen jener Sprachen einzuführen.

Man hat sich bis dahin bei Vergleichung derselben auf die vier litterärisch gebildeten beschränkt; der Vf. hat sie zuerst auch auf das Churwälsche (des Oberlandes) und das Walachische ausgedehnt, und wir glauben, mit vollem Rechte. Wollte man die erstere dieser Sprachen einer genauern Prüfung unterwerfen, wobei es vorzüglich auf Vergleichung der benachbarten Dialekte ankäme, so würde man vielleicht zur Ueberzeugung gelangen, dafs ihr keine andere Grundlage zukäme, als die der Südfranzösischen oder Italiänischen, sie auch keineswegs in ihrer gegenwärtigen Gestalt auf jenes hohe Alter Anspruch machen dürfte, welches Verschiedene ihr zugestehen, die in ihr eine kaum veränderte *romana rustica* erblicken wollen. Leider fehlt es ihr unsers Wissens an alten Denkmälern; auch die juristischen, deren Herausgabe man nun entgegensieht, steigen nur wenige Jahrhunderte hinauf. So wie wir sie vor uns haben, ist sie ein Patois, von wenigen Tausend Menschen geredet, und nimmt kaum einen höhern Rang ein, als die übrigen zahllosen Volksmundarten der Schweiz und Oberitaliens. Schon dafs sie als Mittelglied zwischen Italiänisch und Französisch dasteht, mufs auf ihren unabhängigen Ursprung Verdacht werfen; dazu erwäge man die Buchstabenverhältnisse, die in ihr auf eine so regellose und widrige Weise verschoben sind, dafs wir die Ursache davon nur in einer gewaltsamen Mischung suchen können, die auch durch zahlreiche fremdartige Wörter weiter bestätigt wird. So geht das Lateinische *a* über in *o*, *ei*, *i*, *au*, *ai* und *u*, das *o* in *u*, *ie*, *ieu*, *oi*, *ö* und *u*, und nicht viel besser werden die übrigen Vocale und mehrere Consonanten behandelt. Die Zahl der dieser Sprache ausschliefslich eignen Lateinischen Wörter ist überaus gering, dahin gehören *veder* (*vetus*), *ruver* (*robur*), *mieur* (*mus*) und wenige andre. Nicht mit Unrecht stellt sie Hr. D. der Französischen näher als der Italiänischen, wiewohl sie sich in der Wortbildung weit mehr zur letztern neigt, da sie die Syncope im Allgemeinen verwirft und volle Formen liebt. Grammatisch hat sie mit dem Französischen den Plural in *s* gemein, die Pronominalformen *d'els* (nicht *di loro*), *niess* für *noster*, wie im Altfranzösischen *nos*), *tschel* (Franz. *cel*); ähnlich ist auch die Conjugation, besonders des Verbums *haver*. Als grammatische Eigenheiten bezeichnen wir den Ablaut im Singular vieler Nomina (*chierp*, *pl. corps*; *criess*, *pl. crossa*; *iess*, *pl. ossa*) das ächte Neutrum in verschiedenen Pluralformen (*la membra*, *la corna*), die durchgreifende Bildung des weiblichen Adjectivs in *a*, die der Ordinalzahlen in *avel* (*terzável*), das Neutrum *ei*, es, (Spanisch *ello*), das mangelhafte Perfect (*udí*, *udít*, *udínen*), das mit *vasire* gebildete Futurum, so wie das auch auf die

Digitized by Google

erste Conjugation angewandte Inchoativum (*cultivar*, Präsens *cultivésch*).

Von gröfserer Wichtigkeit für Sprachforschung ist das Dacisch-Walachische. Bei ziemlicher Mischung mit Slawisch und andern angränzenden Sprachen hat es den Romanischen Charakter bewahrt, wie schon Vater gegen Adelung zeigte, der es für ein Mittelding von Romanisch und Slawisch erklärt hatte. Drei Punkte verdienen bei dieser Sprache unsre besondre Aufmerksamkeit. Erstlich ihre verhältnifsmäfsige Reinheit von Germanischen Einflüssen, ein zur Beurtheilung der übrigen Romanischen Sprachen wichtiger Umstand. Sodann die in ihr enthaltenen allgemein Romanischen Ausdrücke, welche den gemeinsamen Ursprung dieser Sprachen aus der niedern Latinität bekräftigen. Solche Ausdrücke (welchen wir einige grammatische beimischen) sind: *focu*, *calu* (*caballus*), *cercure*, *chiimare*, *pétrü*, *oncä*, *vechiu*, *lasare*, *culcare*, *carcare*, *batere*, *tocure*, *galantu*, *sala*, *gradinä* (Garten), *päntece* (Bauch), *bére* (Bier) u. a., welche an die Stelle der verschwundenen *ignis*, *equus*, *quaerere*, *vocare*, *lapis*, *os*, *vetus*, *sinere* u. s. f. getreten sind. Endlich ihre Aehnlichkeit mit dem Italiänischen, sowohl in Wortbildung und Orthographie, (vgl. *ochiu*, *urecchie*, *genunchie*, *ghiaçiü*, *primävérä* u. s. w.), wie in Formenlehre und Syntax, und zwar hier besonders in der Bildung des Plurals so wie in der Gestalt und Construction der Pronomina. Aber auch ihre Abweichung von dem Italiänischen ist beträchtlich. Der dem Nomen angehängte Artikel, der Vocativ in *e*, die ganz Lateinische Flexion *am* im Verbum (*laudaum*-*laudabam*), ihre fast kindische Umständlichkeit im Gebrauch des Artikels und Pronomens, sodann in der Wortbildung der Uebergang Lateinischer Vocale in das dunkle *Jerr*, (das wir hier durch *ä* ausgedrückt haben) geben ihr ein selbständiges Gepräge. Die Zahl der Lateinischen ihr allein angehörigen Wörter ist nicht sehr bedeutend: wir rechnen dahin *udu* (*udus*), *splenä* (*splen*), *udaugere*, *ningere*, *lingere*, *vorbä* (*verbum*, *sermo*) u. a. Die Ursache jener entschiedenen Aehnlichkeit zwischen ihr und der Italiänischen Sprache ist übrigens ein noch zu lösendes Problem; ohne Zweifel aber ist der Zusammenhang beider Sprachen in früheren Jahrhunderten zu suchen, als Adelung gethan hat, und wir glauben, dafs Hr. D. hier auf richtigem Wege ist.

Wir führen nun einige Bemerkungen und Ansichten des Vfs. an. Eine Mittheilung über das Sardische, die er einem gebildeten Sarden verdankt, scheint uns der Aufmerksamkeit werth: „Aufser den nicht eigentlich einheimischen Sprachen, der Catalonischen und Italiänischen, gebe es drei Romanische Dialecte auf der Insel, den einen nach dem Spanischen hinneigend, den andern nach dem Süditaliänischen, den dritten, heute noch eine Art von *romana rustica*, dem alten Latein in Formen und Wörtern noch ungemein ähnlich. Dieser letztere werde in ungefähr 24 Dörfern im Innern des Landes noch gesprochen. Einige der im Mithridates gegebenen Sprachproben, besonders die dritte, haben auch uns überzeugt, dafs die rein Sardischen Mundarten einer genauern Untersuchung werth sind: möge es Hrn. D. gelingen, uns in seinem gröfsern Werke einige Aufschlüsse darüber zu liefern, und möge er überhaupt, sowohl den für das Sprachstudium merkwürdigen Volksmundarten, wie besonders den längst verblühten Schriftsprachen, die eine alte Literatur für sich anführen können, wie dem Provenzalischen, Catalanischen, Gallicischen, eine recht genaue Rücksicht schenken und dagegen die zahllosen und ermüdenden Patois kurz und übersichtlich behandeln!"

Dafs sich die Romanischen Nomina zum Theil aus dem Lateinischen Ablativ gebildet, wie Hr. D. (S. 27.) behauptet, hat wenig für sich und vieles gegen sich; in Bezug auf die ältern Sprachen von Frankreich hat Raynouard die doppelte Bildung aus Nominativ und Accusativ bereits so gelehrt gezeigt, dafs dagegen Hrn. D's. Ausruf: „Unbegreiflich, wie Raynouard den Accusativ zu Grunde legen konnte"! sehr leicht in die Wagschale fällt. Betrachten wir die Frage von dem Standpunkte der allgemeinen Grammatik aus, so wird es sich nicht läugnen lassen, dafs der Accusativ, da er den directen Gegensatz des Nominativs bildet und sich zu diesem verhält, wie Wirkung zu Ursache, eine wichtigere Begriffsbeziehung in der Sprache ausdrückt, als der Ablativ, und, wenn wir richtig folgern, auch in der Wortbildung eine höhere Stelle einnehmen mufs. Es bleibt ferner ein Widerspruch, dafs man den Ablativ schlechthin zur Bezeichnung des Accusativs oder Nominativs gebraucht haben und ihm erst mit Zugabe einer Präposition (wie des Italiänischen *di*) sein ursprüngliches Verhältnifs wieder eingeräumt haben sollte. Unsre Ansicht der Sache ist kürzlich diese: In sämmtlichen hieher gehörigen Sprachen liegt eine doppelte Bildung der Nomina vor, theils nach dem Nominativ, theils durch

Digitized by Google

dem Accusativ, daſs dieſs eine frühere Unterscheidung beider Casus voraussetzt, ist nur für das Französische sicher, für die übrigen Sprachen hypothetisch. Im Italiänischen, so wie es vor uns liegt, geschah die Bildung der Nomina nach der Nominativform und nur alsdann wählte man die des Accusativs, (was auch von andern Romanischen Sprachen gilt), wenn er den Stamm des Wortes, der in zahlreichen Ableitungen fühlbar bleiben muſste, deutlicher erkennen lieſs, daher *vergine* aus *virgineu*; nur *uomo* und *gurge* für das analoge *uomine* und *gurgite* machen eine Ausnahme. Enthielt aber auch der Accusativ den Stamm nicht, so wagte man dennoch nicht zum Ablativ zu greifen, was wir nicht zu übersehen bitten: man sagte daher *lume*, *tempo*, *petto*, *marmo*, *solfo*, *ponte*, *uopo*, *lato*, *capo*, nicht *lumine*, *tempore* u. s. f., wiewohl der Ablativ hier den Stamm enthielt; *pecora* (Schaf) statt *peco* ist eine misrathene Bildung nach dem Plural, nur *genere* und *ente* (Ding) sind Ablativformen, allein das erstere ist ein vermuthlich erst später durch die Wissenschaft eingeführtes Wort, (unter dem Volk war zu Castelvetro's Zeit noch *geno* gebräuchlich, und auch das Provenzalische hat die richtige Bildung *gen*), und *ente* war aus phonetischen Rücksichten kaum anders zu behandeln. Bildungen nach Nominativ und Accusativ zugleich sind u. a. *cespo* und *cespite*, *ladro* und *ladrone*, *sermo* und *sermone*, *stridо* und *stridore*, *pietà* und *pietà*, *immago* und *immagine*. Man hat gefragt, warum *cavallo* aus *caballus* oder *caballum* und nicht kürzer aus dem Ablativ *caballo* entstanden sein solle, allein ist denn das apocopirte *l* oder *n* beim Nomen ein gröſseres Wunder als bei andern Redetheilen, ist es nicht vielmehr der Italiänischen Sprache charakteristisch? Man vergleiche *sotto* von *subtus*, *amavamo* von *amabamus*, *amava* von *amabat*. — Die Spanische Sprache bildet den Plural der Nomina gröſstentheils nach dem Accus., wozu ihre Neigung zur Consonantendung Anlaſs gegeben haben kann. Im Französischen, welches ähnlichen Grundsätzen folgte, sind die Accusativformen *man*, *tan*, *son*, *eien* unbestreitbar. Das Churwälsche hat u. a. die Provenzalischen Nominativformen *ségner*, *mégliez*, *méndes*, *líder*, *peccáder*, *rubáder* u. a., sodann das Particip in *us* aufzuweisen. Das Walachische verhält sich dem Italiänischen ähnlich, nur sind die Nominativformen hier noch häufiger und stärker, wie in *lämpasu* (*lampas*) *papirusu*, *cenusä* (*cinis*), *leu* (*leo*); die Doppelform *tigrü* und *tigridü* ist dem Lateinischen ganz gemäſs.

Ueber die ursprünglichen Diminutivformen der Romanischen Sprachen äuſsert sich der Vf. also: „Indem das Menschengeschlecht immer mehr seine Derbheit, aber auch seine Kraft verlor, war es selbst Diminutiv seiner Vorzeit geworden; dieſs muſste Einfluſs auf seine Sprache haben. Das Diminutiv der alten Sprachen hatte für den Nachkommen Kraft genug, um ihm den Grundbegriff des Wortes ohne den Nebengedanken von Verringerung oder doch Verzärtelung zu bezeichnen.... Man vergönne mir bei dieser Gelegenheit eine kleine Ausschweifung, nicht sowohl Abschweifung des Räsonnements.? Nun folgt diese Ausschweifung auch wirklich. Allein diese ganze historisch-philosophische Ansicht ist uns zu hoch gewesen; auch hat es uns geschienen, als könnte man die Neigung zum Diminutiv ebensowohl als ein Merkmal der Stärke betrachten und etwa so sagen: „Dem damaligen Menschen im Bewuſstsein seiner Kraft erschienen die äuſsern Gegenstände geringfügig, daher er sie in der Sprache gern als Diminutiva behandelte, sich selbst aber nannte er nach wie vor *homo*, nicht *homulus*.“ Zu der in Romanischen Sprachen allerdings bemerklichen Vorliebe zu Diminutivbildungen haben nach unserer Meinung verschiedene Ursachen beigetragen. Zum Theil lagen sie schon in der Grundsprache (*capriolo*, *fagiolo*, *castello*), zum Theil mag man sie bei wirklich vorliegendem Begriff von Kleinheit oder Niedlichkeit gewählt haben (*pisello*, *arbascello*, *bodola*), ein groſser Theil derselben diente zur Unterscheidung der Bedeutungen: man bildete *coltello*, *couteau* zum Unterschiede von *coltro*, *coutre* (Pflugeisen), *fratello*, *sorella* zum Unterschiede von *frate*, *suora*; *tignuola* (Motte), weil *tinea* in der Form *tigne* eine andere Bedeutung angenommen u. d. gl.; bei weitem aber die meisten sind nichts als Formverstärkungen, wozu vor allen die Franz. Sprache hinneigt, daher *martiau*, *volpil* (Fuchs), *oiseau*, *agneau*, für die klanglosen *loup*, *ave*, *agne*. Die eigentliche Geltung der Lateinischen Diminutivendung *lus* verschwand dabei und man muſste, wie in *fratellino*, *oiselet* neue Bildungen versuchen. Beides, die Modifikation der Grundformen um der Bedeutung willen und die Formverstärkungen haben offenbar ihren Grund in dem Streben nach Verständlichkeit und haben sich auch auſser der Diminu-

Digitized by Google

diform vielfach ausgesprochen. Zahlreiche Lateinische Nomina, besonders solche, die im Nominativ und Accusativ einsylbig sind, (wie *ver, aes, vis, vas, rus, splen, spes*) verschwanden in den neuesten Sprachen entweder ganz, oder mussten sich eine Verlängerung gefallen lassen (*vaisseau, primavera*), was auch wegen Abschleifung der Endungen bei mehrsylbigen geschah (*oreille, aruge* [sonst: Luft] statt *auris, aura*). So suchten die neuen Sprachen durch Extension zu ersetzen, was sie an Intension verloren hatten und darum möchten wir auch ihre Vorliebe für das Diminutiv nicht aus einem moralischen, sondern aus einem rein etymologischen Grunde erklären.

An einer andern Stelle (S. 32.) behauptet der Vf., die Allgemeinheit zahlreicher, in die Romanischen Sprachen eingedrungener Germanischer Wörter müsse die Hypothese hervorrufen, als seien sie in die Römische Sprache schon vor ihrer Verbreitung eingedrungen, doch bemerkt er selbst, dass die Geschichte darüber schweige. Allein ist denn diese Hypothese wirklich nöthig und wird sie nicht vielmehr dadurch verdächtig gemacht, dass fast nur die zum Krieg und Staatswesen gehörigen Deutschen Ausdrücke den Romanischen Sprachen gemein sind, und dass also die Mischung erst mit der Herrschaft der Germanen nach dem Falle des Römischen Reiches vor sich ging? Diese Wörter abgerechnet, ist das Verhältniss der Mischung überall sehr ungleich: am stärksten ist sie ohne Zweifel im Französischen, auch erfuhr es durch die Normannen eine neue Mischung und vielleicht wurden damals erst mehrere, die Schiffahrt betreffende Wörter (*sigler*, segeln, *esturman*, Steuermann, *flotte, mast, esquiper, guimple* u. a.) eingeführt.

Räthselhaft ist allerdings die S. 41. bemerkte Fremdartigkeit Churwälscher Partikeln, indessen würden sie sich bei genauerer Prüfung bis auf wenige Ausnahmen im Lateinischen oder Deutschen nachweisen lassen. Solche wie *davos* (hinten), *ès* (auf), *ca* (dass), *ecu* (wie), *pir* (doch) können freilich keine Schwierigkeit machen; *strutsch* (kaum) ist wohl das Ital. *strozzo* für *strozzato* (eng), *nagulla* (nichts) von *ne gulla, cura* (wann) und *suenter* (nach) sind die provenzal. *quora* und *seguenre, niglur* (nirgends) verwandt mit dem Franz. *ailleurs*; *navend* (weg) von *ab inde* mit vorgesetztem *n* wie in *nunder* (woher), *beär* (viel) ist mit dem Schweizerischen *berete* (Last) verwandt, sowie *fig* (sehr) mit *fitz* (a Stalder) und *mumma* (zuviel) scheint aus *Menge* verderbt; *bucca* (nicht) ist, wie uns scheint, mit *bucca* (Mund, Bissen) identisch und hat negative Bedeutung angenommen.

Mit Sorgfalt und Einsicht gearbeitet sind die grammatischen Tabellen; nur hätten wir bei der Buchstabentabelle die Unterscheidung zwischen betonten und tonlosen Vokalen und die Angabe der Stelle des Buchstaben (an- in- auslautend) gewünscht. Auch lassen sich hin und wieder kleine Versehen bemerken. Das *a* z. B. geht im Churwälschen nur vor *l* und *n* in *au* über (*maun, could*), *au* in *ou*, tonlos in *u* (*uregliu*), *e* in *ei* nur vor *n*, *i* auch oft in *ei*, *p* inlautend in *b* und *v*, auslautend in *f* (*sabienscha, riva, luf*) *qu* auch in *tsch* (*latsch* v. *laqueus*), *ge, gi* in *sche, schi* (*pinscher, schiender*) *l* anlautend in *lg*, (*lgina* v. *luna*) u. d. gl. Mit mehr Ausführlichkeit — Beispiele durften hier nicht fehlen — würde sich ein noch anschaulicheres Bild des Verhältnisses der sechs Sprachen unter sich ergeben haben.

Die hin und wieder vorkommenden Etymologieen sind nicht immer wohl erwogen. Die Ital. Partikel *da*, eine Zusammensetzung von *de ad* analog mit *dentro, davanti*, soll durch Umkehrung aus *ad* entstanden sein, *medesimo* ist unserm Verf. seltsamer Weise ein Superlativ oder auch ein unbestimmtes Ordinale von *me* oder der Enclitica *met*, da es doch auf den Grund der alten Form *smetiessimo* längst entschieden ist, dass es aus *semetipsissimus* entstanden; das Churwälsche Pronomen *jou mez, tilez, elsez*, eine merkwürdige Abkürzung von *ego me ipse, tu te ipse, ille se ipse* ist der Verfasser gleichfalls von *met* abzuleiten geneigt. Das Französische *être*, wollen wir nur noch bemerken, kommt nicht von *stare* her, da man eine Accentsylbe nicht so leicht syncopirt, sondern ganz handgreiflich von dem im Provenzalischen und Italiänischen erhaltenen *esser*, woraus nach einem hier nicht zu entwickelnden Grundsatze der Französischen Wortbildung *estre* und dann *estre* entstand, ganz genau wie *tistre* aus *teister*, *conoistre* aus *conóisser*, *naistre* aus *náisser*, *crestre* aus *crésser* u. s. w.

F. Diez.

Digitized by Google

Nro. 74.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1831.

XLVIII.

Handbuch der Eisenhüttenkunde von Dr. C. J. B. Karsten, K. Pr. Geheimen Ober-Bergrathe und vortragendem Rathe im K. Ministerio des Innern u. s. w. Zweite, ganz umgearbeitete Auflage. Berlin (bei Fr. Laue) 1827. Erster Theil, XX. und 418 Seiten. Zweiter Theil mit 3 Kupfertafeln, XIV. u. 517 Seiten. Dritter Theil mit 5 Kupfertafeln, XII. und 488 Seiten. Vierter Theil mit 8 Kupfertafeln, XIV. und 522 Seiten. gr. 8vo.

Wenn im Vergleiche zu andern verwandten Industrie-Zweigen das Eisenhüttenwesen sich schon früher vorzugsweise einer grofsen Zahl wissenschaftlicher Bearbeiter und literarischer Werke zu erfreuen hatte, so dürfte diefs doch wohl weniger als ein Zeichen von erlangter verhältnifsmäfsig gröfserer scientifischer Erschöpfung des Gegenstandes angesehen werden können, als vielmehr der Grund davon in der besondern Wichtigkeit der Eisenhüttenkunde zu suchen seyn. Es ragt in der That die letztere im umfassenden Gebiete der Hüttenkunde unter allen übrigen Zweigen mächtig hervor, sowohl durch den grofsen Umfang von positivem engerm Sachwissen, welches sie nothwendig in sich begreifen mufs, und durch die Vielartigkeit und Masse von Hülfskenntnissen, deren sie bedarf, als durch die bedeutende Summe von Erfahrungen, welche bei dem Eisenhüttenwesen unumgängliches Erfordernifs sind —, durch die grofse Mannichfaltigkeit von Betriebs-Vorrichtungen und Manipulationen, die bei dieser Branche angewendet werden —, durch die vielseitigen Berücksichtigungen, welche lokale Verhältnisse dabei nöthig machen —, und durch den grofsen industriellen Werth und die umfassende Nützlichkeit, welche ihm ganz besonders zukommen. Es läfst sich unter solchen Umständen wohl erklären, dafs eine vollständige wissenschaftliche Bearbeitung der Eisenhüttenkunde nach dem neuesten Standpunkte der Theorie und Erfahrung immer noch als ein sehr beifallswürdiges Unternehmen erscheinen mufste. Wirklich kann Rec. auch den grofsen Beifall, welchen die erste Auflage des vorliegenden Werks nicht blos in Deutschland, sondern auch im Auslande gefunden hat, ebenso wenig mit ihrem Hrn. Verfasser (siehe Vorrede) einen „unverdienten" nennen, als mit demselben diese Anerkennung blos „dem Mangel an brauchbaren Schriften über das Eisenhüttenwesen" zuschreiben. Eine vorzügliche Bescheidenheit charakterisirt den Hrn. Verf. in seinen meisten Schriften: möge sie uns auch hier zum Maafsstabe dienen, wenn wir Hrn. K's. Leistungen nach seiner eigenen Anerkennung würdigen sollen! Es ist vielmehr die allseitige und wahrhafte innere Tüchtigkeit, insbesondere die Gründlichkeit in der Behandlung des theoretischen Theiles, der grofse Reichthum der neuen Erfahrungen und Beobachtungen, der Resultate zahlreicher Versuche, welche sich überall sachgemäfs an das länger Bekannte und Erprobte anschliefsen —, die gedrängte Kürze verbunden mit grofser Vollständigkeit und lichtvoller Klarheit, endlich die zweckmäfsige Anordnung des vielartigen Stoffs, welche dem Werke in seiner, im Jahr 1816. in zwei Bänden erschienenen ersten Auflage schon auf eine so glänzende Weise die Bahn brach, dafs dasselbe im eigentlichen Sinne ein werthvolles und sehr nützliches Eigenthum fast eines jeden wissenschaftlich gebildeten rationellen Eisenhüttenmannes in Deutschland geworden war, und zugleich in Frankreich durch die im Jahre 1824. erschienene Uebersetzung von Culmann eine sehr grofse Verbreitung erlangt hatte. Jene Auflage, über die schon die allgemeine Stimme der Fachverwandten öffentlich, sowohl in wissenschaftlichen Beurtheilungen, als durch Anwendung der darin aufgestellten Lehren, höchst anerkennend gerichtet hat, ent-

Digitized by Google

hielt die Resultate zwölfjähriger Beobachtungen, Erfahrungen und Versuche auf Eisenhüttenwerken, welche der Hr. Verf. vermöge seines Amtes (er war damals Oberhüttenrath und Oberhüttenverwalter der Provinz Schlesien) zu machen und anzustellen Gelegenheit hatte. Der Hr. Verf. hatte das Buch zunächst als Grundlage zu seinen Vorlesungen über Eisenhüttenkunde geschrieben, welche er in jener Zeit auf der Breslauer Universität hielt.

Es ist bekannt, welche bedeutende und erfolgreiche chemische Arbeiten Hr. K. seitdem zur Erforschung der Natur des Eisens in seinen verschiedenen Zuständen gemacht und in besondern Schriften und Abhandlungen niedergelegt hat. Dafs diese von ihm in der neuen Auflage, nebst zahlreichen andern eigenen und fremden, im Verlaufe von eilf Jahren bekannt gewordenen Erfahrungen zur vollständigen Benutzung gekommen sind, versteht sich bei des Hrn. Verfs. Gründlichkeit wohl von selbst. Die bezügliche Literatur des In- und Auslandes ist überall vollständig angeführt. Die neue Auflage überstrahlt die ältere daher noch in vielfachem Betracht auf eine glänzende Weise. Die gröfsere Vollständigkeit der letztern ergibt sich schon aus ihrem verdoppelten Volum: aber der Werth des Buchs ist in einem noch gröfsern Verhältnisse angewachsen, als sein Umfang. Sehr wahr sagt der Hr. Verf. (Vorrede): „es wird nur eines flüchtigen Blickes bedürfen, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, dafs die neue Ausgabe mit der ältern fast nichts weiter als die Anordnung oder als die Folgereihe der abgehandelten Materien gemein hat, und dafs sie in der speciellen Ausführung als ein ganz neues, von der ersten Ausgabe ganz verschiedenes Werk zu betrachten ist". Es soll auch bereits eine Schwedische Uebersetzung der zweiten Auflage erschienen sein oder noch erscheinen.

Es ist dem Rec. nicht verstattet, hier in den Reichthum des Einzelnen, welches das Werk darbietet, einzugehen. Es möchte auch diefs um so unnöthiger sein, als das Werk selbst in keiner hüttenmännischen Bibliothek fehlen darf: im §. 31. desselben werden indefs die Gegenstände hervorgehoben, auf welche sich der Vortrag der Eisenhüttenkunde überhaupt erstrecken soll, und da die gegenwärtige Bearbeitung in der Sache und im Systeme dieser Andeutung folgt, so mag Folgendes aus diesem §. als summarischer Inhalt des Werks hier eine Stelle finden: „Zuerst mufs sie (die Eisenhüttenkunde) die Eigenschaften des Eisens, sowohl die physikalischen als die chemischen, genau und im ganzen Umfange kennen lehren. Alsdann mufs sie die zur Darstellung des Eisens nöthigen Vorkenntnisse abhandeln; sie mufs das Verhalten der Eisenerze zeigen, die Gewinnung der Brennmaterialien vortragen, die Einrichtung und Konstruktion der Heerde und Oefen, in denen die Verarbeitung der Erze und die der (aus den Erzen ausgebrachten) Waare zur weiteren Verfeinerung derselben zu Kaufmannsgut vorgenommen wird, auseinandersetzen, und die zum Betriebe der Heerde und Oefen erforderlichen Maschinerieen, nämlich Gebläse, Hammer- und Walzwerke, wenigstens historisch kennen lehren. Dann erst kann sie zu dem eigentlichen Verfahren bei der Roheisenproduktion schreiten und die Anwendung des Roheisens zu Gufswaaren, so wie die Methoden zeigen, deren man sich zum Umschmelzen des Roheisens bedient. Alsdann trägt sie die Verfahrungsarten bei der Produktion des Stabeisens, sowohl unmittelbar aus den Erzen als aus dem Roheisen, vor; handelt demnächst von der Stahlproduktion aus Roheisen und Stabeisen, und setzt zuletzt die bei der Verfeinerung des Stabeisens zu feinern Eisensorten (Band-, Zain- und Reckeisen), zu Schwarz- und Weifsblech und zu Draht üblichen Methoden auseinander". Es ergiebt sich hieraus, dafs in dem Buche manches zu finden ist, welches zugleich in das Gebiet der allgemeinen Hüttenkunde hinüberschweift. Daher wird dasselbe auch jedem andern Hüttenmann noch nützlich sein können, der sich nicht der Eisendarstellung ausschliefslich widmet. Auch kann eine solche umfassende Behandlung dem Buche nicht zum Vorwurfe gereichen; das Allgemeine dürfte vielmehr nicht ganz ausgeschlossen werden, wenn das Werk nicht lückenhaft erscheinen sollte. Selbst dem eigentlichen Chemiker wird es noch manche Belehrung gewähren können.

Von den vier Bänden des Werks handelt der erste von den physikalischen und chemischen Eigenschaften des Eisens; der zweite von den Eisenerzen, von den Brennmaterialien und den Gebläsen; der dritte von der Roheisenerzeugung und vom Giefsereibetrieb, und der vierte von der Stabeisenbereitung und von der Stahlfabrikation. Das vollständige Register ist eine recht nützliche Zugabe zu einem solchen Buche.

Die dem Buche beigefügten Kupfertafeln enthalten scharf und deutlich gezeichnete Umrisse; sie entspre-

Digitized by Google

chen ihrem Zwecke, sind nicht unnöthig vervielfältiget und können als Musterblätter dienen, da sie meist nach wirklich vorhandenen und bewährt gefundenen Ausführungen entworfen sind.

Dem Hrn. Verfasser verdankt der wissenschaftliche Berg- und Hüttenmann bereits so viele schätzenswerthe literarische Hülfsmittel, dafs wir den Wunsch nicht unterdrücken können: derselbe möge die mit so glücklichem Erfolge betretene Bahn auch weiter noch verfolgen und uns bald wieder aus seiner erfahrungsreichen Feder mit einem gröfsern technischen Werke — wozu auch bereits die Hoffnung vorliegt — beschenken, und so abermals eine Lücke in diesem Literatur-Zweige erfüllen.

Zum Schlusse noch die Bemerkung, dafs auch die äufsere Ausstattung der „Eisenhüttenkunde" lobenswerth ist.

Nöggerath.

XLIX.

Die Syntax der Deutschen Sprache. Von S. H. A. Herling. Erster Theil (Syntax des einfachen Satzes) 1830. — *Zweiter Theil (der Periodenbau der Deutschen Sprache)* 1823. *Zweite, sehr vermehrte und verbesserte Ausgabe* 1827. — *Frankfurt am Main, Verlag der Hermannschen Buchhandlung.*

Wenn wir die grammatischen Leistungen unsrer Zeit überschauen, so finden wir die Syntax der Sprachen noch weit von dem Grade wissenschaftlicher Reife entfernt, zu dem durch den Eroberungsgeist und das Reformatortalent der Grammatiker, die wir als die Begründer der höhern Sprachforschung verehren, der formelle Theil der Grammatik bereits gediehen ist. Doch sehen wir auch die Syntax immer mehr heraustreten aus dem frühern Zustande, in dem sie kaum etwas mehr war, als ein Aggregat mühsamer Sammlungen, scharfsinniges Raisonnements, glänzender Muthmafsungen, da der Grammatiker reflectirend die Sprache erklärte, nicht sich zum blofsen Organ machte, durch welches diese sich selbst auslegte. Sprachforscher von Geist, Scharfsinn und einer der jetzigen Erweiterung des Sprachstudiums angemessenen Kenntnifs beeifern sich den Satz von einem höhern Standpunkte, als der früher geltende fabricirende oder abstract reflectirende war, aufzufassen, und ihn in seinem Werden und seiner fortschreitenden Entwickelung von innen heraus aufzuzeigen. So ernste und redliche Bemühungen, auch die Syntax über den noch beschränkten Stand, zu dem sie früher ausgezeichnete Männer gebracht, zu erheben, sind mit höchstem Danke aufzunehmen, wenn gleich auch sie noch nicht in dem Maafse befriedigen sollten, dafs wir nicht immer noch auch hier den Aufschlüssen der Gründer der jetzigen Grammatik entgegenzusehen hätten.

Unter jenen Forschern ist mit vorzüglicher Achtung Hr. Herling zu nennen. Wenn schon seine ersten Abhandlungen über zwei sehr schwierige Lehren der Deutschen Syntax *) denen er auch späterhin wiederholte Sorge zugewendet hat, wegen der höchst sorgfältigen und scharfsinnigen Erörterung an sich sehr beachtenswerth waren, so mufste doch die Aufmerksamkeit noch viel höher gespannt werden durch die darin schon niedergelegten Keime einer weit ausgedehntern und bedeutendern Arbeit, einer Umgestaltung der Satzlehre. Dies hat seitdem Hr. Herling in reicher und gelehrter Ausführung vorgelegt. Zuerst erschien die *Lehre vom Periodenbau in der Deutschen Sprache*, 1823, die sich in der 1827 erfolgten, sehr vermehrten und verbesserten Ausgabe selbst als das kund gab, was sie der Natur der Sache nach war, als zweiten Theil einer Syntax der Deutschen Sprache, bis wir denn 1830 auch den Anfang des Werks erhalten haben, die *Syntax des einfachen Satzes.*

Diese neue Bearbeitung der Deutschen Syntax ist wegen ihrer wissenschaftlicheren Haltung auch für andere Sprachen von Wichtigkeit; auch schon sehr geistreich von Aug. Grotefend für die Lateinische Sprache benutzt, und — leider etwas oberflächlich — von Kühner auf die Griechische übertragen. Ihre nähere Kenntnifs ist demnach für Jeden, der an den Fortschritten der Syntax Antheil nimmt, gerade unentbehrlich gewor-

*) „Ueber den Gebrauch des deutschen Conjunctiv und seiner Zeitformen," und „über die Topik der Deutschen Sprache" (beide in den Abhandlungen des Frankfurtischen Gelehrtenvereins f. d. Spr. 3. St. 1821.) letzteres zumal ein so höchst interessanter und für die Werthschätzung unserer Sprache gegen andre so entscheidender Punkt, dafs schon der, leider wegen seiner sich einmischenden Bizarrerie und Wunderlichkeit viel zu wenig beachtete Pauli mit Nachdruck darauf hinwies (Beiträge zur Sprachwissenschaft, 1812. S. 147.

Digitized by Google

den. Ohne Voraussetzung dieser genauen Bekanntschaft mit Hrn. Herling's Schriften und den eben dahin einschlagenden von Etzler, Krüger und Aug. Grotefend bei seinen Lesern müfste Rec. bei dem Reichthum des vorliegenden Werks und der Beschränkung des Raums, der ihm hier gewidmet werden kann, auf jede eingehendere Betrachtung verzichten. Auch so noch müssen wir uns aufser der Mittheilung einiger eigener hierher gehöriger Bemerkungen, denen wir Eingang und Beachtung wünschen, mit der Hervorhebung und Würdigung des hauptsächlichen Verdienstes Hrn. Herlings begnügen. Somit lassen wir die interessante, neue Darstellung des Gebrauchs des Deutschen Conjunctivs und der Topik, so wie die feinen und scharfsinnigen synonymischen Bemerkungen über die Präpositionen und Conjunctionen und überhaupt den reichen grammatischen Stoff, der neu vom Vf. gewonnen worden ist, bei Seite, da dessen ungleich gröfseres Verdienst in dem Versuche, endlich einmal eine wissenschaftliche Anordnung der Syntax zu gewinnen, liegt; wie wir denn auch gänzlich davon absehn, dafs die Bücher sämmtlich zugleich für den Schulgebrauch abgefafst sind, weshalb auch die in dieser praktischen Bestimmung mit gegründeten stylistischen Anweisungen hier nicht in Rede kommen.

In dem überhaupt gewählten Standpunkt zeigt sich in den genannten Werken noch keine Eigenthümlichkeit. Hr. Herling ist im Ganzen den Ansichten seines Freundes Becker zugethan. Bekanntlich fafst dieser ausgezeichnete Sprachforscher die Sprache als ein in sich Nothwendiges, aber er weifs diese Nothwendigkeit nur als eine Naturnothwendigkeit; dagegen früher gewöhnlich die Sprache als ein frei sich Bewegendes betrachtet, aber diese Freiheit in die Willkühr gesetzt wurde; nach Becker *entsteht* und *entwickelt* sich die Sprache von innen heraus, aber nicht frei — Becker, könnte man sagen, weifs von einer Allgegenwart der Sprach*seele* in der Sprache, aber nicht des Sprach*geistes* — nach der früher verbreiteten Ansicht wird die Sprache gemacht, erfunden, zusammengesetzt, und zwar begreiflicher Weise nach einem abstracten Verstandesschematismus, sie konnte also auch verbessert werden, ja, da die vorhandnen Sprachen im Ganzen doch incurabel waren, mufste man sich nach einer ganz neuen, nach einer Pasilalie umsehen. Nach beiden Ansichten wird die Sprache zwar *erkannt*, aber ebenso sehr *verkannt*; beide gegen einander sich stellende Systeme sind nur einseitige Momente in der Entwickelung der wahrhaften Sprachphilosophie, welche in der Totalität der Principien beruht; beide sind streng genommen nicht minder unhistorisch als unphilosophisch. Doch wir würden von unserm Ziele zu weit abgeführt werden, wenn wir auf Beckers System näher eingehen wollten; ohnehin hätten wir uns wenig anders darüber auszusprechen, als dafs bereits früherhin von Hrn. Prof. Heyse in diesen Blättern geschehn ist. Wir gehn also, ohne uns weiter bei dem aufzuhalten, worin der Verf. als Anhänger eines Andern erscheint, zu dem über, worin er selbst bedeutende und ehrenwerthe Anhänger sich gewonnen hat.

Das Verdienst Hrn. Herling's besteht hauptsächlich darin, dafs er, wenn auch nicht eigentlich zuerst, doch mit weit mehr Glück, als vor ihm Bernhardi und von diesem wieder abweichend Thiersch, bei der Anordnung und Gliederung der Syntax nur grammatische, nicht logische Unterschiede zu Grunde legt. Wir wollen über die Namen „*grammatische* und *logische Unterschiede*" hier nicht mit Hrn. Herling rechten, sondern verweisen nur auf Aug. Grotefend's „*Grundzüge einer neuen Satztheorie*" 1827. S. 87.; auch wollen wir nur beiläufig darauf aufmerksam machen, wie die logische und grammatische Betrachtung der Syntax bei Hrn. H. nicht nur, was ein grofses Verdienst ist, geschieden, sondern auseinandergerissen sind. Diefs Verdienst tritt vorzüglich im zweiten Theil, der Lehre vom Satzgefüge, hervor, defshalb, weil die Verwirrung grammatischer und logischer Gesichtspunkte in der Syntax des einfachen Satzes von Hrn. Herling weniger grofs, mithin für die Durchführung des Princips, die syntaktischen Erscheinungen nach sprachlichen, nicht nach (unausgedrückt gebliebenen) logischen Unterschieden anzuordnen, im ersten Theile weniger zu thun übrig gelassen war als im zweiten. Die Periodenlehre hingegen bildete geradezu nur ein trübes Gemisch, indem z. B. Sätze, welche durch die logisch zwar gleich bedeutenden, grammatisch aber sehr verschiednen Conjunctionen *weil* und *denn* eingeleitet waren, in Eine Classe zusammengeworfen wurden, und doch die widerstrebende Sprache an vielen Stellen wider Wissen und Willen der Grammatiker reagirte und ihre Darstellungen störte und verwirrte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 75.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1831.

Die Syntax der Deutschen Sprache. Von S. H. A. Herling. Erster und zweiter Theil.

(Fortsetzung.)

Eben daher erklärt es sich auch, wie Hr. Herling sich früher zur Bearbeitung des zweiten, als des ersten Theils aufgefordert fühlen konnte. In dem angegebnen Sinne betrachtet Hr. H. auch selbst sein Unternehmen, 2. Th. S. 2. u. 3.

So sind wir denn zunächst und vorzüglich an eine Würdigung der Grundlagen dieses zweiten Theiles gewiesen, und haben nur zuvor noch jenen Grundsatz zu rechtfertigen und, was von Hrn. H. nicht geschehn ist, in seiner vollen Wichtigkeit darzulegen.

Es ist derselbe kein andrer, als der von Buttmann für die Etymologie geltend gemachte (ausführl. Griech. Sprachl. I. §. 81. Anm.) und seitdem auch von Grimm und Bopp in freilich ungleich gröfserm Sinne durchgeführte; und man könnte sich allerdings wundern, dafs er nicht schon längst auch für die Syntax als gültig allgemein anerkannt worden ist, wenn nicht bekannt wäre, wie irre die Reflexion zu führen pflegt, und wie selten gerade die Gabe ist, in unbefangner Anschauung die einfache Wahrheit der Dinge zu erkennen. In der That kann nichts einleuchtender sein als diefs, dafs bei der Darlegung des Sprachbaues nicht schlechthin die logischen Formen, ohne Rücksicht, ob sie auch in der Sprache ausgeprägt sind oder nicht, sondern dafs sie nur dann zu Grunde zu legen sind, wenn sie ihren bestimmt unterschiednen Ausdruck gewonnen haben, dafs ferner, wenn aufserdem grammatische Unterschiede nicht logischer Art vorhanden sein sollten, auch diese einen Theil der Grundlage bilden müssen. Erst mit diesem Grundsatz in seiner vollen Ausdehnung kann die Sprachwissenschaft für emancipirt geachtet werden. Denn was anders als Sclaverei ist es, wenn sie die Sprache darstellt nach Unterschieden, die in ihr nicht vorhanden sind, (z. B. wenn die Griechische Sprache sich einen Ablativ mufs aufdrängen lassen, weil die Logik des Grammatikers eine durch diesen Casus in andern Sprachen ausgedrückte Kategorie auch im Griechischen besonders ausgeprägt verlangt; oder wenn zusammengesetzte Formen neben einfache gestellt werden, weil beide auf dieselbe abstracte Kategorie zurückgebracht werden können) ein Identificiren des Verschiedenartigen, gegen das sich auch Wilh. v. Humboldt einmal erklärt. Nur zu lange — und noch ist diefs Vorurtheil nicht ganz verschwunden — hat die Sprache nicht für Ausdruck des Denkens überhaupt, so dafs dieser Begriff auch auf die stumpfsten Aeufserungen des Geistes ausgedehnt würde, sondern nur des Logischen gegolten, mithin die Sprachlehre für eine angewandte Logik; und unter Logik verstand man nur die auf die Formen des Denkens, nicht eine auf dessen ursprünglichen und ewigen Inhalt, als zugleich seine wahrhafte Form, gerichtete Wissenschaft. Aber die Sprache ist Ausdruck des totalen Geistes; der abstracte Verstand hat keinen gröfsern Antheil und Wirksamkeit in ihr, als Phantasie, Empfindung und jede andere Bethätigungsweise des Geistes; und es ist somit mehr vorhanden als die blofsen Abdrücke logischer Formen und zugleich weniger. Nämlich die zwar logischen, aber zugleich unmittelbar für die Anschauung fafslichen und ergreifbaren Formen, wie Subject und Prädicat, drückt die Sprache auch ursprünglich aus; diejenigen aber, die nicht unmittelbar in dem Act des Anschauens selbst liegen, sondern erst durch die Einkehr des Bewufstseins in sich gewonnen werden, stellt sie nur auf vermittelte Weise — z. B. die Kategorie der Ursache durch Uebertragung der Form für das räumliche Verhältnifs des Ausgehns einer Sache von einem Orte — dar. Dagegen besitzt sie ursprünglich die für einen aus naturgemäfser Anschauung die Sprache erzeugenden Menschen sich von selbst ergebende Unterscheidung der Geschlechter, eine Unterschei-

Digitized by Google

dung, die vom logischen Standpunkte aus als Luxus erscheinen müfste; ebenso den Dual und wie vieles nicht noch, das sich leicht einem Jeden von selbst darbietet. Der Philosophie der Geschichte der Sprachen liegt es ob darzuthun, in welcher zeitlichen Aufeinanderfolge die verschiednen Thätigkeiten des Geistes ein einseitiges Uebergewicht in der Bildung der Sprache erlangen mufsten, und so auch der Verstand ein so entschiednes, dafs der Mifsgriff hat entstehn können, die Sprache als reinen Abdruck logischer Kategorieen zu betrachten. Solchen Versuchen widerstrebten freilich die besondern Sprachen immer in vielen Erscheinungen, doch giebt es in ihnen auch Kreise, die, ihrem Begriffe nach rein logischer Art, sich gefüger zeigten; es haben sich allerdings Wörter für rein logische Formen gebildet, wie die Conjunctionen zur Darstellung der Gedankenverbindung. Doch auch bei diesen Wörtern und Formen, in denen sich abstractes Denken und Sprechen ganz decken zu müssen scheinen, ist eine oft eintretende Differenz beider nicht zu übersehn, und es ist ein grofses Verdienst Hrn. Herling's, darauf aufmerksam gemacht zu haben. Aber in ihrer vollen Bedeutung und weit reichenden Wichtigkeit ist sie von ihm noch nicht gefafst worden. — Auch hier nämlich tritt der Fall ein, dafs die grammatische Form ein Anderes als die blofse Erscheinung und Verkörperung der logischen ist, und zwar gehen beide auf zweierlei Art auseinander.

Es kann erstens das (formell) logische, welches vorher abstract war, sich besondern, ohne dafs die Sprache ihm darin folgt; so, wenn das Denken von der ganz allgemeinen *Anreihung* der Gedanken, welche die Sprache durch *und* ausdrückt, sich zu einer bestimmtern *Verbindung* gewandt hat, ohne dafs die Sprache zugleich zur Schöpfung einer concreten grammatischen Form fortschreitet. (Es könnte scheinen, als ob, wenn die logische Besonderung in das Bewufstsein eines Volks eintrete, sie nothwendig die grammatische nach sich führe. Aber in der Sprache giebt es so gut, wie in der Geschichte der Natur und des Menschenlebens, eine Zeit, über welche hinaus ihre Kraft immer neue Schöpfungen hervorzubringen nicht dauert; nach dieser tritt die Periode der blofsen Fähigkeit, die gewordnen Grundlagen in sich auszubilden, ein. Ist nun in jener ersten Zeit das Denken bis zur Besonderung in sich fortgeschritten, so hat auch die Sprache den Ausdruck dafür erschaffen; später aber kann wohl noch das früherhin nicht zur Besonderung fortgegangene Denken eines Volks durch die Berührung mit entwickeltern Völkern und durch Kenntnifsnahme von deren Sprachen, also durch ein fremdes Organ, über jene flache Allgemeinheit hinaus zur concreten Vertiefung in sich getrieben werden, aber seine Sprache versagt sich solchen Fortschritten, die in der ersten Periode, der nämlich der frischen Schöpferkraft, nicht hätten ausbleiben können). — *Zweitens* kann umgekehrt das Denken eine von ihm geschaffene grammatische Form wieder aufgeben, und sich aus ihr in die Allgemeinheit zurückziehn, wie dieſs z. B. geschieht, wenn die ursprünglich logisch so gut wie grammatisch unterschiednen Ausdrücke *das königliche Schlofs* und *das Schlofs des Königs* wirklich — *wie es allerdings möglich ist* — ganz gleichbedeutend gebraucht werden.

Beide Fälle sind von hoher Bedeutung, aber noch wenig beachtet. So gehört es hierher, wenn Sprachen mit einem reich entwickelten Partikelleben sich dieser Fülle von Differenzen entäufsern, um auf künstlichem Wege die markige Schroffheit oder schlichte Einfalt einer ärmern und deren Eindruck auf uns nachzubilden *). Auf der Möglichkeit solcher Wiedergeburt einer Sprache in der andern (gleich oder höher stehenden) beruht die Möglichkeit wahrer Uebersetzungen, und so ist dieſs der Punkt, von dem aus die Theorie der Uebersetzungskunst, über die bei der Mehrzahl von Schreibenden und Lesenden noch sehr unklare Begriffe herrschen, zu entwickeln wäre. — Wichtiger ist es noch, zu bemerken, dafs, indem das Denken eine von ihm erst in's Dasein gerufne Form aufgiebt, diese dadurch zur zufälligen herabgesetzt wird, und hiermit Formen, die ursprünglich logisch verschieden waren, logisch gleichgültig gemacht und somit zur zufälligen Verwendung nach äufserlichen Zwecken, wie des Wohlklangs, Verses, Reimes u. s. f.

*) Leicht erinnert man sich an das biblische *und*. Dieses Abspiegeln einer Sprache in einer andern kann jedoch nicht ein durchaus treues sein. Jenes *und* wirkt auf uns ganz anders als das Hebräische. Denn wie kein nur nicht ganz materielles Wort für sich allein in der Sprache steht, sondern ein jedes in Geltung und Färbung bedingt wird durch die Entwickelungsstufe der ganzen Sprache, so erhält auch dieses *und* durch die Fülle der reichen und vielseitigen Partikelwelt in unsrer Sprache, deren Empfindung uns nie verlassen kann, sondern in jeder einzelnen Partikel leise anklingt, eine eigne Beleuchtung, die natürlich dem Hebräischen ganz abgeht.

Digitized by Google

anheim gegeben werden. So entspringt hier eine gleichfalls noch nicht behandelte Lehre, die nämlich, wie in der Sprache, obgleich einem Vernünftigen, Geistesdurchdrungenen doch ein Kreis der Zufälligkeit eröffnet wird. Eine gelungene Ausführung dieser Lehre würde deſshalb von hoher Wichtigkeit sein, weil sie mehr als alles andre zur Versöhnung des gesunden, unbefangnen Sprachgefühls mit dem Rationalismus des reflectirenden Verstandes beitragen würde. Wie oft wird jener — und mit Recht — beschuldigt, in eine Stelle eines Schriftstellers einen Sinn gewaltsam hineinzutragen, weil er die ursprünglich wohl vorhandne, aber eben verdunkelte oder ganz verloschene *ratio* eines Sprachgebrauchs überall nicht bloſs wieder aufhellt, was ganz zu loben wäre, sondern als noch geltend und gewuſst dem richtigern, ungetrübten Gefühle aufschwatzen will! Gerade dieſs Verfahren ist es, dessen consequente, scharfsinnige und energische Durchführung mit häufiger Verletzung des Sprachgefühls, das so zart und fein in Buttmann wirkte, das Verdienst, wie den Mangel der Hermann'schen Sprachphilosophie ausmacht. —

Wir haben schon bemerkt, daſs der Fehlgriff logische Unterschiede in der Syntax an die Spitze zu stellen, weniger in der Syntax des einfachen Satzes begangen worden ist, dagegen in der Periodenlehre die Eintheilung der Sätze in Kausalsätze, Finalsätze u. s. w., mochten diese Kategorieen grammatisch bezeichnet sein oder nicht, vor Hrn. Herling die gültige war, und Männer, wie Bernhardi und Thiersch, die auf ernstliche Abhülfe bedacht waren, in manche neue Irrthümer geriethen, wie von Hrn. Krüger in seiner *Erörteruug der grammatischen Eintheilung der Sätze* (1826.) mit Glück nachgewiesen ist. Die befriedigendere Darstellung der Syntax der Periode vom grammatischen Gesichtspunkte aus ist die glänzendste Seite von Hrn. Herling's Arbeiten, daher wir hierbei etwas zu verweilen haben. Obgleich wir nun demselben groſsentheils folgen, so suchen wir doch, um Raum zu sparen, stillschweigend in vielen Punkten seine Darstellung zu verbessern, halten uns aber ebenfalls, der Kürze und schnellern Verständlichkeit wegen, möglichst an die hergebrachte Terminologie, wiewohl sie oft (z. B. das Wort *Nebensatz*) ganz schief und unzweckmäſsig ist.

Der Satz steht dem Wort entgegen; die Unruhe des Wortes in seiner Einzelnheit stillt sich mit dem Satze, mit dem Setzen des Ganzen; die Ruhe und Geschlossenheit des Satzes wird wieder aufgehoben, indem die werdende Einheit des Denkens, die der Satz darstellt, als gewordne gefaſst wird, (*der Baum —; der Baum blüht*; *der blühende Baum*). Im letzten Falle entsteht ein Mittelglied zwischen den beiden frühern; wir erhalten eine (gegliederte) Verbindung von Worten nicht zum Satz, sondern innerhalb eines solchen. (Mechanische Anreihung gleichberechtigter Wörter, wie *Vater und Mutter*, *gut oder böse*, gehören nicht hieher). Dafür bedürfen wir eines besondern Ausdrucks; der von Becker und unserm Verf. gewählte *Satzverhältniſs* ist von Hoffmeister in seiner *Erörterung der Grundsätze der Sprachlehre* (1830.) 2. Bd. §. 5. mit Recht verworfen worden; vielleicht empfiehlt sich (das wohl auch schon vorgeschlagne) *Wortgefüge*, in Analogie mit *Satzgefüge* gebildet, jenes Verbindung von Worten zu Einem Worte, dieses Verbindung von Sätzen zu Einem Satze bezeichnend. Der Parallelismus zwischen Wörtern und Wortgefügen leuchtet ein, (am schnellsten in dergleichen, wie *Königshaus* und *Haus des Königs*); aber der abhängige Satz, das ist der Satz als aufgehobner, als zum bloſsen Glied eines andern herabgesetzter, ist der Sache nach auch nur Wort, wenn auch der Form nach zum Satz auseinandergelegt; daher wir auch noch den Nebensatz in jene parallelisirende Darstellung mit aufzunehmen von der Sprache selbst aufgefordert werden. Die Parallelisirung von Wort, Wortgefüge und Nebensatz ist in der That nur eine nothwendige Folge von dem Ergreifen des grammatischen Gesichtspunktes, und es ist nichts als eine gewisse Launenhaftigkeit, wenn Etzler in seiner *Uebersicht und Anordnung der Satz-Verbindungen* (Sprach-Erörterungen, 1826, VI.) mit Gründen, deren Unhaltbarkeit seinem Scharfsinn doch kaum entgehn kann, widerstreitet.

Betrachten wir die Sätze, so ist zunächst klar: der Satz ist *grammatisch* entweder frei oder abhängig; jenes ist er auch dann, wenn er durch ein Demonstrativ, das denn freilich nicht in relativem Sinn gebraucht sein darf, auf einen andern bezogen ist; denn das Bezogensein auf anderes hebt, wie in dem Staate, so in dem Reich der Worte die Freiheit und Selbstständigkeit keineswegs auf. Diese Unterscheidung der Sätze in freie und abhängige machen nicht wir, sondern die Sprachen selbst machen ihn; die jetzige Deutsche durch ihren sinnvollen Unterschied der Stellung des Verbs, andre durch den Gebrauch des Relativs, wozu auch die relativen

Digitized by Google

Adverbien *quam*, *quum*, *quod*, *unde-cunde* (s. A. Grotef. krit. Biblioth. v. Seebode 8. Jahrg. No. 4. S. 394.) gehören, während wir im Deutschen zu diesem letztern Mittel nicht geradezu genöthigt sind. — Ein grammatischer Hauptsatz kann auch ein logisch untergeordneter sein, weil diese logische Unterordnung nicht gewufst, also auch nicht dargestellt zu sein braucht, oder in der gebildeten Sprache, wie schon bemerkt, für gewisse ästhetische Zwecke absichtlich ignorirt werden kann. Der gramm. Nebensatz ist seinem Wesen nach immer logisch untergeordnet; auf den Sprachgebrauch, der die Form grammatischer Abhängigkeit durch Anwendung der Relativen auch auf logisch freie Sätze ausdehnt, kann hier nicht eingegangen werden.

Es fragt sich, ob jene Eintheilung, die sich die Sprache selbst giebt, nicht weiter gliedere. Die Untersuchung, ob alle Hauptsätze, wie die freien gewöhnlich genannt werden, grammatisch Einer Art seien oder nicht, lassen wir hier auf sich beruhen, und weisen nur auf den Widerspruch hin, den Hr. H. hierin sogar von seinem scharfsinnigen Sachwalter Krüger §. 66. der angef. Schr. erfährt.

Betrachten wir die Periode: „*der Bote, welcher gestern ankam, verkündete mir, als er mich sah, dafs mein Vetter gestorben sei*". Die Nebensätze *w...ankam*, *als..sah*, *dafs...sei* lassen sich kürzen in die Worte oder Wortgefüge *angekommen*, *beim Anblick*, *den Tod*..; umgekehrt lassen sich Worte und Wortgefüge zu (abhängigen) Sätzen umbilden.

(Die Fortsetzung folgt.)

I.

Notice sur quelques vases antiques d'argent, par Raoul-Rochette. Paris 1830. 4. *p.* 28.

Merkwürdig ist der reiche Fund von Silbergeschirr, in der letzten Zeit in der Normandie gemacht, und jetzt in der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt. Theils aus dem Figurirten, theils aus den Inschriften in Lateinischer Sprache geht hervor, dafs es Weihgeschenke in einem Tempel Mercurs waren, welche Gottheit besonders hohe und allgemeine Verehrung in Gallien hatte. Die Ueberreste bestehen zum Theil in kleinen Figuren des Gottes, zum Theil in verschiedenen Arten von Gefäfsen zum Gebrauche und zur Zierde des Tempels. Die Arbeiten sind getrieben, so wie es bei Kunstwerken in Silber bei den Alten allgemein üblich war. Uebrigens ist die Arbeit Römisch unter den ersten Kaisern. Doch meint der Verf., dafs auch Einiges darunter aus der besten Zeit der Griechen sich befinde, wie aus der Vortrefflichkeit der Arbeit hervorgehe. An Gewicht beträgt der Fund an 50 Pfund Silber, und die Zahl der Gegenstände an 100 Stück.

P. 9. scheint der Verf. zu glauben, dafs solche Arbeiter *Argentarii* hiefsen: uns ist ein solches Wort blofs im Sinne von *Wechsler* bekannt. P. 11. kommt der Bock als ein dem Mercur zukommendes Attribut vor; aber wahrscheinlich wollte der Verf. — Belier anstatt Boue schreiben. Auf einem Medaillon p. 11. findet sich derselbe Gegenstand abgebildet, der schon auf einer irdenen Lampe bei *S. Bartoli (Luc. antiq. P. I. No. 8.)* vorkommt, und den wir im Bilderbuche (*II. p.* 199.) als die Nacht mit den drei Traumgenien erklärten. Der Verf. möchte aber eher mit Böttiger einen Hermaphroditen darin suchen; doch entscheidet er sich für die Venus mit dem Gürtel der Schönheit. Beides mit Unrecht.

Als vorzüglich rühmt der Verf. einen kleinen Trinkbecher mit folgenden Reliefiguren: Jupiter thronend, und neben ihm stehend Juno, dann Pegasus aus der Quelle Pirene trinkend, die durch die dabei liegende Nymphe versinnbildet wird; hierauf kommt ein Athlet mit dem Pinienreis gekrönt, und den Palmzweig haltend. Im Grunde bilden vier Säulen den Venustempel. Darin erkennt der Verf. einen Sieger in den Isthmischen Spielen, wozu auch alles stimmt; nur nicht die beiden Hauptgottheiten, an deren statt man eher den Neptun und Amphitrite erwartet hätte.

Ferner kommen zwei Giefsgefäfse vor mit Homerischen Gegenständen auf dem Bauche und dem Halse der Gefäfse. Auf dem einen erkennt der Verf. auf einer Seite den Tod des Patroclus, und an der andern die Auslösung der Leiche des Hector; an dem Halse aber erscheint der Raub des Palladium durch Diomedes und Ulysses. Auf dem zweiten Gefäfs wird auf einer Seite Hector an dem Wagen des Achilles geschleppt, und an der andern sieht man den Achilles selbst, der unter dem Pfeil des Paris erliegt; an dem Halse kommen wieder Diomedes und Ulysses vor nach ihrer That an Dolon. Die Erklärungen sind alle so glücklich geführt, dafs man ihnen vertrauen kann, ohne die Gefäfse selbst, oder irgend eine Zeichnung davon gesehen zu haben. — Zugleich meint der Verf., dafs diese Gefäfse zu der Klasse gehörten, welche man Homerische nannte. Allein es scheint nicht, dafs die Hauptstelle bei *Sueton* (*in Ner. c.* 47.) — *duos Scyphos homericos* — figürlich verzierte Becher andeute, sondern blofs solche, auf denen Homerische Sprüche eingegraben waren. Auch zeiget die entsprechende Stelle bei Plinius (37, 10.), dafs die beiden Homerischen Becher, welche Nero im Zorn zerschmetterte, nicht von Silber waren. Plinius nennt sie *calices crystallinos*.

Doch genug von dem wichtigen Fund, und der gründlichen Schrift darüber, womit uns der vielgewandte Archäolog beschenkte.

A. Hirt.

Digitized by Google

Nro. 76.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1831.

Die Syntax der Deutschen Sprache. Von S. H. A. Herling. Erster und zweiter Theil.

(Fortsetzung.)

Der Nebensatz giebt sich so zu erkennen als ein umschriebnes Wort, wenn er auch historisch auf anderen Wegen durch Verwandelung der Parataxis in eine Syntaxis entstand, und es läfst sich hoffen, dafs die Eintheilung der Wörter nach Redetheilen auch die der Nebensätze sein werde. Diefs ist der Punkt, wo die Syntax des zusammengesetzten Satzes nothwendig aus der des einfachen hervorgeht. Wenn der Nebensatz Wörter, also einfache Redetheile vertritt, welches sind denn überhaupt die einfachen Redetheile, und welche darunter können vertreten werden? Hr. H. erkennt (II. §. 3. Anm.) blofs Subst. Adj. und Adverb als solche, die vertreten oder umschrieben werden können, an, und theilt demnach die Nebensätze in Substantiv-umschreibende, Adjectiv-umschreibende, und Adverbium-umschreibende, oder kurz in Substantivsätze, Adjectivsätze, Adverbialsätze. Dieses Resultat wird freilich am angeführten Orte nicht auf dem Wege wissenschaftlicher Ableitung, sondern nur durch eine Kritik der alten, traditionellen Tafel der Redetheile gewonnen, deren Vollständigkeit aber erst erwiesen sein müfste, ehe man gewifs sein könnte, dafs bei ihrer Kritik nicht ein Redetheil, der der Ausbildung zu einem Nebensatz fähig wäre, weggeblieben. Ferner war noch zu *erweisen*, was dort blofs *gezeigt* wird, dafs Nebensätze nichts als Wörter oder Wortgefüge in Satzform sind. Ersteres aber ist später durch den ersten Theil allerdings nachgeholt, letzteres dürfen wir in der neuen Ausgabe des zweiten Theils erwarten, um so mehr, da Bernhardi schon mit gutem Beispiele vorangegangen ist.

Jenem ersten Theile haben wir uns jetzt zuzuwenden, aber, der Schranke gemäfs, die wir uns gesetzt haben, blofs episodisch, so weit es nämlich für die Würdigung der neuen Theorie des Nebensatzes erforderlich ist. Wir können hierbei wieder nicht kürzer verfahren, als so, dafs wir eine eigne Skizze geben, die durch ihre Abweichung wie Uebereinstimmung unser Urtheil über die Darstellung Hrn. Herling's, meist ohne weitere directe Polemik, in sich schliefsen wird, wobei wir freilich an einigen Punkten, um uns möglichst vor Mifsverständnifs zu bewahren, wieder etwas ausführlicher werden müssen.

Wem genügte jetzt noch die alte Tabelle der Redetheile? wem würde sie genügen, wenn selbst nicht ihre Unwissenschaftlichkeit hinsichtlich des Inhalts in die Augen spränge? Ist die Form ihrer Aufstellung doch nicht die wissenschaftlicher Ableitung, sondern äufserlicher, voraussetzender Aufzählung! Aber mit der Ableitung der Redetheile wäre es für die Sprachphilosophie noch nicht einmal gethan. Voraus ist noch die Frage zu beantworten: Sind die Rede*theile* ein schlechthin ursprüngliches, oder was war die Sprache, ehe Redetheile waren? Rede als Ganzes, mithin freilich nicht ohne dessen Theile *), aber ohne dafs man auf diese als solche reflectirte, worauf es für die Existenz von Redetheilen doch gerade ankommt. Der Anfang der Sprache war der Satz, noch nicht, wie er es für uns ist, als eine vermittelte Einheit von Satzgliedern, sondern als eine noch unaufgeschlossene, ihre Glieder noch nicht zu eignem Sein entlassende Totalität; der Satz ein Wort, das Wort ein Satz, Verbum in der prägnanten Bedeutung, *pluit*, *tonat*, ὕει; wo man denn freilich nicht mit den alten Grammatikern, die sich nicht, wie es, um die Genesis der Sprache zu begreifen, nothwendig ist, ihres entwickeltern, auf Angabe eines bestimmten Subjects dringenden Bewufstseins zu entäufsern ver-

*) Oder wie man besser sagen würde: *Glieder*, da man billig das Wort *Theile*, das „an die schlechte Kategorie der Zusammensetzung erinnert", auch hier aufgeben sollte.

Digitized by Google

mochten, naiverweise an den Vater Zeus zu denken hat, sondern wo auf das Subject durch das im Verbum liegende Pronomen *gedeutet*, und nur die Erscheinung selbst *benannt* wird. — Dieser Satz kann nichts Andres sein als Abdruck dessen, was im Menschen unmittelbar vorgeht bei seinem ersten Verhalten, dem sinnlichen Anschauen. Diefs trägt, weil es ein menschliches ist, die Form des Denkens an sich, und so unterscheiden sich in ihm Selbstständiges und Unselbstständiges, Substantielles und Accidentelles (nicht zu verwechseln mit Zufälligem), in der Sprache ausgedrückt durch Substantiv und Adjectiv; oder auch, das Bewufstsein hat *Etwas* vor sich, und sagt von diesem aus, dafs sich eine Eigenschaft daran kund gebe; es prädicirt von einem Subject. Das Subject ist eben das Substantielle, das Prädicat das Accidentelle, das Wort für das Subject mithin das Substantiv, das für das Prädicat das Adjectiv. Beide gliedern sich noch weiter in sich, aber die Tafel der Redetheile überhaupt ist hiermit geschlossen.

Diese Behauptung, die bei der hier nur in allgemeinen Umrissen gegebnen Nachweisung vielleicht nicht einleuchtend genug erscheinen möchte, wollen wir noch von aufsen her durch Kritik der möglichen Einwendungen sicher stellen.

Die Interjectionen wird von selbst Niemand gegen sie vorbringen; aber vielleicht spricht das Pronomen dagegen? Diefs beweist vielmehr dafür, da es selbst nur Substantiv oder Adjectiv ist, eine *deutende*, nur *subjective* Bezeichnung des Substantiellen, wie des Accidentellen, dagegen das Nomen die *objectiv* bezeichnende *Benennung* desselben ist; jenes bedarf zu seinem Verständnifs der Kenntnifs des jedesmaligen Sprechers und seines Standpunkts; dieses ist, es mag sprechen, wer da will und gewandt, nach welcher Richtung er will, gleich verständlich *), weil es die besondre Bezeichnung, dagegen die pronominale nur die schlechthin individuelle, und mit dialektischem Umschlag die ebenso schlechthin allgemeine ist.

Das Verbum ist (in seiner ursprünglichen Geltung) eine Einheit von Prädicatwort und (pronominalem) Subjectwort, kann also nicht als besondres Satzglied aufgeführt werden, sondern behauptet als Ausdruck eines ganzen Satzes die Stelle *vor* dessen Gliedern. Ist das pronominale Subject, wie es späterhin geschieht, noch besonders, (eigentlich pleonastisch) durch ein Nomen bezeichnet, so verdunkelt sich freilich das Wesen des Verbs, das eben darin besteht, dafs es nicht etwa blofs die Grundlage des Satzes oder dessen eigentlichen Inhalt, wie Becker sagt, sondern einen solchen schon ganz ausmacht.

Aber vielleicht wäre die blofse Copula als besondrer Redetheil anzusehn, als kein Prädicat in sich schliefsend. Allein sie enthält doch immer noch die Subjectsbezeichnung in sich und selbst diese Erfüllung ihrer Leerheit hinweggedacht, könnte sie, als rein die *Form* des Gedankens ausdrückend, nicht *neben* die Wörter, welche einen *Inhalt* bezeichnen, gestellt werden. Doch die Copula kann in der Sprachwissenschaft, wenn diese sich nicht als abstract idealisirend, sondern die wirkliche Vernünftigkeit der Sprache begreifend verhalten will, auch nicht gefafst werden als vorhandener Redetheil, wenn man diesen auch nur als rein formalen aufstellen wollte, (ohnehin erhielten wir durch sie nicht eine neue Wortclasse, da sie ein für alle Mal ein sich ganz gleich bleibendes ist); auch als blofs formaler bleibt sie für die Sprachen ein blofses *Sollen*, und nur der Weg, auf dem diese zu etwas möglichst körperlosem sich hinbewegen — denn das Verbum Substantivum ist ursprünglich körperhaft genug gewesen — um jenen abstracten Schatten zu bezeichnen, ist nachzuweisen *). Ursprünglich ist sie in der Sprache nicht ausgedrückt. Denn jede Verbindung eines selbstständigen und eines unselbstständigen Wortes wurde als Satz verstanden, indem die Copula hinzugedacht wurde; (so tief bis in die Wurzeln des Satzes reicht, was man immer erst auf viel späteren Punkten entspringen läfst, Ellipse und ebenso Pleonasmus) denn der Hörer mufste, wenn nichts weiter hinzutrat — und es trat ursprünglich nichts weiter hinzu — die Rede des Sprechenden für geschlossen halten, das Ende einer Rede ist aber nur mit dem ganzen Satze vorhanden. Im Indischen ist diefs bekanntlich sehr übliche Darstellungsweise; auch in andern Sprachen bei Sprüchwörtern u. dergl. — Mifsverständnifs wäre nur möglich durch eine Verwechselung mit dem Wortgefüge, indem wir allerdings dergleichen Verbindungen ansehen würden als schon ge-

*) Rec. entnimmt diefs aus einer Recension seines verehrten Lehrers Landvoigt, (Jenaische Literaturzeitung 1819. October No. 189.)

*) Es ist diefs auf eine beachtenswerthe Weise von Hoffmeister geschehen (Erörterung der Grundsätze der Sprachlehre II. §. 15.)

Digitized by Google

werdende Einheiten, als gegliederte Subjectswörter für ein noch hinzuzufügendes Prädicat, nicht für werdende Einheiten, für Satz, also zweifelhaft z. B. sein würden, ob *hostes fusi* heiſsen solle „die geschlagenen Feinde" oder „die Feinde wurden geschlagen". Aber das Wortgefüge ist eine spätere Spracherscheinung, die selbst erst aus dem Satz hervorgeht, und ihn zu ihrer Voraussetzung hat.

Aber die Adverbia? Deren hat sich freilich auch Hr. H. nicht kräftig genug erwehren können. — Die Eigenschaft kann Thätigkeit bezeichnen, und diese kann in dem thätigen Subject selbst eingeschlossen sein, aber auch über andre Substanzen sich ausdehnen, und dieſs wiederum in mannigfachen Richtungsverhältnissen, die dann später auf logische Kategorieen übertragen werden. So entwickelt sich das Prädicat schon zu einem Gegliederten, einem Wortgefüge, während das Subject noch einfach verharrt; wie das Subject durch das Prädicat bestimmt wird, (eine Vertheidigung dieser ältern Ansicht gegen Herling und Becker anderswo) so das Prädicat durch ein „Objectiv". Die Verknüpfung desselben mit seinem Prädicat kann, da sie ursprünglich vielfacher Art ist, nicht, wie die unabänderlich gleichbleibende Verbindung des Subjects und Prädicats, ursprünglich unbezeichnet geblieben sein. Eine topische Bezeichnung der mehrfachen Beziehungsformen würde bei deren Menge nicht ausreichen. Sollen wir an eigne Wörter dafür denken? Allein die Wörter können allerdings nach und nach durch Verflüchtigung ihres körperlichen Inhaltes zu bloſs Form ausdrückenden Wörtern vergeistigt werden, aber jene Richtungsverhältnisse entwickeln sich nicht erst allmälig im Bewuſstsein, sondern sind ursprünglich vorhanden, und ebenso ursprünglich zu bezeichnen gewesen. An die Präpositionen also ist zu diesem Zwecke nicht etwa zu denken; auch hat ja die neuere Sprachanalyse in den Präpositionen Substantivalia erkannt, und sie ihres künstlich erlangten Scheines ursprünglicher Selbstständigkeit entkleidet. Die Richtungsverhältnisse als ein ursprünglich dem Bewuſstsein gegenwärtiges und rein formelles können auch nicht anders als rein formell ausgedrückt worden sein. Und dieſs geschieht durch die Casusflexion, die mithin eine ursprüngliche ist *). Die Casus erstarrt und nach verlorengegangenem Bewuſstsein ihres lebensvollen Zusammenhanges mit den noch flüssigen Substantivformen sind bekanntlich die Adverbia, (auch das Deutewort kann so erstarren, und es giebt mithin auch *pronomina adverbialia*, wie *ibi, ubi*). Präpositionen und Conjunctionen hat schon Buttmann als Adverbia erkannt. — So können also Adverbien als besondre Redetheile nur in der historischen Grammatik der besondern Sprachen gelten; in der philosophischen sind statt derselben als eines besonders aufzuführenden Redetheils nur Flexionsformen des einen der beiden Grundredetheile, des Substantivs, vorhanden. *Aber auch nur dieses Einen, nicht des Adjectivs.* Denn nur das Substantielle kann in Richtungsverhältnisse treten. Dem Adjectiv sind sie ursprünglich seinem Begriffe nach fremd, und die sich doch daran findenden sind nichts andres als Casus des agglutinirten Pronomen, wie im Gothischen dargethan ist von Landvoigt in seiner Rec. der Grimm. Grammatik (Jen. Literaturzeitung 1820. Octbr.) Die dort gegebne Nachweisung hat Grimm nicht ganz richtig verstanden. (D. Gr. I. S. 834.)

Particip als besondern Redetheil noch aufzustellen fällt wohl Niemanden mehr ernstlich ein; ebenso wenig als den Infinitiv, der darauf völlig gleiche Ansprüche hätte. Jenes ist Verb (im engern Sinne) als Adjectiv, dieser Verb als Substantiv. Denn die Sprache ist als ein bewegtes, flieſsendes, nicht als ein starres zu fassen; die einzelnen Bestimmtheiten, wie Verb, Substantiv, Adjectiv, sind nicht bloſs als sie selbst, sondern auch als das Andre ihrer selbst zu betrachten und darzustellen. So wird das Substantiv in adjectivischer Geltung gebraucht, und das Adjectiv in substantivischer.

Also — dem Bewuſstsein war ursprünglich vorhanden materieller Inhalt, der als solcher *genannt* wurde; materieller Inhalt, auf den *gedeutet* wurde, also in formeller Darstellung; und reine Form. Der erste muſste durch für sich bestehendes Wort; der zweite gleichfalls durch für sich bestehendes Wort, aber, da der Sprache am Objectiven mehr liegen muſs als am Subjectiven, mit untergeordneter Bedeutsamkeit (im Endungsverhältnisse); die letzte rein nur *am* Materiellen durch Lautmodification des für das Materielle gebrauchten Worts ausgedrückt werden.

*) Aber wie wurden sie möglich? Wer etwa hier die Lage der Laute in den Organen, ob sie nämlich vorn oder hinten hervorgebracht wurden, u. dergl., bedeutend genug, um zur formellen Bezeichnung verwandt zu werden? Die philosophische Physiologie der Sprache wird einst darüber Rechenschaft geben.

Digitized by Google

Ehe wir nun zum zweiten Theile zurückkehren, müssen wir erst dem Pronomen noch einige Worte widmen. Grotefend hat in seiner bekannten ausführlichen Kritik der Rothschen allgemeinen Sprachlehre das Deutewort den schwierigsten Theil der Sprache genannt, und in der That hat es die Grammatiker und unter ihnen Grotefend selbst arg genug geneckt und irre geführt, daher wir ihm eine durchgreifende Behandlung zu wünschen haben, in der denn auch das Schiefe, aus einseitigem Verständnifs herrührende und wieder zu solchem Führende der Benennung *pro nomen* darzulegen sein wird. Hier nur, was zur Hinweisung auf die wissenschaftliche Behandlung der Lehre vom Nebensatz unumgänglich nothwendig ist. Zu dieser hat Hr. Herling nicht durchaus gelangen können, weil er die Natur des Deuteworts nicht erkannt hat. Es ist keineswegs, wie H. und auch Becker meint, ein blofses Formwort, ein leeres Wort; denn wenn es auch den Inhalt nicht *in sich* hat, so läfst es ihn doch durch sich hindurch scheinen. Bei Hrn. H. spielt das Pronomen eine sehr untergeordnete Rolle, da es doch gerade höchst bedeutend ist. Wenn nämlich oben nur auf die ursprüngliche Identität von Subjectswort und Substantiv, Prädicatswort und Adjectiv hingewiesen wurde, so haben wir jetzt noch einen Schritt weiter zu gehn, und die ursprüngliche Identität von Substantiv und Pronomen, von Adjectiv und Nomen zu behaupten. *Das Nomen war ursprünglich nur Adjectiv, Substantiv ist es erst später geworden;* hierüber können wir uns auf Becker und Herling selbst beziehen. Aber *umgekehrt ist das Pronomen ursprünglich nur Substantiv, Adjectiv ist es erst später geworden.* Denn die ausgesagte Erscheinung mufste *benannt* werden; auf das Subject, den verhüllten Grund der Erscheinung, konnte nur *hingedeutet* werden; aber diefs *mufste* auch geschehn. Ganz unbezeichnet bleiben, wie Becker meint, konnte das Subject nicht, weil sonst das Prädicat des Haltes entbehrt hätte. Glaubt man, das Subject hätte blofs durch die deutende Gebärde, nicht durch das deutende Wort bezeichnet zu werden gebraucht, so ist zu bedenken, dafs das Prädicat auszusprechen dann auch nicht nöthig gewesen wäre, damit dem Hindeuten auf das Subject und der damit verbundnen Hinrichtung der Aufmerksamkeit des Hörers oder vielmehr Sehers auf dasselbe auch die Erscheinung daran ohne Sprache sich dem Aufmerkenden kund gegeben haben würde. Aber das Sprechen überhaupt war nothwendig, nicht als ein Werk des Nothbedürfnisses, sondern als ein *Spiel* der Freiheit, als ein Zeichen der Herrschaft über die Dinge, denen Gott selbst nach der sinnvollen biblischen Erzählung durch den Menschen Namen beilegen läfst. War aber überhaupt das Sprechen nothwendig, so war diefs auch die ursprüngliche Schöpfung des Deutewörts für das Subject. Nicht dafs die auch nachmals Substantive bleibenden Pronomina personalia im Anfang sogleich geschaffen worden wären; vielmehr war das Bewufstsein auf seiner ersten Stufe der Macht der Aufsendinge zu sehr hingegeben, als dafs es ihnen sich selbstständig gegenüberzustellen vermocht hätte; aber in ihm ruht doch schon auf jener ersten Stufe die Macht über diese Macht. Ohne es noch selbst zu wissen, geht der Mensch von der Vorstellung des Ich aus, indem er auf die Dinge deutet, und so sich von ihnen sondert. Alles Deuten enthält das Ich in sich; die Erscheinungen, auf die *ich* deute, sind nicht blofs Erscheinungen schlechtweg, sondern es sind Erscheinungen *mir gegenüber*, Aufsendinge. *Es bedürfte anfänglich nur der Hindeutung auf diese*, nur eines „es" oder „das".

Also anfänglich ein die *Substanz bezeichnendes*, aber blofs *durch Hindeutung bezeichnendes*, Wort für das Subject, und ein das Accidens durch wirkliche Benennung bezeichnendes für das Prädicat; beide noch nicht als für sich bestehende, aber in eine Vereinigung zusammengegangene, betrachtet, sondern von selbst Eins, Verbum; das erste im Endungsverhältnifs. Späterhin wurde das benennende Adjectiv fixirt für das Subject, wofür es zuerst gebraucht worden war, (*alle Nomina appellativa sind ursprünglich Adjectiva*), und damit trat das deutende Wort in eine untergeordnete Stellung, es wurde zum blofsen *Merkmal* des benannten Substantivs herabgesetzt; *Nennwort* und *Deutewort* wechseln den Stand und Rang.

Für die Behandlung der Nebensätze würden diese Andeutungen uns sehr zu statten kommen; wir müssen uns begnügen, diefs an Einem wichtigen Puncte zu zeigen, indem wir eine Lücke, die sich in Hrn. Herling's Darstellung findet, nachweisen und diese mit Hülfe obiger Bemerkungen ausfüllen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 77.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1831.

Die Syntax der Deutschen Sprache. Von S. H. A. Herling. Erster und zweiter Theil.

(Schluſs.)

Der Satz ist zwar ein gegliedertes Ganzes, kann aber, so gut wie 8 + 12 als (8 + 12) gefaſst werden kann, auch mit bloſser Rücksichtnahme auf seine Totalität als ein Einfaches gedacht und so wieder als Glied eines andern Satzes behandelt werden. Er steht dann völlig in gleicher Linie mit dem einfachen Worte; er ist Wort in Satzform. Wortarten giebt es aber ursprünglich nur zwei, Substantiv und Adjectiv, mithin kann es auch keine Nebensätze weiter als Substantiv- und Adjectivsätze geben *). Von erstern mag man in der historischen Grammatik einige flectirte noch mit einem besondern Namen Adverbialsätze nennen, so wie man gewisse losgelöste und vereinsamte Flexionen einzelner Substantiva Adverbia nennt. Aber der Satz, als Ein Wort gedacht, bezeichnet immer ein Selbstständiges, wie Bernhardi richtig bemerkt hat, ist also substantivischer Art. Demnach müssen alle Nebensätze Substantivsätze sein. Nebensätze aber, wie „*welcher gestorben ist*", stehen doch offenbar gleich Adjectiven, (*w. g. ist = gestorben*), sind mithin adjectivisch. Wie löst sich dieser Widerspruch? Auf jene Bemerkung und also auch auf diese Frage ist Hr. H. gar nicht gekommen; er ist auch dann nicht auf sie eingegangen, nachdem Krüger a. a. O. sie aufgeworfen, und, wiewohl nicht ganz ausreichend, beantwortet hat. Vielleicht genügt folgendes mehr.

Alle Nebensätze sind, mit Ausnahme der indirecten Fragesätze — und auch diese werden in der Volkssprache häufig in die Analogie der übrigen hineingezogen, z. B. höst man sagen; ich weiſs mir gar nicht zu denken, wie *daſs* das möglich ist — durch ein relatives Wort mit dem Hauptsatze in unterordnende Verknüpfung gebracht, nicht unmittelbar mit dem ganzen Hauptsatze, (s. Krüger §. 14.) sondern mittelbar durch die Hindeutung auf ein im Hauptsatz ausgedrücktes oder verborgnes demonstratives Deutewort. Beide Deutewörter, das präpositive und das postpositive, um mit den alten Grammatikern zu reden, sind sich in ihrem grammatischen Stande homogen; denn sie vertreten beide denselben Inhalt. So vertritt *is*, wenn es absolut steht, ein Substantiv, und ebenso thut dieſs ein entsprechendes *qui...*; wenn es aber einem Substantiv nur beigegeben ist, *is vir*, so vertritt es ein Adjectiv, und ebenso dann *qui..* — Das Deutewort ist aber ursprünglich nur Substantiv, und so stimmt es vollkommen mit dem weiter oben bemerkten, wenn wir sagen, daſs ursprünglich alle Nebensätze Substantivsätze sind. Indem aber das Deutewort durch Beifügung des, worauf gedeutet wird (*is* z. B. durch Beifügung von *vir*) degradirt die untergeordnete Bedeutung eines Adjectivs annimmt, so gilt das Nämliche von den solchen Deutewörtern entsprechenden Relativen.

Hr. H. würde, wenn er seine Ansicht bis zu Ende verfolgt hätte, gerade umgekehrt zu der Behauptung gekommen sein, daſs alle Nebensätze ursprünglich Adjectivsätze seien. Ihm ist ein Satz, wie „*welcher*... ist", ursprünglich schon Adjectivsatz; „was ich meine", ein adjectivischer Satz statt eines Substantivsatzes, also adjectivischer Satz in substantivischer Geltung. Nun was bleiben ihm denn als ursprünglich substantivische Sätze? Auſser den indirecten Fragesätzen, auf die hier einzugehn zu weit führen würde, die mit „daſs" eingeleiteten Nebensätze. Aber was ist dieſs „daſs? Der Satzartikel. Das Wort für den Satzartikel ist ja aber nach Hrn. H. ursprüngliches Adjectiv. Also hätten auch diese Sätze, die von Hrn. H. nicht als ursprünglich adjectivische, und nur substantivisch gebrauchte darge-

*) So giebt es auch, was wir nur beiläufig erwähnen wollen, nur substantivische und adjectivische Wortgefüge.

Digitized by Google

stellt worden sind, von ihm unter die adjectivischen Substantivsätze gezählt werden müssen. Mit der Behauptung aber, (die von Hrn. H's. Voraussetzung, dafs „der" ursprüngliches Adjectiv sei, unzertrennlich ist) dafs alle Nebensätze — die indirecten Fragesätze wieder ausgenommen oder vielmehr nur bei Seite gelassen — ursprünglich adjectivischer Natur seien, wäre er denn in offnen Widerspruch getreten mit der einleuchtenden Wahrheit, dafs der Satz, als Einheit gefafst, ursprünglich nichts andres als ein Substantiv sein kann. Wäre er aber durch ein consequentes Fortschreiten auf dem eingeschlagnen Wege bis zu diesem Widerspruche gelangt, der ihm bei dem Stehenbleiben auf der Hälfte des Weges gar nicht zum Bewufstsein kommt, so würde ihm auch dessen Lösung nicht entgangen sein; das πρῶτον ψεῦδος wäre ihm dann sicher klar geworden. Der jetzigen Darstellung Hrn. H's. hängt durchaus ein peinliches Dunkel, eine drückende Unentschiedenheit an.

Das Detail der vom Verf. gegebnen neuen Theorie des Nebensatzes hätte sehr gewinnen können, — namentlich würden dann mehrere wichtige Unterschiede der beiden Arten der Nebensätze in sich selbst und gegen einander nicht unbemerkt geblieben sein — wenn Hr. H. denselben Scharfsinn. den er in der Auffindung des neuen Wegs gezeigt, und an mehrern Orten zur Bekämpfung der gegen ihn versuchten Angriffe mit Erfolg aufgeboten hat, auf die Ausmittelung und Benutzung des Wahren und Gegründeten in den Bemerkungen seiner Gegner hätte verwenden wollen. Beides nachzuweisen, wie diefs nicht geschehen ist, und wie es wohl hätte geschehen können und sollen, mufs Rec. einem andern Orte vorbehalten. Daselbst wird er auch die Unentschiedenheit und das Schwanken, das oben in Einem Puncte bei Hr. H. bemerkt worden ist, in der Haltung und Anlage des ganzen Werks nachweisen und darthun, dafs ihm trotz des unermüdeten Eifers, trotz der aufgebotnen, reichen und vielseitigen Sprachkenntnifs, trotz des eindringenden Scharfsinns und weithin reichenden Ueberblicks, die sich überall ganz unverkennbar kund geben, doch nicht gelungen ist ein Ganzes zu liefern. Aber es wird davon auch der Grund näher angegeben werden, der für jetzt beinahe allein in der Sache selbst liegt. Was in einer Zeit der ungeahneten Erweiterung zugleich und der innern Umbildung einer Wissenschaft von den zuerst Auftretenden allein erwartet werden kann, diefs, dafs nämlich nicht die neue Aufgabe schon zu Ende gebracht werde, sondern nur fruchtbare Grundlagen gegeben, und wichtige Fragen der Entscheidung näher gerückt werden; — dieses schon hochgesteckte Ziel in dem Umfange, wie Hr. H., erreicht zu haben, giebt schon einen gültigen Anspruch auf dankbare und hochachtungsvolle Anerkennung; und diese hoffen wir, wird derselbe auch in der Opposition, in der wir oft uns gegen ihn befinden, nicht verkennen.

Robert Heinrich Hiecke.

LI.

Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters. Von Heinrich Leo, Prof. an der Universität zu Halle. Halle, bei Eduard Anton. 1830. 8. *V. XXIV.* S. 984.

Dieses Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters unterscheidet sich sehr wesentlich von den andern Werken über denselben Gegenstand. Nach der Erklärung des Hrn. Verf. in dem Vorworte ist das Buch eigentlich zur Grundlage für seine academischen Vorlesungen über Geschichte des Mittelalters bestimmt und daher in der Behandlung auf das Bedürfnifs seiner Zuhörer besonders Rücksicht genommen. Dabei war es ihm hauptsächlich darum zu thun, eine gleichmäfsig *durch das ganze Buch hindurch* gehaltene religiöse, philosophische und politische Ueberzeugung zu bewahren, ohne jedoch defshalb willkührlich Facta zu bestimmen. Er nahm und betrachtete dieselben wesentlich in der *einen* Beziehung, dafs die Erscheinung der Bildung, die in ihrer Wechselwirkung entsteht, Resultat der Darstellung sein sollte. „Wer nicht mit unbefangenem Verstande diese Darstellung betrachtet, (bemerkt der Verf. S. IV.) wird in ihr wenigstens ebenso viele Widersprüche finden, als im Leben selbst".

Obwohl diese Ideen des Verfs. allen Beifall verdienen und auf diese Weise die Geschichte auch eine höhere, wissenschaftlichere Stellung erhält, so läfst sich doch nicht genug gegen Mifsverstand und Mifsbrauch der philosophischen Behandlung der Geschichte warnen, indem gar zu leicht ein Räsonniren über Geschichte ohne gehörige Kenntnifs der Facta herbeigeführt, ja sogar ein gründliches Quellenstudium als erbärmliche Beschäftigung verachtet und die ganze Geschichte zuletzt in

Digitized by Google

die Luft gebaut wird, einzig getragen von den wankenden Stützen eines selbst nicht festen philosophischen Systems.

Dieser Tadel kann aber in keiner Hinsicht das Werk des Hrn. Leo treffen. Mit mehrjährigen gründlichen Studien der Geschichte, selbst einzelner speciellen Theile derselben beschäftigt, errichtet er wie ein geschickter Baumeister, der seine Mittel kennt, das Gebäude des Mittelalters: dafs es ein Ganzes bilde, dafs *eine* Idee darin durchgehe, soll klar gemacht werden. Obwohl ihm die Geschichte des Mittelalters noch nicht ein *System* von Verhältnissen ist, so betrachtet er sie doch als die Geschichte der Richtungen, durch deren Gegeneinanderwirken und Eingreifen in das Leben der einzelnen Völkerstämme die Staaten der neuern Zeit und der Geist, welcher sie belebt, gebildet worden sind. Daher durfte auch die ethnographische Behandlungsweise, die sich z. B. in dem Werke von Rühs findet, nicht beibehalten werden. Eine bei mehrern Völkern gleichzeitig durchgehende Entwicklung mufste unzersplittert dargestellt werden: die Zeit beherrschende Völker mufsten voran; keimende, noch nicht zur Blüthe gereifte Völker mufsten zurückgestellt werden, bis auch ihnen ein thätigeres Eingreifen in die Weltgeschichte einen ausgezeichneteren Platz anwies. Verkommene oder verkümmerte Völker und Stämme, obwohl nicht ganz bedeutungslos, ja oft sehr wichtig für die Specialgeschichte, bleiben bei einer allgemeinen Geschichte mit Recht so viel als möglich ausgeschlossen, oder werden nur als negative Seiten der herrschenden Völker berührt.

In Rücksicht der äufsern Form des Buches hat der Hr. Verf. im Text nur den innern Gang der Geschichte gegeben: in den kleiner gedruckten bei jedem Paragraphen hinzugefügten Bemerkungen ist die äufsere Bewegung der Geschichte enthalten, und zugleich über die vorzüglichsten und besten Hülfsmittel, welche über die Quellen Auskunft geben können, literarische Nachweisung gegeben. Bei einem solchen Werke wird man keine neue Forschungen über einzelne Facta erwarten, da alles nur darauf ankömmt, ob die einzelne Begebenheit zum Ganzen übereinstimmend an ihrem Platze gefunden wird. Hauptsache bleibt die Eintheilung und Behandlung, und wie diese ist, davon soll hier näher gesprochen werden.

Das Buch zerfällt in vier Hauptabtheilungen, welche folgende Aufschriften haben:

I. Bildung der Christlich-germanischen Welt im Abendlande, der Mohamedanisch-arabischen im Morgenlande.

II. Kampf der Christlich-germanischen Welt mit der Mohamedanischen, und Folgen für die innere Gestaltung einer jeden.

III. Neue Feststellung der gesellschaftlichen Verhältnisse, nachdem die alten einander fremdartigen Massen sich neutralisirt haben.

IV. Der Scandinavische Norden.

Bei No. II. hätte es anstatt *Christlich-germanischen Welt* nur *Christlichen* heifsen können, so wie auch mit Recht nicht zu *Mohamedanischen* der Zusatz *Arabischen* gegeben ist. Denn in den Kreuzzügen kämpften nicht allein Völker von Germanischer Abkunft gegen den Islam. Die vierte Abtheilung aber halten wir für eine ganz überflüssige. Der Scandinavische Norden läfst sich in keiner Periode ganz von der übrigen Europäischen Geschichte trennen, obwohl er in seiner Entwicklung der Germanischen Welt immer erst in einem Abstand von einigen Jahrhunderten nachfolgt. Die im Buche gemachte Trennung hat denn auch den Uebelstand herbeigeführt, dafs Englands Geschichte vom Ende des 11ten Jahrhunderts an bei dem übrigen christlichen Europa (in der 2ten und 3ten Abtheilung) gegeben wird, die Angelsächsische und Dänische Periode in der Britannischen Geschichte aber erst später in der vierten Abtheilung.

Anstatt der sechs Abschnitte der ersten Abtheilung möchten drei hingereicht und deutlicher die Entwicklung der Geschichte dargethan haben. *Der erste — die Christlich-germanische Welt* — umfafst als untergeordnete Momente 1) Germanische Völkerwanderungen 2) die Römisch-christliche Kirche und ihre Gegner bis zur Erneuerung der abendländischen Kaiserwürde 3) den Gegensatz des Lehensystems und der Hierarchie. Der *zweite Abschnitt aber — die Mohamedanisch-arabische Welt* — 1) die aus dem Islam hervorgegangenen Eroberungen der Araber, 2) die Feststellung des Chalifats, 3) die Spaltungen der Mohamedanischen Welt in drei Chalifate. Hierzu hätte der *heidnische Scandinavische Norden und der Scythische Osten* als *dritter Abschnitt* hinzugefügt werden können, da ersterer zum

Digitized by Google

Christenthum übergetreten, und letzterer gröfstentheils dem Islam zugewendet auch am besten mit der Geschichte des Byzantinischen Reiches seit seiner Trennung von der Römischen Kirche verbunden den Uebergang zu den Kreuzzügen geben. Denn offenbar riefsen Normänner und Turkomanen, die fast zu gleicher Zeit, aber von verschiedenen Seiten das Griechische Reich bedrohten, mit äufserer Gewalt die Christlichen und Mohamedanischen Völker auf einander.

In dem ersten Abschnitt selbst, welcher die Geschichte des Verhältnisses der Germanen und Gothen als Römischer Miethstruppen bis auf den Sturz des Weströmischen Reiches enthält, spricht Hr. Leo zuerst von der Verfassung des Imperatorenreiches und dem politischen Leben der Germanischen Völker, ehe er zur Geschichte der eigentlichen Völkerwanderung übergeht. Diese aber betrachtet er *als eine Ansiedelung Germanischer Kriegshaufen in Folge des Kriegsdienstes, welche diese den Römern leisteten.* Es werden demnach S. 44. und 45. folgende Sätze aufgestellt. „Immer mehr — machten die Imperatoren — die Erfahrung, dafs sie in nichts bessere Werkzeuge für ihren Willen als in Soldaten hätten, die durch Abstammung, Sprache und Interessen der Masse der einheimischen Bevölkerung fremd waren. So wurden nun also *zwei Momente* in den Mechanismus des Römischen Reiches aufgenommen, die später nach erfolgter Trennung des Römischen Reiches in zwei Hälften, die westliche stürzten: *die Bevölkerung der nördlichen Grenzländer nämlich mit Germanen und das Ergänzen, besonders der Garden und der Italienischen Besatzungen, aber überhaupt auch des Heeres, mit Germanen.* — — Man mufs demnach den Umsturz des westlichen Römischen Reiches nicht sowohl fassen, dafs er durch die Angriffe der Germanen von Aufsen veranlafst worden wäre; sondern er war die Folge des *Eindringens der Germanen in den Römischen Staatsmechanismus selbst*".

So richtig es sein mag, wenn als eine Ursache des Unterganges des weströmischen Reiches die Aufnahme Germanischer Kriegshaufen angegeben wird, so sehr möchte es zu verwerfen sein, wenn man diesen Umstand als die einzige oder Hauptursache des Verderbens betrachtet. Der Militärdespotismus findet sich schon bei den Imperatoren in den ersten Jahrhunderten, noch ehe die grofsen Schaaren Germanen im Römischen Heere aufgenommen wurden: auch ist es offenbar, dafs das Hereinziehen des Römischen Reiches in das Germanische Heerleben (wie sich der Verf. ausdrückt) für das Bestehen der Römerherrschaft ein nothwendiges Uebel war, wenn es auch später ihr den Todesstofs gab. Ohne Germanische Hülfstruppen wäre das weströmische Reich viel früher zu Grunde gegangen: an den zahlreichen *Foederati* hatte nach Diocletian's Zeit das Reich die beste Stütze. Der Kaiser Constantin der Grofse beschwor gegen Ende seiner Regierung, als er alle seine Gegner besiegt hatte, nur dadurch die Gefahr, die den Römischen Provinzen vom Norden drohte; ohne die Hülfe Gothischer Kriegsvölker hätte Theodosius das dem Untergange nahe Reich nicht mehr aufrichten können: ohne die kräftige Hülfe Germanischer Nationen hätten die Römer der furchtbaren Hunnischen Barbarei unterliegen müssen. Daher möchte Ref. dem nicht beistimmen, was der Hr. Verf. S. 55. sagt: „Es ist eine aus dem Volksdünkel hervorgegangene Vorstellung zu glauben, die Germanen hätten durch ihre *eigenthümliche* Kraft das Römische Reich gestürzt. Vielmehr ist der Procefs, der dieses in die Hände der Germanischen Heerkönige brachte, den wesentlichen Erscheinungen nach ganz derselbe, nur im Grofsen, der in späterer Zeit Italienische Gemeinwesen Condottieren unterthan machte, deren Macht selbst erst durch diese Gemeinwesen möglich gemacht worden war".

Die zehn Capitel des zweiten Abschnittes (v. S. 57 — 120.) enthalten die Geschichte der Römisch-christlichen Kirche, die Anfänge ihrer Macht und deren Gegner bis auf die Erneuerung der abendländischen Kaiserwürde. Den Schlufs dieses Abschnittes gibt der Vf. S. 118 folg. auf diese Weise:

„Dadurch, dafs die kaiserliche die höchste Würde war, ward die Erlangung derselben ein Zielpunkt des Strebens fast für jeden abendländischen König, der in seinem Lande sich befestigt sah, und im Besitz einer bedeutenden Streitmacht und bedeutender Summen war. Es ward so die kaiserliche Würde die Veranlassung zu einer Reihe von Berührungen der Europäischen Nationen". —

„Die Krönung durch den Pabst gab, solange man die Kaiserwürde zu erlangen wünschte, dem Papst eine aufserordentliche Gewalt in die Hände".

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 78.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1831.

Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters. Von Heinrich Leo.

(Schluſs.)

„Alle den Fränkischen und Deutschen Königen (die nach der Kaiserkrone strebten, und sie erlangt hatten) untergeordnete Fürsten, Edle, Geistliche, Gemeinden, die, wenn sie sich bedrückt glaubten, dem Unrecht, was ihnen widerfahren sein sollte, oder widerfahren war, einen vom geistlichen Gesichtspunkte tadelnswerthen Charakter zu geben wusten, fanden immer an dem Papste einen Halt. Durch das ganze Mittelalter nahmen sich die Päpste derer an, welche die strenge Fränkische, und nachmals Deutsche Beamteten- und Lehnsverfassung aufzulösen suchten. *Sie waren der eigentliche Halt politischer Freiheit im Mittelalter und ihr Einfluſs in weltlichen Dingen hat sich besonders seit der Zeit annullirt, wo sie dieses Geheimniſs ihrer Macht nicht mehr gekannt zu haben scheinen*".

Der letzte Satz scheint dem Ref. unrichtig gestellt zu sein. Das Aufhören des Einflusses der Päpste in weltlichen Dingen darf keinesweges einer Abnahme der Würdigung ihrer Stellung, sondern offenbar nur dem Umstande zugeschrieben werden, daſs von der Zeit an, wo die Päpste aufhörten einzige groſse Opposition gegen Kaiser- und Königsgewalt zu bilden, sie schon durch die neue Opposition genöthigt wurden, mit der Königsgewalt gemeinschaftliche Sache zu machen.

In den spätern Jahrhunderten des Mittelalters, wo sich in Spanien, Frankreich, England und Deutschland auf verschiedene Weisen aus dem Volke und dem Adel gegen den Miſsbrauch der königlichen Gewalt eine gewaltige Opposition bildete, erkannten die Päpste ihre veränderte Stellung: erst vermittelnd zwischen den beiden feindlichen Gewalten auftretend, muſsten sie sich zuletzt für den bisherigen Gegner gegen die früheren Schützlinge erklären, da die Opposition gegen die unumschränkte königliche Gewalt zuletzt eine Opposition gegen eine jede Gewalt, selbst gegen die Hierarchie, ward.

In dem folgenden dritten Abschnitt, welcher in sieben Capiteln eingetheilt (v. S. 120 — 183.) und überschrieben ist: „*der Gegensatz des Lehnsystems und der Hierarchie bis auf die erste Ausgleichung durch das Wormser Concordat*" verdienen besonders Capitel 5. und 6. hervorgehoben zu werden, worin des Papstes Gregor VII. Wirken und Streben dargestellt wird. Am bezeichnendsten ist darüber die Stelle S. 170., welche wir hier mittheilen: „So ward Gregor durch das Streben, dem abstracten Gedanken der Kirche Wirklichkeit zu geben, dahin getrieben, daſs er Alles auſser der Kirche dieser unterordnen wollte, — weil die Freiheit *der Kirche, die er kannte*, nur vorhanden war, wenn alle andere Verhältnisse der Entwickelung derselben wichen. Das Leben selbst gewann nur bei dem Kampfe der beiden Principe der Kirche und des Lehenstaates; denn wenn man auch in der neuern Zeit versucht hat, jenen lebengebärenden, überall den Staat selbst in untergeordneten Kreisen gestaltenden politischen Dualismus der Kirche und des Lehenswesens durch die künstliche Opposition der Theilnahme des Volkes an der Regierung, in Ständen zu ersetzen: nirgends hat man wieder eine so individualisirende, organisch gestaltende Macht erschaffen können, als eben die Kirche im Gegensatz des Staates im Römisch-christlichen Mittelalter war; und das Princip mechanischer Einheit und Ruhe, welches jeden Gegensatz als ein Verworfenes ausschlieſst, erscheint zugleich als der Tod desjenigen individuellen Lebens, welches das Mittelalter bewegte".

Erst im vierten Abschnitt geht der Verf. zu der Mohamedanischen Geschichte über, und behandelt dieselbe in vier Capiteln (v. S. 183 — 220.) bis auf Ali's Tod: im folgenden Abschnitt aber (S. 220 — 258.) das Chalifat der Ommaijaden und Abbassiden bis auf das Eingreifen der Seldschuken und im sechsten Abschnitt

Digitized by Google

(S. 258—270.) die dem Chalifat religiös entgegenstehenden Dynastien.

Als Hauptcharakter der Mohamedanischen Welt gibt der Verf. (S. 213.) *ausschliefsende, bornirende Einfachheit im Glauben und Denken bei Reichthum und Mannigfaltigkeit im Leben und Genufs*". Die einzige Bewegung findet er in den Fatimitischen (wohl auch in den meisten übrigen Mohamedanischen) Secten: S. 218. bemerkt der Verfasser „der Widerstand, welchen Alis Söhne der mit Moawijah siegenden Partei leisteten, war schwach — es war das Vorspiel des ganzen Schicksals der Fatimitischen Secten, welche im Ganzen unterdrückt dann und wann mächtig hervortraten, aber immer dadurch wieder als die schwächeren erschienen, dafs ihnen die Einheit und geistige Abgeschlossenheit der orthodoxen Gemeinde des Gläubigen fehlte. Sie bilden in der Mohamedanischen Welt das Moment des Wechsels und der Fortbewegung, während ihre Gegner das der Stätigkeit ausmachen".

Die philosophischen Betrachtungen über den allgemeinen Charakter des Abendlandes und des Orients im frühern Mittelalter am Schlufs der ersten Abtheilung (S. 271 flgg.) sind als die gewonnenen Resultate zusammengestellt; doch hätte das, was S. 274. und 275. gesagt worden ist, passender nach der zweiten Abtheilung gesetzt werden dürfen.

Die zweite Abtheilung, welche die Zeit der Kreuzzüge umfafst, befriedigt den Ref. wenig in Rücksicht der allgemeinen Eintheilung oder des philosophischen Ideenganges: desto mehr aber in Rücksicht der einzeln trefflichen Auffassung. Abschnitt 1. und 2. mufste zusammengezogen werden, da beide den Kampf der Christlichen und Mohamedanischen Welt enthalten. Der 5te Abschnitt (die Unterwerfung der Asiatischen Länder der Mohamedaner durch die Mongolen) mufste als der zweite vorangestellt werden, da er den Gegensatz des Heidenthums mit der Mohamedanischen wie mit der Christlichen Welt enthält. Der dritte und vierte Abschnitt aber, — das Entstehen einer neuen politischen und religiösen Bildung (in Folge einer Rückwirkung der Kreuzzüge) — die Auflösung der höchsten Gewalten in Deutschland und Italien, dürften als das Resultat der Zeit der Kreuzzüge in einen Abschnitt zusammengefafst worden sein. — Wenn auch die der Geschichte der Kreuzzüge vorausgeschickten Ideen über die geistigen und politischen Motive der Kreuzzüge vielleicht Manchem für ein historisches Lehrbuch des Mittelalters ungeeignet scheinen mögen, so werden sie doch gewifs den Beifall des denkenden Lesers erhalten. Als vorzüglich gelungen sind zu nennen die Entwicklung der Bildung des Ritterstandes, der geistlichen und geheimen Orden des Abend- und Morgenlandes (S. 343—372.) und die Geschichte der Italienischen Angelegenheiten zur Zeit des Kaiser Friedrich I. bis auf den Untergang des Hohenstaufischen Hauses (v. S. 568—616.).

Die dritte Abtheilung, welche die neue Feststellung der gesellschaftlichen Verhältnisse nach den Kreuzzügen bis zu dem Ende des Mittelalters gibt, verfällt in sieben Abschnitte: davon sind drei (v. S. 632—748.) Deutschland und Italien zugewiesen, der vierte (S. 748—848.) England und Frankreich, der fünfte (v. S. 846—874.) dem neuern Herzogthume Burgund, der sechste (v. S. 875—892.) den Staaten der Pyrenäischen Halbinsel und der letzte (S. 893—928.) dem Byzantinischen Reiche und den Türken.

In dieser Abtheilung findet man besonders viele neue, dem Verf. ganz eigenthümliche Ideen. Dafs die Entstehung der Hansa, des Rheinischen Städtebundes und der Schweizerischen Eidgenossenschaft, obwohl diese Verbindungen nicht ganz zu gleicher Zeit statt fanden, in einem Capitel neben einander dargestellt worden, halten wir für sehr passend. Dafs aber die unglückliche Zeit des Interregnums, welche wie jede zerstörende Zeitepoche auch wieder die Keime für manches Gute legte, als besonders gedeihlich für das geistig reiche Leben Deutschlands, wovon freilich die Folgen erst über zweihundert Jahre später recht sichtbar geworden seien, dargestellt wird (S. 635.), damit kann Ref. nicht einverstanden sein. Aber das Hauptaugenmerk der Kaiser von Rudolph von Habsburg bis auf das Ende des Mittelalters sich eine bedeutende Hausmacht zu schaffen, oder die erworbene zu vergröfsern, ist trefflich nachgewiesen. In der letzten Zeit Ludwigs des Baiern ist zu wenig auf den Einflufs und die Intriguen Johanns Königs von Böhmen aufmerksam gemacht worden. Dagegen wird bei Karls IV. Regierung auf die goldene Bulle zuviel Bedeutung gelegt (S. 660.). Von dem unbedeutenden, selbstsüchtigen Manne war es freilich etwas Beachtenswertheres und Hervorstechenderes, als wenn einer seiner Vorgänger das lebendige Staatsleben in das todte Formelle verknöchert hätte. Die Geschichte Deutschlands und Italiens zur Zeit der Regierungen der

Digitized by Google

Kaiser Wenzel und Ruprecht ist, wie es scheint, (S. 665—698.) mit besonderer Vorliebe behandelt worden: vorzüglich gelungen ist die Darstellung der politischen Entwicklung. Der Verf. verdient auch allen Beifall, dafs er den Kaiser Sigismund mehr erhebt, als gewöhnlich geschieht: dagegen fällt er über Johannes Hufs kein vortheilhaftes Urtheil S. 712.

„Ueberhaupt sollte man doch in dem auf die Behandlung der Geschichte des Mittelalters zurückwirkenden protestantischen Eifer nicht so weit gehen, jede *Auflehnung* gegen das bestehende Kirchenregiment schon für etwas unvergleichlich Herrliches zu halten. Dafs jemand für seine Ueberzeugung sterbe, wenn an diesem Tode die ganze Bedeutung des vorhergegangenen Lebens hängt, ist das Geringste, was man von einem Manne erwarten kann; — das Mehrere ist, dafs er auf die persönliche Auszeichnung verzichte, um sich zu Erreichung des allgemein Besseren den Besseren seiner Zeit anzuschliefsen. Dieses hat Johannes von Hufs nicht gethan, ungeachtet das Concil in dem, was wirklich die *Hauptsache* war, sich unendlich kräftiger aussprach als er selbst".

Ueber Kaiser Albrecht II. wird S. 723. ein besonderes Lob, das er auch gewifs verdient, ausgesprochen: „er fafste zuerst (seit den Hohenstaufen) die Deutschen Verhältnisse wieder von einem allgemeinern Gesichtspuncte, und *seine* Gedanken sind es vorzüglich, welche dann von seinen nächsten Nachfolgern (aber nicht von Friedrich III.) ausgeführt und wodurch die Grundlagen zu der spätern Verfassung des Deutschen Reiches gelegt worden sind".

Bei der Gelegenheit von Albrechts Vorschlag von einem ewigen gebotenen Landfrieden werden das Faustrecht und die Fehden, insofern sie gesetzmäfsig angesagt wurden, nicht in dem tristen Lichte, wie es gewöhnlich von den neuern Deutschen Geschichtschreibern geschieht, betrachtet: jedoch werden viele Leser von Hrn. Leos Buch den Satz ziemlich paradox finden: „*Keiner, der den Frieden liebte oder vorzog, konnte durch das Faustrecht gedrückt werden*". Um den Vf. recht zu verstehen, mufs man aber alles was S. 774. gesagt ist, lesen. Jedoch zweifelt Ref., dafs die Gegner des Mittelalters und des Faustrechts dadurch werden bekehrt werden, obwohl auch einer der genausten Kenner der Verhältnisse des Mittelalters, Jacob Grimm, derselben Ansicht wie Hr. Leo ist.

Obschon unter Friedrichs III. langer Regierung der Drang der Umstände darauf hinführte, Albrechts II. Ideen zu verwirklichen, so that jener Kaiser doch nichts um dieselben auszuführen oder zu beschleunigen, was Hr. Leo jedoch S. 723. andeuten zu wollen scheint. Darin mufs man aber dem Verf. beistimmen, dafs Friedrichs auswärtige Politik mehr eine Oestreichische Familien- als eine Deutsche Reichspolitik war, und dafs seine Thätigkeit im Deutschen Reiche sich hauptsächlich auf die Wahrnehmung des Oestreichischen Hausinteresses in der Schweiz und in Schwaben bezog. — Wenn S. 746. der Zustand Deutschlands unter Kaiser Maximilian I. höchst vortheilhaft geschildert wird, indem dasselbe aus dem Mittelalter in die neuere Zeit übergehend, wie ein reicher Saatenkranz die mannigfaltigsten, eigenthümlichsten Bildungen in sich vereinigt, und fast für jede Individualität einen ihr angemessenen Platz dargeboten habe; so möchte doch auf der andern Seite nicht zu übersehen sein, dafs gerade auch schon damals der Keim zur Zersplitterung und zum Verwürfnifs des Deutschen Reiches gelegt ward, wie es sich freilich erst auffallend später beim Westphälischen Friedensschlufs kund that.

Eine ausführlichere Behandlung als die übrigen Theile der Geschichte des Mittelalters hat der interessante vierte Abschnitt (v. S. 748—846.) erhalten, welcher die Geschichte Frankreichs und Englands vom Tode Ludwigs IX. und von Heinrichs III. Volljährigkeit an bis gegen das Ende des 15. Jahrhunderts umfafst. Da die Geschichte der Burgundischen Herzöge offenbar mit der Französischen und Englischen Geschichte verwebt ist und der Verf. es besonders sich zur Aufgabe machte, das Ganze zu umfassen und die Entwicklungen in der Geschichte des Mittelalters nachzuweisen; so wäre es nicht unpassend gewesen zugleich die Geschichte des Herzogthums Burgund in den vierten Abschnitt mit einzuflechten, die, in einem besondern darauf folgenden Abschnitte (S. 846—874.), hauptsächlich nach Barante gegeben wird. — In der Englischen Geschichte folgt Hr. Leo dem Werke Lingards, nicht Humes, was gewifs allen Beifall verdient, da kein wahrer Geschichtsforscher den geistreichern Schriftsteller dem gründlichern und gelehrtern vorziehen wird. Turner's Geschichte Englands im Mittelalter scheint nicht benutzt worden zu sein. Wir wollen es nicht daraus schliefsen, dafs das Werk nicht genannt worden ist, denn der Verf. wird gegen Ende

Digitized by Google

des Buches sparsamer im Aufzählen der Hülfsmittel, indem er nur die allerzugänglichsten anführt, sondern wir vermuthen es aus der Darstellung selbst.

Das Resultat, welches aus der Englisch-französischen Geschichte von dem Vf. gewonnen worden, gibt er S. 873. mit folgenden Worten:

„Am Schlusse dessen, was über die Geschichte des Englisch-französischen Staatenkreises angeführt worden ist, wird es nun als begründeter Satz ausgesprochen werden können, dafs in eben dem Grade, wie es Resultat des Italienischen und Deutschen Lebens im Mittelalter erschien, die Entwicklung der höchsten Gewalten der Kirche und des Reiches vorzugsweise *zuerst unterstützt* und nachher diese Gewalten *untergraben* und *in Scheinwesen umgewandelt zu haben*, so auch Frankreich und England die schönsten Blüthen ihres Lebens im Mittelalter zuerst *im Ritterthum* und der *scholastischen Philosophie* hervorgetrieben, und dann diese ebenso in Scheinwesen verwandelt haben; denn wie das Ritterthum sich im Gegensatz des Gedränges der Leidenschaften und der rohen Kriegsinteressen in eine todte Form ritterlicher Etiquette umwandelte, ward auch die Scholastik im Gegensatz jener kirchlich-demagogischen, aus der Philosophie hervorgetriebenen, Lehren Wickliffe's und Johann's von Hufs und ihrer Vorläufer in ein, auf Schrauben gestelltes, formelles Wesen ohne innere Freiheit und ohne geistige Beweglichkeit umgewandelt".

Im sechsten Capitel (S. 875—893.) wird die Geschichte der Staaten auf der Pyrenäischen Halbinsel gegeben. Die Wichtigkeit derselben für die allgemeine Geschichte ist zwar in den frühern Jahrhunderten nicht grofs, desto bedeutender jedoch erhebt sich Spanien am Ende des Mittelalters, wo die vereinigten Reiche Castilien und Aragonien der Mohamedanischen Herrschaft auf der Halbinsel ein Ende machen. Durch Spaniens Einflufs auf die Angelegenheiten Italiens und durch seine wichtigen Entdeckungen von bis dahin Europa unbekannten Theilen der Erde treten die Bewohner der Pyrenäischen Halbinsel in die erste Reihe der Völker, so dafs beim Beginn der neuern Zeit die Spanier die Angelegenheiten von fast ganz Europa leiten. Darauf hinzudeuten ist im Buche des Hrn. Leo versäumt: auch hätte Castilien, offenbar das bedeutendste Spanische Königreich, mehr beachtet und seine Verfassung ausführlicher dargestellt werden sollen.

Beim siebenten Abschnitt (S. 893—928.), welcher die Geschichte des Byzantinischen Reiches und der Türken bis zum gänzlichen Obsiegen der letztern enthält, hat der Hr. Verf. hauptsächlich Hammers Geschichte zu Grunde gelegt.

Nicht in einer besondern Abtheilung, sondern in einem folgenden Abschnitte hätte nun die Geschichte des Scandinavischen Nordens und der Slavischen Reiche vom Ende des 13. Jahrhunderts bis auf das Ende des Mittelalters angegeben sein müssen. Die Geschichte der Angelsächsischen Herrschaft und der Dänischen grofsen Monarchie mufste schon früher in der ersten Abtheilung vorkommen. Dafs aber die Slavischen Reiche theils nur gelegentlich berührt, theils ganz übergangen sind, kann Ref. nicht billigen. Obwohl dieselben in der Entwicklung den übrigen Völkern Europas ziemlich nachstanden, so gehört doch ihre frühere Geschichte dem Mittelalter an und gerade dafs unter den Europäischen Völkern ein von Südwesten nach Nordosten fortlaufender Bildungsgang, entgegengesetzt der Wanderung der Völker, sich nachweisen läfst, mufs der philosophische Historiker nicht unbeachtet lassen.

Der Schlufs der dritten Abtheilung (S. 929—934.) gehört eigentlich an das Ende des Werkes: er enthält das Resultat, welches sich dem Verf. aus dem Studium der Geschichte des Mittelalters ergeben hat und zugleich den Uebergangspunkt zur neuern Geschichte. Als Träger der Bildung in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters betrachtet Hr. Leo die Länder des Italienisch-deutschen- und die des Französisch-englischen Staatenkreises. Er gibt ihnen eine negative Seite der Wirksamkeit für die neuere Bildung und zwar so, dafs die Italiener und Deutschen *jene höchsten*, und so zu sagen, *idealen Gewalten des Papstes und des Kaisers, deren wesentlicher Bestimmung nach aufhoben*, und nur als formellen Rest stehen liefsen, und dafs die Engländer und Franzosen *dasselbe Schicksal dem Ritterthum und der scholastischen Philosophie bereiteten*. Als aber successiv diese Haupteinrichtungen und Anhaltepunkte der Bildung im Mittelalter ihr Leben verloren, entstand in ihrem Gegensatz, wie der Verf. sich ausdrückt, eine neue Welt des Geistes. — Auch Spanien wird nur ein negativer Einflufs auf Europa zugestanden, indem es durch die Entdeckung von Amerika dem Auswurfe Europas ein Terrain eröffnet und dadurch wesentlich mehrere Jahrhunderte hindurch zu Europas Beruhigung beigetragen habe.

Indem wir am Schlusse dieser Anzeige noch einmal bemerken, dafs Hrn. Leo's Buch durch die philosophische Behandlung der Geschichte des Mittelalters sich vortheilhaft auszeichnet; so müssen wir doch auf der andern Seite den Wunsch aussprechen, dafs ein solches Werk nicht Form und Styl von academischen Vorlesungen haben, sondern eine dem Gegenstande angemessenere Ausarbeitung und Feile erhalten möge. Dann wird auch der Hr. Verf. gewifs mehrere Punkte anders fassen, als er sie gefafst hat.

Aschbach.

Digitized by Google

Nro. 79.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1831.

LII.

Geognostische Beschreibung des Herzogthums Nassau, in besonderer Beziehung auf die Mineralquellen dieses Landes, von C. E. Stifft, vormal. Herzogl. Nassauischen Oberbergrathe, jetzt Königl. Niederländischem Geheimen Referendär für das Grofsherzogthum Luxemburg. Mit einer petrographischen Karte und einem Niveauprofil der vorzüglichsten Mineralquellen. Wiesbaden, bei L. Schellenberg. 1831, *XVI. und* 606 *Seiten. gr.* 8.

Der Verf. war bekanntlich früher technischer Chef des Bergwesens im Herzogthum Nassau. Die erste Veranlassung zu dieser Arbeit gab die physikalisch-chemische Untersuchung der vorzüglichsten Mineralquellen, womit Prof. Kastner von der Landes-Regierung beauftragt war und mit welcher zugleich eine Untersuchung der geognostischen Verhältnisse des Landes verbunden werden sollte. Zur Ausführung dieser letztern Aufgabe erhielt Hr. S. den Auftrag von dem Nassauischen Staatsministerium. Später verband man damit die Absicht, jedem Einwohner eine Schilderung der ihn umgebenden Gebirgsarten zu geben, die ihn in den Stand setzen könnte, für seinen Landbau oder seine Industrie daraus die Vortheile zu ziehen, welche die Natur ihm dargeboten habe, und hierdurch wurde eine ganz genaue Detail-Ausführung der Arbeit erforderlich, welche auf die ganze Organisation derselben einen bedeutenden, aber unseres Erachtens nur vortheilhaften Einflufs ausübte. Die Bereisung des Landes führte Herr S. schon im Jahr 1821. aus; nachdem machte er aber eine bergmännische Reise nach den westindischen Inseln Aruba und Curacao im Auftrage des Königs der Niederlande, wodurch die Verspätung der Herausgabe des Werkes, welches schon eine Reihe von Jahren angekündigt war, ihre Erklärung findet. Es ist noch glücklich, dafs das Herzogthum Nassau nicht solche Gebirgs-Bildungen umschliefst, deren wahre Natur- und Lagerungs-Verhältnisse wir erst während des letzten Decenniums recht haben kennen gelernt, oder mit andern Worten, dafs es sich in diesem Werke nicht von Flötzgebilden im engern Sinne handelt: sonst hätten die Beobachtungen in demselben jetzt sehr leicht entweder schon veraltet oder ungenügend erscheinen können. Bei der geognostischen Constitution von Nassau schadet aber die späte Erscheinung gar nicht, denn das Uebergangsgebirge, wovon in diesem Werke vorzüglich die Rede ist, hat gerade in der jüngsten Zeit am wenigsten die Aufmerksamkeit der Geognosten auf sich gezogen, und die Mittheilungen des Verfs. können daher, durch zwischenzeitliche wissenschaftliche Bereicherungen, wenig oder gar nichts verloren haben.

Der Verf. ist schon recht vortheilhaft durch frühere literarische Arbeiten in den geognostischen, Berg- und Hüttenmännischen Fächern bekannt; er hat sich dadurch mehrseitig als denkender Kopf und guter Beobachter ausgewiesen; die Lage, in welcher er die vorliegende Arbeit unternahm und ausführte, war auch wohl die günstigste, die man zu einem solchen Zwecke haben kann. Bedeutende Vorarbeiten standen ihm indefs nicht zu Gebote. In neuerer Zeit ist von den Geognosten das Nassauische Gebiet im Vergleich zu dem benachbarten Preufsischen Rheinlande zu sehr vernachlässigt worden. Die zu benutzenden Quellen von Becher, Steininger und Schneider sind theils veraltet, theils können sie die Beleuchtung der Kritik nicht vertragen und theils beziehen sie sich nur auf einzelne Erscheinungen. Wie zu erwarten stand, hat aber Hr. S. recht Tüchtiges geleistet, welches wir von vorn herein anerkennen müssen, wenn uns im Einzelnen auch noch Manches bei dem Werke zu wünschen übrig bleibt.

Digitized by Google

Rec. will zuerst im Allgemeinen die aus vier grofsen Bogen zusammen zu setzende geognostische Karte betrachten, welche dem Werke beiliegt und ihm überall zur Grundlage und Erläuterung dient. Sie führt den Titel: „Gebirgskarte von dem Herzogthum Nassau, aufgenommen und gezeichnet von Stifft". Sie geht nicht über die Grenzen des Herzogthums hinaus, was in so fern nicht angenehm ist, als man dadurch nur eine stückweise Kenntnifs von der Verbreitung von Bildungen erhält, deren ins Ausland übergreifende Fortsetzungen damit im natürlichsten und innigsten Zusammenhange stehen. Der dem Verf. vorgeschriebene Plan gebot aber eine solche Beschränkung. Der Karte liegt der zu hinreichenden Details geeignete Mafsstab von $\frac{1}{125000}$ der natürlichen Gröfse zu Grunde. An möglichster Richtigkeit der geographischen Aufnahme ist wohl nicht zu zweifeln, da Hrn S. die besten officiellen Materialien dazu zu Gebote stehen mufsten. Was die Bergschraffur betrifft, so möchte Rec. derselben aber keinen besondern Werth beilegen, weil sie nicht consequent durchgeführt ist, auch in ihrer Art kein naturgetreues Bild der Erhebungen zu geben scheint. Es sind nur einzelne Berge und Bergzüge angedeutet, der gröfsere Theil der Gebirgsgegenden ist aber hinsichtlich der Berge ganz unbezeichnet gelassen, und wird demjenigen, der das dargestellte Land nicht besser kennt, als Ebene erscheinen müssen. Die Illumination der Felsarten-Verbreitung ist dahingegen sehr scharf, gut abstechend und in jeder Beziehung deutlich. Rec. setzt die durch Farben und Zahlen herausgehobenen Gebilde und Felsarten hierher, weil sie zugleich nachweisen, was in dem Lande getroffen worden ist; der Verf. hat bei der Aufeinanderfolge der Nummern auf das relative Alterverhältnifs keine durchgreifende Rücksicht genommen: 1) Grauwacke und Thonschiefer, 2) Schalstein und Schalstein-Mandelstein, 3) Grünstein und Grünstein-Mandelstein, 4) Kalkstein, 5) Dolomit, 6) Thonschiefer am Taunus, 7) Basalt und Basaltische Gesteine, 8) Trachyt und Trachytische Gesteine, 9) Phonolith, 10) Porphyr, 11) Süfswasserkalk, 12) Pechstein, 13) Bimsstein-Gerölle und Sand, 14) Thon, 15) Syenit, 16) Lehm, Löfs, Sand, Gerölle. Aufserdem sind noch besonders bezeichnet: Thermalquellen, Salzquellen und Mineralquellen.

Die erste Abtheilung des Werkes: *topographische Uebersicht des Herzogthums Nassau* verbreitet sich kurz und bündig über Lage und Grenzen, Flächeninhalt und Höhenzüge. Sie nimmt 22 Seiten ein, während die zweite Abtheilung: *geognostische Beschreibung des H. Nassau*, den ganzen Rest des Buches ausmacht. Diese Abtheilung ist aus drei Abschnitten zusammengesetzt: 1) *geographisch-mineralogische Beschreibung*, 2) *geognostisch-mineralogische Beschreibung*, und 3) *über die Mineralquellen im Herzogth. Nassau.* Der erste Abschnitt ist der ausführlichste; aber für uns hat der zweite insofern ein gröfseres Interesse, als er die zahlreichen, in dem ersten niedergelegten Beobachtungen erst zur erforderlichen Uebersichtlichkeit fördert. Der dritte Abschnitt endlich ist auch von besondern Werthe sowohl wegen seiner guten Zusammenstellung, als auch wegen seines Reichthums an trefflichen, oft neuen Ideen.

Der erste Abschnitt ist gewissermafsen als das Tagebuch der Bereisung des Hrn. Verfs. zu betrachten. Nach Distrikten sind die Beobachtungen verzeichnet und soviel wie möglich die zwischen zwei Thälern des gewässerreichen Landes gelegenen Höhen zum Gegenstand eines Distrikts oder einer Tages-Excursion genommen. Die Beschreibungen der Gesteine und Lagerungsverhältnisse sind meist recht genau und zeugen von grofsem Fleifse. Die Charakterisirung der Fossilien ist zuweilen insofern etwas unzureichend, als der Werner'schen Methode zu sehr dabei gehuldigt ist. Die Petrefakten-Bestimmungen lassen an Genauigkeit noch Manches zu wünschen übrig. Die Ophiolithen von Seibelborn, welche der Verf. in Leonhard's Taschenb. I. S. 3. beschrieben hat, hält derselbe jetzt (S. 89.) nicht mehr für solche; Hr. Höninghaus soll sie für eine grofse *Erica* angesprochen haben. Bei Gelegenheit der Beschreibung der Kupfergrube Hülfe Gottes bei Weynohecke heifst es: „In der ersten Hälfte des Stollens, die im Grünstein getrieben ist, setzt auf einer Steinscheide ein 4—6 Zoll mächtiger Eisenvitriol auf, unter dem Namen „das grüne Toumm" bekannt und bebaut." Es ist zu bedauern, dafs über ein so seltenes Vorkommen nicht nähere Details mitgetheilt sind. Dem Rec. ist es übrigens mehrmals aufgefallen, dafs die Gänge und die Erzlagerstätten überhaupt oft etwas zu kurz abgefertigt werden, da gerade das Herzogthum uns viele belehrende Dinge in dieser Beziehung würde liefern können. Gern hätte er auch mehr erfahren über die interessanten Porphyr- und Dolomit-Vorkommnisse bei Dietz (S. 328.). Diese Gegend mufs gewifs bedeutende Aufschlüsse darbieten, und verdient noch eine genauere Detail-Untersuchung und Beschreibung.

Digitized by Google

Der zweite Abschnitt ist dazu bestimmt, das Geognostische der Felsarten, d. h. ihre relative Stellung zu einander, entnommen aus ihren gegenseitigen Lagerungs-Verhältnissen, zu entwickeln. Hr. S. ordnet die Gebirgsarten des Landes nach folgenden Formationen:

I. Das Schiefergebilde am südöstlichen Abhange des Taunus, zerfallend in 1) Thonschiefer, 2) talkige und chloritische Schiefergesteine und 3) Quarzgestein.

II. Das Grauwackengebilde. Dazu rechnet Hr. S. 1) Grauwacke unter dem Schalstein, 2) Grauwacke wechselnd mit Schalstein (Diese Abtheilung ist zusammengesetzt aus A. Grauwacke und Schiefer mit Uebergangskalk, B. Grünstein und Grünstein-Mandelstein, C. Schalstein, Kalk und Schalstein-Mandelstein und D. Porphyr.) und 3) Grauwacke und Thonschiefer, neuer als Grünstein und Schalstein.

III. Flötztrappbildungen; nämlich 1) Basalte und basaltische Gebilde, 2) Trachyte und dahin gehörige Gebilde, und 3) Phonolithe.

IV. Tertiäre Flötzbildungen; nämlich 1) Grobkalk, 2) plastischer Thon mit Braunkohlen und 3) Süfswasserkalk.

V. Aufgeschwemmte Bildungen; 1) Conglomerate, 2) Lehm, Lös, Mergel, 3) Gerölle, Grand und Sand.

Hr. S. scheint mit Recht das Schiefergebilde des südöstlichen Abhanges am Taunus von den, den nordwestlichen Abhang desselben begrenzenden, Felsarten zu trennen, obgleich beide einen Theil der sogenannten Rheinischen Schieferformation (im Umfange des v. Raumer'schen Begriffes) ausmachen. Abweichende Lagerung und gänzlicher Mangel an organischen Ueberresten distinguiren scharf die Formation No. I. von jener No. II. Hr. S. ist geneigt, die Formation No. I. dem Alter nach auf die Grenze zwischen den primären und den Uebergangsgebirgen zu stellen, sie aber doch noch zu den erstern zu zählen. Die Formation No. I. hat fast völlige Aehnlichkeit mit den von Boué geschilderten talkigen und chloritischen Quarzgesteinen in Schottland, doch fehlen in Nassau die dort vorhandenen Kalkeinlagerungen. Erzführung fehlt fast gänzlich; das Hauptfallen ist nördlich. Hrn. S's. Bemerkungen über die Folgereihe der Bildungen innerhalb dieser Formation sind von Interesse.

Den vielen reichen Beobachtungen, welche der Vf. über die Formation No. II. aufstellt, hier zu folgen, kann dem Rec. nicht gestattet sein. Der Charakter des Vorkommens dieser Bildung in Nassau, wo sie besonders durch die eigenthümlichen Einlagerungen von Schalstein merkwürdig wird, ist trefflich geschildert. Die Lagerungs-Geognosie erhält hierdurch, auch für das allgemeine wissenschaftliche Gebäude, wichtige Bereicherungen. Die Formation No. II. nimmt den ganzen übrigen Theil von Nassau im Norden der Formation No. I. ein, und wird in dieser Ausdehnung nur theilweise durch das Auftreten der Formation No. III. unterbrochen. Bei Gelegenheit der Formation No. II. zeigt der Verf. sehr motivirt das Unhaltbare von manchen Ansichten, welche Steininger früher darüber geäufsert hat.

Wenn Hr. S. bei der Formation No. III. auch die Benennung Flötztrapp beibehält, so verwahrt er sich doch völlig dagegen, deshalb ein Anhänger der Werner'schen Hypothese über die Genesis dieser Bildung zu sein. Das Basaltgebirge, als geschlossenes Ganzes, macht geognostisch den eigentlichen Westerwald aus. Aber auch, nachdem bereits die Grauwacken-Formation betreten wird, verkünden noch einzelne isolirte Basaltberge und Kuppen das Dasein der Formation im Grofsen. Die trachytischen und Phonolith-Bildungen treten in ähnlicher Art an der südwestlichen Grenze der grofsen Basaltmasse auf. Bimsstein-Ablagerungen kommen in den Umgebungen des Trachyts vor, obgleich auch noch ziemlich entfernt und bis ins Lahnthal sich Bimsstein zeigt. „Alles läfst vermuthen" — so sagt der Verf. — „dafs diese Bimssteinschichten mehr durch Wasser an ihren jetzigen Fundort geführt worden sind, denn selten finden sie sich anders, als auf den südlichen und östlichen Abhängen. Auch scheinen sie ein ziemlich gleiches Niveau einzunehmen; weder auf der Höhe der Kuppen, noch in den Tiefen der dermaligen Thäler trifft man sie, sondern am untern Theile der Abhänge". Rec. theilt diese Ansicht und hat oft Gelegenheit gehabt, die Bimsstein-Ablagerungen unter gleichen Verhältnissen auf der linken Rheinseite zu beobachten. Deutliche und unzweifelhafte Krater- und sichtbar nachzuweisende Lavaströme sind in Nassau nicht vorhanden; höchstens einzelne Stellen, wo man ein Geflossensein der basaltischen Gesteine annehmen kann. Die stattgefundenen Durchbrüche der Basalte durch die Braunkohlenformation und andere Beziehungen dieser beiden Bildungen zu einander, welche der Verf. S. 519 f. anführt, hätte Rec. gerne etwas ausführlicher behandelt gesehen.

Aufser der Braunkohlen-Bildung mit ihren Thonen,

Digitized by Google

wovon vorzüglich anhangsweise bei der Formation No. III. die Rede ist, hat der Verf. seine IV. und V. Formation zu kurz abgehandelt, und Rec. hätte hier viel mehr Ausführung gewünscht, da die Gebilde derselben — wie zum Theil die Karte schon gezeigt — in Nassau eine ziemliche Verbreitung haben und zu mehr generellen Bemerkungen Anlafs geben, als uns mitgetheilt werden. Der ausführlichen Controverse (S. 515 f.) gegen Steininger, der die Braunkohlen des Westerwaldes nicht als mit zur Bildung des plastischen Thons gehörig angesehen haben will, hätte es wohl kaum bedurft, da Steininger in diesem Punkte gewifs keinen Meinungs-Theilnehmer in der heutigen geognostischen Welt mehr findet.

Der dritte Abschnitt: *über die Mineralquellen des Herzogthums Nassau* giebt uns, nach einer kurzen Einleitung, eine Uebersicht der Mineralquellen des Landes; dann folgen in angemessener Aufstellung die zuverlässigern Analysen derselben. Der Schlufs des Abschnitts enthält die Angaben mehrerer Erscheinungen, die sich bei den meisten Mineralquellen gleich bleiben und die von Wichtigkeit sind, weil sich mit darauf die Ansichten über ihre muthmafsliche Entstehung fufsen lassen. Vulkanismus ist, wie nach dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft wohl nun allgemein angenommen werden kann, auch für unsern Vf. das Agens der Mineralquellen-Produktion. Vulkanische Heerde, in grofsen Tiefen liegend, sind die gemeinschaftlichen Erzeuger der Vulkane und der Mineralquellen. Wie aber diese Wirkungen hervorgebracht werden, darüber sind die Meinungen in der neuern Zeit noch getheilt. „Einige nehmen das Emporsteigen der Mineralquellen, so gut wie vulkanische Eruptionen, als direktes Erzeugnifs des Heerdes an, Andere lassen die Wirkungen sich darauf beschränken, die Bedingungen eines chemischen Auflösungs-Processes zu liefern und sehen die Mineralquellen als ein Erzeugnifs der Auswaschung der Gebirgssteine an". S. hat sich schon früher in einem andern Werke für die erste Ansicht erklärt, und belegt sie hier mit vielen, mehr oder weniger gewichtvollen, sowohl unmittelbar dafür sprechenden, als auch mit solchen Gründen, welche der zweiten Ansicht entgegenstehen. Aus Raumes Mangel kann es aber dem Rec. nicht gestattet sein, diese auch nur andeutend hier auszuheben. Wenn aber der Vf. S. 597. glaubt, dafs nur *Eine* von beiden Meinungen richtig sein könne, so möchte Rec. diesen Ausspruch keineswegs unterschreiben; beide Aktionen können und werden in der Natur bei der Mineralquellen-Bildung entweder jede für sich oder auch beide combinirt vorkommen. Warum soll man die sogenannten Auswaschungen hierbei ganz und gar ausschliefsen, da sie bei den Soolquellen und selbst auch bei manchen andern, mineralische Bestandtheile enthaltenden Wassern, doch unmittelbar nachweisbar sind? Der Vf. sagt S. 595. selbst: „Es folgt nicht, dafs man alle Einwirkungen der Atmosphärilien dabei (bei der Mineralquellen-Bildung) ausschliefsen müsse; im Gegentheil bin ich der Meinung, dafs der bei weitem gröfste Theil des Wassers der heifsen und alles Wasser der kalten Quellen Meteorwasser sei, das auf den bekannten Wegen dem Innern der Erde zugeführt, theils sich mit dem im Heerde gebildeten, die Bestandtheile enthaltenden Wasser verbinde, theils ohne bis zu dem Sitze des Heerdes selbst durchzudringen, die Exhalationen und Sublimationen aufnehme und nach hydrostatischen, durch Druckgewalt der Gase vermehrten, Gesetzen zu Tage fördere". Ist dafs aber nachgegeben, was auch ganz der Natur der Sache entspricht, so können die Meteorwasser, welche Sublimationen und Exhalationen auf ihrem Wege aufnehmen, ebenso gut auch Salzhaltige Gesteine auf ihrer vielfach sich windenden Reisetour auslaugen und diese mit sich zu Tage führen. Beide Hypothesen haben recht viel für sich und beide können neben einander recht gut bestehen, ohne dafs dadurch der Natur der Dinge Gewalt geschieht. Es geht in dieser Sache, wie mit den verschiedenen Theorieen der Gangbildungen. Die meisten derselben werden richtig sein, nur findet oder fand bald mehr die eine und bald mehr eine andere Bildungsweise der Gänge statt, und bald kamen mehrere dieser supponirten Aktionen beim Werden einunddesselben Ganges, entweder successiv oder gleichzeitig vor. Es erklären sich bei den Gängen die verschiedenen Erscheinungen derselben viel natürlicher, wenn man dafür mehrere, mit einander wohl verträgliche, Bildungstheorieen statuirt, als wenn man nur eine ausschliefslich will gelten lassen, und gerade so verhält es sich auch bei den Mineralquellen. Warum soll die Natur hier eigensinnig von beiden, einander sehr nahe liegenden Wegen immer nur den *einen* und nicht auch den *andern* einschlagen? Es ist kein Grund dazu vorhanden. Was Stifft und Bischof, welche Rec. nur als Reihenführer jener zwei Meinungen anführen will, beide recht scharfsinnig und mit vielfachen Belegen über die Theorie der Mineralquellen-Bildung aufgestellt haben, wird Beides wahr sein, und vergleicht man beide Schriftsteller recht genau in ihren ausführlich entwickelten Ansichten, so liegt darin schon recht eigentlich, wenn man anders nicht blos die Extreme festhalten will, die beiderseitige, zwar mehr stillschweigende als ausgesprochene Anerkennung, dafs jeder des andern Theorie nicht völlig ausschliefst, sondern derselben, wenn auch nicht auf die vorwaltendste und Hauptaktion bezogen, doch als Erklärung untergeordneter Wirksamkeiten, ihren Werth läfst.

Die dem Werke beigefügte Tabelle über die barometrische Höhenmessung von den vorzüglichsten Gebirgshöhen und den bedeutendsten Mineralquellen in Nassau (131 gemessene Punkte nachweisend) und das in Steindruck besonders ausgeführte, ebenfalls beiliegende Niveau-Profil der vorzüglichsten Mineralquellen im Herzogthum Nassau, sind recht schätzenswerthe Zugaben, die zu interessanten Reflexionen Anlafs geben können.

Typographische Ausführung und Papier sind lobenswerth.

Nöggerath.

Digitized by Google

Nr. 80.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1831.

LIII.

Geschichte der Malerei in Italien vom Wiederaufleben der Kunst bis Ende des 18ten Jahrhunderts von Ludwig Lanzi. Aus dem Italienischen übersetzt und mit Anmerkungen von J. G. v. Quandt herausgegeben von Adolph Wagner. Leipzig 1830. Erster und zweiter Band.

Da für die verliegende Uebersetzung dem Ref. nur der Raum einer kurzen Anzeige vergönnt ist, so könnte er sich der Anforderung, weitläuftiger über das Lanzische Werk selber zu sprechen, um so vorwurfsfreier entziehen, als Herr v. Quandt in einer Vorrede bereits das Nöthige geistvoll ausgeführt hat. Dennoch findet er sich einige Hauptzüge zu entwerfen veranlaſst, um daraus den Zweck einer Deutschen Uebertragung zu beurtheilen. Wir sehen zu diesem Zwecke nämlich zwei Männer sich vereinen, deren bekannter literarischer Karakter im voraus für das gute Gelingen ein günstiges Vorurtheil erwecken muſs; Adolph Wagner mit Sprache und Literatur der Italiener eng vertraut, ja verwachsen fast, für Kunst überhaupt, redende und bildende, begeistert, ruft sich als thätigen Beistand Herrn von Quandt, einen einsichtsvollen Kenner der Geschichte der Malerei und deren Literatur herzu, um, was ihm selber in dieser Rücksicht mangeln möchte, ersetzen und vervollständigen zu können. Da muſs es denn sogleich mehr als auffallend erscheinen, daſs Beide in Vorreden gegen Lanzi's Kunstansichten, und gegen die Anordnung deren er sich bedient, den Gang, dem er in seiner geschichtlichen Darstellung folgt, mit aller gerechten Schärfe ankämpfen, und dennoch den Deutschen lernbegierigen Kunstfreunden ein brauchbares und bequemes Handbuch über die Geschichte der Italienischen Malerei übergeben wollen, das sie selbst in den wichtigsten Seiten für unzulänglich und unbrauchbar ansprechen müssen. Denn die besagte Kritik der Verbündeten geht darauf hinaus: wer für äuſserlich historische Daten einzelner Schulen, Meister und Gemälde für „Ortsangaben und Zeitangaben" sich äuſserlichen Rath erholen wolle, finde in Lanzi einen kundigen „Wegweiser", dem jedoch in Lob und Tadel, ästhetischem Urtheil, allgemeiner Uebersicht und innerer Gliederung nicht zu trauen sei, ja der in dieser Beziehung in kenntniſsreicher Einsichtslosigkeit unbewuſst auf Irrwegen umherwandle; wenn ihm auch der Ruhm nicht streitig zu machen sei, zuerst die sonst vereinzelten Materialien nur als „Bauzeug zu einem Pantheon der Italienischen Maler" benutzt zu haben.

Herr von Quandt in seiner der Wagner'schen Uebersetzung vorausgeschickten Abhandlung über Lanzi's Kunstansicht geht von der Hypothese aus, Lanzi, wenn er zufällig wäre Vorsteher eines Naturalienkabinets gewesen, würde mit gleicher Sorgsamkeit, gleichem Eifer wiſsbegieriger Gelehrsamkeit, aber auch mit gleicher „Gemüthslosigkeit" Conchilien, Mineralien oder überhaupt auch Seltsamkeiten beschrieben haben. Der nicht nur hypothetische Kern dieser Hypothese ist darin zu suchen, daſs Lanzi ein gelehrter Sammler und Forscher war, der aber, weil ihm der wahrhaft ästhetische Geist fehlte, nicht nothwendig durch den innerlichen Drang seiner ganzen geistigen Natur, sondern mehr zufällig durch äuſsere Veranlassungen zur Kunst und ihrer Geschichte und näher noch zur Geschichte der Malerei hingeführt wurde. Dabei ist aber nicht zu verkennen, daſs Lanzi Verstand und Einsicht genug besaſs, das gesammelte Material gliedern und ordnen zu wollen, wenn auch das bestimmte Prinzip dieser Gliederung nicht nur der Geschichtsentwicklung der Italienischen Malerei nicht gemäſs war, sondern mit Lanzi's eigenen Zwecken im Widerspruch stand. Lanzi gedachte für die Geschichte der Italienischen Malerei das

Digitized by Google

zu leisten, was in anderen Gebieten Tiraboschi unternommen und erfolgreich ausgeführt hatte. Er wollte eine allgemeine Geschichte der Italienischen Malerei liefern, und wie er selbst andeutet, aus dem lästigen Gewirre der Namen, und dem farblosen Grau der Mittelmäfsigkeit Glanzlichter hervorheben, durch welche die Epochen gesondert, ihre Fortentwicklung beleuchtet und der Zusammenhang des Ganzen aus düsterer Verworrenheit zu heller Ordnung gelichtet würde. Diesen Zweck zerstört er nun aber gerade, wodurch er ihn zu realisiren hoffte, durch die Verselbstständigung nämlich der Schulen nach localen geographischen Unterschieden, die er zum Eintheilungsprinzip nimmt, und dann jede Schule vom Beginn bis zum Verfall in ihrer Entwicklung verfolgt. Bei dieser Verselbstständigung geht die Einsicht in das Durchgreifende der Epochen verloren, die ihren allgemeinen Karakter in den besonderen Schulen geltend machen, und dieser Besonderheit nur als specifische Verschmelzung und Färbung wesentlicherer Unterschiede aufzutreten vergönnen. Die allgemeine Geschichte und deren innerer Zusammenhang fällt dadurch in die Geschichte der einzelnen Schulen wieder auseinander; wobei denn Verwirrung und Dunkelheit, die vermieden und verscheucht werden sollte, erst recht wieder hervortritt. Die organische Beseelung wahrhafter Gliederung wird deshalb zu einem Herüber und Hinüber von einzelnen Fäden, welche die selbstständig secirten Glieder zu einem todten Skelett äufserlich aneinanderknüpfen. Obschon nicht zu verschweigen ist, dafs Lanzi von gutem Sinne geleitet mit den Schulen beginnt, die am frühsten zur Vollkommenheit einer bestimmten Epoche heranreiften, und sodann diejenigen folgen läfst, welche erst die Blüthe einer späteren Epoche in sich darstellten. So liegt denn aber die eigentliche Kraft des Lanzi'schen Werks in der Bezeichnung und Karakteristik der besonderen Schulen und einzelnen Meister, wenn auch nur nach Seiten des Technischen, der Pinselführung, Färbung, Gewandung, Composition u. s. f. nicht nach Seiten des inneren Geistes künstlerischer Auffassung und Ausführung. Die Kenntnifs der Style Kunstfreunden und Künstlern zu erleichtern, giebt Lanzi selbst als einen seiner Hauptzwecke an. Hiemit verband er den pragmatischen Zweck die Kunst zu fördern. Leider ist diefs jedoch seine schwächste Seite, denn hiebei handelt es sich hauptsächlich um ästhetisches Urtheil, für welches Lanzi sich selbst fast als *tabula rasa* erklärt, die von Mitlebenden und Verstorbenen, Künstlern, Gelehrten, Kennern und Liebhabern sich die Urtheile einschreiben läfst, und nur das leere Medium des Sammelns, oder die prinzipienlose Copula bei Anwendung fertiger Prädicate auf bestimmte Werke und Künstler ist. Wie ungenügend nun aber die beliebtesten und am häufigsten gebrauchten ästhetischen Prädicate der Lanzi'schen Zeit für unsere und jede Zeit erscheinen müssen, hat Herr von Quandt weitläuftiger bereits in seinem Vorworte besprochen. Denn am gefügigsten schliefst Lanzi sich, obgleich er auch schlechtere Theorieen und aus ihnen hervorgehende Urtheile nicht verschmäht, an Mengs und jenen falschen Idealseklekticismus an, der productionsschwach aus der vorliegenden Kunstwelt sich eine individualitätslose Allgemeinheit abstrahirte. In guten Tagen der Kunst treibt ein bestimmter Inhalt, eine bestimmte Auffassungs- und Empfindungsweise energisch nach Volksindividualität und Eigenthümlichkeit von Schule und Meister zur Production, bedingt die bestimmte Darstellungsweise und gebietet derselben kräftig in ihrer Besonderheit sich auszuprägen. Ist nun aber der Kreis dieser Besonderheiten durchlaufen, dann folgen, wenn sich kein bestimmter Sinn und Geist mehr in Kunstgestalten zu verwirklichen gedrängt fühlt, eklektische Zeiten hauptsächlich in Rücksicht auf Technik und äufsere Form; als canonisch geltende Abstractionen glauben die fehlende Kunstinnigkeit mehr als ersetzen, und auf dem Gipfel der Kunst stehen zu müssen, indem sie das Beste leisten zu können meinen, weil sie das Beste zu überblicken im Stande sind. Leider kränkelt auch die Gegenwart noch an solchem Eklekticismus vornehmlich in der bildenden Kunst. Denn ihr liegt nicht nur der Culminationspunkt der Technik schon jenseits einer fernen Vergangenheit, sondern auch der Kreislauf des Inhalts und der Gestalten ist fast durchlaufen, so dafs die individuelle Kraft künstlerischer Erzeugungen sich ebenso im Leben zersplittert, als sie in der Kunst ermattet an der Tiefe der Vergangenheit sich zu erholen strebt, aber an der Breite der Auswahl sich verflacht, und an wiederholenden Modificationen sich genügt, denen die Substanz der Ursprünglichkeit abgeht. An solchen Gebrechen nun leiden Mengs und die ihm folgten umsomehr, je mehr der eklektische Nothbehelf als höchstes Prinzip selber angesehen ward, während in unseren Tagen wenigstens die Naivetät

Digitized by Google

dieser Verwechslung verschwunden, und die Lust und der Drang nach einer selbstständigen, wenn auch auf der sichern Basis der schöneren Vergangenheit ruhenden, Kunstperiode zu rühmen ist, wodurch denn eine richtige Würdigung der besonderen Stadien der Malergeschichte der Völker, Schulen und Meister, glänzender als je hauptsächlich in der theoretischen Betrachtung der Geschichte der bildenden Künste sich wieder hervorarbeitet. Mengs und seine Zeit dagegen findet sich wahlverwandt vorzugsweise zu dem Eklekticismus der Caracci und ihrer Zeit hingezogen, wiewohl Mengs den Correggio, Titian und Raphael einzeln für bestimmte Seiten der Kunst als Muster aufs dringlichste empfiehlt. Doch galt ihm das wählende Zusammenfassen, Abstrahiren und selbstständigkeitslose Combiniren als das Förderlichste und Beste und von je höherem Standpunkte er die Vergangenheit zu überblicken glaubte, destomehr wurden er und seine Zeitgenossen auch zum Uebersehen früherer und frühester Individualität der Völker, Epochen und Meister verleitet. Solch ein Prinzip aber ist gewiſs das gefährlichste, wenn es sich urtheilend in die Entwicklung der Kunstgeschichte eindrängt, denn dieser Ansicht steigert sich eine relativ geringere Epoche zur Zeit der höchsten Vollendung, und da der gegen die Ebene hin schon sich verflachende Standpunkt als Gipfel erscheint, verrücken sich für Anschauung und Urtheil die Gegenstände zu seltsamer Täuschung.

Dieser Täuschung nun entgegengewirkt zu haben, ist ein Verdienst des Uebersetz. wie seines helfenden Freundes. Wenn es daher anfangs seltsam scheinen konnte, daſs diese Uebersetzung nicht nur mit Polemik beginnt, sondern auch den übersetzten Text mit widerlegenden Noten begleitet, so zeigt es sich umgekehrt gerade als der eigenthümliche, anzuerkennende Zweck der Herausgeber, daſs sie Kunstfreunden das verdeutschte Lanzi'sche Werk nur darzubieten gedenken, nachdem sie sich den wahren Werth des Originals ans Licht zu stellen, und Brauchbares von Unbrauchbarem, Wahres von Falschem sorgsam zu sondern bemüht haben. Der einsichtige Kunstkenner, dem spätere Theorieen nicht fremd sind, war freilich der Widerlegung und Uebersetzung weniger benöthigt; für den Deutschen Liebhaber jedoch giebt es kein umfassenderes Werk über Italienische Malerei, als das Lanzi'sche; denn Fiorillo's Geschichte leidet an ähnlichen Mängeln, ohne sich durchgängig der gegenüberstehenden Vorzüge rühmen zu dürfen.

Statt jener unerquicklichen Polemik und mühsamen Sonderung wäre allerdings eine gänzlich neue Bearbeitung der Geschichte der Italienischen Malerei nach tieferen Prinzipien das Wünschenswerthere gewesen, wie denn auch der Uebers. in seiner Vorrede dergleichen Prinzipien rüstig in groſsen und weiten Zügen hinzeichnet; doch eben durch diese Originalzeichnung wird wiederum das Unternehmen der Uebersetzungscopie gerechtfertigt. Denn die Art jener Prinzipien scheint uns, wir dürfen es nicht bergen, das Gelingen einer gründlichen Umgestaltung der Geschichte der Ital. Malerei wenig zu verbürgen. Mit dieser Versichrung will Ref. jedoch nicht etwa der Versichrung des Verfs. entgegentreten: „Die Geschichte der Malerei sei zu einer Nekrologie der Maler und Schulenanatomie geworden, welchen Leben und Bewegung fehle." Im Allgemeinen ist dieſs leider nur allzuwahr, wenn schon die Rumohr'schen Forschungen z. B. keine bloſse Geschichtsanatomenarbeit genannt werden dürften. Auſserdem ist ohne Anatomie der lebendige Organismus nicht zu erkennen, und fast könnte es scheinen, als habe der Vf. die Schulenanatomie nicht erfolgreich getrieben, da er nur den Gegensatz einer alten und neuen Schule als fruchtbar für die Geschichtserklärung anerkennt; der sonstigen Schulunterschiede und ihrer Wichtigkeit geschieht wenigstens keine weitere Erwähnung. Freilich stimmt Ref. dem Uebers. durchaus bei, wenn derselbe statt der einzelnen Schulen gröſsere Perioden, wie auch schon Andere gethan, zum Eintheilungsgrunde zu machen empfiehlt; aber solche Perioden löschen sowenig die Verschiedenheiten, Unterschiede und Gegensätze, wie die Annäherung, Vermischung und Verschmelzung der besonderen Schulen, und deren Wesentlichkeit aus, als die politischen Perioden des Ital. Mittelalters den Unterschied von Rom und Venedig, Florenz und Mailand.

Bei einer organischen Entfaltung ferner, soll sie begriffen werden, kommt es vornehmlich auf die Einsicht in das Prinzip an, dessen stufenweise Entwicklung sich als eine Auf- und Auseinanderfolge von Perioden kundthut. Diese vollständige Einsicht aber kann Ref. dem Uebers. nicht einräumen, wenn er auch die leitenden Gedanken desselben, soviel er vermag, von der Bilderpracht, dem Wortschwall, dem Gemüthsnebel und der phraseologischen Trunkenheit befreit. Richtig

Digitized by Google

ist das Christenthum als Princip der christlichen Italienischen Malerei angenommen. Alle christliche Malerei hat jedoch dieses Prinzip, die Sixtinische Madonna wie ein biertrinkender Bauer von Adrian von Ostade, der van Eyk'sche Gott Vater über der Anbetung des Lamms zu Gent wie eine Landschaft von Salvator Rosa. Für das specifische Princip der Ital. Malerei ist dadurch nichts gewonnen, zumal da als allgemeine Norm ihrer Geschichte von dem Verf. nur der Gedanke festgestellt ist, das Christenthum als Kultus des Geistes und der Wahrheit würde eigentlich den Künsten abhold sein, wenn nicht der Geist auch in Form des Aeufseren sich selbst zu fassen getrieben sei. Hiemit sei das Symbol, mit demselben das Mysterium und die geschichtliche Entwicklung desselben urbildlich in der Menschwerdung Christi, sowie in der Kirche vorhanden. Die Kirche nun, selbst eine weltliche Wirklichkeit, habe sich an die Stelle des Staates setzen, ihn beherrschen und verneinen wollen, dadurch habe sie sich aber selbst der Verweltlichung schuldig gemacht, als Papstthum das Heidenthum und Profaniren des Mysteriums in das Christenthum wieder hineingetragen, so dafs sie nun auch dem Schicksal dieser Verweltlichung nicht entgangen sei, indem sie sich durch Fülle, Glanz und Pracht zu halten gedacht habe, so jedoch, dafs sie in der Allegorie dieses Besondere im Bedürfnifs geistigen Adels wieder zum Allgemeinen habe steigern wollen, worüber der Sinn für das Anschauliche der Geschichte und Volksthümlichkeit verloren gehe.

Dafs diefs die Momente wären, aus welchen sich die Entwicklung der Ital. Malerei genügend nach allen Seiten hin begreifen lasse, läugnet Ref. und glaubt sich hiezu durch den Versuch des Verfs. aus diesen Prämissen das nothwendige „Gliedernifs" der Ital. Malerei zu erschliefsen, hinlänglich berechtigt; wenn auch schon die Wahrheit mancher Andeutung und manches sinnigen Blickes nicht darf verkannt werden. Zugleich jedoch kann Ref. sich nicht zu bemerken enthalten, der Verf. hätte sich, wenn es sein Zweck war, jener Nekrologie und Schulenanatomie entgegenzuarbeiten, kräftiger rüsten sollen. Denn nichts ist mehr im Stande, die Gegner vollständig in das einseitige Recht ihrer rein empirischen Betrachtungsweise wieder einzusetzen, als ein blofser Versuch tieferer Anschauungen, wenn derselbe den Keim seines Mifslingens in seiner eigenen Halbheitt rägt. —

Von der Ausdrucksweise des Verfs. nur folgendes Beispiel: „Hebamme Technik mag in allen Ehren „bleiben; aber Vater der Kunst bleibt Genius, und Ge„nius ist Wunder, ist ächte Magie, und steht als vor und „rückwärts leuchtende Sonne über der Erde." Ref. möchte weder Hebamme noch Vater dieser Art wissenschaftlicher Ausdrucksweise sein. —

Was schliefslich die Uebersetzung selbst anbetrifft, so ist sie treu, gefügig und im Ton und Geiste des Originals nachgebildet. Hin und wieder stören nur die eigenen Wortbildungen des Uebersetzers, durch die er auch sonst den vaterländischen Sprachschatz zu bereichern unablässig bemüht ist; in gleicher Weise liefse sich in Rücksicht auf die Uebertragung der vagen Lanzi'schen Terminologie, wie der Uebers. selber bemerkt, über Einzelnes streiten. Doch statt zu streiten sei es erlaubt, Hrn. Wagner lieber zu baldiger, vollständiger Ausführung seiner Uebersetzung, so wie Hrn. v. Quandt zu fortdauernder Mithülfe freundlich aufzufordern.

H. G. Hothe.

Vierter Bericht.

Der Societät ist als Mitglied beigetreten: der Herr Dr. Stern in Göttingen.

Die Societät hat folgende Werke anzuzeigen beschlossen:

I. In der philosophischen Klasse (Philosophie, Theologie und Jurisprudenz).

Fortlage Darstellung und Kritik der philosophischen Beweise für das Daseyn Gottes. — Marheineke.
Jourdin Geschichte der Philosophie des Aristoteles im Mittelalter. — Michelet.
Deiters die eheliche Gütergemeinschaft. — Homeyer.
C. Conradi Selbstbewufstseyn u. Offenbarung. — Rosenkranz.

II. In der naturwissenschaftlichen Klasse (Mathematik, Naturwissenschaften und Medicin).

Legendre théorie des nombres. } Stern.
Lehmann Anfangsgründe der höhern Mechanik. } Stern.
Hoffmann Geognosie des nördlichen Deutschlands. — Link.
Goethe métamorphose des plantes. Trad. par Soret. — Carus.
Jos. Schmidt zwölf Bücher über Morphologie überhaupt. 2 Bde — Carus
Munk Handbuch der Naturlehre. — Dove.
Breitschwert Leben und Wirken Kepplers. — Grunert.
Anglada mémoires pour servir à l'histoire générale des eaux minérales sulfureuses. 2 Vol. — Nöggerath.

III. In der historisch-philologischen Klasse.

Leo Geschichte von Italien 1—5ter Bd. — Barthold.
Ideler Lehrbuch d. mathem. u. techn. Chronologie. — Wilken.
Treviranus Erscheinungen und Gesetze des organischen Lebens. — Schultz.
Wheaton history of the Northmen. } Kufahl.
Meineke Geschichte der europäischen Colonieen in Westindien. } Kufahl.
Kennedy researches into the nature and affinity of ancient and Hindu mythology. — Poley.
Baggesen Briefwechsel mit Reinhold u. Jacobi. — Neumann.

Digitized by Google

Nro. 81.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1831.

LIV.

Geschichte der Bischofswahlen, mit besonderer Berücksichtigung der Rechte und des Einflusses christlicher Fürsten auf dieselben. Von F. A. Staudemaier, Repetenten am kathol. Stift zu Tübingen. Tübing. bei C. F. Osiander. 1830. 8. *XVI und* 480 S. —

Der hier behandelte Gegenstand ist unstreitig eines der interessantesten Momente der Verfassungsgeschichte der christlichen Kirche. Nicht nur that sich bei den Wahlen der Oberhirten jedesmal der Geist, der den höheren Klerus belebte, kund; sondern schon früh wurden sie auch der empfindlichste Berührungspunkt, nicht sowohl zwischen Staat und Kirche, als zwischen der geistlichen und der weltlichen Obergewalt. Bis auf die neuesten Zeiten war deshalb das Wahlgeschäft vor Allem ein Verhältnifs von Mensch zu Mensch, und wurde gröfstentheils durch die jedesmalige Persönlichkeit des dreifach und des einfach gekrönten Machthabers bestimmt. Da indessen der erstere nur über, mehr oder weniger imaginäre, kirchliche, — über Anathem und Indulgenz, — der Andere hingegen über die grob irdischen Waffen, über Gut und Geld und Schwerdt, — zu gebieten hatte, so waren die beiden Obergewalten in ihren Aeufserungen und Wirksamkeiten auch theilweise bedingt und beschränkt durch das wechselnde Verhältnifs jener Waffen zu-, oder gegen-einander. Es kam daher immer darauf an, ob Achtung oder Furcht vor den Schlüsseln des Himmels und des Fegfeuers stärker waren, als die vor Szepter und Schwerdt, oder ob diese stärker, als jene, oder endlich, ob beide sich irgendwie das Gleichgewicht hielten. In dem Kampfe dieser heterogenen Mächte ergab sich dann, was in jedem solchem Kampfe sich zu ereignen pflegt. Wurde von der Einen die Gewalt mifsbraucht, dann suchten die betheiligten Dritten Hülfe und Schutz bei der anderen, die hiermit als die höher berechtigte angesehen wurde, bis auch diese wieder die ihr verliehene Macht zu selbstischen Zwecken mifsbrauchte, und hierdurch die Gemüther wieder dem Gegenpart zuwandte. Durch solche, oft wiederholte, wechselseitige Bekämpfung und Selbstentwürdigung entkräfteten sich allmählig die beiden unvermittelt nebeneinanderstehenden Weltbeherrscher. Die Kraft aber, die sie verloren, ging an den sich bildenden dritten Stand über, der hierdurch nach und nach zu einer dritten Macht erwuchs, und, jenen beiden sich gegenüberstellend, sie immer dringender, immer unwiderstehlicher nöthigt, die versöhnende Mitte unter sich und zwischen ihnen und dieser dritten Macht — in der höheren Einheit des deutlich erkannten göttlichen Willens, — als der Dreieinigkeit von christlicher Liebe, ewigem Rechte und vernünftiger Freiheit, — zu suchen, und die gefundene auf immer zu befestigen.

Von solchem Standpunkt und in diesem Sinne bearbeitet, würde die Geschichte der Bischofswahlen ein höchst belehrendes Gemälde liefern und durch unabweisliche und unwiderlegbare Demonstration zur Einverständigung in manchen noch schwebenden Irrungen beitragen. Es lag aber theils in der besonderen Veranlassung zur Ausarbeitung der vorliegenden Schrift, theils in der eigenthümlichen Bildung ihres Verfs., dafs der von uns angegebene Gedanke nicht vollständig zur Ausführung gekommen ist. Die Universität Tübingen hatte im J. 1824. als Preisfrage aufgestellt: „*quid auctoritatis quidque juris fuerit principibus christianis circa episcoporum electionem a Constantino M. ad hodierna usque tempora?*" Die Abhandlung des Hrn. St. erhielt den Preis, wurde dann nochmals überarbeitet und so dem Druck übergeben. Durch die Abfassung der Frage nun hatte Hr. St. sich bestimmen lassen, die drei ersten Jahrhunderte der Kirchengeschichte nur sehr flüchtig zu berühren, — es sind ihnen nur sieben Seiten gewidmet, — und so ist es gekommen, dafs die Geschichte

Digitized by Google

der nachfolgenden funfzehn Jahrhunderte einer zureichenden geschichtlichen Grundlage ermangelt, wie in der Folge näher nachgewiesen werden soll. Anderseits folgte der Verf. den Anregungen, die er von seinem Lehrer, Hrn. Möhler, empfangen, und gerieth hierdurch in dieselben Widersprüche, die wir in dem Werke des Letzteren, „von der Einheit der Kirche", sowie in Sengler's Schrift: „Plan zu einem neuen Katechismus" bereits in diesen Jahrbüchern aufgezeigt haben. *) Auch Hr. St. legt jene idealische oder richtiger phantastische Vorstellung von der katholischen Kirche zu Grunde, welche von Rom aus früh aufgestellt, mit formeller Consequenz durchgeführt und, zum wenigsten theoretisch, bis auf den heutigen Tag festgehalten worden ist. Bei jeder Gelegenheit, und besonders zu Anfang, dann bei Gregor VII. und beim Schlusse wird dieses Phantasma geltend gemacht und gegen alle Gegner Rom's vertheidigt. Diese Römische Orthodoxie bildet gleichsam den Zettel des ganzen Gewebes; der Einschlag hingegen besteht aus zwei sehr verschiedenartigen Elementen. Gegen das strenge und allein folgerichtige Papalsystem nämlich, wie es selbst aus den Prämissen des Verfs. hervorgeht, wird bei vielen Gelegenheiten das Episcopalsystem als das wahrhaft christliche bezeichnet, und somit Rom auf das empfindlichste angegriffen, gegen die katholische Klerokratie aber werden noch öfter die Rechte der Fürsten und des Staates in Schutz genommen und wie dort gegen die Anmaſsungen des Römischen Stuhles, so wird hier gegen die des Klerus überhaupt mehr oder minder ausdrücklich protestirt.

Es läſst sich nämlich zunächst das Papalsystem des Verfs. aus den zerstreuten Andeutungen ungefähr so construiren: Nachdem das „centrifugale Princip" im Menschen „die Oberhand gewonnen", und er „in Abfall gerathen", in Sünde und Tod, „sehnte sich der „Sünder nach der ursprünglichen Einheit mit Gott wieder zurück". Gott „sandte seinen einzigen Sohn, die „Menschen von den Banden der Sünde und des Todes „zu befreien". (S. 2.) „Zu diesem Zwecke stiftete Christus eine heilige Kirche", welche nothwendig sichtbar und „das Werk ist des in ihr lebendig schaffenden Geistes". Sie bedarf aber „einer steten Vermittlung durch „die Lehre des ewigen Wortes und durch die Spendung der Gnadenmittel". So sind im Organismus der Kirche „die Priester die wichtigsten Organe; denn sie „eben sind jene Vermittler und die Träger der heiligsten Funktionen der Kirche. Sie stehen in der Mitte „der Kirche fest und unerschütterlich, und empfangen „aus ihr Licht und Kraft, die durch Christus und den „heiligen Geist in ihr überreich quellen und strömen. „In diesem Einssein mit Christus und der Kirche ist „es ihnen möglich, in dieselbe Einheit auch alle emporzuheben, die nach ihr sich sehnen" (5.). „Wie „aber in der Kirche überall nothwendig nur Einheit ist, „so stellt sich diese auch sichtbar in der aufsteigenden „Hierarchie dar, die mit dem Einen sichtbaren Oberhaupte schliefst" (6.). Dieses Oberhaupt ist der Pabst, der „seine oberste und allgemeine Macht über die Kirche nicht von einem Menschen, sondern unmittelbar „von Christus erhält". (427.) „Ueber alle Bischöfe wacht „(er, als) der erste und höchste derselben. Er ist in „der Kirche die höchste Autorität. Er sorgt für die „Einheit des Glaubens, die Reinheit der Lehre, die Heiligkeit des Kultus und hat in seiner Hand die Leitung „und Regierung des Ganzen. Von ihm müssen alle „Bischöfe anerkannt werden". (474. 475.) Ueberhaupt aber ist er „der Verweser des ewigen Rechts, sitzet an „Gottes Stelle und lenkt sein Reich auf Erden". (187.) — So ist die Kirche in sich vollendet, wie sie denn auch „den ganzen, vollen Menschen mit allen seinen höheren „Kräften zu erfassen strebt". (4.) Wie aber „die Religion — den Menschen mit Gott", der gesellschaftliche Verein ihn mit seines Gleichen verbindet, jene ein „ewiges", dieser ein „zeitliches Verhältniſs" (1.), „alles „Zeitliche" aber, — auch der Staat — „dem Wechsel „und Untergang anheimgestellt", — „die Kirche hingegen für ewige Dauer gegründet", (10) und vor Allem „ihr der heilige Geist versprochen ist, der die Bischöfe „über die Gemeinden setzt, die Kirche Gottes zu regieren", (468.) so ist sie auch „höherer Ordnung, als „der Staat", (14) und dieser „wird nur dann in Kraft „und Würde bestehen, wenn er sein höheres Leben „aus dem Leben der Kirche nimmt". (473.)

Hiernach besteht also die Hierarchie wesentlich aus Gott, Klerus und Staat, in absteigender Reihe, so daſs der Klerus, kraft des ihm verheiſsenen heiligen Geistes, unumschränkt über den sämmtlichen Nichtklerus zu herrschen hat. Der Klerus aber besteht auf gleiche Weise aus Pabst, Episcopat und gemeiner Geistlichkeit, so daſs der erste nur Gott, der zweite nur dem Pabst,

*) S. Jahrg. 1827. und 1830.

Digitized by Google

die dritte den beiden ersten unbedingt untergeordnet sind. Das Ganze aber beruht auf dem Glauben an unmittelbare göttliche Bevollmachtung des Pabstes, an fortwährende, durch den Pabst vermittelte, Begeistung und Bevollmachtung des übrigen Klerus, und an die aus Beiden hervorgehende, von Gott geforderte Glaubenseinheit aller, aus der Sündenwelt zu Gott zurückstrebenden. So ist denn auch, dem Verf. zu Folge, die Kirche erst in Gregor VII. zum vollen, reinen Bewustsein ihrer Idee gekommen. „Vor Allem war (daher) „Noth, den Klerus der Obermacht der Fürsten zu ent„reissen", (183.) und die Macht der letzteren zu brechen. (184.) Mit Recht also setzte jener Pabst als „Statthalter Gottes" den Kaiser ab, (210.) mit Recht wurde die Investitur „als Ketzerei verdammt"; (224.) denn nur „der Kirche kömmt das Recht zu, die Bischöfe zu wäh„len" (462.). Wird die Ernennung den Fürsten überlassen, so ist dies nur ein „Indult, — ein unvollkom„menes Recht", das „bei günstigen Verhältnissen für „die Kirche dem alten positiven und allein göttlichen „Rechte weichen mufs" (469.). Wenn daher „das Ober„haupt der Kirche sich den Verhältnissen anpafst", so geschieht dies „nicht zur schmählichen Unterwerfung „unter dieselbe, sondern zur lebendigen Verbindung mit „seinen theuren Gliedern" (470.).

Neben diesem streng-kirchlichen, römisch-katholischen Systeme bekennt der Verf. sich aber auch zu dem, hiermit unverträglichen, Episcopalsystem, wie aus Folgendem unzweideutig zu entnehmen. „Wie Chri„stus, heifst es S. 10., vom Vater gesandt, also die „Apostel sandte, so wählten auch diese ihre Nachfol„folger, die Bischöfe, überall ohne Einschränkung der „Pflicht und der Gewalt. Diese Anschauung hatte „durchgängig die alte Kirche". Dann S. 13. „Die Bi„schöfe sind die wahren Nachfolger der Apostel, beru„fen also ursprünglich und eingesetzt von demselben, „der den Aposteln Beruf und Einsetzung gab... Der „Episcopat ist also seiner Entstehung nach göttlichen „Rechts und Glaubenssache", und in ihm „ruht die Fülle „der Amtsgewalt" (19.). Beiläufig bemerken wir hier, dafs nach diesen Voraussetzungen jedem Bischofe das Recht und die Pflicht zuerkannt werden müfste, seinen Nachfolger im Amte selbst zu bestimmen, dafs es mithin nur eine Inconsequenz war, wenn die Nachfolger der Apostel nicht von dieser ihnen verliehenen Macht Gebrauch machten, und die Vorsteher der Gemeinde, wie dies in der nichtchristlichen Welt damals durchgängig herkömmlich war, von der Gemeinde gewählt wurden, oder doch von ihr anerkannt werden mufsten. Ganz in diesem demokratischen, unhierarchischen Sinne bemerkt der Verf.: „der Bischof, als der lebendige Mit„telpunkt der Diöcese, müsse auch hervorgehen aus den „Gläubigen derselben, und Alle müfsten bei seiner Wahl „einen thätigen Antheil haben". Zu dieser hätten also auch „der Klerus und das Volk gleicher Weise mitge„wirkt" (20.).

Nach dieser Ansicht gestaltet sich also die Kirche und ihre Hierarchie von Unten nach Oben, indem, wie dies zuerst von Katerkamp, dann auch von Möhler ausgesprochen, und wie es, dem Vf. zufolge „aus dem We„sen der katholischen Kirche hervorgeht" (11.), der Bischof „die persongewordene Liebe der Gemeinde", und der Pabst „die persongewordene Einheit der Kir„che" nicht blos darstellt, sondern auch der organischen Produktion nach sein soll. Dem Römischen Systeme zufolge wird die Kirche von Oben nach Unten hin gestaltet, so dafs, wie Christus die Apostel und Jünger gewählt und gesendet, und den Apostel Petrus zu seinem Statthalter ernannt, ebenso der Pabst die Bischöfe, und mittelst dieser die übrigen Hirten sendet. Dieses System wurde besonders von Gregor VII. und Innocenz III. durchgeführt; das entgegengesetzte aber von Neuem zu Anfang des 15. Jahrhunderts geltend gemacht. Nach Jenem ist der Pabst, wie Hr. St. selbst anderwärts lehrt: „die höchste Autorität in der Kirche", (474.) also nur Gott verantwortlich; nach dem anderen hingegen bemerkt unser Verf. in Beziehung auf jenen Anfang des 15. Jahrhunderts: „die ganze Kirche" (als wenn der Körper ohne sein Oberhaupt ganz wäre!) „sollte „über den richten, der von Einzelnen nicht gerichtet „werden kann. Viele Ränke und Künste wandten zwar „die Päbste gegen die Wahrheit an; aber kraftlos blieb „ihr unrühmlicher Kampf gegen das göttliche Reich". (334.). In Beziehung auf die Basler Dekrete aber sagt er S. 339.: „So haben die Väter dieses Concliums den „in seine Grenzen zurückgewiesen, der durch die Macht „seines Namens alle Grenzen überschreiten konnte. Vor „Allem waren es die Päbste, die dahin arbeiteten, das „grofse Werk zu zerstören"... Hier scheint also der Vf. sich dem Episcopalsystem, als dem der Idee der Kirche entsprechenderen, zuzuwenden, und den „unmittelbar von „Christus" bemachteten Pabst nicht mehr als „höchste

Digitized by Google

„Autorität in der Kirche" anzuerkennen. Doch verträgt sich hiermit immer noch einigermaſsen die vom Verf. zu Anfang aufgestellte klerokratische Behauptung: „nur „die Kirche sei befugt, — aus sich und durch sich den „Bischof zu wählen"; — da „nur ihr der heilige Geist „versprochen sei, der die Bischöfe über die Gemeinden „setzt" (13.). Indessen ist hier, wie in den übermeisten katholischen Schriften, das Wort Kirche nur als eine unbestimmte Abstraktion zu nehmen. Sobald man nämlich dasselbe nur irgendwie zu einer klaren Anschauung zu erheben sucht, so verlieren eben dadurch die Behauptungen, in denen dies Wort gebraucht wird, oft alle Bestimmtheit. So gewinnt denn auch die eben angeführte Stelle des Verfs. einen andern Sinn, je nachdem man unter Kirche eine bestimmte Gemeinde, oder eine Diöcese, oder die ganze Christenheit, — je nachdem man Klerus und Laien, oder nur jenen, oder nur den mit dem Pabste einigen Episcopat, — je nachdem man endlich die Christenheit darunter versteht, wie sie Herrnhuter- oder Mennoniten-artig unter und gleichsam auſser dem Staatswesen sich entwickelt hat, oder wie ihre Hierarchie mit den Imperatoren, oder später über sie herrschte, oder, wie sie in den neueren Zeiten wieder unter die gleichgläubigen Fürsten, oder gar, wie jetzt in mehreren Ländern, wieder unter heterodoxe oder häretische Staatsgewalten hinabgesunken ist. Was von der Kirche in einer dieser Bedeutungen mit Recht ausgesagt, muſs von ihr in anderem Sinne genommen wieder verneint werden. Dasselbe ist in Betreff des Wortes Staat zu bemerken, und wie es etwas ganz Anderes ist, ob unter Kirche, wie im Anfang, die Gesammtheit der Gläubigen, oder wie unter Bonifaz VIII. wesentlich nur der Pabst gemeint, so ist auch das Verhältniſs der Kirche zum Staat ein ganz Anderes, jenachdem dieser auf dem März- oder Maifeld, in dem Kabinet Ludwigs XIV., oder im Englischen Parlament aufgesucht werden muſs. Da indessen der Raum uns nicht gestattet, diesen höchst wichtigen Punkt hier weiter auszuführen, gehen wir zu dem dritten Systeme über, welches wir neben dem Papal- und dem Episcopalsysteme in der vorliegenden Schrift ebenwohl vom Verf. als gültig anerkannt finden; wir meinen das sogenannte Territorial-, oder richtiger — das politische System, wonach der Staatsgewalt ein Recht zur Mitwirkung bei der Ernennung der Kirchenbehörden zuerkannt wird. In Beziehung auf dasselbe stellen wir folgende Zugeständnisse des Verfs zur Uebersicht zusammen:

„Mit der Erhebung der christlichen Religion zur „Staatsreligion war die Möglichkeit gegeben, daſs sich „all' jene glücklichen Folgen entwickelten, welche entstehen müssen, wenn das Göttliche sich mit irdischen „Kräften verbindet." (S. 25.) Die Gesetze der kirchlichen Verfassung sind (nach S. 15.) dreifach: „göttliche, „menschliche und solche, die von beiden etwas haben, „die menschlichen seien theils kirchliche, die nur von „den Repräsentanten der Kirche gegeben werden, theils „bürgerliche, seculares, bei welchen Fürsten kraft des „*Jus circa sacra* mitbestimmen." So sei „der Fürst, „kraft des Verwahrungsrechtes, (*officium, jus cavendi*) „befugt und verpflichtet, angemessenen Einfluſs auf die „Wahlen der Bischöfe zu äuſsern." Der Verf. meint dann S. 16. „Die Weise der Mitwirkung könne aber „schlechthin keine andere sein, als einem von der Kirche selbst gewählten Priester, von dem Gefahr zu befürchten", (wo bleibt da die Achtung vor dem Bischofsetzenden h. Geiste?), „die *Exclusivam* zu geben". Wir bemerken, daſs hiermit dem Fürsten die Wahl des Bischofs so gut wie ganz in die Hand gegeben ist, da er so lange excludiren kann, bis sein Subjekt gewählt ist. Aber der Verf. selbst gesteht schon in Beziehung auf die Zeit, in welcher das Christenthum kaum erst von Constantin zur Staatsreligion war erhoben worden: „die eigennützigsten Absichten, die gehässigsten Leidenschaften, die Künste des Betrugs und der Verstellung, „Bestechungen, Gewaltthätigkeiten entschieden nur zu „oft die Wahlen der Bischöfe... Was war natürlicher, „als daſs der Staat — selbst auf sie Einfluſs zu äuſsern „suchen muſste? Hier handelten Fürsten oft im Gefühle wahrer Gröſse, um die Künste der Priester zu vernichten." (26. 27.) Im 6. Jahrh. „hatte das Christenthum sich schon bei den verderbten Römern seiner bessern Natur entäuſsert." (59.) Zwar verzichtete Constantin Pogonatus bei der Papstwahl auf die Bestätigung; (71) aber „bald muſste man wieder seine Zuflucht zur weltlichen Obrigkeit nehmen". (72.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 82.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1831.

Geschichte der Bischofswahlen, mit besonderer Berücksichtigung der Rechte und des Einflusses christlicher Fürsten auf dieselben. Von F. A. Staudemaier.

(Fortsetzung.)

Auch in Frankreich gab der Klerus selbst den Fürsten Veranlassung, sich in die Bischofswahlen einzumischen, (83.) und als durch Karl d. G. das Kaiserthum christlich geworden, „forderte die Stellung der Kaiser zur Kirche „als Beschützer derselben das Einmischen" in die Papstwahlen. Es lag in „der Idee des Kaiser- und Papst„thums," — (Gregor VII. handelte also ideewidrig!) — „dafs der Kaiser den Papst anerkenne und bestätige." (102.) Wirklich gab Hadrian I. das „Gesetz, vermöge „dessen er an Karl das Recht ertheilte, den Papst selbst „zu wählen und die Erzb. und Bisch. in allen Provin„zen seines Reiches zu investiren," *) (109.) und Hr. St. bemerkt im Allgemeinen zum 10. Jahrh.: „Immer „aber ehrte die Kirche den Einflufs rechtmäfsiger Für„sten und duldete keinen Bischof, der gegen des Königs „Willen eingesetzt war." (193.) Wirklich beförderten die Kaiser immer tüchtige Männer zu Bischöfen (126.). In Rom indessen scheint der h. Geist, „der die Bischöfe „einsetzt", sehr lange latent geworden zu sein. Zum wenigsten bemerkt der Verf. S. 150., seit dem letzten Drittel des 9. bis zur Mitte des 11. Jahrhdts. sei der h. Stuhl „mit wenigen Ausnahmen fast immer von den „unfähigsten und schändlichsten Menschen besetzt worden"; daher denn kaiserlicher Beistand „bei den Wah„len nothwendig erbeten, — und von Johann IX. (im „J. 898) für alle Zukunft in Anspruch genommen wor„den" (151.). Zu Gregors VII. Zeiten waren „Unwis„senheit, Irreligiosität und Sittenverderbtheit herrschend „geworden" (173.), und „ohne Heinrichs III. kräftige „Unterstützung wäre der Röm. Stuhl durch die Verbre„chen der Partheien erniedrigt worden". (182) „Noth„wendigkeit einer allgemeinen Reformation" war indessen „schon vor Gregor der herrschende und Lieblings„gedanke der ganzen Christenheit" (183.). „Die meisten „Bischöfe aber wollten zu Gregors Zeiten nichts Ande„res", als die Wahl der Bischöfe durch die Fürsten, die zur „Observanz" geworden. „Sie vertheidigten die 500 „Jahr alten Fürstenrechte" (214.). Wie hoch nun auch von Hrn. St. die leitende Idee und Wirksamkeit Gregor's erhoben wird, der, nach des Verfs. eigener Darstellung, nichts Anderes, als die volle Verwirklichung des sg. Papalsystems wollte, so findet er sich gleich darauf genöthigt, zuzugeben: „es sei nicht zu verken„nen, dafs bei dieser folgerechten Entwicklung andere „wichtige vortreffliche Richtungen zurückgedrängt wur„den, und dafs sofort die Gefahr heranrückte: es werde „das Papstthum, je mehr es Menschliches in sich auf„nehme, auch um so mehr ein menschliches Loos ha„ben — und von seinem grofsartigen Sinne abfallen". Es blieb aber nicht bei der blofsen Gefahr; — denn jenen „grofsartigen und wahrhaft päpstlichen Sinn der „Herrschaft verloren Gregor's VII. und Innocens III. „Nachfolger. Nicht über Gemüther, über Dinge suchten

*) Hr. St. nennt dieses Gesetz ein „berüchtigtes" und hält es für eine „Interpolation" indessen steht es im *Corp. jur. can.* als c. 22. *D. LXIII.* . . „*quae synodus celebrata est a* 153. *episc. religiosis et abbatibus, Hadrianus autem p. cum universa synodo tradiderunt Carolo ejus et potestatem eligendi pontificem etc?* Und der gleich darauf folgende Canon beginnt so: *In synodo congregata Romae. Ad exemplum B. Hadriani, qui dom. Carolo . . . ordinationem apost. sedis et investituram episc. concessit, ego quoque Leo (VIII) ep. cum toto clero ac rom. populo constituimus . . et per nostram apost. auctoritatem concedimus . . dom. Ottoni I. regi Teutonicorum ejusq. successoribus . . . in perpetuum facultatem eligendi successorem, atque summae sedis apost. pontificem ordinandi etc.?* Auch gesteht Hr. St. S 143. zu: „das Recht der Bestätigung" (dies ist aber in der Hand eines Kaisers so gut, wie ein Wahlrecht) „war ohne allen Widerspruch dem Kaiser vorbehalten. Leo III. erkannte es 796. an." —

Digitized by Google

„sie zu herrschen. So geschah es denn, dafs einzelne Päp„ste und Viele nacheinander vom heil. Geiste der Hie„rarchie abfielen und sofort ein falsches Pabstthum auf„zustellen sich bemühten. Aus diesem weltlich gewor„denen Geiste der Päpste sind viele Erscheinungen zu „erklären, u. a. die Reservationen und Provisionen, „durch welche die Wahlfreiheit der Kapitel gestört und „vielfach aufgehoben wurde" (276.). Bald wurden alle Benefizien mit Italiänern besetzt (278), und seit Innocenz III. „las man in der Bulle, durch die ein Papst ein „Benefizium vergab, es geschehe *de plenitudine po„testatis*" (279.). Gröfsere Simonie, als ehemals „Für„sten, trieben jetzt die Päpste, — und zu Avignon, so „wie zu Rom wurden öffentliche Benefizauctionen ge„halten. So allgemein wurde das Elend, wie es selten „gesehen ward" (281. 282.). „Seit Gregor VII. gab „es in der Kirche auf lange Zeit stets zwei Parteien, „eine päpstliche, welche zugleich die kirchliche war, „und eine kaiserliche" (300.), und „wenn sogleich nach „Gregor, und wohl auch noch später die kirchliche Parthei „im wahren Antriebe des heiligen Geistes die obersten „Statthalter Christi auf Erden wählte, so kann doch nicht „in Abrede gestellt werden, dafs im Verlauf der Zeiten „nur zu oft weltliche Interessen sich eingeschlichen ha„ben" (305. 306.). Nun „erhielten die angesehensten „katholischen Fürsten das Recht, Eine ihnen besonders „mifsfällige Person von der Wahl auszuschliefsen. Die „Cardinäle verfolgten gewöhnlich die Interessen des Kö„nigs, aus dessen Land sie waren. Papstwahlen waren „sonach stets Meisterstücke der Politik verschiedener „Höfe", — wie — dies setzen wir hinzu, — die Gestattung der Exclusiva ein unabläugbares Geständnifs der Verlassenheit vom heiligen Geiste und vom Glauben an dessen Wirksamkeit war. „Besonders erregte „das unwürdige Wesen der päbstlichen Reservationen „und Provisionen in der damaligen christlichen Welt „Widerwillen und Verachtung" (327.). „Man widersetzte „sich allenthalben", in Frankreich, England, — sogar in Italien, und „nicht nur auf Versammlungen und durch „Thatsachen", — sondern auch Männer, — begabt mit göttlichem „Sinne und mit tiefen Einsichten erhoben „sich für die Rechte der Kirche". Die stärkste Opposition „gegen die Allgewalt des Papstes" ging aber damals von Frankreich aus, bis dafs das Concordat von Franz I. dem Könige die Bestellung der Bischöfe, dem Papste dagegen die Annaten zurückgab (328—345.). In Deutschland endlich kam zwar dem Kaiser das Recht der Ausschliefsung zu; indessen „waren die Wahlen der „Bischöfe in den meisten Fällen ein Werk der Politik „concurrirender Höfe" (407), „blofse Erzeugnisse diplo„matischer Kunst" (410.). Seit der Auflösung des Deutschen Reiches „fand das Territorialsystem Beifall" (411), an das Wahlrecht der Capitel dachte man „nicht mehr" (412.), — und wohl mit Recht, da es, dem Vf. zufolge, „bekannt genug ist, welch' unfähige Männer von den „Capiteln stets zu Bischöfen erhoben worden sind" (393.), und da er wiederholt über deren „Verdumpfung und „aristokratische Abgeschlossenheit" Klage führt (416 und 421.), ja sogar behauptet, sie seien in der neueren Zeit „überhaupt im Innern angefressen und des christ„lichen Geistes ledig" gewesen (467.). Der Papst protestirte nun zwar 1819. gegen das Territorialsystem, welches namentlich in den bekannten „Grundzügen zu „einer Vereinbarung über die Verhältnisse der katholi„schen Kirche in Deutschen Bundesstaaten" durchgeführt war. Indessen hatte der Papst selbst bereits 1817. mit Baiern ein Concordat geschlossen, worin er „die alte „Wahlfreiheit der Deutschen Kirche aufhob, und das „königl. Ernennungsrecht an die Stelle derselben tre„ten liefs" (412.), — wenn auch unter dem speziosen Namen eines „Indultes auf ewige Zeiten". Auch meint Hr. St. „dafs den protestantischen Fürsten eine ange„messene Weise bei der Wahl mitzuwirken, billiger„weise nicht entzogen werden dürfe" (415.), und rügt, dafs der Papst sich opponirt habe: 1) der Zuziehung von „Dekanen zu den Domkapiteln bei den Wahlen, „und 2) der Bedingung, dafs der Bischofs-Candidat „8 Jahr Seelsorger oder Lehrer gewesen sein müsse" (415. 416.). Im Allgemeinen bemerkt er übrigens mit Recht, dafs „Canonisten, die glauben, die weltliche Ge„walt müsse gänzlich von der Wahl der Bischöfe aus„geschlossen sein, ihre Behauptung auf jedem Blatte der „Geschichte widerlegt sehen" (318.)

Behauptet nun zum Schlusse der Vf.: „nach den „Ideen und Grundprinzipien des Katholizismus komme „das Recht, die Bischöfe zu wählen, der Kirche zu" (462.), — so gesteht er doch auch zu: „es könne nicht „bestritten werden, dafs die gesammten Erscheinungen „der Geschichte es laut aussprechen, dem Regenten „müsse das Recht zugestanden werden, auf angemes„sene Weise bei den Wahlen mitzuwirken, welche Weise „vornämlich in der Bestätigung oder Nichtbestätigung

Digitized by Google

„des Gewählten bestehe" (463.), — womit dann freilich jenes Recht der Kirche zu einem äufserst formellen herabgesetzt wird. Ebenso, wenn er behauptet: „dem „Papstthume liege eine hohe, heilige und göttliche Idee „zu Grunde" (469.), und wenn er nicht undeutlich zu erkennen giebt, dafs diese Grundidee keine andere sei, als die, welche Gregor VII. vorgeschwebt, vgl. S. 179 ff. mit 184 ff.) so giebt er auch zu, dafs „für jeden, dem „dies erhabene Amt ... zu Theil wird, jene Idee der „strenge unerbittliche Richter sei" (469.). Er selbst urtheilt aber über die Päpste von Gregor an, wie folgt: „das Handeln nach Ideen artete bei Manchen aus in „ein Handeln nach den Grundsätzen der weltlichen Po„litik. Und gerade das ist das Verderben der Hierar„chie und war es von jeher. In einem politischen Stre„ben begriffen finden wir das Pabstthum von Inno„cenz IV., mit dem es eigentlich begonnen, bis auf Bo„nifaz VIII. — Nach diesem sehen wir die Päbste viel„fach in Widerspruch mit dem heiligen Geiste der Hie„rarchie gerathen" (465.)

Schon aus dem bisher Angeführten wird man die wesentlichsten Verdienste wie Mängel der vorliegenden Schrift zu entnehmen vermögen. Ihr Verf. erkennt die formelle Folgerichtigkeit des Papalsystems und huldigt demselben in der Theorie, als einer grofsen Idee. Das Episcopalsystem hingegen erkennt er als das ursprünglich christliche und als das in den ersten Jahrhunderten herrschende und im 15. Jahrhundert nothwendig und mit Recht wieder aufgekommene. Das Territorialsystem endlich erkennt er als dasjenige, welches seit Constantin fast in allen christlichen Staaten das vorherrschend geltende gewesen, dessen Mifsbräuche im Durchschnitt weit weniger bedeutend waren, als die des strengen Papalsystems, und welches im Wesentlichen das einzige mit der Idee des Staates vereinbare ist. Er hat aber nicht erkannt, dafs das Papstthum, als historische Thatsache, aus ephemeren Verhältnissen hervorgewachsen, mit deren nothwendigen Umgestaltung es auch ebenso allmählig wieder zu Grund gehen mufste, wie im Politischen die absolute Monarchie früher oder später allerwärts sich selbst ihr Grab bereiten mufs. Er hat nicht erkannt, dafs das Papstthum durch die Erfindung des Buchdrucks, durch das Aufkommen der Universitäten und ständischen Verfassungen, und durch Ausbreitung des Christenthums in transozeanische Welttheile — zu etwas Unmöglichem geworden, und dafs es selbst für das kleine Europa hinsichtlich dessen, was wahrhaft grofs darin ist, durch die unendlich mächtigere öffentliche Meinung sich reichlich ersetzt findet. Er hat deshalb auch übersehen, dafs das Episcopalsystem, wie es seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts sich immer mächtiger gegen das Papalsystem erhoben, nur eines der Symptome des unausbleiblichen Unterganges der Römischen Kirchenverfassung war, und, wie diese, auch nur eine vorübergehende historische Geltung und Bedeutung ansprechen kann, da es durch Ebendasselbe seine Endschaft erreichen mufs, wodurch es selbst das Papalsystem seinem völligen Ende nahe gebracht hat. Es ist ihm überhaupt nicht zum Bewufstsein gekommen, dafs man einen Gedanken nicht als Idee bezeichnen dürfe, wenn derselbe schlechthin unausführbar ist, und dafs man Voraussetzungen nicht für richtig halten könne, wenn ihnen thatsächlich so allgemein widersprochen wird, wie der Annahme, — dafs der heilige Geist die Bischöfe setze u. dgl. m. durch die Geschichte widersprochen worden ist. Nicht minder hat der Vf. übersehen, dafs wirkliche, nicht blos nominale Freiheit der Bischofswahlen nicht blos hinsichtlich des Persönlichen des Bischofs durch die nothwendige Anerkennung von Seiten des Staates beschränkt sein müsse, sondern auch hinsichtlich des kirchlichen Glaubens- und Verfassungssystemes, als dessen Organ der Bischof öffentlich auftritt; wie z. B. derjenige nicht als geistlicher Vorsteher anerkannt oder gar besoldet werden kann, der seiner kirchlichen Ueberlieferung zu Folge Unduldsamkeit predigen, und z. B. gemischte Ehen nur unter der Bedingung erlauben darf, dafs die Kinder nur in seiner Religion erzogen werden. Dafs aber der Vf. der vorliegenden Schrift dies unberücksichtigt gelassen, kömmt, wie das meiste Mangelhafte derselben, daher, dafs er sich ausschliefslich an das Formelle seines Gegenstandes gehalten, ohne auf das Substanzielle seiner Kirche, aus dem Jenes hervorgegangen, die erforderliche Rücksicht zu nehmen. Er ist in dieser Beziehung in den Fehler verfallen, mit abstrakten Allgemeinheiten und hieraus construirten Formeln zu verhandeln, die erst durch ihren bestimmten Inhalt zu brauchbaren Wirklichkeiten werden. Die Namen bleiben stehen, während die Sachen sich verändern. Die älteste christliche Kirche stand hoch über jedem nichtchristlichen Bürgerwesen, weil dieses durch Sklaverei und engherzige Nationalität, durch mangelhaftes Familien-, und

Digitized by Google

Beamtenwesen u. s. w. beschränkt war. Zur Zeit der Reformation hingegen fing das Staatswesen an, sich über die katholische Kirche zu erheben, indem es einen Rechtsbegriff verwirklichte, welchen diese durch Geistes- und Seelensklaverei unterdrückt hielt. Gegenwärtig steht der Staat, wo seine Gesetze Religionsfreiheit garantiren, und vollends wo er vernunftgemäfs verfafst ist, ebenso hoch über der Römisch-katholischen Kirche, wie im Anfang die christliche Kirche über dem heidnischen Staate. Der Verf. hingegen leitet daraus, dafs die christliche Kirche in den drei ersten Jahrhunderten sich völlig unabhängig vom heidnischen Staate ausgebildet, die immerwährende Selbstständigkeit der Kirche ab, was jedoch nur dann und dort richtig ist, wo der Staat ein heidnischer, und die Kirche eine apostolisch-christliche ist. Daraus ferner, dafs „der Charakter der christlichen Kirche ein universeller", leitet er ab, dafs „die Kirche nicht im Staate sein könne", was indessen immer unanwendbarer geworden, jemehr die christliche Kirche sich durch ihre Exclusivität particularisirt und in immer mehrere Partheien gespaltet, während das wahrhaft universale sich aus der Kirche in den Staat und die Wissenschaft geflüchtet hat. Daraus endlich, dafs die Kirche „für ewig" gegründet, über den Staat aber, als zeitlich, das Gesetz der Veränderlichkeit walte, leitet der Verf. ab, dafs beide „einander gleich gegenüber" stünden; während gerade die prätendirte Unveränderlichkeit der Römisch-katholischen Kirche sie in immer grelleren Widerspruch gegen das ewige und allgemeine Gesetz der Perfektibilität versetzt, wohingegen der Staat dadurch unsterblich wird, dafs er die Nothwendigkeit zeitgemäfser Metamorphose anerkennt, und sich für stete Vervollkommnung gesetzlich organisirt.

Kirche und Staat sind für und durch den Menschen, und deshalb nothwendig durcheinander bedingt, wie beide wieder organische Momente des Gesammtlebens der Menschheit sind. Die Geschichte einer Kirche kann mithin nur durch die der correlativen Staaten, und die eine, wie die andere nur durch die grofsen Entwicklungsmomente der Welthistorie begriffen werden. Dies setzt jedoch voraus, dafs man alle jene inhumanen Prätensionen aufgegeben, welche das Charakteristische der Römisch-katholischen Kirche ausmachen. Dafs dies thatsächlich in vielen Beziehungen vom Verf. geschehen, geht aus dem bisherigen hervor; aber ebenso sehr, dafs er noch nicht zum klaren Bewufstsein hierüber gelangt ist. Jedenfalls ist es erfreulich, dafs es durch das System seiner Kirche sich nicht hat abhalten lassen, so Manches zu erwähnen und zuzugestehen, was die Unhaltbarkeit jenes Systemes auf objective Weise darthut. Ebenso ist der Fleifs dankbar anzuerkennen, mit welchem er so reichlichen Stoff für eine künftige Geschichte der Bischofswahlen zusammengelesen hat.

Was die Anordnung dieses Stoffes betrifft, so finden wir Folgendes darüber zu bemerken. Alle Materialien sind zunächst der Zeit nach geordnet in eine „vorläufige Periode von Christus bis auf Constantin d. „Gr.; und in fünf Abschnitte". 1) Von Constantin bis Karl d. Gr. 2) bis Gregor VII., 3) bis Calixt II., 4) bis zum Concil von Constanz und Basel, 5) bis auf unsere Zeit. In jedem Abschnitt wird demnächst die Geschichte der Bischofswahlen besonders für die orientalische, und hinsichtlich der occidentalischen Kirche noch besonders für jedes Land verhandelt. Gegen diese Vertheilung ist jedoch für's erste zu erinnern, dafs die Geschichte der Bischofswahlen in der orientalischen Kirche nicht in die Perioden hätte eingeschaltet werden dürfen, welche nur für die Römisch-katholische Kirche eine Bedeutung haben. Sowie beide Kirchen sich von einander gesondert, so hätte auch die Geschichte der Bischofswahlen im Orient in fortlaufendem Zusammenhang dargestellt und in die ihr eigenthümlichen Perioden abgetheilt werden müssen. Auch die Perioden der abendländischen Kirche sind nur zum Theil sachgemäfs festgestellt, und auch hierbei vermifst man die strenge Durchführung eines Prinzips. So ist z. B. die erste Periode eine welthistorische, die dritte höchstens eine Germanische. So ist gegen die dritte die vierte zu grofs, da diese eben auch abzutheilen war, von Calixt bis Clemens V. (1305.), mit welchem die päpstlichen Reservationen beginnen, und von Clemens bis Constanz, womit die Opposition des Episcopats gegen den Papst sich geltend zu machen beginnt. Auch waren die Reformation und das Tridentinum wohl gleichen historischen Ranges mit Calixt und seinem Concordat. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

No. 83.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1831.

Geschichte der Bischofswahlen, mit besonderer Berücksichtigung der Rechte und des Einflusses christlicher Fürsten auf dieselben. Von F. A. Staudemaier.

(Schluſs.)

Endlich hätte die letzte Periode füglicher Weise in zwei getheilt werden mögen, da mit der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Verselbstständigung des Staatswesens und der Weltweisheit gegen die Hierarchie und ihre Ueberlieferung und Satzungen begonnen hat, welche ebenso welthistorisch ist, als die der Hierarchie durch und seit Hildebrand gegen das gesammte Laienthum. —

Die Bearbeitung des Stoffes ist sich in den verschiedenen Perioden nicht gleich; die vorläufige urchristliche Periode ist vernachlässigt; die Hildebrandische vorliebig ausgeführt. Ueber das Eine und das Andere seien uns noch einige Andeutungen gestattet.

Die bedeutendsten Verwirrungen sind daraus entstanden, daſs im Verlaufe der Zeiten, während Dinge und Verhältnisse, und mit ihnen die Bedürfnisse, sich wesentlich veränderten, man immer noch jede Veränderung in der kirchlichen Verfassung durch Schriftstellen glaubte rechtfertigen zu müssen, die doch nur auf frühere Verhältnisse in lebendiger Beziehung standen. Daſs man die Gesetze den veränderten Bedürfnissen anpaſste, war das Vernunftgemäſse; daſs man aber z. B. so manches Mosaische Gesetz, eben als solches, auf Völker anwendete, die eine ganz andere Stellung hatten, als die Israeliten, dies war Verwirrung, und leider begann schon mit Tertullian und Cyprian die Parallelisirung des christlichen, aus der Synagoge hervorgegangenen, mit dem Mosaischen Tempel-Priesterthum. Man verfiel in dieser Beziehung in die äuſserste Willkühr. Einmal stellte man, was Christus und seine Apostel gesagt und gethan, als unverbrüchliche Norm auf; das Andremal hingegen wichen dieselben, die diese Norm aufgestellt, aus anderweitigen Gründen von dieser Norm wieder ab. Dies fand besonders Statt bei der allmähligen Gestaltung der kirchlichen Verfassung *). Was Christus nur zu den Aposteln gesagt, und was nur auf diese Individuen sich beziehen konnte, wurde bald theils auf den gesammten Klerus, theils nur auf bestimmte Kirchenbeamte bezogen, dann aber wieder, wie z. B. die Weisung: „dies thut zu meinem Gedächtniſs" auf alle Gläubigen ausgedehnt. So bezeichnet z. B. Hr. St. die Bischöfe als Nachfolger der Apostel, während doch Christus sich aus seinen Jüngern die Zwölfe zu einem bestimmten, nur von ihnen erfüllbaren Berufe ausgewählt, (Mk. 3, 13 ff. und Lk. 6, 12 ff.), daher auch die, nach des Judas Abfall, übrig gebliebenen Eilfe die Zwölfzahl nicht selbst ausfüllen, sondern aus denen, die von der Taufe Johannis an bis zur Auferstehung mit ihnen zusammengewesen, zwei auswählen, und vermittelst des Loses Gott selbst denjenigen bestimmen lassen, der mit ihnen „Zeuge der Auferstehung werden soll". (Apg. 1, 15 ff.) Steter Zeuge des Lebens, Sterbens und besonders der Auferstehung Christi gewesen zu sein — war also offenbar die materielle, wie die besondere, von Christo geschehene Auswahl und Sendung, die formelle Bedingung des vollständigen Apostolats. Hierin hatten die Apostel, die auch Petrus (Apg. 10, 41.) die „vorerwählten Zeugen" nennt, keine Nachfolger, und selbst Paulus, dem ein auſserordentlicher Beruf zu Theil wurde, erkannte bei mehreren Gelegenheiten die höhere Würde der Zwölfe an, wie z. B. Apg. 13, 31. 16, 4. I. Cor. 1, 14—18. 4, 1. 9, 16. 15, 12. II. Cor. 5, 18. 20. Eph. 2, 20. und er und Barnabas holen zu Jerusalem bei den Aposteln die Entscheidung einer Streitfrage (Apg. 15.). Die Apostel, als solche, konnten mithin

*) Sehr merkwürdig ist Gregors VII. Aeuſserung (*L. VII. ep. II.*) — *cum primitiva ecclesia multa dissimulaverit, quae a ss. patribus — subtili examinatione correcta sunt.* —

Digitized by Google

keine eigentlichen Nachfolger haben, wie denn auch Paulus (Eph. 4, 11,) in der geistlichen Hierarchie — als „von Gott, dem Vater des Herrn J. Christi, eingesetzt" zuerst die Apostel nennt, dann die Evangelisten, weiterhin erst die Hirten und Lehrer. In allem Uebrigen aber, wozu den Aposteln von Christo Auftrag oder Vollmacht (ἐξουσία) geworden, sind die Bischöfe und die Presbyter, (die Anfangs nicht von einander unterschieden waren, s. z. B. Phil. 1, 1. Tit. 1, 5 und 7. Apg. 20, 17. 28. u. s. w.), keineswegs als ausschliefsliche Nachfolger der Apostel anzusehen; denn selbst zu Christi Lebzeiten trieben Nichtapostel Dämonen aus, und Christus wollte es nicht gehindert wissen (Mk. 9, 38. Lk. 9, 49.); und auch andere Jünger verkündigen die Herankunft des Himmelreichs, predigen dessen Geheimnisse von den Dächern, rufen zur Buſse und verkünden Vergebung der Sünden — (z. B. Apg. 11, 19. 20.); auch Nichtapostel taufen, und je nach der unmittelbar von Gott ausgehenden Vertheilung der Geistesgaben *) giebt es in den Gemeinden Propheten, Lehrer, Wunderthäter, Heilwirker, Zeugenredner, Erklärer und Verweser (κυβερνήσεις) (1 Cor. 12.). Die Diakonen aber waren ebenso theilweise Nachfolger der Apostel in dem, was nicht eigenthümlich zum Apostolat gehörte, wie die blos die Sitten beaufsichtigenden, und die zugleich auch lehrenden Hirten (ποιμένες). Recht augenfällig wird endlich die Thatsache, daſs die Bischöfe keine eigentlichen Nachfolger der Apostel sind, durch das hierarchische Verhältniſs, welches im Briefe an Titus sich angedeutet findet. Hier sehen wir nämlich, daſs Titus von Paulus, (der selbst sich den Zwölfen untergeordnet) zu Kreta zurückgelassen worden, mit der Weisung, in jeder Stadt Presbyter, oder was hier dasselbe, Bischöfe zu bestellen, (1, 5.) vorausgesetzt, daſs solche sich vorfänden, welche die von Paulus angegebenen Eigenschaften besäſsen (1, 6. 7.). Nur hieraus erklärt es sich zureichend, daſs schon gleich die ersten Nachfolger der ersten eigentlichen Bischöfe nicht von diesen, wie diese von den Aposteln *), ernannt, sondern von Nachbarbischöfen, Aeltesten und Volk gewählt wurden. Die Bischöfe und Presbyter sollten die Würdigsten seyn, damit sie Musterbilder der Christlichkeit würden; darum muſsten sie von den Vorstehern, als den Würdigsten, gewählt werden; aber sie sollten auch als die Würdigsten von der Gemeinde anerkannt sein, damit ihre Ermahnungen Nachdruck hätten; darum muſste das Volk, welches ihren bisherigen Lebenswandel kannte, in die Wahl einstimmen **). Von spezieller Bevollmächtigung zur Vergebung der Sünden, die man noch als unmittelbare Folge liebthätigen Glaubens ansah, (s. z. B. Apg. 10, 43.) und von gleich spezieller Krafttheilung zur Confektion des Leibes und Blutes Christi, — war damals noch keine Rede. Ueberhaupt endlich gab das Kirchenvorsteheramt nur eine Amtswürde, aber noch keinen ausschliefslichen privilegirten, geschweige einen unauslöschlichen, Charakter im Römisch-katholischen Sinne des Wortes. —

Dies nun war vor Allem in einer Geschichte der Bischofswahlen darzuthun und demnächst aufzuzeigen, wie die christliche Kirche durch theils entartete, theils noch barbarische Völker allmählig wieder theilweise paganisirt und mosaïzirt wurde und hierdurch zu einer groſsentheils unchristlichen Vorstellung vom Priester- und Bischofthum gelangte, wie sie namentlich von Gregor VII. (s. besonders *Epist. L. VIII. ep.* 21. und *L. I. ep.* 47. bei *Colet. Conc. L. XII.*) geltend gemacht

*) Neander, Kg. I. S. 278. behauptet zwar: „die einzelnen, vorherrschenden Fähigkeiten der Christen sollten, insofern sie von dem Geiste Gottes geheiligt, zu Charismaten werden", und bezieht sich deshalb auf 1 Cor. 12. Aber selbst hier werden v. 11. die Charismen als mitgetheilt bezeichnet, und 1 Tim. 4, 14. von einem durch Handauflegung gegebenen Charisma gesprochen, vgl. Röm. 12, 6. u. m. a. Ebenso ungenau ist Neanders Behauptung, S. 281. daſs „alle Christen denselben Priesterberuf und dieselben Priesterrechte hatten", und es genügt in dieser Beziehung, um sich vom Gegentheil zu überzeugen, auf folgende Stellen zu verweisen: Mt. 10. Mk. 3. — Mt. 19, 27—29. Luk. 24, 49. Joh. 20, 21. 22. Apg. 14, 23. Röm. 10, 15. 1 Cor. 12, 4—31. u. s. w.

*) Es ist daher ganz unrichtig, wenn Walter (Lehrb. des K. Rechts 5te A. S. 418.) behauptet, „in den ersten Zeiten der „Kirche sei die Ernennung der Bischöfe, dem Beispiel der „Apostel getreu" durch Wahl geschehen, — und sich deshalb auf Apg. 1, 15—26. 6, 1—6. 15, 22. beruft. In der ersten Stelle ist nicht von Bischofswahl, sondern von Ersetzung des 12. Apostels die Rede, in der zweiten von Anstellung von Diakonen, in der dritten von Sendung spezieller Legaten nach Antiochien. Auch berichtet Apg. 14, 23. daſs Paulus und Barnabas den Gemeinden Aelteste (d. h. Bischöfe) geordnet (χειροτονήσαντες). —

**) Diese Ansicht vom Kirchenvorsteheramt findet sich noch ausdrücklich ausgesprochen bei Origen. hom. in Luc. VI. Cyprian *L. I. ep.* 4. und Tertull. *apolog.*

Digitized by Google

wurde. Durch diese Vorstellung wurde nothwendig die Anordnungsweise der Kirchenvorsteher bestimmt und nachdem einmal Gregor den Apostel Petrus und seine Nachfolger als höchste Vermittler zwischen Gott und den Menschen (*L. I. ep.* 19. *L. III. ep.* 6. *etc.?*) und als schlechthin omnipotent (*L. VI. ep.* 4. *VII.* 35. *VIII.* 21.), — die Erde als Petri Eigenthum und die Bischöfe und Fürsten als Petri und seiner Stellvertreter Vasallen (*L. IX. ep.* 3. u. 20.) angesehen wissen wollte, war es nur eine natürliche Consequenz, wenn seine Nachfolger sich An- und Absetzung aller Bischöfe reservirten. So hätte dann auch hervorgehoben werden müssen, wie die Kirchengewalt, nachdem sie sich allmählich in den einen sg. Statthalter concentrirt hatte, einerseits von den Fürsten, als Repräsentanten des Weltlichen, anderseits von den Bischöfen, als denen des Klerus, wieder an sich gezogen worden, und wie sowohl die absolute Monarchisirung der Kirche als die des Staates bis zur repräsentativen Demokratisirung beider, und wie die absolute Scheidung von Kirche und Staat, von Klerus und Laienthum — zur Wiedervereinigung beider theils schon hingeführt hat, theils noch hinführen wird.

Zu solcher Auffassung seines Gegenstandes zu gelangen, wurde indessen der Verfasser der vorliegenden Schrift durch die bei den Schriftstellern seiner Kirche traditionell gewordene Phantastik verhindert, welche namentlich in seiner Deduktion des Papstthums auffallend hervortritt. So, nachdem seinen eigenen Zugeständnissen nach, das Papstthum fast zwei Jahrhunderte hindurch Alles gethan, um sich verächtlich zu machen, bezeichnet er, bei Darstellung von Gregors Wirksamkeit, den Papst überhaupt als „Statthalter Gottes, moralische Kraft, Gerechtigkeit, Weisheit u. s. w. (181); nachdem Rom die orientalische Kirche, die sich strenger an die apostolische Ueberlieferung hielt, anathematisirt (s. besonders Leo IX. *ep.* 1.), soll der Papst „der „gemeinschaftliche Vater der Christenheit", und nachdem durch das *extra ecclesiam* (*romanam*) *nulla salus* die Menschheit tiefer zerrissen, als durch die Eroberungssucht der duldsamen alten Römer, *) soll er der „natürliche Vermittler aller Völker" sein. Des Papstes Stimme, heifst es, sei „nur ermahnend, belehrend, segnend", — während Völker ihres Treuschwures entbunden (*Greg. VII. L. VIII. ep.* 21.), den Böhmen der Gebrauch der Muttersprache bei dem Gottesdienst versagt (*VII.* 11.), das Anathem auf jeden Widerspruch und Ungehorsam gegen päpstliche Satzungen geschleudert, der Segen aber denen verheifsen wird, welche die dem h. Petrus widerfahrene Beleidigungen rächen (*ulciscí*) würden! (*VII.* 13.) — Charakterstärke, Sittenstrenge, wirkliche Erhabenheit und Seelenadel können Gregor allerdings nicht abgesprochen werden. Aber ebensowenig kann in Abrede gestellt werden, dafs er fanatisch und ganz von der damaligen krassen Religionsansicht befangen war, (*I.* 47. *III.* 15. *VI.* 16. *VIII.* 8. 21. *etc.*) wie anderseits sein Benehmen in kirchlichen Angelegenheiten zwar von vieler sogenannter Weltklugheit, keineswegs aber von vernünftiger Einsicht in die Menschennatur und in den Weltlauf Zeugnifs gab. Er eiferte gegen Simonie, brachte aber die Waare nur in andere Hand, und der ausgetriebene Dämon kam mit sieben anderen wieder, während der weltliche Einflufs gleichwohl nicht zu hindern war. Hätte er den Klerus, statt von den Frauen, vom Mammon geschieden, dann wäre die gewaltthätige Losreifsung von den Fürsten nicht nothwendig gewesen. Statt die Geistlichen, durch Wiedereinsetzung in das unveräufserliche Verehelichungsrecht zu sittlichen Vorbildern der Gemeinden, die eines Musters christlicher Ehe bedurften, zu erheben, nöthigte er die Laien, sich zu Aufsehern und Richtern ihrer Kirchenvorsteher aufzuwerfen. Er trachtete endlich auf alle Weise, die gesammte Kirche in unmittelbare Abhängigkeit vom Römischen Stuhle zu bringen, und untergrub hierdurch das Ansehen der Mittelglieder der Hierarchie. Wir wollen Gregor gerne glauben, dafs er bei all' seinen Gewaltschritten die Ehre seines Gottes, — er nennt ihn *L. II. ep.* 75: „*deum ultionum*", — und das Wohl der Kirche, — er nennt sie *L. II. ep.* 49. seine Mutter, — beabsichtigte, aber wir müssen auch in seine Klage, (im letztangeführten Briefe) einstimmen, dafs „sein Leben „dieser seiner Mutter Nichts genützt habe", und wir können seinen Plan, den Hr. St. eine Idee nennt, uns wohl aus seiner Zeit erklären, und ihn selbst hierdurch für entschuldigt halten; aber wir können diese sg. Idee nicht grofs nennen, denn sie beruhte auf falschen Voraussetzungen und zerrifs nur noch mehr das zerfallene Abendland. Gregor wollte die scheiternde Kirche retten; einzelne Symptome wurden unterdrückt, aber das Grundübel hierdurch nur gesteigert. Er selbst

*) Die damalige Spanische Judenschaft bezeichnet Gregor (*L. IX. ep.* 2.) als *satanae synogogam* und als *inimicos Christi*.

Digitized by Google

klagte, der Beatrice und Mathilde (*II.* 9.) „*dum pene in oculis nostris naufragantem ecclesiam nullo valemus eripere gubernaculo*, — und sah der nahen Ankunft des Antichristes bang entgegen (*L. IV. ep.* 1. 9.). Mag darum Rom, das er zur Residenz eines unumschränkten geistlich-weltlichen Oberherrn aller Gläubigen zu erheben suchte, ihn als einen Römischen Heiligen verehren; wir können in ihm nur einen dreigekrönten, katholischen Kato achten und bewundern.

Wir schliefsen mit dem Wunsche, dafs Hr. St. seine theilweise unhaltbaren Theorien durch sein fleifsiges Geschichtsstudium berichtigen, seine Phantasien mit seinen historischen Ueberzeugungen in Uebereinstimmung bringen, und die in seiner Kirche und Schule traditionell gewordenen Phrasen einer ebenso strengen und redlichen Kritik unterwerfen möge, als er durchgängig auf die überlieferten Thatsachen verwendet zu haben scheint. Ebenso möge er aber auch hinsichtlich des Styles nach Einklang mit sich selbst streben, und jenes Nachahmen der preziösen Darstellungsweise Johannes v. Müllers aufgeben, welches nicht selten in Sprachwidrigkeiten und an einigen Stellen, wie z. B. S. 56. 93. 95. 149. u. s. w., sogar in eine störende Geschraubtheit ausartet. Als Materialiensammlung und als freimüthiges Zeugnifs eines katholischen Schriftstellers gegen so manche Prätensionen seiner Kirche verdient übrigens die vorliegende Schrift eine dankbare Anerkennung, und wir wünschen um so mehr, dafs ihr diese zu Theil werde, damit ihr Verf. sich recht bald zu einer vermehrten und umgearbeiteten Ausgabe derselben veranlafst finden möge.

F. W. Carové.

LV.

Gea. Versuch die Erdrinde sowohl im Land- als Seeboden mit Bezug auf Natur- und Völkerleben zu schildern, von August Zeune, öffentl. Lehrer der Hochschule und Vorsteher der Blindenanstalt zu Berlin, Mitglied u. s. w. Dritte Auflage mit vier Karten. Berlin 1830. *VIII. u.* 688 *S. in* 8.

Die Erdkunde hat bekanntlich eine neue wissenschaftliche Gestaltung begonnen, seit auf der von Humboldt eröffneten Bahn ein mit tiefeindringender Anschauungskraft begabter Gelehrter nicht nur die Formen eines Theiles der sogenannten unorganischen Erdoberfläche in ihrem Charakteristischen darstellte, sondern auch deren Zusammenhang mit der organischen Welt, insbesondere den Einflufs derselben auf den Entwickelungsgang der Völker, sichtbar machte. Sein Werk, harmonisch eingreifend in die verwandten Bearbeitungen mehrerer Naturwissenschaften, mufste zugleich wesentlich abweichen von derjenigen Grundansicht der Erdkunde, welche bis dahin in dieser allein gewaltet hatte. Während nämlich noch jetzt die Vertreter der letztern aus dem Kreise des gemeinen Bewufstseins nirgends heraustreten, die äufsere Beobachtung zur Grundlage und zum Princip ihrer Forschung machen, auf dem endlosen Wege von einer Einzelnheit zur andern ein naturgemäfses Bild zu erlangen hoffen, weifs Ritter, aufser von der körperlichen Masse und ihren Erscheinungen, auch noch von unsichtbaren Kräften, die nach gewissen Typen sie gestalten, sieht von vorn herein einen Erdorganismus, und strebt daher, wie mannigfaltig auch die Landschaften und Völkerleben sich zeigen, sie in ihrer lebendigen, ob auch mehr oder minder verhüllten Einheit darzulegen. Wo aber zur Begründung und Entwickelung einer Wissenschaft, wie hier der Erdkunde, zwei Grundansichten in solchem Grade sich verschieden offenbaren, dafs sie, grofsentheils bedingt durch die wesentlich verschiedenen Geistesvermögen der für sie betheiligten Individuen, keine mehr als scheinbare Vereinigung derselben zulassen; da wird auch die Kritik vor allem es sich zur Pflicht machen müssen, dahin gehörige Werke, nach ihrer Beschaffenheit, entweder als divergirend in ihrer innersten Eigenthümlichkeit, oder als verwandt und einander sich ergänzend zu bezeichnen.

Unter allen Erdkunden nun, die nach dem Erscheinen von Ritters Werk herausgekommen und angeblich im Geiste der seinigen bearbeitet sein sollen, ist leider nicht eine, welche ein reinwissenschaftliches Ziel verfolgt hätte, sondern sämmtlich sind sie abhängig von einem praktischen Zwecke gebildet worden.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 84.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1831.

Gea. Versuch die Erdrinde sowohl im Land- als Seeboden mit Bezug auf Natur- und Völkerleben zu schildern, von August Zeune.

(Schluſs.)

Unter dieser Beschränkung sollten sie nach den Bestimmungen ihrer Verf. als eine Vorschule zu Ritters Erdkunde angesehn werden, sind aber ohne Ausnahme entfernt davon geblieben, auch nur ein solches vorbereitendes Verhältniſs zu dieser auf eine wissenschaftliche Weise zu erfüllen; nicht einmal daſs ihre Verf. eine dafür passende Auswahl des Materials getroffen, vielweniger daſs sie es auf solche Weise verarbeitet hätten, als nöthig sein möchte, um durch dasselbe den Leser zu einem freien Eindringen in jenes Werk fähig zu machen. Anspruchsvoller noch in Beziehung zum letztern, aber auch mit gröſserem Rechte dazu als jene, ist das hier näher anzuzeigende Buch, die 3te Ausgabe der Gea, hervorgetreten; in deren Vorrede, über Zweck und Inhalt der frühern Ausgaben, ihr Verf. behauptet: „was ich nur in kurzen Umrissen angedeutet, hat mein verehrter Freund Ritter angefangen weitläuftiger auszuführen"; welcher Aeuſserung er die Behauptung und den Wunsch anknüpft, daſs, wie seiner Meinung nach, Ritters Erdkunde mit einem ausgeführten Oelgemälde von Raphael oder Dürer verglichen werden könne, sein Versuch, mit einer leichten Handzeichnung vergleichbar, den Umrissen eines Flaxmann oder Cornelius ähnlich sein möge. Er wolle uns nicht übel deuten, daſs wir weder jene inhaltsschwere Behauptung noch diese kühnen Vergleichungen zugeben können. Abgesehn davon, daſs der Inhalt des letztgedachten Wunsches dem Inhalte jener Behauptung nicht ganz gemäſs ist, weil niemand die Werke der genannten Künstler in solchem Verhältnisse zueinander wird zeigen können, als nach Vereinigung beider Aeuſserungen des Verfs. statt finden müſste, ermangelt auch jede der letztern an sich der nöthigen Richtigkeit, worüber in Betreff der wichtigern dieser Aeuſserungen einige Bemerkungen wir uns erlauben wollen. Was die Gea bei ihrem ersten Erscheinen vor den meisten Geographieen auszeichnete, die gleich ihr für den Schulunterricht bestimmt waren, bestand in dem freiern und lebendigern Sinne, in welchem einige Theile der bewuſstlosen Natur abgerissen darin geschildert waren. Begreiflicher Weise konnten dergleichen einzelne, und nur für einen untergeordneten Gesichtspunkt befriedigend ausgeführten Züge nicht hinreichen, dem Buche im Ganzen einen wissenschaftlichen Charakter zu geben, welchen der Verf. selbst auch, obwohl mit gröſserem Unrechte noch, in etwas anderem, nämlich in der darin getroffenen Anordnung des Stoffs nach „festen Urgränzen" zu erblicken glaubte, in einer Einrichtung, welche gerade das Lockere des innern Zusammenhanges der Gea am deutlichsten offenbarte, wie dies auch, bald nach dem ersten Erscheinen der letztern, durch den Herausgeber der Hieroglyphen und neuerdings wiederholt durch den Prof. Bucher sattsam ist dargethan worden. Aber eben die für diese Anordnung aufgestellten Grundsätze, welche der Gea ihren Hauptwerth sichern sollten, weichen auch wesentlich von denen ab, welche Ritter in seiner Erdkunde zu verwirklichen begonnen. Denn während nach jenen die ältere Gea lehren sollte: unveränderliche natürliche Linien durchschnitten die Erdoberfläche und bildeten auf urfeste Weise von einander abgeschlossene Abtheilungen, deren Charakter sich also abgesondert von den historischen Verhältnissen erkennen lasse, waltet in Ritters Werk die Tendenz vor, die Erde in Beziehung zum Menschen in einer stetigen Entwickelung zu zeigen, jedes Glied dieses Planeten nur im Zusammenhange seiner frühern Lebensäuſserungen und seiner spätern verständlich zu

Digitized by Google

machen, weil anders sein Wesen nicht erfaſst werden könne. Bei so scharfen innern Gegensätzen beider Bücher kann folglich Zeune's obige Behauptung auch nicht entfernt gerechtfertigt werden. Nicht einmal die neueste Ausgabe der letztern, an die Stelle der ältern gedacht, würde jenes Urtheil zu begründen vermögen. Statt im Geiste der Erdkunde Ritters vorzugsweise das Verhältniſs der Erde zum Menschen wissenschaftlich aufzufassen, und im Allgemeinen wie im Besondern begreiflich zu machen, über die materielle Erscheinung hinaus auf den geistigen Hintergrund zu weisen, hält sich ja auch diese Ausgabe in einem blos empirisch-beschreibenden Charakter, die verschiedenen Objekte der Erdkunde darin nach ihren am meisten hervorspringenden äuſsern Merkmalen, ungefähr in dem Umfange schildernd, als für den Schulunterricht in der Regel geschieht, das Bedürfniſs nach Kenntniſs einer innern Verbindung der mannigfaltigen Erscheinungen aber nicht, oder nur wenig berücksichtigend. — Sehen wir indessen ab von den eigenen obigen Aeuſserungen des Vfs. über die Stellung der Gea zu jenem Werke, und betrachten sein Buch zu den übrigen Geographieen, welche ungefähr demselben Bedürfnisse dienen sollen; so können wir allerdings behaupten, daſs dasselbe sich über die Mehrzahl derselben merklich erhebt, der Verf. darin nicht etwa, wie es in den letztern geschieht, blos in unfruchtbarem Detail die Fakta roh nebeneinander stellt, dem Leser das Unmögliche überlassend, diesen Haufen als ein Ganzes zu betrachten, sondern daſs er sie in ihrem äuſsern Zusammenhange aufzufassen, in bestimmte Gruppen zu bringen sucht, und bemüht ist, in diesen wieder das vorzugsweise Bedeutungsvolle herauszuheben. Läſst er dabei manche Willkührlichkeit sich zu Schulden kommen, und entfernt er sich zugleich gänzlich von einer methodischen Bearbeitung des Materials für den praktischen Zweck, welchen die Gea zunächst erfüllen soll; so hat er doch wieder nicht allein durch die Frische der Anschauung, welche aus mehreren Theilen desselben lebenswarm athmet, sondern auch durch die Kürze und Gedrängtheit der Form, in welcher dieselben mitgetheilt sind, seinem Buche einen zweiten und dritten Vorzug vor jenen obgedachten Geographieen gegeben, die mit ihren eben so breit als starr gehaltenen Schilderungen keinen Leser zu fesseln vermögen, weil ihre Verf. das gesammelte Material weder lebendig genug in sich aufgenommen hatten, noch hinreichend bildende Kraft angewendet, es auf eine der Natur des Gegenstandes angemessene Weise zu gestalten.

Gleich den früheren Ausgaben der Gea zerfällt auch die neueste in einen allgemeinen Theil und in einen besondern, von welchen der erstere, etwa ein Zwölftheil des Ganzen ausmachend, in 9 Abtheilungen diejenigen Gegenstände berührt, welche durch folgende Ueberschriften angedeutet sind: 1) Entstehung der Erdkunde. 2) Entstehung der Erdkugel. 3) Eintheilung der Erdoberfläche. 4) Erdmagnetismus. 5) Lichtvertheilung der Erde. 6) Wärmevertheilung der Erde. 7) Erdrinde. 8) Belebte Oberfläche der Erde. Die erste Abtheilung ist ganz unbedeutend zu nennen, die 4te steht wenig höher, die 3te und 5te enthalten etwa das, was in den zahlreichen Abrissen der Erdkunde über die betreffenden Gegenstände angeführt ist; die folgenden Abtheilungen breiten sich über die in ihnen behandelten Dinge etwas weiter aus, als es in jenen Schriften geschieht, und die 2te, im Contrast mit dem gröſsern Theile des Inhalts aller andern, welcher nur elementarer Natur ist, theilt Littrow's Hypothese über die Werdung unseres Sonnensystems und Klöden's über eine frühere andere Stellung und langsamere Drehung der Erdachse mit. Wir zweifeln nicht, daſs bei unbefangener Betrachtung dieses Versuches, eine Uebersicht der Gesammterscheinungen der Erde zu liefern, der Verf. selbst zugeben werde, daſs in demselben, ungeachtet einzelne Stellen darin ihren besondern Werth haben, noch nicht die Grundzüge der hervorstechenden Glieder unseres Planeten genügend behandelt sind, in einer schicklichen Folge und in einem, dem Verhältnisse der einzelnen Glieder zum Erdganzen angemessenen Umfange. — Der besondere Theil der Gea, in welchem wir eine specielle Schilderung der Erdoberfläche finden sollen, zerfällt nach den beiden Continenten in 2 groſse Abtheilungen, von welchen eine, nach den 4 Erdtheilen: Afrika, Europa, Asien und Australien, in ebenso viele kleinere Abtheilungen gesondert ist, die andere aber, nach den beiden Hälften von Amerika, 2 Unterabtheilungen bildet. Die Erdtheile werden in der vorher angegebenen Folge ihrer Namen betrachtet, Ocean und Atmosphäre aber, als Ganze in diesem besondern Theile übergangen, nur gelegentlich bei den einzelnen Abtheilungen berührt. —

Digitized by Google

Die allgemeinen Schilderungen der Continente und der einzelnen Erdtheile, nicht ohne lichtvolle und der besondern Anerkennung werthe Stellen, sind zu lässig und ungleichmäfsig ausgeführt, als dafs sie zusammenhängende Gesammtbilder darbieten könnten. Gelungener in ihren Grundlinien und überhaupt gehaltvoller sind die Beschreibungen der einzelnen Länder. Die für diese früher aufgestellte Idee „von festen Urgränzen" scheint der Verf. aufgegeben zu haben, wenigstens sind ein grofser Theil der ehemals dafür gebildeten Bezeichnungen in dieser neuen Ausgabe nicht mehr zu finden und daher auch der Begriff eines Naturlandes weniger extrem gehalten als früher, keinesweges aber in der lebendigen historischen Bedeutung genommen worden, wie Ritter denselben entwickelt hat. Die für die Beschreibung der festen Erdoberfläche gebildeten Abtheilungen der letztern, tragen im Allgemeinen den Charakter von Hoch- oder eigentlichen Gebirgsländern, oder den von niedrigen Ebenen; eine Eintheilung, welche ihren relativen Werth hat, wenn die einzelnen Theile naturgemäfs aneinander geknüpft werden, wie dies zum Theil auch in der Gea geschehen ist, und durch eine blos klassenweise Betrachtung der verschiedenen Gegenstände, welche Bucher ausschliefslich empfiehlt, schon deshalb nicht überflüssig gemacht wird, weil es unmöglich ist, nach solcher allein die Thätigkeit der vielgestaltigen Natur der Erdoberfläche als ein wirkliches Leben zu schildern. Für Afrika hat der Verf. in der Hauptsache die von Ritter gewählten Abtheilungen und dessen Benennungen derselben, bezugs Europa die gewöhnlichen Abtheilungen nach den Völkergebieten genommen, für einige der letztern nur wieder ohne Noth neue Benennungen geschaffen, dem Deutschen Lande z. B. den unpassenden Namen: „Alpen-Weichselwaldland" gegeben. Was den Verf. nach dieserhalb so vielfältig mifslungenen Versuchen immer von neuem veranlassen kann, Benennungen aufzustellen, die aller tiefern Erdanschauung und aller historischen Basis ermangeln, ist ebenso wenig zu begreifen, als seine in der Einleitung zu Europa gemachte Aeufserung: „wir werden also die natürlichen Abtheilungen dieses Erdtheils mit der Völkerkunde und sogar mit der Staatenkunde vereinigen" u. s. w., da die Berücksichtigung der letztern in weiter nichts besteht, als dafs die blofsen Namen der heutigen Europ. Staaten, von einigen auch die ihrer Provinzen, den Benennungen der in der Gea zum Grunde gelegten Abtheilungen angereiht sind; daher dort, wo Völkergebiets- und Staatengränzen nicht zusammenfallen, auch nicht einmal eine annähernde Vorstellung von der Gröfse und Gränzform der einzelnen Staaten entnommen werden kann. Die für Asien und Amerika gewählten Abtheilungen nähern sich mehr oder weniger den längst üblichen Länderbezirken, sind auch nicht mehr durch wunderliche Ausdrücke, wie Grünesmeerland und dergleichen, sondern durch die gebräuchlichen, hin und wieder von dem Verf. modificirten Benennungen bezeichnet worden; immer aber wird es noch schwierig bleiben, selbst grofse geographische Glieder in der registerlosen Gea aufzufinden, niemand z. B. das Syrische Gebirgsland, das Land des früheren Phöniziens u. s. w. in der Schilderung der „Frat- und Tigrisebene", oder das Altai-Gebirge in der „Sibirischen Ebene", Island unter den „Hudsonsbai-Ländern" suchen wollen. — In Hinsicht des eigentlichen Inhalts der Länderbeschreibung können wir die kurze und für untergeordnete Gesichtspunkte treffende Behandlung einzelner Stücke auszeichnen, und an ihnen ein Hervorheben der dominirenden Gestalten und Verhältnisse als Ergebnifs eines lebendigen Verarbeitens der benutzten Quellen rühmen; von der Ausführung im Ganzen müssen wir aber sagen, dafs sie den Mangel durchgreifender Gedanken und einer festen gleichmäfsigen Weise allzusehr fühlbar mache, als dafs dieselbe im strengern Sinne wissenschaftlich genannt werden dürfte. Eine Kritik des Einzelnen uns versagend, wieviel Stoff dazu auch vorhanden ist, weil der Raum dafür gebricht, bemerken wir blos im Allgemeinen, dafs das Verhältnifs der festen Erdoberfläche sowohl zum Ocean als zur Atmosphäre nicht in der Fülle seiner Erscheinung betrachtet worden, sondern in der gewöhnlichen abgezogenen Weise, welche dem regen Gemeinleben aller drei Elemente mehr oder minder abgewendet ist. In solcher Rücksicht hätten unserer unvorgreiflichen Ansicht nach diejenigen Landestheile, deren geographische Stellung und physischer Charakter nur durch Darlegung ihrer unmittelbaren Beziehung zum Oceane begreiflich werden, selbstständig, und nicht nach öder Landkartenansicht, als Fortsetzung der wesentlich von ihnen verschiedenen Continente angesehn werden müssen, wodurch vom eigentlichen Verständnifs dieser oceanischen Landeswelt nur abgeleitet werden konnte; hätte

Digitized by Google

der ganze Norden der Erde nicht nach hergebrachter Art, stückweise in seinen, den drei verschiedenen Erdgebieten zugehörigen, Theilen behandelt, sondern da er durch den überwiegenden Einflufs des atmosphärischen Lebens als ein eigenes Ganzes erscheint, der Umrifs desselben zusammenhängend gegeben werden sollen, wodurch die Schilderung treuer und zugleich übersichtlicher ausgefallen wäre, als auf die im Buche befolgte Weise. Was die auf dem Titel versprochene Schilderung der Erde in Bezug des Völkerlebens anbetrifft, so bieten die allgemeinen Betrachtungen über die Erdtheile wenig mehr als nach Balbi die nackten Namen der Völker und ihrer Sprachen, und die in das Sachliche eingehenden besondern Beschreibungen halten sich mehrentheils zu abgesondert, sowohl von den physischen als von den historischen Verhältnissen, als dafs sie das Wesen des Völkerlebens ernstlich berühren, dessen Organismus geographischer Seits hinreichend auch nur andeuten könnten. Doch fehlen nicht eigenthümliche Reflexionen des Verfs. über den Charakter und die Lebensart verschiedener Völker, und über die Natur ihrer Sprachen, welche Reflexionen auch in ihrer Unverbundenheit ungleich höher stehen, als diejenigen, welche die früheren Ausgaben der Gea zeigten, und selbst in ihren schwächsten Gliedern von einer subjektiv-lebendigen Auffassung Zeugnifs geben; von welcher aber die eigentliche Ortsbeschreibung, die sogenannte Topographie, die doch fast ein Drittheil des Raumes des besondern Theiles einnimmt, nur wenige Spuren offenbart, die vielmehr in isolirter Haltung, Physiognomielosigkeit und Ungleichheit der Behandlnng zu wetteifern scheint mit den gleichnamigen Beschreibungen, welche die meisten geographischen Bücher enthalten.

Vier Kärtchen sind der Gea beigegeben. Zwei derselben, von welchen eines die Tief- und Hochländer und sogenannten See-Hochländer, das andere den Gegensatz des Flüssigen und Festen der Erdoberfläche räumlich betrachtet, deutlich machen soll, verdienen wegen des zum Grunde liegenden Zweckes volle Anerkennung, nicht aber wegen der in Form und Sache sehr mangelhaften Ausführung; das 3te Kärtchen, welches in drei Abtheilungen gegen anderthalb Hundert der höchsten Berge und die wichtigsten Hochländer westöstlich geordnet profilartig darstellt, die sämmtlich im allgemeinen Theile des Buchs genannt, dort auch nach ihren Höhen bestimmt sind, ist im höhern Grade beachtungswerth, ohne jedoch so instruktiv zu sein, als es Stieler's Zeichnungen ähnlichen Inhalts sind; auf dem 4ten Kärtchen endlich ist der höchste Theil des Riesengebirges in Lehmann'scher Manier, nebst einem Netze von Durchschnitten desselben, im Ganzen getreu gezeichnet; aber wir wissen nicht, was dieses Blättchen mit dem Buche zu schaffen hat, da in diesem nirgends eine bestimmte Beziehung auf dasselbe genommen ist, und kein Leser durch letzteres allein ein hinreichendes Verständnifs weder der Zeichnung noch ihres Gegenstandes wird gewinnen können.

Gern wiederholen wir zum Schlusse, dafs auch in ihrer unvollkommenen Gestalt die Gea sich weit über die anschauungs- und einheitslosen Kompilationen erhebt, welche eine so grofse Masse der geographischen Literatur ausmachen; dafs die leicht entworfenen und sprechenden Skizzen mehrerer Hochländer von einer nicht gemeinen Auffassungsgabe zeugen, und die einfache, freie, hie und da nur an Unbestimmtheit des Ausdrucks leidende Darstellung, wie der Verf. auch von dieser Seite, ob auch nicht künstlerische, doch nächst untergeordnete Forderungen zu befriedigen vermag; um so weniger können wir uns also auch im Sinne des allgemeinen Besten den Wunsch versagen: dafs der Vf. sich einmal weniger umfassend die Aufgabe stelle und die beschränktere, unbeengt durch Rücksichten auf praktische Bedürfnisse, rein wissenschaftlich zu lösen unternehme.

v. Felgermann.

Digitized by Google

No. 85.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1831.

LVI.

Théorie des nombres par A. M. Legendre. Troisième édition. Paris chez Didot, T. 1. et 2. 1830.

Als Legendre im Jahre 1798. sein berühmtes Werk über die Zahlenlehre herausgab, und es als „*un ouvrage qui fera connaître à peu près l'état actuel de la science*" bezeichnete, konnte er nicht ahnden, dafs ein Deutscher Jüngling die Gränzen dieser Wissenschaft bereits ungeheuer erweitert hatte*). Nach dem Erscheinen der „*disquisitiones arithmeticae*" konnte kein früheres Werk mehr dazu dienen, den Standpunkt der Wissenschaft anzugeben und daher nahm Legendre schon in der zweiten Ausgabe seines Werkes einen Theil der Untersuchungen aus jenem Werke auf. Unterdessen hat die Zahlenlehre, sowohl durch Legendre's als Anderer Bemühungen, wieder bedeutende Fortschritte gemacht, und es mufs daher jeden Freund der Wissenschaft freuen, dafs der Veteran der Mathematik in einer dritten Ausgabe seines Werkes die Zahlenlehre nach ihrer jetzigen Ausbildung zu bearbeiten unternommen hat. Es ist daher auch der Titel „*essai sur la Théorie des nombres*", den die früheren Ausgaben führten, in den oben angegebenen umgeändert worden. In den drei ersten Abtheilungen, welche den ersten Band füllen, sind nur wenig Veränderungen vorgenommen worden, mehr in der vierten, mit welcher der zweite Band beginnt. Die 5te Abtheilung, die sich schon in der zweiten Ausgabe befindet, ist durchaus umgearbeitet, und die sechste Abtheilung nebst dem Anhange sind neu hinzugekommen. Bei einem Zweige der Mathematik wie die Zahlenlehre, dessen Studium nicht sehr allgemein, und der nur wenig im Zusammenhange bearbeitet ist, wäre es ganz besonders zu wünschen, dafs derjenige, welcher sich ernsthaft damit zu beschäftigen strebt, nicht erst nöthig hätte, durch mühsames Zusammenlesen aus verschiedenen Schriften eine Uebersicht der Wissenschaft zu erlangen, sondern alles in einem Werke organisch geordnet fände. Legendre's Werk erfüllt diesen Zweck zum grofsen Theile jedoch nicht vollkommen, (da selbst ein grofser Theil der Untersuchungen aus den *disq. arithm.* nicht einmal berührt ist), und kann es nicht einmal thun, da selbst in dem letzten Jahre wieder manches geleistet worden ist, und besonders durch die Bemerkungen, welche Gaufs in den letzten Monaten mitgetheilt hat, die Gränzen der Wissenschaft wiederum unendlich erweitert sind, und es sich vermuthen läfst, dafs in einigen Jahren die Zahlenlehre eine andere Gestalt gewonnen haben wird. Rec. wird, so viel es möglich, durch Nachweisungen auf die Schriften hinzudeuten suchen, die das Legendre'sche Werk ergänzen. Neu sind, im Vergleich zur ersten Ausgabe, Art. 50., wo einige arithmetische Sätze mit Hülfe der Kettenbrüche bewiesen werden, auch gezeigt wird, dafs jede Primzahl, in der Form $4n+1$ enthalten ist, in zwei Quadrate zerlegt werden kann, und diese Quadrate direkt durch einen Kettenbruch gefunden werden können, was sich auch schon in der zweiten Ausgabe findet; dasselbe gilt von Art. 119., in welchem eine Methode angegeben ist, Näherungswerthe einer imaginären Wurzel einer Gleichung zu finden, woraus zugleich der Satz folgt, dafs jeder Gleichung $F(x) = o$ durch einen Werth $x = \alpha + \beta\sqrt{-1}$ Genüge geleistet werden kann. Der Beweis des Gesetzes der Reciprocität in Art. 166 ff. mufste natürlich nach den Bemerkungen, die Gaufs darüber gemacht hat, geändert werden, hätte aber auch, da man jetzt bessere und kürzere Beweise hat, gänzlich wegbleiben können. Am Ende des ersten Theils ist eine Tabelle angehängt, welche die kleinsten, der Gleichung $x^2 - Ny^2 = \pm 1$ Genüge leistenden Werthe

*) Gaufsen's erste Untersuchungen über die höhere Arithmetik fallen bekanntlich in das Jahr 1795.

Digitized by Google

enthält, für jede Zahl N von 2 bis 1003, die Quadratzahlen ausgenommen; diese Tabelle befand sich schon in der ersten Ausgabe, war aber sehr durch Druckfehler entstellt, und daher unbrauchbar, in der zweiten Ausgabe wurde sie nur theilweise aufgenommen, hier erscheint sie wieder vollständig, nachdem sie mit Hülfe eines kleinen Werkchens „*canon Pellianus*" von Herrn Prof. Degen in Copenhagen, verbessert worden ist. Indessen haben sich wiederum Fehler eingeschlichen, und wir theilen hier diejenigen mit, die sich nach genauer Durchsicht gefunden haben; zur Zahl N

$= 94$ gehört die Zahl $x = 2143295$
$= 116$ " " " $x = 9801$
$= 149$ " " " $y = 9305$
$= 171$ " " " $x = 170$
$= 271$ " " " $x = 115974983600$
$= 308$ " " " $x = 351$
$= 629$ " " " $x = 7850$
$= 667$ " " " $y = 4147668$
$= 749$ " " " $x = 1084616384895$
$= 809$ " " " $x = 433852626040$
$= 823$ " " " $x = 2351704749 03 \ldots$ *)

In der vierten Abtheilung sind neu hinzugekommen Art. 333, 336, 337, welche bezüglich die Sätze enthalten, dass die Gleichung $x^{2n} + y^n = 2^m z^n$ unmöglich ist, dass die Gleichung $x^n + 2 = y^2$ nur eine Auflösung $x = 5, y = 3$, und die Gleichung $x^n + 4 = y^2$ nur zwei Auflösungen $x = 2, y = 2$; $x = 11, y = 5$ zulässt. Ferner §. 3. welcher die Auflösung der Gleichung $x^2 + a = 2^m . y$ enthält. In §. 7. findet man den Beweis des Satzes der Reciprocität, den Gauss in den *comm. soc. Gotting. Vol.* 16. gegeben hat, der auch schon in die zweite Ausgabe aufgenommen ist **). In §. 8. ist eine Formel mitgetheilt, wodurch die Anzahl y der Primzahlen, die in einer Zahlenreihe 1 bis x enthalten ist, näherungsweise gefunden wird, nämlich $y = \frac{x}{lg\, x - 1{,}08366}$; wir bemerken, dass neuerlich Libri (in Crelle's Journ. der Mathem. Bd. 6. S. 79.) einen ganz verschiedenen Weg eingeschlagen hat, um die Anzahl y genau zu bestimmen. Schon früher hatte Legendre den Satz aufgestellt, dass in einer arithmetischen Reihe, deren erstes Glied und der Unterschied Primzahlen zu einander sind, eine unendliche Menge von Primzahlen enthalten ist (man vgl. *disq. ar. pg.* 667.), in §. 9. ist zum ersten Male der Beweis dieses Satzes gegeben, und in §. 11. wird gezeigt, wie man die Anzahl der Glieder einer solchen Reihe finden kann, die durch keine, in einer bestimmten Reihe enthaltene Primzahl dividirbar ist; hieraus folgt zugleich ein Verfahren die Anzahl der Primzahlen zu finden, die in einer bestimmten Reihe von Zahlen, 1 bis x enthalten ist, sobald x gegeben ist. Das Ganze bedarf noch der weiteren Ausbildung. Die Betrachtung des unendlichen Produkts $(1 - x)(1 - x^2)(1 - x^3)\ldots$ welche in §. 15. (nach Eulers bekannter Abhandlung *de partit. numer.* und *nov. act. Petr. T.* 3.) aufgenommen ist, hat in neuester Zeit durch Jacobi eine unerwartete Ausbildung erhalten, man vgl. dessen *nov. fundam. theor. funct. ellipt. pg.* 185., und die Bemerkungen des zu früh verstorbenen Abel in Crelle's J. der Math. T. 4. pg. 88. Der §. 17. enthält einige Aufgaben, die mit der Zahlenlehre in Verbindung stehen und in §. 18. ist die bekannte Aufgabe aus dem Schachspiele, über den Rösselsprung, nach Euler in den *Mém. de l'ac. de Berl.* 1759, dargestellt. Auch in §. 13. und 16. findet man neue Entwickelungen.

Die 5te Abtheilung ist ganz der Anwendung der höheren Arithmetik auf die Theilung des Kreises gewidmet. Legendre hat es sich angelegen sein lassen, die Gaussische Theorie ausführlich zu entwickeln, und durch eine Menge Beispiele zu erläutern. Viel Neues findet man besonders in §. 4. und §. 5. Es ist Rec. aufgefallen, dass Legendre nicht die höchst einfache Methode Poinsot's aufgenommen hat, nach welcher man die Coefficienten der Hülfsgleichungen auf sehr leichtem Wege finden kann, man vgl. *Mém. de l'ac. de sc. T.* 4. *pg.* 170. Zu den vorzüglichsten Bereicherungen, welche die Zahlenlehre in neuerer Zeit erhalten hat, gehört unstreitig Cauchy's Aufsatz in den *Mém. de l'inst.* 1813—15, worin er einen berühmten Lehrsatz

*) Ich benutze diese Gelegenheit, um einige Fehler in dem Degen'schen Werkchen zu berichtigen, nämlich zur Zahl

437 gehört die Zahl $x = 4599$
672 " " " $x = 337$
823 " " " $x = 2351704749\ldots$
945 " " " $y = 275510$
951 " " " $x = 224209976$

**) Einen andern Beweis desselben Satzes findet man in den *comment. rec. soc. Gott.* Vol. 1., und zwei andere in Vol. 4. Nach Gaussens Bemerkungen im Götting. gel. Anz. St. 64. vom Jahre 1831. steht dieser Lehre eine ausserordentliche Umbildung bevor.

Digitized by Google

Fermat's zum ersten Male bewies *). Dieser Satz, wie ihn Fermat ausgesprochen hat, kann kurz so angedeutet werden: jede Zahl kann in eben so viel Polygone der Ordnung $m+2$ zerlegt werden, als $m+2$ Einheiten enthält, vorausgesetzt, dafs man statt der fehlenden Polygone Null setzt. Indessen folgte aus der Methode, die Cauchy zum Beweise dieses Satzes anwandte, dafs er sich noch bestimmter aussprechen läfst, nämlich jede Zahl ist aus $m+2$ Polygonen der Ordnung $m+2$ zusammengesetzt, so dafs $m-2$ derselben entweder Null oder die Einheit sind, und man kann hieraus schliefsen, dafs Fermat, der, wie er versichert, im Besitze eines Beweises war, einen durchaus verschiedenen Weg eingeschlagen haben mufs. Legendre hat in den zwei ersten §§. der sechsten Abtheilung die Cauchy'sche Theorie mitgetheilt, dem Lehrsatze selbst aber hat er noch mehr Eleganz gegeben, indem er zeigt, dafs jede Zahl, sobald man über eine, für jede Art von Polygonen leicht zu bezeichnende Gränze hinausgekommen ist, in vier oder höchstens fünf Polygone zerlegt werden kann.

Nicht minder berühmt ist das Fermat'sche Theorem, dafs die Gleichung $x^n+y^n=z^n$ unmöglich ist, sobald n gröfser als zwei ist, und es ist bekannt, dafs es früher nur gelungen war, dessen Wahrheit für den Fall $n=3$ und $n=4$ zu beweisen. Nachdem Legendre in §. 3. dessen Wahrheit für den Fall $n=3$ auf eine neue Weise bewiesen hat, geht er in §. 4. zu dem Falle $n=5$ über und zeigt dessen Unmöglichkeit. So scharfsinnig auch der Beweis ist, so kann man doch nicht wohl hoffen, auf demselben Wege zum Beweise des allgemeinen Satzes zu gelangen; übrigens hat auch Dirichlet den Fall $n=5$ behandelt, man vgl. dessen sehr lesenswerthe Abhandlung in Crelle's J. d. M. Bd. 3., einige Bemerkungen Legendre's über die allgemeine Gleichung findet man in *Mém. de l'ac. de sc.* 1823. Der §. 5. ist eine Fortsetzung der 5ten Abtheilung und enthält sehr interessante Bemerkungen über die Theilung des Kreises, und in §. 6. findet man einen sehr einfachen Beweis des Gesetzes der Reciprocität von Hrn. Prof. Jacobi; er beruht auf der Betrachtung der Wurzeln der Gleichung $x^p-1=o$, also auf demselben Prinzipe, aus welchem der Beweis in *comm. rec. soc. Gott. Vol.* 1. abgeleitet ist.

*) Man findet diesen Beweis auch im ersten Bande der *Exercices mathématiques.*

Der Anhang, welcher zwei Abschnitte hat, steht in keiner direkten Verbindung mit der Zahlenlehre, sondern gehört zur Theorie der Gleichungen. Der erste Abschnitt enthält neue Methoden, die numerischen Gleichungen näherungsweise aufzulösen. In der zweiten Abtheilung behandelt Legendre die Gleichungen, welche die Eigenschaft haben, dafs man alle Wurzeln durch irgend eine rationell ausdrücken kann. Die Idee hierzu verdankt man Abel, dessen Abhandlung (Crelle J. d. M. Bd. 4. S. 131 ff.) zeigt, wie viel die Theorie der Gleichungen von ihm zu erwarten hatte.

Zu den Gegenständen, welche Legendre nicht berührt hat, gehört besonders die Theorie der kubischen, biquadratischen u. s. w. Reste, welche zuerst von Gaufs angeregt worden ist, und in der nächsten Zeit ihre völlige Ausbildung erwartet. Das Wichtigste hierüber findet man in *comm. soc. Gott. rec. Vol.* 6., und dem schon erwähnten Stücke des G. g. Anz., einiges zerstreut in Cr. J. d. M. Bd. 2. S. 66., Bd. 3. S. 35., Bd. 6. S. 147.

Dies gilt auch von den elliptischen Funktionen, welche bereits anfangen einen bedeutenden Einflufs auf die Zahlenlehre auszuüben (man vgl. z. B. Crelle J. d. M. Bd. 3. S. 191.). — Eine sehr wichtige Frage, für deren Lösung nur wenig bis jetzt geschehen ist, besteht darin, Formeln aufzufinden, vermittelst deren es möglich wäre, Vieles, was man bisher nur durch ein unwissenschaftliches Probiren in einzelnen Fällen ausfindig machen konnte, direkt und allgemein bestimmen zu können. Hierher gehört z. B. die schon von Legendre berührte Frage über die Bestimmung der Anzahl der Primzahlen, die in einer Zahlenreihe enthalten sind. Besonders gehört auch die Zerlegung der Zahlen in gewisse Formen hierher, und es ist keinem Zweifel unterworfen, dafs eine direkte Bestimmung dieser Formeln grofsen Einflufs auf die Ausbildung der Zahlenlehre haben mufste. Dafs eine solche Bestimmung nicht immer so schwer ist als man früher glaubte, hat zuerst Gaufs in der zuletzt angeführten Abhandlung gezeigt, einige Formeln hat auch später Jacobi, jedoch ohne Beweis, mitgetheilt (Crelle J. d. M. 3, 69.). Rec. hat eine derselben, ohne Jacobi's Arbeit zu kennen, bewiesen (Cr. J. d. M. 6, 158.), er befindet sich im Besitze einer Menge ähnlicher Formeln, die alle nach demselben Gesetze gebildet sind. Ist z. B. p eine Primzahl, die in

Digitized by Google

der Form $8n+1$ enthalten ist, so hat man wie bekannt $p=a^2+2b^2$, alsdann ist $2a \equiv \frac{4n(4n-1)\ldots 3n+1}{1\ldots\ldots n}$ (*mod. p.*).

Ich bemerke noch schliefslich, dafs sich auch in Libri's *Mémoires de mathém. etc.* manche neue Gesichtspunkte finden.

Dr. Stern.

LVII.

Christologie des A. Testaments und Commentar über die Messianischen Weissagungen der Propheten von E. W. Hengstenberg, der Philosophie und der Theologie Dr. und der letzteren ord. Prof. an der Universität zu Berlin. Ersten Theiles erste Abtheilung, enthaltend die allgemeine Einleitung pg. VI. u. 373. Zweite Abtheilung enthaltend die Messianischen Weissagungen des Jesaias pg. 396. 8vo 1829.

Zweiter Artikel.

Gleich in der Vorrede des 1sten Theils, pg. III. und IV. erklärt der Verf. in Beziehung auf seinen dogmatischen Standpunkt, „er sei der unerschütterlichen Ueberzeugung, dafs die Grundsätze, welche er bei der Ausarbeitung befolgt habe, die einzig wahren sein und dafs der wesentliche Inhalt seines Werkes nicht etwa durch die Kraft seiner Beweisführung, von deren auch noch so scheinbaren Widerlegung derselbe ganz unberührt bliebe, sondern durch seine innere Wahrheit sich geltend machen werde". Der objektiv christliche Inhalt, wie er das zur Wahrheit gehobene Heidenthum und Judenthum oder die Offenbarung der Wahrheit selber ist, steht sicher und unerschütterlich fest jeglicher Widerlegung gegenüber, ob aber diese Unerschütterlichkeit und Wahrheit gleich sehr der beliebigen Auffassung des Inhalts und den subjektiven Grundsätzen unbedingt zustehe, diefs läfst sich wohl mit Fug und Recht läugnen. Durch obiges selbstgefällige Urtheil macht sich in der That der Vf. die Sache mit seinen Gegnern sehr leicht. Wenn dergleichen hingeworfene Versicherungen wirklich respektirt würden, wie geborgen wäre alsdann jede Verdrehung der Wahrheit, jeder willkührliche Einfall und selbst jeglich baarer Unsinn, den irgend ein Individuum bei Behandlung eines Gegenstandes dem wahren Inhalte unterschiebt! Wer sagt uns denn, dafs wir von dem Vf. statt der objektiven Wahrheit nicht die subjektive Vorstellung von derselben erhalten haben? Wer bürgt uns, dafs diese Wahrheit auf ihrem Wege durch die Mystik des Bearbeiters nicht ganz und gar getrübt sei? Wer steht uns dafür, dafs der Verf. nicht rein das Seinige dargeboten, versichere er auch tausendmal leicht hin, nur dasjenige gegeben zu haben, was in Schrift und Kirchenlehre und im Geiste der christlichen Religion begründet sei? Tritt der Verf. mit der Anmafsung auf, dafs der nach subjektiven Grundsätzen abgehandelte Inhalt seines Werkes nur Wahrheit sei, so dürfte er doch wenigstens den Einwürfen, die ihm aus der Schrift, der Geschichte oder dem Geiste gemacht würden, füglich sich nicht entziehen. Denn die Wahrheit tritt ruhig und muthig dem Widerspruch gegenüber, flieht ihn nicht, sondern weifs ihn zu lösen und seine Nichtigkeit aufzuzeigen. Doch erinnern wir von vornherein, dafs in dem gleich anzuführenden dogmatischen Theile des Werkes nicht die Wahrheit selbst, sondern zunächst Hr. Hengstenberg, als der Redende, auftritt und seinen Inhalt, d. i. seine Gefühlsahndungen, Vorstellungen u. s. w. vorlegt. An eine wissenschaftliche, systematische Entwicklung des Dogmatischen, welches bei Bearbeitung der Messianischen Weissagungen nothwendig in Betracht kommt, ist kein Gedanke. In die Kreuz und Quer laufen hier Ahndungen über Gott, seine Rathschlüsse, seine Zwecke bei der Offenbarung der Weissagungen, darauf wieder einige Erklärungen, sodann Gefühle über die Beschaffenheit der Weissagungen und mancherlei andre Vorstellungen. Wissenschaftlich kann das Werk nicht sein, da der Vf. die Erkenntnifs der Wahrheit läugnet, die Wissenschaft aber keine andere Aufgabe hat, als das Wesen ihres Gegenstandes wirklich zu erkennen und zu begreifen; ist also Wahres in den Weissagungen, — und es wird wohl sein — so kann uns hierüber der Verf., wenn er anders seinem Grundsatze über die Unerkenntlichkeit der Wahrheit getreu bleibt, keinen Aufschlufs geben. Andererseits kann das Werk nicht systematisch sein, denn nur was in seinem Wesen als wahr erkannt, kann auch als nothwendig entwickelt werden. — Den Hauptinhalt des Dogmatischen wollen wir in nachfolgenden 3 Fragen und deren Beantwortung zusammenfassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 86.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1831.

Christologie des A. Testaments und Commentar über die Messianischen Weissagungen der Propheten von E. W. Hengstenberg.

(Fortsetzung.)

1) In welches Verhältnifs stellt der Vf. die Menschheit zur Gottheit, zum Sündenfalle und zur Erlösung?

2) Wie verhält sich nach ihm das Heidenthum und Judenthum zur Offenbarung Gottes?

3) Was giebt er als das Wesen der alttestamentlichen Weissagungen an, und welches ist ihr Zweck?

Am gedrängtesten antwortet der Vf. auf diese Fragen in der allgemeinen Einleitung, und defshalb wollen wir uns an diese ganz vorzüglich halten, um so mehr, da sie uns das beste Zeugnifs ablegt, ob in obigem Werke die Wahrheit den wesentlichen Inhalt und Grundzug ausmacht, oder ob wir nicht statt derselben mitunter vielleicht auf willkührliche, falsche, superstitiöse Vorstellungen stofsen.

Die Einleitung beginnt mit einer Beschreibung dessen, was durch den Sündenfall in der menschlichen Natur bewirkt und in Gott nothwendig gemacht sein soll. Hierbei kann sich der Vf. über kindische Vorstellungen, sinnliche Einbildungen, leere Abstraktionen, die aller Wirklichkeit ermangeln, nicht erheben. Ohne sich an die Geschichte (denn eine vorgeschichtliche Zeit gehört der wirklichen Geschichte nicht an) oder an einen Beweis zu kehren, nimmt der Verf. den mit vieler Wahrheit angefüllten Mythus für die unbedingte Wahrheit und Wirklichkeit selber, so kommt es zu der alten, eingewurzelten Vorstellung, nach welcher es heifst: Der Sündenfall ist von einem einzelnen Individuo zu einer bestimmten Zeit, an einem bestimmten Ort vollführt; die menschliche Natur ist dadurch der göttlichen Gnade, der *ursprünglichen* Vollkommenheit, der Wahrheit und Heiligkeit verlustig geworden, ja selbst die unvernünftige Natur wurde von dem Fluche des Sündenfalls hart betroffen, sie wurde plötzlich ein treues Abbild des ersten Abfalls; die Thierwelt verlor ihre Unschuld und ihren Frieden, nahm eine wilde, reifsende Natur voll häfslicher Laster an*) u. s. w. Wie mufsten durch eine solche radikale Umwälzung des Weltalls die Pläne Gottes geändert werden! Auf diese Weise wird nun der Geschichte laut widersprochen — denn von jenem Zustande, so oft und so viel auch darüber gesprochen wird, kann doch nichts bewiesen werden, da alle Völker nur in Mythen darüber reden, — die menschliche Natur wird dadurch in ihrem Wesen verkannt und entstellt, die göttliche aber verzeitlicht und verendlicht. Denn wenn der Verf. pg. 1. sagt: „Der Sündenfall bedingte die Nothwendigkeit göttlicher Heilsanstalten", so wird hierbei nur an einem einzelnen Individuum, einzelnen Faktum und bestimmter Zeit festgehalten, von welchen aus, d. i. von wo aus her erst in Gott die Bedingung zur Thätigkeit gesetzt wird. Hiernach sollte man glauben, dafs es vor dem Sündenfalle eine Zeit gegeben habe, in welcher Gott noch an keine Heilsanstalten gedacht, dafs er damals etwa mit der Menschheit ganz andere Pläne gehabt habe, diese aber durch den sündigen Adam vernichtet seien. Wie kann mit der Ewigkeit Gottes, mit der Unveränderlichkeit seiner Rathschlüsse und der ebenso absolut freien als nothwendigen Thätigkeit eine solche Zeitlichkeit und Bedingtheit in Gott bestehen? Allerdings wird durch den Sündenfall die Nothwendigkeit der göttlichen Heilsanstalten bedingt, aber diese Bedingung ist eine ewige, die nicht erst zu einer bestimmten Zeit (Anno . . .) an-

*) In dem Messianischen Reiche, dessen Verwirklichung der Hr. Vf. annoch entgegen sieht, erwartet er denn auch eine vollkommene *in integrum restitutio* z. B. statt fleischgieriger strohfressende Löwen, das Zusammenweiden des Wolfes und des Schaafes, unschädliche Schlangen u. dg. m. vgl. II. Thl. pg. 31. 130. 137. 148. Zu Grunde liegt solchen Hoffnungen zugleich eine totale Verwahrlosung des poetischen Gefühls vgl. Jes. 11, v. 6. *sqq.* u. s. w.

Digitized by Google

gefangen, und die gleichfalls ewige Nothwendigkeit der göttlichen Heilsanstalten weiset zugleich auf die Nothwendigkeit des Sündenfalles hin. Der Vf. scheint nicht nur die Wirklichkeit, sondern auch die Möglichkeit oder den Grund des Sündenfalles rein und allein in den Menschen zu schieben, wobei denn aber unbegreiflich ist und bleibt, wie der Mensch sündigen konnte, wenn nicht seine *von Gott* geschaffene Natur bereits dazu disponibel war; und wie andrerseits Gott die Sünde zulassen konnte. Obgleich dem Menschen allein die Wirklichkeit der Sünde angehört, so ist doch die Möglichkeit derselben ihm angeboren, und diese Möglichkeit hat den Grund ihrer Nothwendigkeit in dem Begriffe der menschlichen Natur. Das göttliche Ebenbild der geschaffenen Kreatur ist zunächst die Anlage zu allem Wahren und Guten d. h. die Unschuld, welche der Mensch nicht durch sich, sondern durch Gott hat; wäre der Mensch zu einer Zeit von Gott vollkommen wahr und gut erschaffen, so hätte er in jener Zeit keine Selbstständigkeit, keine Freiheit gehabt, denn jene Vollkommenheit hatte der Mensch nicht durch sich, sondern allein durch Gott, und er konnte daher durch dieselbe keinen eignen Werth, keine Würde vor Gott haben, ebenso wenig als das unfreie Werk eines Künstlers durch sich selbst Werth und Würde hat. Allein jene Vollkommenheit einer ausgebildeten Vernunft und Freiheit oder Wahrheit und Heiligkeit ist auch rein unmöglich. Das Wahre und Gute setzt ja den Gegensatz des Falschen und Bösen voraus. Vollkommenheit kann nur da sein, wo die Unvollkommenheit bereits überwunden ist. Sollte daher der Mensch nach dem göttlichen Rathschlusse selbstständig und frei das Wahre denken, das Gute thun können, so mufste er zugleich den Gegensatz des Wahren und Guten setzen, und sündig sein können. Die erste Unschuld mufs durch die Schuld, um zur Vernunft und Freiheit gelangen zu können. Daher hat die Unschuld zugleich die Schuld an ihr, und anderseits ist die Schuld des Menschen, wenn er durch die Sünde sich in den Gegensatz und die Entzweiung mit Gott setzt, zugleich nicht ohne die Unschuld. Wie verhält es sich nun aber mit dem vorhistorischen Individuo Adam? In ihm ist repräsentirt, was zum Begriffe der menschlichen Natur gehört; seine sogenannte Vollkommenheit ist die erste unmittelbare Unschuld der Menschheit, sein Sündenfall ist der beständige Abfall der Menschheit von der Gottheit, die Erbsünde ist der in der menschlichen Natur wurzelnde Hang zur Sünde, und der einzelne Mensch zieht sich die Schuld der Erbsünde in der wirklichen Sünde zu. Wenn nun der Mensch die in ihm liegende mögliche Sünde zur Wirklichkeit hervortreten läfst, so fällt er zwar durch sich von Gott ab, allein wie in der Wirklichkeit der Vernunft und Freiheit zugleich stets die Möglichkeit des Irrthums und der Sünde bleibt, so bleibt auch in der wirklichen Sünde die mögliche Vernunft und Freiheit oder ein Denken und Wollen, welches vernünftig und frei werden kann, indem es was wahr und gut ist, in sich aufnimmt. Wäre nach der Sünde diese Empfänglichkeit nicht in dem Menschen, so würden alle göttliche Heilsanstalten zwecklos sein; durch sie allein vermag sowohl der Mensch sich Gott wieder zu nahen, als auch Gott den Menschen der Wahrheit und Gerechtigkeit oder der Erlösung und Versöhnung zuzuführen.

Wir kehren zu Hrn. Hengstenberg zurück. Zu dem Begriffe eines der Anlage nach ewig gleichen Verhältnisses zwischen der menschlichen und göttlichen Natur ist er nicht gekommen; statt dessen abstracte Vorstellungen, wohin besonders die grund- und bodenlose Sätze gehören: der erste Zustand der Menschheit war ein durchaus vollkommner, von dieser Vollkommenheit aber, von Gott und aller Wahrheit rifs sich der Mensch plötzlich los — man weifs nicht wie — und fiel der Sünde zu. Der Sündenfall — abgerissen von allem Zusammenhang mit den wirklichen Sünden der Menschen — war schrecklich in seinen Folgen; es begann die Erbsünde und deren Schuld und Strafe, die Menschheit war verlassen und von Gott los. Diesen Versicherungen gegenüber steht nun die von der Nothwendigkeit göttlicher Heilsanstalten, welches jedoch nichts weniger als bewiesen oder begründet, sondern ebenso voreilig als jene Abstractionen leichthin versichert wird. Gott, sagt Hr. H. mufste sich der Menschheit annehmen, denn diese konnte nicht durch eigne Kraft zur Wiedervereinigung mit ihm gelangen; über das *Wie* hingegen, heifst es pg. 2. können wir abgesehn von der Erfahrung (innere und äufsere Erfahrung spielen in dem Gefühle des Vfs. eine Hauptrolle) nichts bestimmen, weil nach des Vfs. Meinung keine speculirende Vernunft beweisen oder begreifen könne, dafs die göttlichen Heilsanstalten grade so und nicht anders nothwendig und in dem Wesen Gottes gegründet gewesen seien (pg. 2.). Der Gegen-

Digitized by Google

satz zwischen der Vernunft der Menschheit und dem Geiste der Gottheit wird von Hrn. H. auf die schärfste Spitze getrieben, so dafs complet 2 für sich selbständige, von einander getrennte, ihrem innersten Wesen nach durchaus entgegengesetzte Geister in dem Weltall agiren. Der göttliche Geist wird dadurch zu einem hohlen wirklichkeitslosen Abstractum verflüchtigt, denn wirklich kann doch der göttliche Geist nicht aufser der Wirklichkeit, sondern nur in derselben d. h. in der Menschheit und deren Geiste sein; anderseits aber wird der menschliche Geist zu einem wahrheitslosen Unding verunstaltet, denn Wahrheit hat dieser nur, wenn er zugleich in dem göttlichen Geiste aufgehoben ist, und von diesem in dem göttlichen Geiste aufgehobenen menschlichen Geiste, der in seiner Entwickelung nicht der Willkühr sondern der Nothwendigkeit folgt, sagt die heilige Schrift: der Geist erforschet alle Dinge, selbst die Tiefen der Gottheit. Obgleich nun die Schrift lehrt, dafs der Geist Gottes in dem Menschen wohne, so dafs also dieser auch die Tiefen der Gottheit mufs erforschen können, obgleich sie lehrt, dafs der Mensch nur durch die Erkenntnifs der Wahrheit frei werde, so leugnet nichtsdestoweniger Hr. H. alles Erkennen Gottes, der göttlichen Dinge oder der Wahrheit, so dafs er, ohne seinen willkührlichen Vorurtheilen untreu zu werden, mit Pilatus fragen könnte: was ist denn Wahrheit? Denn wenn es auf die Ergründung des wahren Wesens eines göttlichen Gegenstandes ankommt, wobei das Denken sich in die Schranken einer nothwendigen von allen Vorurtheilen, Meinungen, Gefühlen und äufserlichen Gelehrsamkeit unabhängigen Entwickelung fügen mufs, so sagt Hr. H.: davon kann der menschliche Geist, abgesehn von der subjectiven psychologischen Empirie oder von der empirischen Psychologie, nichts wissen, darüber läfst sich nichts bestimmen. Das ist freilich sehr bequem und hat auch den Vortheil äufserst bescheiden zu klingen, wurzelt aber näher betrachtet in gedankenloser Anmafsung. Denn jener einzelne subjective Geist der Gelehrsamkeit, Empirie, Mystik oder Beschränktheit, will ja durch seine seichten Versicherungen dem Geiste der Menschheit Schranken setzen, und nimmt keinen Anstand sich für den Geist der ganzen Menschheit auszugeben, seine Unfähigkeit im Erkennen dem menschlichen Geiste unterzuschieben, um sich so der ebenso hohen als schwierigen Aufgabe zu entledigen, an deren Lösung der die Menschheit durchdringende Geist seine in ihm wohnende göttliche Bestimmung von jeher erkannt. Trotz aller jener leichtfertigen Behauptungen aber von der Unbegreiflichkeit des göttlichen Wesens, wird nichtsdestoweniger ununterbrochen über die Rathschlüsse Gottes, über seine Thätigkeit und Wirksamkeit, über sein Verhalten gegen die Menschheit u. s. w. raisonnirt, ja statt, wie man billig erwarten sollte, von Allem, was Gott angehört zu schweigen (denn dergleichen ist ja unbegreiflich), glaubt vielmehr das Subject, welches zu der Fahne der Unbegreiflichkeit Gottes geschworen hat, grade das Privilegium oder den Freibrief bekommen zu haben, über Gott und sein Wesen zu reden, wie es eben seiner Willkühr beliebt. In dieser Weise läfst sich Hr. H. nachdem er die Offenbarung Gottes im Fleische als den Mittelpunkt aller göttlichen Heilsanstalten angegeben hat, folgender Mafsen vernehmen (pg. 3.). „Warum die von Ewigkeit her beschlossene Sendung dieses göttlichen Erlösers und Wiederherstellers nicht gleich nach dem Sündenfalle geschah, warum 4000 Jahre zwischen der Thatsache des Abfalls und der Thatsache der Erlösung verfliefsen mufsten, in denen die erkrankte Menschheit sich selbst vergeblich zu heilen suchte und des göttlichen Arztes, der allein ihr helfen konnte, entbehrte, das in seiner innersten Tiefe zu ergründen, gehört nicht der menschlichen Weisheit an", u. s. w. und nun erfolgen die gewöhnlichen Tiraden gegen die menschliche Vernunft und gegen dieses endliche Leben. Vier Jahrtausende sind also verflossen, in welchen es Gott Seiten der Menschheit bei einem vergeblichen Versuch, Seiten seiner bei einem vagen Plane bewenden liefs, in welchen er einer sorglosen Ruhe und einem ungestörten Schlafe ergeben — gleich dem Wischnu auf der Schlange Ohne-Ende, oder dem Jehova (der Rabbinen) auf dem Leviathan — die Welt oder die Menschheit, so zu sagen, auf eignen Füfsen stehen und gehen liefs! Kann hierbei noch eine göttliche Liebe bestehn, kann dergleichen von der Vernunft und dem göttlichen Geiste gerechtfertigt, durch die Geschichte bewiesen, aus der Schrift begründet werden? Johannes wenigstens sagt im Anfang seines Evangelium in Bezug auf die Ewigkeit des λόγος: das war das wahrhafte Licht, welches alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen, es war in der Welt, und die Welt ist durch dasselbige gemacht; und die Welt kannte es nicht; er kam in sein Eigenthum und die Seinen nahmen ihn nicht auf; wie viele ihn

Digitized by Google

aber aufnahmen, denen gab er Macht Gottes Kinder zu werden. So entbehrte also zu keiner Zeit die Menschheit des göttlichen Arztes, vielmehr war er stets als der Erleuchtende und Heiligende ihr gegenwärtig, und die dem Lichte folgten, wurden durch dasselbe der Wahrheit immer näher geführt, obgleich der ewige in der Welt seiende λόγος in dem einzelnen Individuo Jesus Christus noch nicht Mensch geworden war. Aus dieser Ansicht von den 4 gott- und heillosen Jahrtausenden erklärt es sich denn auch leicht, wenn der Verf. (pg. 277. Thl. 1.) Matth. 11, 11. selber den Heiland den wesentlichen Unterschied zwischen den wahren Mitgliedern des A. und des N. Bundes dahin machen läfst, dafs die ersteren des πνεῦμα Χριστοῦ (d. i. zugleich des ewigen λόγος) entbehrten, während H. H. nichtsdestoweniger an andren Stellen häufig von den Propheten im Munde führt ὑπὸ πνεύματος ἁγίου φερόμενοι ἐλάλησαν ἅγιοι θεοῦ ἄνθρωποι (Petr. II, 1, 21.). Gibts etwa auch 2 πνεῦματα, ist das ἅγιον πνεῦμα ein andres als das πνεῦμα Χριστοῦ und entbehrten die desselben, die, von ihm getrieben, redeten? In den folgenden Sätzen pg. 4. sucht der Vf. die zuvor angeführte unbedachte harte Behauptung etwas zu mildern, indem er meint, dafs die Zwischenzeit zu einer Vorbereitung auf die Erlösung gedient habe. Kann aber die Vorbereitungszeit von der Zeit der Erlösung absolut getrennt werden, ist nicht vielmehr die Erlösung auch in der Vorbereitung schon eine anfangende und sich immer mehr und mehr verwirklichende; kann durch etwas andres, als durch Gott, oder den göttlichen Arzt, der ewig in der Menschheit lebte und heilte, die Erlösung vorbereitet werden? Hierbei mufs sich der Gedanke jedoch zu dem Begriffe der *ewigen* Erlösung erheben, und von der scheint Hr. H. eben nicht viel zu wissen oder zu halten. Denn in endlichen, sinnlichen und fleischlichen Vorstellungen befangen, schliefst er die Erlösung wiederum einzig und allein in eine bestimmte Zeit ab, in ein einzelnes Individuum, nicht zugleich denkend an den ewigen λόγος, der, was er zu einer bestimmten Zeit im Fleische für die Menschheit vollführte, ewig als Geist in den Einzelnen vollbringt. Die zu einer bestimmten Zeit durch den Gottmenschen geschehene Erlösung kommt dadurch erst zur vollkommnen Wahrheit, dafs sie ewig von dem Gottmenschen, der dem sinnlichen Fleische nach zwar gestorben, aber dem Geiste nach ewig in der Menschheit lebendig ist (1 Petr. III, 18.), vollbracht wird; an sich d. h. der realen Möglichkeit nach sind wir bereits in Christo erlöset, allein nun ist zugleich die Aufgabe, dafs wir auch *wirklich* erlöset werden, dafs wir mittelst des in uns lebenden Gottmenschen uns die Erlösung des Sohnes Gottes zu eigen machen, und dadurch mit Gott vereinigt werden. Wird Christus nicht zugleich als der ewig lebendige beseligende λόγος begriffen, so beschränkt sich die Vorstellung oder der Glaube nur auf Zeitliches, Fleischliches, Vergängliches, woraus wahrlich für den Menschen kein Heil entsteht; ist die Erlösung nur eine historische Thatsache, und nicht zugleich die in ewiger Gegenwart sich in den Menschen vollführende, so hat sie zu uns nur ein äufserliches oder vielmehr gar kein Verhältnifs. Es bedurfte zwar einer langen Zeit, ehe die Erlösung des Gottmenschen als wirkliche in einem Einzelnen konnte historisch werden, allein da die Erlösung zu ihrer vollkommnen Entwickelung und Verwirklichung jener Vorzeit bedurfte, so konnte auch diese nie aufserhalb aller Erlösung liegen. Andrerseits ist es in der christlichen Zeit und Welt am wenigsten mit dem einzelnen historischen Factum abgemacht, im Gegentheil wer nicht durch den Geist des Glaubens und der Liebe, der Wahrheit und der Heiligkeit sich von der Unwahrheit, der Lüge und Sünde erlösen, und mit der Wahrheit und Freiheit versöhnen läfst, bei dem bleibt die Erlösung nur eine mögliche, ist nicht wirklich geworden, möge er immerhin Christ heifsen, der einen oder andren Parthei angehören. Nachdem der Verf. seine Meinung über eine gewisse nothwendige Vorbereitung oder zu bewirkende Empfänglichkeit angeführt hat, meint er nun weiter, dafs jene Empfänglichkeit von Gott auf eine andre Weise bei den Heiden vorbereitet, auf eine andre Weise bei den Juden hervorgerufen sei (pg. 4.). Es frägt sich also 2) *in welches Verhältnifs stellt der Vf. das Heidenthum und Judenthum zu der Offenbarung Gottes?* Es ist in der That nicht leicht das Verhältnifs sowohl der einzelnen heidnischen Religionen, als auch beider zur höchsten göttlichen Offenbarung, zum Christenthum, anzugeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 87.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1831.

Christologie des A. Testaments und Commentar über die Messianischen Weissagungen der Propheten von E. W. Hengstenberg.

(Fortsetzung.)

Eine genaue Betrachtung dieses schwierigen Gegenstandes, ja schon ein richtiges Urtheil darüber setzt eine reiche und zugleich geistig durchgearbeitete Gelehrsamkeit, eine tiefe Weltanschauung, eine innere Durchdringung der Religionsidee, ein an wissenschaftliche Entwickelungen gewöhntes unbefangenes Denken voraus. Einzelne von dem Ganzen losgerissene und aufgegriffene Notizen über heidnische Religions-Gebräuche oder Vorstellungen, anticipirte oder überlieferte Vorurtheile, mystische rein subjective Meinungen können auf diesem Gebiete nur zu dem fadesten Räsonnement, zu den lächerlichsten Absurditäten und heillosesten Behauptungen führen. Was und den wieviel hiervon Hrn. H. treffe, wird sich sogleich darthun. Mit beinah durchgängiger Unwahrheit und unglaublicher Lieblosigkeit läfst der Verf. in seinem Urtheile über das Heidenthum der ungebundensten Willkühr die Zügel schiefsen, und scheut sich nicht unter andrem folgendes hinzuwerfen pg. 4. „Die Heiden wurden im Ganzen „sich selbst überlassen (nämlich von Gott). Gott liefs „die Krankheit, welche ihr ganzes Wesen vergiftet hatte, „recht zum Ausbruche kommen, damit sie sich, wenn „der Arzt erschiene, über ihren Zustand nicht täuschen „könnten" (man vergleiche diesen Herr-Gott oder lieblosen partheiischen Weltinquisitor mit dem christlichen Gott der allgemeinsten Gnade und Liebe). „Das Grund„übel des gefallenen Menschen ist der Stolz oder die „Einbildung, dafs er Güter und Kräfte besitze, die ihm „in seinem ursprünglichen Zustande nur durch die Ge„meinschaft mit Gott eigen waren". (Demnach ist wohl das Bewufstsein des Menschen, durch die Erkenntnifs der Wahrheit im Geiste vernünftig und frei werden zu müssen, jenes Grundübel, da ja nach Hrn. H's. absolutem Machtspruche dem Menschen die Kräfte zur Erkenntnifs der Wahrheit oder Gottes fehlen sollen). „Der „Stolze wird aber nicht besser gedemüthigt.... als wenn „man ihn selbst seine Kräfte versuchen läfst". Diefs sei, meint Hr. H., bei den Heiden geschehn, und sie hatten zuletzt erkannt, dafs sie auf diesem Wege zu nichts Festem und Sicheren gelangen könnten. „Die selbst„gemachten Religionen hatten sich überlebt, und der „Zauber, der früher die Augen ihrer Anhänger blendete, „war geschwunden. Die selbstgemachten Systeme der „Philosophie hatten ihren Kreislauf vollendet; ein Sy„stem hatte das andre verdrängt, bis man endlich grade „durch die Vielheit der menschlichen Systeme mifstrau„isch gegen ihre Wahrheit wurde und in allem mensch„lichen Wissen zweifelnd, bewufst oder unbewufst sich „nach einer höheren Gewifsheit sehnte". Doch halten wir für's Erste ein, und suchen zunächst das wildtobende Meer hochfahrend-nichtiger Gefühle und Einfälle ein wenig zu beschwichtigen. Obgleich Gott und zugleich sein Wille und Rathschlufs unbegreiflich sein soll, so konnte ihn nichtsdestoweniger der Verf. in so weit begreifen, dafs die Heiden von Gott sich selbst überlassen wurden, und ihre eigne Kräfte versuchen sollten. Aus welcher Quelle ist nun diese Versicherung geflossen? etwa aus der inneren Erfahrung eines düsteren Gefühls oder aus ihrer Schwester, der äufseren Erfahrung? Hätte der Vf. in der wirklichen Erfahrung oder in der erfahrenen Wirklichkeit der vorchristlichen Zeit das Wahre zum Theil begriffen, so würde er sicher nicht zu jenem wahrheitslosen Resultat gekommen sein. Denn wie und wo hat je ein Staat oder Volk in der Geschichte wahrhaft welthistorische Bedeutung haben können, wenn nicht zugleich Gott auf irgend einer Stufe sich in ihm geoffenbart, und dadurch zugleich Tugend und Sittlichkeit, Frömmigkeit und Gerechtigkeit in einem mehr oder minder hohen Grade in ihm geherrscht

Digitized by Google

hätte. Stehen die Heiden insgesammt den Thieren oder auch nur rohen nomadischen Horden gleich? Wer anders ist ihr Schöpfer als Gott, und kann der liebevolle Schöpfer seine Geschöpfe sich selbst überlassen, von wem anders als vom göttlichen Geiste rührten ihre Anlagen, und ihr Geist her; was anders als das göttliche Wesen war in ihrem Gewissen wach und rege? Wer in seinem Gotte ein hohles Abstractum, ein leeres Traumgebilde, das nicht nur aufserhalb des Heidenthums, sondern auch aufserhalb aller Welt und Menschheit residiren soll, verehrt, der allein mag sich über jenes leichtfertige lieblose Urtheil, dafs die Heiden sich selbst überlassen, dafs sie also von Gott los gewesen wären, und ihre Religionen wie eine Fabel selbst gemacht hätten, hinaussetzen können. Was anders bezwecken denn die Chinesen, die Inder und Perser, die Aegypter, Griechen und Römer in ihren Religionen, als ein höheres von niedrigen irdischen Interessen freies, reines sittliches Leben? und in diesem Bestreben sind sie sich selbst überlassen? Nur eine Unwissenheit über das immanente Verhältnifs der Menschheit zur Gottheit, und rohe Unkenntnifs von dem Wesen und dem inneren Zusammenhange der einzelnen Religionen kann die heidnischen Religionen mit dem verächtlichen und abstofsenden Worte „selbstgemacht" bezeichnen; denn so wenig ein Volk sich sein Wahrheitsgefühl, sein Gewissen, seinen Geist selbst schafft oder macht, ebenso wenig ist seine Religion eine selbstgemachte. Nie und nirgends hat eine Religion geblüht, welche nicht von dem in dem Menschen wachen Bewufstsein Gottes ausgegangen wäre, und in welcher nicht das Volk sich von einer geistigen, verklärten göttlichen Seite gezeigt hätte, mochte nun immerhin diese Religion im Vergleich mit den andren auf einer nur niedrigen Stufe der entwickelten Religionsidee stehn. Am gedankenlosesten ist aber das Gerede des Verfs. über die selbstgemachten Systeme der Philosophie u. s. w. Allerdings hat das Philosophiren von jeher eine eigne angestrengte Thätigkeit des Geistes erfordert, war niemals Jedermanns Sache, und unterscheidet sich eben hierdurch von dem gedankenlosen Denken und Reden. Woher weifs denn nun der Vf. — trotz der gerühmten Unbegreiflichkeit der Wahrheit — dafs in allem heidnischen Philosophiren, dafs z. B. in der Philosophie eines Plato, Aristoteles u. A. nichts wahrhaft Geistiges und Göttliches, sondern nur menschlich Machwerk zu finden sei? An dem seit Jahrhunderten von jeglich treuem Diener der herrschenden Gedankenlosigkeit überlieferten Mährchen, dafs das eine von dem andren verdrängte System, dafs die Vielheit der menschlichen Systeme Mifstrauen gegen ihre Wahrheit, ja Verzweiflung an allem Wissen erregt habe, daran schwimmt der Verf. sich so recht zu laben, oder meint wenigstens einen grofsen recht bedeutenden Fund gethan zu haben. Dergleichen fixe Einbildungen widerlegt jedoch die Geschichte leicht und schlagend; denn was in den philosophischen Systemen der Alten sich als wahrhaft philosophisch d. h. nothwendig gedacht und entwickelt zeigt, das gehört wie ein einzelnes Glied einem organischen Ganzen an, das hat die *eine* durch alle Jahrtausende sich hindurch entwickelnde Philosophie als in ihrem grofsen Läuterungsprocefs streng erprobt und ächt befunden, treu in ihrem Geiste aufbewahrt. Wie in der einen Menschheit die vielen Nationen, wie in der einen und allgemeinen Weltgeschichte die besondren Völkergeschichten, wie in der einen ewigen Religion, die im Christenthum ihren Gipfelpunkt erreichten, die vielen nur besondre Momente einer in sich gegliederten Religion ausmachen, so sind auch die vielen Philosophien durch das in ihnen enthaltne erkannte Wahre nur grünende Zweige an einem lebendigen Stamme; sie alle hängen auf das engste zusammen und jede spätere Philosophie hat nur die Aufgabe, die früheren (d. h. die Wahrheit derselben) in sich aufzunehmen, sie weiter zu entwicklen, und in der einen Wahrheit zu vollenden. Wefshalb hat der Verf. kein Mifstrauen gegen die Geschichte und Religion, da in ihnen sich gleichfalls eine Vielheit von Geschichten und Religionen zeigt, wefshalb verzweifelt er nicht an aller Wahrheit derselben? — Doch wozu noch diese Frage? Wir haben bereits gesehn, dafs Hr. H. die Nothwendigkeit der Vielheit in einer concreten Einheit nicht ahndet, dafs in ihm jene Verzweiflung bis auf eine einzelne, von dem Ganzen abgerissene, durch Mystik entstellte Geschichte, welche er Christenthum heifst, tiefe Wurzel geschlagen hat. Und so wird man kaum einen Satz über das Heidenthum in obigem Buche finden, der nicht mindestens etwas Schiefes, Unwahres, Beschränktes und Liebloses enthielte. Wir begnügen uns mit der gegebnen Probe, und gehn weiter, um die Ansicht des Verfs. über das Judenthum näher zu beleuchten.

Die Aufgabe des Hrn. H. bei dem Heidenthum war, alles Göttliche wo möglich aus der Welt hinwegzu-

Digitized by Google

schaffen, Gott gleichgültig gegen die Menschheit im Nichtsthun jenseits, die Menschheit aber in gottloser Thätigkeit diesseits darzustellen; bei dem Judenthum geht dagegen sein Bestreben einzig und allein dahin, die Menschheit in voller Trägheit und absoluter Nichtigkeit diesseits, Gott dagegen in höchster Liebe und Thätigkeit jenseits vorzuführen, und dieses Verhältnifs Gottes zu dem (jüdischen) Menschen als das Wahre anzupreisen. Man erkennt jedoch in jenen beiden Betrachtungsweisen leicht dieselbe Abstraction, da ein thätiges Diesseits und ein unthätiges Jenseits ganz gleich ist einem thätigen Jenseits und unthätigen Diesseits. Zur Einheit beider Seiten, und somit zur Einheit göttlich-menschlicher Thätigkeit kommt der Verf. nicht, er bleibt vielmehr, indem er das jenseitige Abstractum alle Wahrheit neidisch in sich verschliefsen, dagegen die diesseitige Menschheit vollkommen nichtig erscheinen läfst, auf Grund und Boden des Judenthums stehen, und defshalb sieht man auch nicht selten in seinem Buche das Bemühen stark durchscheinen, das Judenthum in das Christenthum verdrehen und dieses in jenes entstellen zu wollen. Der Begriff der jüdischen Religion, oder der dem Judenthum zu Grunde liegende Gedanke wird in den Vorstellungen des Verfs. kaum berührt; es heifst von den Juden pg. 6. bei ihnen sei die Vorbereitung durch direkte Einwirkung geschehen, damit da wo der Gesandte Gottes einst erscheinen sollte, die Kenntnifs des Sendenden nicht verschwände. Gott habe daher den Abraham abgesondert, ihn durch Segnungen und Verheifsungen an sich gezogen, und nach und nach durch Herablassung zu seiner Schwäche zu sich emporgehoben, indem er diefs Verfahren zuerst gegen die nächsten Nachkommen Abrahams, und endlich gegen das ganze Volk fortsetzte (vgl. auch pg. 25.), zu welchem Volke Gott noch in ein specielles Verhältnifs als König getreten sei, seinen sämmtlichen Einrichtungen den Ursprung und die Beziehung auf sich gegeben, dasselbe auf eine sinnliche Weise an sich zu ketten, und in der Treue gegen sich zu erhalten gesucht habe, durch das sich in allen seinen Schicksalen kundgebende Gesetz der sichtbaren Vergeltung, nachdem der treuen Ergebenheit Glück, dem Abfall und der Untreue Unglück folgte; der Glaubensschwachheit dieses Volkes endlich sei Gott durch ein sinnliches Zeichen seiner Gegenwart und durch zahlreiche wunderbare Erscheinungen zu Hilfe gekommen, und habe ihm durch stets neue mit göttlicher Kraft und Allmacht ausgerüstete Abgesandte seinen Willen kund gethan, und ermahnet, gewarnt und gestraft. In dieser ganzen Schildrung des patriarchalischen Verhältnisses Gottes zum jüdischen Volke ist nichts weniger als das Wesen, der Charakter und die Natur oder das wahre Verhältnifs des Judenthums zur Offenbarung Gottes, sondern nur dasjenige enthalten, wodurch das Judenthum noch heidnisch ist, und seinen Hervorgang aus dem Heidenthum bezeugt. Denn auch bei den Heiden werden dergleichen direkte Einwirkungen erzählt; nach ihren Mythen soll die Gottheit sich gleichfalls einzelner Individuen ganz besonders angenommen haben, ihnen sinnlich erschienen sein, und in ihrer sinnlichen Gegenwart mancherlei Einrichtungen gleichsam mit eigner Hand gestiftet haben. Man denke nur an die unzähligen Indischen Verkörperungen, an die Aegyptischen Erzählungen von Isis und Osiris und an die Griechischen Theophanien u. s. w. Obgleich aber Gott in dem Einzelnen seine Wirklichkeit hat, so ist er doch seiner Wahrheit nach als allgemeiner Geist nichts Sinnliches; alle jene nicht geschichtlichen, — denn geschichtlich ist die Erscheinung Gottes im Fleische allein im Christenthume, — sondern mythischen Gotteserscheinungen deuten daher auf die Kindheit der Religion eines Volkes hin, und hiernach läfst sich wohl der Anfang, nicht aber der wahrhafte Charakter einer Religion angeben. Der Vf. sieht dagegen dergleichen Sinnlichkeit für das Höchste an, und läfst so über dem Fleischlichen das Geistige fahren, wobei nur auffallend ist, wie dem Verf. dasselbe im Heidenthum habe entgehen können. (Anderseits ist jene Schilderung der Art, wie sie nur von dem Standpunkte des Judenthums gegeben werden kann). Die jüdische Religion erhält ihren eigenthümlichen Charakter durchaus nicht im Patriarchalismus, sondern erst im Mosaismus durch das Gesetz, und diefs ist die im Judenthume geoffenbarte Idee, nach welcher wir im A. Testament das Verhältnifs Gottes zum Israelitischen Volke bestimmt sehn. Gott wird nur als der unendliche Schöpfer, die Welt und der Mensch als das zeitliche und endliche Geschöpf vorgestellt, Jehova ist der strenge gerechte Richter, der Mensch aber der unter dem Gesetze gefesselte Knecht; Gott steht getrennt von aller Welt, erhaben über dem Geschöpfe als der ewig heilige, majestätische Herr da, der Mensch ist der nichtige dienende Knecht. Hieraus ersieht man, dafs Gott eigentlich als die dunkle uner-

Digitized by Google

forschliche ferne Ursache, der Mensch dagegen und überhaupt die Welt als die von jener Ursache getrennte Wirkung gedacht wird; denn der Jüdische Verstand, nicht die mit dem göttlichen vereinte christliche Vernunft, setzt eine durchgehende Trennung und einen schroffen Gegensatz zwischen Gott und dem Menschen, zwischen dem göttlichen und menschlichen Geiste und Willen, zwischen Jehovas Vollkommenheit und Israels Unvollkommenheit, so jedoch, dafs jener Gegensatz, wie es auch nothwendig, nie zur Versöhnung kommt, (denn im Gegensatz ist eben jener unaufgelösten Trennung wegen keine Versöhnung), und diefs ist das Falsche, weil dadurch Gott in seinem abstracten Jenseits der Wirklichkeit, der Mensch aber in seinem nichtigen kargen Diesseits der Wahrheit beraubt wird. Da nun der Mensch in seinem Innern keinen unendlich göttlichen Gehalt hat, da er sich gegen die ungeheuere Kraft und Macht seines Jehovas absolut kraftlos und ohnmächtig wähnt, da nach seiner verständigen Meinung, was richtig, gesetzlich und Gott wohlgefällig sein soll, nur von ihm geleitet werden kann, so mufs auch nothwendig Jehova selbst für den König des Jüdischen Staates gehalten werden, und statt der nichtigen menschlichen Herrschaft entsteht eine Theocratie. Staat und Religion, die beide dasselbe abstracte Oberhaupt haben, können daher nicht von einander getrennt werden, sie sind besonders in der Jüdischen Geschichte eng in einander verwebt. Kindisch aber und beinah lächerlich mufs es einem Jeden erscheinen, wenn man, wie in obigen Sätzen der Vf., die Entstehung der Theocratie also erklärt, als ob Gott urplötzlich und willkührlich einmal habe König der Juden sein wollen, um seine besondere Liebe und Gewogenheit kund zu thun. — Ueber das Gesetz fügt Hr. H. pg. 7. noch hinzu, dafs die eigentliche Vorbereitung auf die Erscheinung des Erlösers durch die Gebung des Gesetzes gebildet sei. Zwar sei auch dem gefallenen Menschen das göttliche Sittengesetz eingeprägt — allein dieser besitze kein lebendiges Princip, dem Gesetze die sündigen Neigungen unterwürfig zu machen — bei ihm sei ein unerträglicher Widerstreit zwischen Gewissen und sündiger Neigung — er fühle, dafs er durch eigne Kraft unmöglich den Gegensatz aufheben und zur wahren Ruhe gelangen könne — defshalb suche er sich eine Scheinruhe zu verschaffen, indem er die andre Seite des Gegensatzes aufhebe und so ziehe er Gott und sein heiliges Gesetz in seine Beschränktheit herab. Damit diefs aber bei den Hebräern nicht geschehn könne, habe Gott ihnen sein Gesetz geoffenbart. (Mit der Beschreibung dieser äufserlichen Offenbarung hat der Vf. seine Leser glücklicher Weise verschont). Ein solches Gewirre von Hirngespinsten über das heidnische Sittengesetz, über das Jüdische Gesetz und über Gottes *unbegreifliches* Verhalten ist wohl schwerlich anderwärts aufzufinden.

Nach solchen Irrfahrten rückt der Verf. der Thatsache der Versöhnung näher, und meint: es habe Gott gefallen (damit wird so der Act einer ganz losen Willkühr bezeichnet), dem Menschen Kunde mitzutheilen von einer dereinst bevorstehenden grofsen Wiederherstellung und Aufhebung der Folgen der ersten Sünde pg. 7. Die Kunde von einer ursprünglichen Offenbarung sei selbst unter den heidnischen Völkern nicht ganz verloren gegangen, — und gleichfalls fänden sich auch Hoffnungen von einer Zeit der Wiederherstellung durch das Alterthum verbreitet. Diefs sei vorzüglich bei den Persern der Fall, deren Religion sich überhaupt durch würdigere Begriffe von Gott und durch erhabnere Vorstellungen vom zukünftigen Leben vor den übrigen Religionen des Alterthums auszeichne p. 8. Nach den Vorstellungen von einer mythischen ursprünglichen Offenbarung und von einem zu hoffenden zukünftigen Leben läfst sich nichts weniger als das Wahre einer Religion bestimmen; denn beides ist, da es über die wirkliche Gegenwart hinausgeschoben wird, rein abstract, es fragt sich vielmehr, welche Vorstellungen hat ein Volk vermöge seiner Religion von Gottes Wesen und seinem Verhältnisse zur Welt, von des Menschen Bestimmung, von der Wahrheit und Freiheit, die in der Wirklichkeit, nicht in einem abstracten Jenseits realisirt werden sollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 88.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1831.

Christologie des A. Testaments und Commentar über die Messianischen Weissagungen der Propheten von E. W. Hengstenberg.

(Fortsetzung.)

Wo, wie im Parsismus, der Kampf zwischen dem Natürlichen und Geistigen, dem Menschlichen und Göttlichen, dem Bösen und Guten, der Finsternifs und dem Lichte in seiner gröfsten Stärke vorgestellt wird, so dafs das Bewufstsein davon den Kern der Religion ausmacht, wo das im Volke wurzelnde religiöse Bewufstsein noch zu schwach ist, jenen Kampf als einen zugleich ewig aufgehobenen zu erfassen, ja, wo im Gegentheil der Hauptinhalt dieses religiösen Bewufstseins ein abstractes Schmachten und Sehnen nach einer unendlich fern gehaltenen wirklichkeitslosen Zeit oder inhaltsleeren Ruhe ist, eben da sollen nach des Verfs. Meinung würdigere Begriffe von Gott, erhabenere Vorstellungen von einem zukünftigen Leben sein. Wo aber, wie im Griechenthum, das religiöse Bewufstsein sich bereits einen positivern Inhalt durch die Kunst und die schöne Freiheit verschafft hat, und wo also auch jener Kampf keinen absoluten Gehalt mehr hat, — denn die Titanen, die finstere Naturmacht, sind an den äufsersten Saum der Erde gebannt — wo endlich die Zukunft der Gegenwart näher gebracht wird, da erscheint Hrn. H. die Religion unreiner pg. 8 — 14. Die Willkühr hat auf diesem Gebiete den weitesten Spielraum, und davon gibt der Verf., indem er in Allem, ohne sich um die Geschichte und einen vernünftigen Beweis zu kümmern, mit einigen abgerissenen Citaten aus der Zend-Avesta u. s. w. seine subjectiven Vorurtheile walten und schalten läfst, die glänzendsten Zeugnisse. Allerdings steht der Dualismus der Parsen in seinen Vorstellungen von Gott und Moralität über dem Chinesischen Elementardienst und über dem Indischen Pantheismus, allein der Griechische Polytheismus setzt sowohl den Indischen Pantheismus als auch den Parsischen Dualismus voraus; denn in Griechenland stehen nach dem religiösen Bewufstsein die bereits persönlich gedachten Götter in einer bei weitem engern Beziehung zu dem menschlichen Leben; dieses hat seines göttlichen Inhalts wegen höhern Werth, der Einzelne weifs sich frei, und seine Moralität und Freiheit soll zugleich mit der im ganzen Staate herrschenden Sittlichkeit und Freiheit geeinigt sein. Worin nichts destoweniger der Polytheismus endlich und beschränkt sei, weshalb der Jüdische Monotheismus über demselben stehe, wie die Religionsidee im Christenthum endlich ihren Gipfelpunkt und ihre Vollendung erreiche, diefs hier auch nur in der möglichsten Kürze anzudeuten, gestattet der Ort nicht. In seiner bereits bekannten vorurtheilsvollen Weise stürmt der Vf. pg. 15. also auf das Heidenthum los: „Wir dürften bei den heidnischen Völkern von vorn herein keine andre als unbestimmte und mannigfach entstellte Hoffnungen einer bessern Zukunft erwarten. Denn theils waren sie allein auf die in den ersten Anfängen der Geschichte dem Menschen hierüber ertheilten Offenbarungen beschränkt, die nach der Beschaffenheit der Empfangnahme unbestimmt und allgemein sein mufsten, theils konnte diese Ueberlieferung im Fortgang der Zeit nicht anders als entstellt werden, da sie im Gegensatze gegen die Gesinnung der sich selbst überlassenen, der Theilnahme an den fernern göttlichen Offenbarungen beraubten Heidenvölker stand". In diesen Sätzen liegt doch handgreiflich, dafs Gott absichtlich die Heiden von sich gestofsen, dafs er willkührlich sich ihnen nicht geoffenbart, dafs er eigenwillig und eigensinnig sie sich selbst überlassen habe. Und es ist in der That auffallend, dafs der Verf. nach seiner Weise nicht gleich hinzugesetzt hat: (vgl. jedoch pg. 25.) Gottes Wesen, Rathschlufs und Verfahren sei unbegreiflich, es sei daher Niemand zu fragen berechtigt, was Gott zu diesem Benehmen veranlafst, es sei anmafsend die Gründe da-

Digitized by Google

von erforschen zu wollen u. s. w. So ist der Grundsatz von der Unbegreiflichkeit ein schöner Wall, durch welchen das theologische Subjekt jegliche Verdrehung und Beschränktheit bequem decken und verschanzen kann. Allein wenn dergleichen Fragen aufgestellt werden, — und diefs ist die heiligste Pflicht eines jeden im Glauben und Geist lebenden Theologen, um sich vor Unwahrheit, Lüge und Betrug zu schützen, — so werden dieselben nicht an Gott, sondern an das dogmatisirende Subjekt, welches jenes von Gott aussagt, gerichtet; dieses Subjekt nun, welches sehr wohl von Gott zu unterscheiden ist, mufs seiner Grundsätze, seiner Darstellung und seiner christlich seinsollenden Urtheile wegen also gefragt werden: Was berechtigt dich wider die Bibel, Geschichte und Offenbarung in Gott, dessen Wesen auf einer *freien Nothwendigkeit* oder *nothwendigen Freiheit* ruhet, eine willkührliche Offenbarung zu setzen? — hat sich nicht, da Gott die Liebe selbst ist, eben diese Liebe Gottes von Ewigkeit her auf alle Menschen erstreckt, und wäre er nicht des Hasses und Neides voll, wenn er willkührlich von der Offenbarung seiner Wahrheit und Liebe einzelne Menschen und Völker, ja die ganze Welt gegen ein einzelnes kleines Volk ausschlösse? wie darfst du also die arge Behauptung aufstellen, dafs die Heidenvölker der Theilnahme an den göttlichen Offenbarungen beraubt gewesen seien? wie magst du es entschuldigen, diesen in Jüdischer Geistesverfinsterung, Selbstsucht und Eigendünkel wurzelnden Wahn für etwas Christliches ausgeben zu wollen? Wie magst du die Welt und dich selber täuschen, wenn du, bei deinen Versicherungen über die Art der Offenbarung Gottes, über seinen Willen und sein Benehmen gegen die Heiden, noch von einer Unbegreiflichkeit Gottes sprichst? Solche und ähnliche Fragen müssen in jedem Theologen aufsteigen, dem es um die Reinheit des christlichen Glaubens und Geistes, um die Erkenntnifs der Wahrheit und die Verwirklichung der göttlichen Freiheit zu thun ist, in einem Jeden, der Hrn. H. nicht sogleich als Organ der Gottheit, sondern zunächst nach seinem Buche als einen, gleich vielen andren, seine subjectiven Meinungen vorbringenden Theologen ansieht, der mit Jerem. weifs, dafs viele des Herzens-Gesicht predigen, nicht aus dem Munde Gottes reden, der mit Ezech. das Volk beklagt, defs Propheten es mit losem Kalke tünchen, lose Theidinge predigen, und ihm Lügen weissagen, und sagen: So spricht der Herr Herr, so es doch der Herr nicht geredet hat.

Den Heiden gegenüber heifst es pg. 15. von den Hebräern, dafs bei ihnen jene Hoffnung nicht abgerissen, sondern im innigen Zusammenhange mit dem Ganzen der Theocratie gestanden hätte, dafs die früheren Verkündigungen durch schriftliche Aufzeichnung vor jeder Verfälschung gesichert gewesen (wie in aller Welt kann eine schriftliche Aufzeichnung vor jeder Verfälschung sicher sein? und warum sind denn bei den Heiden die schriftlich aufgezeichneten Religionsvorstellungen u. s. w. just verfälscht?) dafs die Erwartung durch neue Offenbarungen bei dem Volke lebendiger geworden sei, und eine immer bestimmtere Gestalt erhalten hätte — dafs so endlich die Lehre von dem zukünftigen Wiederhersteller (ein im Ganzen unpassender Ausdruck, da der Sohn Gottes nicht sowohl etwas Vergangenes wiederherstellen, als die Welt zur Wahrheit erheben sollte) die Seele und den Mittelpunkt aller theokratischen Hoffnungen bildete. Worin die Hoffnungen einer segensreichen Zukunft begründet waren, davon gibt der Verf. eigentlich gar keinen Grund an, er leitet sie ohne die mindeste Beweisführung von der Willkühr *seines* Gottes her, und macht sich hierdurch die Sache wiederum äufserst bequem. Nach der Idee des Judenthums konnte vielmehr der Hebräer sich gegen Jehova nur für nichtig und unbedeutend halten, denn Jehova allein ist im Besitz aller Wahrheit und Vollkommenheit, der Mensch mufs auf jeglichen wahrhaft göttlichen, unendlichen Werth und Gehalt verzichten. So wird die Gegenwart kurz und inhaltsleer, sie steht gegen die Vergangenheit verlassen da; der Mensch aber, fern von der Vergangenheit, unbefriedigt durch die Gegenwart, kann sein religiöses Vertrauen nur auf die Zukunft setzen, und was ihm in der gegenwärtigen Wirklichkeit an Glück und Heil zu fehlen scheint, das hofft er realisirt in der Zukunft. Welche tiefe Wahrheit der mit dem eben Gesagten eng zusammenhängenden Weissagung zu Grunde liege, werden wir nachher anzudeuten Gelegenheit haben. In Bezug auf jene Erwartung der Hebräer fügt der Verf. pg. 16. noch hinzu, dafs die Aussprüche über die Zukunft des Erlösers bei den Hebräern allein das Siegel göttlicher Autorität hätten, von allen menschlichen Zusätzen frei erhalten wären, und defshalb auch allein den Namen göttlicher Weissagun-

Digitized by Google

gen verdienten. Diese Worte, so dahin gestellt, geben abermals nichts als eine leere Versicherung; man hätte doch wenigstens eine Andeutung erwarten können, worin denn eigentlich das Siegel göttlicher Autorität bestehe, und weshalb jene Aussprüche von allen menschlichen Zusätzen rein seien. Beides doch wohl nicht deshalb, weil sie einmal im A. Testamente aufgezeichnet sind, — denn dieses ist ja, doch wohl auch nach Hrn. H., nicht von Gott, sondern von Menschen geschehn — oder weil sie vielleicht irgend ein Rabbi, ein Kirchenvater, oder sonstiger alttestamentlicher Exeget für ächt hält? Doch wohl nur dann, wenn sie eine göttliche Wahrheit enthalten, welche bewiesen werden kann? Sonst haben jene Aussprüche keine göttliche Autorität, sondern sind, wie von Menschen ausgegangen, so auch nur menschliche Versicherungen, und es würde sodann vielleicht auch auf sie oft obiger Ausspruch passen: „Der Herr Herr hat also gesprochen und der Herr hat es doch nicht geredt". Selbst das N. T. sagt davon kein Wort, dafs die Jüdischen Aussprüche über die Zukunft des Erlösers unbedingt göttliche Autorität hätten, es ist diefs also abermals eine unbegründete Behauptung des Hrn. Verfs. Allein es ist jetzt am Orte überhaupt zu sehn, welche Ansicht Hr. H. von der Bedeutsamkeit und dem Zwecke der Weissagungen habe.

3) Die Weissagungen können wie Alles, was wahrhaft geistiger Natur ist, nur *einen* innern Zweck in sich tragen, sie bezwecken eine höhere Offenbarung oder Kundthuung des Göttlichen, eine weitere Fortbildung und tiefere Befestigung des religiösen Bewufstseins, also etwas Geistiges, dadurch allein können sie in dem ewigen göttlichen Geiste einen nothwendigen Platz einnehmen. Wenn nun auch der *eine* Zweck nach verschiedenen Seiten sich verzweigt, und diese Seiten bei Betrachtung der Weissagungen zu entwickeln sind, so ist es dennoch unpassend und falsch, von verschiedenen Zwecken derselben zu reden. Denn verschiedne Zwecke eines Gegenstandes angeben, heifst soviel, als dessen verschiednen Nutzen aufzählen, durch diese wird aber nicht die Natur eines geistigen Objects, sondern höchstens seine äufsere Beziehung auf andre Gegenstände berührt, und so möchte es denn nichts geben, wovon nicht ein oder mehrere Nutzen aufgezählt werden könnten. Was auf einen geistigen Inhalt Anspruch macht, bei dem ist ein äufserlicher Nutzen werth- und bedeutungslos, das hat vielmehr seinen Zweck, seine Befriedigung und Vollendung in sich selbst, indem es hinzielt auf die Erfassung der Wahrheit, auf das Leben nach derselben, auf die Beseeligung durch dieselbe. So kann auch das Ziel der Weissagungen, wenn sie anders das Gepräge des göttlichen Geistes tragen, nur geistig sein, d. h. sie müssen Wahrheit enthalten, welche in jenem Geiste der Ewigkeit als begründet nachgewiesen werden kann. Wenn man jedoch in den göttlichen Offenbarungen, auf welche die Weissagungen sich stützen sollen, keine Nothwendigkeit, sondern nur einen Akt göttlicher Willkühr erkennt, wenn man ferner das Wahre, welches den Gegenständen zu Grunde liegt, nicht begreifen zu können vorgiebt, so kann freilich nur auf einen äufserlichen Nutzen, nicht auf die Wahrheit der Sache alles Gewicht gelegt werden. Diefs ist bei Hrn. Hengst. der Fall, er hat sich viele Zwecke der Weissagungen ausgedacht, unter welchen er zuerst den aufzählt: 1) dafs durch die Weissagungen der Blick über die Vorbereitungsanstalt hinaus auf die Hauptanstalt sollte gerichtet werden; durch dieselben sollte zum Bewufstsein kommen, dafs das speciell Verhältnifs Gottes zum Volke Israel nur ein zeitliches sei, und dafs darauf ein grofser Wiederhersteller erscheinen werde, an dessen Reiche alle Völker Theil nehmen würden pg. 16. und 17. Es hat hier beinahe den Anschein, als ob der Verf. zum Bewufstsein des wahren Ziels der Weissagungen und zur Ahndung des einen allgemeinen ewigen Verhältnifses der göttlichen Liebe zur Menschheit gekommen sei, allein der Jüdische Partikularismus wird nicht sowohl als eine vom beschränkten Verstande ausgegangene Endlichkeit der Religion dargestellt, sondern vielmehr, ächt Jüdisch, als eine von Gott willkührlich ohne Nothwendigkeit (und für eine bestimmte Zeit) gesetzte Besonderung, und da somit Gott selbst zum Urquell falscher Jüdischer Vorstellungen, oder zum Urheber einer nichtigen Anmafsung entwürdigt erscheint, so wird ebenso sehr das wahre Verhältnifs wieder entstellt, ja kaum geahndet. Die Propheten haben vielmehr das Bewufstsein von der allgemeinen Liebe Gottes, defshalb deuten sie nicht selten darauf hin, dafs die Vorstellung von einem angeborenen Vorzuge eine Anmafsung des endlichen, zeitlichen Verstandes sei, und dafs der Partikularismus, da er Gottes unwürdig, von dem Messias in den Universalismus werde aufgehoben werden (vgl. besonders Jes. 49, 1. sqq.). Wollte man indefs das Wahre, welches in jenem Partikularismus oder in der Vor-

Digitized by Google

stellung von einem göttlichen Vorzuge liegt, aufweisen, so kann es wohl nur darin liegen, dafs allerdings das religiöse Bewufstsein des Monotheismus eine höhere Stufe einnimmt, vor dem des Pan- und Poly-theismus gewissermafsen einen Vorzng hat und Gott wohlgefälliger ist; damit ist jedoch weder das heidnische religiöse Bewufstsein ein rein gottloses geworden, noch das Jüdische — sofern jener höhere Standpunkt zu einer anmafsenden, dünkelhaften Besonderung und selbstsüchtigem Partikularismus getrieben wird, — ein rein göttliches. — Als 2ten Zweck oder Nutzen giebt der Verf. an, dafs die Verkündigung des Messias ein Mittel gewesen sei, das Volk in bedrängten Umständen in der Treue gegen den Herrn zu halten. Hier liefse sich wohl fragen, wefshalb Gott, da ihm ja die Willkühr soll zu Gebote gestanden haben, nicht lieber die bedrängten Umstände selbst wegschaffte; alsdann hätte es jenes Mittels gar nicht bedurft, und die frommen Juden würden erfahren haben, dafs sie doch in der That und Wahrheit von ihrem Jehova ein Gesetz der sichtbaren Vergeltung empfangen hätten. Betrachten wir aber den angegebenen Nutzen selbst, so ist die Aussicht auf Belohnung oder auf Glück, Heil und Wohlsein die Triebfeder zu jener Treue; die Treue geht also nicht aus einer Liebe zum Göttlichen, sondern vielmehr aus Eigennutz hervor, und solche schmutzige Motive werden noch vom christlichen Standpunkt aus Gott selber untergeschoben, oder sollen ihn bewegen, den Propheten eine Weissagung mitzutheilen. Auf diese Weise dient das Objekt der Weissagung, d. i. der Messias zu einem ähnlichen Zwecke als heutigen Tags nur zu oft das jenseitige Leben, dessen Erwartung bei so vielen seine Wurzel in einem reinen Eigennutze, d. i. in der Hoffnung der Befriedigung zeitlicher Wünsche, fleischlicher Gelüste oder sonstiger nichtiger Interessen hat. Hr. Hengst. giebt noch als Zugabe zu seinem zweiten Nutzen, dafs dieser auf das ganze Volk berechnete Zweck der Messianischen Weissagungen selbst dann erfüllt werden mufste, wenn auch die Erwartungen des Volkes rein fleischlich waren, pg. 18. Wie konnte Hrn. Hengst bei Aufstellung dieses Satzes entgehn, dafs ja so in Gott gewissermafsen eine jesuitische *reservatio mentalis* geschoben werde, da er die fleischliche und verderbliche Erwartung mehr oder minder zulassend, den gröfsern Theil des Volkes durch seine Propheten verblendete und täuschte? Ehe jedoch die Propheten oder Jehova einen Jüdischen Diener des Fleisches mit falschen Hoffnungen betrogen, hätte er doch besser gethan, demselben zunächst seine fleischlichen Erwartungen durch die reine, ungetrübte Wahrheit zu entreifsen, zu verbittern und in argen, wohlverdienten Schmerz zu verwandeln. In diesen Erörterungen des Nutzens der Weissagungen ist noch obenein der dritte Zweck, nach welchem die Weissagung ein Beförderungsmittel der Frömmigkeit war, mit dem 2ten angegebenen so ziemlich einerlei, denn was zur Treue gegen den Herren aufmuntert, ist doch wohl ein Beförderungsmittel der Frömmigkeit. Wo es übrigens solcher Mittel, als da sind: Aussichten auf Belohnungen, auf eine glückselige Zukunft u. s. w. bedarf, da ist wahrlich nach christlich-religiöser Ueberzeugung die Frömmigkeit noch nicht weit gediehen, und defshalb kann ein solcher Zweck schwerlich Gott zugeschrieben werden. Dem Frommen und Getreuen soll vielmehr der Antrieb zu seinem Leben und Wandel einzig und allein das feste, uneigennützige Bewufstsein von der Nothwendigkeit der zu erfassenden beseligenden Wahrheit und Heiligkeit, Frömmigkeit und Gerechtigkeit sein, alsdann ist ein in der Liebe thätiger Glaube, und eine in dem Glauben lebendige Liebe die unerschütterliche, felsenfeste Basis des Lebens. Ein 4ter Zweck ist nach des Verfs. Ansicht der, dafs die Ergreifung der Gnade denjenigen, welche bereits den Zweck des Gesetzes erreicht hatten, erleichtert worden sei, wenn ihnen die Bedingung ihres Heiles, d. i. derjenige, welcher ihre Sünden auf sich nehmen sollte (! Jes. 53. — vielmehr auf sich genommen hat, nimmt und auf sich nehmen wird) in Weissagungen vorgeführt würde. Dieser mystische Knoten ist schwer zu lösen; soviel sieht man, dafs der Verf. wiederum den ewigen, stets begnadigenden und beseligenden λόγος ganz und gar verzeitlicht.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 89.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1831.

Christologie des A. Testaments und Commentar über die Messianischen Weissagungen der Propheten von E. W. Hengstenberg.

(Schluſs.)

War denn in dem erreichten Zwecke des Gesetzes nicht zugleich die göttliche Gnade ergriffen? Lag denn für einen und jeden die Bedingung der Gnade hinter der unübersteigbaren Mauer vieler Jahrhunderte? Konnte denn der ewige Sohn, statt der Weissagung der Gnade, nicht die Gnade selbst den wahrhaft Frommen und heilig Gesinnten verleihen? Seine äuſserliche teleologische Betrachtung schlieſst der Vf. endlich, indem er meint, der Hauptzweck der Messianischen Weissagungen sei gewesen, auf Christum also vorzubereiten, daſs er aus der Vergleichung der Weissagung mit der Erfüllung erkannt werden konnte, und wenn ungeachtet der Vorbereitung der gröſsere Theil den Messias verkannt habe, so zeige eben dieses, wie nothwendig dieselbe gewesen sei. (Im Gegentheil zeigt dieſs nur, daſs die Vorbereitung entweder mangelhaft war, oder daſs jener gröſsere Theil sich wohl schlecht, ja gar nicht vorbereitet hatte.) Es bedurfte, sagt Hr. H., der Merkmale, um den Messias kenntlich zu machen. In diesem letzten höchsten Zweck gelangt zugleich des Verfs. Ansicht auf den Gipfelpunkt der Miſskennung und Entäuſserung des wahren Gehaltes der Weissagung, denn nach ihm hat Gott durch die Weissagung für einen 3ten unpartheiischen den Stoff und die Merkmale zu einer äuſsern Vergleichung geben wollen, in welcher die Vorbereitung (die Propheten und ihre Weissagung) die eine Seite, die Erfüllung (der Messias) die andre Seite ausmachten; dadurch werden die Propheten mit ihrer Vorbereitung, der Messias mit seiner Erfüllung und der sinnlich schauende Mensch mit seiner Vergleichung, in ihrem Wesen dermaſsen auseinandergerissen, daſs sie wie 3 *disiecta membra*, deren jenseitiges *caput mortuum* Gott ist, daliegen, und alles wahren Zusammenhangs beraubt sind, da ja wahrheitslose Aeuſserlichkeiten den lockeren Faden der Verbindung zwischen jenen dreien sollen gebildet haben. Wie kann nun wohl bei den angeführten Merkmalen des Hrn. H. noch vom Geiste die Rede sein; wie in aller Welt können für Gott den Geist, der doch nur durch den Geist zu dem Menschen redet, und nur durch diesen die Menschen zu seiner Wahrheit führt, wie können für diesen Gott Merkmale als Mittel und Bedingung dargestellt werden, durch welchen der menschgewordene Logos sich Eingang und Aufnahme bei den Menschen verschaffen sollte? War denn die Welt zur Zeit Christi so ganz und gar verderbt und verwahrloset, daſs zwischen ihr und dem Messias oder dessen Wahrheit nur noch in äuſsern Merkmalen ein Anknüpfungspunkt bestand? und endlich, ist es denn nicht stets der Geist, das göttliche Licht der Menschen, auf welches die Propheten die Gedanken ihres Volkes hinlenken, und durch welches sie demselben Zugang zu allem Heil des Heilands verheiſsen? Woher hat also Hr. H. seine Erfindung, daſs der Beruf der Propheten oder der Hauptzweck der Weissagungen der gewesen sei, einzelne sinnliche Merkmale anzugeben? Zwar sagt der Verf., Christus habe als die erste Bedingung seiner Anerkennung eine innere Gemüthsrichtung gesetzt, welche die Empfänglichkeit für die äuſseren Beweisgründe (?) der göttlichen Sendung Christi gäbe (pg. 19.). Allein auch hierin erscheint ihm das Aeuſserliche (das Zeitliche, Endliche und Vergängliche) als das Wesentliche und Höchste, und er läſst deſshalb als Hauptzweck der Weissagungen immerhin jene *augenscheinliche* Vergleichung der beliebten Merkmale stehn. Und in der That muſs der Werth solcher äuſseren Merkmale um so höher angeschlagen werden, je weniger man sich zur Erkenntniſs des immanenten Verhältnisses der göttlichen und menschlichen Natur oder des ewigen Lebens und Wirkens Gottes in dem Menschen erhoben hat, je weniger

Digitized by Google

man zur Einsicht gelangt ist, dafs Gott einzig und allein auf diesem inneren geistigen Wege den Menschen des Göttlichen theilhaftig mache, und ihn die durch die Propheten geweissagte und im Innern vorbereitete Erfüllung erfassen lasse. Wenn jener innere Zusammenhang zerrissen wird, dann kann freilich die Thätigkeit des Menschen nur in eine äufsere Vergleichung oder Zusammenstellung von Merkmalen gesetzt werden, durch welche es jedoch wiederum nur zu Aeufserlichkeiten kommen kann, da des Geistes Wahrheit über zeitliche, sinnliche Kennzeichen hinausgeht. Wer aber bereits in einem gewissen Grade zur inneren Anerkenntnifs des ewigen Logos gelangt ist (und diefs bezweckten die Propheten bei ihren Zeitgenossen) bei dem kann es auch im Aeufsern an der Anerkenntnifs des menschgewordenen Logos, oder einzelnen Messias nicht fehlen, und daraus erhellt, dafs zu den wahren Anhängern des Messias jene zeitlichen und endlichen Merkmale sich ebenso äufserlich und gleichgültig verhalten, als zu der ewigen Wahrheit und zu dem *einen* unendlichen Zwecke Gottes in all seinem Denken und Handeln. Zur Begründung des obigen 5ten Zweckes, welchen sich Hr. H. bei den Weissagungen ausgedacht, werden noch mehrere Aussprüche Christi und der Apostel aus dem N. T. beigebracht, wobei man sich indefs kaum des Unwillens erwehren kann über das Streben, so viele Stellen, welche eine rein geistige Rücksicht und Hinweisung auf das A. T. enthalten, in verlorene Einzelnheiten oder zufällige Aeufserlichkeiten versinnlicht und verflacht zu sehen. Am Schlusse der allgemeinen Einleitung wird noch die fortdauernde Wichtigkeit der Messianischen Weissagungen gegen Hrn. Schleiermacher in Schutz genommen; wie weit ein solcher Versuch von jenem Nützlichkeits-Standpunkte aus gelingen kann, wird nach dem Obigen nicht leicht mehr zweifelhaft sein. Wollten wir jedoch noch weiter dem Hrn. Verf. folgen, so würden wir sowohl auf die Widerlegung seiner Ansicht über die einzelnen Messianischen Weissagungen, so wie auf die Begründung unsrer eignen Auffassung der Weissagungen im Einzelnen, uns einlassen müssen. Beides gestattet der hiesige Ort nicht. Auch glauben wir, dafs in dem bisherigen hinlänglicher Aufschlufs über die Grundsätze des Hrn. Verf. und *seinen* wesentlichen Inhalt gegeben sei.

Ferd. Benary.

LVIII.

Θησαυρὸς τῆς Ἑλληνικῆς γλώσσης. Thesaurus Graecae linguae ab Henrico **Stephano** *constructus. Post editionem Anglicam novis additamentis auctum, ordineque alphabetico digestum tertio ediderunt Car. Bened.* **Hase**, *inst. reg. Franc. soc. etc. etc., G. R. Lud. de* **Sinner**, *ph. Dr. et Theob.* **Fix**. *Secundum conspectum ab acad. reg. inscr. et hum. litt. die* 29 *Maii* 1829. *approbatum. Volumen primum. (Erste Lieferung.* 320 S. *Α—ἄγιος.) Paris, Gebr. Firm. Didot.* 1831. *Fol. (Die Lieferung zu* 12 *Francs, das Ganze zu* 28—30 *Lieferungen).*

Unter den Sprachwerken, die seit Wiederherstellung der Wissenschaften erschienen sind, hat keines sich so unbedingten Beifalls, so gleichmäfsiger Anerkennung und Bewunderung mit solchem Recht zu erfreuen gehabt, wie der Griechische Sprachschatz des Heinrich Stephanus. Gelehrsamkeit, Urtheil, Scharfsinn und Klarheit der Darstellung entwickelten sich auf musterhafte Weise, und so verdiente diefs Werk, wie wenige, unverändert in ungestörtem Besitz fortzuwirken. Kein Wunder also, wenn die Originalausgabe von 1572, die in zahllosen Exemplaren gedruckt sein mufs, zweihundert und funfzig Jahre hindurch nicht nur in jeder öffentlichen Bibliothek als unentbehrliches Erfordernifs galt, sondern auch kein gründlicher Gelehrter ihres Privatbesitzes gern entbehrte: denn die zweite Ausgabe von 1580, ein nicht verbesserter Abdruck, wurde bald zur typographischen Seltenheit *), und der Plan einer neuen Um- oder Ueberarbeitung durch Jo. Nicol. Ni-

*) *Firmin Didot oeuvr. T.* 2. *p.* 220. in einem sehr gehaltvollen Aufsatz über Rob. und Heinr. Stephanus stellt die Vermuthung auf, dafs nur der erste Band und auch dieser nur bis zur Signatur iiii. i. (p. 1825. 26.) zweimal gedruckt sei, eine Ansicht, die Ref. in Raumers histor. Taschenb. 1831. S. 598. noch aus allgemeinen Gründen bekräftigen zu können glaubte. Jetzt aber wird er durch die Mittheilung eines gelehrten Freundes wieder gänzlich irre: dieser hat beide Auflagen verglichen und sie, die ersten Lagen des ersten Bandes ausgenommen, *durchaus von einander abweichend* befunden, am auffallendsten in der Stellung der Buchstaben zwischen den Zeilen, die zum Zählen bestimmt sind.

Digitized by Google

clas scheint mit diesem wenig gekannten trefflichen Schulmanne zu Grabe gegangen zu sein *).

Inzwischen war der Gesichtskreis der Lexikographie theilweis erweitert: es waren mehre alte Schriftwerke, vorzüglich grammatischen Inhalts, ans Licht gezogen und ihnen grade von dieser Seite reichliche Ausbeuten abgewonnen; die immer von neuem geschärfte Kritik beseitigte manchen Irrthum, indem sie gleichzeitig zahlreiche lexikalische Thatsachen ermittelte und feststellte; endlich hatte die Wiederbelebung des Studiums der Metrik durch Porson und Hermann die unmittelbare Folge, dafs auch die Prosodik Gegenstand der Forschung wurde, und mit vollem Recht dieselbe Aufnahme in die Griechischen Wörterbücher in Anspruch nahm, die der Lateinischen längst zu Theil geworden war.

War auch im Einzelnen sehr Vieles und Bedeutendes aus diesen Gesichtspunkten vorgearbeitet, so fehlte doch ein fester Einigungspunkt, um den sich das Zerstreute sammeln liefs, und es konnte nicht zweifelhaft scheinen, dafs dazu kein andrer Ort geeigneter sei als Stephanus Sprachschatz selbst.

Diesem mit jedem Tage dringender werdenden Bedürfnifs, sowie die Masse des zu verarbeitenden Stoffes anwuchs, beschlofs der Londoner Buchhändler Valpy abzuhelfen: er verband sich dazu mit seinen Landsleuten Barker und Dibdin, und diese lieferten nun auf der Grundlage des unveränderten Thesaurus von 1572 durch sorgfältigste Benutzung des schon Vorhandenen, besonders der gedruckten Zusätze von Daniel Scott, J. G. Schneider und Osann, nicht minder aber der reichsten handschriftlichen Mittheilungen von Kall, Wakefield, Schweighäuser, Bast, Boissonade, u. A. vor allen aber von Schäfer, binnen zwölf Jahren, von 1816 bis 1828, eine von Seiten des angehäuften Materials höchst schätzbare Arbeit. Darauf aber beschränkt sich auch das ihr zuzusprechende Lob: alles ist *rudis indigestaque moles* geblieben, die eigne Zuthat mit auffallender Urtheilslosigkeit zuerst oft ins Unübersehbare angeschwellt, späterhin fast in Nichts zusammengeschrumpft, und die gänzliche Versäumnifs des prosodischen Theils umsomehr dem strengsten Tadel unterworfen, als man ja in Maltby einen gar nicht verwerflichen Vorgänger hatte.

*) *Wolfs Anal. I. p.* 235. *II. p.* 396. *f.* Die Vermuthung, Niclas Papiere lägen in der Bibliothek der Ritterakademie in Lüneburg, hat sich dem Ref. nicht bestätigt.

Unter diesen Umständen konnte es nur erfreulich sein, als die Herren Didot in Paris im Jahre 1830 mit Ankündigung einer neuen verbesserten Ausgabe des im Buchhandel ohnehin vergriffnen Londoner Stephanus hervortraten: als Bürgschaft aber und gute Vorbedeutung durfte es gelten, dafs unser trefflicher Landsmann, Herr Hase, an die Spitze des Unternehmens trat, dem sich zwei jüngere Genossen, Herr Ludwig von Sinner, durch eine wackre Ausgabe von Buondelmonti *insul. Archipel.* und von Couriers *Longos* vortheilhaft bekannt, und Herr Theobald Fix aus Hermanns Schule, thätig beigesellten. Auch das mufste den günstigsten Eindruck machen, dafs die drei Gelehrten einen Plan ihres Unternehmens zuerst der Academie der Inschriften zur Begutachtung vorlegten, und ihn späterhin, nachdem er von dieser Gesellschaft unterm 29. Mai 1829 genehmigt war, auch der gelehrten Welt durch den Druck zu offner Kunde brachten: eine Redlichkeit und ein gutes literarisches Gewissen, dergleichen auch bei uns in allen ähnlichen Verhältnissen zu wünschen wäre. Dieser Prospect wurde von mehrern Seiten her mit Auszeichnung begrüfst, und so erschien denn im August 1831 die erste Lieferung des Werkes selbst, die nach einem französisch geschriebenen Vorwort von Herrn Ambr. Firmin Didot, worin von den Begünstigungen siebzehn Deutscher Fürsten durch schützende Privilegien und den wissenschaftlichen Unterstützungen durch zahlreiche Französische, Deutsche, Holländische und Italienische Gelehrte Nachricht gegeben wird, bis zum Worte ἅγιος reicht.

Indem Ref. nun unternimmt, von dieser in jedem Falle wichtigen Erscheinung Bericht zu erstatten, ihr Verhältnifs zu den frühern Ausgaben zu bestimmen, ihren Standpunkt zur Literatur überhaupt nachzuweisen, und was demnächst für die Lexikographie wünschenswerth sein dürfte, anzudeuten, kann es keineswegs in seiner Absicht liegen, die Eigenthümlichkeiten des Originalwerkes, seine Vorzüge oder Mängel ins Licht stellen zu wollen: es ist dies ganz überflüssig, da mehr als zweihundertundfunfzig Jahre hingereicht haben, uns eine genügende Kenntnifs derselben zu verschaffen, und auch neuerdings noch Hermann in der Beurtheilung des Londoner Thesaurus (*Opusc. II. p.* 219. *f.*) diesen Gegenstand erschöpft hat: ebenso wenig bedarf der wiederholte Abdruck einer Rechtfertigung. Nicht also von Heinr. Stephanus Verdiensten, die wir als bekannt vor-

Digitized by Google

aussetzen, sondern von dem werden wir zu reden haben, was er den Pariser Herausgebern verdankt, was diese an ihm oder ihren Londoner Vorgängern geändert, was sie hinzugesetzt oder hinweggetilgt haben.

Die Pariser haben es sich wie die Londoner Herausgeber zum ersten unverbrüchlichen Gesetz gemacht, den Text der Originalausgabe von 1572 mit vollkommner Treue wiederzugeben, ohne Auslassung, Aenderung oder Zusatz, nur mit Ausnahme der Stellen, wo Stephanus einen alten Schriftsteller nicht genau genug angeführt und dadurch das Auffinden schwer, ja unmöglich gemacht hatte: (die Engländer waren hierin zwar mit einem guten Beispiel vorangegangen, doch waren sie keineswegs folgerecht gewesen): diese nachgelieferten Citate jedesmal durch Einklammerung zu bezeichnen, erforderte die Gewissenhaftigkeit: wesentlicher ist höchste, selbst diplomatische Treue im Abdruck, schon darum weil Stephanus bekanntlich die Stellen der Alten nicht selten aus Handschriften anführte und dadurch ein eignes kritisches Gewicht erlangte, worin die Engländer ebenfalls nicht immer genau genug waren: ja es ist ihnen von Hermann (*Opusc. II. p.* 227.) nachgewiesen, dafs sie sich arge und unnütze Interpolationen erlaubt haben, so dafs man die Originalausgabe dazu besitzen und jedesmal vergleichen mufs, um mit Zuverlafs zu wissen, was Stephanus wirklich geschrieben hat. Umgekehrt war es lächerliche Pedanterie der Britten, was Stephanus am Ende der einzelnen Theile oder im Indexbande Vergessenes nachgetragen hatte, auch im Abdrucke an der Stelle zu lassen, wo die Originalausgabe es hatte, offenbar gegen des Verfs. eigne Wünsche aus unangenehmer Nothwendigkeit: auch davor hat die Pariser Gelehrten ihr richtigeres Urtheil bewahrt.

Diese vorwaltende Stellung nun, die auch die neuesten Herausgeber dem Stephanischen Urtexte gegeben und die mit dem Titel selbst in Einklang steht, ist bei der Beurtheilung des Werkes von der entscheidendsten Wichtigkeit. Sie untersagt uns gradezu, von der allgemeinen Idee des Wörterbuches, insoweit diese durch die Fortschritte der Wissenschaft begründet ist, auszugehn: ja es wäre wohl unmöglich gewesen, auf der Basis des Stephanus beharren, und gleichwohl dies Original dermafsen umgestalten zu wollen, dafs dadurch den heutigen Ansprüchen vollkommen Genüge geschähe. Dazu wäre ein neuer Aufbau erforderlich gewesen, eine durchaus selbstständige Bearbeitung. Sonach wird der ächte Stephanus, wie er an sich ist, die Hauptsache bleiben; alles übrige, insofern es nämlich gediegen und probehaltig, als dankenswerthe Zugabe hinzunehmen sein. *) Die Prüfung dieser Zugaben wird sich aber auf Vollständigkeit, auf Richtigkeit und auf zweckmäfsige Anordnung im Ganzen wie im Einzelnen zu beziehen haben.

Ehe wir uns jedoch zum eigentlichen Material wenden, haben wir einen höchst bedeutenden Gegenstand zu besprechen, der sich zunächst in der Form kundgiebt, keinesweges aber bei dieser stehen bleibt. Unter die besondern und wesentlichsten Verdienste des Stephanischen Thesaurus hat man von jeher seine etymologische Aufstellung des ganzen Griechischen Wortvorraths gezählt, und die Gründe dieses Beifalls liegen am Tage. **) Die Pariser Herausgeber haben es anjetzt gewagt, die rein alphabetische Anordnung an die Stelle der etymologischen zu setzen, wie Ref. überzeugt ist, mit Recht, und wie wir nunmehr aus dem Vorwort erfahren, mit Zustimmung von Hermann, Jacobs und Lobeck, wenn auch die im Prospekt dafür beigebrachten Argumente vielleicht nicht hinreichen dürften. Denn diese beruhen gröfstentheils auf der unleugbaren Mangelhaftigkeit des etymologischen Verfahrens bei Stephanus, dann auf der gröfsern Brauchbarkeit einiger Deutschen Arbeiten dieser Art, und sie werden erklärt aus dem Bedürfnifs jener Zeit, das jetzt nicht mehr vorhanden ist. Stärkere Gründe für das alphabetische Verfahren liegen unstreitig in dem gegenwärtigen Zustande der Etymologie als Wissenschaft und in der Bestimmung des Wörterbuches überhaupt.

*) Ein Mafsstab ohne Bezugnahme auf diesen besondern Umstand würde sich kaum dem gegründeten Vorwurf der Unbilligkeit entziehn können, vgl. die einsichtsvolle Beurtheilung des Voigtländer-Hertelschen Forcellini in der Allg. Schulztg. 1831. Nr. 103. S. 820.

**) Vgl. u. a. *Quarterly Review*, *T. XXII.* Nr. 44. 1820. März, p. 318.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 90.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1831.

Θησαυρὸς τῆς Ἑλληνικῆς γλώσσης. Thesaurus Graecae linguae ab Henrico Stephano constructus.

(Fortsetzung.)

Denn allerdings ist es anerkannt, dafs die etymologische Seite des Thesaurus nicht die stärkste ist, und dafs schon bei Scapula vieles angemessener geordnet ist: dies wäre jedoch kein Einwand gegen das etymologische Verfahren an sich: es würde daraus nur soviel hervorgehn, dafs das Stephanische einer Abänderung bedürftig sei. Aber durch die neu angeregten Studien des Sanscrit und Zend sind alle früheren etymologischen Systeme dermafsen erschüttert, dafs ihre Anwendung auf eine einzelne Sprache noch kaum begonnene Forschungen erfodert. So gewifs es aber schon jetzt zu sein scheint, dafs der Griechischen Sprache von dieser Seite her die wichtigsten etymologischen Aufschlüsse bevorstehn, und so sehr zu wünschen ist, dafs sie bald ans Licht gefördert werden mögen, so wenig ist es jetzt schon an der Zeit, sichere Ausbeute zu weiterer Verarbeitung daraus nachweisen zu wollen. Sowie vielmehr die Sache jetzt steht, ermangelt sie noch aller festen Grundlage, und man hat nur die Wahl zwischen dem Ausgemachten, aber auch ganz Trivialen, keiner Aufzeichnung Bedürfenden, und dem Hypothetischen, Schwankenden und Unsichern. In diesem Falle müfste also, wie auch Stephanus schon gethan hat, ob er sich gleich stark zum erstern hinneigt, zum etymologischen Lexikon wieder ein alphabetischer Index hinzugethan werden, wobei man denn ungefähr soviel gewänne, wie bei der gleichen Einrichtung in Damm's Homerischem Wörterbuche, das erst dann eigentlich brauchbar wurde, als Morison Duncam es in die alphabetische Folge auflöste, die auch Rost wie billig beibehält. Mag Damm's Art zu etymologisiren einen Theil der Schuld tragen: dieselben Schwierigkeiten werden sich überall wiederholen, wo ein wahrhaft auf die Sprachanfänge zurückgehendes Verfahren unternommen wird. Die Feststellung der wirklichen Stamm- und Wurzelformen, die man im Sprachgebrauch meist vergebens suchen wird, und die Aufeinanderfolge derselben, die sich aus inneren Bestimmungen ergeben, nicht am Ende doch, wie bisher, ihre letzte Zuflucht zur Buchstabenfolge nehmen mufs, würde selbst dann noch den gröfsten Bedenklichkeiten unterliegen, wenn es sich darthun liefse, dafs die Griechische Sprache eine vollkommen in sich abgeschlossene wäre und mit den Idiomen des Orients in keiner Berührung stände.

Vergleicht man nun die etymologischen Versuche von Kanne, Kuithan, Riemer, Adolph Wagner, dem wahrhaft genialen Murray u. a., denen ihr individuelles Verdienst gar nicht bestritten werden soll, so würde doch wohl das Ergebnifs sein, dafs diese Untersuchungen vors Erste in unabhängigen, systematisch geordneten Schriften anzustellen sind, bevor die einzelnen Thatsachen in die Wörterbücher übergehen und wohl gar deren Form bedingen dürfen. Denn diesen geziemt es nicht, sich mit Zweifelhaftem den Raum zu verengen, und namentlich gehört für einen *Thesaurus Graecae linguae* nur das, was als wohlerworbenes Gemeingut feststeht. Dieses in bequemster und überschaulichster Ordnung darzulegen, ist Hauptaufgabe des Lexikons, und bis jetzt wenigstens ist keine bequemere gefunden, als die alphabetische. Möglich, dafs einst ein so allgemein anerkanntes etymologisches System ermittelt wird, um jede andere Leichtigkeit im Auffinden zu überbieten: hier haben wir es mit dem Gegenwärtigen zu thun. — Uebrigens haben unsere Herausgeber zum Schlufs das etymologische Skelet versprochen, das dem Stephanischen Thesaurus zum Grunde liegt, und auch das ist mit Dank anzunehmen. Nicht unzweckmäfsig würde es überdies sein, wenn Stephanus Gewohnheit, jedes von ihm als solches anerkanntes Stammwort *mit Uncia-*

Digitized by Google

len zu schreiben, auch bei der alphabetischen Ordnung beibehalten, ja sofort bei jedem Stammwort seine ganze unmittelbare Sippschaft kurz angedeutet, hier aber neben Stephanus auch sogleich das sicherste Resultat neuerer Forschungen bemerkt wäre, welches auch sonst nicht versäumt ist. Dinge wie diese, geringfügig an sich, doch rascherer Uebersicht förderlich, können auch noch unter dem Fortgang der Arbeit geräuschlos eingeführt oder abgestellt werden, ohne dafs man den Vorwurf der Inkonsequenz zu scheuen hätte.

Die Vollständigkeit des neuen Thesaurus, nach der wir jetzt zuerst zu fragen haben, zeigt sich besonders in zwei Beziehungen, vor allem als Vollständigkeit in den aufgenommenen Wörtern, dann in den Bedeutungen, Fügungen, Verbindungen.

Die Vollständigkeit in den Wörtern, auch in den Wortformen, kann in einem Werke, wie in dem vorliegenden, nie zu grofs sein. Die Anzahl derselben bis zum Artikel ἅγιος belief sich in der Originalausgabe auf 763, (Verzeihung, wenn sich in diese mühseligen Zählungen ein geringes Mehr oder Minder eingeschlichen haben sollte!) die Londoner Ausgabe befafst schon 1105 Wörter, unter denen 342 neu hinzugekommen sind, mit Einschlufs alles dessen, was aus den grofsen Sammlungen der oben genannten oder angedeuteten Gelehrten gewonnen worden: durch die Pariser Herausgeber aber ist die Zahl bis auf 1202 gestiegen, und es sind also 197 neuer Ertrag. Dabei ist es nicht unerheblich, folgendes Zeitverhältnifs zu beachten: zu den 342 bei Stephanus fehlenden Artikeln der Londoner Ausgabe steuerten mehr als 250 Jahre ihre lexikalische Ausbeute bei: die neu hinzugekommenen 197 des Pariser Thesaurus mufsten in nicht vollen drei Jahren erworben werden, ein um so ehrenvolleres Zeugnifs für die Betriebsamkeit der Herausgeber, je schwieriger es mit jedem Tage wird, Zusätze ganzer Artikel und fehlender Wörter zu machen. Allerdings ist der bei weitem gröfste Theil derselben aus Grammatikern und Christlichen Schriftstellern entnommen, indefs finden sich doch ihrer auch aus Kallimachos, Cicero, Phanias, Philo, Plutarch, ja aus solchen, die zu den recht eigentlich Alten gehören, aus Aeschylos, v. ἀγανόρειος, aus Kratinos, v. ἀγερσικυβηλιστής, (denn die Form ἀγερσικυβΕλιστής gehört doch wohl nur einem Schreibfehler an, obgleich sie auch bei Lobeck *de morte Bacch. II. p.* 17. und bei Göller in Thiersch *acta philol. Monac. II. p.* 349. wiederkehrt) und aus einer alten Inschrift, v. ἁγιαφόρος. Dafs aber solcher Wörter wenig sind, liegt in der Natur der Sache: denn begreiflicherweise wurden die besten Schriftsteller am ersten und meisten lexikalisch durchgemustert: auch ist wohl zu beachten, welch' ein geringer Theil des Griechischen Wortschatzes uns bisjetzt vorliegt.

Besonders aber haben wir hier noch der Aufnahme mythisch-historischer und geographischer Eigennahmen zu gedenken. Schon Stephanus hatte einen ziemlichen Anfang damit gemacht, und die Britten waren ihm darin gefolgt. Doch kann dieses nur als durchaus ungenügend betrachtet werden im Vergleich mit dem, was jetzt die Pariser Ausgabe nach Lobecks und des Ref. Wünschen, gröfstentheils aus den Papieren eines ungenannten Gelehrten Hrn. M., zu leisten begonnen hat. Die Gründe für consequente Aufzählung der Eigennamen hat Ref. schon in seiner Schrift über Zweck und Anlage Griechischer Lexika, S. 21. entwickelt, und sie in seinem Griech. Wörterb. Th. I. pg. XI. fg. 4te Aufl. verstärkt. Er wiederholt sie um so weniger, als auch Hermann, *Opusc. T. II. p.* 223. sich aufs Entschiedenste dafür erklärt hat. So sehr also Ref. auch mit dem Grundsatze einverstanden ist, so wünscht er doch ihn im Fortgang der Arbeit folgerechter ausgeführt zu sehn. Denn allerdings wird man sich leicht überzeugen können, dafs von dieser Seite noch gar manches zu thun übrig geblieben ist: so fehlt, um weniges von vielem anzuführen, aus Herodot Ἀβρώνυχος, (auch bei Thukyd.) Ἀγαῖος, Ἀγάθυρσος und Ἀγάθυρσοι, Ἄγβαλος, Ἀγβάτανα, aus Xenophon Ἀβραδάτης, Ἀβροζέλμης, aus Diodor Ἀβδήμων, Ἀβρίτης, Ἀβούλητος, Ἀβρούπολις, Ἀγάθυρνος, Ἀγαθυρνῖτις, Ἀγαλασσεῖς, aus Plutarch Ἀβοιώκριτος, Ἀγαθοκλῆς, Ἀγαθόκλεια, Ἀγησιστράτη, aus Pausanias Ἄβασα, Ἀβία, aus Stephanos von Byzant Ἄβα, Stadt in Karien, Ἀβασηνοί, Ἀβοριγῖνες, Ἀβρινάται, Ἄβροι, Ἀβυδών, Ἄβυλλοι, Ἀβώνου τεῖχος, u. A. Doch die ungeheure Masse des Stoffes billig erwägend, die so dem Lexikographen zu der schon vorhandenen anwachsen würde, mufs Ref. es wünschenswerth finden, dafs man vor allem Specialwörterbücher der alten Geographie und der Mythologie bekommen möge, jedoch kritische, in denen man nicht mehr auf altpelasgische τάλαρα stöfst. Umgekehrt konnten einige dieser Artikel kürzer gefafst werden, z. B. Ἀγάθων, wo der neue Zusatz Col. 146. D. *alii Agathones*, der nicht einmal vollständig ist, füglich entbehrt

Digitized by Google

würde: er ist mehr in der Art der Englischen Herausgeber, und greift in das Gebiet des Reallexikons hinüber.

Dafs die Vollständigkeit *an Bedeutungen* und überhaupt an syntaktischen Eigenthümlichkeiten bei Weitem schwerer zu erreichen sei, bedarf keines Erweises. Unter den mancherlei Trefflichkeiten des Stephanischen Thesaurus ist nicht die geringste der sichere Takt, das schöne Maafs, das er überall zwischen Zuviel und Zuwenig zu halten weifs, so dafs er weder Nothwendiges übergeht, noch Ueberflüssiges anhäuft. Die Britten haben sich in dieser Hinsicht der ärgsten Urtheilslosigkeit schuldig gemacht, und es gereicht den Pariser Gelehrten gleich von vornherein zu günstigem Vorurtheil, dafs sie sich das Beschneiden, Abkürzen und Wegwerfen zu einem Hauptgeschäft gemacht haben, ohne sich dadurch hindern zu lassen, wahrhaft Nützliches aus Schriftstellern und ihren Commentatoren nachzutragen: als augenfälliges Beispiel mag hier das Wort ἄγαλμα dienen, das im ächten Stephanus in einer halben Columne abgethan ist, im Londoner fast 150 Columnen füllt, und im Pariser wieder auf 10 Columnen gleichen Druckes zurückgeführt ist: ähnlich wird unstreitig im Worte ἀηδών verfahren werden, das die Britten wegen des Hesiodischen Beiworts ποικιλόδειρος zu einem förmlichen gelehrten Briefwechsel mit dem In- und Auslande veranlafst hat, und doch ohne Erfolg.

Dasselbe lobenswürdige Verfahren bemerken wir häufig in der Ausmärzung überflüssiger, ja gradezu unnützer und störender Citate, besonders bei den Schäferschen Zusätzen. Diese waren den Englischen Herausgebern überantwortet, um sie zu verarbeiten: aber sie zogen das Kürzere vor, und liefsen frisch vom Blatte weg abdrucken, was sie in den Papieren vorfanden, wodurch sie sich denn ebenso sehr an dem trefflichen Deutschen Gelehrten wie an dem philologischen Publicum versündigten. Denn welche Mühe es oftmals bei einem längern Schäferschen Artikel kostet, nur zu wissen, zu welchem Zweck die Dutzende von Citaten aus den mannigfachsten, schon eine Bibliothek erfordernden Schriftwerken angehäuft sind, weifs jeder aus Erfahrung, der den Londoner Thesaurus benutzt hat, und Aeufserungen des Unmuthes wie bei Hermann *Opusc. III. p.* 111. erklären sich gar wohl: nur ist Schäfer ohne Schuld daran. Eine nicht unbedeutende Raumersparnifs würde übrigens auch dadurch noch gewonnen werden, wenn unsre Herausgeber etwas compendioser und nicht nach mehreren Editionen zugleich citiren wollten: als Beleg für das erste vergleiche man z. B. Col. 249. D.: bei den Anführungen aus Mitscherlich zum Hymnus an Demeter genügte die Verszahl, aus denen zum Herodot und Diodor waren Buch und Capitel hinreichend. Ebenso wenig scheint es uns nöthig wie z. B. Col. 251. A. den Platon nach drei verschiednen Ausgaben zu citiren, der Stephanischen, der Lämarschen und der Bekkerschen: die erste allein wäre genug gewesen, da alle bessern neuern die Stephanischen Zahlen am Rande haben, und die Lämarschen auch aus den Abdrücken der Holländer, wo sie allein noch vorkommen, zu verschwinden oder mit den Stephanischen verbunden zu werden anfangen. Wobei es sich von selbst versteht, dafs zuweilen eine gewisse Ausgabe an einer einzelnen Stelle ein besondres kritisches Moment enthält, und dann das hier im Allgemeinen Bemerkte wegfällt.

Im Vergleich mit den Zusätzen der Londoner Ausgabe ist also die Vollständigkeit der Pariser nur eine bedingte, grade darin aber liegt ein unverkennbarer Vorzug, welcher sich auch in der Wahl derjenigen Schriften zeigt, die theils von Stephanus selbst, theils von den Britten zum Thesaurus hinzugefügt sind. Diese sind entweder dem Ganzen einverleibt, wie Dahlers *voces peregrinae*, oder gänzlich ausgeschieden, weil einige längst Werth und Bedeutung verloren haben, andre, schätzbar an sich, nicht in diesen Thesaurus gehören oder leicht für sich zu bekommen sind. Weniges wird auf das neue Werk übergehn; und selbst darunter ist einiges, wovon Ref. abrathen möchte, besonders Hermanns Abhandlung über ἄν und Maittaire's Leben des Stephanus. Erstere haben wir seitdem in einer Originalausgabe in Deutschland erhalten: Maittaire's Arbeit aber ist bei allem ihrem Sammlerfleifs eine so ungeniefsbare, verworrne Production, dafs sie zwar guten Baustoff zu etwas besser Geordnetem liefert, so wie sie ist aber keine Wiederholung verdient, und das Verlangen nach einer guten Lebensbeschreibung des merkwürdigen Mannes erst rege macht.

Dafs also Manches den Ergänzungen künftiger Jahre übrig gelassen ist, liegt in der Sache, und namentlich gehören dahin die vollständigern Technologien einzelner Disciplinen, für die sich oft sehr folgerechte Kunstsprachen ausgebildet haben, so für Mathematik, Astronomie, Naturkunde und Heilkunde, für die

Digitized by Google

verschiedenen philosophischen Systeme, besonders für das Stoïsche und Epikurische, für Grammatik und Rhetorik, für deren letztere wenigstens durch Jo. Chr. Th. Ernesti gut vorgearbeitet ist, wie denn auch gleich die beiden ersten Artikel, ἀβασάνιστος und ἀβίαστος, einen nützlichen Zusatz für den Thesaurus dargeboten hätten, während an andern Stellen, z. B. unter ἀγανάκτησις, diefs Hülfsmittel nicht unbenutzt geblieben ist. Solange indefs nicht für alle diese Terminologien systematisch ausgearbeitete Uebersichten vorhanden sind, kann von einer Einordnung und Aufnahme ins Wörterbuch nicht die Rede sein, wenigstens wird so lange die Unterlassung keinen begründeten Tadel motiviren. Vielmehr haben wir oft Veranlassung gehabt, die Sorgfalt anzuerkennen, mit der, ohnerachtet aller örtlichen Hindernisse, die neueste philologische Literatur nicht nur Frankreichs, sondern auch Deutschlands, Hollands und Englands benutzt ist.

Nicht zu bezweifeln war es, dafs unsre Herausgeber einer durchgängigen Bezeichnung der Sylbenlängen, die von Stephanus nach dem damaligen Stand der Wissenschaft zu fodern Ungerechtigkeit gewesen wäre, nach Gebühr genügen würden. Schon Schneidern und den Britten lag diese in den Ansprüchen der Zeit hinreichend begründete Pflicht ob, und dafs sie sich ihr gleichwohl entzogen, gereicht ihnen zum gröfsten Vorwurf. Läfst es doch anjetzt bei uns kein gutes Schulwörterbuch mehr daran fehlen! Darum will Ref. auch nicht erst loben, was im Unterlassungsfalle zu tadeln gewesen wäre: wohl aber verdient die einsichtsvolle Art anerkannt zu werden, mit der Herr Fix, der diesen Theil der Arbeit übernommen, sich seiner bisjetzt entledigt hat. Höchstens könnte es überflüssig scheinen, dafs bei einer grofsen Anzahl von Wörtern, bei denen Kürze und Länge sich von selbst verstehn, gleichwohl die Messung angegeben ist, wie bei ἀάπλετος, ἀάσχετος, ἀβαθής, ἀβακίσκος, u. s. w. Irren wir indefs nicht, so hat Herr Fix sich davon bereits selbst überzeugt: denn namentlich von den zahllosen Zusammensetzungen mit ἀγαθός an erscheint dieses Zuviel immer seltner, ja man möchte eher in Einzelnheiten geneigt sein, ein Zuwenig zu rügen, z. B. in Ἄβαι, ἄβαξ, Ἀγήν und in mehrern andern Stammwörtern. Am wenigsten ist diefs da zu entschuldigen, wo ein Irrthum fast nothwendige Folge sein mufs, indem man durch mangelnde Bezeichnung veranlafst wird, eine Naturlänge für eine Kürze zu halten: einen Fall der Art bietet der Eigennamen Ἀγελάδας. Da der Thesaurus hier über die Messung schweigt, kann man nicht umhin zu glauben, Alpha der vorletzten Sylbe sei kurz, aber es ist immer und ohne Ausnahme lang, s. *Antip. Sid.* 35, 3. *Tzetz. Chil. VII*, 154. *VIII*, 191. *Colum. X*, 30. *) Die Hauptsache bleibt indefs Richtigkeit der prosodischen Angaben, und in dieser Hinsicht sind wir auf kein Bedenken gestofsen, ausgenommen etwa die Eigennamen Ἀγασικλέης und Ἀγασισθένης, in denen Alpha in den beiden ersten Sylben als lang bezeichnet wird: wirkliche Zeugnisse aus Dichtern oder Grammatikern sind weder dafür noch dagegen vorhanden: sollten jedoch beide Wortformen, wie es dem Ref. wahrscheinlich ist, nichts anderes als Verlängerungen statt ἀγακλῆς und ἀγασθενής sein, so würde folgen, dafs beide Alpha kurz sind. Zweckmäfsig jedoch möchte es auf jeden Fall sein, sowie Naturlängen von Positionslängen wesentlich verschieden sind, so auch diesen Unterschied im Thesaurus durch ein eignes Zeichen bemerklich zu machen, wozu Ref. in seinem Handwörterbuch das des Französischen Circumflexes zu gebrauchen angefangen hat: es versteht sich, dafs dieses nur da gesetzt wird, wo die Position hinzutritt zur Naturlänge eines zweizeitigen Vocals, und es zweifelhaft macht, ob sie allein den Grund der Production enthält.

Endlich ist noch ein grammatischer Gegenstand zu berühren, der in neuester Zeit so vielfach verhandelt worden ist, dafs jedes Lexicon ihn ganz vorzüglich zu berücksichtigen verpflichtet ist. Dies ist die zuerst von Buttmann und Poppo, dann von Rost und Mehlhorn gründlich zur Sprache gebrachte, oft allerdings sehr schwierige Unterscheidung der *Verba Passiva*, *Media* und *Deponentia*, und der einer jeden dieser drei Classen angehörenden Verbalformen, die auch im Stephanischen Thesaurus noch nicht ihre volle Berücksichtigung gefunden haben.

*) Wir haben es besonders nöthig gefunden, auf diefs Wort aufmerksam zu machen, da es im Voigtländer-Hertelschen *Forcellini* wirklich die falsche Messung hat.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 91.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1831.

Θησαυρὸς τῆς Ἑλληνικῆς γλώσσης. Thesaurus Graecae linguae ab Henrico Stephano constructus.

(Schluſs.)

Der Pariser Ausgabe kommt es dabei nicht wenig zu Statten, daſs in der ganzen ersten Lieferung nur zwei Deponentia mit bloſsen Medialformen, ἀγαίεσθαι und ἀγᾶσθαι, und nur Ein Deponens mit wechselnden Medial- und Passivformen, ἄγασθαι, vorkommt. Sonach ist fast dieser ganze Theil der Arbeit noch rückständig, und wir dürfen hoffen, nicht blos im Allgemeinen das Herkömmliche, sondern auch das in verschiedenen Zeitaltern Wechselnde des Gebrauchs dargestellt zu sehn: es gilt dieſs zumal von der Graecität der Byzantiner, und gerade hierin sind wir aufs Beste bedacht, da dies Gebiet schwerlich sich eines zweiten so gründlichen Kenners erfreuen dürfte, wie des Hrn. Hase.

Fügen wir noch hinzu, daſs eine übel angebrachte Bequemlichkeit der Britten, wo ihnen ein neues Wort von andern Gelehrten ohne weitere Erklärung geliefert ist, es auch ohne dergleichen wieder abdrucken zu lassen, von unsern Herausgebern sorgfältig vermieden, und jeder solcher Artikel mit der erforderlichen Auslegung versehn ist: so dürfte ohne unser Dazuthun klar sein, wie hoch die Vorzüge des Pariser Thesaurus in allseitiger Vollständigkeit der Wörter und Wortformen, der Bedeutungen, Citate und prosodischen Bezeichnungen anzuschlagen sind.

Die durchgängige *Richtigkeit* sowohl in den hinzugekommenen lexikalischen Thatsachen, als auch in den Anführungen wird schon durch den Namen des Mannes verbürgt, der an der Spitze des Ganzen steht. Abgesehn von der *Menge* höchst schätzbarer und wichtiger Artikel, die schon diese Lieferung ihm verdankt, und die uns auf jeder Seite entgegenkommen, hat er sich *der Leitung des ganzen Unternehmens* unterzogen. Wir erhalten darüber in dem Vorworte des Hrn. Didot folgende höchst erfreuliche Mittheilung: *ce qui fut un surcroît de bonheur pour nous, et, nous ne craindront pas de le dire, pour tout le monde savant, ce fut le généreux dévoûment de M. Hase, qui par amitié pour notre famille a bien voulu se donner tout entier à notre dictionnaire, et se charger de la révision de tout le travail.* Die Hauptsache, die dadurch erreicht wird, ist die nur so zu bewirkende Gleichförmigkeit des Verfahrens: zwar wird dazu nicht wenig beigetragen durch konsequente Durchführung eines mit fester Hand entworfenen Plans: gleichwohl würde dieſs nicht überall genügen, am wenigsten da, wo die Ausübung besonnener Kritik in die Thätigkeit des Lexikographen wesentlich eingreift. Von dieser Seite bewährt sich überall in den Artikeln des Hrn. Hase eine Sicherheit, in der man den geübten Meister leicht erkennt. Da indeſs seine Mitarbeiter eher durch eine zu groſse Behutsamkeit, durch zu ängstliches Festhalten am Vorhandenen irren, als durch übereiltes Neuern und Aendern, so ist schon darin eine sichere Bürgschaft gegeben, daſs mit jedem Fortschritte der Arbeit auch das kritische Verfahren der Herren von Sinner und Fix an Sicherheit und Fertigkeit gewinnen wird. Wenn wir aber auch hierin vergleichen wollen, können wir nicht umhin, ihnen schon jetzt den Vorzug der Zweckmäſsigkeit und Konsequenz vor den Londoner Herausgebern zuzusprechen. Ref. behält es sich übrigens vor, das hier im Allgemeinen Ausgesprochene an einem dazu geeigneten Orte nächstens durch Beispiele zu belegen.

Ueber den bedeutendsten Theil *der Anordnung*, die Rückkehr zur alphabetischen Wörterfolge, hat Ref. sich bereits mit den Herausgebern einstimmig erklärt. Es sind aber noch einige minder wichtige Punkte der äuſseren Einrichtung, in denen er nicht derselben Ansicht ist. Hauptsächlich ist dieſs der Fall in einem durchgreifenden Uebelstande in der Accentuation. Ob-

Digitized by Google

gleich es nämlich längst anerkannt ist, dafs jedes auf der letzten Sylbe betontes Wort, wo es lediglich als *Wort*, also aufser dem logischen Zusammenhang, an und für sich betrachtet wird, den auch von den alten Grammatikern eingeschärften vollen Ton haben mufs, und in den bewährtesten Ausgaben derselben, von Küster's Suidas, Alberti's Hesychius und Ruhnken's Timaeus an, danach verfahren wird, so haben unsere Herausgeber dennoch wie Stephanus und die Britten den Gravis vorgezogen, was sehr zu bedauern, da in allem zur Accentenlehre Gehörigen Stephanus kein Ansehn hat, kein anderweitiger Grund dafür spricht, und es gar sehr zu besorgen ist, dafs nun eine nicht zu rechtfertigende Sitte aufs Neue Wurzel fassen wird.

Minder erheblich ist es, dafs nicht nur, wie wir oben erwähnt haben, die Stammwörter ohne besondere Bezeichnung geblieben sind, sondern dafs jedes Wort, gleichviel ob es einen neuen Artikel beginnt oder nur eine verschiedene Bedeutung, mit Typen von derselben Form und Gröfse gedruckt ist. Doch ist es gewifs, dafs eine leicht erreichbare Verschiedenheit in dieser Hinsicht ohne Künstelei zu nützlichen Unterscheidungen gebraucht werden könnte. Auch wäre es gut, wenn bei jedem unregelmäfsigen Substantivum und Verbum gleich zu Anfang die Irregularität mit einem Worte angedeutet würde.

Sonst sind Druck und Papier, wie sie von der Didotschen Offizin zu erwarten waren, im Ganzen denen der Londoner Ausgabe ähnlich, doch der Druck noch reinlicher und bestimmter, das Papier weifser. Auch auf die Korrektheit ist eine löbliche Sorgfalt gewendet: selbst kleine Irrungen im Accent, wie Col. 273. B. 20. oder in Zahlen der Citate, wie Col. 58. A. 1. wo *Dion. Hal. de adm. vi dic. in Dem. c.* 28. statt *c.* 38. steht, dürften sehr selten sein.

Dürfen wir uns erlauben, noch auf ein Paar Schriftsteller aufmerksam zu machen, die von den Britten nicht gehörig benutzt sind, zum Theil auch in ihrer jetzigen Gestalt nicht gehörig benutzt werden konnten, so nennen wir Thukydides, Platon und die Attischen Redner, jedoch nach der Bekkerschen Ausgabe, auch wegen fehlender Wörter: hinzu kommt nun noch der auch lexikalisch lange noch nicht erschöpfte Aristoteles. Auch die Oxforder *Volumina Herculanensia* durch Whittock geben noch gute Ausbeute.

Doch genug. Referent darf nun nicht erst sagen, wie sehr er diesem Werke das wohlverdiente Gedeihen wünscht.

Franz Passow.

LIX.

Die Naturreligion. Ein philosophisch-historischer Versuch von Karl Rosenkranz, Privatdocent an der Universität zu Halle. Iserlohn. 1831. *Vorr. XXVI.* 7. *S.* 278. *gr.* 8.

Unter Naturreligion werden mit Ausnahme der Jüdischen, Mahomedanischen und Christlichen Religion häufig alle ethnischen Religionen verstanden. Strenge genommen kann aber selbst nicht einmal die Aegyptische, Indische und Persische, geschweige denn die Griechische und Römische Religion zur Naturreligion als solcher gerechnet werden. Denn schon in den erstern müssen wir mehr als blofse Natur für die Anschauung und Vorstellung des Göttlichen anerkennen. Dasselbe gilt auch von der Chinesischen Religion. Selbst in den Nordischen Religionen beginnt schon der Geist so sehr die Natur zu gewältigen, dafs auch in diesen nicht mehr die Natur allein als das wesentlichste Element gelten kann.

Mit Recht unterscheidet deshalb der Verf. alle diese Religionen von der Naturreligion als solcher, aber er will sie von der Betrachtung derselben ganz ausgeschlossen wissen. Ausführlich sucht er sich defswegen am Schlufs seiner Abhandlung zu rechtfertigen, wo er die Beziehung dessen, was er Naturreligion nennt, zu allen diesen Religionen näher erörtert. Aber die Erörterung selbst beschränkt sich mehr nur auf das Verhältnifs dieser Religionen zur Natur, als dafs die Naturreligion, wie der Verf. sie betrachtet, sich zu denselben durch ihre eigne Entwickelung und Bewegung selbst ein Verhältnifs gäbe. Alsdann schliefst sich die Betrachtung derselben seiner Abhandlung über die Naturreligion blofs äufserlich an. Die Beziehung wird nicht von Innen heraus aufgezeigt. Aber dieselbe hätte sich innerhalb der Entwickelung der Abhandlung selbst als nothwendig ergeben, oder hätte sich als der innere Trieb der Naturreligion selbst zeigen müssen.

In Verhältnifs zu all diesen Religionen nennt der Verf. die Naturreligion, die er zum Gegenstand gemacht hat, und welche nach ihm die sogenannten wilden Na-

Digitized by Google

tionen befafst, auch Naturreligion im engern Sinn. Ferner unterscheidet er die Naturreligion von den ethnischen Religionen dadurch, dafs er diese denjenigen Völkern zuschreibt, welche einen wirklichen historischen Boden haben. Die wilden Völker der Naturreligion betrachtet er deshalb als nicht in die Weltgeschichte eingreifend. Zu diesen Völkern rechnet er die Aethiopische, Malaiische, Amerikanische und zum Theil Mongolische Race. Die Stämme derselben sieht er als solche an, die zwar da sind, leben und allerlei verrichten, aber nicht mit Bewufstsein ein allgemein geistiges Princip verfolgen. Alsdann will der Verf. nur die Grundelemente untersuchen, welche in der Naturreligion vorkommen, und sie durch Beispiele erläutern. Indem er das vielfache Material, das sich über die Naturreligion in Reisebeschreibungen und andern Büchern vorfindet, wissenschaftlich zu bearbeiten unternimmt, will er sich auf eine Herausstellung der einfachen und wesentlichen Momente dieser Religion, und auf eine Nachweisung ihres genetischen Zusammenhangs beschränken. Dies also macht die Art und Weise der Darstellung des Verfs. aus. Aber die Darstellung dürfte als mehr vollendet gelten, wenn er die Erläuterung durch Beispiele in die Darlegung der Grundelemente mit hineinverflochten hätte. Die Erläuterung hat jetzt mehr nur das Ansehn einer blofsen Anwendung, als einer wirklichen Durchdringung.

Für unser gebildetes Bewufstsein hält es schwer, dafs es sich in die Zustände der Naturreligion, und der Stämme, welche dieser Religion angehören, ganz hineinversetze. Weil wir durch unsre Bildung aus solchen Zuständen gänzlich heraus sind, sind wir gar zu geneigt, alles das für blofse Stupidität und Aberglauben zu halten. Darin ein wesentliches Interesse des Geistes anzuerkennen, fällt uns selten ein. Höchstens besinnen wir uns, wenn wir uns vorstellen, dafs Millionen von Menschen in solchen Zuständen leben. Diese Zustände nun gar wissenschaftlich zu erfassen, und dieselben dem Geist zu vindiciren, scheint ein fruchtlos Unternehmen, und um so mehr, als wir uns Gewalt anthun müssen, lange in solcher Betrachtung zu verweilen. Die ganze Schwierigkeit, uns in solche Zustände zu versetzen, geht deshalb auch auf die wissenschaftliche Darstellung über. Der Verf. hat dies wohl gefühlt, auch wirklich erfahren müssen. Denn er hält sich in seiner Darstellung nicht ganz rein an solche Zustände, sondern mischt häufig Phantasiebildungen unsers Bewufstseins in dieselben ein. So z. B. wo er von dem Gegensatz des Guten und Bösen in der Naturreligion spricht, will er ihn durch die anderen Religionen angehörige Vorstellung guter und böser Dämonen klar machen. Aber Dämonen sind selbstbewufste Wesen, zu welchen es die Naturreligion noch gar nicht bringt. Dafs das Gute und Böse dem Selbstbewufstsein angehört, ist nicht für sie. Unsrer eigner Aberglaube, sagt der Verf., kann die Brücke werden, uns in diese Zustände zu versetzen. Aber unser eigner Aberglaube ist, wie er selbst besonders S. 130 ff. zeigt, ganz was anders, als der Glaube der Naturreligion. Die einzige Brücke, die es hier giebt, ist die Wissenschaft. Der Verf. bemerkt recht gut, dafs es uns mit solchen Zuständen, wie mit unsrer Sinnesnesthätigkeit gehe. Aber dies hätte er weiter ausführen können. Wir sehen, hören, fühlen, aber dafs uns das alles durch Uebung zur Gewohnheit geworden ist, scheint uns nicht so. Wir meinen vielmehr, dafs, wie wir sehen und hören, dies sich von selbst mache, dafs zum Sehen und Hören nichts weiter nöthig sei, als eben Sehen und Hören. Aber wir irren uns gewaltig. Wenn wir nicht auf unser Sehen und Hören aufmerksam sind, so sehen und hören wir so gut, wie gar nicht. Dafs wir durch Aufmerksamkeit auf unsre Sinnesthätigkeit wirklich das Sehen und Hören gelernt haben, fällt uns nicht bei, weil wir wohl über das blofse Lernen hinaus sind, aber z. B. nicht das Kind. Wir haben uns von Jugend auf daran gewöhnt, auf unser Sehen und Hören aufmerksam zu sein. Aber wenn z. B. ein Blinder plötzlich sehend wird, sieht er nach Cheseldens Beobachtungen nicht gleich so, wie wir, die wir das Sehen gewohnt sind. Zuerst wird ihm alles im Blick sein, und wird deshalb so gut wie gar nichts sehen. Erst wenn er auf sein Sehen aufmerkt, wird er alles aufser dem Blick haben, und etwas sehen. Nun wird er durch seine Aufmerksamkeit erst, was er sieht, in Verhältnifs zu einander, als Gröfse, Entfernung u. s. w. sehen lernen müssen. Alles das haben wir durchgemacht, aber sind uns dessen nicht mehr bewufst. Nicht anders ist es mit den Zuständen in der Naturreligion. Auch diese haben wir vielfach, besonders im Kindesalter, gehabt, aber vergessen. Wir sind darüber weg, wie wir im Sehen und Hören über das Lernen hinaus sind. Und wie wir uns des Lernens, des Sehens und Hörens gar nicht mehr erinnern, so sind auch solche Zustände für

Digitized by Google

uns nur dunkel in der Erinnerung. Sie können nur gedacht, erkannt und begriffen werden.

Der Verf. sieht die wilden Nationen als das Kindesalter des menschlichen Geistes an. Wie das Kind nach und nach aus der Natürlichkeit zu sich selbst kömmt, so soll auch der Geist in der Naturreligion anfangen, aus seinem Zusammenleben mit der Natur zur Vernunft und Freiheit zu erwachen. In diesem Sinn giebt der Verf. seinen Standpunkt an, wie folgt: „dafs er bei der Naturreligion diejenige Gestalt der Religion im Auge gehabt, welche dem Geist angehört, wo er im ersten Erwachen zu sich selbst, noch nicht im Geist als solchem, oder im Bewufstsein seiner eignen Natur lebt". Der Standpunkt ist also der, wo der Geist zwar anfängt, sich von der Natur zu befreien, aber sich der Natur noch nicht ganz zu entwinden die Kraft hat, oder auch, wie der Verf. sich ausdrückt, das Göttliche mit dem Natürlichen noch verwickelt ist, seine Existenz noch in das Natürliche gesetzt wird.

Die ganze Abhandlung zerfällt in drei Abtheilungen. In der ersten Abtheilung betrachtet der Verf. das religiöse Gefühl als Grundlage der Naturreligion, in der zweiten die Magie, und in der dritten den Cultus.

Im Verlauf der Abhandlung bemerken wir überall, wie schwer es hält, die Unterschiede solcher unmittelbaren Bestimmungen, die in der Naturreligion herrschend sind, festzustellen. Unvermerkt laufen sie zusammen, eben weil sie unmittelbare Bestimmungen sind. Man könnte mit dem Verf. darüber rechten, dafs er die Unterschiede nicht gehörig gesondert habe, dafs er dieselben bestimmter hätte auseinander halten, mit einem Wort, dafs er sie noch mehr aus dem metaphysischen Gesichtspunkt hätte betrachten müssen. So spricht er in der ersten Abtheilung vom Opfer und vom Gebet. Es frägt sich aber, ob dies in das religiöse Gefühl, und nicht vielmehr der Vorstellung wegen in die letzte Abtheilung, in den Cultus gehört? Zwar wird auch beim Cultus wieder vom Opfer gehandelt, aber nicht recht übereinstimmend mit dem, was früher darüber gesagt worden. Auch der Todtendienst in der zweiten Abtheilung, der Magie, müfste wohl dem Cultus zugerechnet werden.

In der ersten Abtheilung sucht der Verf. zunächst den Zweifel zu entfernen, als wenn die Naturreligion nicht Religion, und wenn Religion, nicht die erste Gestalt der Religion, die primitive Religion wäre. Indem er das Gefühl als die Grundlage der Naturreligion betrachtet, will er den Zweifel dadurch heben, dafs er dasselbe, weil religiöses Gefühl, nicht als Abhängigkeitsgefühl, sondern als Gefühl der Freiheit aufzeigt. So richtig dies ist, so scheint doch damit die Naturreligion als primitive Religion nicht gerechtfertigt. Unter primitiver Religion versteht man gewöhnlich die Unschuld des Paradieses, wo sich der Mensch von Gott und der Welt noch nicht getrennt hat. Weil noch nicht von Gott und der Natur geschieden, kann auch Gott und die Welt nicht den Gegenstand seines Bewufstseins ausmachen. Aber weil nicht Gegenstand des Bewufstseins ist solche Einheit nicht wirklich geistige Einheit. Sie hat sich deshalb aufzuheben, was durch den Unterschied des Menschen von Gott, durch die Trennung geschieht. Dadurch wird ihr Sein zum Schein. Und dies ist die Bedeutung der primitiven Religion im gewöhnlichen Sinne, also auch der Naturreligion, insofern sie die primitive Religion sein soll. Die wahrhaft primitive Religion ist die geistige. Dagegen wenn Gott, wie im Paradiese, mit dem Menschen unmittelbar nur in Einheit ist, hat er seine Existenz in dieser Einheit, und damit im Menschen und der Natur als solcher. In dieser Einheit wäre sie nur die natürliche, wie denn auch die Naturreligion solche Einheit ist.

Da der Verf. das religiöse Gefühl als Gefühl der Freiheit begreift, erkennt er alle Acte, welche das Gefühl durchmacht, als ebenso viele Acte der Freiheit. Demnach soll das Wissen des Geistes von seiner Freiheit auch Princip der Naturreligion sein, nur dafs dasselbe noch im Gefühl ist. Ferner soll das religiöse Gefühl als Grundlage der Naturreligion näher darin bestehen, dafs nicht das Gefühl überhaupt die Religion ist, sondern die erste Form ausmacht, wie die Religion Existenz hat. Alsdann dafs Gott und der Mensch im Gefühl vereinigt sind, wovon der Verf. ausgeht. Aber wie es zu dieser Einheit kömmt, zeigt er nicht. Die Religion ist allerdings das Bewufstsein des Menschen, welches Gott als alle Wahrheit und Wirklichkeit zum Gegenstand und Inhalt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 92.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1831.

Die Naturreligion. Ein philosophisch-historischer Versuch von Dr. Karl Rosenkranz.

(Fortsetzung.)

Wäre nun dies, das Wissen des Menschen von Gott, was anders, als Gott, die Wahrheit selbst ist, so wäre keine Einheit, also auch kein Wissen. Aber die Einheit setzt den Unterschied voraus. Um deshalb diese Einheit zu erweisen, müfste von dem Unterschied ausgegangen werden. Der Unterschied aber des Menschen von Gott, als nicht das Wissen Gottes, ist deshalb das Bewufstsein von einem Andern, was Gott ist, mithin vom Endlichen, Aeufserlichen. Dies Bewufstsein, dessen Inhalt die endliche Welt ist, ist deshalb selbst endlich, das aber, weil Bewustsein des Geistes, den Trieb hat, sich durch sich selbst aufzuheben, und über den Unterschied zur Einheit, zum Geist hinauszugehen. Die Einheit, das Wissen Gottes, oder der religiöse Geist, wäre demnach dasjenige, worin das Bewufstsein des Endlichen und Aeufserlichen, und damit alle Endlichkeit aufgelöst ist. Als solches das Bewufstsein von Gott, kann es von Gott als seinem Gegenstand und Inhalt nicht getrennt sein. Und weil deswegen dasselbe, und damit die Einheit von sich selbst anfängt, macht es unmittelbar das Gefühl aus. So kömmt es zu jener Einheit, von welcher der Verf. ausgeht, oder wäre dieselbe als das religiöse Gefühl auch abgeleitet, und als nothwendig aufgezeigt. Dies ist unerläfslich, nicht nur, weil die Ableitung nothwendig ist, sondern auch, weil die Nothwendigkeit derselben dadurch erledigt wird. Solche Ableitung hätte der Vf. deshalb zum Gegenstand der Einleitung in seine Abhandlung machen sollen.

Erst nach dieser Ableitung kann die Religion als ihren Inhalt selbst erzeugend betrachtet werden. Indem nun der Verf. das religiöse Gefühl als Grundlage der Naturreligion zu entwickeln anfängt, erklärt er sich zuvor gegen die Hypothese einer ursprünglichen Absolutheit des menschlichen Zustandes. Darauf unterscheidet er in der Betrachtung der unmittelbaren Einheit des Menschen mit Gott als der ersten Bestimmung dieses Gefühls, die ursprüngliche Einheit und Harmonie mit Gott, und das Werden des Unterschiedes des Menschen von Gott, insofern der Mensch aus der Einheit mit Gott, weil auch der Unterschied sei, heraustrete. Dies ist also der metaphysische Gesichtspunkt, der als solcher deshalb auch in der Betrachtung selbst festzuhalten und durchzuführen gewesen wäre, wogegen der Verf. mehr den psychologischen Weg einschlägt. Hiemit dringt sich die Bedenklichkeit auf, ob dieser wegen der Einheit des Menschen mit Gott auch genügt. Und es entsteht die Frage, ob auch dadurch, dafs der Mensch aus dem Gefühl und der Empfindung zu sich selbst erwacht, oder nach dem Vf. durch Empfindung, Begierde, und die Willkühr seiner selbst bewufst wird, auch wirklich der Unterschied des Menschen von Gott aus jener Einheit selbst hervorgehe? Metaphysisch wäre zu zeigen gewesen, wie das Natürliche und Endliche sich durch sich selbst zum Unendlichen aufhebt. Zwar hebt sich auch psychologisch das Natürliche des Geistes als das Endliche zur unendlichen Gewifsheit und Freiheit als dem Unendlichen auf, aber diefs Unendliche ist der Mensch, nicht Gott. Da Gott jener Einheit wegen natürlich bestimmt ist, und diefs keine Schranke sein soll, hätte die metaphysische Betrachtung nicht von der psychologischen getrennt werden dürfen, hätte mit dem Erwachen des Menschen zu sich selbst auch jene Schranke durchbrochen werden müssen. Und dies um so mehr, als der Verf. will, dafs der Mensch dadurch zum Wissen Gottes gelangen soll.

In der darauf folgenden Bestimmung des religiösen Gefühls als der Entzweiung der unmittelbaren Einheit Gottes mit dem Menschen verfährt der Verfasser mehr ethisch, wie in der ersten psychologisch. Aber gleichfalls, weil er den metaphysischen Gesichtspunkt weniger

Digitized by Google

beachtet, hält mit dem Praktischen der Freiheit das Metaphysische der Erkenntnifs nicht gleichen Schritt. Die Entzweiung selbst läfst er mit der Ichheit, als dem einfach existirenden Unterschiede von Gott, beginnen. Sie wird entwickelt, wie folgt: Der Mensch, nachdem er seiner bewufst geworden, sich der Natur entfremdet hat, könne sich doch, weil sie als ein bleibendes Element seines Lebens mit zu ihm gehöre, nicht ganz von ihr los machen. Als solcher unterscheide er sich von der Natur, und sei deshalb frei von ihr, aber doch noch mit der Natürlichkeit behaftet, habe er Scham. Aber selbst auch scheide er sich von der Natur durch Krankheit und Tod. Dadurch trete die Natur im Tode als Nothwendigkeit der Freiheit gegenüber, als das Schicksal, dem keiner entgeht. Indem nun der Mensch sich durch seine Freiheit als Zweck setze, überwinde er die Nothwendigkeit. So wahr es ist, dafs die Einheit des Menschen mit Gott und der Natur durch solche Entzweiung gestört wird, so ist doch damit nicht auch die Nothwendigkeit der Veränderung, dafs Gott nur als Natürliches existirt, dargethan. Nämlich die Einheit ist der Natürlichkeit wegen nicht die wahrhafte Einheit. Defshalb nicht absolut ist sie mit der Schranke behaftet. Aber diese Schranke wird nicht als solche gewufst. Vielmehr gilt jene Einheit und Natürlichkeit als ein wesentlich Letztes, was sie nicht ist. Sie widerspricht sich also, und darum auch der Mangel des Bewufstseins über sie. Defshalb mufs der Mensch über dieselben, und damit auch in Verhältnifs zu ihr über sich selbst zum Bewufstsein kommen. Und diefs geschieht eben dadurch, dafs der Widerspruch sich aufhebt, und defshalb, was dem Menschen als wesentlich gilt, ihm als wesentlich zu gelten aufhört. Zwar führt die Nothwendigkeit des Todes, wie der Verf. zeigt, dasselbe wohl herbei. Aber nur, weil das Bewufstsein an sich Erkenntnifs ist, erhebt es sich durch sich selbst dazu.

Allein nicht nur von der Natur, sondern auch von Gott scheide sich der Mensch, durch das Böse. Diefs führt zur dritten und letzten Bestimmung des religiösen Gefühls, zur Wiedereinheit des Menschen mit Gott. Diefs wäre der religiöse Gesichtspunkt, und zwar aus dem Praktischen der Freiheit abgeleitet. Derselbe wird auf folgende Weise verhandelt. Böse ist der Mensch, wenn er sich selbst als Zweck gegen Gott den absoluten Zweck setzt, seine Freiheit von der göttlichen trennt, mit einem Wort, wenn er nicht mehr in Gott ist. Da nun der Mensch defshalb in Widerspruch mit seinem Wesen verfalle, dringe sich ihm die Empfindung auf, dafs er in Gott sein eigenes Wesen verletzt habe. Diefs Gefühl erscheine als eine bange Furcht, die er zu überwinden, und defshalb die Empfindung der Einheit mit Gott wieder zu erlangen strebe. Indem sich die Entzweiung dadurch aufhebe, komme es zur Wiedereinheit, und zwar durch die Empfindung des Schmerzes, die das Gefühl der Entzweiung mit Gott im Menschen aufrege, durch das Opfer, indem sich der Mensch seines Schmerzes entäufsere, und durch das Gebet, das sich als eine Erklärung und als Ausdruck der Vereinigung dem Opfer anschliefse. Die Wiedereinheit, die Versöhnung ist demnach nur aus dem Gefühl der Furcht vor Gott hergeleitet, und aus dem Drang, diese Empfindung los zu werden. Aber mehr metaphysisch, als nur ethisch, entwikkelt, würde sich der Gedanke und die Erkenntnifs als das Prinzip ihrer Ableitung gezeigt haben. Denn das Bewufstsein ist dieselbe an sich, so dafs Gott sein Gegenstand und Inhalt wird. Als solches macht es das Bewufstsein Gottes aus, und mit diesem Bewufstsein verzichtet der Mensch auf sich selbst, indem Gott für ihn ist. Und erst dadurch kommt es wirklich zum religiösen Gefühl. das im Opfer und Gebet sich bethätigen soll.

In der zweiten Abtheilung, welche von der Magie der Naturreligion handelt, betrachtet der Verf. dieselbe im Allgemeinen als die Art und Weise, wie das religiöse Gefühl zur Anschauung und Vorstellung, und deshalb zu einer Welt des Bewufstseins wird. Zunächst sucht er die Vorstellung zu entfernen, dafs die Zauberer unter den Völkern, welche der Naturreligion angehören, Betrüger, und dafs sie defshalb von der Nichtigkeit ihrer Magie überzeugt wären. Denn die Zauberei in der Naturreligion sei unmittelbar, und defshalb natürlich, nicht künstlich. Sie sei kein Aberglaube, sondern Glaube, ferner entreifse sich der Mensch durch die Magie seinem unmittelbaren Zusammenleben mit der Natur. Durch den Traum, die Zauberei und den Todtendienst soll der Mensch seinen Unterschied von der Natur verwirklichen, und der Traum soll die erste magische Bestimmung in diesem Sinne sein. Aber das Traumleben, das mit in seiner grellsten Verflechtung der Wirklichkeit am meisten bei den Stämmen der Irokesen und Huronen, und bei den Kamtschadalen erscheint, setzt das Bewufstsein mit einer schon fertigen Vorstellung voraus. Wenn auch die Begierde dieser Völker,

Digitized by Google

ihre Umgebung und Geschichte die bleibenden Grundlinien des Traums sind, so sagt doch der Verf. selbst, dafs sie den Traum als die Wirksamkeit oder als den Effek und die Offenbarung einer allwaltenden Macht ansehen. Dieser Vorstellung wegen kann der Traum nicht die erste und nächste Bestimmung der Magie sein, sondern diese ist die Zauberei, und zwar in ihrer ersten Form, wo die Vorstellung einer solchen Macht noch nicht ist. Demnach hätte der Traum erst nach dieser Form der Zauberei seine Stelle finden müssen, also darnach, was der Verf. als die subjektive Form der Zauberei erörtert.

Als die nähern Bestimmungen der Zauberei in der Naturreligion betrachtet der Verf. die direkte, indirekte und reale Zauberei. Die Zauberei in der Naturreligion ist der unmittelbarste Ausdruck dessen, was der Verf. als religiöses Gefühl bezeichnet. Denn die Zauberei fängt mit dem Bewufstsein in Verhältnifs zur Natur an. Dieses ist deshalb natürliches Selbstbewufstsein. Da dasselbe, wenn gleich natürlich, doch kein natürlich Ding ist, macht es die Aeufserung der Macht über die Natur aus. Die Zauberei ist die wirkliche Ausübung dieser Macht. Mit Recht sieht deshalb der Verf. die Zauberei als eine Aeufserung der Freiheit des Geistes an. Aber bei der directen Zauberei hebt er nicht genug hervor, dafs der Mensch, indem er zaubert, sich nicht blos als diese Macht, sondern indem dieselbe, als die Allmacht selbst weifs, oder als die Macht, aufser welcher keine andre Macht ist. Dafs die directe Zauberei diese Allmacht ist, zeigt sich bei allen zaubernden Völkern, insbesondre bei den Eskimos, den Afrikanischen Negern, und bei den Amerikanischen Stämmen. Nicht nur dafs die Macht der Zauberei den Sturm beschwört, Wallfische herbeizaubert, Sonnen- und Mondfinsternifs, Gewitter und dergleichen hinwegzaubert, sondern sie ist selbst die Macht über den Tod, was sogar so weit geht, dafs wenn die Zauberei nicht aushilft, der Mensch häufig gewaltsamen Todes sterben mufs, damit er nicht eine Beute des natürlichen Todes werde. Ja diese Macht des Menschen über die Natur erreicht ihren Gipfel, wenn nach Erzählung Schlichthorsts in seinem Buch über Rio-Janeiro, die Ureinwohner Amerikas nicht selten freiwillig sich dadurch als Herr über den natürlichen Tod beweisen, dafs sich ein solcher Mensch auf eine Matte legt und stirbt. Der Tod ist ihm, wie die übrigen Functionen des Körpers, ein freiwilliger Lebensact. Keine äufsere Verletzung, nicht Gift oder Mangel an Nahrungsmittel ist die Ursache seines Todes. Wenn er des Lebens überdrüfsig ist, stirbt er in der Blüthe seiner Kraft, blos weil er will. Dies ist durch viele Thatsachen aufser Zweifel gesetzt.

Die indirecte Zauberei in der Naturreligion unterscheidet der Verf. von der directen dadurch, dafs sie nicht, wie diese, durch den einfachen Willen sich bethätige, sondern durch besondre Mittel. Der unmittelbare Ausdruck des Willens reiche nicht mehr hin, sondern fordere einen eigenthümlichen Zustand, welchem sich eine besondre Tracht, ein besondrer Apparat verknüpfe. Deshalb übe nicht mehr der Zauberer als solcher die Macht über die Natur aus, sondern über die Natur durch Zaubermittel. Durch solche Mittel, die natürliche Dinge sind, solle alles, wie es in der Welt zusammenhängt, offenbar werden. In dieser Hinsicht unterscheidet der Verf. eine subjective und eine objective Form der indirecten Zauberei. Als die subjective Form betrachtet er den magnetischen Schlaf, der als kein natürlicher Zustand nun schon durch narkotische Dämpfe, Musik und Tanz künstlich herbeigeführt werden mufs. Denn im wachen Zustand ist der Mensch den Dingen gegenüber. Um deshalb in sie einzugehen, bedarf es eines solchen krankhaften Zustandes. Die Dinge werden nicht angeschaut, sondern geschaut, was im wachen Zustand nicht möglich ist. Deshalb soll auch der Zauberer in einem solchen Zustand nur Dinge angeben, die nicht angeschaut werden, als entlaufnes Vieh, gestohlnes Gut, und dergleichen. Die objective Form bezeichnet er als durch Handlung und Instrument. Ferner giebt er als ihr allgemeines Princip den Gegensatz von Leben und Tod an. Von Seiten der Handlung werde der Zauberer als Herr über Leben und Tod vorgestellt, als wenn er beides erzeugen könne. Von Seiten des Instruments theile er den einzelnen Dingen seine magische Kraft mit, so dafs sie auch im Besitz eines Andern dieselbe Wirkung haben, als wenn der Zauberer selbst handelte. Im Allgemeinen hat es wohl mit dieser Entwickelung seine Richtigkeit. Aber worauf es bei der indirecten Zauberei im Unterschied von der directen hauptsächlich ankömmt, hat der Verf. nicht genugsam erörtert. In der directen Zauberei war das Selbstbewustsein die Allmacht selbst, und als solche die Macht über die Natur. Aber weil der Mensch nun in der indirecten Zauberei sich nicht mehr ganz unmittel-

Digitized by Google

bar zur Natur verhält, sondern durch Zaubermittel als natürliche Dinge, ist seine Allmacht gebrochen. Denn derselbe bedarf nun, um zu zaubern, der Dinge. Zwar ist er noch die Macht über die Natur, aber durch diese Dinge. Weil er ohne die Dinge nicht mehr zaubern kann, und deshalb ohne dieselben nicht mehr die Macht wäre, muſs er nothwendig in denselben eine allgemeine Macht anerkennen, ohne die er nichts vermag. Indem er sich von derselben unterscheidet, wird diese das Allgemeine seiner Vorstellung, und wird anstatt seiner die allgemeine Macht oder die Allmacht. Insofern nun diese Macht, und nicht mehr ein sinnliches Ding als solches Gegenstand seines Bewustseins ist, hört auch der Mensch schon auf, sich blos auf natürliche Weise selbstbewuſst zu verhalten. In der Vorstellung und Anerkennung dieser Macht der Dinge geht er schon, indem er sich selbst als die Allmacht aufgiebt, zur Verehrung derselben fort.

Die reale Zauberei in der Naturreligion nennt der Verf. im Unterschied von den andern Bestimmungen der Zauberei darum so, weil sie der Realität inwohne. Die Magie ist deswegen nun eine solche, worin die Aeuſserlichkeit der Dinge selbst das Princip ist. Ob, wie der Verf. anführt, und wenn wir niesen, aus der Nase bluten, ob und wenn eine Kleidung, eine aufgehängte Waffe herabstürzt, ist zufällig, aber soll was bedeuten. Der Zufall macht daher das Element dieser Zauberei aus. Aber der Zufall werde zur Regel, indem er sich wiederhole, also zu einem Allgemeinen. Raum und Zeit sein dies regulative Princip des Zufälligen. Der Zufall werde deshalb auf einen bestimmten Raum eingeschränkt z. B. wenn der Himmel heiter ist, Vögel darin auffliegen, soll dies von Bedeutung sein. Dasselbe gelte von der Zeit, womit die Astrologie eintritt. Wenn z. B. dies Geschäft am ersten Tag des Neumonds unternommen werde, soll es günstig ausfallen, dagegen wenn an diesem Tag z. B. am Freitag, nicht, was in's Unendliche geht. Zuletzt werde der Zufall zur eignen Natur der Dinge, die darum nun in sich selbst etwas bedeuten. Als den Grund dafür sieht der Verf. die Erkenntniſs der besondern Qualitäten der Dinge an, welche sich der Wahrnehmung durch Sensation aufschlieſse. Die qualitative Beschaffenheit derselben werde dem Menschen ein Zeichen, *signum*, daher *signatura rerum*. Aber die Signatur der Dinge ist nicht auf die bloſse Sinnesthätigkeit einzuschränken. Sie hat einen tiefern Grund. Weil nämlich die Natur keine Zeichen hat, wohnt sie den Dingen nur insofern ein, als der Mensch sie auf dieselben überträgt. Der Mensch deutet in den Dingen seine eigne Zeichen. Zur Signatur gehört deshalb auſser der bloſsen Sinnesthätigkeit noch die Einbildungskraft. Ueberhaupt hätte der Verf. die Signatur der Dinge ausführlicher behandeln können. An Stoff dazu fehlt es nicht, weil alle Dinge, je nach ihrer Beschaffenheit, als Farbe, Ton (Gekrächze der Raben), Pflanzen, Thiere eine günstige oder ungünstige Bedeutung haben sollen. Auch hätte er jene allgemeine Macht der Dinge, welche der Mensch schon in der indirecten Zauberei anzuerkennen genöthigt war, in der realen Zauberei als der Realität inwohnend erkennen sollen. Mit der Signatur der Dinge soll die Zauberei und Magie, weil in derselben eine wahrhafte Erkenntniſs der Natur anfange, vollendet sein.

Dennoch zählt der Vf. den Todtendienst zur Magie der Naturreligion. Er betrachtet ihn als Uebergang zum Cultus darum, weil das jenseitige Reich, in das die Lebendigen als Todte übergehen, eine Allgemeinheit sei, wovon die Vorstellung erst durch die Erfahrung des Todes selbstständig werde, obgleich sie auch dem Traum und der Zauberei zu Grunde liege. Aber diese Allgemeinheit liegt der Zauberei nicht nur zu Grunde, sondern ist durch sie vermittelt. Denn der Mensch wird und ist sich derselben durch die Zauberei bewuſst, so daſs die Dinge, welche schon zur Zauberei unumgänglich nöthig waren, nun selbst als jene Macht vorgestellt werden. Sie werden das dem Bewuſstsein gegenständliche Allgemeine, und verlieren deshalb die Bedeutung ihrer vereinzelten und blos sinnlichen Existenz. Als solche die gegenständliche Macht sind sie selbstständig dem Bewustsein gegenüber, und machen dasjenige aus, was der Verf. als die Gottheit im Cultus betrachtet. Schon durch die Zauberei kömmt es daher zur Selbstständigkeit jener Vorstellung, die erst, wie der Verf. will, im Todtendienst selbstständig werden soll. Deshalb macht die Zauberei den Uebergang in den Cultus, nicht der Todtendienst. Dieser gehört dem Cultus selbst an.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 93.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1831.

Die Naturreligion. Ein philosophisch-historischer Versuch von Karl Rosenkranz.

(Schluſs.)

Was den Todtendienst als solchen betrifft, so bemerkt der Verf., daſs derselbe mit der Unbegreiflichkeit des Todes anfange, weil der Mensch und die Naturreligion noch kein Bewuſstsein über die Nothwendigkeit des Todes habe. Darum kenne er auch die Seele blos in ihrer leiblichen Existenz, und verwundere sich daher darüber, wie der Zusammenhang von Leib und Seele ein Ende haben könne. Dies werde bei den Wilden in Klagen laut: wie konnte die Seele nur ihren Leib verlassen! Hatte sie nicht zu essen und zu trinken? Alsdann gehe in der Naturreligion die negative Kraft des Todes auf alles über, was der Verstorbene im Leben als das seinige besessen, und gebraucht habe. Deshalb die Erscheinung, daſs Weiber, Sclaven, Hausthiere mit den Verstorbenen zugleich verbrannt oder begraben würden. Nach Beerdigung der Todten trete die Tendenz hervor, dieselben mit dem Leben zu versöhnen: daher würden die Todten als lebend vorgestellt, und darum die Erscheinung, daſs häufig der Leichnam sehr sorgfältig behandelt, aber auch wohl aus Furcht, daſs der Todte sich in das Dasein wirklicher Lebendigkeit eindränge, vernichtet werde. Da es unmöglich sei, sich des Todten in einer andern Gestalt zu erinnern, als er hier habe, erhalte die jenseitige Welt die Gestalt der diesseitigen, so daſs der Todte dasselbe Leben führe, nur an einem andern Ort. Aber auch seien die Todten nach dem diesseitigen Leben begierig, woraus der Glaube, daſs sie, das Leben in sich zu saugen, wiederkommen. Ferner erschienen sie im Traum, und entzündeten die Blutrache unter den Lebendigen, wenn sie auf irgend eine Art mit einem Verbrechen einen Zusammenhang gehabt, wenn sie nicht gesühnt wurden. Die Liebe übernehme alsdann hier die Rache des Gemordeten, und in der Liebe und Furcht würden dem Todten Opfer gebracht. Die Liebe wie die Furcht gäbe sich deshalb ihren Ausdruck in einem bestimmten Dienst zu erkennen, der den Todten gewidmet sei, und die Verbindung mit denselben erhalte.

In der dritten und letzten Abtheilung, welche den Cultus zum Gegenstand und Inhalt hat, entwickelt der Verfasser als die nähern Bestimmungen desselben die Gottheit, das Priesterthum und den Dienst der Gemeine. Gottheit nennt er in der Naturreligion das, was dem Bewuſstsein als die allgemeine Macht gegenständlich ist. Als solche ist sie die allgemeine Macht des Lebens, unendliche Allgemeinheit, nur natürlich angeschaut, nicht wie in den andern Religionen in allgemeiner geistiger Weise. Deſswegen sei sie noch zufällig, und es sei ganz gleichgültig, welche sinnliche Existenz zum Idol gemacht werde. Der Gott ist der Fetisch. Nun unterscheidet der Verf. von dieser zufälligen Gestalt der Gottheit die elementarische und organische Gestalt derselben. Aber der Berg, der Strom, das Gestirn, die Pflanze, das Thier ist von Seiten der Vorstellung ebenso zufällig. Denn alles das stellt die allgemeine Macht des Lebens gleichfalls blos unmittelbar vor. Wohl mag dieselbe in solchen allgemeinen Existenzen mehr dem Bewuſstsein gemäſs vorgestellt sein, was der Verf. in elementarischer Hinsicht als Genius bezeichnet, aber dies geht die wandelbare Existenz nicht an. Dasselbe gilt von der organischen Gestalt als der Pflanze und vom Thier, das sogar in seiner natürlichen Existenz einfache Allgemeinheit ist. Der Verf. sieht darin schon eine Annäherung zur Persönlichkeit, die aber noch immer in das Natürliche zurücksinke, und in welcher die Anschauung derselben noch nicht wirklich zum Bewuſstsein komme.

Wenn nun nicht mehr der Zauberer, sondern alle ohne Unterschied, und damit das Volk jene allgemeine Macht des Lebens in irgend einer der betrachteten For-

Digitized by Google

men anschaut, und wenn deshalb das Volk von derselben den Zauberer als Diener zu unterscheiden anfängt, welcher nicht mehr nach Willkühr, sondern nach dem Geheiss des Gottes zu handeln genöthigt, alsdann soll eine neue Bildung in der Naturreligion, das Priesterthum entstehen. In dieser neuen Bildung als der anfänglichen Hierarchie entwickelt der Verf. zuerst das Geschäft des Priesters, das sowohl durch das Verhältniss zur Gottheit als zum Menschen bestimmt sei. Weil die Gottheit mit dem Menschen nicht in unmittelbarem Umgange verkehre, sondern ihr Verhältniss zu ihm in vielfacher Weise vermittle, beziehe sich der Priester sowohl auf Gott als den Menschen. Aber immer noch trete in der Naturreligion die Begierde als Gegenstand des Bewusstseins hervor. Nämlich der Gott soll durch den Priester empfinden, dass man sein übles oder erfreuliches Betragen wohl merke, und dasselbe soll durch die priesterliche Handlung dem Verlangen des Volkes gemäss bestimmt werden. Alsdann betrachtet der Verf. das Verhältniss der Priester zu einander, die Korporationen derselben. Zunächst sei die Ausübung des Kultus mit der Familie verbunden, indem die ältesten und angesehensten Häupter derselben die geistlichen Funktionen übernehmen, alsdann hänge sie mit dem Gemeinwesen zusammen, insofern die Fürsten und Heerführer das priesterliche Geschäft verrichten. Weil aber die Priester der Gottheit untergeordnet seien, so gesellten sie sich zu einer bisher nie existirenden Einheit im Volk, wodurch die Korporation entstehe. Zuletzt erkennt der Verf. das Verhältniss des Priesters zum Volk als durch die Gottheit bestimmt, so dass der Priester sowohl Organ der Gottheit als des Volkes in Verhältniss zu einander sei. Da demnach die Gottheit als die unaufgeschlossene Kraft betrachtet werde, welche der Priester durch seine Thätigkeit sollicitire, gehe der priesterliche Stand in die religiöse Gemeine über.

Im Dienst der Gemeine geht der Verf. von dem religiösen Geist der Gemeine aus. In der Naturreligion sei jeder religiöse Akt auch zugleich ein sittlicher, weshalb die politische Gemeine noch mit der religiösen zusammenfalle. Indem der Mensch Gott als ein Anderes wisse, denn sich, aber Gott ihm kein Anderes bleiben soll, habe der Mensch das Bedürfniss der Vereinigung mit Gott, was das eigentliche Wesen des Cultus sei. Der Cultus sei daher, weil er die Entzweiung des Menschen mit Gott aufhebe, ein wirkliches Thun, ein wahrhafter Dienst, und zwar der höchste, welchen die Naturreligion durch Opfer ausdrücke. Das Motiv zum Opfer sei eine blos zufällige Situation, und das Opfer je nach dem Unterschied des Inhalts durch Begierde, oder Dank, oder durch die Furcht motivirt. Ausser dem, dass das Material des Opfers der äussere Besitz sei, werde doch auch selbst die eigne Persönlichkeit in Anspruch genommen. Aber, wenn auch das seinige, mache doch das, was der Mensch in der Naturreligion der Gottheit zum Opfer bringe, immer noch ein Andres aus, als er selbst sei, nicht das eigne Innere, so dass die Naturreligion die Freiheit des Geistes blos in ihrer Aeusserlichkeit verwirkliche. Zuletzt organisire sich der Cultus, oder runde sich zu einer bestimmten Abfolge seiner Handlungen in Zeit und Raum ab. Was die Zeit angeht, so erscheine sie insbesondre im Cultus der Naturreligion als die Sommerwendepunkte des Frühjahrs und Herbstes. Ferner erneuere die Erinnerung als die geistige Zeit das Andenken an Verstorbene, an seltsame Ereignisse und grosse Thaten. Was den Raum betrifft, so hebe sich die Gleichgültigkeit gegen das Terrain nach und nach auf, und der Cultus der Gottheit fixire sich an einem bestimmten Ort, und sondere sich unter freiem Himmel nach und nach durch Bäume und Steine als ein heiliger Ort ab. Das Schlachten des Opferthiers mache eine Basis nothwendig, so dass der Opferstein sich als Anfang des Altars zu erheben, und das irgendwie gestaltete Bild der Gottheit zu demselben ein gehöriges Verhältniss zu erhalten anfange. Um das Ganze vor Witterung zu schützen, werde später ein Dach darüber gezogen, und es beginne der Bau eines Tempels. Endlich werde die Gemeine so in sich geschieden, dass diejenigen, welche selbst opfern, und diejenigen, welche dem Opfer zuschauen, sich ebenfalls in einem bestimmten Raum sonderten. Und erst, wo es zu einer solchen Centralisirung komme, sei die Möglichkeit eröffnet, aus dem dumpfen Brüten der Naturreligion in eine höhere Gestalt der Freiheit überzugehen.

Wir haben absichtlich diese Betrachtung des Cultus hervorgehoben. Denn sie verräth augenscheinlich, wie sehr der Verf., um mit seiner Abhandlung zum Schluss zu kommen, durch die Natur der Sache selbst schon auf das Gebiet höherer Religionen gedrängt wird. Diese Religionen sind diejenigen, welche der Verf. in seiner Schlussabhandlung im Verhältniss zur Natur aphoristisch behandelt. Sie sind die Chinesische, Buddhisti-

Digitized by Google

gebe, Indische, Persische und Aegyptische Religion, welche nur als symbolisch im Verhältniss zur Griechischen als der plastischen Religion aufzeigt. Im Allgemeinen machen sie mit den Nordischen Religionen die Naturreligion im weitern Sinne aus. Diese erst entfaltet und breitet sich zu einer wirklichen Organisation des Cultus aus. Dagegen bringt es der Cultus der Naturreligion im engern Sinne, wie der Verf. sie betrachtet, zur eigentlichen Organisation noch nicht. Dies spricht sich insbesondre in dem Cultus der Amerikaner von Mexiko, Peru und Florida aus, was auch der Verf. zugesteht. Zu einer wirklichen Organisation gehört, dass die Naturreligion als solche, oder die Naturreligion im engern Sinn über ihre blosse Unmittelbarkeit zur Naturreligion im weitern Sinn hinausgehe, damit diese als ihre Wahrheit und Vollendung offenbar werde.

Deshalb glauben wir, dass die Abhandlung des Vfs. noch gar sehr würde gewonnen haben, wenn er anstatt von den Nordischen Religionen blos in der Vorrede, und von den symbolischen Religionen Asiens nur in einer Schlussabhandlung ein augenscheinliches Bild zu geben, diese Religionen und damit die Naturreligion im weitern Sinn mit in den Kreis seiner Betrachtung über die Naturreligion hineingezogen, und dieselben zu dem, was er Naturreligion im engern Sinn nennt, im innern Verhältniss wissenschaftlich entwickelt hätte. Doch gestehen wir dem Verf. gerne zu, dass zu einem solchen umfangsreichen Unternehmen, und um dasselbe völlig zu erschöpfen, noch Vorarbeiten nöthig sind, wie wir sie in A. v. Humboldts versprochener physikalischen Geographie und Rittern erst noch zu vollendenden Erdkunde erwarten können. Alsdann dürfte das ganze grosse Gemälde der Naturreligion sich unsern Blick erst vollends enthüllen. Aber verkennen dürfen wir nicht, dass der Verf. den Stoff seiner Abhandlung viel mehr systematisch und wissenschaftlich, als Andre vor ihm, wie z. B. Meiners, ja selbst als Benjamin Constant, entwickelt und ausgeführt hat.

Hinrichs.

LX.

Sections and views illustrative of geological Phaenomena. By Henry T. de la Beche. London, Paris and Strasburgh 1830, 4. *VIII. u. 71 S.; mit* 40 *Stein- und Kupferplatten.*

Henry T. de la Beche gehört mit Buckland, Conybeare, Fitton, Lyell, Murchison, Philipps, Parkinson zu den Naturkundigen, welche mit vielem Erfolg sich in neuerer Zeit der Geologie oder Geognosie in England widmeten, indem sie nicht allein über die Structur dieses Landes Untersuchungen anstellten, sondern auch zum Theil das Europäische Continent bereisten, die geognostische Beschaffenheit übermeerischer Continental- und Inselländer aufzudecken und das Lehrgebäude der Geologie überhaupt zu befestigen bemüht waren.

Die Geologie, die noch nicht lange nachgelassen, ein freies Feld hypothetischer Theorien zu sein, ist bei dem Aufschwung der Naturwissenschaften und durch den Kampf der Verschiedenheit der Ansichten, dann aber auch durch gründlichere Erkenntniss, so weit gediehen, dass sie verlangt, Ansichten und Behauptungen durch unzweifelhafte Thatsache unterstützt zu sehen. Denn es geschah nicht selten, dass dem gewöhnlichen Theoristen Thatsachen gerade entgegen standen, während er die ganze Welt construirte und ihre Beschaffenheit erklärte, und es dabei an keinem Wort fehlen liess. Es sei ferne vom Ref. hierdurch den Werth der bisherigen Beschäftigungen mit Ansichten über das Gebäu der Welt insbesondere unserer Erde zu misskennen. Er erkennt diese Uebung vielmehr als eine der würdigsten für den Menschengeist, wenn letzterer sich frei in den Schranken der Betrachtung bewegt, und da, wo diese nicht ausreicht, von dem Wege des Natürlichen und Wahrscheinlichen nicht abspringt. Es leuchtet in letzteren Fällen auch für physische Wissenschaften das klassische Alterthum vor, das mit so wenigen Beobachtungen und einfachen geringen Instrumenten zu oft so sicheren Ansichten gelangt ist, und dessen geologische Theorien mit denen, die jetzt mit umfassenderen Mitteln aufgestellt werden, auffallend harmonisen. Insbesondere aber hat der Geolog an sich selbst seine Seite der Beobachtung von der der sogenannten Speculation genau zu unterscheiden, deren letztere er zu Gunsten ersterer bisweilen zu verleugnen verstehen muss. Ref. stimmt daher auch gerne in die Worte ein, welche der Verf. S. IV. ausspricht:

„It would be much more desirable, that facts should be placed in the foreground and theories in the distance, than that theories should be brought forward at the expense of facts".

Ohne irgend vorgefasste Theorien zu unterstützen oder zu widerlegen, nur des weitern Gebrauchs wegen, sam-

Digitized by Google

melte der Verf. diese Thatsachen enthaltenden Durchschnitte und Ansichten. Er weicht nur in so fern von diesem Vorsatz ab, als er die Erhebungstheorie der massigen Gebirgsarten und die Ansicht von unausgesetzter Thätigkeit in der Bildung abgesetzter Gebirgsarten und ihren Uebergang zu den durch die jetzt noch thätigen Wirker in der Natur des Erdballs hervorgebrachten Erscheinungen, annimmt. Zu diesen Ansichten führen aber auch unwiderlegliche Thatsachen. Noch nicht allgemein ist die theoretische Eintheilung der Gesteine in Ur- (primitive), Uebergangs-, Flötz- (secundäre) und tertiäre Gebirgsarten verlassen, der man die ganze Erdrinde unterzuordnen versucht hat, wiewohl ihre Diagnosen auf die Gesteine um so weniger passen, je mehr sie sich von dem Ort entfernen, von dem sie anfänglich entnommen wurden; es sei denn, dafs Gebirgssysteme, wie es bisweilen bei selbst entferntliegenden nicht zu leugnen ist, ähnliche geognostische Zusammensetzung besitzen. Aber in Betreff einer scharfen Sonderung der einzelnen Formationen, oder gar einzelner Gebiete liefern Beobachtungen des Prof. Sedgwick, Murchison, Fitton, Boué, Lill und des Verfs. Beweise, dafs sie wegen der Uebergänge und Zwischenglieder, welche sich an bisweilen entferntliegenden Orten befinden können, unzulässig sei. Ref. ist daher überzeugt, dafs die Beibehaltung der Benennungen einer und derselben Gebirgsart an verschiedenen Orten in der Geologie von Nutzen ist, indem sie als Synonyma zu betrachten sind, mit denen, da sie auf die Lokalitäten näher hinweisen, sich der Begriff von vorhandener Abweichung verbinden läfst.

Mit dem Wunsche zur Vermehrung von Thatsachen beizutragen, war es ein Hauptzweck des Verfs. bei der Herausgabe dieses Werkes, die Naturforscher mit einer Sammlung von Durchschnitten beobachteter Stellen der Erdrinde zu versehen, welche der Wirklichkeit besser, als in den bisherigen vereinzelten Abbildungen entsprächen. Die meisten Platten sind in Skizzenmanier vom Verf. selbst mit Fertigkeit, bisweilen etwas flüchtig auf Stein gebracht. Die Durchschnitte würden eine noch richtigere Versinnlichung gewährt haben, wenn ihnen sämmtlich *ein* Mafsstab zu Grunde gelegt wäre, was freilich oft mit dem besten Willen zu bewirken unmöglich ist, und späterer Fertigung von geologischen Atlassen vorbehalten bleiben mufs.

Referent wird sich erlauben bei der Betrachtung der einzelnen Platten bisweilen über die Phänomene selbst auf die sie sich beziehen, Bemerkungen hinzuzufügen.

Platte I. Die idealische, schematische Darstellung der Gebirgsartenreihe in Yorkshire und in Wilts und Somerset. Die einzelnen Gesteinslagen sind angedeutet und die relative Mächtigkeit der Formationen leicht zu übersehen. Aehnliche Schemata, über die ganze beobachtbare Erdrinde ausgeführt, würden die Verhältnisse der einzelnen Theile ihres Gezimmers deutlich vorführen. In Yorkshire ist, wie man sieht, der grüne Sand gegen Wilts und Somerset nur geringmächtig und wird wahrscheinlich vom Specten clay vertreten; über dem grofsen oder Bath-Oolith liegt in Yorshire eine Anzahl Schichten mit vegetabilischen Lagern, von denen in Wilts und Somerset keine Spur angetroffen wird; in Yorkshire ist der Lias dreimal mächtiger, als in Wilts und Somerset. — Zwischen dem Lias und dem *magnesian-limestone*, der dem auch fälschlich Alpenkalk genannten Zechstein Deutschlands von den meisten Geologen verglichen wird, liegt in England der *new-red-sandstone and red-marl*, einen vertikalen Raum einnehmend, der in Deutschland von den Formationen des Keupersandsteins (Quadersandstein zum Theil, unterer Liassandstein, Sandstein von Luxemburg), Keupers, Muschelkalks, bunten Sandsteins und vielleicht auch zum Theil des Vogesensandsteins erfüllt ist. Aber nicht allein in England fehlt der Muschelkalk, sondern auch, nach Dufrénoy, in den südlicher liegenden Flötzgebilden des Systems des granitischen Plateaus des mittlern Frankreichs und vielleicht auch in den Pyrenäen. — Es ist die Sandstein- und Mergelgruppe in Yorkshire im Vergleich zu Wilts und Somerset sehr mächtig, in Devonshire noch mächtiger; die Mächtigkeit der Kohlenlager und des kohlenführenden Kalksteins in beiden Gegenden wenig verschieden; die Kreideformation in Wilts mächtiger als in Yorkshire, wo die Juraformation überwiegt, u. s. w. Bei solchen Verschiedenheiten in der Mächtigkeit, und selbst dem Mangel eines oder des andern der Gebilde, ist es auffallend, die Summe derselben an beiden Orten, oder die Schemata, doch von beinahe gleicher Gröfse zu sehen, was Berücksichtigung verdient.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 94.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1831.

Sections and views illustrative of geological Phaenomena. By Henry T. de la Beche.

(Fortsetzung.)

Platte II. Zur Versinnlichung der Verhältnisse bei geologischen Durchschnitten im Allgemeinen. Beim Durchschnitt des Genfer Sees (Fig. 3.) bemerkt der Verf., dieser See liege gröfsten Theils in der Molasse und Nagelflue der Schweiz. Ref. findet, dafs die meisten Seen des nördlichen Abfalls des Europäischen Alpengebirgs diese Eigenschaft theilen. Die gröfseren Seen Südbaierns, der Schweiz und Oesterreichs liegen ganz oder theilweise in der Zone der Gerölleablagerung, Nagelflue, Molasse und der Gebilde jünger als der Kalk der Alpen. Im eigentlichen Kalksteingebirge liegt eine geringere Anzahl von Seen, die kleiner sind; im Juragebirge nur wenige. — Auf sie, pafst was Hausmann in seinen treffenden Umrissen nach der Natur (Götting. 1831, S. 7.) von den in Schweden in den Thälern zwischen den Felsenhügeln und Felsbergen liegenden unzähligen kleineren und gröfseren Seen, gemeiniglich durch Flüsse untereinander und mit dem Meere verbunden, sagt: „Sie sind als Erweiterungen der Flüsse zu betrachten, und daher beinahe ohne Ausnahme länger als breit. Ihre Ausdehnung in die Breite nimmt, so wie ihre Frequenz, in dem Verhältnifs ihrer Entfernung von den Hauptgebirgsketten zu". Aehnliche Erscheinungen wie im nördlichen Abfall der Alpen, insbesondere im Schweizerbecken, enthält auch das Becken nördlich der Gebirgssysteme Innerasiens, und die innerhalb letzterer. Diese Becken scheinen Niederungen und Einsenkungen zu sein, und die Seen Ueberreste des Wassers, das ehedem diese Gegenden bedeckte. — Die Seen des südlichen steileren Abfalls des Europäischen Alpengebirgs liegen dagegen innerhalb der Zone des granitischen und Kalkgesteins, und die Gerölle oder sandigen und mergeligen Gebilde, welche Oberitalien auszeichnen, werden von ihnen nur berührt. Im Gebirgsstock der Alpen selbst liegen sehr wenig Seen und diese sind bisweilen wasserlos. Die Höhe der Seen beider Abfälle der Alpen über dem Meer ist sehr verschieden; sie beträgt jenseits ungefähr nur das Drittel von der in Hochlagern; die gröfsern Seen der Schweiz liegen ungefähr nur halb so hoch, wie die in letzterer Gegend; die Seen Kanadas liegen im Durchschnitt noch nicht so hoch, wie die von Oberitalien. Die Verbreitung von Seen an den Abfällen von Gebirgssystemen ist eine allgemeine Erscheinung in der Physik unsers Erdballs. Ref. erinnert nur noch an die zum mächtigen Gebirgssystem Innerafrikas gehörigen Seen zwischen demselben und den ungeheuern Nordafrikanischen Wüsten, und an die Abfälle der Anden in der Südspitze Südamerikas, wo die Seen bis in die Vorberge angetroffen werden, die geräumigsten derselben am östlichen Abfall nach den Ebenen Patagoniens hin. Doch sind unter denen Chilesischer Seits auch einige nicht unbeträchtlich.

Fig. 4. bis 7. ist ganz geeignet zu zeigen, wie unangemessen es ist, bei geologischen Durchschnitten, was so häufig geschieht, durch Vervielfältigung der Höhe mehr Masse zum Auftragen der verschiedenen Gesteine eines Gebirgs zu gewinnen. Es entstehen wahre Zerrbilder und Unrichtigkeiten in der gegenseitigen Neigung und den Auflagerungswinkeln verschiedener Formationen, sobald das natürliche Verhältnifs der horizontalen zu den vertikalen Dimensionen verkürzt wird.

Platte III. Die Südküste Englands, von nahe bei Bridport Harbour bis Sidmouth durchschnitten, zur Versinnlichung des in England so vielseitigen Ueberlagerungscharakters der Kreidegruppe für diesen Theil von Devon und Dorset, woraus auch ersichtlich, dafs die Thalbildung hier *nach* Absetzung der Kreide geschah.

Platte IV. Zur Bestätigung, dafs mehrere Gebilde der Juraformation über dem Lias von Südengland in die Normandie gleichsam fortsetzen. Der geognostische

Digitized by Google

Zusammenhang der jetzt durch den Kanal getrennten Küstenländer wird immer deutlicher dargethan, je genauer diese Länder vergleichend erforscht werden.

Platte V. Zur Erläuterung der Brüche in den Schichten nach deren Erhärtung, welche in den Englischen Kohlenbergwerken *faults* (Fehler) genannt werden. Es sind sogenannte Rücken, Verrückungen, Verwerfungen. Eine sonderbare Erscheinung an der Erdrinde. Denn sämmtliche sich überlagernde Schichten verschiedenen Alters zeigen sich plötzlich, gewöhnlich senkrecht, durchschnitten und an solchen Stellen verrückt. Man hat noch keine Ueberlagerung solcher Risse angetroffen, durch welche die Bestimmung des Zeitpunkts, in dem sie entstanden, wäre möglich geworden; er muſs daher sehr spät eingetreten sein. Diese Risse sind mit Gesteinstrümmern ausgefüllt. Der Verf. sagt aber auch an einer andern Stelle (S. 26.): „*faults are, as is well known, the fissures in which the veins of Cornwall occur*"; und (S. 48.): „*a vein of cobalt occurs in the fault*". Ref. vermuthet, daſs die *Faults* Sprünge sind, welche im Gebirg durch heftige Erschütterungen der Erdrinde entstanden, und wohl noch entstehen, und wobei eine Verschiebung durch Einsinken und Erhebung der getrennten Theile zu Wege gebracht wird. Ref. kann sich nicht enthalten hier einer Erscheinung zu gedenken, die man von Zimmermann *) beschrieben findet. Auf dem Julianer Ort, im obern Burgstädter Revier bei Clausthal am Harz, sind zwei sogenannte Stuffen gerade an solchen Stellen ins Gestein eingehauen, wo sie von Rissen in einer zum Horizont geneigten Lage durchschnitten werden. Die geraden Striche dieser Stuffen sind so verschoben, als wenn das Hangende des sie durchschneidenden Risses oder der Kluft auf dem liegenden herunter oder das Liegende an dem Hangenden hinauf gerückt wäre, nachdem die Stuffen geschlagen waren. Hiernach wäre seit dem letztverflossenen Jahrhundert in 84 Lachter Tiefe eine schiebende Bewegung zwischen getrennten Massen eines Gebirgs vor sich gegangen. Ref. ersucht den praktischen Bergmann, ähnliche Gelegenheiten, die Aufschlüsse über die Verschiebbarkeit zersprungener Gebirgsmassen geben können, nicht unbeachtet zu lassen.

Platte VI. und VII. stellen noch Faults dar. Im Kohlenlager nördlich von Bristol beträgt die Veränderung an einem solchen Fault 600 Fuſs. Die schöne groſse Platte VII. zeigt die Jarrow-Kohlenlager (Grafschaft Durham) von vielen Faults durchschnitten. Eine weiche Substanz, wie es scheint durch heftige Reibung der Schnittflächen aufeinander entstanden, erfüllt die Faults nach oben beinahe bis zur Oberfläche, während die Seiten derselben unten sich gewöhnlich berühren. Sie sind also keilförmig, was eine von Innen nach Auſsen auf die Erdrinde wirkende Gewalt recht wohl veranlassen konnte. Die Seiten der Faults im Thonschiefer sind häufig Spiegelflächen; im Sandstein sind sie brüchig.

Platte VIII. Fig. 1. eine etwas flüchtige Copie von Lusser's Durchschnitt vom Gotthard bis nach Arth, aus den Denkschriften der Schweizerischen Gesellschaft für Naturwissenschaft, zur Unterstützung der, insbesondere von L. v. Buch und de Beaumont aufgefaſsten Ansicht von der Emporhebung der Gebirge und vorhandener Gesteine, und der Unmöglichkeit, daſs auf solchen Höhen und unter solchen Verhältnissen die aus dem Wasser abgesetzte Formationen sich gebildet haben. Fig. 2. Alpendurchschnitte Italienischer Seits nach den Untersuchungen L. v. Buch's über die Veränderung des Kalksteins in der Nähe von Augitporphyr oder andern heiſs gewesenen Gebirgsarten. Sie dienten L. v. Buch zur Erhärtung seiner Ansicht von der Umwandlung des Kalksteins zu Dolomit durch die Berührung nicht sowohl mit Augitporphyr, als mit den bei dem Aufsteigen des letzteren aus der Erde gekommenen heiſsen Dämpfen. Vorbeigehend erwähnt Ref., daſs sich über die Allgemeinheit von L. v. Buch's Ansicht manche Gegner erheben. Nicht alle Bitterkalke, fast in allen Formationen bis in die Tertiären vorkommend, sind Dolomite. Wirklicher Dolomit wurde in der Nähe weder von Augitporphyr noch einem andern, bei seinem Auftreten heiſs gewesenen Gestein angetroffen, vielmehr unter Verhältnissen, die seine ursprüngliche Entstehung auf nassem Wege nicht bezweifeln lassen. Murchison*) zeigt, daſs bei Seefeld in Tyrol Fischversteinerungen führender bituminöser Schiefer regelmäſsig mit starken Lagen von Dolomit wechselt. Zeuschner **) hält nach seinen Untersuchungen den Dolomit des Fassathals für

*) Dr. Ch. Zimmermann, die Wiederaufrichtung verworfener Gänge, Lager und Flötze. Darmst. 1828. S. 122.

*) *Philosophical Magaz. and Annals. N. S. Vol.* 6. *No.* 31. 1829.

**) Leonhardt's Zeitsch. f. Mineral. No. 6. S. 401. 1829.

Digitized by Google

einen wässerigen Niederschlag und dem Kalkstein der Alpen untergeordnet. Auch Steininger's *) Beobachtungen über den Dolomit im Luxemburgischen würden L. v. Buch's Ansicht nicht unterstützen. Indessen fiel schon Breislak **) die Veränderung der Gesteine in der Nähe des Basaltes, und des Kalksteins in der Nähe des Granits auf. Dufrénoy ***) beobachtet im Becken des Lot und anderwärts, dafs der Liaskalk, da wo er auf Steinkohlengebilden mit Porphyr ruht, dolomitisch, dem Dolomit des Jura sehr ähnlich ist, aber auf bunten Sandsteinen die Veränderung nicht zeigt. Bekanntlich ist selbst die Kreide da, wo sie in der Grafschaft Antrim (Irland) mit Basaltgängen in Berührung steht, krystallinisch körnig; und wo der Sandstein und Thon die Basaltmasse des Vogelsbergs berührt, besitzen sie säulenförmige Struktur, wie die Gestellsteine der Hochöfen. Die verändernde Einwirkung heifsen Gesteins und der mit ihnen aufgestiegenen Dämpfe auf vorhandenes Gestein ist unwiderlegbar, doch ohne daraus herleiten zu können, aller Dolomit sei eine gleichsam sekundäre Erscheinung. — Der Durchschnitt Fig. 3. zeigt, wie die Blöcke von Granit, Gneis u. s. w. des Alpenstocks oder Kernes über alle Höhen der Gegend vom Lago di Como bis zum Monte San Primo verbreitet sind.

Platte IX. Durchschnitte aus L. v. Buch's Abhandlung über Tyrol (Ann. de Chim. et de Phys. XXIII.), den Durchbruch des Augitporphyrs und die Bildung von Dolomit betreffend; nach Fig. 4. kommt es sogar vor, dafs letzterer von ersterem umschlossen ist.

Platte X. bis XIV. stellt vor das Eindringen der sogenannten Trappgesteine durch die Erdrinde und die so wichtigen Verhältnisse und Erscheinungen, welche dieselben in den verschiedenen von ihnen durchsetzten und mit ihnen nun in Verbindung stehenden Formationen darbieten. Die Durchschnitte und Ansichten sind gröfstentheils aus Mac-Culloch's Werk über die westlichen Inseln Schottlands. — Einen der belehrendsten Durchschnitte für die Krümmung anfänglich horizontal abgesetzter Schichten, durch das Eindringen des Diorits hat Ref. im Jahre 1830 Gelegenheit gehabt, zwischen Prag und dem in dessen Nähe liegenden Kuchelbad aufzunehmen. Diese Gebirgswand ist ganz aufgeschlossen. Das Gestein ist gröfstentheils Trilobiten und Hornsteinknollen führender Kalkstein, einem Sandstein oder Grauwackenartigen Thonschiefer aufgelagert. Zwischen beiden Gebirgsarten liegt Diorit, der sich offenbar später hineinzwängte, und dabei die Schichten des Kalksteins, die sein Hangendes bilden, hob und mannigfach krümmte. Zur Zeit, als dieses geschah, waren die Kalksteinschichten schon ziemlich erhärtet. Denn sie zerbrachen und zerbröckelten sich in den Krümmungswinkeln und die Menge Bruchräume sind jetzt Adern weifsen Kalksteins. Das untere Ende der Kalksteinablagerung besteht in einem Lager Orthoceratiten führenden Kalksteins, welches mehr gehoben, als gekrümmt wurde. Horizontaler grüner Sand bildet die Ueberlagerung des Uebergangskalkes mit gekrümmter Schichtung, und beweist somit, dafs diese Krümmung vor der Absetzung des grünen Sandes geschah.

Platte XV. bis XVII. zeigt Fälle, wo Granit in die Erdrinde und durch dieselbe emporstieg und sich über Flötzgebirgsarten ergofs, unter denen Ref. Naumanns *) Durchschnitte über das Auftreten des Granits im Kalkstein Norwegens vermifst. Es sind besonders die Arbeiten von Beaumont, Sedgwick, Murchison, Necker, Dechen (nicht Decken), Oeynhausen u. A. benutzt. — Die Untersuchungen, welche Hugi in seiner Alpenreise (Solothurn 1830) mit zahlreichen Durchschnitten bekannt macht, zeigen, dafs in der Jungfrau und vielen andern Gegenden der Schweizer Alpen, der Granit in späterer geologischer Zeit die kalkigen Gesteine der Alpen durchbrochen, und, zu den höchsten Höhen aufsteigend, sich über sie gelagert hat. Für die Wärme des Granits und mitaufgestiegener metallischer Dämpfe dürften Beaumont's Beobachtungen sprechen, welcher fand, dafs da, wo Granit mit festen Flötzformationen in Berührung liegt, letztere härter und krystallinischer und, wie der Granit, metallführend werden. An der Nordküste von Caithness (Schottland) ist, nach Sedgwick und Murchison, der Sandstein da, wo ihn eine Granitmasse durchdrungen, krystallinisch und zellig; nahe an der Stelle, wo sich beide berühren, sind die Schichten breccienartig und enthalten sogar Granitfragmente; das Cement des Conglomerats ist gewöhnlich granitisch, an einigen

*) *Essai d'une description géognostique du Grand-Duché de Luxembourg.* S. 36. 1828.

**) *Giornale di fisica etc. di Brugnatelli. T. IV.*

***) *Dufrénoy et Elie de Beaumont, mémoires pour servir a une description géologique de la France. T. I. Paris* 1830.

*) C. F. Naumann, Beiträge zur Kenntnifs Norwegens. I. S. 34, Taf. I. Fig. 1. und 2. Leipz. 1824.

Digitized by Google

Stellen kalkig, an andern sandsteinartig; es ist oft schwer anzugeben, wo das abgesetzte Gestein endet und das krystallinische beginnt. Die Veränderungen, welche Naumann (a. a. O. S. 37.) vom Kalkstein anführt, wo er mit dem Granit in Norwegen in Berührung liegt, schliefsen sich hieran an; und alle diese Beobachtungen haben für sich, dafs der Granit heifs und von heifsen Dämpfen begleitet, aus der Tiefe durch die Erdrinde zu verschiedenen Zeiten aufstieg, die vorhandenen Gesteine theilweise umänderte, zertrümmerte und in ihrer Lagerung bis zur Ueberwerfung verrückte. Die reinliche Platte XVII. zeigt in Fig. 2. und 3. noch insbesondere nach Necker, wie der Granit den Gneis durchdringt (Vallorsine). Granitgänge haben (Fig. 4.) in Cornwall nicht allein den Killas durchdrungen, sondern, wie eine durchsetzte Quarzader, die schon vorhanden gewesen sein mufste, lehrt, ihn auch verschoben. Der Granitgang verzweigt sich (Fig. 5.) im Killas, indem er ihn mit Adern durchzieht, dabei losgetrennte Stücke Killas in seine Masse aufnehmend. Ref. ersieht aus dieser Zeichnung ferner, dafs eine Granitader von einer Quarzader durchsetzt wird, die den Killas verschob. Diese Quarzader setzt auch in die Hauptmasse des Granits fort; sie konnte sich erst bilden, als der Granit schon vorhanden war, während die vorige Figur einen umgekehrten Fall sehen liefs.

Platte XVIII. Fig. 1. bis 3. ist wieder nach von Oeynhausen's etc. Durchschnitten der Rheinländer zwischen Basel und Mainz und zeigt, dafs im Saarbrückischen die Steinkohlenformation von Trapp durchsetzt wird; und Fig. 4. aus Caumont's *Topographie géognostique du Dept. du Calvados* entlehnt, dafs der Porphyr die Kohlenlager von Littry durchdrungen hat.

Platte XIX. Ein Durchschnitt Nordostirlands, nach Buckland und Conybeare, reich an Verhältnissen für das Auftreten des Basalts, der Ablagerungen durchbrach, sich in dieselben einlagerte und über sie ergofs, auch von sogenannten Dykes durchschnitten ward. — Die Beobachtungen, welche beweisen, dafs Granit, Porphyr, Diorit und Basalt aus dem Innern der Erde in die Erdrinde getreten und, sie durchbrechend, über sie hinausstieg, mehren sich noch immer. Einer der merkwürdigsten Punkte ist, wenn man nicht die ungeheure Basaltmasse des Vogelsbergs selbst nehmen will, der Wildenstein, der bei Büdingen den Sandstein durchbrach und Brocken von ihm umschlossen hält; am Hirschstein umhüllt der Basalt Stücke, die wie gebrannter und verglaster Sandstein aussehen und vielleicht Grauwacke sind, die er durchdrungen hat *); der Basalt bei Nauroth enthält gröfsere und kleinere Schieferstücke eingewickelt, die mehr oder weniger verändert sind (Stifft a. a. O. S. 374.); im Basalt von Sonnenberg bei Wiesbaden finden sich Stücke von Granit eingeschlossen **); und ganz kürzlich hat Ref. auf einer Wanderung durch einen Theil des wildromantischen Nasethals gesehen, dafs Schlofsböckelheim auf einem Dioritmandelstein liegt, der Brocken rothen Porphyrs umschliefst, den er wahrscheinlich durchdrungen hat.

Platte XX. Drei Ansichten von durch meteorische oder atmosphärische Einwirkung veränderten nackten Granitmassen aus Westengland nach Mac-Culloch. Diese Zerreissung und Abnutzung des Granits dürfte nicht so unbedingt atmosphärischen Einflüssen zuzuschreiben sein, wenn man berücksichtigt, wie der Granit aus der Erde heraustrat, und dafs diese auf der Oberfläche der Erde liegenden und aus ihr herausragenden Stücke seine Endtheile sind, in denen die Gewalt, die ihn gleichsam durch die feste Erdrinde warf, hier erst auf die Masse selbst, sie zersplitternd, wirkte.

Platte XXI. Eine Ansicht vom Mont-Blanc vom Breven gesehen, nach Birman, die sehr genau sein soll. Die Formen sind etwas allgemein gehalten. Die Wirkung der meteorischen Einflüsse wurde zur Bildung dieser Spitzen, Nadeln u. s. w. in den Hochalpen offenbar durch die Zertrümmerung des Gesteins nach aufsen hin bei seinem Aufsteigen aus dem Erdinnern vorgearbeitet.

Platte XXII. Eine schöne Skizzenansicht vom Crater des Vesuvs, wie ihn der Verf. am 15. Februar 1829, in geringer Thätigkeit begriffen, fand. Es war schwer, wie der Verf. erwähnt, bei Ersteigung des Kegels den Steinen auszuweichen, welche an den Seiten schnell herunterfielen.

---

*) Stifft, géognostische Beschreibung von Nassau S. 37. Wiesbaden 1831.

**) Leonhards Taschenb. f. Mineral. Jahrg. 17, S. 501; 18, S. 204.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 95.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1831.

Sections and views illustrative of geological Phaenomena. By Henry T. de la Beche.

(Schluſs.)

Sie wurden durch keine Erschütterung, sondern von der Einwirkung der Sonne auf den Schnee und das Eis, welches sich verflossene Nacht auf den Höhen bildete, abgelöst. Der groſse Crater war fast so weit, wie nach dem letzten Ausbruch. Der Boden wurde allmälig mit Lava erfüllt. Die Höhe der Craterklippen beträgt ungefähr 300—350 Fuſs; die des Kegels in der Mitte 90 Fuſs. Nach anhaltendem Getöse trat Ruhe oder ein Gesinge ein, worauf immer eine heftige Explosion erfolgte, welche Steine, mit rother heiſser Lava untermengt, in die Höhe über den Rand des Craters warf. In den Augenblicken, wo der Dampf und Rauch aufhörte, konnte man die rothe heiſse flüssige Lava im kleinen Crater deutlich unterscheiden. Bei jeder groſsen Explosion schienen die Seiten des kleinen Craters sich beträchtlich zu erheben; während eines solchen Paroxysmus drang durch die Basis des innern Kegels ein kleiner Lavastrom. Nach den vom Verf. um diese Zeit angestellten Barometermessungen liegt der höchste Punkt des Vesuvs 3897 Fuſs über der See. A. v. Humboldt beobachtete 1822 die Höhe zu 3890 Fuſs oder 608 Toisen. Der Verfasser hat diese Angabe wahrscheinlich aus Monticellis und Covellis Beschreibung des Vesuvs (deutsch. Elberfeld, 1824, S. 131.) entlehnt. Humboldt *) bemerkt aber, daſs diese Höhe durch die vernachläſsigte Correctur des Quecksilberstandes im Gefäſsbarometer etwas verunstaltet worden. Oltmanns hat v. Humboldts Messungen in Rechnung genommen und 629 Toisen herausgebracht.

Platte XXIII. Ablagerungen der jüngsten geologischen Zeit. Ausfüllungen im Ziegenloch (*Goat Hole Cave*) (Fig. 1.) nach Buckland; Lagerung der Knochenbreccie bei Nizza (Fig. 3. u. 4.); Knochenbreccie und Boseenerz, eingelagert und als Spaltenausfüllung in der Juraformation nach Brongniart. — Es gibt Boseenerz sehr verschiedenen Alters.

Platte XXIV. Ablagerungen über der Kreide (*supercretaceous rocks*) oder sogenannte tertiäre Gebilde, schematisch, des Kreidebeckens von Paris und der Normandie (Fig. 1.), nach Cuvier, Brongniart und Caumont, und der Insel Wight (Fig. 2.) nach Webster; der horizontalen tertiären Süſswasserformation über zum Theil vertikal aufgerichteter Kreide bei Peyrolles in der Provence (Fig. 3.); der Insekten, Pflanzen und Conchilien umschlieſsenden Süſswasserablagerung bei Aix in der Provence, nach Lyell und Murchison, nach natürlicheren Dimensionsverhältnissen. Die Arbeiten der Geologen Sedgwick und Murchison, Lill und Boué über die Alpen, so wie die des letztern und von Pusch über die Karpathen und Fittons Untersuchungen über das Gestein von Mästricht, lassen es nicht mehr bezweifeln, daſs zwischen den tertiären und den Flötz- oder secundären Ablagerungen keine solche Trennung bestehe, wie sie bisher anzunehmen für nöthig erachtet ward; auch läſst es sich nicht vermuthen, daſs die Natur irgend einmal aufgehört habe, eine solche Wirksamkeit zu üben, welche die Gesteinsschichten absetzte, und an ihnen noch jetzt fortbaut. Die Unterbrechungen werden sich als lokale Erscheinungen herausstellen.

Platte XXV. Vulkanische Felsarten durchbrechen im mittlern Frankreich den Süſswasserkalkstein (Fig. 1.), nach Murchison. Der Verf. wurde von Murchison in den Stand gesetzt, hier darüber einen nach richtigeren Verhältnissen ausgeführten Durchschnitt mitzutheilen, der dem vorzuziehen ist, welchen letzterer (*Ann. des Sc. nat. Octbr.* 1829.) anfänglich bekannt machte. Die Skizzenansichten der Puys von Puy de la Rodde aus-

*) A. v. Humboldt, Ansichten der Natur, 2te Aufl. 2ter Bd. S. 182., Stuttg. u. Tüb. 1826.

Digitized by Google

gesehen (Fig. 2.) ist von einer Abbildung in Scropes vorzüglichem Werk über die Geologie Südfrankreichs entlehnt.

Platte XXVI. enthält Durchschnitte über die Gebilde der Kreideformation, Beispiele aus England und der Normandie, nach Fitton, Philipps, Caumont und Desnoyers. Auch ist ersichtlich (Fig. 1.), dafs die eigenthümlichen Gebilde des Weald clay's und der Hastings sands, auf die Fitton, Murchison, Webster und besonders Mantell in seinen beiden schönen Werken über die Geologie von Sussex, die gebührende Aufmerksamkeit richteten, *unter* der Formation der Kreide liegen, und daher zur Zeit ihrer Entdeckung wegen ihres Gehaltes an versteinerten Geschöpfen des Landes und süfsen Wassers überraschen mufsten; jetzt aber, nachdem man zuvor nur in tertiären Schichten vermuthete Conchilien bis in Uebergangsformationen, den ältesten abgesetzten Schichten, angetroffen, sind die Hastings sands als Lagerstätte des überaus merkwürdigen Iguanodon fast merkwürdiger.

Die folgende Platte XXVII. führt zu immer tieferliegenden Formationen der Erdrinde. Sie enthält Durchschnitte von der grofsen Juraformation, oder, wie der Verf. sie nennt, den „*rocks of the Oolite series*". In Nordfrankreich (Fig. 1.) ist sie, nach Boblaye, dieselbe wie in Südengland. Fig. 4. stellt, nach Fitton, die Ablagerung des Stonesfieldschiefers, der Juraformation angehörig, dar, der so merkwürdig als Lagerstätte von Resten eines Oppossums und Didelphis ist.

Platte XXVIII. geht zur Gruppe des rothen Sandsteins der Englischen Geologen über, worunter der Keuper, Muschelkalk, bunte Sandstein, Zechstein oder *magnesian limestone* und das Rothliegende und der Vogesensandstein wenigstens zum Theil zu verstehen ist. Die Durchschnitte sind aus dem Gebirgssystem der Vogesen, Thüringens und dem nördlichen England, von Beaumont, Villefosse und Sedgwick entlehnt.

Platte XXIX. Durchschnitte über die Steinkohlenformation und den kohlenführenden Kalkstein Englands. Das Schema über diese Ablagerungen im Walde von Dean (England), nach Bucklands und Conybeares Abhandlung, zeigt, dafs in früherer Zeit der Entstehung dieser Formation einzelne Kohlenlager durch mächtigere Absätze von Sandstein und Schiefer von einander getrennt wurden, während in späterer Zeit Abtheilungen von schneller aufeinander folgenden Kohlenlagern, durch noch mächtigere Bänke von Sandstein, Schiefer und Mergel geschieden, sich darstellen. Wie der Verf. bemerkt, so wird Buddle interessante Beobachtungen über noch senkrecht auf den Kohlenlagern stehende versteinerte Pflanzen, die er in den Kohlendistricten Nordenglands sammelte, bald bekannt machen. Diese Beobachtungen werden ohne Zweifel die Annahme bestätigen helfen, dafs der Wechsel von Kohlenschichten von einem periodischen Wechsel von Pflanzenwachsthum und Unterdrückung desselben, vielleicht unsern Jahresperioden vergleichbar, herrühre. Nach einem Durchschnitt (Fig. 2.) aus Griffith's Beschreibung des Connaught-Kohlendistricts ruhen in diesem Theil Irlands auf gleiche Weise, wie in Südengland, mächtige Ablagerungen, zuerst von kohlenführendem Kalkstein und hierauf von der Steinkohlenformation auf *old red sandstone.*

Platte XXX. Die Karte L. v. Buchs (*Ann. des Sc. nat. novbr.* 1829.) über die Gegend zwischen den Seen Orta und Lugano, verkleinert und mit Hinweglassung der dunkleren Einfassungen der Gesteinsfarben. Wegen letzterer Abänderung räumt Ref. der Copie einen Vorzug vor dem Original ein. Die zu dieser Karte gehörigen Durchschnitte sind bereits Fig. 2. der VIII. Platte vorgekommen. Sie dient zur Unterstützung der Ansicht L. v. Buchs über die Umänderung des Kalksteins in Dolomit. Theile einer und derselben Schicht sind bald dolomitisch bald nur Kalkstein. Granit, rother Porphyr und Augitporphyr (*Melaphire*) liegen in der Nähe von Dolomit.

Die Platten XXXI. und XXXII. sind die schönsten des ganzen Werkes. Die geologische Karte (XXXI.) über die Ufer der Seen Como und Lecco ist artistisch trefflich ausgeführt. Ein ganzer geologischer Atlas so klar, deutlich und geschmackvoll, wäre eine angenehme Erscheinung. Alles Ueberflüssige ist in der Karte weggelassen, die dabei doch so vollständig ist, dafs sie die Veränderungen der Seeufer in letzter Zeit durch verschiedene Anschwemmungen und mit rothen Fleckchen die gerollten Alpenblöcke zierlich andeutet. Die geologischen Verhältnisse dieser Ufer werden S. 32. ausführlich dargelegt und mit den Durchschnitten der Platte XXXII. erläutert. Der See liegt nördlich im Gneis und Glimmerschiefer, südlich in Kalkstein und bespült mit seiner südlichsten Spitze tertiäre Gebilde. Als Material zum Dom von Mailand wurde gröfstentheils krystallinisch-körniger Kalkstein von Pirna, wo er in Glimmer-

Digitized by Google

schiefer liegt, verwandt. Der Gneis des nördlichen Endes, des Lago di Mesola, wird auch nach Mailand verführt. In jener Gegend bei der kleinen Kapelle S. Fedelato liegt in den Gneisschichten ein Granitgang, der Stückchen, wie es scheint, veränderten Gneises umschliefst. Der Gneis wird nach dem Granit hin dicht; letzterer ist wahrscheinlich jünger, als ersterer. Rothes Conglomerat trennt die Region des Gneises und Glimmerschiefers von der der Kalksteine. Die gerollten Alpenblöcke liegen auf den sogenannten tertiären Conglomeraten, Sanden und Mergeln. An der Alpi di Pravolta liegt ein solcher Block von bemerkenswerther Gröfse, den der Verf. auf der Platte XXXVIII. skizzirt hat. Aus den allgemeinen Betrachtungen, welche der Vf. über die Felsarten an den Seen Oberitaliens S. 57. anstellt, hebt Ref. folgende Stellen, jedem der solche Beobachtungen anzustellen Gelegenheit hat sie empfehlend, heraus: „Es wäre interessant zu wissen, ob Dolomitstücke im Conglomerat vorhanden sind. Sie würden beweisen, dafs der Kalkstein vor der Epoche der Entstehung des Conglomerats mit Dolomit gemengt war; sind aber keine darin, so ist die Veränderung des Kalksteins zu Dolomit wahrscheinlich erst seit der Bildung des Conglomerats vor sich gegangen". — S. 58.: „Wenn es sich behaupten lassen sollte, dafs kein Augitporphyr unter den verstreuten Felsblöcken vorhanden ist, so würde zu vermuthen sein, dafs derselbe nicht vor der Ablagerung dieser Blöcke an der Oberfläche vorhanden war". Soviel läfst sich erkennen, dafs der Augitporphyr später als der rothe Porphyr und der Granit auftrat. Blöcke von Dolomit fand der Verf. wohl, aber immer unter solchen Umständen, unter denen sie auch später von Höhen herunter gefallen sein konnten. Der am nördlichen, gebirgigen Theil der Seeufer ausmündende Adda ist bemüht, mit Schlamm und Abfällen des Alpengebirgs, die er führt, den Lago di Mesola auszufüllen. An andern Stellen des Seeufers bereiten Flüsse ähnliches Ausfüllen vor. Ref. hatte Gelegenheit, diese Art von Erscheinungen an Seen des diesseitigen Abfalls des Alpengebirgs zu beobachten, und hält sie mit Vorgängen an der Mündung von Flüssen und Strömen ins Meer verwandt.

Platte XXXIII. Eine flüchtige Skizze vom Bergfall bei Goldau oder des Rofsberges, der sich am 2ten September 1806. ereignete und hier als Beispiel von Wirkungen noch bestehender Ursachen gebraucht wird. Gleichen Zweck hat

Platte XXXIV., XXXV. und XXXVI. Die erste und Fig. 1. und 2. der darauffolgenden Tafel stellt, nach Kapitän Tillard, den unterseeischen Ausbruch dar, der am 13ten Juni 1811. ungefähr eine Meile von St. Michaels statt hatte, und das dabei entstandene Eiland Sabrina, welches am 4. Juli ausgebildet war, aber nachher wieder in der See versank. — Ganz kürzlich, im Juli d. J. (1831.), hatte bekanntlich eine ähnliche Inselbildung, die vulkanische Entstehung der Insel Nerita im Mittelmeer bei Sciacca statt. — Fig. 3., ein Durchschnitt der wegen ihres Saurier führenden Lias so berühmten Klippen von Lyme Regis, erläutert die Bildungsweise der untern Klippen und versinnlicht, dafs die Wirkung von Landquellen hier beträchtlicher ist, als an andern Orten die Einwirkung der See aufs Ufergestein. Indem die Landquellen die Kreide und den grünen Sand des obern Theils der Klippen ablösen und herunterwerfen, wird der Lias im Niveau des Meeres nur den Angriffen des letztern geschützt. Niederes Moorland wird vor den Eingriffen der See durch Bänke bewahrt (Fig. 4. und 5.). Der Durchschnitt Fig. 6. von einem See mit Alligatoren und Seefischen bei Albion auf Jamaica entlehnt, in den, durch eine Sandbank vom Meer geschieden, nur Landwasser läuft, macht die Ausfüllung flacher Salzseen in tropischen Gegenden anschaulich. Ref. ist überzeugt, dafs das genaue Studium der verändernden Naturthätigkeiten, die jetzt noch in tropischen, sowie in wenig zugänglichen Länderstrichen fortwirken, zur richtigeren Beurtheilung von früheren Erscheinungen auf der Erde führen werden, die nur in ihren Ergebnissen vorliegen. Zu diesem Ende hat auch der Verf. die Platte XXXVI. aus seinen Bemerkungen über die Geologie der Insel Jamaica (*Geolog. Trans. n. S. Vol. II.*) mitgetheilt, welche über Zerstörung und Bildung von Land einiges Licht verbreitet.

Platte XXXVII. enthält geognostische Durchschnitte von Jamaica aus derselben Abhandlung, für diese Insel sehr belehrend. Der Verf. nimmt seine frühere Vergleichung der dortigen Gebilde mit denen Europas aus dem richtigen Grund zurück, weil zuvor es nöthig ist, die Gesteine des benachbarten Amerikanischen Festlandes und die Identität derselben mit denen von Europa zu kennen.

Platte XXXVIII. Fig. 1. und 2. stellt Faults und Erzgänge nach Carnes Abhandlung dar; Fig. 3. den

Digitized by Google

grofsen Granitblock an der Alpi di Pravolta; Fig. 4. zeigt die Perpendikularität der Schichten des Mont Blanc nach dem Chamouni (der Verf. glaubt S. 30. Chamounix sei richtiger, indem es auf allen guten Karten über diesen Theil der Alpen so geschrieben stehe), nach Necker; Fig. 5. den Durchschnitt der Südseite der Diablerets nach Beaumont, als Beispiel, wie wenig man ein Gebirg durch einseitige Beobachtung zu beurtheilen im Stande sei.

Platte XXXIX. Die Ansicht und der Durchschnitt des berühmten Falls des Niagara, eine Federzeichnung nach einer Skizze, die Basil Hall dem Verf. aus seinem Portefeuille lieh. Der Niagara fliefst durch eine ganz flache Gegend auf horizontalen Gesteinschichten und sein Fall entsteht durch einen plötzlichen Einschnitt in dieselben.

Die Schlufsplatte XL. verfehlt ihre Wirkung nicht. Nach soviel mühevollen Untersuchungen über die Struktur der Erdrinde, an der kräftig wirkende Phänomene bauten, stellt sich an einem Segment aus der Durchschnittsfläche der Erdkugel die Unbedeutenheit der Höhe der Alpen, der Anden und selbst des Himalaja im Verhältnifs zum Halbmesser der Erde dar. „Wer diese mathematische Figur ansieht", sagt der Vf. S. 70., „der wird einsehen, dafs eine geringe, ungleiche Zusammenziehung der Masse des Erdkörpers auf seiner Oberfläche Veränderungen hervorbringt, welche bedeutend scheinen müssen; und dafs blofs thermometrische Unterschiede unter der Erdkruste hinreichen würden, ganze Continente über den Meeresspiegel zu heben, oder in denselben versinken zu lassen". Die Unbedeutendheit der vorgegangenen fürchterlichen Veränderungen und der mächtigen Berge der Erde tritt aber erst recht deutlich beim Hinblick auf die andere Figur hervor, welche den Erdkörper mit dem Sonnenkörper vergleicht. Wenn irgend eine Betrachtung dem Geologen, dem Naturkündiger überhaupt, Bescheidenheit in seinen Forschungen gebietet, so ist es die der einfachen Figuren dieser Platte. In letzterer Figur ist die Erdrinde, aus der der Verf. soviel merkwürdiges in seinem Buche vorführt, und in deren Beschaffenheit ein tiefer gesetzmäfsiger Zusammenhang liegt, gleichsam verschwunden. Wie wenig ist von dieser Erdrinde selbst in Ländern, wie Deutschland, England, Frankreich u. s. w., wo deren Erforschung am weitesten gediehen, bekannt; noch ganze Welttheile warten auf die Untersuchung ihrer geognostischen Zusammensetzung; und wäre auch alles Land durchforscht, so blieben doch über zwei Drittheile von der Erdrinde, in horizontalem Sinne, vom ewigen Meere bedeckt, ebenso wie die unerreichbare, untere Grenze der sichtbaren Erdrinde für immer verschlossen. Und doch sind die Begriffe von der Beschaffenheit der Erde und des Universums so weit gediehen! Sie werden immer mehr und gründlicher gedeihen, wenn das geistige Auge durch Uebung des leiblichen an der wirklichen Natur seine gesunde Richtung zu erhalten bemüht ist.

Des Verfs. Werk nochmals überblickend, ist Ref. von der grofsen Brauchbarkeit desselben überzeugt. Bei seinem reichen Inhalt bleibt es jedoch in den Grenzen stehen, die sein Titel besagt; es ist eine Auswahl von Durchschnitten und Ansichten zur Erläuterung geologischer Phänomene, ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen.

Hermann von Meyer.

LXI.

1. *Lettres à M. Letronne sur les Papyrus Bilingues et Grecs, et sur quelques autres monumens Gréco-Egyptiens du musée d'antiquités de l'université de Leide par C. J. C. Reuvens, professeur d'archéologie etc. Leide* 1830. 4. *nebst einem Hefte Steindrucktafeln.*
2. *Egyptian dictionary by Thomas Young. London* 1831. 8. 47. *und* 110.

Hr. Reuvens liefert in der Schrift Nro. 1. eine vorläufige Beschreibung der reichen Sammlung Aegyptischer Papyrusrollen, in deren Besitz seit Kurzem das Leidensche Museum gekommen ist, und deren Anzahl sich auf hundert und siebenundvierzig beläuft. Sie stammen gröfstentheils aus der Sammlung des Hrn. Anastasy, Schwedischen Vicekonsuls zu Alexandria, und sind meistens in Aegyptischer Schrift; doch befinden sich auch zwanzig Griechische darunter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 96.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1831.

1. *Lettres à M. Letronne sur les Papyrus Bilingues et Grecs, et sur quelques autres monumens Gréco-Egyptiens du musée d'antiquités de l'université de Leide par C. J. C. Reuvens.*
2. *Egyptian dictionary by Thomas Young.*

(Fortsetzung.)

In dieser vorläufigen Beschreibung setzt Hr. R. zugleich auseinander, wie einige dieser Papyrus wesentlich beitragen können zur Erweiterung der bisherigen Erforschung der Aegyptischen Schriftarten, indem ihr Inhalt theils aus Aegyptischer und Griechischer Schrift gemischt ist; theils Aegyptische Zeilen liefert, in welchen über vielen Worten die Aussprache mit Griechischen Buchstaben geschrieben hinzugefügt ist. Diese Aegyptischen Worte, welchen die Aussprache beigeschrieben, sind gröfstentheils aus der enchorischen oder demotischen Schrift. Die beigeschriebene Aussprache bestätigt den alphabetischen Werth der bisher ausfindig gemachten enchorischen Buchstaben, und bringt die Erklärung mehrerer bisher noch nicht entzifferter Zeichen hinzu. Hr. R. schreitet hier auf dem von Young und Champollion eröffneten Wege fort, mit Genauigkeit und Vorsicht, so dafs seine Schrift als eine sehr erfreuliche Erscheinung auf diesem Felde der Archäologie zu betrachten ist. Wenn wir der Schrift noch etwas wünschen sollten, so wäre es dieses, dafs Hr. R. auf den lithographirten Tafeln uns gröfsere Massen und mehr Beispiele aus seinen Aegyptischen und zweisprachigen Rollen mitgetheilt hätte. Solche Abbildungen lehren mehr und viel schneller als die weitläuftigste Beschreibung.

Für die Erklärung der alten Aegyptischen Schriftarten kommen besonders in Betracht die beiden Rollen Nro. 75. u. Nro. 65. In der Rolle 75. finden sich theils Griechische, theils Aegyptische Schriftcolumnen. Die Griechischen Columnen enthalten magische Beschwörungen und Beschreibungen magischer Mittel, welche zu verschiedenen Zwecken gebraucht werden sollen. Die ersten dieser Mittel beziehen sich auf die Liebe. So findet sich ein Paragraph, welcher überschrieben ist: ἐρωτος τελετη και αφιερωσις και κατασκευη, Feier und Weihe und Zubereitung der Liebe. Die Beschwörung lautet folgendermafsen: „Ich rufe dich an, dich auf dem schönen Lager, dich in dem ..... Hause. Diene mir, und verkündige stets, was ich dir sage, und wohin ich dich sende, dich gleich machend einem Gotte oder einer Göttin, welche die Männer und die Frauen verehren, indem du sprichst alles hier unten geschriebene, oder was dir gesagt und aufgetragen worden; hurtig. Es erreichte das Feuer die gröfsten Götterbilder, und der Himmel ward verschlungen, weil er nicht mehr kannte den Kreis des heiligen Käfers, welcher Forei genannt wird. Der geflügelte Käfer, der in des Himmels Mitte wohnende Herrscher, ist enthauptet, oder zerstückt worden. Das Gröfste und Herrliche desselben ist zerstört worden, und den Herrn des Himmels haben sie eingekerkert und getödtet; damit du mir dienest bei den Männern und Frauen, bei welchen ich will. Komm zu mir, o Herrscher des Himmels, der du die Erde erleuchtest. Diene mir bei den Männern und Frauen, den kleinen und den grofsen, und zwinge sie, immer alles zu thun, was von mir geschrieben wird". Die Beschwörung schliefst mit diesen Worten: „wenn du mich aber nicht erhörst, so wird der Kreis verbrennen, und Finsternifs wird über die ganze Welt kommen, und der Käfer wird herabsteigen, bis dafs du mir vollziehest, alles was ich schreibe oder sage unfehlbar. Jetzt, jetzt, hurtig, hurtig". Hr. R. bemerkt, dafs der hier angerufene Gott auf dem schönen Lager wahrscheinlich der Liebesgott ist, welchen Jamblichus: den auf dem Lotos ruhenden, nennt. Der Kreis des Käfers bezeichnet wahrscheinlich den Lauf der Sonne; man findet öfter auf den Mumienrollen Halbkreise gezeichnet, an deren innerem Rande der Mond mit einem über ihn schwe-

Digitized by Google

benden Käfer erscheint. Auch sagt Horapollo, I. 10. dafs die Bewegung des Käfers dem Laufe der Sonne gleiche. Der Name Forei, welchen der Käfer in der Beschwörung führt, stimmt überein mit dem Namen Tere, welchen Champollion aus hieratischen und hieroglyphischen Texten für jenes Insekt fand; denn das F und das T am Anfange des Wortes sind vielleicht nur die beiden gewöhnlichen Artikel der Aegyptischen Sprache, der männliche und der weibliche. Noch bemerkt Hr. R. dafs der Name Forei vielleicht auch identisch sein könne mit dem bekannten Aegyptischen Worte Fre, welches die Sonne bezeichnet. Jamblichus sagt: „die Liebe, die Freundschaft, die Verwandtschaft aller Theile des Universums untereinander ist dasjenige, welches die Magie möglich macht; denn jene Liebe bewirkt, dafs die unteren Geister den Befehlen der Götter Folge leisten, ohne dafs darum Zwang hiebei stattfinde, oder Feindschaft unter ihnen" Unser Beschwörer scheint durch den oberen Gott der Sonne den untergeordneten der Liebe nöthigen zu wollen, das zu thun was der Beschwörer verlangt. Ein andrer Paragraph dieser Griechischen Columnen enthält *εργαστηριον συπρασσειν*, Mittel zum Gelingen; das Ei eines männlichen Vogels soll unter Aussprechung gewisser Zauberformeln in die Erde gegraben werden. Ein andrer Paragraph enthält *ονειροπομπος αγαθοκλευς*, Mittel einen Traum zu schicken, von Agathokles; gewisse Zauberformeln sollen auf eine kleine Tafel geschrieben, und diese einer schwarzen Katze in den Mund gesteckt werden. In allen diesen Griechischen Paragraphen kommen auch einzelne barbarische Worte vor, die durch eine über sie gesetzte kleine Linie ausgezeichnet sind, z. B. die Worte *Sabaoth, Adonai, Abraxas. Akrammachamarei, Ablanathanalba*, welche bekanntlich bei den Gnostikern in Gebrauch waren. Der Beschwörer richtet diese barbarischen Worte, die ohne Zweifel eine besondre Zauberkraft haben sollten, bisweilen an sich selbst, indem er sich dann als einen oberen Gott darstellt, nach der von Jamblichus angegebenen Weise; bisweilen sind sie an die untergeordneten Geister gerichtet. Hr. R. setzt daher die Abfassung dieses Papyrus muthmafslich in das dritte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, wo Jamblichus, die Gnostiker, und die in diesem Papyrus gebrauchte Gestalt der Griechischen Buchstaben zusammentreffen. Besonders scheinen die Ideen der Markosianer in dem Papyrus sich zu zeigen. Dieser Papyrus Nro. 75. enthält auch Columnen Aegyptischer Schrift, über deren Sinn Hr. R. einstweilen seine Vermuthungen noch zurückhält. Das Griechische schreibt Hr. R. durchgängig ohne Accente, wie es in den Papyrusrollen gefunden wird.

Der Papyrus 65. steht nun in mancher Verwandtschaft mit dem so eben beschriebenen. Er enthält gröfstentheils Aegyptische hieratische Schrift, die jedoch, wie man es öfter findet, auch mit enchorischen Buchstaben stark gemischt ist. Mitten unter dem Aegyptischen Texte stehen aber auch ein Paar Griechische Stellen, welche ganz ähnliche Beschwörungsformeln wie der Papyrus 75. enthalten. Eine dieser Griechischen Stellen ist eine Anrufung des bösen Gottes Typhon: „ich rufe dich an, der im Leeren ist, den Geist, oder den furchtbaren, unsichtbaren, allherrschenden Gott der Götter, den zerstörenden, den verwüstenden, ich, der ich hasse ein blühendes Haus, wie du vertrieben worden bist aus Aegypten und aus dem Lande. Du wirst genannt der Alles erschütternde und nicht besiegte. Ich rufe dich an, o Typhon Seth! Deine Gebräuche vollziehe ich, da ich dich anrufe bei deinem wahren Namen, also dafs du mich nicht überhören kannst. (*Nun folgen vierzehn nicht Griechische Epitheta*) Komme ganz zu mir, gehe hin, stürze um den NN. oder die NN. durch Frost und Brand. Er hat mir Unrecht zugefügt, und das Blut des Phyon ausgegossen bei sich. Darum thue ich diese gemeinen Dinge *ταυτα ποιω κοινα*". Unter den hieratischen Text gemischt befinden sich ferner eine Menge Worte in enchorischer Schrift, welche durch ein besondres Zeichen von dem sie umgebenden Texte isolirt sind; über vielen dieser isolirten enchorischen Worte ist die Aussprache mit Griechischen Buchstaben geschrieben, in folgender Art:

Die Griechisch übergeschriebenen Worte sind wie gewöhnlich von der Linken zur Rechten zu lesen, *παπιπε, σιθομ*, und stehen also in entgegengesetzter Richtung mit den darunter enchorisch geschriebenen, welche von der Rechten zur Linken zu lesen sind. Hr. R. hat solcher, mit Griechischer Aussprache begleiteter, enchorischer Worte in diesem Papyrus, und in den Bruchstücken eines ähnlichen, zusammen 340 gezählt; woraus

Digitized by Google

sich denn ergiebt, dafs diese Transscriptionen für die weitere Entzifferung der enchorischen Schrift allerdings von Wichtigkeit sein können. Hr. R. hat deren auf der beigefügten Kupfertafel nur wenige mitgetheilt. Aber schon diese wenigen Proben bestätigen aufs deutlichste die bisher von Young, Champollion, Peyron, mir, und anderen angenommenen Werthe der gewöhnlichsten enchorischen Buchstaben. Sie fügen aber auch die Bedeutung einiger bisher noch nicht entzifferter enchorischer Buchstaben hinzu. Ferner finden sich in dem Papyrus auch einige enchorische Transscriptionen hieratischer Textworte. Dafs der ganze Inhalt des Papyrus 65. in grofser Uebereinstimmung stehe mit dem des Papyrus 75. ergiebt sich auch aus einer grofsen Anzahl Griechisch geschriebener, meistens barbarischer, Worte, welche gleichmäfsig in beiden Papyrus vorkommen; z. B. *βιβιου, βιβιου, σφη, σφη*, welche den Griechischen Worten *ηδη, ηδη, ταχυ, ταχυ*, jetzt, jetzt, hurtig, hurtig, zu entsprechen scheinen. Auf der Rückseite des Papyrus 65. findet man hieroglyphische Schrift, andre unbekannte Charaktere, und Griechisch geschriebene Namen von Pflanzen, Mineralien und unbekannten Gegenständen. Wahrscheinlich sind es alchemistische Recepte. Die von Hrn. R. mitgetheilten Proben der enchorischen Schrift des Papyrus sind auf der Kupfertafel in sehr feinen, kritzlichen Strichen dargestellt, wiewohl Hr. R. pag. 60. die *extrême netteté et la précision constante de ses caractères* an dem Papyrus rühmt. Auch sind mir in den vielen enchorischen Papyrus, welche ich gesehen, niemals so dünne und magere Züge der Buchstaben vorgekommen. Sollte daher diese Magerkeit der Züge nur von dem Lithographen verschuldet sein, so mufs Hr. R. künftig darüber wachen, dafs der Lithograph die Aegyptischen Züge in ihrer wirklichen Beschaffenheit darstelle. In den von mir gesehenen enchorischen Rollen ist die Schrift in der Regel dick, rundlich, fett. Wenn man die meiner *Commentatio de prisca Aegyptiorum litteratura* beigefügten Tafeln ansieht, wird man einen richtigen Begriff von der gewöhnlichen Beschaffenheit der enchorischen Schrift in den Papyrusrollen erhalten. Die enchorische Schrift in Youngs *egyptian dictionary* giebt die Züge stark genug, aber etwas rauh und mit unsicheren Umrissen.

Aus den Transscriptionen des Papyrus 65. hat nun Hr. R. ein enchorisches Alphabet gezogen, und solches auf seiner Taf. *A.* abgebildet. Er hat darin die gewöhnlicher vorkommenden Gestalten eines Buchstaben unterschieden von den seltener vorkommenden. Dies Alphabet hat er ferner in seinem Buche, pag. 72—89. ausführlich erläutert, und mit den von Young, Champollion und mir aufgestellten Alphabeten genau verglichen. Die meisten der hier von Hrn. R. gelieferten Buchstaben stimmen, wie schon oben bemerkt worden, mit den früher aufgefundenen überein. Doch über manche macht Hr. R. neue Bemerkungen. Dieser Theil des Buches hat daher für den, welcher mit der Entzifferung der Aegyptischen Schrift sich beschäftigt, das meiste Interesse. Es kann jedoch hier darüber nur wenig bemerkt werden, weil zum deutlichen Vortrage dieser Sachen der Gebrauch der Aegyptischen Schriftzeichen nothwendig ist. Hr. R. begnügt sich, auf seine Tafel und auf die von andern Gelehrten gelieferten Tafeln zu verweisen; ein Umstand, welcher dem Leser die Einsicht in die Sache, und die Beurtheilung etwas erschwert. Hr. R. beruft sich bei der Deduction des von ihm angenommenen Werthes der Buchstaben sehr häufig auf Gruppen, welche in dem Papyrus 65. mit Griechischen Transscriptionen versehen, vorkommen, die er aber noch nicht hat abbilden lassen. Hr. R. spricht zuerst von dem Zeichen:

welches von Champollion und mir, nach manchen aus *Nominibus propriis* entnommenen Beispielen, aufgeführt worden ist, als häufig für die Griechischen Vokale *a, e, i*, stehend z. B. im Anfange der Namen Alekis, Erieus, Irene. Hr. R. stellt die Vermuthung auf, dafs jenes Zeichen eigentlich nicht den Vokal selbst, sondern nur die Adspiration bezeichne und dafs der Vokal selbst oft unbezeichnet geblieben. Er bringt dafür manche sehr beachtenswerthe Beweise bei, namentlich dafs das Zeichen auch zur Bezeichnung der Adspiration bei Consonanten, wie beim *r, f, ch*, gebraucht werde. Nur steht seiner Ansicht nach die von mir angeführte Schreibung der Namen Erieus und Alekis entgegen. Um dieses Gegengrundes sich zu entledigen, vermuthet Hr. R. das in Frage seiende Zeichen stehe in der That nicht in jenen Namen, sondern es stehe dort ein wirkliches *a*, dessen Gestalt von dem Adspirationszeichen verschieden sei. Wenn dieser Umstand sich gehörig nachweisen läfst, so wird des Verfs. Vermuthung noch annehmlicher sein. Bis jetzt will mir die angebliche Ver-

Digitized by Google

schiedenheit der beiden Zeichen noch nicht recht einleuchten. Und gesetzt nun auch, der erste Buchstabe in Alekis wäre ein wirkliches, besonderes *a*, welches von dem gewöhnlichen *a* verschieden sein müfste, wie kommt dann dieses *a* dazu, auch im Namen Erieus der erste Buchstabe zu sein? Wenigstens müfste man annehmen, dafs es *a* und *e* gewesen. Hr. R. würde der Schwierigkeit auch überhoben sein, wenn man annehmen dürfte, die Aegypter hätten Halekis, Herieus, gesprochen, wie in der That Young in seinem *egyptian dictionary, pag.* 109. annimmt; wiewohl bei der Aegyptischen Schreibung des Namens Alexander von einer Adspiration sich nichts zeigt. Das enchorische Alphabet hat kein Zeichen für den Buchstaben *d*, und dies ist leicht erklärlich, indem auch in den Koptischen Worten dieser Buchstabe niemals vorkommt, folglich die Aegyptische Sprache jenen weichen Buchstaben nicht gehabt zu haben scheint. Sollen nun Griechische Namen, welche *d* enthalten, enchorisch geschrieben werden, so nehmen die Aegypter statt des *d* ihr *t*, und setzen Alexanter, Tioknes (Diogenes). Bisweilen ist dieses enchorische *t* mit einem Punkte unten versehen. Hr. R. stellt nun die Vermuthung auf, dafs das mit dem Punkte versehene *t* ein *d* sei, und dafs der Punkt hinzugefügt worden, um den weicheren Laut von dem härteren zu unterscheiden. Ich habe auch diese Vermuthung früher gehabt, aber doch nicht in den Papyrusrollen bestätigt gefunden. Denn sehr häufig erscheint das *t* mit dem Punkte auch in den Namen Ptolemaeos und Kleopatra, wo doch der weichere Laut nicht zu bezeichnen war. Ich habe dies daher auch in meiner *Commentatio* pag. 13. bemerkt. Auch unter dem Buchstaben *a* findet man diesen Punkt öfter, z. B. in dem Namen Alexander, *ibid.* Hr. R. bemerkt in Ansehung eines Zeichens, welches Champollion für *k* und *ch* erklärt: *je ne sais comment concilier cette énorme divergence d'emploi.* Indessen finde ich zwischen *k* und *ch* gerade keinen enormen Unterschied, denn es ist bekannt genug, wie leicht diese beiden Laute in den Sprachen mit einander wechseln. Wir dürfen nur an Fälle, wie Nektonabo und Nechtmonthes denken. Für den Vokal *u* führt Hr. R. eine bisher noch nicht bekannt gewesene Gestalt an, welche, seiner Angabe nach, sieben Male in den Leidenschen Transscriptionen vorkommt, und also aufser Zweifel zu sein scheint. Zu berücksichtigen bleibt auch immer der Umstand, dafs Hrn. Reuvens Transscriptionen drei bis vier Jahrhunderte jünger sind, als die meisten enchorischen Kaufkontrakte, und dafs in einem so grofsen Zwischenraum Veränderungen in dem Gebrauche der Schriftzeichen eingetreten sein können. Manches Schwanken über die bestimmte Bedeutung einzelner Buchstaben wird anfangs natürlich herbeigeführt durch das Vorkommen nachlässig geschriebener Buchstaben. Wenn z. B. jemand die gewöhnliche Deutsche Currentschrift entzifferte, so würde er leicht zu der Behauptung gelangen, in jener Schrift werde das Zeichen des Consonanten *n* auch zur Bezeichnung des Vokals *e* gebraucht; und diese Behauptung würde in Beziehung auf die wirkliche Schreibpraxis nicht unrichtig sein. Denn in wie vielen unserer Deutschen Handschriften sind nicht die Buchstaben *n* und *e* fast ganz gleich. In Betreff der enchorischen Gruppe, welche: *König*, bedeutet, und deren Aussprache bisher zweifelhaft war, bemerkt Hr. R. pag. 66., dafs diese Gruppe vielleicht nur eine Abkürzung der hieroglyphischen Gruppe sei, welche nicht phonetisch, sondern symbolisch zu sein scheint, und bekanntlich aus einer Biene und einer Pflanze besteht. Diese Ansicht scheint mir viel für sich zu haben. Dafs unter der enchorischen Schrift auch symbolische Gruppen vorkommen, kann schwerlich mehr in Zweifel gezogen werden, und verursacht eine der Hauptschwierigkeiten, welche uns bei der Entzifferung dieser Schrift entgegentreten.

Der *zweite* Brief des Verfs. betrifft ein in der Leidenschen Sammlung befindliches Marmorbild. Es stellt eine Eule vor, welche eine Maus unter den Klauen hält, und ei... Aegyptischen Kopfschmuck trägt. Am Fufsgestelle ist diese Inschrift angebracht: ··· *ρχατης πετριος ο μαντις μαντεοαετ. δ. ασσαριων.* Hr. R. übersetzt: Archates Petrius, der Weissager, widmete diesen weissagenden Vogel für vier Assarien. Hr. Müller hat in seiner Recension dieses Werkes eine andre Uebersetzung gegeben, deren Sinn, wenn ich mich recht erinnere, dieser war: dieser steiferne Weissager weissaget für vier Pfennige. Ferner beschäftigt Hr. R. sich hier mit der Beschreibung der zu Leiden befindlichen Mumie eines Aegyptischen Mädchens Sensaos, welche die Schwester des in der Königlichen Sammlung zu Paris aufbewahrten Petemenoph war. Beide Mumien gehören zur Familie eines gewissen Cornelius Pollio, von welcher mehrere Mitglieder bei einander gefunden wurden.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 97.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1831.

1. *Lettres à M. Letronne sur les Papyrus Bilingues et Grecs, et sur quelques autres monumens Gréco-Egyptiens du musée d'antiquités de l'université de Leide par C. J. C. Reuvens.*
2. *Egyptian dictionary by Thomas Young.*

(Schluſs.)

Der *dritte* Brief beschreibt die zu Leiden befindlichen Griechischen Papyrusrollen, unter welchen mehrere merkwürdige sind. *Pap.* 1. ist der zuerst von Boeckh herausgegebene Kaufbrief des Nechutes, dessen Text Hr. R. hier nochmals genau untersucht und berichtigt liefert. Es befindet sich zu Leiden auch ein enchorischer Kaufbrief mit Griechischer Zollakte, in welchem derselbe Nechutes, Sohn des Asos, als Verkäufer erscheint. *Pap.* 2. ist eine Schuldverschreibung, ausgestellt von einem gewissen Peteimuthes, *περσης της επιγονης, issu des Persans établis dans le pays*, an einen Tarichenten oder Mumienbalsamirer des groſsen Aeskulaptempels auſserhalb Memphis, Namens Konuphis Sohn des Petesis, im Jahr 26. Des Ptolemäos Alexander und der Cleopatra, seiner Schwester und Gattin, Mutterliebender Götter. Die Verschreibung ist bescheinigt durch einen Beamten, welcher den Titel *συγγραφοφυλαξ* oder Archivarius führt. Die geliehene Summe beträgt zwölf Silberdrachmen Ptolemäischer Münze. Zinsen werden nicht verschrieben. Aber für den Fall, daſs zur Verfallzeit das Kapital nicht zurückgezahlt würde, sollen gezahlt werden: das ganze Capital, und die Hälfte desselben, und als Verzugszinsen für den Stater sechszig Kupferdrachmen monatlich. *Pap.* 3. ist ein zweites Exemplar des von St. Martin im *Journal des savans; Aout.* 1822. geschilderten Kaufbriefes. St. Martin, welcher ihn nur kurze Zeit untersucht hatte, glaubte, der Kauf betreffe ein Grundstück nebst den dazu gehörenden Sklaven, deren langes Verzeichniſs beigefügt sei. Hr. R. zeigt nun, daſs der Kauf theils Grundstücke und Häuser betreffe, theils ein Gebiet mit den darin ruhenden Leichnamen, und die für diese Leichname einzuhebenden Gebühren; das lange Namenverzeichniſs, welches 47 eng geschriebene Columnen füllt, nennt jene Leichname, wie auch die beigefügten Bemerkungen: *ων το κατανδρα υποκειται* „deren Verzeichniſs beiliegt" und am Schlusse: *εστιν δε το κατανδρα σωματων* „dies ist das Verzeichniſs der Leichname" ausweisen. Das Verhältniſs ist hier also ganz so wie in dem bekannten Papyrus Casati, welcher zu Berlin die Nummer 36. führt, und auch dieselben Cholchyten, welche in diesem letzteren erscheinen, Oros Sohn des Oros, und Osoroeris Sohn des Oros, vollziehen jenen Kauf. Der enchorische Papyrus zu Berlin, Nro. 50. enthält wahrscheinlich ein ähnliches Leichenverzeichniſs. Pap. 4. Schreiben des Isidorus, Epistaten zu Tachenephretes im Memphitischen Nomos an Craterus, Strategen, und zur Zahl der ersten Freunde gehörend. Der Brief betrifft die Klage eines Hermias, Sohn des Daguzis, wegen Nichtzurückerstattung eines Korndarlehens, welches er dem Chenephnibis Sohn des Erieus, und dessen Gattin, Marmotis Tochter der Pasis, vorgestreckt hatte. Pap. 6. 7. Zwei königliche Rescripte von Ptolemäus Alexander und seiner Gattin Berenike; die Supplik, auf welche die königliche Entscheidung ergeht, ist der Entscheidung selbst abschriftlich angehängt. Diese Papyrus sind vorzüglich schön geschrieben, und scheinen die officiellen Originale selbst zu sein. Bei Erläuterung des Datums vervollständigt Hr. R. die Erklärung des von mir bekannt gemachten Einganges des Berliner Papyrus Nro. 52. welcher unter der Regierung jenes Ptolemäus ausgefertigt ist. Ich kann Hrn. R. nur vollkommen darin beistimmen, daſs der Ptolemäus in dem Berliner Papyrus Nro. 52. den Beinamen Alexander führe. Die königliche Entscheidung erfolgt zu Gunsten des Petesis, Archentaphiastes oder Oberleichenbestatter am Anubistempel bei Memphis, und gebietet, die Vexationen, über

Digitized by Google

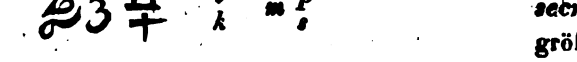
welche Petesis Klage geführt habe, sofort einzustellen. *Pap.* 8. a. Stück eines Katasters, welcher die auf einem verkauften Grundstücke ruhenden Steuern angiebt; unvollständig. Pap. 66. Ein Buch von Papyrus, in klein Folioformat, enthaltend zwanzig Blätter, wovon aber nur acht mit Schrift gefüllt sind; alchymistischen Inhaltes. Allerlei chemische und alchymistische Operationen und Recepte sind darin vorgetragen. Diese Recepte führen Ueberschriften, wie: Zinnreinigung, Goldschrift, Bleichung, Silberverfertigung ασημου ποιησις; Goldverfertigung kommt nicht vor. *Pap.* 67. mährchenhafte Erzählung von einem Traume des Königes Nektonabo. *Pap.* 68—73. Diese Reihe von Rollen beziehen sich auf die Angelegenheit zweier Priesterinnen des Tempels des Sarapis bei Memphis, Namens Thajes und Taus. Diese beiden Priesterinnen führen den Titel: Zwillinge, διδυμαι, welcher vielleicht nur in dem Sinne: Colleginnen, zu nehmen ist. Ihr Geschäftsführer ist Ptolemäos, der Makedonier, Sohn des Glaukias, der als ein Hierodule erscheint, welcher den Tempel nicht verlassen durfte, ebenso wenig wie die beiden Zwillinge. Zur Besorgung der äufseren Verrichtungen haben sie daher noch einen Bevollmächtigten, Demetrius, den Kreter, Sohn des Sosus. Ihre Verhandlungen fallen in die Regierung des ersten Philometor, und Hr. R. bemerkt daher, dafs diese Rollen die ältesten, gegenwärtig bekannten Handschriften in abendländischer Sprache sind. Die Zwillinge führen Beschwerde beim Könige, dafs ihnen die ihnen zustehenden Hebungen nicht gereicht werden. Der König verfügt, es solle untersucht werden, welche Hebungen ihnen zustehen. Die Zwillinge wiederholen ihre Vorstellung, da sie in grofse Noth gerathen. Mehrere Unterbeamte treten handelnd auf. Endlich bewilligt der König das Gesuch. Gleichwohl können die Zwillinge noch nicht zu dem ihrigen gelangen, und müssen immer neue Vorstellungen einreichen. Die Sache zieht sich durch mehrere Jahre hin, und verschiedene zu dieser nämlichen Angelegenheit gehörende Rollen finden sich auch in der königlichen Sammlung zu Paris. Ferner liegen Rechnungen bei, über Einnahmen und Ausgaben des Tempels für mehrere Jahre. Man erkennt leicht aus dem bisher angeführten, dafs die Aegyptischen Papyrusrollen uns nicht nur über die Beschaffenheit der Aegyptischen Sprache und Schrift, sondern auch über die Regierung und Verwaltung des Landes, die darin fungirenden Beamten und deren Wirkungskreis, den Zustand der Privatverhältnisse und des bürgerlichen Lebens, die Sitten und Charaktere der Einwohner, ebenso authentische, als interessante Aufschlüsse gewähren. Wir wünschen, dafs Hr. R. recht bald uns neue Mittheilungen über seine Papyrusrollen liefern möge. Er zeigt in seiner Schrift ebenso viel eifrige und doch behutsame Forschung, als fleifsige Benutzung und bescheidene Beurtheilung des von andren Gelehrten in diesem Fache gelieferten. Nur durch solchen Sinn wird die Kenntnifs des Gegenstandes gefördert.

Das Werk Nro. 2., mit welchem der treffliche Young seine literarische Laufbahn und zugleich sein Leben beschlossen hat, enthält eine schätzbare, wohlgeordnete Sammlung aller wichtigsten bisher erklärten enchorischen Schriftgruppen. Er hat diese Sammlung aus den von ihm selbst, von Champollion, und von mir bekannt gemachten enchorischen Texten ausgewählt, aber auch briefliche Mittheilungen Champollions aus noch nicht herausgegebenen Pariser Papyrusrollen benutzt. Er leitete den Druck und die Correktur dieser Schrift, welche ihm sehr am Herzen lag, und die gleichsam sein Vermächtnifs über die Aegyptischen Untersuchungen liefert, noch auf seinem letzten Krankenbette, so schwer ihm auch zuletzt das Schreiben schon ward. Als er bis zur 96sten Seite mit der Correktur gelangt war, ereilte ihn der Tod; die Correktur der letzten Seiten, und die *Indices* besorgte daher Hr. Tattam. Das ganze *Dictionary*, welches 110 Seiten füllt, ist lithographirt, und giebt die enchorischen Schriftgruppen mit Englischer Erklärung. Die ersten Seiten liefern die enchorischen und hieratischen Zahlen, und zwar die beiden Arten derselben; die eine Art dient nämlich nur zur Angabe der Monatstage in den Daten, und erstreckt sich daher nur bis dreifsig; die andre Art dient zur Zählung aller übrigen Gegenstände. Von dieser zweiten Art waren bisher die Zehner nur bis 50 bekannt, wie sie in meiner *Commentatio, tab. H.* und *tab. I.* angegeben sind, welchen Tafeln Young gefolgt ist. Seitdem hat Hr. Prof. Seyffarth, in der Leipz. Lit. Zeit. Septbr. 1829. aus einem Berliner Papyrus auch noch das Zeichen für 60, nämlich:

hinzugefügt, nebst einigen abweichenden Figuren für einige der unteren Zahlen. Dann läfst Young die Bezeichnung einiger Brüche, $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{8}$, u. a. folgen, wel-

Digitized by Google

che sich aus den enchorischen Kaufbriefen nehmen lassen. Daran schliefst sich die von Champollion aufgefundene Bezeichnung sämtlicher Monate, in hieroglyphischer, hieratischer und enchorischer Schrift. Dann giebt Young die merkwürdigsten bisher bekannt gewordenen Datirungen, oder Eingänge Aegyptischer Aktenstücke, die in der Regel mit dem Datum beginnen, in enchorischer Schrift, in chronologischer Ordnung. Die ältesten sind noch aus der Zeit der eingebornen Aegyptischen Könige, und hier gleicht die enchorische Schrift auch noch sehr der hieratischen. Sehr deutlich erscheint hier in dem datirenden Eingange mehrerer Rollen der Name des Königes Psammetichus; z. B. in einer zu Turin befindlichen, vom Jahr 44. Phamenoth 28. wo er in folgender Gestalt sich zeigt:



Psmtk, mit Weglassung der Vokale von der Rechten zur Linken geschrieben. Daran schliefsen sich mehrere Datirungen aus der Regierung des Königes Triosch, d. i. des Persers Darius; eine aus der Regierung des Alexander, und dann viele aus der langen Reihe der Ptolemäer, von Ptolemaeos Philadelphus bis Ptolemaeos Caesar. Dann folgt das enchorische Alphabet, und hierauf das eigentliche Lexikon, welches sowohl *nomina propria* wie *nomina appellativa* enthält, soviel möglich, nach den Anfangsbuchstaben der enchorischen Worte geordnet. Es beginnt daher mit den Namen Aetos, Alexicrates, Alexandros, Ammonios, Antigenes, u. s. w. Die Autoritäten, aus welchen die enchorischen Schriftgruppen genommen, sind überall angegeben. Einige Gruppen sind in Ansehung ihrer Erklärung noch etwas zweifelhaft, und Young unterläfst auch nicht, dieses bei ihnen zu bemerken. Vermifst habe ich im Buchstaben S den von mir *Commentat.* pag. 12. aus einem Berliner Papyrus mitgetheilten Namen Serapion. Dem Wörterbuche hat Young eine genau berechnete astronomische Chronologie Aegyptens vorangestellt. Ein Freund Youngs hat dessen Leben geschildert, und dem Buche als Einleitung beigegeben; auch sein Portrait ist beigefügt. Thomas Young, ein in mehr als einem wissenschaftlichen Fache ausgezeichneter Mann, ward zu Milverton in Somersetshire geboren 1773; seine Eltern waren strenge Quaker. Den Grundsatz dieser Parthei, der individuellen göttlichen Erleuchtung unweigerlich zu folgen, betrachtete Young später als die Quelle jener unerschütterlichen Festigkeit, mit welcher er alle einmal begonnenen Unternehmungen und Forschungen bis ans Ziel verfolgte. Er studierte in seiner Jugend die klassische und die orientalische Literatur, und wandte sich dann besonders zur Naturkunde und Medicin. Im einundzwanzigsten Jahr ward er *fellow of the royal Society*, und promovirte 1795 zu Göttingen. Er liebte die Leibesübungen der rüstigen Jugend, aber nie deren Ausschweifungen. Er liefs sich nachher als Arzt zu London nieder, ward *fellow of the royal college of Physicians*, heirathete Miss Eliza Maxwell, und lebte in wohlhabenden Umständen unter der vornehmsten Gesellschaft der Hauptstadt, obgleich immer mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Wegen seiner gründlichen mathematischen Kenntnisse ward er 1818 auch *secretary to the board of longitude*. Gegen achtzig gröfsere und kleinere Schriften über Naturkunde, Medicin, Philosophie, Mathematik und Archäologie hat er herausgegeben. Zuletzt erlagen seine Kräfte den zu grofsen Anstrengungen, und er starb im siebenundfunfzigsten Jahre, mit vollem Bewufstsein, getrost und ruhig. In sittlicher Hinsicht zeigte er immer Offenheit und ungeschminkte Wahrheit; in religiöser Hinsicht hielt er fest an den Lehren der heiligen Schrift, welche seit seiner frühesten Kindheit seiner Seele tief eingeprägt blieben.

J. G. L. Kosegarten.

LXII.

Baptismatis expositio biblica, historica, dogmatica. Scripsit Conr. Stephanus Matthies. Commentatio a Theologorum ordine Berolinensi S. V. ornata praemio aucta nunc novisque curis recognita. Berolini sumtibus Frid. Laue. MDCCCXXXI. X. 378 P. gr. 8.

Der Verf. der vorliegenden Schrift kündigt sich mit ihr dem theologischen Publikum auf eine sehr vortheilhafte Weise an, welche für die Zukunft viel Tüchtiges von ihm verspricht. Er zeigt nicht nur eine rechtschaffene Gelehrsamkeit in den verschiedenen Gebieten der Theologie, sondern, was man nicht ebenso oft als die Gelehrsamkeit antrifft, zugleich eine ausgezeichnete Fähigkeit, den von der Empirie gebotenen Stoff seinem

Digitized by Google

inneren Werth nach zu erkennen, das Wichtige von dem minder Bedeutsamen zu scheiden und überall die Vernunft geltend zu machen.

Zuerst handelt der Verf. die *biblische* Lehre von der Taufe ab. Nach einer gründlichen Auseinandersetzung der Jüdischen Proselytentaufe, welche sich besonders mit einer Kritik der Schnekkenburgerschen und Bengelschen Ansichten beschäftigt, erklärt er die Taufe des Johannes und kommt dann S. 71. auf die Christliche Taufe, deren göttliche Einsetzung, Form, Zweck und Wirksamkeit er genau nach den Neutestamentischen Schriften darstellt, mit Berücksichtigung der verschiedenen neueren Ausleger, Paulus, Kuinöl, Lücke, Koppe u. A. Hier hat uns vorzüglich die Exegese der schwierigen Stelle 1. Cor. XV. 29: „ἐπεὶ τί ποιήσουσιν οἱ βαπτιζόμενοι ὑπὲρ τῶν νεκρῶν; Εἰ ὅλως νεκροὶ οὐκ ἐγείρονται, τί καὶ βαπτίζονται ὑπὲρ αὐτῶν;" zugesagt, in welcher der Vf. denen beitritt, welche ὑπὲρ in dem Sinne von *propter* nehmen, *prae metu mortis i. e. qui veriti, ne post vitam inferorum intrent regnum, baptizari se sinunt, quo cum Christo mortui, cum eodem e mortuis sint resuscitati*" S. 154. werden die Resultate dieser ersten Untersuchung so zusammengefafst: „*Judaeorum baptismus ad reliquos purgandi ritus pertinet; Joannes autem omnes judaicos purgandi ritus ad unum confert baptisma, quod, necessitate poenitentiae fundatum, unam jam christiani baptismi continet partem; Christus denique sacram immersionem instituit, qua interna hominis ad triunum deum ratio significetur; cujus rei apostoli etiam in peragendo baptismo bene sunt memores, ita tamen, ut illius finis eo spectet, ut homo, christianae fidei initiatus, ab erroribus et peccatis removeri, ejusque vita cum Christo, in aeternum vivo, per sanctum dei spiritum arcte debeat conjungi.*"

Der zweite Theil des Buches, welcher S. 159—299. die Geschichte der *kirchlichen* Lehre abhandelt, scheint uns am besten gelungen zu sein, indem der Verf. hier eine eigenthümliche Gewandtheit offenbart, in die verschiedenen Auffassungen der Taufe sich einzulassen und deren Verhältnifs sowohl unter einander als zum Begriff der Sache scharf und richtig aufzunehmen. Diese doppelte Rücksicht in gleichem Maafse festzuhalten ist das Schwierige einer jeden Darstellung dieser Art. Denn, wo die Erkenntnifs in der Wiedererzeugung der gegebenen Ansichten stehen bleibt und sich nicht zur Beziehung derselben auf die Idee erhebt, da mangelt das Urtheil; es ergiebt sich eine wohl richtige aber trockene Herzählung Dessen, was Andere gemeint und gedacht haben. Umgekehrt, wo die Idee der Sache zwar da ist, allein die treue Erkenntnifs der historisch dargebotenen Objekte vernachlässigt wird, entsteht nothwendig eine Verschiebung und Verzerrung der nicht gründlich erkannten Erscheinung. An dieser zwiefachen Einseitigkeit leiden unsere dogmenhistorischen Darstellungen gewöhnlich; einige kommen nicht über die Thatsachen hinaus und gehen im vorgefundenen Material unter; andere sind durch bestimmte dogmatische Ansichten begrenzt, verrenken nach denselben das Faktische und gehen in ihrem Raisonnement unter. In der Vermeidung beider Extreme scheint uns nun der Hr. Verf. vornämlich bei der Entwicklung des Streites zwischen Augustinus und Pelagius glücklich gewesen zu sein, den er S. 230—255 mit Recht zum Mittelpunkt des Ganzen gemacht hat. Zuvor entwirft er eine Uebersicht der orthodoxen und häretischen Lehrmeinungen über das Wesen der Taufe, welcher er die Auseinandersetzung der Taufweise in der alten Kirche folgen läfst. Die Geschichte der Taufe nach der Zeit des Augustinus ist verhältnifsmäfsig zu kurz behandelt und wir müssen sie namentlich in Bezug auf die protestantische Kirche sogar unvollständig nennen. Dagegen können wir nicht umhin, bei den Andeutungen, welche der Verfasser S. 244—50 über den ursprünglichen Gang der Dogmengeschichte giebt, länger zu verweilen. Denn wiewohl dieselben mehr beiläufig eingeflochten sind und nur als Anmerkung dastehen, so dünken sie uns doch äufserst fruchtbar und einer grofsen Aufmerksamkeit würdig. Der Verf. legt das Dogma der Trinität zur Basis und bemerkt, dafs bei keinem seiner besonderen Momente die Reflexion eines solchen in die übrigen Momente vergessen werden dürfe. Jedes Dogma, das von der Trinität, das von der göttlichen und menschlichen Natur, das von der Gnade Gottes und dem freien Willen des Menschen bildet allerdings für sich ein Ganzes. Allein wird nun das eine Dogma auf die anderen bezogen, so hört es auf, das Ganze selbst zu sein; es wird in der Totalität der Dogmen zum Moment und hat nur im Zusammenhang mit ihnen seine volle Wahrheit, weil *nur das Ganze die Wahrheit ist.*

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 98.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1831.

Baptismatis expositio biblica, historica, dogmatica. Scripsit Conr. Stephanus Matthies.

(Schluſs.)

Als die reichhaltigste Zeit der dogmatischen Bildung setzt der Vf. das Ende des dritten und die ganze Zeit des vierten und fünften Jahrhunderts, wobei er aber zu weit geht, wenn er den Chiliasmus, Gnosticismus, Manichäismus und Montanismus als *omnino inania et a doctrinis vere christianis prorsus aliena* bezeichnet, ja sie sogar *ineptiae* nennt. Dies leichtsinnige Urtheil hat uns bei der sonstigen Besonnenheit des Hrn. Matthies in Verwundrung gesetzt. Dagegen ist das Folgende, was wir mittheilen wollen, eine sehr lobenswerthe Entwicklung. Im Begriff der Trinität sind die drei Bestimmungen der göttlichen Substanz für sich, ihrer Selbstoffenbarung und der Einheit der Manifestation mit der in ihr manifestirten Substanz zu beachten. Nur die erste Bestimmung hielt Sabellius (und mit ihm Praxeas, Voëtus, Paulus von Samosata, Photinus) fest, denn nach seiner Lehre offenbart sich zwar die Substanz *οὐσια*, aber die Offenbarung hat keine eigene Existenz, *ὑποστασιν*, *ὑπαρξιν*, sondern geht zur Substanz ebenso zurück, wie der Strahl zur Sonne. — Die erste und zweite Bestimmung hielten Arius und Eunomius fest. Nach ihnen manifestirte sich die Substanz nicht auf ewige Weise, vielmehr in einer endlich abgegrenzten Zeit. Die Manifestation hat selbstständige Existenz, jedoch losgerissen von Gott dem Vater und nicht in derselben Substantialität, weshalb sie lehrten, daſs der Sohn dem Vater *ἀνομοιος*, *ἑτεροουσιος* oder *ὁμοιουσιος* sei; die der orthodoxen Lehre am Nächsten kamen, nannten ihn *ὁμοιουσιον κατα παντα*. Hierher gehören auch die Macedoniäner oder Pneumatomachen, welche durch die Scheidung einer jeden Person von der anderen eine Unterordnung, die sogenannte *ὑπαριθμησιν* lehrten und deſswegen den heiligen Geist für den *διακονος* und *ὑπηρετη*; Gottes hielten. — Athanasius endlich und die rechtgläubige Kirche vereinigen alle drei Bestimmungen und lehren, daſs der Vater oder die Substanz sich im Sohn offenbare und daſs der Sohn mit dem Vater durch den Geist so vereinigt sei, daſs ihnen allen dieselbe Substanz, *οὐσια*, zukomme, dennoch aber drei Personen, *ὑποστασεις*, seien, von denen jede ihre Eigenthümlichkeiten, *ἰδιοτητας*, habe, der Vater nämlich die *ἀγεννησιαν*, der Sohn die *γεννησιαν* und der heilige Geist die *ἐκπορευσιν* oder *ἐκπεμψιν*.

Wie in der Trinität, sind in der Person Christi drei Momente zu unterscheiden: erstlich die göttliche Natur, welche der göttlichen Substanz oder dem Vater in der Trinität entspricht; zweitens die menschliche Natur für sich, in der Trinität der Offenbarung des Vaters oder dem Logos entsprechend; drittens die dem Geist entsprechende Vereinigung beider Naturen in der Person des Gottmenschen, des *θεανθρωπος*. Nur das erste Moment ergriffen die Doketen, indem sie lehrten, daſs der Logos entweder nur mit einem eingebildeten, oder wenn mit einem wirklichen Leibe, doch nur auf gewisse Zeit angethan gewesen sei; ferner die Apollinaristen durch die Lehre, daſs an der Stelle der vernünftigen Menschenseele in Christus der Logos gewesen sei; die Eutychianer und Monophysiten, welche darin übereinkamen, daſs nur Eine Natur, *μια ἐκ δυαιν φυσις*, und zwar die göttliche mit Vernichtung der menschlichen, einzig in Christo geherrscht habe. — Das erste und zweite Moment hielt Nestorius fest, der beide Naturen in der *συναφειᾳ σχετικῃ* im Gegensatz zur *δυναφειᾳ φυσικῃ* schied, so daſs die menschliche Natur an der göttlichen nicht wahrhaft Theil nahm. — Endlich vereinigte die Kirchenversammlung von Chalcedon alle drei Momente, so daſs in der Selbstbestimmung der Einheit zum Unterschiede die Naturen, gegen Eutyches, nicht nur *ἀσυγχυτως* und *ἀτρεπτως*, sondern auch, gegen Nestorius, *ἀδιαιρετως* und *ἀχωριστως*, vereinigt sind.

Was die Gnade Gottes und den freien Willen des

Digitized by Google

Menschen betrifft, so sind in ihrer gegenseitigen Wirksamkeit wiederum drei Bestimmungen auseinanderzuhalten: erstlich die wirksame göttliche Gnade als die Nothwendigkeit; zweitens der Wille des Menschen als die formelle Beweglichkeit, *arbitrium*, drittens die Identität beider, so dafs die menschliche Freiheit als durch die göttliche Gnade begründet existirt. Welche das erste Moment festhalten, lehren eine Nothwendigkeit aller Dinge, ein Schicksal, wie der Urheber des Buchs *Praedestinatus* am strengsten, milder aber die älteren und jüngeren Anhänger des Augustinus, wie Thomas von Aquino und Calvinus. — Das erste und zweite Moment, aber beide von einander gesondert, hielten die Pelagianer und in neuerer Zeit die Socinianer fest. Denn indem Pelagius, wenn er auch die geistigen Fähigkeiten und natürlichen Kräfte als dem Menschen von Gott eingepflanzt betrachtete, die Wirksamkeit der göttlichen Gnade in den einzelnen Handlungen des Menschen leugnete, trennte er die göttliche Gnade ganz von der menschlichen Freiheit; die Nothwendigkeit und die Willkür traten aus aller Beziehung auf einander. — Das dritte Moment, die Vereinigung der göttlichen und menschlichen Wirksamkeit, findet Hr. Matthies im Augustinus, obwohl er nicht in Abrede stellt, dafs an verschiedenen Stellen gar Manches bei ihm vorkomme, was einer concreten Einigung der göttlichen Gnade als dem nothwendigen Inhalt und des menschlichen Willens als der nothwendigen Form der Freiheit widerspreche.

Uebrigens findet ein inneres Verhältnifs der Momente einer jeden Stufe zu denen der anderen Statt. Die Ansicht des Sabellius hängt nothwendig mit dem Irrthum des Eutychos und mit dem fatalistischen Wahn der Prädestinatianer zusammen. Denn in allen diesen Meinungen wird auf eine ganz abstracte Weise nur die Substanz oder die göttliche Natur oder die Nothwendigkeit festgehalten, das Selbstbewufstsein des menschlichen Geschlechtes aber zerstört, so dafs ein solcher Gott aller Manifestation und wirklichen Lebendigkeit ermangelt. — Ebenso bezieht sich die Ansicht des Arius auf den Irrthum des Nestorius und Pelagius. Denn weil diese drei den Vater vom Sohn, oder die göttliche Natur von der menschlichen oder die Gnade von der Freiheit trennen, so scheiden sie die göttliche Idee von der Realität und Existenz gänzlich aus; Gott, in nichtiger Mufse ruhend, entbehrt eines wahrhaften Daseins und die Creatur, durch sich existirend, nimmt Gottes Stelle ein. Und wie dann das göttliche Wesen ohne Realität ein leeres, nur ideelles Sein ist, so ist auch der Mensch, losgerissen von der göttlichen Substantialität und Nothwendigkeit, ein rein zufälliges, Wahrheitloses Wesen. — Die Ansicht des Athanasius endlich bezieht sich gleichmäfsig auf die Lehre Leo's und auf die des Augustinus. Denn wenn Athanasius die Einheit beider Momente in der reinen Idee der Identität auf mehr abstracte Weise festhielt, so suchte sie Leo in der mehr concreten Identität beider Naturen und Augustinus in der Wirksamkeit sowohl der Gnade Gottes als der Freiheit des Menschen. Wie nämlich der Vater und Sohn durch dieselbe Substanz Eines sind, eben so ist die göttliche Natur mit der menschlichen durch den ewigen Gottmenschen und die Gnade Gottes mit des Menschen Freiheit durch den Geist des Vaters und Sohnes auf immer vereinigt. —

Im Einzelnen werden unsere Leser in dem bisher Gesagten nichts Neues gefunden haben, aber die scharfsinnige Zusammenstellung des dem Begriff nach Identischen wird ihnen gewifs interessant sein und nicht der Belehrung wegen über die speciellen Dogmen, sondern dieses organischen Ueberblickes halber haben wir uns gerade diese, dem eigentlichen Thema des Buchs an sich heterogene Mittheilung erlaubt. Der dritte Theil der Abhandlung, S. 303 ff. enthält die *dogmatische* Entwicklung der Taufe. Der Hr. Verf. bemühet sich, das Verhältnifs der nichtchristlichen Religionen zur christlichen anzugeben und aus dem Wesen einer jeden ihre besondere, unserer Taufe analoge Form der Reinigung abzuleiten, um schliefslich zu beweisen, wie das Streben der verschiedenen Religionen in der christlichen seine Vollendung gefunden hat. Es ist nicht zu leugnen, dafs dieser Abschnitt viel Gutes enthält und mit vielem Fleifs gearbeitet ist. Allein es ist auch nicht zu verhehlen, dafs er sehr an dem Gebrechen monographischer Darstellungen leidet, von dem eigentlichen Punkt, auf den es ankommt, in das Allgemeine hin abzuschweifen. Der Verf. hat dies selbst gefühlt, indem er im Vorwort S. VII. sagt: „*Atqui id noli nobis crimini dare, quod ulterius baptismatis explicationem extendimus; nam partim quaedam tangeremus dogmata necesse erat, quae cum baptismate arcte cohaerent, partim alias res quasdam, a proposito nostro paulo remotiores, tractavimus, ut scriptio haec aliquanto latius pateret; quo inprimis referas dogmatum historiae, quam vocant, et*

Digitized by Google

singularum religionum idea expositionem". Hier hätte er aber doch die *besondere Seite* der Religionen weitläuftiger darlegen müssen, welche den *Cultus der Reinigung* betrifft. Um diesen begreiflich zu machen, hätte er allerdings die Idee der Religionen andeuten können, jedoch immer schon mit der Tendenz auf die Taufe hin. Wir würden es daher zweckmäfsig gefunden haben, wenn der erste Abschnitt dieser Abtheilung, *Ideae religionum explicatio*. *p.* 305 — *p.* 332. mit dem zweiten Abschnitt, *Rituum purgandi descriptio atque ethnici judaicique cum christiano Cultus comparatio*, in Eines wäre verwebt worden, durch welches Verfahren auch eine Wiederholung des allgemeinen Standpunktes der verschiedenen Religionen in Bezug auf ihre Reinigungsgebräuche vermieden wäre. Von den Reinigungen, welche in den Nordischen Religionen vorkommen, hat der Verf. gar nichts erwähnt, obschon er S. 314 sqq. die Hauptpunkte der Othinischen Glaubenslehre angibt. Auch von den heiligen Waschungen des Islam hat er nichts gesagt, worauf doch wohl zu reflectiren gewesen wäre, wenn auch in ihnen Vieles ist, was schon im Mosaischen Cultus vorkommt; vgl. die vierte Sure, die Weiber und besonders die fünfte, der Tisch, wo es (nach Boysens und Wahls Uebersetzung des Koran S. 87.) ausdrücklich heifst: „Gott will euch mit diesen Uebungen keine Last auflegen. Reinigen aber will er euch, um seine Gnade an euch zu vollenden, und euch zur Dankbarkeit zu verpflichten". Wie nun in Rücksicht auf den Reinigungscultus der nichtchristlichen Religionen, dem nur S. 332—343. gewidmet ist, manche *Ergänzungen* beigebracht werden könnten, so wäre der Hr. Verf. auch noch auf eine strengere Consequenz in der Durchführung seiner Principien aufmerksam zu machen. Wir wollen ihm nur Ein Beispiel von einem solchen Mangel an innerer, durchgängiger Uebereinstimmung anführen. Der einunddreifsigste Paragraph beginnt so: „*Religione, quae intima est inter hominem et deum conjunctio, humana natura cum divina et haec cum illa contexitur, qua mutua ratione non minus deus in religione sibi est conscius sui ipsius, quam homo dei, etenim sicut spiritus solus potest complecti spiritualia, sic homo ad spiritualem dei conscientiam nequit pervenire, nisi ipsum per deum, qui in homine versatus humana innectit divinis*". Wir sind mit diesem Begriff der Religion vollkommen einverstanden; allein wie sollen wir nun damit zusammenbringen, was der Verf. S. 306. von dem Fetischismus, den er für die erste Stufe der Religion überhaupt hält, mit folgenden Worten sagt: „*religio, quum ipse homo primum ab omnibus rebus spiritualibus maxime sit alienus, ejusque vita unice corporis sensibus et affectibus ducatur, non nisi in sensuum posita est stupore. Externa natura visibilis rudem hominem in potestate tenet totum; suam ipsius auctoritatem quum praetermittat vel omnino negligat, idem ab istis, quae circumjacent, rebus corporeis se pendere, easdem se potentiores, iisdem se opinatur esse subjectum; quare, quum nihil istis rebus, quae sub sensus cadunt, sentiat vel agnoscat excelsius et majus, easdem omnium aestimat maximi et pro numine habeat, quod adorat etc.*" Wie verträgt sich eine solche Deduction des Fetischismus mit der Art und Weise, wie der Verf. aufserdem das Leben der Religion auffafst? Scheint er hier nicht ganz dem ordinairen Begriff zu folgen, zu welchem auch Meiners sich bekannte, dessen Buch er doch, und zwar mit Recht, S. 332. ein *liber vigoris et sanguinis omnis expers* nennt? — Wenn wir also in diesen Abschnitten Herrn Matthies von Unvollständigkeit und Inconsequenz nicht freisprechen können, so müssen wir dagegen die Entwickelung der Taufe selbst, S. 350 ff. für eine wirklich gelungene, weitere Ausführung dessen erklären, was Marheineke in der zweiten Ausgabe seiner Dogmatik S. 338 — 351. über Wesen, Form und Zweck der Taufe gesagt hat.

Karl Rosenkranz.

LXIII.

Aristotelis Ethica Nicomachea. Ex recensione Immanuelis Bekkeri. Berolini typis academicis. Impensis Ge. Reimeri. 1831. 8. S. 212.

Referent hat zu den zwei, kürzlich in diesen Blättern von ihm angezeigten Ausgaben der Nikomachischen Ethik des Aristoteles, nämlich der Cardwellschen und seiner eigenen (1830, Januar. No. 19—20.) nun die dritte, sehnlich erwünschte Bekkersche Ausgabe hinzuzufügen. Die Hoffnung, welche Ref. sich von der so eben erschienenen Bekkerschen Ausgabe des gesammten Aristoteles machte, dafs sie nämlich alle kritischen Schwierigkeiten lösen würde (Vorrede zu meiner Ausgabe S. XIII.), ist freilich nicht ganz in Erfüllung gegangen. Denn weit entfernt, dafs Hr. Prof. Bekker eine gröfsere

Digitized by Google

Anzahl von Handschriften für den Text z. B. der Nikomachischen Ethik verglichen hätte, als Refer. theils durch Andere, theils durch sich selbst, entweder ganz, oder in einzelnen Stellen zu Gebote stand, führt derselbe nur die Autorität von sechs Handschriften an. Jedoch bleibt diese Autorität immer von höchstem Gewicht und muss ein neues Licht über den Aristotelischen Text verbreiten. Die Erwähnung dieser Handschriften und ihrer verschiedenen Lesearten muss Ref. nun bei der Anzeige vorliegender Handausgabe der Nikomachischen Ethik, die blos den Text enthält, mit in Betrachtung ziehen, weil die Beurtheilung sonst nur äusserst mangelhaft ausfallen könnte. Die grosse Ausgabe selbst aber in ihrem ganzen Umfange jetzt schon zu beurtheilen, hält Ref. bei der grossen Mannigfaltigkeit der Materien für voreilig und vermessen, da wohl nur ein längeres Studium dazu berechtigen würde. So sei ihm hier nur die allgemeine Bemerkung erlaubt, dass dies Geschenk, womit die Akademie die gelehrte Welt bereichert hat, wohl bestimmt sein dürfte, eine neue Aera für das Studium des Aristoteles zu beginnen. Denn wie diese Ausgabe ein höchst bedeutendes Zeichen der Zeit vom wiedererwachenden Studium des Aristoteles ist, so möchte sie auch die Verallgemeinerung dieses Studiums erleichtern. Besonders merkwürdig ist aber hiebei, dass, während der erste Anstoss zu diesem erneuerten Studium den Philologen erst durch die Philosophie und den Philosophen unsrer Zeit gegeben wurde, jetzt (nach der Vorrede der Bekkerschen Ausgabe) sogar der „Wiederhersteller des Plato", der bisher den Aristoteles gegen Plato so sehr herunter setzte, selber der Akademie der Rath ertheilte, den Quellen nachzugraben, die das Studium des Aristoteles erfrischen und weiter verbreiten könnten.

Vergleichen wir vorliegende Ausgabe nun vorerst mit den zwei bereits angezeigten und zwar zunächst nach den wichtigsten der in jener Recension angeführten Stellen, so wird schon daraus hervorgehen, dass auch sie, einer gesunden Kritik gemäss, in den meisten Fällen die Majorität der Handschriften befolgt, und somit den ohnehin nicht sehr verdorbenen Text der Nikomachischen Ethik ziemlich rein wiedergiebt. Besonders freut sich Ref., durch keine Konjektur den Text verunstaltet zu sehen; und öfters ist seine Hoffnung eingetroffen, dass die Bekkerschen Handschriften einen noch vorhandenen Zweifel lösen würden. So bestätigt die Einstimmigkeit der Bekkerschen Handschriften immer mehr, dass *libr. I. c.* 1. (*p.* 1. *l.* 10 Bekk.) *ὑπὸ μίαν τινὰ δύναμιν*, nicht aber das populärere *ἀρετὴν* gelesen werden müsse, obgleich grammatisch *ἀρετὴ* auch wohl Kunstfertigkeit heissen kann, und die dem Refer. bekannten Autoritäten getheilt waren. Auch Cap. 11. (p. 16. l. 10—11.) haben fast sämmtliche Handschriften Hrn. Prof. Bekker bestimmen müssen, mit den zwei früheren Ausgaben: *εἰ δ' οὕτω, μακαρίους ἐροῦμεν τῶν ζώντων οἷς ὑπάρχει καὶ ὑπάρξει τὰ λεχθέντα, μακαρίους δ' ἀνθρώπους*, zu lesen, ohne das, einen modernen Sinn hereinbringende *μὲν* hinter *μακαρίους* und *ὡς* vor *ἀνθρώπους*, welches die gewöhnliche Lesart war. Die in der früheren Anzeige kund gegebene Neigung des Ref. *libr. II. c.* 2. (*p.* 22. *l.* 2.) jetzt *ὑποκείσθω* statt *ὑπερκείσθω* zu lesen, als Prädikat für einen der ganzen Untersuchung zu Grunde liegenden Satz, möchte durch die Autorität des Hrn. Prof. Bekker, der sich auf die Mehrzahl seiner Handschriften stützt, freilich noch gesteigert werden. Bedenkt man aber andrerseits, dass *ὑποκείσθω* als das häufiger im Aristoteles Vorkommende wohl das ungewöhnlichere *ὑπερκείσθω* verdrängt haben könnte, so möchte man dieses für das Richtigere halten, um so mehr, da hier auch noch ein Grund vorhanden sein dürfte, das Bild *ὑπερκείσθω* dem Bilde *ὑποκείσθω* vorzuziehen: *Τὸ μὲν οὖν κατὰ τὸν ὀρθὸν λόγον πράττειν κοινὸν καὶ ὑπερκείσθω*, heisst, dass der Satz: „Die Tugend sei ein der Vernunft gemässes Handeln" etwas dieser ganzen Betrachtung der Tugend Gemeinsames, über dieselbe Verbreitetes und Schwebendes ist. Der *ὀρθὸς λόγος* ist hiemit gewissermassen die Voraussetzung der Tugend. Hätte Aristoteles nun schon im Bisherigen bewiesen, dass diese richtige Vernunft die Basis und Grundlage der Tugend sei, so wäre *ὑποκείσθω* allerdings besser. Dies nimmt er sich aber erst für die Folge vor: *ῥηθήσεται δ' ὕστερον περὶ αὐτοῦ κ. τ. λ.* Und so muss Refer. denn seine Leseart *ὑπερκείσθω* jetzt in der That gegen die Cardwellsche und Bekkersche *ὑποκείσθω* vertheidigen. Der *ὀρθὸς λόγος* ist nämlich bis jetzt nur eine über der Betrachtung der Tugend schwebende Voraussetzung, die noch nicht als wahrhaftes Fundament anerkannt worden ist. —

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

№ 99.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1831.

Aristotelis Ethica Nicomachea. Ex recensione Immanuelis Bekkeri.

(Schluſs.)

Auch kann Ref. es nicht billigen, daſs Hr. Prof. Bekker *libr. II, c. 7. (p. 29, l. 17—18)*: ἐν γὰρ τοῖς περὶ τὰς πράξεις λόγοις οἱ μὲν καθόλου κενώτεροι εἰσιν, die von Victorius eingeführte Leseart κενώτεροι nicht wieder durch κοινότεροι verdrängt hat, wie die Cardwellsche Ausgabe und die des Ref. gleichzeitig und unabhängig von einander thaten. Denn schon bisher war eine überwiegend groſse Majorität für κοινότεροι und eben so bringen die meisten Bekkerschen Handschriften diese Leseart. Daſs aber κενώτεροι blos eine erklärende Glosse ist, nicht umgekehrt, ist wohl nach dem was Ref. am angeführten Orte auseinandergesetzt, über allen Zweifel erhaben. Der Sinn bleibt freilich derselbe. Denn sich im abstract-allgemeinen haltende Sätze über Tugend sind ebenso wohl vulgär und oberflächlich, als leer. — Höchst erfreulich ist es Ref. dagegen gewesen *libr. III, c. 1. (p. 36, l. 2—3.)* seine und Cardwell's Leseart ἃ δ' ἀναγκάζονται statt der sinnlosen *vulgata* τὰ δ' ἀναγκάζοντα vom Hrn. Herausgeber gleichfalls in den Text aufgenommen zu sehen. Denn wenn Ref. schon der Minorität der Handschriften in einer nothwendigen Aenderung folgen zu müssen glaubte, so wird er nun um so fester darin, da die Bekkerschen Handschriften die Minorität zur imposanten Majorität gemacht haben. — Ob *libr. III. c. 11. (p. 49, l. 1.)* κενὰ oder καινὰ gelesen werden soll, könnte freilich immer unentschiedener werden, da das dem Sinne nach vom Ref. vorgezogene καινὰ nur von zwei der Bekkerschen Handschriften gegen vier vertheidigt wird. Der Zusammenhang der Stelle erfordert aber nothwendig, wie Ref. in der erwähnten Recension bewiesen, daſs von ungewohnten Gefahren (καινὰ), nicht von eingebildeten (κενὰ) die Rede sei. Und diese Forderung des Sinnes ist eben bei sonst vorhandener äuſserer Autorität hier so stark, daſs Ref. auch jetzt noch der Cardwell'schen Leseart καινὰ zu folgen nicht ansteht, und die Bekkersche und seine eigene Leseart κενά für eine leichter faſsliche Erklärung des Textes ansieht. Das schwerere καινὰ wird kein Kopist an die Stelle des κενὰ gesetzt haben, wohl aber umgekehrt. Es hat hier dieselbe Bewandtniſs, wie eben mit κοινότεροι und κενώτεροι.

Doch Ref. läſst die Beziehung auf jene früher schon erwogenen Lesearten fallen, und hebt nunmehr einige neue Lesearten heraus, um dadurch den allgemeinen Charakter vorliegender Ausgabe noch näher zu bezeichnen. Erlaubt muſs es ihm bei einer Anzeige dieser Art aber sein, in solche Einzelheiten hinabzusteigen. Denn obgleich die Tendenz dieser Blätter die Beurtheilung des wissenschaftlichen Standpunkts eines Werkes im Allgemeinen ist, so kann doch die Beurtheilung philologischer Kritik lediglich durch Anführung von Einzelheiten inhaltsvolle Bestimmtheit erhalten.

Libr. III, c. 13, (p. 53, l. 4.) erzählt Aristoteles zum Beweise, daſs auch beim Geschmack der Genuſs aufs Gefühl zurückgeführt werden müsse, daſs ein Leckermaul sich einen längeren Hals gewünscht habe, um nämlich des Gefühls desto länger theilhaftig zu sein; διὸ καὶ ηὔξατό τις Φιλόξενος Ἐρύξιος ὀψόφαγος ὤν, τὸν φάρυγγα αὐτῷ μακρότερον γεράνου γενέσθαι, ὡς ἡδόμενος τῇ ἁφῇ. Hier läſst Herr Professor Bekker die Worte Φιλόξενος Ἐρύξιος aus, und citirt zur Unterstützung seiner Leseart, die Varianten von siebzehn Codices statt der gewöhnlichen sechs. Einige lesen Φιλόξενος ὁ Ἐρύξιος, einige Φιλόξενος Ἐρύξιος, andere blos Φιλόξενος, acht Handschriften lassen beide Worte ganz weg. Sie scheinen also allerdings ein Glossem. Zu bedauern ist indessen, daſs nur eine solche unwichtige Leseart den Hrn. Herausgeber reizen konnte, siebzehn Handschriften durchzublättern, während er diesen ihm also doch zu Gebote stehenden Reichthum unbe-

Digitized by Google

nutzt liegen liefs bei Stellen, deren schwieriger Sinn durch die Lesearten von siebzehn Handschriften sich gewifs auf eine über jeden Zweifel erhabene Weise aufgeklärt hätte; so dafs dann die früher ausgesprochene Hoffnung des Ref. vollständig in Erfüllung gegangen wäre. Hatte der Hr. Herausgeber nur Lust und Muse, sechs Handschriften ganz durchzugehen, so wäre es eine kleine Mühe und doch ein unendliches Verdienst gewesen, wenn er für etwa zwanzig schwierige Stellen (mehr wird die Nikomachische Ethik nicht enthalten) alle siebzehn Handschriften hätte durchsehn wollen. So hat es Ref. bei drei Pariser Handschriften durch die vermittelnde Güte des Herrn Akademikers und Bibliothekars Hase gemacht. Freilich mufs man dann vorher über die Wichtigkeit und Schwierigkeit einer Stelle bei sich einig sein, und mit philosophischem, nicht blos philologischem Interesse an die Sache gehen. Charakteristisch ist es für vorliegende Ausgabe und deren geehrten Hrn. Herausgeber, solche rein philologische Notiz mit solcher Skrupulosität erwogen zu haben. Blos dieser Charakteristik wegen hat Ref. nun auch dieser *varians lectio* erwähnt; sonst ist es ihm vollkommen gleichgültig, ob Aristoteles dieses berüchtigte Leckermaul namentlich angeführt habe oder nicht.

Auf derselben Seite *l.* 14. liest der Hr. Herausgeber nach allen seinen Handschriften ἴδιοι statt ἴδιαι, auf ἐπιθυμίαι bezogen, — ein Beweis, dafs Aristoteles dies Beiwort *generis communis* gebraucht, was sich so leicht nicht finden dürfte. Auch Cardwell liest ἴδιοι nach seiner Handschrift und Ref. nimmt daher gern seine Leseart ἴδιαι zurück, die er auch gegen die Mehrzahl seiner Autoritäten der *Vulgata* vorgezogen zu haben gestehen mufs.

Libr. IV. c. 3. (*p.* 58, *l.* 30.) sagt Aristoteles, die Verschwendung ist Uebermafs im Geben, und Mangel im Nehmen. Diese beiden Punkte sind aber schwer zu vereinigen; denn es ist nicht leicht allen zu geben, wenn man nichts nimmt. Hier liest die *vulgata*: τὰ μὲν οὖν τῆς ἀσωτίας οὐ πάνυ συνδυάζεται, und der Hr. Herausgeber, dessen Handschriften getheilt sind, hat auch diese Leseart vorgezogen. Nicht minder hat Cardwell nach seiner Handschrift συνδυάζεται. Dennoch mufs Ref. bei seiner Leseart συναύξεται verharren und nicht nur weil die Mehrzahl der ihm bekannten Autoritäten dafür spricht, sondern auch weil eine genauere Erwägung des Sinns sie verlangt. Dafs nämlich die beiden Punkte der Verschwendung sich nicht gut vereinigen lassen, ist gar nicht wahr, und wäre zu viel behauptet. Bei grofsem Reichthum kann Beides wohl eine Zeit lang neben einander bestehn, obgleich zuletzt freilich das Geben wird aufhören müssen, wenn man nichts mehr hat und einnimmt. Daher ist die Leseart συναύξεται besser. Das zuviel Geben und zu wenig Nehmen wird *sich nicht sehr gut in gleichem Mafse steigern können.* Eine Weile wird es wohl gehen, bis das Mifsverhältnifs zwischen Einnahme und Ausgabe zu grofs sein wird. Lesen wir dagegen συνδυάζεται, *diese Punkte lassen sich schwer vereinigen*, so würde damit die Verschwendung selbst ein unmöglicher Begriff werden; welches Aristoteles nicht sagen wollte. Er behauptete nicht, dafs die beiden Momente dieses Begriffs inkohärent seien, sondern nur, dafs die Verschwendung bald ihre Endschaft erreichen müsse, wenn Alles ausgegeben ist, weil eben ihre beiden Momente sich mit der Zeit aufheben, da sie nicht in direktem, sondern vielmehr in umgekehrtem Verhältnifs zu einander stehen (οὐ πάνυ συναύξεται). Auch kann συνδυάζεται, welches häufig im Aristoteles vorkommt, wohl συναύξεται, welches das Schwierigere ist, verdrängt haben, nicht aber umgekehrt.

Libr. IV. c. 9. (*p.* 67, *l.* 20.) sagt Aristoteles, dafs der Kleinmüthige, der sich für geringer schätzt, als er ist, keinesweges Mangel an Einsicht hat, wohl aber der Aufgeblasene. Zur Bezeichnung der Kleinmüthigen sagt er nun: οὐ μὴν ἠλίθιοί γε οἱ τοιοῦτοι δοκοῦσιν εἶναι, ἀλλὰ μᾶλλον νωθροί. Dergleichen Menschen scheinen wahrlich nicht einsichtslos, sondern im Gegentheil scharfsinnig und verständig zu sein. So lesen die zwei Zellschen Handschriften, eine Wilkinsonsche, zwei Pariser des Ref., und zwei Bekkersche. Dagegen wird die *vulgata* ὀκνηροί von vier der letzteren, der dritten des Ref. der zweiten Wilkinsonschen und dem Codex Laurentianus bei Cardwell vertheidigt. Die dritte Wilkinsonsche hat denselben Sinn im Worte νωθροί. Ungeachtet nun bei so getheilter Autorität fast alle neueren Ausgaben, die des Hrn. Prof. Bekker und des Ref. mit eingeschlossen, ὀκνηροί lesen, so mufs Ref. sich doch jetzt für νωθροί entscheiden. Denn dafs ein Kleinmüthiger (μικρόψυχος) träge, zaghaft sei, keine Zuversicht habe zu sich selbst (ὀκνηρός), ist eben eine leere Tautologie. Aristoteles will vielmehr sagen, dafs solche Menschen weit entfernt Mangel an Einsicht zu verrathen, vielmehr höchst verständig sind. Je scharfsinniger, umsichtiger

Digitized by Google

man ist, je mehr man sich selbst kennt (*νοεροί*), desto mehr weiſs man, wieviel Einem noch fehlt und was man noch zu erringen hat. Von den Aufgeblasenen sagt dagegen Aristoteles mit Recht, daſs sie dumm sind und sich selbst nicht kennen: *οἱ δὲ χαῦνοι ἠλίθιοι καὶ ἑαυτοὺς ἀγνοοῦντες.* Auf diesen Gegensatz kommt es ihm hier allein an. Die Worte *ἠλίθιοι* und *ἑαυτοὺς ἀγνοοῦντες* entsprechen genau dem obigen *οὐ μὴν ἠλίθιοί γε, ἀλλὰ μᾶλλον νοεροί,* (nicht nur nicht dumm, sondern vielmehr klug); *νοεροὶ* ist also die einzige richtige Leseart, welche als die schwierigere sehr leicht in *νωθροί* und dann durch Vermittelung des Sinnes in *ὀκνηροί* übergegangen sein kann. Auch ist es keine Tautologie, zu sagen *οὐ μὴν ἠλίθιοί γε, ἀλλὰ μᾶλλον νοεροί.* Das Eine ist die bloſse Abwesenheit des Unverstandes, das Andere ein ausgezeichneter Grad von Einsicht.

Libr. X, c. 1. (*p.* 170, *l.* 2.) sagt Aristoteles, daſs die Untersuchung über das Vergnügen von der gröſsten Wichtigkeit für die Betrachtung der Sitten ist. Durch Lust und Schmerz werden wir von Kind auf geleitet. Sich freuen über das, worüber man soll und hassen was man soll, hat also den gröſsten Einfluſs auf die Bildung und den Ursprung, (das Princip) unserer Sitten: *δοκεῖ δὲ καὶ πρὸς τὴν τοῦ ἤθους ἀρχὴν μέγιςον εἶναι τὸ χαίρειν οἷς δεῖ καὶ μισεῖν ἃ δεῖ.* Hier liest die *vulgata*, welcher auch der Hr. Herausgeber gefolgt ist, *πρὸς τὴν τοῦ ἤθους ἀρετὴν:* dies hat den gröſsten Einfluſs auf die ethische Tugend. Der Sinn würde nun freilich nicht darunter leiden. Lust und Schmerz empfinden worüber ich soll hat groſsen Einfluſs auf die Tugend oder auf die Art und Weise meines Gewöhnens, kommt hier so ziemlich auf dasselbe hinaus. Denn es ist eben von einer Gewohnheit zur Tugend die Rede. Nur wären dann die folgenden Zeilen bei Aristoteles unnütz: *διατείνει γὰρ ταῦτα διὰ παντὸς τοῦ βίου, ῥοπὴν ἔχοντα καὶ δύναμιν πρὸς ἀρετήν τε καὶ τὸν εὐδαίμονα βίον.* Aristoteles würde zweimal dasselbe sagen: Lust und Schmerz sind wichtig für die ethische Tugend; denn sie sind wichtig für die Tugend und die Glückseligkeit. So kann Aristoteles nicht geschrieben haben. Die Leseart des Ref., die er freilich nur auf sehr geringe Autorität gestützt vorzog, nun aber durch die Hälfte der Bekkerschen Handschriften vertheidigt findet, klärt alles auf: Lust und Schmerz sind wichtig für die Bestimmung und Festwerdung unsrer Gewohnheiten und Sitten, denn sie erstrecken sich übers ganze Leben, den gröſsten Einfluſs übend auf Tugend und Glückseligkeit.

Noch hebt Ref. einige seiner vom Hrn. Prof. Bekker aufgenommenen Lesearten heraus, wo der Sinn ihn zwang die *vulgata* zu verlassen, obgleich er nur eine geringe Autorität für sich hatte, und wo nun die fast einstimmigen Bekkerschen Handschriften jene bisher gewagten Lesearten bestätigen. So *libr. X, c.* 2. (*p.* 173, *l.* 7.) *καὶ τῶν κατὰ τὰς αἰσθήσεις αἱ διὰ τῆς ὀσφρήσεως* für *καὶ διὰ τῆς ὀσφρήσεως;* und *l.* 24—25. *τῷ μὲν ὀνειδίζεται, τὸν δ' ἐπαινοῦσιν,* für *τὸ μὲν — τὸ δὲ.* Der Sinn ist an beiden Stellen so klar, daſs er keiner Erläuterung bedarf, wenn man nur die richtige Leseart in den Text nimmt. Um so weniger kann Ref. es billigen, daſs der Hr. Herausg. nicht noch eine Korrektur des Ref. in den Text genommen hat. Freilich sind zu Gunsten derselben die Bekkerschen Handschriften nicht einig, sondern nur die Hälfte derselben spricht für sie. Dies genügt aber vollkommen, wo der Sinn so gebieterisch entscheidet. Hätte Ref. die Hälfte seiner Autoritäten für sich gehabt, so hätte er sich noch schneller, als er es that, zur Aenderung entschlossen. Die Stelle steht *Libr. X, c.* 3. (*p.* 174, *l.* 13.) Aristoteles sagt: die Lust ist keine Bewegung, Veränderung (*κίνησις*). Zu einer solchen gehören mehrere Momente, eine Bewegung ist nur vollständig da (*τέλεία*), insofern sie als Zeitfolge erscheint. Die Lust ist aber vollständig in Einem Zeitmomente da, und sie wird nicht vollständiger dadurch, daſs sie einen zweiten Moment fortdauert. Jede Bewegung ist also in der Zeit, und um eines Zieles willen; so ist die Baukunst vollkommen, wenn sie ihren Zweck erreicht hat, oder während dieser ganzen Zeit (nämlich des Bauens), in den Theilen der Zeit aber unvollkommen. Diese letzte Phrase hat nun Ref. so lesen müssen: *ἐν χρόνῳ γὰρ πᾶσα κίνησις καὶ τέλους τινός, οἷον ἡ οἰκοδομικὴ τελεία, ὅταν ποιήσῃ οὗ ἕκεκα, ἢ ἐν ἅπαντι δὴ τῷ χρόνῳ τούτῳ· ἐν δὲ τοῖς μέρεσι τοῦ χρόνου πᾶσαι ἀτελεῖς.* In dieser ganzen Zeit, d. h. des Handelns; *τούτῳ* muſs also auf *ποιήσῃ* bezogen werden, als wenn da stände *ἐν ἅπαντι δὴ τῷ χρόνῳ τοῦ ποιῆσαι* oder *οἰκοδομῆσαι.* Die *vulgata*, die Hr. Prof. Bekker beibehalten hat, ist ganz sinnlos; *ἢ ἐν ἅπαντι δὴ τῷ χρόνῳ ἢ τούτῳ.* Die Baukunst ist erst vollkommen, wenn sie ihren Zweck erreicht entweder in der ganzen Zeit, oder in dieser bestimmten Zeit; in den Theilen der Zeit ist sie aber unvollkommen. Was soll

Digitized by Google

hier der Gegensatz der ganzen Zeit und der bestimmten Zeit? Jene könnte im Gegensatz zu dieser doch nur die unendliche Zeitreihe sein, welches einen Widersinn gäbe; die Zeit des Bauens ist immer eine bestimmte oder eine *diese*. Die Disjunktion durch zwei ἤ ist also hier unmöglich, und blos weil man die disjunktive Partikel zwischen ὅταν ποιήσῃ οὗ ἐφίεται und ἐν ἅπαντι δὴ τῷ χρόνῳ τούτῳ nicht verstand, hat man vor τούτῳ noch ein zweites ἤ ἐν einschieben zu müssen geglaubt; ἤ ist aber hier, wie unzähligemal im Aristoteles, nicht sowohl disjunctiv als vielmehr explicativ; ἤ ἐν ἅπαντι δὴ τῷ χρόνῳ τούτῳ erklärt das ὅταν der vorigen Phrase, und so wird hoffentlich jeder Zweifel über die Richtigkeit der Leseart gehoben sein.

Was schliefslich die Interpunktion betrifft, so ist der Hr. Herausgeber nicht glücklich darin gewesen, und hat z. B. keine der vom Ref. in jener früheren Recension angeführten schwierigen Stellen weder durch seine eigene Interpunktion, noch durch die vom Ref. angenommene aufgeklärt. So p. 62. l. 1—3., p. 143. l. 16—27. u. s. w. Ref. übergeht die am angegebenen Orte ausführlich entwickelte Stelle *libr.* 5. *c.* 14. (*p.* 93., *l.* 22—23.), wo das Komma hinter οὐ, nicht hinter δίκαιον stehen mufs, wenn die ganze Phrase nicht bis zur Sinnlosigkeit entstellt sein soll; und hebt nur noch eine Stelle heraus, wo er bis zur Evidenz entwickeln kann, dafs die durch den Hrn. Herausgeber aufgenommene gewöhnliche Interpunktion sinnlos ist, wogegen die des Ref. alle Schwierigkeiten löst. *Libr. IV.*, *c.* 4. (*p.* 62., *l.* 1—2.) giebt Aristoteles das Verhältnifs von Freigebigkeit (ἐλευθεριότης) und Prachtliebe (μεγαλοπρέπεια) an. Jeder Prachtliebende ist auch freigebig. Die Prachtliebe ist aber eine Freigebigkeit im Grofsen. Nicht nur der Prachtliebende giebt aus, was er soll und wie er soll, sondern auch der Freigebige. In diesen Ausgaben des Prachtliebenden ist aber das Grofse, das für den Prachtliebenden Grofse, nämlich die Gröfse einer solchen Freigebigkeit, die sich auf solche Gegenstände der Prachtliebe bezieht: ἐν τούτοις δὲ τὸ μέγα τοῦ μεγαλοπρεποῦς, οἷον μέγεθος περὶ ταῦτα τῆς ἐλευθεριότητος οὔσης. Das Grofse, meint also Aristoteles, ist ein relativer Begriff; was für den Freigebigen überhaupt grofs ist, ist es noch nicht für die bei der Prachtliebe auszuübende Freigebigkeit. Zum Begriffe der Prachtliebe gehört also das Grofse des Prachtliebenden (τὸ μέγα τοῦ μεγαλοπρεποῦς), als die Gröfse derjenigen Freigebigkeit, die sich auf diese prächtigen Ausgaben bezieht (οἷον μέγεθος περὶ ταῦτα τῆς ἐλευθεριότητος οὔσης). Und nun beginnt eine neue Phrase mit einem neuen Merkmal in der Beschreibung des Prachtliebenden: Καὶ ἀπὸ τῆς ἴσης δαπάνης τὸ ἔργον ποιήσει μεγαλοπρεπέστερον. Dies ist die ganz einfache, nothwendige Erklärung und Interpunktion der Stelle, welche schon Argyropylus in seiner Uebersetzung kennt: *in his autem est magnum ipsum magnifici, ut magnitudo circa haec liberalitatis. Et ab aequali sumtu etc.* Vorliegende Ausgabe hat nun nicht nur die fehlerhafte Interpunktion der *vulgata* beibehalten, sondern noch dazu den Text der Stelle auf höchst schwache Autorität hin corrumpirt: ἐν τούτοις δὲ τὸ μέγα τοῦ μεγαλοπρεποῦς, οἷον μέγεθος, περὶ ταῦτα (statt ταῦτα, welches alle Bekkersche Handschriften bis auf Eine haben) τῆς ἐλευθεριότητος οὔσης, καὶ ἀπὸ τῆς ἴσης δαπάνης τὸ ἔργον ποιήσει μεγαλοπρεπέστερον. Diese Interpunktion zwingt uns zu folgender Uebersetzung: „Das dabei vorkommende Grofse ist dem Prachtliebenden eigenthümlich, wie die Gröfse". Hiernach wäre das Abstractum, die Gröfse, eine eigenthümliche Art des Concreten, des Grofsen. Es ist kaum erlaubt, so etwas drucken zu lassen und dennoch übersetzt auch Felicianus schon so: *in his tamen quod est magnum, magnifici est: ut magnitudo.* Eben so sinnlos mufs die Uebersetzung der folgenden Wörter (denn man kann sie nicht mehr Worte nennen) ausfallen: „Da die Freigebigkeit sich auf dieselben Gegenstände bezieht, als die Prachtliebe, so wird auch der Prachtliebende mit demselben Aufwande sein Werk prächtiger machen". Ebenso Felicianus: *Si circa eadem liberalitas sit, etiam ab aequali sumtu opus magnificentius faciet.* Beide Theile der Phrase dürfen nun aber gar nicht in Verbindung gebracht werden. Der Schlufs καὶ ἀπὸ τῆς u. s. w. heifst, dafs mit denselben Kosten der Prachtliebende das Werk prächtiger machen wird; nämlich als der Freigebige. Denn bei gleichen Auslagen wird der Prachtliebende auch auf die Schönheit der Form sehn, und wenn ein Freigebiger diese vernachläfsigt, so werden wir ihn nicht mehr prachtliebend nennen können, obgleich noch freigebig, während er doch ebenso viel Auslagen gehabt hat als der Prachtliebende. So erklärt Aristoteles selbst in der Folge seinen Satz. Was hat nun dieser Satz mit jenem *genitivus absolutus* zu thun: περὶ ταὐτὰ τῆς ἐλευθεριότητος οὔσης? Aristoteles will einen Unterschied zwischen Freigebigkeit und Prachtliebe angeben. Wie könnte er da wohl den Satz vorausschicken: „Da sich Beide auf denselben Gegenstand beziehen". Dieser Satz wäre zum Mindesten müfsig, indem die Aehnlichkeit zwischen Freigebigkeit und Prachtliebe schon oben berührt worden: καὶ γὰρ ὁ ἐλευθέριος δαπανήσει ἃ δεῖ καὶ ὡς δεῖ. Das einzige Auskunftsmittel wäre noch, zu übersetzen: „*obgleich* beide Tugenden denselben Gegenstand haben"; nur geht auch dies wieder nicht, weil dann der Nachsatz statt καὶ eine adversative Kopula enthalten müfste. Die Leseart des Hrn. Herausgebers ist also unter keiner Bedingung zu gestatten, und Ref. wundert sich um so mehr, sie im Text zu finden, da der Herr Herausgeber im dritten Theile der grofsen Ausgabe die ganz richtige Uebersetzung des *Dionysius Lambinus* hat abdrucken lassen, welche lautet: *sed in his quicquid magni est, magnifici proprium est, velut magnitudo liberalitatis circa haec versantis. Quin etiam pari impensa etc.* Die wahre, einzig mögliche Erklärung war also dem Hrn. Herausgeber nicht unbekannt. Oder der Abdruck der Uebersetzung und die Konstituirung des Textes haben nicht den geringsten Einflufs aufeinander ausgeübt.

Michelet.

Digitized by Google

Nro. 100.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1831.

LXIV.

Anfangsgründe der höheren Mechanik, nach der antiken, rein geometrischen Methode bearbeitet von Dr. Jac. Wilh. Heinr. Lehmann. Berlin bei Reimer 1831.

Die so sehr herrschende Meinung, dafs es bei dem gegenwärtigen Zustande der Mathematik ein nutzloses Bestreben sei, die früher angewandten Methoden weiter auszubilden, kann, in solcher Allgemeinheit ausgesprochen, gewifs nicht vom Vorwurf der Einseitigkeit freigesprochen werden. Denn nicht allein, dafs durch ein solches Bestreben der wahre Unterschied im Wesen der verschiedenen Betrachtungsweisen, und die wahre Grenzscheide, wo die eine uns verläfst und die andere nothwendig zu Hülfe gerufen werden mufs, erkannt wird, sondern es trifft sich nicht selten, dafs einzelne Resultate durch früher angewandte Methoden leicht erkannt werden, die sich der späteren, wenn auch im Allgemeinen vorzüglicheren, zu entziehen scheinen, und so jene wieder zur Ausbildung dieser dienen kann. Allerdings mufs es uns als blofser Eigensinn erscheinen, wenn man unsere *arithmetischen* Operationen durch das Verfahren der Alten ersetzen will, weil dies nur das Bequeme durch das Unbequeme, das Natürliche durch das Unnatürliche ersetzen heifst. Anders aber ist es, sobald sich die Betrachtungen auf Raumgröfsen beziehen, weil hier die Methode der Alten wirklich ihrem Wesen nach von den späteren verschieden ist, und dem Verstande näher liegt, indem sie sich auf unmittelbare Anschauung gründet, während die neuere Geometrie sich allmählich in eine blofse bildliche Deutung gewisser analytischer Ausdrücke verwandelt, und dies in den Arbeiten eines Poncelet, Plücker und Anderer schon völlig geworden ist. Es ist daher gewifs ein interessanter Versuch, die Mechanik, die Betrachtung der Raumgröfsen mit Rücksicht auf die zu ihrer Beschreibung erforderliche Zeit, die *geometria motus* wie sie früher richtig genannt wurde, als eine Wissenschaft, die ihrer Natur nach sowohl zur Geometrie als Arithmetik gehört, in Beziehung auf ihre rein geometrische Seite ganz aus dem Gesichtspunkte der Alten zu betrachten. Dafs manches auf solchem Wege Erkannte sich dem neueren auf höhere analytische Operationen gestützten Mathematiker leicht entziehen könne, möge durch folgendes recht merkwürdige Beispiel bewiesen werden. Der scharfsinnige Poisson behauptet in seinem *Traité de mécan.* (*T.* 1. §. 11. u. §. 14.) dafs das Integrale, welches den Abstand des Schwerpunktes einer Fläche, die durch einen cykloidischen Bogen begrenzt wird, und des durch Umdrehung eines solchen Bogens entstehenden Körpers, von der Axe nicht unter endlicher Form erhalten werden könne, und erst der Deutsche Uebersetzer dieses Werkes hat das Irrige dieser Behauptung gezeigt. Nicht ohne Erstaunen aber liest man, mit welcher Gründlichkeit schon Wallis, dessen Schriften überhaupt mehr Aufmerksamkeit verdienten, in seinem 1659 erschienenen *tractatus de cycloide* diesen Gegenstand behandelt hat. Stimmen wir daher im Allgemeinen mit Hrn. L. über die Nützlichkeit seiner Arbeit überein, so ist doch der Zweck, den er bei der Ausarbeitung vor Augen hatte und die Behandlung der arithmetischen Lehren von unserer Ansicht ganz verschieden. „Das Buch ist, heifst „es in der Vorrede, hauptsächlich für eine gewisse Klasse „von Lesern bestimmt, für diejenigen nämlich, welchen „es schwer wird und schwer bleibt, sich in das Abstrakte „des neueren Calküls hineinzuarbeiten, die aber doch „neben der Fähigkeit bei unmittelbar anschaulichen räumlichen Gegenständen die Aufmerksamkeit scharf anzuspannen, (ohne dabei allemal durch eine wirklich gezeichnete Figur unterstützt zu sein), ein lebhaftes Interesse haben, die aus der neueren Analysis hervorgegangenen Entdeckungen in sich aufzunehmen und sich gründlich zu eigen zu machen. Daher habe ich mich

Digitized by Google

„bemüht, die Betrachtung der imaginären Gröfsen zu „umgehen und überhaupt an die Stelle des allgemeinen „Begriffs des Positiven und Negativen die jedesmalige „genaue Betrachtung des speziellen Falles gesetzt; auch „den allgemeinen Begriff der Einheit bin ich mir be„wufst ganz vermieden zu haben, daher sind überall, „wo von Zahlen die Rede ist, nur ganze Zahlen und „höchstens rationale Brüche, niemals aber Irrationalzah„len gemeint, wofür ich vielmehr die Betrachtung irra„tionaler Verhältnisse eingeführt und alle arithmetische „Operationen nach Art der Alten auf die Umwandelung „der Proportionen zurückgeführt habe. Das Unendlich„kleine ist und wird aber immer ein delikater Punkt „bleiben, der Sache nach läfst es sich bei höheren ma„thematischen und besonders bei mechanischen Untersu„chungen nie abweisen, ich habe indessen den Ausdruck „des Unendlichkleinen, so wie alles dasjenige zu ver„meiden gesucht, was der gedachten Klasse von Lesern „anstöfsig sein könnte, ... mit einem Worte, ich habe „mich der Newtonschen Ansicht von Fluxionen von den „ersten und letzten Verhältnissen angeschlossen". Allerdings läfst sich nicht läugnen, dafs die höhere Analysis, bei gewissen Darstellungen, vielen Lesern gar dunkel und abstract erscheinen mufs; wenn aber Hr. L. so weit geht, dies auch auf die ganze niedere Analysis auszudehnen, mit deren alleinigen Hülfe am Ende doch alles im Buche Vorgetragene viel leichter abgethan werden kann, so mufs dies befremden, und, möchten wir sagen, eine Beleidigung für seine Leser ist es, wenn er sogar die einfachen Operationen der Multiplikation und Division als etwas ihnen zu abstractes darstellt, und dafür die schwerfälligen Proportionen wieder eingeführt hat. Für diese Restauration, mit der denn auch die altersgrauen längst emigrirten Kunstausdrücke, wie *ordinatim ex aequo*, *simpliciter ex aequo* u. s. w. zurückkehren mufsten, wird schwerlich jemand dem Vf. Dank sagen, im Gegentheil möchten gar viele Leser nicht die Geduld haben, sich durch das Labyrinth von Verhältnissen zu winden, die unter anderen Umständen das Buch gerne gelesen hätten. Was nun das Unendlichkleine betrifft, so ist dies ein zu häufig besprochener Gegenstand, als dafs hier weitläuftig darüber gesprochen werden könnte. Der Vf. gesteht, dafs er es, der Sache nach, nicht abweisen konnte, und wenn er daher später nie zu bemerken vergifst, dafs Laplace dieses oder jenes Resultat durch Hülfe des Unendlichkleinen gefunden habe, so wird kein mit dem Gegenstande vertrauter Leser hierdurch zu dem Schlusse verleitet werden, als sei die Darstellung des Vfs. lichtvoller, als die Laplacesche, indem der Unterschied blos darauf hinaus kommt, dafs Laplace sich eines Ausdruckes offen bedient, den der Vf. in die Definitionen (welche überhaupt nur eine geometrische Deutung der Dalembert'schen *théorie des limites* enthalten) versteckt hat. Dafs aber der Vf. den Sinn dieses Ausdrucks bei Laplace nicht immer richtig aufgefafst hat, hoffen wir noch später zu zeigen. Uebrigens ist der Begriff des Unendlichkleinen, wenn man sich an die klare Darstellung Lagrange's hält, in der Mechanik nicht nothwendiger als in der Differenzialrechnung. Dies kann aber nur durch eine konsequente Durchführung der Mechanik im Geiste der *théorie des fonctions* dargethan werden, wozu wir vielleicht an einem anderen Orte Gelegenheit finden. Was aber dem Werke hohe Bedeutung in der Wissenschaft giebt, und wodurch es alle bekannten Lehrbücher der Mechanik übertrifft, dies hängt nicht mit der antiken Methode zusammen, wiewohl diese zunächst darauf führen mufste, sondern ist vielmehr in den Ansichten des Vfs. über die Mechanik überhaupt begründet. Wenn diese Wissenschaft in der Regel nur als der Knecht der Physik, aus welcher sie ihre ersten Grundlagen zu holen hat, behandelt wird, so ist in vorliegendem Werke dieser Mifsgriff völlig vermieden und die Mechanik als eine rein mathematische Wissenschaft behandelt. Die wirkliche Körperwelt darf nicht die Idee, sondern sie kann nur Beispiele zur Bewegungslehre hergeben, und wenn die Erscheinungen in der Natur mit den mathematischen Resultaten zusammentreffen, so darf dies nicht als Beweis für die Richtigkeit der letzteren angesehen werden, sondern kann vielmehr nur als eine im höchsten Grade wahrscheinliche Vermuthung gelten, dafs die hypothetisch angenommenen Gesetze sich in der Natur verwirklicht wiederfinden. Ist auch diese Ansicht nicht ganz neu, namentlich hat sie Fischer in seinem trefflichen Lehrbuch der mechanischen Naturlehre entwickelt, so hat doch Hr. L. das Verdienst die Mechanik nach ihr klar durchgeführt zu haben. Dafs sich hiernach die Begriffe der Kraft, Masse u. s. w. anders gestalten mufsten als in den gewöhnlichen Darstellungen, versteht sich von selbst.

Das ganze Werk zerfällt in drei Abtheilungen, von welchen die dritte die eigentlich mechanischen Lehren

Digitized by Google

enthält, die zwei ersten aber als vorbereitende anzusehen sind. Des ersten Theils erster Abschnitt heifst „Vervollständigung der Euklidischen Proportionenlehre" welches so viel sagen will, als Sammlung der einfachsten Multiplikations- und Divisionsexempel, die jeder selbst findet, der ein paar Stunden Buchstabenrechnung getrieben hat. Aehnliches läfst sich auch vom zweiten Abschnitte sagen, der die Theorie der arithmetischen und geometrischen Reihen enthält, soweit sie später gebraucht werden. In dem 3ten Abschnitte sind mehrere mit der Theorie der Binomial-Coeffizienten zusammenhängende Sätze bewiesen. Von antiker Methode findet sich hier wenig, sondern fast alles ist gewöhnliche Algebra und die Beweise die bekannten von n auf $n+1$. Im 4ten Abschnitt sind die convergirenden Reihen, besonders solche, die mit den Binomial-Coeffizienten zusammenhängen, abgehandelt; der Vf. wendet sehr viel Scharfsinn an, um den Gebrauch der Analysis zu entbehren. Im ersten Abschnitt der zweiten Abtheilung sind die Begriffe der Tangenten, Krümmungshalbmesser und ähnliche bestimmt und im zweiten Abschnitt die Krümmungshalbmesser der Kegelschnitte und was damit zusammenhängt, besonders betrachtet. Hier ist der Verf. ganz in seinem Elemente, und kein Freund der antiken Methode wird diese Blätter unbefriedigt lesen. Einzelnes herauszuheben gestattet der Raum nicht, wir machen nur auf den Beweis des Satzes aufmerksam, dafs die Neilsche Parabel die Evolute der apollonischen ist. Je mehr Scharfsinn auf solche Untersuchungen verwandt wird, desto deutlicher zeigt sich, wie vereinzelt die Untersuchungen nach der antiken Methode, im Gegensatz des Allgemeineren was die Analysis giebt, erscheinen. Der dritte Abschnitt handelt vom Schwerpunkte zwischen jeder beliebigen Anzahl von Punkten im Raume. Der Schwerpunkt ist hier als ein rein geometrischer Gegenstand behandelt. Da nämlich der Schwerpunkt, wenn zwei Massen P, Q, an den Enden einer Linie AC wirken, im Punkte B dieser Linie ist, der dieselbe in zwei den Massen P, Q umgekehrt proportionale Stücke AB, BC schneidet, so sagt Hr. L.: wenn eine Linie AC in einem Punkte B nach einen beliebigen Verhältnisse $AB:BC=Q:P$ geschnitten wird, so nennt man den Punkt B den *Schwerpunkt* zwischen den Punkten A, C und die zur Bestimmung des Schwerpunkts dienenden Gröfsen P, Q die intensiven Gröfsen oder Massen der Punkte A, C. Würde noch eine Masse R dazukommen, die an einem Punkte E wirkte und man zöge die Linie BE, so würde bekanntlich der Schwerpunkt der Massen P, Q, R in einem Punkte D der Linie BE liegen, der durch die Gleichung $P+Q:R=ED:BD$ gefunden würde, daher sagt Hr. L.: wenn A, C, E drei Punkte im Raume sind und man zieht AC und theilt diese Linie nach beliebigem Verhältnisse in B, so dafs $AB:BC=Q:P$, ferner BE und theilt sie in D nach beliebigem Verhältnisse, so dafs $BD:DE=R:P+Q$, so ist D *der Schwerpunkt* zwischen den Punkten A, C, E, und die Gröfsen P, Q, R heifsen die Massen der Punkte A, C, E. Es ist leicht diese Definition auf eine beliebige Anzahl von Punkten auszudehnen. In demselben Sinne ist auch die Lage des Schwerpunktes eines Systems von Punkten in Beziehung auf drei Ebenen oder drei Punkte, die nicht in einer Ebene liegen: bestimmt. Vierter Abschnitt: von den goniometrischen Linien, *sinus*, *cosinus* u. s. w. sind hier natürlich Linien; die Beweise der Sätze, welche die Entwickelung von *sin.* $n\varphi$, *cos.* $n\varphi$ u. s. w. enthalten, unterscheiden sich nicht wesentlich von den gewöhnlichen, und haben von der antiken Methode nichts als die Weitläuftigkeit. In einem 5ten Abschnitt sind einige Eigenschaften der Cykloide zum Behuf der Theorie der Tautochrone entwickelt. Es ist unmöglich die 3te Abtheilung hier bis in alle Details zu verfolgen, wir begnügen uns daher damit den Gang der Untersuchungen im Allgemeinen anzudeuten. Im ersten Abschnitt sind die Begriffe der Bewegung, Kraft u. s. w. ohne Einmischung physikalischer Voraussetzungen erläutert, woran sich die Theorie des freien Falls schliefst, und im zweiten Abschnitt die Zusammensetzung der Kräfte und ähnliches erläutert. Die wichtigsten Punkte sind ganz identisch mit den Ansichten, die Fischer in seinem erwähnten Lehrbuche mitgetheilt hat, weswegen wir ausführlichere Erörterungen ersparen. Im 3ten und 4ten Abschnitt sind die Kepler'schen Gesetze dargestellt, sowohl für den Fall der Anziehung zweier Punkte, als auch eines Punktes und einer Kugel, die in gleicher Entfernung vom Mittelpunkte gleiche Dichtigkeit hat. Der 5te Abschnitt behandelt die Bewegungen auf vorgeschriebenem Wege; den Begriff des vorgeschriebenen Weges erläutert der Verf. durch die Definition: eine Bewegung in einer krummen Linie oder auf einer Fläche, wo aufser den äufseren Kräften allemal eine auf der Tangente oder Berührungsebene senkrechte Kraft wirkt, so dafs der bewegte Punkt gezwungen wird auf einer vorgeschriebenen Curve oder Fläche zu bleiben, heifst eine Bewegung auf vorgeschriebenem Wege. In diesem Abschnitt findet man eine ausführliche Theorie der Pendel, und Darstellung der Cykloide als Tautochrone, letztere hat Hr. L. auch schon im Crelle'schen Journale für die Mathem. Bd. 6. mitgetheilt. Schon in der Vorrede wird bemerkt, dafs es dem Verf. nicht gelungen sei, Gegenstände der Variationsrechnung nach der antiken Methode zu begründen, offenbar geht er aber zu weit, wenn er S. 315. sagt: „welcher (der Satz der kleinsten Wirkung) so wie *alle Gegenstände* der Variationsrechnung für die Synthesis unzugänglich ist". Diese Behauptung wäre in jedem Falle, so lange ihre Wahrheit nicht erwiesen ist,

Digitized by Google

unvorsichtig; wir glauben sie auch unrichtig nennen zu dürfen, da es wirklich eine Menge von Sätzen, giebt die in das Gebiet der Variationsrechnung gehören und dennoch ohne Hülfe derselben gefunden werden können. So ist denn z. B. die Aufgabe: unter allen Linien von gegebener Länge diejenige zu finden, deren Schwerpunkt am tiefsten liegt, welches bekanntlich die Kettenlinie ist, allerdings der Synthesis zugänglich, indem ihre Lösung blos mit Hülfe des Satzes von der virtuellen Geschwindigkeit gefunden werden kann, man vergl. Poisson's *Traité de méc. T.* 1. §. 176. Den Beweis dieses letzterwähnten Satzes hat der Verf. dem Poisson'schen nachgebildet, (Abschn. 6.) und daraus alsdann die wichtigsten Sätze der Statik abgeleitet. Befremdet hat uns die Bemerkung S. 406., doch möchte sich vor dem Beweise des Prinzips der virtuellen Geschwindigkeit schwerlich ein anderer befriedigender Beweis des Satzes vom Hebel erdenken lassen, wir wissen nicht, was sich z. B. gegen den Beweis in Poisson's *Traité de méc. T.* 1. §. 32. einwenden liefse. Im 7ten Abschnitt geht der Verf. zu den Gesetzen des Gleichgewichts fester Körper über. Sehr richtig wird im Eingange bemerkt, dafs, da das innere Wesen der festen Körper uns unbekannt ist, die Gesetze des Gleichgewichts derselben sich nur aus der Vergleichung mit einem System von Punkten herleiten lassen, wodurch aber das atomistische System nicht begünstigt wird, indem daraus Nichts folgt, als dafs das Gleichgewicht fester Körper mit dem eines Systems fest verbundener Punkte unter einerlei Gesetz stehe. Die erwähnte Vergleichung bewerkstelligt Hr. L. durch eine Reihe von Annahmen, wie schon früher Archimed gethan hat. Der 8te Abschn. ist eine Ergänzung des 4ten und behandelt die wechselseitige Anziehung zweier kugelförmigen Körper. Der 9te Abschn. behandelt ungefähr dasselbe, was das 5te Kap. des ersten Buches der *méc. cel.* enthält, so wie der 10te Abschn. dem 7ten Kap. entspricht. Die Lehrsätze §. 41. S. 501. und §. 46. S. 505. worauf der Satz von den Hauptaxen gegründet ist, scheinen uns nicht streng bewiesen zu sein, indem der Beweis genau analysirt, darauf hinaus kommt, dafs der Uebergang vom Positiven zum Negativen durch *o* geschehen müsse. Für völlig unrichtig erklärt Rec. aber das was §. 92. S. 552. über *état stable* gesagt ist. „Man nennt sichern Zustand eines Systems „von Punkten oder Körpern denjenigen Zustand, bei wel„chem das System sich von einem unveränderten Mit„telzustand nicht über eine festgesetzte Gränze hinaus „entfernen kann, sondern Schwankungen um diesen Zu„stand macht, unsicheren Zustand dagegen denjenigen, „bei welchem das System sich von einem angenomme„nen Zustand über alle Gränzen hinaus entfernen kann, „so dafs man den angenommenen Zustand nicht als ei„nen mittleren betrachten kann. Die von Laplace ge„gebene Erklärung des sicheren Zustandes ist unbe„stimmt. Er sagt (*Méc. cel.* 1, 7, 30.): *On nomme état „stable d'un système de corps, un état tel que le sy„stême lorsqu'il en est infiniment peu dérangé ne puisse „s'en écarter qu'infiniment peu, en faisant des oscilla„tions continuelles autour de cet état.* Versteht man „den Ausdruck *infiniment peu* im strengsten Sinne der „höheren Analysis, so giebt die vorliegende Definition „gar keinen Sinn, weil sie eben das aussagt, als wenn „es hiefse: Sicherer Zustand ist derjenige, von welchem „das System, wenn es *gar nicht* gestört wird, sich gar „nicht entfernen kann. Laplace meint daher unter *in„finiment peu* augenscheinlich soviel als *sehr wenig* „und seine Definition hat folgenden Sinn: Sicherer Zu„stand ist derjenige, von welchem das System, wenn es „darin sehr wenig gestört wird, sich auch nur sehr we„nig entfernen kann. Aber nun haben wir keinen „Maafsstab zu bestimmen, welche Abweichungen vom „mittleren Zustande als *sehr klein* zu betrachten sind „und welche nicht. Folglich ist die von Laplace gege„bene Erklärung unbestimmt". In ähnlichem Sinne spricht sich auch der Verf. S. 589. aus. Freilich wenn man das *infiniment petit* als Null und die höhere Analysis als eine Rechnung mit Nullen ansieht, so sind Laplace's Worte unverständlich, indessen haben sie einen guten Sinn und heifsen nichts Anderes als: Sicheren Zustand nennt man denjenigen, bei welchem man eine Bewegung, *sei sie auch noch so klein*, angeben kann, die den Körper nur bis zu einer gewissen Gränze von diesem Zustande entfernt, welche Gränze desto kleiner ist, je kleiner die Bewegung ist; unsicherer Zustand dagegen heifst derjenige, bei welchem sich keine solche Bewegung finden läfst, sondern der Körper durch jede noch so kleine Bewegung immer mehr von dem anfänglichen Zustande entfernt wird. Was hier durch *noch so klein* ausgedrückt ist, heifst bei Laplace *infiniment peu*, eine Gröfse für welche die Gränze ihrer Kleinheit nicht im Allgemeinen, sondern nur in jedem besonderen Fall besonders bestimmt werden mufs. Auf diese Weise haben Laplace's Werke einen völlig bestimmten Sinn. Dagegen ist die Definition, die der Verf. vom sicheren Zustande giebt, durchaus unrichtig. Denn dieser Zustand wird nicht dadurch bedingt, dafs sich ein Körper *überhaupt* nicht über eine gewisse Gränze vom mittleren Zustande entfernen kann, im Gegentheil kann er dieses allerdings, wie z. B. ein Kegel der auf seiner Basis ruht, umgeworfen werden kann, sondern es mufs sich *irgend eine Bewegung* finden lassen, bei welcher dies statt hat. Da es sich nicht erwarten läfst, dafs dieses Lehrbuch der Mechanik als solches viele Leser finden wird, und mehr in die Hände der Gelehrten als Lernenden kommen wird, so hat es Rec. unterlassen, Bemerkungen einzustreuen, die sich auf eine mögliche bessere oder kürzere Darstellung beziehen, wiewohl sich deren viele hätten anbringen lassen. So z. B. war es unnöthig, den Lehrsatz §. 23. S. 55. noch besonders zu beweisen, da er schon aus §. 2. S. 23. folgt.

Dr. Stern.

Digitized by Google

Nro. 101.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1831.

LXV.

1) *Commentatio de origine linguae Zendicae è Sanscrita repetenda, quam auctoritate A. Ordinis Philosophorum pro loco in eadem rite obtinendo D. XII. Martii MDCCCXXXI. publice examinandam exhibet Petrus a Bohlen. Regimontii, typis academicis Hartugianis.*

2) *Om Zendsprogets og Zendavestas Aelde og Aegthed ved R. Rask. Köbenhavn* 1826.

Wir verbinden in dieser Anzeige die erste und letzte der seit dem Wiedererwachen, oder, man kann sagen, seit dem eigentlichen Erwachen des Zend-Studiums erschienenen Schriften. Sie sind auch die beiden einzigen in dieser Periode, wenn man die von Burnouf und Olshausen besorgten sehr schätzbaren Text-Ausgaben ausnimmt, so wie ein zwar ganz kurzes, aber an trefflichen Bemerkungen reiches Bruchstück eines von E. Burnouf zu erwartenden Commentars über den *Vendidad Sadé*. — Im ersten § seiner Schrift, S. 1—18. gibt Hr. v. Bohlen eine gedrängte Uebersicht der früheren Leistungen und Ansichten über die Zendsprache und ihr Verhältnifs zum Sanskrit, wobei er sich derjenigen anschliefst, die das Zend als eine entartete Tochter des Sanskrits auffafst. S. 18—32. behandelt er das Lautsystem, bespricht dann in aller Kürze alle wesentlichen Theile der Grammatik, die Flexionen des Nomens, des Verbums, Pronomina, Adverbia, Präpositionen u. s. w. Leider aber, ist er in Bezug auf das Material der Sprache fast überall auf Anquetils Vocabular und dessen Randnoten zum Zendavesta verwiesen; denn was Rask und E. Burnouf über diese merkwürdige Sprache bis jetzt mitgetheilt haben, ist zwar höchst dankenswerth, im Ganzen aber noch viel zu dürftig, um über ihr Verhältnifs zum Sanskrit ein umfassendes Urtheil begründen zu können. Die aus dem Quellenstudium geschöpften Beobachtungen, die wir bei einer früheren Gelegenheit in diesen Blättern niedergelegt haben, sind dem Verf. zur Zeit der Abfassung seiner Schrift noch nicht bekannt gewesen. Was er über Entartung und Regellosigkeit der Zendsprache sagt, stützt sich gröfstentheils auf die von Anquetil graphisch entstellten und grammatisch mehr oder weniger verkannten Formen seines Vocabulars oder der erwähnten Randnoten. Gegen diese aber stehen in vortheilhaftem Contrast diejenigen Wortformen, die Hr. v. B. aus den edirten Zendbüchern selbst geschöpft hat. So giebt er S. 33. neben Anquetils *teno*, aus dem V. S. die ächte accusative Form *tanûm*. Der Wortstamm ist *tanu* (Körper) und weiblich, im Z. wie im Sskr. (im Sskr. zuweilen auch neutral); das Zend verlängert aber in der Regel ein kurzes *i* und *u* vor einem schliefsenden *m*; daher *tanûm* gegenüber dem Sskr. *tanum*. *Teno manthrô* in Anq. Voc. kann nur ein Compositum seyn, denn *tĕno* steht für *tanu* *), und dieses ist der nackte Wortstamm; der Nomin. aber lautet *tanus*. Das Zend zieht niemals, dafür glaube ich bürgen zu können, in weiblichen oder neutralen Nominativen, das Casuszeichen *s* — oder vielmehr dessen Verschmelzung zu *u* — mit dem *a* des Stammes zu *ô* zusammen. Es ist also in dieser Beziehung nicht *omnibus fere regulis destituta*. Es gibt aber Wörter, die zugleich verschiedenen Geschlechtern angehören; so ist das eben erwähnte *manthrô*, aus *manthra-s*, Wort, Rede — womit unser Mund verwandt scheint — männlich; es gibt aber auch einen weiblichen Stamm *manthrâ* (für *manthrA*), dessen Nom. ebenfalls, ohne Casuszeichen, *manthra* lautet.

Was die häufigen Ausgänge auf *é* anbelangt, deren Hr. v. B. S. 33. 34. Erwähnung thut, so müssen wir

*) Anquetil gibt das kurze *u* gewöhnlich durch *e*, und *ă* durch *e*.

Digitized by Google

hier wiederum Anquetil der Entstellung der Schrift und Grammatik anklagen. Namentlich gibt es keine neutrale Nominative auf *e*, und Anquetils *manthré parole* ist das eben erwähnte weibliche *manthra:* für *s'até* hundert ist *s'ata* oder *satê* zu lesen; ersteres ist ein Plural z. B. in *tschathwârô sata* vier Hunderte (als Accus. V. S. S. 202.). Dieses *s'ata* kann männlich seyn, oder auch neutral, letzteres nach Analogie der Veda-Formen, wie *vanâ* Wälder. Für die männliche Natur scheint *tschathwârô* zu sprechen (Sskr. *tschatvâras*); da wir aber im Zend noch keine zuverläſsige Plural-Neutra aus consonantischen Stämmen belegen können, so wollen wir nicht bestreiten, daſs *tschathvârô* hier anstatt und im Sinne des Neutrums gesetzt seyn könne. Dies wäre dann freilich eine Entartung, wie wir auch das Zend keineswegs von allen Entartungen freisprechen, sondern blos von denen, die einzig und allein Anquetil oder seinen Lehrern zur Last fallen. Die Form *s'até* oder *saitê*, wie häufig geschrieben wird *), ist mir wichtig als einziger Beleg eines neutralen Duals der *a*-Declination, die bekanntlich im Sskr. ebenfalls *ê* (aus *a+i*) bildet. Wir finden sehr häufig *duyê s'aitê* (zuweilen fehlerhaft *s'aiti*) zweihundert. Was das Verhältniſs von *duyê* zum Sskr. *dvê* anbelangt, so hat sich hier da Sskr. *v* vocalisirt, zwischen *u* und *ê* aber ist ein euphonisches *y* eingeschoben; keine seltene Erscheinung, und worauf sich unter andern auch das Verhältniſs der Medialform *mrû-y-ê* ich sage zum Sskr. *bruv-ê*, aus *brû-ê*, gründet. Von der Zendzahl zwei möge hier noch bemerkt werden, daſs sie in einigen ihrer Ableitungen das anfangende *d* abwirft, und dann den Halbvocal oder Vocal zu einem *b* erhärtet, so in dem von Rask erwähnten *bityô* (Sskr. *dvitîya-s*) der zweite. Dem können wir noch einen merkwürdigeren Fall beifügen, nämlich das Adverbium *bis* zweimal, was wir genugsam belegen können. Welch überraschendes Einverständniſs mit dem Lateinischen *bis* aus *duis* oder *dvis?* aber doch eine zufällige Begegnung; denn aus ursprünglich Gleichem kann auf dem Wege des Verfalls wieder Gleiches hervorgehen. Und wenn auf diesem Wege das Zend oft unseren Europäischen stammverwandten Sprachen weiter entgegenkommt als das Sanskrit, so muſs man sich hüten, hieraus eine engere historische Verwandtschaft zu folgern.

*) Ein schlieſsendes *ê* kann ebenso wie *i* in die vorhergehende Sylbe ein *i* einführen; so findet man z. B. von *nar* den Dativ *naire* dem Manne.

Wir werden später auf einige grammatische Angaben des vorliegenden Werkes zurückkommen; für jetzt gehen wir zum 5ten und letzten § über, in welchem der Verf. einen Theil der im Zendavesta vorkommenden Namen von Genien u. s. w. auf ihre Sanskritische Quelle zurückzuführen sucht; ein lobenswerthes, zugleich aber sehr miſsliches Unternehmen, dessen Ergebnissen wir manchen Widerspruch entgegenzustellen haben.

Den *Angrô mainyus*, gewöhnlich *Ahriman*, erklärt der Verf., als wenn letzteres die ächtere Form wäre, aus einem Sskr. *ariman* von *ari* Feind. Die Bedeutung Feind wäre freilich ganz passend, allein es gibt keine Form *ariman* im Sskr. und kann auch keine geben; weil das Wortbildungssuffix *man* sich nur an Wurzeln anschlieſst, und keine Derivativa bildet. Wir könnten daher auch den *Bahman*, selbst wenn dies die ursprüngliche Form wäre, nicht aus einem zu fingirenden Sskr. *bâhuman* erklären und als *longimanus* auffassen (S. 48.). Nach Rask ist *angrô mainyus* soviel als böser Geist, und ich kann an der Richtigkeit dieser Erklärung kaum zweifeln. *Mainyus* kommt offenbar von der Sskr. Zendischen Wurzel *man* denken, woraus *manas*, Z. *manô* Geist, und im Sskr. auch das formelle Ebenbild von *mainyu-s*, nämlich *manyu-s* Kummer, Zorn; das *i* von *mainyus* verdankt seinen Ursprung dem rückwirkenden Einfluſs des *y*. Aus *mainyu* entspringt das Derivativum *mainyava* (Nom. — *ô*) — wie im Sskr. *mânava* Mensch aus *Manu* — welches Anquetil gewöhnlich durch *celeste* übersetzt, seinem Ursprunge nach bedeutet es geistig.

Das Adjectiv *angrô* — das Thema ist *angra* — erinnern wir uns nur in Beziehung mit *mainyu* oder *mainyavâ* gefunden zu haben. Betrachten wir das Verhältniſs von *hazangra* tausend zum Sskr. *sahasra* — der Uebergang des *s* in *h*, und des *h* in *z* ist ganz in der Ordnung — so sehen wir *asra* im Zend durch *angra* vertreten, d. h. das *s* ist untergegangen und zwischen *a* und *r*, wie sonst zwischen *a* und *h*, der gutturale Nasal *ng* eingeschoben. Es könnte also auch das zu erklärende Adjectiv *angra* aus einem Sskr. Worte *asra* hervorgegangen seyn. *Asrâ* ist aber im Sskr. kein Adjectiv, sondern bedeutet unter andern Blut und Thräne, und ein gewisser dämonischer Riese wird darnach *Asra-*

Digitized by Google

pâ-s Blut-Trinker genannt. Wollte man aber in *angra* kein untergegangenes *s* annehmen, so könnte man zu *arya* — wahrscheinlich verkürzt aus *ârya* ehrwürwürdig — geführt werden; denn *y*, in der letzten Sylbe, geht häufig unter, wie z. B. in *nitê* immer aus *nitya*. *Arya* wird von Wilson durch *excellent* übersetzt, und der böse Geist würde demnach etymologisch zum guten, vortrefflichen, ehrwürdigen Geist; dafür mag er sich wohl auch selber halten; und wir geben dieser Ableitung vor der aus *asra* den Vorzug.

In der Erklärung des Ormuzd, im Original ebenfalls zwei Wörter, nämlich *ahurô mazdâo* — stimmen wir Hrn. v. B. (S. 32.) darin gerne bei, dafs *mazdâo* mit *mahat* verwandt sei, und somit grofs bedeute. Am liebsten stellen wir es mit dem in Sskr. Compositen stehenden *makâ* zusammen; denn das aus *s* hervorgegangene *o* von *mazdâo* ist Nominativ-Zeichen — wie in *rathaê-stâo* Wagensteher, Krieger — und steht zugleich als Flexion des Genitivs. Allein der Accus. ist *mazda-nm*, aus *mazdâ-m*, und das Thema ist somit *mazdâ*, welches sich am Anfange von Compositen und gewöhnlich auch im Vocativ zu *mazda* verkürzt; z. B. *mazda-dâta* vom Grofsen, vom Herrn oder Gott geschaffen. *Mazdâo* hat, wo es allein steht, offenbar einen substantiven Charakter, und mag nach Rask als eigner Name gelten, wie im Ssk. *îs'vara-s* Herr — was ich im Griech. κύριος wieder erkenne — eine gewöhnliche Benennung des *Siwas* ist.

Den Ausdruck *ahura* nimmt Hr. Rask (S. 34. Uebers.) als Adjectiv, das auch anderen Wesen beigelegt werde, und etwa heilig bedeuten möge. Wir nehmen es lieber mit Hrn. v. B. (S. 32.) substantivisch, können aber doch den *Ahurô mazdâo*, oder wie man auch umgekehrt findet, den *mazdâo Ahurô* nicht zur grofsen Sonne machen, sondern eher zum grofsen Gott, der Zendische *Mahâ-Dêva*. Die Sonne heifst im Zend *hvarĕ*, ein Neut. aus dem Sskr. *svar* Himmel — und zieht seinen Stamm in den schwachen Casus zu *hûr* zusammen. Hiermit hat aber *ahura* nichts gemein; woher sollte das *a* kommen? — Auf dem geradesten regelrechten Wege führt aber *ahura* zum Sskr. *asura*. So heifsen in der Indischen Mythologie die Halbbrüder der unteren Götter — *Sura's* oder *Dêva's* — mit denen sie in ewigem Kampfe leben, den sie auch sprachlich durch ihren negativen Vorsatz ausdrücken. Da nun in der Zend-Religion die *Dêva's* ihr Ansehen verloren haben, und ihre Verehrer — die *Daêva-yasna's* — den *Mazda-yasna's* oder Anbetern des *Mazdâo* gegenüber als Heiden erscheinen, an denen nach dem Vendidad der angehende Arzt zuerst seine Kunst versuchen darf: so möchten wohl die Asuren hier den Sieg davon getragen haben und aus Ungöttern zu Göttern, der grofse *Asura* aber zum grofsen Gott geworden seyn. Anquetil übersetzt *ahura*, wo es auf die *Mithra's* bezogen wird, gewöhnlich durch *divin*, es kann aber ebenso gut durch *Dieu* gegeben werden.

Ein anderer berühmter Name des Zendavesta läfst sich mit gröfserer Zuversicht, ja mit vollkommener Sicherheit auf die Indische Mythologie zurückführen; ich meine den sogenannten *Dschemschid*, im Original ebenfalls zwei Wörter; nämlich *Yimô csaêtô*, wovon aber das erste die Person schon hinlänglich bezeichnet und meistens allein vorkommt. Es war mir höchst merkwürdig in diesem *Yimô* (aus *Yima-s*), keineswegs aus blofser Namen-Aehnlichkeit, den Indischen *Yamas*, den Gott des Todes und der Gerechtigkeit, des *Vivasvat's* (der Sonne) Sohn, wieder zu erkennen. Er mag ursprünglich auch die Erde bedeutet haben, denn da er neben *Indras*, *Varunas* und *Agnis*, den Göttern der Luft, des Meeres und Feuers, als Welthüter genannt wird, so kann ihm als solchem nur die Erde anheim fallen. Nun ist *Yimô csaêtô* derjenige, dem *Ahurô mazdâo* zuerst sein Gesetz verkündet, und ihm gebietet die Erde anzubauen. Was aber noch mehr ist, und worauf ich meinen Beweis der Personen-Identität hauptsächlich gründe, in dem Vater des *Yimô* erkennt man auch den des Indischen *Yamas*, nämlich den *Vivasvat* deutlich wieder, wenn man nur die regelmäfsigen, aber freilich etwas Form-entstellenden Laut-Verschiebungen und Einfügungen berücksichtigt. Im 9ten *Ha* des *Iz.* (V. S. 40.) lesen wir: *Yimô Vivanguhatô puthrô* „*Yimô* des *Vivanguhat's* Sohn". *Vivanguhatô* ist aber offenbar eine Umstellung von *Vivanghuatô*, wie man unzähligemal *vanguhî pura* für *vanghuî* findet, welches letztere ebenfalls, aber seltener vorkommt.

Das Thema *vivanghuat* stimmt regelrecht zum Sskr. *vivasvat*, da *s* immer *h* wird, welches zwischen *a* und einem folgenden Vokal gerne den gutturalen Nasal herbeizieht. Im Nominativ lautet unser Zendischer *Vivasvat*, mit Unterdrückung des *u* oder Halbvocals, *Vivanghâo*,

Digitized by Google

was Anquetil durch *Vivenghân* überträgt *). Der Sskr. Nom. ist *Vivasvân*, aus dem stärkeren Thema *Vivasvant*. Das Andenken an dieses *Vivasvân* scheint im Zend nicht ganz verloren, denn ich glaube, dafs das *Patronymicum Vivanghana* — so wird *Yimô* im Original häufig genannt — aus *Vivanghan* durch ein Suffix *a* entsprungen sei, wie im Sskr. *Vaivasvat-a* der *Vivasvatide* aus *Vivasvat*.

Wir wenden uns zum zweiten, oder, seiner Erscheinung nach, ersten der vorliegenden Werke, welches durch Hrn. v. d. Hagens Deutsche Uebersetzung eine wohlverdiente gröfsere Verbreitung und allgemeinere Zugänglichkeit gefunden hat. Die Verspätung seiner Anzeige mag in der Seltenheit und Schwierigkeit des betreffenden Studiums seine Entschuldigung finden, in welches Rec. erst durch die inzwischen erschienenen Text-Ausgaben tiefer eingeführt wurde. Hr. Rask nimmt in seiner Abhandlung, gegen Erskine (in den *Bombay Transact.*) das Alter und die Aechtheit der Zendbücher in Schutz, und sucht hauptsächlich dessen Ansicht zu widerlegen, dafs das Zend eine Mundart des Sanskrits sei, welche aus Indien eingeführt, aber niemals in irgend einem Theile Persiens gesprochen worden sei. Der Verf. bemerkt gegen diese Behauptung, dafs die Aehnlichkeit zwischen dem Zend und Sskr. keineswegs so grofs sei, um jenes zu einer blofsen Mundart von diesem zu machen, und dafs noch weniger die Verschiedenheit zwischen dem Zend und Persischen so grofs sei, um den Verdacht zu rechtfertigen, dafs jenes eine fremde, aus einem anderen Lande eingeführte Sprache wäre. Der Verf. macht nun zunächst, S. 17 ff. **) darauf aufmerksam, dafs die Aussprache und ganze äufsere Form des Zend sehr verschieden vom Sskr. sei. Wir geben diese Verschiedenheit vollkommen zu, können aber darin keinen entschiedenen Beweis finden, dafs das Zend kein Dialekt des Sskr. sei, da Verschiedenheit der Aussprache, Entwickelung neuer Lautverhältnisse und Abneigung gegen gewisse in einem anderen Dialekt beliebte Laute ganz gewöhnliche Erscheinungen in Sprachen sind, die in verschiedene Dialekte sich gespalten haben. Manche Laute des Indischen Systems scheinen auch späteren Ursprungs, und das Zend in Ansehung ihrer Entbehrung auf einer älteren Stufe zu stehen. Den Sskr. R-Vocal (*r*), den Hr. Rask mit Unrecht durch *ir* umschreibt, habe ich schon vor meinem Umgang mit dem Zend für eine Entartung aus *ar* angesehen, und es war mir daher wichtig zu erfahren, dafs diese Sprache dafür wirklich *ar* oder *ĕr* setzt, z. B. *narĕbya* statt des Sskr. *nrbyâm* von zwei Männern; *Narĕbya* würde aber auch einem Sanskritischen *narbyâm* gegenüber stehen müssen, da dem Consonanten *r* sowohl am Ende, als in der Mitte vor einem anderen Consonanten als *s*, immer *ĕ*, der kürzeste Zend-Vocal, beigegeben wird. Der Gen. Sing. des gedachten Wortes ist *nar-s*, der des Pl. *nar-anm*, und diese Formen sind in Ansehung des Stammes ächter und alterthümlicher als die entsprechenden im Sskr.

Das innere Beugungssystem oder die Formlehre — bemerkt der Verf. — stimme nicht allein mit dem Sskr. überein, sondern nähere sich in einigen Fällen noch mehr dem Phrygischen oder Thrakischen Sprachstamme, und sei in anderen ganz eigenthümlich: was zu beweisen scheine, dafs das Zend eine eigene Sprache sei, die zwischen das Griechische und Sskr. gestellt werden müsse, gerade wie Medien in der Mitte zwischen Indien und Griechenland liegt. Was hierauf von der Zendischen Formenlehre mitgetheilt wird, ist zwar nur wenig, doch war es uns bei seiner Erscheinung höchst erfreulich als erster zuverlässiger Bericht über diese merkwürdige Sprache, die der Verf. selbst noch als äufserst unbekannt bezeichnet. Wir finden aber weder in diesen Mittheilungen noch in den Ergebnissen unserer seitdem angestellten eigenen Untersuchungen, irgend etwas der Zend-Gramm. im strengen Sinne Eigenthümliches, sondern nur hier und da merkwürdige Ueberreste einer älteren Sprachperiode, in Formen, die auch im Sskr. theoretisch verlangt, aber factisch nicht mehr nachgewiesen werden können; ferner Bildungen, wovon sich der Weg angeben läfst, wie sie aus dem im Sskr. Bestehenden hervorgegangen sind.

*) In der Note (B. 2. p. 107.) schreibt er *Viouenghâo* und bemerkt: „*C'est peut-être l'Anougihan du tarikh Kozideh cité par d'Herbelot.*"

**) Ich citire nach der Deutschen Uebersetzung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 102.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1831.

1) *Commentatio de origine linguae Zendicae e Sanscrita repetenda, quam auctoritate A. Ordinis Philosophorum pro loco in eadem rite obtinendo D. XII. Martii MDCCCXXXI. publice examinandam exhibet Petrus a Bohlen.*

2) *Om Zendprogets og Zendavestas Aelde og Aegthed ved R. Rask.*

(Fortsetzung.)

Von *Zarathustrô* (Thema, *Zarathustra*) Zoroaster, *paitis* (Thema *paiti*) Herr, und *manô* (vor vocalischen Flexionen *manangh*, Sskr. *manas*) Geist gibt der Verf. (S. 21.) die Declination des Singulars, so weit er sie entdeckt hatte. Wir vermissen beim Ablativ die vom Zend im Vortheil vor dem Sskr., vom Genit. unterschiedenen Formen *paitôi-t* und *manangh-at*, deren Existenz ich in einem früheren Artikel bewiesen habe. Der Locativ ist ganz übergangen, und Hr. v. B. bemerkt ausdrücklich, dafs er im Zend verschwunden sei und etwa nur in *antare* (ich lese *antarĕ* = der Sskr. Präposition *antar*, somit kein Loc.) eine Spur zurückgelassen habe. Unseren früheren Belegen dieses Casus, den wir ebenso häufig als irgend einen anderen gefunden haben, möge hier als besonders beachtenswerth noch die Form *tanv-i* beigefügt werden, von dem weiblichen Stamme *tanu*. Dieses *tanv-i* ist offenbar ächter und der allgemeinen Theorie angemessener als das Sskr. *tanau*. Bei männlichen oder neutralen Stämmen auf *u* finden wir häufig *ô*, eigentlich eine Genitiv-Endung; doch unterscheidet sich bei diesen *u*-Stämmen der Genitiv vom Locat. dadurch, dafs ersterer immer *-eu-s* lautet, mit blofsem *s* als Endung, letzterer *-v-ô* aus *v-as*. So lesen wir im V. S. S. 46. *a-hmi* (Sskr. *a-smin*) *zantv-ô* in dieser Stadt.

Der Gen. dieses Wortes ist *zanteu-s*. Dieselbe Seite des V. S. bietet noch einige andere grammatische Merkwürdigkeiten dar, die noch nicht aufgedeckt sind. Wir lesen nämlich, Z. 2. u. *ainghê visê* in dieser Strafse. Diese und ähnliche Formen und Constructionen waren mir lange räthselhaft. Denn *ainghê* ist nicht, wie man glauben sollte, ein Locativ wie *visê* vom Stamme *visa*, sondern es ist der Genit. des Pronominalstammes *q*. Diesen Casus setzen die Pronomina häufig im Sing. einem substantiven Loc. zur Seite. Der Bildung nach habe ich bei Pronominalstämmen drei Abstufungen kennen gelernt. Sie setzen entweder wie die Subst. blos *a-hê*, z. B. *aêta-hê hujus*; oder zweitens, sie setzen dem *h* den gutturalen Nasal vor, so in der letzten Z. der gedachten S. *anghê daênghô* (regelrechter *danghv-ô* wie S. 115., vom Stamme *danghu*); oder drittens, durch den euphonischen Einflufs des schliefsenden *ê*, oder richtiger, des unterdrückten *y*, wird in die Mitte des Wortes noch ein *i* eingeführt, daher das eben erwähnte *ainghê*.

Im Instrum. läfst Hr. R. die Stämme *Zarathustra* und *paiti* leer ausgehen. Wir glauben in diesem Casus die Formen *Zarathustra* und *paity-a* aufstellen zu dürfen. Das Zend enthält sich überhaupt, mit Ausnahme des Gen. Pl., der im Sskr. üblichen Einschiebung eines euphonischen *n* zwischen vocalische Stämme und Endungen. Bei *a*-Stämmen sollte nun dieses *a* mit dem der Endung zu langem *a* zerfliefsen; allein für langes *a* steht in mehrsylbigen Wörtern meistens ein kurzes. Aber einsylbig finden wir V. S. S. 46. *Khâ* als Instr.; nämlich *Khâ aôdschangha* (Sskr. *svêna ôdschasâ*) *vas'ô csathrô ahi* (Sskr. *asi*) „durch deine Kraft bist du ein mächtiger König"; wofür Anquetil: „*Vous êtes le maitre* (*d'obtenir*) *ce que vous désirez de grand* (B. 2. 111.). — Mehrsylbig und mit kurzem *a* finden wir V. S. S. 12. *zaôsa* mit Willen und *azaôsa* mit Nicht-Willen (Anquetil „*entrainé ou non entrainé pàr ses passions*").

Des Duals thut Hr. R. gar keine Erwähnung; Hr. v. B. gibt davon zwei Beispiele aus Anq. Vocabular.

Digitized by Google

Für *naerekeyâo duae mulieres* lesen wir *nairikayâo*, und diese Form scheint mir ächter als *nairikê* wie das Sanskrit, nach Analogie der Neutra, aus einem weiblichen Stamme auf *â* bilden würde. Für *nere duo homines* ist *narâ* zu lesen, was wir zahlreich belegen können. Wir geben hier eine Stelle die noch eine andere Dual-Endung zeigt, wogegen das Verbum im Plur. steht. V. S. S. 136.: *Dvaêibya hatscha nerëbya dva nara uszayêintê mithwana s'tritscha nairyas'tscha*; „*duobus ex hominibus duo homines nascuntur* (*nati sunt*), *par, feminaque virque*". Man findet auch, jedoch seltener, *narâ* mit langem *â*; das Thema ist *nar*, und die Endung stimmt zum Veda-Dialekt, wie *yantâr-â* zwei Wagenlenker. — Auch vom Plur. gibt Hr R. keine Beispiele; Hr. v. B. wirft diesem Numerus eine grofse Entartung vor, indem die Formen des Nom. von denen der obliquen Casus kaum unterschieden werden könnten. Wir finden aber nur Verwechslungen zwischen nominativer und accusativer Form; allein Endungen wie *bio, bie, anm, nanm* lassen sich im Nomin. aus den Zendbüchern durchaus nicht belegen, und der Mifsgriff fällt in dieser Beziehung nicht der Sprache, sondern wieder Anquetil zur Last, der, ohne alle grammatische Kenntnifs, auch durch seine Uebersetzung des Zendavesta zu den sonderbarsten Fehlschlüssen in Bezug auf die Formenlehre verleiten kann, wenn man ihm in Fällen, wo nicht andere Gründe zu Gunsten seiner Auffassung sprechen, unbedingtes Vertrauen schenkt. Es möge uns erlaubt seyn, dies durch eine kleine Anzahl von Belegstellen zu begründen, die zugleich geeignet sind, einige interessante und bisher noch unbeachtete Erscheinugen der Zend-Grammatik an das Licht zu ziehen.

Im 31sten *Ha* des *Iz.* (V. S. 214.) lesen wir: *Vîdvâo vîdusê mraôtû*, was Anq. durch „*Dites le moi*" übersetzt; es bedeutet aber: „Der Wissende sage dem Wissenden" (Sskr. *vidvân vidus'ê bravîtu*. Vielleicht ist *evîdusê* dem Nichtwissenden zu lesen. In jedem Fall erfahren wir durch diese Stelle, dafs im Zend wie im Sskr. das Suffix *vas*, welches das Part. des reduplic. Prät. bildet, und wovon *vid* auch ohne Redupl. und mit gegenwärtiger Bedeutung Gebrauch macht, in den schwachen Casus sich zu *us* zusammenzieht. Aus dieser geschwächten Form kommt auch das Fem., doch mit verlängertem *u*. So finden wir mehrmahls *dschaghmûsî* (Sskr. *g'agmus'î* = *dsch-*) die gegangen seiende. Dem Litthauischen ist dieses weibliche *usi* im Part. der Vergangenheit ebenfalls eigen; und auch im Gothischen finde ich ganz vereinzelt, und vom Germanischen Standpunkt aus unbegreiflich, eine hierher gehörende Form, ich meine *bêrusjôs parentes*, eigentlich die geboren habenden (vgl. *bêr-um* wir gebaren) von der Wurzel *bar*, Präs. *baira* *). Im Sskr. würde eine Wurzel *bar* im weiblichen Plural-Nom. des reduplic. Prät. *bêrus'yâs* bilden, indem der Umlaut des *a* im *ê* die Reduplication verdrängt, und vom Verb. auch auf das entsprechende Part. übergeht.

In dem obengenannten *Ha* wird *përes'a* verlange mehrmals durch *je demande*; und im 34sten *Ha* (V. S. 225.) *thwahya* (Sskr. *tvayâ*) *mazdâ* durch dich o Herr! durch „*O vous Ormuzd*" übersetzt. Im 2ten Fargard des Vend. steht mehrmals *varëfsva* (z. B. *aêtaêsva varëfsva*) mit *sva* als pluraler Locativ-Endung, die jedoch Anq. mit zum Worte zieht, und so sein *Varefschoue* gewinnt. Im 36sten *Ha* (V. S. S. 308.) lesen wir: *Nëmakhyâmahî isuidyâmahî thwâ mazdâo ahurâ vîs'pâis thvâ humatâis vîs'pâis hûctâis vîs'pâis hvarstâis pairidschasâmaidê s'raêstanm at tôi kërëpëm kërëpanm âvaêdyâmahi* (*Cod. âvaê dayâmahî*) *mazdâ ahurâ imâ raotschâo barezistëm avat yât* (*yat?*) *hvarë avâtschî*. D. h. „*Adoramus, celebramus te, magne Ahure* (*Deus!*), *omnibus te bonis cogitatis, omnibus bonis dictis, omnibus bonis factis circuimus. Optimum tuum corpus corporum, magne Ahure, haec lumina, splendidissimum splendentium hunc solem in meridionali plaga* (Sskr. *avâtschi*)." Anq. übersetzt: *Je vous adresse ma prière soutenue de bonnes oeuvres, je me présente devant vous ô Orm. avec pureté de pensée, avec pureté de parole, avec pureté d'action. Je vous invoque, je vous célebre corps des corps, Ormuzd; (j'invoque) cette lumière élevée au dessus de tout, principe continuel du Soleil*". So fafst Anq. überall die häufig vorkommenden Plural-Endungen *mahî* und *maidê* (zuweilen auch richtiger *maidhê*) singularisch auf. Die Form *mahî* stützt sich auf die Vedische Endung *masi* für das gewöhnliche *mas*; allein die Medial-Form *maidhê* reicht selbst über den Veda-Dialekt hinaus, und

*) Dafs *bêrusjôs*, wenn gleich seinem Ursprunge nach das Geschlecht der Mutter bezeichnend, von der Sprache mehr dem Vater zugewiesen, und als männlich mit *thai* für *thês* construirt wird, ist der Verdunkelung der Herkunft dieser, wie eine exotische Pflanze, auf fremden Boden stehenden Form zuzuschreiben.

Digitized by Google

ich werde hier durch das Zend höchst erfreulich in einer früher ausgesprochenen Ansicht unterstützt, dafs die Sskr. Endung *mahê*, in der 1sten Pers. plur. des Mediums, eine Verstümmelung von *madhê* sei, und so dem Griech. μεθα ursprünglich näher gestanden habe. Das bei Anq. so häufig vorkommende „*Je fais Jzeschne*" lautet im Original *yas'maidhê* oder *yas'maidê*, und ist offenbar kein Compositum, sondern die Verbindung der besagten Plural-Endung mit der Wurzel *yaz* (Sskr. *yag'*) verehren, anbeten, deren *z* vor *m* und *n* in *s'* übergeht, also „*veneramur*".

Von geringerer grammatischer, aber viel bedeutenderer sachlicher Wichtigkeit ist der Umstand, dafs Anq. oder vor ihm die Parsischen Ausleger, durch Verkennung des Plurals *raotschâo* und ähnlicher Ausdrücke, in den Zend-Avesta ein der Lehre Zoroasters fremdes, einziges Urlicht einführen, als ewiges Princip der Sonne, während im Original, wie zuerst Hr. E. Burnouf gezeigt hat, überall nur von den natürlichen Lichtkörpern, Sonne, Mond und Sterne die Rede ist. Die Form *râotschâo* würde aber noch zu grammatischen Erörterungen Anlafs geben, die wir für jetzt unterdrücken müssen; nur dies wollen wir bemerken, dafs wir *âo* hier nicht als Dual-Endung auffassen, wenn gleich dieser Diphthong dem gedachten Numerus zukommt. Die consonantischen Stämme scheinen aber lieber an die Vedische Dual-Endung *â* (für *au*) sich anzuschliefsen. So war es uns auch in anderer Beziehung wichtig, die in der Indischen Mythologie bekannten Asvinen — die Zwillingssöhne des Sûryas und der Asvini, himmlische Aerzte von ausgezeichneter Schönheit — auch an Zoroasters Himmel leuchten zu sehen. Die Veda-Form *as'vin-â* gibt ganz regelrecht *as'pinâ*; und im V. S. S. 313. steht: *As'pinâtschâ yavanô yas'(maidhê)*, „*Asvinosque juvenes veneramur*". Aber Anquetils Uebersetzung *) läfst an dieser Stelle weder von den Asvinen noch von einem Dual oder Plural etwas merken.

Um nun zu Hrn. Rasks grammatischen Mittheilungen zurückzukehren, so bemerkt derselbe S. 21. von den Pronominen, dafs sie mit den Sanskritischen übereinstimmen, obwohl regelmäfsiger als diese; z. B. von *idam*, dieser, sei hier das Neut. *imath*, männlich *imaem (imêm)* weblich *imam (imanm)*. Die beiden letzten Formen können wir aber nur dem Accus. zugestehen, gegenüber dem Sanskritischen *imam*, *imâm*.

Dagegen hat sich der männl. Nom. *ayam* dieser zu *aêm* (wie *vayam* wir zu *vaêm*), und *iyam* diese zu *îm* zusammengezogen. Ueberhaupt sind uns die Zendischen Pronomina weniger ihrer regelmäfsigeren Biegung als ihrer gröfseren Vollständigkeit wegen merkwürdig. So lebt die enklitische Partikel *eit* — wie ich glaube ein versteinertes Neutrum von *ei*, erweicht aus dem Interrogativstamme *ki* — hier auch mit dem persönlichen Nominativzeichen *s*, und *mâ-tschis* kommt z. B. V. S. 45. in einer auch in anderer Beziehung lehrreichen Stelle mit der Bedeutung „dafs nicht irgend einer" vor.

Ein für die allgemeine Grammatik sehr wichtiger Satz, die ursprüngliche Identität der Präpositions- und Pronominalstämme, die ich anderwärts zu begründen gesucht habe, scheint sich nun auch durch das Zend praktisch zu bestätigen. In jedem Falle mufs die Thatsache anerkannt werden, dafs *ava* herab u. s. w. welches ich aus dem Demonstrat.-Stamme *a* erklärt habe, im Zend nicht nur als Präposition, sondern auch als einleuchtendes, declinirtes Demonstrativum besteht. So in einer weiter oben mitgetheilten Stelle, als Neutrum *avat-hvarê hunc solem*. Den Genitiv finden wir V. S. S. 83. in folgender Stelle: *Para avanghê* (Cod. fehlerhaft *paravanghê*, weiter unten das richtige *para av..*) *as'nô dâonghaot para apô para zemô para urvaryâo (urvarayâo?) para geus tschathvarê-paitistanyâo dâonghaot para nars bi-paitistanahê as'aonô zanthwât;* „vor dieses Himmels Erschaffung, vor des Wassers, vor der Erde, vor des Baumes, vor der Kuh der vierzitzigen, vor des Menschen des zweizitzigen Erzeugung". Hier ist *avanghê* analog mit dem früher erwähnten *anghê*; aufserdem verdient in vorliegender Stelle noch der Ablativ *zanthwât* eine Beachtung. Wir erkennen darin eine Schwesterform zum Sskr. Infinitiv, mit *tu* als Bildungssuffix, dessen weibliche Natur wir aus der verwandten Gerundial-Form auf *tv-â* gefolgert haben. Im Zend ist aber *zanthw-ât* — die Aspiration wird durch das *w* veranlafst — ebenfalls weiblich, denn von einem männlichen oder neutralen Stamme *zantu* würde *zantao-t*, kommen; hingegen ist *ât* statt eines blofsen *t* eine den weiblichen vocalischen Stämmen beliebte Ablativ-Endung (vgl. *dahmay-ât* von *dahmâ*). Wenn dem so ist, so hätte nun auch der Zend-Avesta, wie früher schon der Veda-Dialekt, gegen Hrn. v. Schlegels

*) B. 1. S. 184. „*Je fais Jzeschné à l'excellent, toujours (subsistent)*".

Digitized by Google

grundloses Bedenken in einer, soweit sie das Sanskrit angeht, ganz leichten Sache entschieden. Wir überlassen diesem seine unfruchtbare Verehrung uralter Grammatiker, und bringen ihm dagegen zu seinem „grammatischen Unterschied" (in Wendts Musen-Alm. f. d. J. 1832.) die Zeugnisse uralter Dialekte.

Was Anquetil in seinem Vocabular *eoûeeschanm* schreibt und durch *eux* übersetzt, ist der plurale Genitiv unseres Pronomens, und *avaêsanm* zu schreiben.

Wir könnten noch andere Casus dieses merkwürdigen Pronominalstamms belegen, auch Adverbia, die daraus hervorgehen, wie *ava-thra* hier, *ava-tha* so, *ava-dha* hier, letzteres nach Analogie des Skr. *i-ha* hier, verstümmelt aus *i-dha* und im Suffixe verwandt mit dem Griechischen locativen Suffix *θα* von *ἔνθα*. Das Gesagte wird indeſs schon hinreichen, um der Indischen Präposition *ava* im Zend eine demonstrative Schwester zu sichern. — Wir wenden uns zum Verbum, dessen Congugation Hr. Rask S. 22. nur ganz kurz berührt, indem er die Endungen *âmi*, *êmi*, *ômi* in der 1. Pers. des Praes. und *âuê* in der des Imperativs anführt, und im Ganzen bemerkt, daſs sie mehr dem Sanskrit als dem Griechischen sich nähere, Hr. v. Bohlen giebt S. 38. ff. zahlreichere Beispiele von Verbalbildungen, die mit wenigen Ausnahmen aus Anquetil entnommen sind, und daher nur mit argwöhnischem Blick betrachtet, und ohne weiteren Beleg und Berichtigung der Schreibart nicht zu grammatischen Folgerungen benutzt werden dürfen. In Bezug auf einige aus Olshausens Ausgabe des Vend. gezogene Formen müssen wir bemerken, daſs sie nicht dem Praesens, sondern dem Augment-Praeteritum angehören, und somit kein *i* am Ende, sondern ein *a* am Anfange eingebüſst haben. Das Augment wird nämlich im Zend meistens unterdrückt; erhalten findet man es noch am häufigsten in Verben, die mit Präpositionen verbunden sind. Bemerkenswerth ist die von Hrn. v. B. als reduplicirtes Praet. angeführte Form *veohekhte*, welche Anquetil in seinem Vocabular S. 459. durch *il a dit* übersetzt, was der zur Seite stehende Pehlví-Ausdruck *gofi*, als identisch mit dem Neupersischen wirklich bedeutet.

Die Zend-Form scheint mir jedoch nur eine abweichende Schreibart von *veoûekhde*, was Anq. auf derselben S. ebenfalls durch *il a dit* übersetzt, aber höchst wahrscheinlich ein Praesens ist für *vi vakti* — denn A. setzt *e* für *i* und *a* — was dem Sanskritischen *vakti*, verbunden mit der Praeposition *vi*, die dem Zend nicht fehlt, entsprechen würde. Wollte man anders, und wäre etwa *vavakti* zu lesen, so wäre diese Form merkwürdiger als irgend eine der ganzen Zend-Grammatik, denn das reduplicirte Praet. oder Gr. Perfekt fordert allerdings der Theorie nach, im Einklang mit dem Präsens, eine Endung *ti* in der dritten, und *mi* in der ersten Person, von deren ursprünglichem Vorhandensein auch das Gr. *τέτυμ-μαι*, *τέτυπ-ται*, als Ableitung von erloschenen Aktivformen *τέτυμ-μι*, *τέτυπ-τι*, Zeugniſs ablegt. Dem Zend aber trauen wir diese Alterthümer nicht zu, weil wir im *V. S.* nichts dergleichen gefunden haben, wohl aber die dem Sanskrit entsprechende Endung *a*, wie in *âongh-a* aus *âs-a fuit*. Es freut uns jedoch, diesem Tempus in der dritten Person Pl. die Endung *ĕnti* nachweisen zu können, als *Analogon* zum Dorischen *αντι* in *τεύφαντι*, und gewiſs ächter, als die entsprechende aber durch Entartung entstandene Endung *us* im Sanskrit. Von dem eben erwähnten *âongh-a* finden wir *âongh-ĕnti* im *V. S.* p. 45. zwar mit gegenwärtiger Bedeutung, aber der Form nach auſser allem Zweifel der Plural von *âongha*, dem anderwärts vergangene Bedeutung nachgewiesen wurde. Wir setzen die betreffende Stelle her, da nach dem jetzigen Standpunkte der Zend-Philologie eine jede wörtlich verstandene Text-Stelle von Wichtigkeit, und eine neue Eroberung ist in dem Gebiete einer Sprache, wovon Hr. Rask S. 33. bemerkt, daſs ihre verlorene Kunde erst wieder entdeckt werden müsse. — *Haômô taêtschit yôi hatayô naskô fraêsanghô âonghĕnti spânô mas'tim-tscha bacsaiti*; „Hom denen allen, welche irgend die Nasks betend sind, Vortrefflichkeit und Gröſse ertheilt. *)

*) Anquetil (B. 2. S. 111.) übersetzt: „*O Hom accorde l'excellence, la grandeur à celui qui lit dans la maison les Nakz*;" und auch in den angränzenden Stellen verwandelt er den Nom. in einen Voc. und das Praes in einen Imper. *Fraêsanghô* setzt ein Skr. *pras'âsas* voraus, von der Wurzel *s'âs*, die in Verbindung mit der Präp. *â* beten bedeutet.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 103.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1831.

1) *Commentatio de origine linguae Zendicae e Sanscrita repetenda, quam auctoritate A. Ordinis Philosophorum pro loco in eadem rite obtinendo D. XII. Martii MDCCCXXXI. publice examinandam exhibet Petrus a Bohlen.*

2) *Om Zendsprogets og Zendavestas Aelde og Aegthed ved R. Rask.*

(Schluſs.)

Die zunächst folgende Stelle liefert uns zu *âonghënti* die mediale Form *âonghairi*, die hier ebenfalls sind bedeutet; ich vermuthe aber, daſs *âonghairê* zu lesen sei, was im genausten euphonischen Verhältniſs zum Sanskritischen *âsirê* steht. Ueberhaupt bietet der 9te *Ha* des *Jzeschne* reiche und interessante Ausbeute für die Grammatik dar; auch von einem den Vêdas eigenthümlichen Modus, dem sogenannten Lêt liefert er Beispiele (S. 46.), wie *tscharât* er gehe, *vanât* er zerstöre, *dschanât* er schlage; so *patâm* im Skr. als 1ste Person von *pat* fallen (Schol. zu *Pan. III.* 4, 8.). Gewöhnlicher aber unterbleibt im Veda-Dialekt wie im Zend, die Verlängerung des Bindevocals, und dieser Modus gleicht dann dem Augmen. Praet. mit unterdrücktem Augment, welches das Zend auch im Indicativ meistens ablegt. So im *V. S.* 55. *mâ thwâ bandhayat*" daſs er nicht dich binde" (vgl. *ks'êpayat*, *pôs'ayat*, in Rosens *Spec.* S. 12.): S. 230. *yô narô hâmô gâthwô nipaidhyêiti hanmvâ paiti s'tairis haamvâ paiti barëzis paitischa hê anya dva vâ nara anghën pantscha vâ pantscha s'atëm vâ s'tëm vâ hanm nairinanm âat aêsanm naranm aêvô ërëthyât etc.* „Welcher Mann (soviel als, wenn ein Mann) an einem Orte (sich) niederlegt, entweder auf einen Teppich oder auf eine Matratze, und darauf andere, es mögen entweder zwei seyn oder fünf oder fünfzig oder hundert, mit Frauen, und dieser Männer Einer stirbt". Hier gehören *anghën* und *ërëthyât* (für *irithyât*) dem erwähnten Modus an, letzteres nach Analogie des obigen *vanât*, denn dieses, dem Zend eigenthümliche Verbum, folgt der Sanskritischen 4ten Conjugationsklasse, und die betreffende Form ist also kein Potentialis. Auf derselben S. des V. S. lesen wir *yêzi anghat athrava* (umstellt für *atharva*) wenn es ist ein Priester, dann, *yêzi anghat rathaês'tâo* wenn es ist ein Krieger, eigentlich, Wagenstehender, mit dem Locativ *rathaê* (Sskr. *rathê*); dann auf der folgenden S. *yêzi anghat vas'tryô frûyans'* wenn es ist ein Ackersmann ein erwerbender (?).

Wir wenden uns zu den Participien, welche Hr. v. B. S. 40. berührt, aber hauptsächlich durch Beispiele aus Anq. belegt, die sämmtlich irgend einer Berichtigung bedürfen. Wir haben in dem eben erwähnten *frûyans'* ein schönes Beispiel eines Partic. Präs. dessen Nominativ gerade nicht häufig vorkommt; auch habe ich an diesem Worte, ein nirgends fehlendes Prädicat des Mannes der dritten Kaste, zuerst die mir merkwürdige Erscheinung kennen gelernt, daſs das Zend gleich dem Lateinischen und Aeolischen (τίθεις) das Nominativzeichen mit dem Nasal verbindet, während das Sanskrit, in dieser Beziehung auf einer jüngeren Stufe, diesen Casus mit *n* schlieſst. Auch darin ist die Zend-Form der Urgestalt treuer geblieben als das Sskr., daſs sie den Nasal durch alle oblique Casus beibehält, oder etwa nur im Nom. Acc. Neutr. aufgibt.

Daſs das Zend die alte Volkssprache wenigstens in einem groſsen Theile von Persien sei, sucht Hr. Rask S. 23 ff. daraus zu beweisen, daſs es im Neupersischen eine bedeutende Anzahl ursprünglicher Wörter gäbe, die offenbar aus Zendischen stammten oder daraus entstellt seien, was nicht leicht erklärt werden könnte, wenn das Zend eine fremde Sprache, und niemals in Persien geredet worden wäre. In der That stehen in der nun folgenden kleinen Wortliste die Neupersischen Wörter theils in Form, theils in Bedeutung den Zendi-

Digitized by Google

schen viel näher als den entsprechenden Sanskritischen; einige sind dem Sanskrit ganz fremd, wie z. B. *as'mânô* Himmel, welches Hr. v. Bohlen passend mit dem Semitischen vergleicht.

Einen anderen Beweis für das Vaterland der Zendsprache findet der Verf. in der Sprache der keilförmigen Inschriften von Persepolis, so weit sie von Grotefend entziffert sind. Wir können in diesen höchst interessanten Gegenstand uns hier nicht weit einlassen, doch müssen wir bemerken, dafs nach Grotefends Lesung dieser Inschriften, die Zendgrammatik einen gröfseren Antheil daran hat, als nach der, welche Hr. Saint-Martin (*Journ. As.* B. 2.) vorschlägt. Genitive auf *ouéâ* im Sing. und im Pl. auf *abaâ* sind dem Zend wie den übrigen mit dem Sskr. verwandten Sprachen gleich fremd. Dagegen liefert uns Grotefend einen Sing. Genit. auf *hê*, wofür ich aber *hâ* lese, weil mir der Vocal aus anderen Gründen blos dem langen *â* anzugehören scheint. Dem *Darius* gibt Grotefend die genitive Form *Dârheâûsch*, Saint-Martin aber *Dareiouousch;* ich möchte dafür *Dârhieus* gelesen wissen, indem ich den dem *u* vorhergehenden Vocal für den 11ten Buchstaben in Rak's Anordnung des Zend-Alphabets halte, nämlich für das mittlere *e*, zwischen *ĕ* und dem Sskr. Diphthong *ê*. Dieses mittlere *e* steht im Zend in einem besonderen euphonischen Verhältnifs zu *u*; und namentlich setzen die Stämme auf *u* den Sanskritischen Genitiv-Formen *ô-s* (aus *au-s*) immer *eu-s* gegenüber, z. B. *mainyeu-s* des Geistes, *dangheu-s* des Ortes. Einen solchen Genitiv haben wir nun in *Dârhieu-s*, wovon *Darhiu* das Thema ist, und *Dârhiu-s* als Nominat. in ächter Zend-Gestalt vorkommt.

Der Genit. Plur. verdankt Hrn. R. eine vortreffliche und wie mir scheint, unabweisbare Umgestaltung, wodurch diese Form mit dem Sskr. und Zend in den schönsten Einklang und zugleich ein Wort unserer Inschriften dem Namen *Achaemenides* näher gebracht wird. Wenn man nämlich Grotefends *o* als *m* und sein *tsch* als *n* auffast, was nichts erhebliches gegen sich, und die Grammatik für sich hat — so gewinnen wir in den beiden von Grotefend entzifferten Inschriften die Genitive *ksayôhû-n-âm* *regum*, und *dehu-n-âm*, was vielleicht *locorum*, *regionum* bedeutet, denn es steht dem Zendischen *danghu-n-anm* sehr nahe, dessen gutturales *n*(*ng*) nur ein sehr gewöhnlicher, dem, zwischen zwei Vocalen stehenden, *h* beitretender euphonischer Zusatz ist. Für Grotefends *ô* (nach Saint-Martin *y*) wünschten wir gerne ein kurzes *a* setzen zu können, so dafs *ksayôh* (Zend *csayô* aus *ksaya-s*) *rex* zu *ksaya-h* würde, und somit das *h* wie im Sskr. *Visarga*, für *s*, als Nominativzeichen stünde, der Stamm aber *ksahya* bliebe. Im Genit. Pl. wäre dann auch *ksahyahânâm* zu lesen, welches ich mit dem Stamm *ksahya* so vermitteln würde, wie im V. S. S. 9. die Formen *ahurahêibya mithrahêibya* mit den bekannten Stämmen *mithra* und *ahura*, die sich in den angeführten Casus zu *ahsraha* und *mithraha* erweitert haben.

Ueberzeugt, dafs die Aechtheit der Zendavesta mit dem Alter und der Wirklichkeit der Sprache stehen oder fallen müsse, begründet der Verf. S. 33 ff. noch die Thatsache, dafs eine grofse Anzahl Engel (und andere gute oder böse Wesen im Pehlewi und Parsischen Namen haben, die offenbar aus dem Zend entnommen seien. Zum Schlufs verdanken wir ihm eine alle Zeichen der Zuverläfsigkeit an sich tragende Umgestaltung des Zendischen Alphabets, durch dessen genauere und schärfer abgegränzte Lautbestimmungen, die Sprache in einem natürlicheren, lebendigeren Colorit, und in einem angemesseneren Verhältnifs zum Sskr. und den übrigen Gliedern dieses edlen Stammes erscheint, als dies bei Anquetils oft zum Monströsen entstellten Formen der Fall war.

Bopp.

LXVI.

Reise über England und Portugal nach Brasilien und den vereinigten Staaten des La-Plata-Stromes während den Jahren 1823—1827. von J. Friedrich v. Weech. Erster Theil. München 1831. 8vo.

Der Verf. dieses nicht uninteressanten Buches, welcher sich als k. Bairischen Offizier a. D. zu erkennen giebt, ist ein Mann von Beobachtungsgabe und gesundem Urtheil, der sich überall bemüht, die Dinge objektiv und unparteiisch anzusehen. Was den Zweck seiner Reise anbetrifft, so spricht er sich darüber in der Vorrede folgender Mafsen aus: „die Absicht meiner Reisen war überhaupt, mich in Amerika häuslich niederzulassen; es mufste mir daher besonders daran liegen, den Boden und die Kultur desselben, die Sitten und Gebräuche der Bewohner meines neuen Vaterlandes kennen zu lernen, und ihnen wendete ich auch meine gan-

Digitized by Google

ze Aufmerksamkeit zu". Der Leser ersieht hieraus, dafs der Vf. bei seiner Reise nicht die Bereicherung der *Wissenschaften* im Auge hatte, und sonach würden diese Blätter das vorliegende Werk, da solches auch auf ästhetische Darstellung nicht gerade Anspruch macht, mit Stillschweigen übergehen können, wenn nicht unser Reisender, der auf alles Wissenswerthe seine Aufmerksamkeit richtet, hie und da auch einige dankenswerthe Beiträge zur genauern Kenntnifs der durchreiseten Länder geliefert hätte. Die drei ersten Bücher, d. h. mehr als die Hälfte dieses Bandes, handeln blos von des Vfs. Reise über England und Portugal, insbesondere aber von seinem Aufenthalte in London und Lissabon, womit die von diesen beiden Städten aus gemachten Excursionen, auf deren einer sogar Portugal in seiner ganzen Länge von W. nach O. durchschnitten wurde, passend in Verbindung gebracht sind. So interessant nun auch dieser Theil des Buches wegen der lebendigen Darstellung im Allgemeinen, wie auch wegen der anziehenden Schilderung der Bewohner, ihrer Kultur und Sitten und wegen der nicht unpassend angebrachten Episoden über historisch berühmte Personen für jeden Gebildeten sein mufs, so widerstreitet es doch unsrem Zweck, hier in das Einzelne einzugehen. Etwas überflüssig erschien uns die zu Anfang des vierten Buches gegebene und 44 Seiten füllende Uebersicht der Geschichte Brasiliens, welche dem Leser natürlich nichts darbietet, was er nicht eben so gut in jeder einiger Mafsen ausführlichen Geschichte der Entdeckungen nachlesen könnte. Auf diese gleichsam als Einleitung zu seinen Reisen in Brasilien gegebene historische Skizze läfst der Verf. S. 264 ff. statistische und geographische Bemerkungen über Brasilien folgen, unter welchen wir nur das auszeichnen wollen, was er über die Wasserverbindungen des Landes S. 267 — 269. beibringt. Besonders merkwürdig erschienen uns die über die Verbindung der Provinz St. Paulo mit der Stadt Cuiaba in Matto-Grosso mitgetheilten Notizen. Häufig versammeln sich, sagt der Vf., eine beträchtliche Anzahl Canoas (Einbäume) in dem Hafen von St. Feliz, vierundzwanzig Legoas unter der Stadt (westlich) St. Paulo, fahren den Tiete hinab bis zum Parana, auf diesem bis an die Mündung des Rio-Pardo, und von hier längs dem Sanguexuga (soll heifsen: den Sanguexuga aufwärts), woselbst die Fahrzeuge ausgeladen und diese, wie die Waaren, zu Lande bis Cochim fortgebracht werden; hier setzen sie die Reise auf dem Tocoary fort, und kommen über den See Xareys nach der Stadt Cuiaba in der Provinz Matto-Grosso. Dieser Wasserweg wird, wenn die vielen Hindernisse im Tiete erst werden verschwunden und der vielleicht *eine* Deutsche Meile breite Tragplatz zwischen dem Sanguexuga und dem Cochim von einem Kanal wird durchschnitten sein, zur Beförderung des Handels und der Kultur der Provinzen St. Paulo, Goyaz und Matto-Grosso wesentlich beitragen. An wie vielen anderen Punkten Brasiliens ist aber die Möglichkeit zu ähnlichen und noch viel ausgedehnteren Wasserverbindungen vorhanden! Wir wollen hier nur auf die jeden Falls ausführbare Verbindung zwischen einem der Nebenflüsse des Paraguay und denen des Madeira, z. B. dem mächtigen Guaporé, aufmerksam machen, wodurch Süd-Amerika eine Wasserstrafse erhalten würde, wie sie unseres Wissens kein anderer Erdtheil jemals erlangen kann, denn alsdann würde eine ununterbrochene Schifffahrt aus dem Rio de la Plata bis in den *Maranon* und durch den Cassiquiare bis in den Orinocco möglich sein. Es ist erhebend, die ungeheuern Folgen einer solchen Anlage, deren einstige Existenz wir im Geiste schauen, sich vorzustellen. Freilich werden vielleicht noch Jahrhunderte hingehen, ehe sich diese unsere Phantasie verwirklichen wird, und der Freund Brasiliens wird nicht auf die Ausführung solcher Unternehmungen hoffen dürfen, so lange der Brasilianische Portugiese dem Vorwurfe, in der Anlegung von Landstrafsen nachläfsig zu sein, mit dem Einwande begegnet: „Gangbare Landstrafsen erleichterten einem Feinde das Eindringen in das Innere des Landes, auch würde sich bei der üppigen Vegetation des Bodens eine angelegte Strafse sogleich wieder mit Gebüsch bedecken und daher der zu erreichende Vortheil den Unterhaltungskosten nicht entsprechen".

Wie aufserordentlich die Kräfte und Hülfsquellen Brasiliens sind, ist in Europa kein Geheimnifs mehr, aber jeder umsichtige Reisende fügt zu dem schon Bekannten noch etwas Neues hinzu, so auch der Verfasser. Brasilien bezog bis jetzt sein Salz theils von der Meeresküste, wo es durch Verdunstung erzeugt wurde, theils wurde dasselbe aus Portugal eingeführt, was noch bis diesen Augenblick geschieht. Salzlager hat man noch nirgends aufgefunden. Dafür hat man längs den Ufern des Rio de St. Francisco und in den Steppenländern der Provinz Matto-Grosso Stellen entdeckt, auf welchen sich, nach des Vfs. Ausdruck, Salzausschläge zeigen, die uner-

Digitized by Google

schöpflich scheinen und, wenn der St. Francisco einmal schiffbar gemacht sein wird, von aufserordentlicher Wichtigkeit für Brasilien werden können. Die näheren Angaben hierüber theilen wir der Wichtigkeit der Sache wegen mit.

„Längs den Ufern des grofsen St. Francisco-Stromes, und zwar da, wo er *die Gränze zwischen den Provinzen Bahia und Pernambuco macht* *), entdeckte man zufällig in den sandigen Ebenen, welche dort anfangen und sich zu beiden Seiten des Flusses über acht bis zwölf Legoas ausdehnen, Vertiefungen von verschiedenem Umfange, die der Strom, wenn er zur Regenzeit austritt, mit Wasser füllet. Tritt er nach einiger Zeit in sein natürliches Bett zurück, so bilden diese Vertiefungen, in welchen das Flufswasser stehen bleibt, eine zahllose Menge kleiner Seen, welche während der heifsen Jahreszeit allmählich austrocknen. Auf der Oberfläche des sandigen Grundes entsteht nun eine feste, Zoll dicke Kruste kristallisirten Salzes, welche sich, so oft sie weggenommen wird, nach wenigen Tagen wieder erneuert". Ob übrigens der oben gebrauchte Ausdruck *Salzausschläge* richtig gewählt sei, lassen wir für jetzt dahingestellt sein, da es nach der gegebenen Beschreibung scheinen möchte, als ob sich das Salz nicht an Ort und Stelle aus dem Boden erzeugte, sondern vom Rio de St. Francisco mitgeführt und dort nur abgesetzt würde. Die ziemlich rohe Art, wie dieses Salz bisjetzt gewonnen wird, beschreibt der Verf. S. 273 ff.

Der ungeheure Reichthum Brasiliens an Eisenerzen ist öfters besprochen worden; bedürfte es aber noch der Belege, so könnte dasjenige hinreichen, was der Verf. über den Eisenreichthum eines Thales (Vallo das Furnas) der Provinz St. Paulo beibringt (S. 275.); er bezieht sich dabei auf das Urtheil eines unterrichteten Bergmannes, des Portugiesischen Obersten von Varnhagen: „die gröfste Eisenhütte der Welt könnte mehr als hundert Jahre beständig hier schmelzen, ohne dafs es nöthig wäre, den Eisenstein bergmännisch zu gewinnen".

Das fünfte und letzte Buch dieses Bandes, welches von Rio de Janeiro handelt und nichts hierher Bezügliches, das für einen gebildeten Leser von Wichtigkeit sein könnte, unberührt läfst, zieht wieder vorzugsweise an durch die freimüthige und ungezwungene Darstellung der gemachten Beobachtungen, und wir können mit voller Ueberzeugung versichern, dafs, so viel auch schon über Rio de Janeiro geschrieben worden ist, jeder Leser seine Kenntnifs von den Bewohnern Rio's, ihren Sitten, ihrer Denk- und Handlungsweise, ihrer Kultur u. s. w. hier nicht wenig bereichern werde. Besonders interessant und reich an karakteristischen Einzelheiten ist die Beschreibung der kirchlichen Feierlichkeiten und Feste (S. 325—338.), welche von der Art sind, dafs sie dem Vf., der selbst Katholik ist, zuletzt das Urtheil abnöthigen: die Religion dieses Volkes sei mehr Götzendienst, als wahre Gottesverehrung. Aber wir brechen hier ab, indem wir einem jeden überlassen müssen, sich durch die Lesung des Buches selbst in das originelle Leben und Treiben der Brasilianischen Hauptstadt zu versetzen. Wenn es, wie wir hoffen, dem Vf. gefallen sollte, den zweiten Theil seines Buches, der ohne Zweifel den geographischen Wissenschaften noch mehr Ersprieflsliches bringen wird, bald nachfolgen zu lassen, so hätten wir nur den Wunsch, dafs der Korrektheit der Sprache und der Verbesserung der Druckfehler eine gröfsere Sorgfalt zugewendet werden möchte, als in diesem Bande geschehen ist.

Walter.

*) Dies ist unseres Wissens nirgends der Fall.

LXVII.

Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt von Dr. Friedrich Schleiermacher. Zweite umgearbeitete Ausgabe. Erster Band. 1830. S. 181—522. ***Zweiter Band.*** 1831. X. u. 594 S.

Zweiter Artikel *).

Das dogmatische System selbst.

Schleiermacher hat sich in dem einen Sendschreiben an Lücke darüber beklagt, dafs die Kritik sich vornämlich bei der Einleitung in seine Dogmatik aufgehalten habe, auf das System der Dogmen selbst aber weniger eingegangen sei. Dies Factum ist wahr. Wir finden es jedoch natürlich.

*) Siehe den ersten Artikel, Princip und Methode der Dogmatik Jahrg. 1830. December. S. 841—887.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 104.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1831.

Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt von Dr. Friedr. Schleiermacher. Erster und zweiter Band.

(Fortsetzung.)

Denn die Gestaltung eines Ganzen ist durch sein Princip bedingt, und so mufste sich also die Aufmerksamkeit der Kritik vor Allem auf die Grundlage des Gebäudes richten. Wir fürchten, uns denselben Vorwurf zu verdienen. Gewillt sind wir zwar, den Gang der Dogmatik darzulegen; allein mit der nämlichen Ausführlichkeit, mit welcher wir das Princip derselben entwickelt haben, können wir hier, ohne in das Endlose zu gerathen, nicht verfahren. Unsere Aufgabe wird daher sein, bei der Darlegung des Systems in seinen Hauptzügen uud bei Anerkennung dessen, was gesund und tüchtig in ihm ist, den Widerspruch desselben einerseits mit seinem eigenen Princip, anderseits mit dem Glauben der evangelischen Kirche anzugeben. Dabei entschlagen wir uns aller allgemeinen Wiederholungen über die schon aufgezeigte subjective Natur der ganzen Methode und berühren diese Seite nur insofern, als in concreter Beziehung nothwendig sein wird.

Die ganze Glaubenslehre zerfällt in zwei Theile. Der erste, Bd. I. S. 185—376., enthält die Entwicklung des frommen Selbstbewufstseins, wie es in jeder christlich-frommen Gemüthserregung immer schon vorausgesetzt wird, aber auch immer mit enthalten ist. Der zweite Theil, Bd. I. S. 379 ff. und Bd. II., enthält die Entwicklung der Thatsachen des frommen Selbstbewufstseins, wie sie durch den Gegensatz bestimmt sind.

Jener erste Theil begreift eine Reihe von Bestimmungen in sich, welche der Schleiermacherschen Dogmatik eigentlich ganz fremd sein und bleiben sollten, weil sie aus dem christlich-frommen Selbstbewufstsein *als solchem*, von dem doch ausgegangen wird, nicht abgeleitet werden können. Er selbst gesteht dies in den Erläuterungen der Paragraphen mehrfach dadurch ein, dafs er den Grund der Fragen nach Erschaffung der Welt, nach ihrem ursprünglichen Zustand u. s. w. aus dem Interesse der Frömmigkeit ausschliefst und in das der Wifsbegierde verlegt. Denn nach Schl. ist das wirklich christlich-fromme Selbstbewufstsein sich seiner immer nur bewufst in Verhältnifs zu der durch Christus gesetzten Erlösung von der Hemmung des Lebens durch die Sünde. Es findet sich also beständig in den Gegensatz der Sünde und Gnade hineingezogen, nie aber frei von demselben. Indem nun der erste Theil der Glaubenslehre das Selbstbewufstsein betrachtet, wie jener Gegensatz sich noch nicht in dasselbe hineingebildet hat, ist diese Untersuchung nur *durch Abstraction* von dem Gegensatz möglich d. h. durch ein *Aufgeben des Principes der Dogmatik selbst.* Ist aber nicht die ganze so entstehende Abhandlung ein *Ueberflufs*, der bei einer strengeren Consequenz ganz hätte wegfallen müssen? Denn als Thatsache kann Schleierm. sein Selbstbewufstsein nicht gegensatzlos *finden*; wenn er nun doch von dem empirisch vorgefundenen Gegensatz abstrahirt, so entäufsert er sich desselben offenbar nur durch das *Denken.* Nur die Unzulänglichkeit des Principes — um doch über Gott und Welt an sich etwas zu sagen — treibt ihn, §. 32., zu der Inconsequenz, das sich im unmittelbaren Selbstbewufstsein schlechthin abhängig finden als die einzige Weise *vorauszusetzen*, wie im allgemeinen das eigne Sein und das unendliche Sein Gottes im Selbstbewufstsein Eines sein kann.

Von Gott selbst ist nicht die Rede, vielmehr geht Schl. sogleich dazu fort, aus der von ihm als allgemein daseiend nur vorausgesetzten, nicht weiter bewiesenen Identität des Selbstbewufstseins und Gottesbewufstseins im Gefühl der unmittelbaren und absoluten Abhängigkeit von Gott die Folgerung zu ziehen, dafs die christliche Glaubenslehre alle sogenannten *Beweise für das*

Digitized by Google

Dasein Gottes entbehren könne, §. 33. Und gewiſs wird derjenige, der von Gott unmittelbar und absolut sich abhängig fühlt, keines Beweises für das Dasein Gottes bedürfen, weil er im Gefühl, schlechthin von dem Absoluten bestimmt zu sein, an der Existenz des Absoluten nicht zweifeln kann. Solcher Zweifel kann erst mit dem Denken entstehen. Aber mit ihm entsteht er auch, weil der Gedanke die Empfindung der Abhängigkeit aufhebt. Ist nun der Zweifel da, so treibt er nothwendig zu dem Bemühen um einen Beweis, ob der Gedanke des Absoluten an sich Realität habe oder nicht. Je geistiger eine Religion ist, um so schneller und tiefer entfaltet sich in ihr eine solche Skepsis; gerade innerhalb der christlichen Religion ist sie im Gegensatz zum innersten Glauben an Gott am schneidendsten hervorgetreten, was nach Schl. eigentlich gar nicht zu begreifen stünde, wie er denn auch, in der zweiten Erläuterung des Paragraphen, die Existenz eines atheistischen Bewuſstseins überhaupt gern für einen Schein erklären möchte. So sehr nun Schl. nach seinem Princip zu einer Eliminirung der Beweise für das Dasein Gottes aus *seiner* Dogmatik berechtigt ist, um sie nach dem Zusatz zu §. 33. der Philosophie zu überantworten, so ist es doch ein groſser Mangel, daſs er die Bedeutung dieser Beweise ganz verkennt und sie mit Geringschätzung behandelt. Er nimmt sie, wie fast Alles, nur in *Beziehung auf das Bewuſstsein*, nicht auch als *Bewegung der Idee*. Einen Gottlosen zum Glauben an Gott zu bekehren, wäre ihm ein ersprieſslicher Nutzen solcher Beweisführungen, nicht aber die Erkenntniſs, wie Gott selbst in unserem Wissen von ihm sein Wissen von Sich manifestirt, welches der Ausgang ist, zu dem die Beweise hingeleitet haben. Alle Unterschiede der Demonstration haben sich in den Einen Beweis des Daseins Gottes aus seinem Begriff aufgelöst. Nur die Erkenntniſs, daſs in Gott Sein und Denken, Existenz und Wesen, Realität und Begriff in ebenso unterschiedener als untrennbarer Einheit sind, vermittelt die Erkenntniſs, daſs er selbst für uns sein Dasein offenbart. Jeder andere Weg ist mit einer Hypothese behaftet, deren Erkenntniſs aber zu dem Resultate führte, daſs man alle besonderen Ausgangspuncte, wie die Zufälligkeit der Welt, die Ordnung des Naturlebens u. s. w. aufgeben müsse, wenn man Gott selbst nicht ferner blos als die von einer solchen Wirkung vorauszusetzende Ursache nehmen wollte. Sobald daher von einer Erkenntniſs Gottes an und für sich gehandelt werden soll, wird man auch auf die Frage kommen müssen, ob der Gegenstand der Erkenntniſs auch an sich existire und diese Untersuchung wird wahrhafter Weise nur durch den Begriff des Absoluten selbst erledigt werden können, dessen an sich von uns gedachte Möglichkeit sich durch sich selbst für uns als an sich seiende Wirklichkeit manifestirt. S. Daub in den Theologumenen in dem Abschnitt *de existentia Dei, p.* 111—202., wo die bis jetzt vollständigste und gründlichste Darstellung und Kritik der Beweise für das Dasein Gottes geliefert ist. Insofern Schl. in seiner Dogmatik nicht mit Gott, sondern mit dem Menschen anfängt und von diesem auf jenen übergeht, kann ihm freilich jenes Bedürfniſs nicht entstehen. Allein jede andere Dogmatik, welcher es nicht blos um den Menschen, sondern ebenso sehr um Gott zu thun ist, wird die Beweisführung vom Dasein Gottes zu einem ihrer Momente haben, und daſs die Dogmatik bisher auch wirklich diese Argumentation — gut oder schlecht — mit sich gebracht hat, ist eben mehr als ein Zufall, ist innere Nothwendigkeit gewesen. Wie schwierig Schl. selbst für diese erste Hälfte der Glaubenslehre die Festhaltung seiner Methode geworden ist, Gott zum nur secundären Gegenstand der Betrachtung, zum reinen Reflex des Selbstbewuſstseins zu machen, zeigen besonders die Bemerkungen zu §. 35., wo er von den Gefahren spricht, denen die Entwicklung der Eigenschaften Gottes und der Beschaffenheit der Welt aus dem frommen Abhängigkeitsgefühl Preis gegeben sei, wenn sie nicht in das Speculative gerathen wolle. Unter anderen Geständnissen kommt hier auch das vor, daſs die Aussage göttlicher Eigenschaften in diesem Abschnitt zu ihrer nächsten Grundlage (!) die in hymnischen und homiletischen Darstellungen vorkommenden dichterischen und rhetorischen Ausdrücke habe!

Der erste Abschnitt beschreibt nun das fromme Selbstbewuſstsein, sofern sich darin das *Verhältniſs* zwischen der *Welt* und *Gott* ausdrückt. Der Begriff der Welt wird unter dem Gedanken des endlichen, der Gottes unter dem des unendlichen Seins zusammengefaſst. Wie aber das Ich dazu komme, sich als Endliches und durch seine Endlichkeit deren Gegensatz, die Unendlichkeit, zu setzen, wird nicht erklärt, weil dies als Thatsache vorgefunden wird; eine Bequemlichkeit der Wissenschaft, welche über alle Schwierigkeiten hinweg-

Digitized by Google

hilft. Es leuchtet ein, dafs diese Beziehung des Seins auf sich selbst als des durch Endlichkeit und Unendlichkeit sich in sich widersprechenden die objektive Bestimmtheit des Abhängigkeitsgefühles enthält. Das Mangelhafte hierin ist, dafs Schl. das Endliche und Unendliche als einen abstrakten Gegensatz behandelt; jedes ist; das Endliche aber ist abhängig vom Unendlichen und hat in Verhältnifs zu ihm den Charakter eines rein Bestimmungslosen. Es verschwindet im Unendlichen. Und doch ist es. Das religiöse Gefühl in seiner Wahrheit, als das absoluter Abhängigkeit von dem Absoluten, giebt hierüber keinen Aufschlufs, weil es nur die gebrochene Empfindung zum Inhalt hat, sich gegen sein bestimmendes Princip als unmächtig und kraftlos zu finden. Daher mufs denn Schl. sogleich beim ersten Satz der Einleitung die kirchliche Lehre herbeiziehen, nach welcher die Welt von Gott *erschaffen* ist und von ihm *erhalten* wird. In den Erläuterungen, welche die Begriffe der Schöpfung und Erhaltung näher in ihrer gegenseitigen Beziehung erörtern und namentlich den Begriff der Erhaltung als den einer ewigen Schöpfung setzen, wird man fortwährend mit der Quälerei verfolgt, dafs *eigentlich* die Frömmigkeit mit diesen Untersuchungen nichts zu schaffen habe, dafs ihr Interesse nur darauf gehe, dem Unendlichen seine Unendlichkeit zu wahren, der Welt als dem Inbegriff der endlichen Dinge keine Selbstmacht einzuräumen — genug, auch hier die schon ein für allemal feststehende Behauptung herauszubringen, dafs die Welt von Gott schlechthin abhängig ist. Da Schl. den Gegensatz des Endlichen und Unendlichen nicht auflös't, so kann uns nicht weiter auffallen, wenn er die tiefsinnige Frage, ob Gott die Welt aus Nothwendigkeit oder Freiheit schaffe, ebenso bei Seite schiebt, wie oben die Beweise für das Dasein Gottes. Denn wie er dieser nicht bedurfte, weil er das Nichtsein Gottes nicht denken konnte, so braucht er auch jene Frage nicht zu beantworten, weil sie — Gott in das Gebiet des Gegensatzes stellen würde und nach ihm, er *versichert* es ja beständig, Alles von Gott bestimmt wird. Hierzu konnte Schl. nur kommen, weil er keine Theologie, keine selbstständige Lehre von Gott hat und Gott nur als das Abstraktum des höchsten Wesens auffafst; sonst würde ihm jener Unterschied wohl wichtig genug gewesen sein, sich auf ihn einzulassen, weil in ihm die Differenz der christlichen Weltanschauung gegen jeden Spinozismus dargelegt ist. Dafs Schl. überall die Angelpunkte der Spekulation berührt, ist eine Frucht seiner grofsen Bildung und seines allseitigen Ueberblickes; dafs er aber darauf nicht eingeht, ist eine Schuld seines engen Principes, was durch solche Untersuchungen noch mehr verletzt werden würde, als ohnedies schon der Fall ist; und es gewährt ein fast komisches Schauspiel, durch die ganze Dogmatik hin Schleiermacher zu sehen, wie er vor der stets sich aufdringenden Spekulation durch höfliche Abweisung ihrer Ansprüche sein Gefühl zu retten sucht und sich selbst dann, wenn er spekulirt, damit täuscht, dafs solche Rechtfertigungen nur Aussagen des frommen Bewufstseins wären; eine weite und tröstliche Kategorie, worin gar vieles pafst. In Bezug auf die beiden Anhänge zum Lehrstück von der Schöpfung, nämlich von den *Engeln* und vom *Teufel*, müssen wir Schl's. Folgerichtigkeit rühmen. Ein so in sich und seinem Begriff ruhendes Selbstbewufstsein, wie das seinige, ist gegen solche Imaginationen absolut sicher gestellt. Der Hülfe englischer Heerschaaren bedarf es ebenso wenig, als es vor des Teufels Gewalt und Versuchung sich fürchtet; denn *unmittelbar* durch Gott weifs es sich bestimmt und kann daher den Engel- und Teufelglauben, besonders in Bezug auf die Verunreinigung der Moralität durch denselben, sogar mit einer gewissen, den Lehrton leise durchdringenden, Ironie behandeln, wenn es z. B. S. 223 von den Engeln heifst: „Wir würden sie uns vielmehr denken müssen als keinem Weltkörper bestimmt angehörige Wesen, die sich nach der Beschaffenheit eines jeden für ihr Geschäft auf demselben einen, wenn auch nur vorübergehenden, Organismus anbilden können, wie sie denn auch auf dem unsrigen nur auf vorübergehende Weise von Zeit zu Zeit sollen erschienen sein." So gewifs auch die Kirche die Vorstellung von Engeln und Teufeln, als wenn sie, aufser dem menschlichen Selbstbewufstsein, an sich in individueller Persönlichkeit existirende Wesen wären, immer mehr aufgeben wird, so darf doch darüber nicht verkannt werden, dafs in diesem Glauben ein wirklich tiefer Gehalt geborgen liegt, welcher oft höher anzuschlagen steht, als die Flachheit eines heut zu Tage sehr gewöhnlichen Nichtglaubens an Engel und Teufel, in dessen moralischer Verdumpfung das Gute und Böse oft ganz in einander versunken ist. Und hierauf scheint uns Schl. im Bestreben, von dem Selbstbewufstsein jedes Nichtselbstische auszuschliefsen, um der moralischen

Digitized by Google

Selbstbestimmung im Guten wie im Bösen ihre Reinheit zu erhalten, zu wenig eingegangen zu sein, wie wenn er den Teufel für eine sich in sich widersprechende und daher (!) unreale Vorstellung erklärt, welche ihren Grund hauptsächlich darin habe, dass man die Ursach eines unbegriffenen Zusammenhanges auf ein solches Wesen hingeworfen; wenn er der Poesie, vom Teufel Gebrauch zu machen, unbedenklich zugesteht u. s. w., sich aber nicht darauf einlässt, warum denn gerade in der christlichen Religion die Vorstellung einer solchen Persönlichkeit tiefer und energischer als in irgend einer anderen Religion ausgebildet werden. Dass das Böse in der That der *Widerspruch* des Geistes *mit sich selbst* ist und dass für die Ursach eines unbegriffenen Zusammenhanges ebenso sehr als der Teufel von dem vorstellenden Bewusstsein im *Wunderbaren* Gott gesetzt wird, hat er in seiner Argumentation übersehen.

Die weitere Entwicklung des Lehrstückes von der Erhaltung hat den Zweck, das Erregtwerden des Selbstbewusstseins durch Gott mit der Erregung eben desselben durch die Welt in Eins zusammenzuziehen — eine Auseinandersetzung, welche Schl. vornämlich den Vorwurf eines *Pantheismus* in der Form der Dependenz zu Wege gebracht hat. Denn weil er behauptet, dass das endliche Sein schlechthin von Gott abhängig sei, was doch eben soviel ist, als dass Gott in dem endlichen Sein der Alles Bestimmende sei, weil er sonst nicht der Unendliche sein könnte, so fällt allerdings der Unterschied des endlichen Seins von dem unendlichen oder von Gott hinweg. Dieser Unterschied wäre nur, insofern dem endlichen Sein oder der Welt auch Selbstbestimmung zukäme, was nur der Fall ist, inwiefern Gott dieselbe nicht aus Nothwendigkeit schafft, vielmehr aus seiner unendlichen Freiheit, worin die Endlichkeit *ebenso sehr gesetzt als aufgehoben*, wirklich von sich frei lässt. Wir wollen Schl. keineswegs mit dem unbestimmten und trivialen Vorwurf des Pantheistischen belasten, müssen ihm aber die Schuld aufbürden, den Begriff dessen, was er Naturzusammenhang und Naturmechanismus, und dessen, was er freie Ursach nennt, nicht mit gehöriger Klarheit dargelegt zu haben, wieviel Worte er auch darüber verliert. Diese Undeutlichkeit in den Begriffen des Gewöhnlichen und Wunderbaren, des Guten und Bösen, des Freien und Mechanischen, die Betrachtung dieser Unterschiede von dem trockenen, für sie ganz unzureichenden Standpunkt der Quantität, wodurch Alles in die relative Sphäre einer grösseren oder geringeren Lebendigkeit versetzt wird, hat §. 49. den merkwürdigen Schluss des Lehrstückes hervorrufen können, dass — ob unser Selbstbewusstsein durch die Natur oder durch die Geschichte erregt werde — in Beziehung auf Gott keinen Unterschied ausmache, denn das eine wie das andere sei von Gott also geordnet; ein Satz, dessen Bedeutung erst weiter unten in der Lehre von der Sünde recht erhellt.

Im zweiten Abschnitt wird die Lehre von den *göttlichen Eigenschaften* behandelt, welche sich auf das fromme Selbstbewusstsein beziehen, sofern es das allgemeine Verhältniss zwischen Gott und der Welt ausdrückt. Schl. hat tief empfunden, wie seicht in gar vielen Dogmatiken z. B. in der Reinhard'schen, die Lehre von den Attributen Gottes vorgetragen wird. Der dürrste Verstand häuft die mannigfaltigsten Bestimmungen auf gut Glück zusammen, ohne im Geringsten deren Nothwendigkeit und inneres Ineinanderweben nachzuweisen. Ruhende und wirksame, metaphysische, physische und moralische Eigenschaften werden *via causalitatis, negationis* und *eminentiae* zahllos ausgebrütet, ohne doch den Begriff des Absoluten darzustellen, als welcher von einem Aggregat abstracter Unendlichkeiten, wie allmächtig, immateriell, allgegenwärtig u. s. f. nimmermehr erreicht werden kann. Aber wenn nur die Art und Weise, wie Schl. zu Werk geht, so viel besser wäre! Allein er hat uns statt jener allerdings rein verständigen Behandlung, welche Gott theils wie ein Ding betrachtet, was in seine verschiedenen Eigenschaften zerlegt wird, theils wie einen Schrank, in dessen verschiedene Schubladen verschiedene Sachen gesammelt werden, eine Methode gegeben, in welcher die Objectivität der Prädicate, die doch von jenem classificirenden Verstande wenigstens äusserlich bewahrt wird, ganz zu Grunde gegangen ist. Statt zu erfahren, *was Gott an sich ist*, wird nur eine relative Erkenntniss erlangt, welche mehr *uns* als *Gott* zum Gegenstande hat und nicht sowohl eine *Bestimmtheit Gottes* in sich selbst, als nur eine *Beziehung* unseres Gefühls auf ihn ausdrückt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 105.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1831.

Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt von Dr. Friedrich Schleiermacher. Erster und zweiter Band.

(Fortsetzung.)

Hieraus entsteht der Widerspruch, dafs zwar Prädicate von Gott angegeben, eben dieselben aber sogleich als nichts Bestimmtes von Gott aussagende erklärt werden. Es heifst §. 50. ausdrücklich: „Alle Eigenschaften, welche wir Gott beilegen, sollen nicht etwas Besonderes in Gott bezeichnen, sondern nur etwas Besonderes in der Art, das schlechthinige Abhängigkeitsgefühl auf ihn zu beziehen". Denn objectiver Weise von Gott etwas zu setzen, würde Speculation sein, weshalb nichts übrig bleibt, als eine Erkenntnifs, worin Gott als Subject in seinen Prädicaten Object wäre, ganz zu unterlassen und nur die durch das Weltbewufstsein verschieden afficirte Beziehung des Gefühles auf Gott zu beschreiben. Nicht das unmittelbare Gefühl nämlich kommt hier zur Sprache, sondern das durch die *Reflexion* auf das vorausgesetzte Absolute modificirte Gefühl. In dem Absoluten selbst ist, so viel Schl. davon sehen läfst, *kein Unterschied;* es ist reine Substanz. Eine Unterscheidung in sich selbst würde Gott nach seiner Meinung verendlichen, würde ihn, wie er es ausdrückt, in das Gebiet des Gegensatzes stellen. Und doch setzt er im Widerspruch hiermit die Eigenschaften Gottes als Thätigkeiten? Thätigsein ist ohne ein Unterscheiden nicht zu denken; Unterschiede sind Besonderungen und was man Eigenschaften Gottes zu nennen pflegt, sind wirklich besondere Bestimmungen in Gott; welche nicht blos uns so erscheinen, sondern welche *actu* unter sich verschieden sind. Freilich sind diese Differenzen in Gott *nicht neben einander;* wie er selbst in eigener Thätigkeit die Differenzen aus sich setzt, ebenso ewig nimmt er auch die von ihm und aus ihm gesetzten Unterschiede wieder in sich durch sich selbst zurück. So nur ist Gott ein lebendiger. Nach Schl. läfst sich dies nicht denken, weil für ihn alsdann die Einheit und Unendlichkeit Gottes verloren gehen würde. Allein die Absolutheit, die er Gott zuschreibt, ist eben, weil sie der *Unterscheidung in sich* ermangelt, eine ganz kahle; sie ist ein unklares Gegentheil des Endlichen, ein spröde, egoistisches Wesen und die Causalität, die er ihr beilegt, ein purer Schein, weil man nirgends den Uebergang einer so hoch über alles Endliche hinausgerückten Macht zur Setzung einer Welt erblickt. Zur Begründung seiner Ansicht sagt Schl. unter anderem S. 280.: „Von der Speculation (der christlichen nämlich) lehrt die Geschichte, dafs seitdem sie sich das göttliche Wesen zum Gegenstande gemacht, sie gegen alle in's einzelne gehende Beschreibungen desselben Einspruch gelegt und sich nur daran gehalten hat, Gott als das ursprünglich Seiende und das absolut Gute zu bezeichnen, und zwar so, dafs auch in diesen Vorstellungen, deren erste nur hiehergehören würde, das inadäquate, sofern noch irgend etwas vom Gegensatz oder von anderer Analogie mit dem endlichen darin mitgesetzt wäre, häufig ist anerkannt worden". Uns scheint diese Behauptung mehr von dem ὄντως ὄν und dem ἀγαθον der späteren Griechischen Philosophie gelten zu können, obwohl Schl. einige wenige Stellen aus dem Areopagiten, Augustinus und Hilarius nebst Anselmus anführt, welche ihn zu unterstützen scheinen, auch in der Erläuterung des Paragraphen bemerkt, dafs die Scholastik ihre herrlichsten Leistungen mit darin gehabt habe, alle Vermenschlichung aus den populären und poetischen Vorstellungen des göttlichen Wesens zu entfernen. Aber gerade die christliche Speculation ist durch den kirchlichen Glauben von der Menschwerdung Gottes zur Auflösung einer jenseits der Welt liegenden Einfachheit und Abgeschlossenheit Gottes gedrungen gewesen. Wenn bekanntlich die Orientalische Speculation in das Ex-

Digitized by Google

trem zerfällt, Gott einerseits als die Substanz zu bestimmen, in welcher alle Unterschiede haltlos zergehen und andererseits diese Allgemeinheit in ein abstractes Aggregat zahlloser, in sich unzusammenhängender Eigenschaften auseinanderzutreiben, so ist die Abendländische Speculation schon von den Griechen an darauf gerichtet gewesen, die Allgemeinheit mit dem Besondern zu erfüllen, so dafs das Besondere als der von dem Allgemeinen *als es selbst* gesetzte Inhalt erkannt würde. Die christliche Speculation hat es daher nicht verschmäht, die besonderen Bestimmungen des göttlichen Wesens, seine Allmacht, Allgegenwart, Heiligkeit, Barmherzigkeit u. s. w. bis in das Einzelne hin zu verfolgen. Von den Scholastikern können wir als Beleg dafür zunächst von Thomas von Aquino — — doch dabei fällt uns noch zu rechter Zeit ein, dafs Schl. die natürliche Theologie als eine Vermischung dogmatischer Vorstellungen mit metaphysischen Definitionen ausdrücklich nicht als christlich-dogmatisch gelten lassen will und so müssen wir freilich, um unsere Citationen nicht fruchtlos zu verwenden, von allen solchen Producten schweigen, von denen wir ganz besonders noch Leibnitzens vortreffliche Abhandlung: *causa Dei asserta per justitiam ejus, cum caeteris ejus perfectionibus, cunctisque actionibus conciliatam*, gegen ihn anzuführen im Sinne hatten.

Nach Schl. verhalten sich die Eigenschaften Gottes zu seinem Wesen gerade ebenso, wie in der Newtonschen Farbenlehre die Farben zum Licht. Sie verflüchtigen sich in ihm zur gänzlichen Unterschiedlosigkeit. Als in sich unterschieden kann er sich die Einheit nicht denken, obwohl man meinen sollte, dafs er aus der Platonischen Philosophie diese Identität des Einen und Vielen, des Ganzen und der Theile, der Gattung und der Arten u. s. w. hinlänglich erlernt haben müfste. Der Begriff der Einheit Unterschiedener wird ihm sogleich zur rohen Vorstellung eines *Compositums* von einander sich verdrängenden und ausschliefsenden Elementen, wie er S. 285. von den Eigenschaften sagt: „sollten sie als solche eine Erkenntnifs des göttlichen Wesens darstellen, so müfste jede von ihnen etwas in Gott ausdrücken, was die andere nicht ausdrückt, und wäre dann die Erkenntnifs dem Gegenstande angemessen, so müfste dieser, wie die Erkenntnifs eine zusammengesetzte wäre, auch ein zusammengesetzter sein. Ja wenn auch diese Eigenschaften nur Verhältnisse desselben zur Welt aussagen, müfste doch Gott selbst wie das endliche Leben nur in einer Mannigfaltigkeit von Functionen begriffen werden; und da diese als von einander verschiedene auch beziehungsweise einander entgegengesetzt sein und wenigstens theilweise einander ausschliefsen müssen, so würde dadurch Gott ebenfalls in das Gebiet des Gegensatzes gestellt".

Auf dieser schlechten Metaphysik, welche eine nur abstracte Einheit zuläfst, welche die Differenzen nur als nebeneinanderstehende, nicht in einander übergehende betrachtet, welche nicht sieht, dafs Einheit ohne Erzeugung und Auflösung von Unterschieden nicht ist, beruht nun die Entwicklung der folgenden vier Lehrstücke von der göttlichen *Ewigkeit* und *Allgegenwärtigkeit*, *Allmächtigkeit* und *Allwissenheit*. Alle diese Prädicate werden von Schl. eigentlich nur negativ bestimmt, dafs Gott nicht Zeit, nicht Raum, nicht endliche Ursächlichkeit, nicht ein durch endliche Vermittelung werdendes Wissen ist; ihr positiver Gehalt, der Begriff des absoluten Wissens, Wollens u. s. f. schimmert nur trübe hindurch. Im Anhang ist beiläufig von einigen anderen göttlichen Eigenschaften die Rede oder besser nicht die Rede, weil Schl. §. 56. erklärt: „Unter den gewöhnlich angeführten göttlichen Eigenschaften würden als keinen Bezug habend auf den in den Erregungen des frommen Bewufstseins statthabenden Gegensatz vornehmlich noch hiehergehören die Einheit, Unendlichkeit und Einfachheit Gottes; allein diese können nicht in demselben Sinn, wie die bisher abgehandelten, als göttliche Eigenschaften angesehen werden" — „weil sie nicht, wie jene vier aus dem Verhältnifs zwischen dem schlechthinigen Abhängigkeitsgefühl und dem sinnlich erregten Selbstbewufstsein hervorgehen und Aussagen darüber sind". Was er nun über jene Eigenschaften noch im Einzelnen sagt, kann wirklich in Verwunderung setzen; ganz obenhin, *en bagatelle* werden sie abgethan, wie wenn er S. 334. sich vernehmen läfst: „Was nun zuerst die *Einheit* Gottes betrifft, so kann es streng genommen nie die Eigenschaft eines Dinges sein, dafs es nur in bestimmter Zahl vorhanden ist. Es ist nicht die Eigenschaft der Hand, zwiefach zu sein, sondern die Eigenschaft des Menschen zwei Hände zu haben, des Affen aber Viere. Ebenso könnte es auch eine Eigenschaft der Welt sein, nur von Einem Gott beherrscht zu werden, nicht aber Gottes, nur Einer zu sein" u. s. w. Thäte man nun Schl. zu viel, wenn man ein solches Hin- und Herreden für ein seichtes und geistloses Raisonnement

Digitized by Google

erklärte? Um so mehr fällt dies oberflächliche und vornehme Abweisen jener Eigenschaften bei der Reflexion über Gottes *Unendlichkeit* auf, weil doch Schl. §. 32. von dem Gegensatz des endlichen Seins gegen das unendliche Sein Gottes ausgeht, also gerade hierüber eine nähere Erörterung erwartet werden konnte. Dagegen begnügt er sich, die Unendlichkeit als eine Bestimmtheit aller göttlichen Eigenschaften und die Einfachheit ebenso als das ungetrennte und untrennbare Ineinandersein derselben anzugeben d. h. von jedem Unterschied zu abstrahiren und die leere Identität des angenommenen Absoluten zu setzen, ja, im Zusatz zu diesem Abschnitt die geführte Untersuchung gewissermaſsen ironisch zu vernichten, weil alle diese abgehandelten Eigenschaften *auf das Praktische keinen Einfluſs* hätten, also dem teleologischen Charakter des Christenthums, in welchem jeder fromme Moment in Thätigkeit müſste übergehen können, sehr entbehrlich wären. „Kein Satz der christlichen Sittenlehre kann auf die hier behandelten Eigenschaften allein weder einzeln noch zusammengenommen gegründet werden, sondern es gehören dazu immer noch andere. Daher nun (?) können auch diese Eigenschaftsbegriffe, wie vollkommen auch zusammengeschaut und auf einander bezogen, keineswegs für eine Beschreibung des göttlichen Wesens gelten wollen". Warum, möchte man dem Verf. bei solchen Aeuſserungen unwillig zurufen, warum befassest du dich denn mit solchen nichtigen Beschreibungen? Warum mühest du dich und uns mit Abstractionen, denen die Realität gebricht? Warum hast du dich überhaupt nicht lieber sogleich zur Ausarbeitung einer Sittenlehre entschlossen? Um seiner selbst willen Gott zu erkennen und sein Wesen zu durchdringen, davon müſste also nach Schl. die wahrhaft christliche Glaubenslehre abstrahiren, vielmehr dürfte Gott nur insoweit zur Betrachtung kommen, als es dem Christen für die Vortrefflichkeit seines Handelns *nützlich* wäre. Ein so eudämonistisches Wesen kann es freilich nimmermehr zu einer selbstständigen Theologie bringen.

Der dritte Abschnitt handelt von der *Beschaffenheit der Welt*, welche in dem frommen Selbstbewuſstsein, sofern es das allgemeine Verhältniſs zwischen Gott und der Welt ausdrückt, angedeutet ist, und stellt den allgemeinen Gesichtspunkt §. 57. in den Worten auf: „Die Allgemeinheit des schlechthinigen Abhängigkeitsgefühls schlieſst in sich den Glauben an eine ursprüngliche Vollkommenheit der Welt." Hier kann Schl. nicht umhin, zu sagen: „Durch den Ausdruck *ursprünglich* soll bevorwortet werden, daſs hier nicht von irgend einem bestimmten Zustand der Welt noch auch des Menschen oder des Gottesbewuſstseins in dem Menschen die Rede ist, welches Alles eine gewordene Vollkommenheit wäre, die ein Mehr und Minder zuläſst, sondern von der sich selbst gleichen aller zeitlichen Entwicklung, welche in den *inneren Verhältnissen* des betreffenden endlichen Seins gegründet ist." Wie man aber nach der Schl'schen Methode zur Erkenntniſs eines solchen sich selbst Gleichen, zur Erkenntniſs der inneren Verhältnisse des endlichen Seins *ohne Denken* gelangen könne, ist nicht abzusehen. Die Erfahrung giebt diesen Begriff nicht; er ist keine Thatsache des frommen Gefühls, sondern eine Abstraktion des über den primitiven Weltzustand nachdenkenden Bewuſstseins. Schl. hat hier einen groſsen Scharfsinn in der Auffindung der Widersprüche gezeigt, worin sich die Reflexion verwickeln muſs, wenn sie die biblische Erzählung vom ersten Zustand der Welt buchstäblich dogmatisch nimmt und sich nicht zu einer mythischen Auffassung derselben entschlieſst. Allein wie er in den Vorstellungen des Englischen und Diabolischen mehr das Unangemessene derselben aufsucht, als in ihnen die dem rein Guten und rein Bösen entsprechenden Bezeichnungen nachweis't, so hat er auch hier mehr der Skepsis seines Verstandes nachgegeben, als das Wahre anerkannt, was in jener Mosaischen Tradition unter der Hülle des Mythischen an und für sich enthalten ist. Er meint, daſs man, um des Menschen Natur in ihrer Absolutheit zu erkennen, besser thäte, sich an den zweiten als an den ersten Adam zu wenden. Vielleicht hätte Schl. von diesem Punkt aus die ursprüngliche Vollkommenheit der Welt consequenter seinem Princip gemäſs entwickeln können. Denn das Gefühl, durch Christus erlös't zu werden, erkennt er später als das Hauptelement seiner Frömmigkeit. Erlös't wird er von einem Mangel. Die Empfindung des Mangels und Ungenügens, die Sehnsucht nach Aufhebung desselben ist aber nur, insofern *das Ganze an sich da ist*. Ohne die an sich seiende Einheit wäre die Empfindung der Entzweiung unmöglich, könnte also auch das Bedürfniſs einer Erlösung gar nicht entstehen. Folglich setzt das Gefühl des Negativen nothwendig das Sein des Positiven sich voraus. Mit anderen Worten, der Mensch kann sich nicht als unselig fühlen und

Digitized by Google

als böse erkennen, ohne zu wissen, daß der entgegengesetzte Zustand sein wahrhafter und ursprünglicher ist, in welchen er durch die Negation des Negativen, durch die Ueberwindung des Bösen wirklich zurückzukehren sich gewiß ist. Die empirische Neugier nach dem Zustand des ersten Menschen ist freilich nicht zu befriedigen, so wenig als wir wissen können, wo der erste Vogel sich in die Luft geschwungen, wo der erste Löwe sich brüllend erhoben hat. Aber was das Wesen der ersten Existenz des Menschen gewesen, können wir eben aus seinem noch existirenden Wesen erkennen, weil dasselbe als Wesen nicht zu einem nur Gewesenen, mithin Zufälligen werden kann. Es ist die *Göttlichkeit*. — Schl. macht die ursprüngliche Vollkommenheit der Welt zu einem Postulat seines frommen Gefühls, welches die *Stätigkeit* des Bewußtseins absoluter Abhängigkeit vom Absoluten sich als Zweck setzt. Ist dies wirklich der Zweck — und er muß es sein, denn Schl. fühlt es ja, — so muß auch die Welt denselben erfüllen — denn sonst wüßte ja das fromme Gefühl nichts mit ihr anzufangen. Wozu wäre sie sonst da? So deducirt Schl. einerseits die Identität der *Welt*, andererseits die des *Menschen* mit diesem Zweck. Die Welt bietet dem Menschen theils eine Fülle von *Reizmitteln* zur Erregung, theils eine Fülle von *Organen* sich selbst darzustellen. Er aber *vermag* theils die vorgefundene Welt so zu verwenden, daß er an und in ihr das Abhängigkeitsgefühl verwirklicht, theils *vermag* er sich als Einzelnen in Identität mit seiner Gattung zu wissen. Es ist sehr erfreulich zu sehen, wie Schl. den abstrakten Gedanken der Vollkommenheit mit jenen Bestimmungen zu einer concreteren Anschauung zu erheben bemüht ist, als in vielen Dogmatiken geschieht, welche bald damit fertig sind, indem sie von der Welt alles Negative abziehen und so die wirklichkeitlosen Abstrakta einer reinen Natur und reinen Menschheit zum Rest behalten; ein heiteres idyllisches Gemälde, von welchem sie aber wenig Schritte weiter, nach dem Sündenfall, eine ganz in's Schwarze gemalte Karrikatur geben.

Nur verengt es wieder den Gesichtskreis, daß Schl. das Verhältniß des Menschen zur Welt so äußerlich stellt, daß alle Objektivität, wie er sagt, das uns äußerlich gegebene Sein, von ihm nur als ein formeller *Durchgangspunkt* genommen wird, wodurch das Abhängigkeitsgefühl sich realisire. Sahen früher, in der Kritik der Einleitung haben wir gesehen, daß dies nur Wirklichkeit hat, *insofern* das Selbstbewußtsein *auch sinnlich* bestimmt ist. Die Natur als das Princip der Sinnlichkeit und Aeußerlichkeit, welche von dem Gottesbewußtsein negirt wird, ist darum nach Schl. *der Religion nothwendig*; sie könnte sonst gar nicht zur Realität gelangen, weshalb die Frömmigkeit als Existenz schlechterdings von der Natur *abhängig* ist. Indem jedoch nach Schleiermacher's Hypothese das Gefühl in seiner Wahrheit nur von Gott selbst abhängig *sein soll*, so ist die unausbleibliche Folge, daß Welt und Natur zu einem nur Aeußerlichen werden müssen, durch dessen Vermittelung hin das fromme Selbstbewußtsein sich Realität verschafft. Freilich besteht diese Vermittelung in dem blos negativen Akt des Bewußtseins, von dem Besonderen zu abstrahiren, welches die einzige, vage Beziehung desselben auf Gott, als auf das höchste Wesen ist. S. 357: „Wenn das Gottesbewußtsein in der Form des schlechthinigen Abhängigkeitsgefühles nur wirklich werden kann im Zusammenhang mit einer sinnlichen Bestimmtheit des Selbstbewußtseins; so wäre die Richtung darauf etwas völlig leeres, wenn die Bedingung dazu in dem menschlichen Leben nicht hervorzurufen wäre; und wir würden sie uns ebenso wenig als etwas wirkliches denken können, wie wir sie bei den Thieren voraussetzen, weil der verworrene Zustand des Bewußtseins die Bedingungen nicht gewährt, unter denen allein jenes Gefühl hervortreten könnte." Die Welt ist hiernach *gut*, weil sie für die Einwirkung des Menschen empfänglich ist und der Mensch ist *gut*, weil er für die Einwirkung der Welt empfänglich ist. Diese Widerspruchlosigkeit in ihrer gegenseitigen Beziehung ist nach Schl. der Begriff ihrer Vollkommenheit. Doch eine solche Uebereinstimmung ist noch nicht Einheit. Das Weltbewußtsein hemmt den Menschen immerdar, ganz in das Gottesbewußtsein aufzugehen und mithin verbleibt die Auflösung des Gegensatzes zwischen dem sinnlichen und dem göttlichen Gefühl, verwirkliche sich dies soviel es wolle, nur eine unendliche oder richtiger, *endlose Annäherung*, was ebenso viel, als daß die Auflösung keine wahrhafte, nur eine angestrebte ist, welche den ewigen Anstoß, der bei Seite gebracht werden *soll*, dem ersehnten Gotte nicht aus dem Wege zu räumen vermag.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Nro. 106.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1831.

Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt von Dr. Friedrich Schleiermacher. Erster und zweiter Band.

(Schluſs.)

Um dieser Krankheit des Gottesbewuſstseins willen, womit das Dasein des Sinnlichen es behaftet, meint Schl. auch S. 369., der Ausdruck, daſs der Mensch von Gott als sein *Ebenbild* erschaffen, könne nur mit groſser Vorsicht bejahet werden und fährt fort: „Denn wenn wir auch die Lebendigkeit des Gottesbewuſstseins als ein Sein Gottes in uns beschreiben können, welches ja weit mehr zu sein scheint als eine Aehnlichkeit mit Gott, so ist doch diese etwas anderes; und da jene Wirksamkeit des Gottesbewuſstseins in uns nur gegeben ist im Zusammenhang mit unserem physischen und leiblichen Organismus, so würde, wenn man von der Aehnlichkeit oder dem Ebenbilde Gottes so wie es ist und auch hier dargestellt worden ist, auf Gott selbst zurückschlieſsen wollte, eines von beiden müssen angenommen werden, entweder, daſs sich die ganze Welt zu Gott verhielte, wie unser Gesammtorganismus zu der höchsten geistigen Kraft in uns, wobei es aber schwer sein würde vorzustellen, wie Gott auch könne nicht Eins sein mit der Welt, oder daſs auch in Gott etwas sei, was wenigstens unserm psychischen Organismus entspräche, den besonders auch die sogenannten niedern Seelenkräfte mit constituiren, wodurch denn die Vorstellung von Gott eine starke und sie bedeutend verunreinigende Beimischung von Menschlichkeit bekäme, und Gott Eigenschaften müſsten beigelegt werden, bei denen als göttlichen sich nichts denken läſst, oder auch dem Menschen solche, die als menschliche nicht gedacht werden können". Wir haben diese ganze lange Stelle hergeschrieben, weil sie unter vielen ähnlichen Passagen am geeignetsten sein möchte, von der precären, Alles schwankend machenden Reflexionsdialektik Schleiermachers eine recht anschauliche Probe zu geben. — Warum sagt er es denn nicht geradezu: der Mensch ist nicht Gottes Ebenbild? Denn zu deutlich läuft seine ganze Rede trotz aller Milderungen hierauf hinaus. Was macht er, um der Kirchenlehre nicht ins Gesicht zu schlagen, für Umwege? Wie weit und verführerisch holt er mit Analogieen zwischen Leib und Seele aus, um uns seine Meinung annehmbar zu machen? Vorausgesetzt, wir sind Gottes Ebenbild — so muſs Gott niedere Seelenkräfte, wenigstens eine gewisse Psyche haben! Welch eine Erniedrigung des höchsten von uns unendlich geschiedenen Wesens, welch ein abscheulicher Anthropomorphismus! Fort damit: Gott ist die über alles Endliche erhabene ewige Allmacht, von der Alles abhängt. Oder ist die Welt sein Leib? Ist er etwa der Geist der Welt, wie die höchste geistige Kraft in uns den Organismus als Herrscher durchdringt? Welch ein Pantheismus! Fort auch damit! Gott ist ja die zeit- und raumlose Ursächlichkeit, das unendliche dem Endlichen schlechthin fremde Sein. Und der Mensch? Dieser Unglückliche ist wie das Meer, über dessen Oberfläche die Sonne des Gottesbewuſstseins ihre Strahlen wohl ausbreitet, sie auch noch einige Fuſs tief unter die obersten Wellen hinschickt, aber nimmer den Grund erreicht, in welchem es nächtig, kalt und wüst verbleibt. Er erwacht durch den Anstoſs der materiellen Welt zu nichts als zu dem Bewuſstsein, daſs er von Gott absolut abhängig ist. Zwar erkennt er diesen Herrn seines Lebens nie, wie er in sich ist, sondern er kann die dunkle Ahnung seines Wesens nur mit relativen Prädicaten der Wahrscheinlichkeit schmücken, welche er aus seinem bald so bald so erregten Gefühl für ihn abstrahirt. Doch empfindet er in der Tiefe seines Gemüthes die Uebergewalt des mächtigen Unbekannten. Und er wollte sein Ebenbild sein? Welch eine Anmaſsung! Gliche der Knecht seinem Herrn,

Digitized by Google

würd' er sich dann von ihm abhängig fühlen? Zwar lehrt die gesammte christliche Kirche, dafs Gott den Menschen sich zum Bilde erschaffen und ihm seinen Geist eingehaucht habe, dafs er aus Liebe zu ihm Knechtsgestalt angenommen, dafs er ihn werth geachtet habe, sich selbst mit ihm, der sich ihm entzogen hatte, wieder zu versöhnen; aber von Schl. (S. 376.) kann sie lernen, dafs diese Lehre von des Menschen Ebenbildlichkeit den doppelten Nachtheil mit sich führt, weder den Untergang des ersten Zustandes noch den Eintritt Christi begreiflich zu machen.

Karl Rosenkranz.

LXVIII.

Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état, sur les causes secrètes qui ont déterminé la politique des cabinets dans les guerres de la révolution. Paris 1828. 1831. 4 *Vols.* 8.

Seit dem Erscheinen der ersten beiden Bände dieser Memoiren hat man vielfältig ihrem Verfasser nachgefragt, und dies erneut sich jetzt, da zwei fernere Bände wieder ans Licht getreten sind. Die Frage ist jedoch nicht ganz richtig, wenigstens kann das Wort Verfasser hier nicht in dem Sinne gebraucht werden, in welchem dasselbe gewöhnlich gilt. Denn schon die früheren Theile, und noch mehr die beiden jetzterschienenen, lassen dem aufmerksamen Beschauer keinen Zweifel, dafs hier nicht von einem Schriftsteller, der auf eigenthümliche Weise sich selbst oder eine Sachenfolge darstellt, nicht von einem Staatsmann und Historiker, dessen Geist und Wissen neue Gesichtspunkte und Aufschlüsse giebt, sondern höchstens von einem Buchmacher die Rede sein kann, der handwerksmäfsig eine Menge vorfindlicher Stoffe äufserlich zusammenfügt. Hiemit wird denn auch die Beantwortung, welche für obige Frage übrig bleiben kann, um vieles gleichgültiger, und es kann keinen wesentlichen Unterschied mehr begründen, sondern höchstens ein Gegenstand örtlicher Neugier sein, ob der Anhäufer und Uebertüncher dieser Massen so oder so heifse, oder vielleicht mehrere Genossen sich dazu vereinigt haben.

Das Buch selbst will sich zwar das Ansehen geben, als dürfte man in ihm, wo nicht die ursprünglichen, doch wenigstens die überarbeiteten Denkschriften des Preufsischen Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg zu besitzen glauben. Dafs diese Denkschriften und so auch das Königliche Staatsarchiv zu Berlin den Inhalt des Buches dargeliefert, und seine Zuverlässigkeit zu verbürgen hätten, wird geflissentlich angedeutet. Diesem beabsichtigten Ansehen zu Liebe, als gäbe hier Preufsen insbesondre und Hardenberg persönlich die Farbe und den Standpunkt, so wie die Hülfsmittel des ganzen Vortrages, hebt auch die Erzählung mit einem Abrisse der Geschichte des Hauses Hohenzollern an, und bei dem ersten Anlasse, wo der Name Hardenberg zu nennen ist, wird mit Sorgfalt die Vorgeschichte des Mannes eingeführt, der diesen Namen so grofsen Geschichtsereignissen verknüpft hat, und nun auch deren umständlicher Auseinanderlegung, wie sie hier versucht worden, sein bedeutendes Gewicht leihen soll.

Es ist bekannt, dafs der Fürst von Hardenberg wirklich Denkwürdigkeiten seines Staatslebens zu schreiben unternommen hat, dafs diese zum Theil in seiner eignen Ausarbeitung vorhanden, jedoch für jetzt unzugänglich aufbewahrt sind. Für die Fortsetzung dieses ihm äufserst angelegenen Unternehmens hatte er späterhin, bei vermehrtem Geschäftsdrange und schon minder frischen Kräften, mancherlei Hülfsarbeiten sich gefallen lassen, wobei sein Vertrauen zu fremder Hand doch schwerlich der letzten Abfassung sich jemals ganz würde entschlagen haben. Personen, welche von diesen Denkwürdigkeiten nähere Kenntnifs erlangt, stimmen in dem Zeugnisse überein, dafs solche sich durch klare und geschickte Darstellung und nicht minder durch Schärfe der Ansicht und Freimüthigkeit des Urtheils ungemein auszeichnen. Beides liefs sich nach dem Karakter und den Talenten dieses seltenen Staatsmannes auch wohl voraussetzen. Würden jene Denkwürdigkeiten ächt und rein der Oeffentlichkeit übergeben, so hätten wir unstreitig eine unschätzbare Bereicherung der Quellen unsrer Zeitgeschichte zu gewärtigen. Aber auch jede Mittheilung, bei welcher jene Denkwürdigkeiten eingesehen und ihre Aufschlüsse benutzt worden wären, müfste als ein Widerschein verhältnifsmäfsig, je nachdem er heller oder schwächer glänzte, uns in besonderem Werthe stehen. Möglich aber wäre beides, sowohl dafs die ächte Arbeit, wenigstens theilweise, als auch dafs eine Beute daraus, mehr oder minder ursprünglich, wenn auch unbefugt und widerrechtlich, an den Tag käme; denn diese Schriften haben einem Kreise des Vertrauens

Digitized by Google

angehört, der auch wider Wissen und Willen des Eigners erweitert worden, und sind zum Theil sogar in feindlicher Hand gewaltsam eine Zeit lang zurückbehalten geblieben. Es fragt sich nun, wiefern das vorliegende Buch dafür gelten könne, die Stelle der Hardenbergischen Schriften zu vertreten, oder mit ihnen in lebendiger Beziehung zu stehen? Eine äussre Beglaubigung zeigt sich nirgends, wir müssen unser Dafürhalten aus der Sache selbst schöpfen.

Betrachten wir zuvörderst den Stoff. Es wird uns ein überschwängliches Material dargeboten, aus dem sich die Zeitgeschichte, noch vor dem Beginn der Hardenbergischen Staatsthätigkeit, hauptsächlich aber die ganze Periode der Französischen Revolution hindurch, zu ganz neuen und unerwarteten Gestalten aufbauen soll. Insbesondre wird die Enthüllung aller Geheimnisse versprochen, welche bisher in der Politik der Europäischen Kabinette hinsichtlich ihres Kampfes und Verhaltens gegen die Französische Revolution tief verschleiert geblieben, und vorzüglich soll der oft dunkle und verwickelte Gang der diplomatischen Sendungen und Verhandlungen an's Licht gebracht, und durch unwiderlegliche Beweisstücke aus den verborgensten und verschlossensten Schatzkammern in seiner ächten Gestalt nachgewiesen werden. Die Aufgabe wäre schon der Mühe werth, obwohl wir nicht bergen wollen, dafs wir der gemeinen Hoffnung, welche aus Enthüllung sogenannter Staatsgeheimnisse, aus Entdeckung ganz unbekannt gebliebener Vorgänge und Verhältnisse, noch immer aufs neue ein strahlendes Licht bedeutender Aufschlüsse auf die grofsen Begebenheiten der Revolutionsgeschichte ergiefsen zu sehen wähnt, eine böse Täuschung zum Grunde gelegt glauben, wobei die wahre Geschichtskunde längst aufser Acht gestellt worden. Schon im Augenblicke des Geschehens sind die Ereignisse selten so verborgen, dafs nicht das Wesentliche und Entscheidende davon bald für den berufenen Sinn hinreichend kund wäre, und in unsrer Zeit, bei unsern ineinanderwirkenden, vielseitigen, heifsen und schnellwechselnden Thätigkeiten und Mittheilungen, möchte ein Zeitverlauf von zwanzig bis dreifsig Jahren wenige Thatsachen mehr übrig gelassen haben, deren Hervorziehung den Ueberblick der grofsen Geschichtszüge von Grund aus verändern könnte. Jedoch wollen wir auch für die allgemeine Geschichtskunde den Werth solcher Aufschlüsse, wie ein Fürst von Hardenberg sie geben könnte, gewifs nicht verkennen, und auch von minderer Hand jede berichtigende Einzelnheit dankbar annehmen. Eine gewisse Fülle und Ausführlichkeit der Erzählung, eine strenge Sorgfalt der einzelnen Färbungen und Richtungen haben wir schon andern Ortes für die geschichtliche Wahrheit unerläfslich erklärt, und wollen diese Forderung auch hier nicht vergessen.

Welches ist nun aber die Ausbeute, die wir in der einen oder der andern Art unserm *Homme d'état* verdanken sollen? In der einen Art, von wahrhaft Grofsem und Wichtigem, wodurch unsre Ansicht des Geschichtsganges verändert würde, der Zusammenhang der Ereignisse sich neu darstellte, — nichts, gradezu gar nichts. An einzelnen Besonderheiten, näheren Aufklärungen bekannter Vorgänge, weiterem Verfolge abgerissener oder entfallener Fäden, an genauer bestimmenden Zügen und Umständen, an urkundlichen (sofern wir nämlich aufs Wort glauben wollen) Ausdrücken und Zeugnissen, an solchen Sachen allerdings mancherlei, und darunter auch, wir bekennen es gern, genug Brauchbares und Willkommenes. Von einigen Unterhandlungen Bischoffwerders, und späterhin Lucchesini's, wird Ausführlicheres mitgetheilt, als man bisher wufste, und es ist überhaupt der Schattenseite damaliger Staatskünste sehr nachgegangen. Wir rechnen dahin auch manche kleine Zwischenfäden, die sich mit schon bekannten gröfseren Beziehungen verschlingen; manche diplomatische Angabe in ihrem wirklichen Textlaute, besonders sind die untergeordneten Missionen und Agentschaften, diese selten eingestandenen und meist mit Recht verschämten Parthieen, die sich an die höhere Diplomatik anhängen und von dieser freilich nie ganz abgeschüttelt werden können, mit begünstigender Liebe und Sorgfalt aufgefafst. Die ersten Einleitungen zu Friedensanträgen oder Waffenstillständen, die kleinen Zwischenträgereien der Subalternen, sind geschickt aufgespürt und verfolgt. Die Sendungen des jungen Custine, des Baron von Roll, und einige andre dieser Art finden sich hier zum erstenmale so gründlich erörtert. Wären nicht Fauche-Borel's eigne Memoiren schon erschöpfend, so würden wir ohne Zweifel auch von diesem Manne hier manches Neue lesen. Auch einige Aktenstücke, Auszüge aus Depeschen, Erklärungen, Instruktionen, müssen wir als neu gelten lassen, ohne dafs immer klar wäre, was durch die Mittheilung sonderlich gewonnen ist. Andres hingegen, was wir dem

Digitized by Google

Buche von manchen Lesern als höchst merkwürdig und neu verdanken hörten, z. B. die Briefe Hertzbergs und die harte Antwort des Königs darauf, ist schon längst durch den Druck bekannt. In Wahrheit, das zugleich Erhebliche und Neue, was von solcher Gattung in diesen vier Bänden vorkommt, liefse sich bequem auf wenige Bogen zusammenrücken.

Die Politik der Europäischen Kabinette während der Französischen Revolutionskriege wäre freilich ein Gegenstand, an welchem, auch abgesehen von dem Versprechen neuer thatsächlichen Aufschlüsse, schon die blofse Kunst der Geschichtschreibung sich zu grofsen Ehren erheben und neue geistige Ergebnisse darbieten könnte. Es käme darauf an, eine Mannigfaltigkeit zusammengehöriger und auseinandergehaltener, widerstreitender und doch zusammengenöthigter Elemente zu einem höheren Ganzen zu ordnen, die Zerrissenheit des Stoffes darzustellen und zugleich wieder aufzuheben, indem ein nothwendiger Zusammenhang dennoch darin nachgewiesen würde. Aber dies könnte nur von hohen, geistigen Gesichtspunkten aus geschehen, wo die Gestalten sich einem allgemeinen Entwicklungsgange unterordneten, ohne defshalb mindest die ganze Eigenheit ihres Besondern zu zeigen. Die Sache müfste natürlich weit vor den Zeiten der Revolution ergriffen und ebenso über dieselbe hinausgeführt werden, auf herrschende Begriffe und Persönlichkeiten käme es hier gleicherweise an, für beide wäre das Talent charakteristisch treffender Abbildung erforderlich. Ein Staatsmann, der vollauf in den Ereignissen gelebt und gehandelt und durch höhere Geistesbildung zugleich über sie emporgeschwebt, der Fürst von Hardenberg, wie wir in den Zeiten seiner Kraft ihn uns vorstellen müssen, würde eine solche Arbeit mit Erfolg unternommen haben, und auch einzelne Beiträge von seiner Hand würden als fertige Glieder einem künftigen Ganzen nur einzuverleiben sein. Selbst ein gewählter besonderer Standpunkt, die Partheilichkeit einer bestimmten Richtung, würde an und für sich nichts schaden, und wiewohl in der bezeichneten Periode die Hauptwirksamkeit auf Oesterreich und England beruhte, so liefse doch darum nicht weniger sich auch an Preussen das Ganze glücklich anknüpfen und von dieser Seite eigenthümlich aufhellen. Allein hiezu kann eine untergeordnete Begleitung der äufserlichen diplomatischen Vorgänge, ein Nachlaufen hinter breiten Aktenstücken, deren ganzes Verdienst oft nur in Datum und Unterschrift besteht, ein Aufspüren von vergessenem und vergessenswürdigem Depeschenklatsch wenig leisten und noch weniger ausreichen. Mehr als dieses aber wird man in dem vorliegenden Buche nicht finden; es hat rohe Thatsachen und äufserliche Angaben die Menge; geistige Verarbeitung, bedeutende Ansicht, eingreifende Forschung und belebende Gesinnung mufs man vermissen.

Damit wir unser Urtheil nicht ohne die Stütze eines belegenden Beispiels hinstellen, auf welche Weise hier die Begebenheiten im Allgemeinen behandelt sind, so führen wir aus dem vierten Bande ein solches Gebild, das keines der unwichtigsten in dem Ganzen ist, hier kürzlich vor. Die Rede ist von den Unterhandlungen, welche zu Anfange des Jahres 1797. zwischen dem Oesterreichischen Kabinet und dem Französischen Heerführer in Italien zum Behuf eines zu bewirkenden Friedens gepflogen wurden. Die Oesterreichische Kriegsmacht unter Wurmser und Alvinzy war durch Bonaparte's überraschende Schläge zertrümmert, und Oesterreichs Deutsche Länder schienen dem feindlichen Einbruche von jener Seite rettungslos offen; die noch übrigen, sehr geschwächten Truppen waren entmuthigt, die Ordnung aufgelöst, dem entschlossenen Sieger wufste man keinen Widerstand mehr, und seinem drohenden Nahen erzitterte selbst Wien. In dieser Bedrängnifs schien nur ein schleuniger Frieden dem gröfsten Unheil noch wehren zu können, und der Freiherr von Thugut, an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten, säumte nicht, diese Nothwendigkeit vorzustellen und die von ihr gebotenen Schritte einzuleiten. Während aber der Weg der Unterhandlungen eifrig gewählt und befolgt wurde, wollte man auf die letzte Zuflucht neuer Waffenentscheidungen keineswegs verzichten, und ordnete zugleich die schleunigsten und durchgreifendsten Rüstungen an.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 107.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1831.

Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état, sur les causes secrètes qui ont déterminé la politique des cabinets dans les guerres de la révolution.

(Schluſs.)

Die allgemeine Stimme forderte den Erzherzog Karl, der in Deutschland die Oesterreichischen Heere so glänzend geführt, zur Rettung der Monarchie herbei, er allein schien dem Französischen Feldherrn noch die Spitze bieten zu können, er empfing demnach, zum Generalissimus ernannt, den Oberbefehl nun auch in Italien, und richtete sogleich die angestrengteste Thätigkeit auf die Herstellung des Heeres und dessen zweckmäſsige Verwendung. Nichts ist in der Sache begründeter und an sich klarer, als daſs mittlerweile Thugut eifrig und aufmerksam alles aufbot, um zu dem Ziel eines Friedens zu gelangen, den die Lage der Sachen, wenn gleich durch jene Anstalten schon einigermaſsen verbessert, doch stets noch einem neuen Versuche des Waffenglücks vorziehen hieſs, und sogar grade jetzt unverhältniſsmäſsig günstig erreichbar zeigte. In seinen Bemühungen unterstützten ihn eifrig der General Graf von Bellegarde und der Neapolitanische Gesandte, Marquis de Gallo. In diesen Männern und ihren Bemühungen aber sieht unser Memoirenschreiber plötzlich ein Trinmvirat und ein Komplot, welches, im geheimen Einverständnisse mit Bonaparte, und gleich ihm nur persönlichem Antrieb und Ehrgeize folgend, nach eignem Sinn und Bedünken den Frieden festsetzen und ihn auf jede Weise zum Abschlusse fördern will. Hiezu sollen auch weitere Unfälle Oesterreichs dienen und ausdrücklich vorbereitet, ja sogar bei dem Feinde bestellt werden, welches um so leichter ist, da die Kriegsanstalten, ungeachtet der ausgesprochenen Befehlsmacht des Erzherzogs Karl, doch dem Wesen nach in den Händen Thuguts und seiner Freunde verbleiben. „*On s'aperçoit déjà plus dans les conseils de l'empereur,* — heiſst es, — *que Bonaparte faisait ses dispositions pour s'ouvrir le chemin de Vienne par les Alpes Noriques, et en adopta précisément le plan de défense qui devait assurer les succès du général français.*" Die Anordnungen des Hofkriegsraths in Wien werden hierauf dargelegt, und ihre Verkehrtheit nachgewiesen. Daſs sie die verkehrtesten und unglücklichsten gewesen, könnte zugegeben werden; allein Irrthum und Unkenntniſs in den leitenden Behörden ist keine so seltne Erscheinung, daſs sie nicht auch hier als nächster Erklärungsgrund vollgültig ausreichte, und nach keinem entlegnern suchen hieſse. Unser Aufschlieſser der Staatsgeheimnisse jedoch läſst sich mit solchen obenaufliegenden Ursachen nicht abfinden, er weiſs die Sachen anders und sagt sie ohne Scheu: „*Était-ce là une erreur involontaire,* — fragt er, — *ou une erreur calculée dans l'intérêt d'une négociation secrète? En disposant ainsi l'armée autrichienne il était presque vraisemblable que sa ligne de défense serait forcée, que les Alpes Noriques seraient franchies et que la terreur des armes de Bonaparte, se répandant tout-à-coup dans Vienne même, la crise y serait telle que l'empereur consentirait enfin à écouter des propositions de paix. Voilà, sans aucun doute, quel était le but du triumvirat autrichien, dont nous venons d'indiquer l'existence. Ainsi les opérations de 1797 dans les Alpes Noriques n'aboutirent, à proprement parler, qu'à une guerre de théâtre secrètement concertée à Milan et à Vienne dans le but d'amener des préliminaires dont les bases étaient déjà tacitement consenties.*" Wirklich dringt Bonaparte unaufhaltsam in Kärnten und Steiermark vor, der Erzherzog Karl, gehemmt und irre geführt durch unsichtbare Hand, muſs überall vor dem stürmischen Andrange zurückweichen, und die Friedensanträge erneuern sich mit lebhaftester Beeiferung. Der ungeheure Staatsverrath, der hier zum erstenmal enthüllt wird, siegt vollständig

Digitized by Google

und weiſs zugleich sich selber so glücklich im Verborgenen zu halten, daſs weder der Souverain, noch die ihm treuergebnen Diener, zum Theil Gegner des Triumvirats, das geringste davon merken; auch der Erzherzog Karl bleibt so geblendet, daſs er sich die Kriegsereignisse bloſs aus der Lage der Sachen und ihrem sichtbaren Hergange erklärt, und gar nicht ahndet, daſs er selbst und sein Gegner nur in Folge geheimer Verabredungen und in vorausbestimmten Rollen handeln! Da man ihn nicht in das Geheimniſs zieht, so kann er freilich gegen seine unangenehme Rolle sich nicht auflehnen; Bonaparte'n ist allerdings die angenehmere zugetheilt, er darf in Sieg und Ruhm verrücken und allen Vortheil reichlich ärnten, nur bleibt es doch nebenher auch auf seiner Seite einige Verläugnung, daſs er, der als Held auf dem Schlachtfelde die schwersten Siege nur gradezu nehmen kann, jetzt lieber ihren bloſsen Schein von dem Mäkler kauft! Glaublicherweise würde Thugut einige Schwierigkeiten gefunden haben, wenn er die Rollen hätte anders vertheilen wollen, wozu sein Herz doch noch immer einiges Gelüst empfinden konnte, daſs nämlich Bonaparte in Folge der Verabredung zurückwiche, und der Erzherzog Karl vordränge, wobei ja dasselbe Ziel zu erreichen gewesen wäre, denn das bedrängte Frankreich hätte dann ebenso sich den Bedingungen gefügt, wie dies jetzt von Oestreich erwartet wurde. Doch die Verschwornen hatten ihre Gründe, die Sache so zu wollen, wie sie erfolgt ist. Einen Tadel muſs Thugut dabei doch jedenfalls noch erleiden, nämlich den, daſs er seine Anstalten unvollständig getroffen und den ganzen Plan dem unglücklichsten Scheitern bloſsgestellt. Denn in der That wäre Bonaparte's Rolle bei einem Haar fehlgeschlagen, und er das Opfer seines gutmüthigen Zutrauens geworden, indem das unerwartete Vordringen der Oesterreicher durch Tyrol und der Aufstand des Venetianischen Landvolks in seinem Rücken ihn einer Gefahr aussetzten, die nicht mit in der Abrede gelegen hatte! Doch wir brauchen hoffentlich für keinen unserer Leser in dies traurige Gespinnst überkluger Beschränktheit weiter einzugehen, um seine Nichtigkeit in aller Blöſse zu zeigen. Man weiſs nicht, ob man mehr über den Unsinn lachen, oder die Gehässigkeit verabscheuen soll, welche vereint solchen Einbildungen zum Grunde liegen. Die groſsen, offenbaren Mächte der Geschichte, die natürlichen, durch eine Welt von Thatsachen jedem Sinn aufdringlichen, ununterbrochen strömenden Quellen der Begebenheiten, den einfach klaren Zusammenhang, der keines fremden Aufschlusses bedarf, will man gegen kleinliche, dunkle, in aller Künstlichkeit doch nur verkrüppelte Ursachen austauschen! Und solche Altweibermärchen mag ein sogenannter *homme d'état* hier erzählen und behaupten! Hat er sie in seinen gepriesenen Papieren, in den archivalisch aufbewahrten Schriften sogenannter Diplomaten gefunden, desto schlimmer! Wer heiſst ihn ohne Sinn und Urtheil diese Sachen durchwühlen, in welchen, wie meist überall, der Aberwitz mit der Weisheit ungesichtet zusammen liegt!

Ist die Erzählung der diplomatischen Unterhandlungen auch nicht immer so schief und albern, wie in dem angeführten Beispiel, so ist sie doch durchgängig von weitschweifiger Flachheit und Geistlosigkeit. Wie entfernt bleibt sie von dem Reiz und der Lebendigkeit, womit z. B. Bignon dergleichen vorzutragen weiſs, den wir doch in andrer Hinsicht gar nicht als Muster anerkennen mögen! Noch schlimmer indeſs ergeht es uns bei den Kriegsbegebenheiten, die gleichfalls, wie nicht füglich zu vermeiden war, ausführlich in dem Buche behandelt werden. Auch hier fehlt die Wärme und Anschaulichkeit, worin vertraute Sachkunde und Beruf zum Darstellen sich zu erkennen geben. Dem Abfasser des Buches ist das Kriegswesen so fremd, wie die Staatskunst, und es ist wahrhaft traurig, den unübertrefflichen ersten Feldzug Bonaparte's in dieser matten, bei dem lebendigsten Stoffe nur dürftigen und langweiligen Berichterstattung den Blicken vorüberziehen zu lassen.

Wer in der Mitte der Begebenheiten selbstthätig mitgelebt hat, von dem könnten wir auch eine genaue Kenntniſs, und, wenn das Glück gut ist, eine energische Schilderung der handelnden Personen erwarten. Dies ist aber nur vielleicht der allerschwächste Theil unsres Buches. Man vermiſst ganz und gar den feinen und gewandten Menschenkenner, dem es ein Studium sein müsse, die Eigenheiten, Schwächen und Tugenden seiner Mithandelnden sorgsam zu erforschen, und dem die Lust und Fähigkeit nicht fehlen könnte, ein belebtes Bild davon zu entwerfen. Man sollte glauben, diese Leute hätten dem Schreiber fast nur den Rücken zugekehrt, und ihre Gesichtszüge seien ihm in den meisten Fällen unbekannt geblieben. Diese Unkunde zeigt sich ebenso im allgemeinern Urtheil, das mehr auf geistige

Digitized by Google

Würdigung als auf persönlichen Abrifs geht. Hier ist keine Wirksamkeit nach Gebühr entwickelt, kein Verdienst und Talent mit Umsicht abgeschätzt. Dem Freiherrn von Thugut, gewifs einem der tüchtigsten Staatsmänner, deren Oesterreich sich zu rühmen hat, geschieht immerfort das rohste Unrecht, der Marquis von Lucchesini und der Graf von Haugwitz werden herkömmlich in ein ungünstiges Licht gestellt, ohne dafs man recht einsieht, wie es sich eigentlich mit ihnen verhalte, ebenso wird der Graf von Hertzberg aus einem nun schon veralteten Herkommen mit Uebertreibung gerühmt. Von Hardenberg selbst, dessen Person, Eigenschaften, Verhältnisse und Antriebe hier doch vor allem an's Licht treten sollen, erfährt man, wie von den andern Allen, nur das ganz Aeufserliche. Es scheint, dafs alle eigentlichen Lebensadrnsnte von diesen Papiermassen ferne geblieben oder erst recht in ihnen ertödtet worden.

Und diese so beschaffenen Memoiren sollen irgendwie einen Zusammenhang mit Hardenberg haben? sollen wohl gar die von ihm verfafsten Denkwürdigkeiten darstellen, oder doch den wesentlichen Ertrag derselben liefern? Wer dazu zu glauben Lust hat, der möge es thun, aber von Hardenberg mufs er niemals mitreden wollen. Dieser grofssinnige, geist- und lebenvolle, der kühnsten Ideen fähige, und in ihrer Behandlung die feinste Gewandtheit übende Staatsmann, der ein so reiches Talent der Beobachtung und der Darstellung besafs, dafs er, hätte das Geschick ihm diese Bahn angewiesen, auch als Deutscher Schriftsteller bedeutend geworden wäre, dieser freisinnige Ritter, der das Nahe und Ferne, das Grofse und Kleine, stets zu ordnen, zu scheiden und zu verbinden wufste, dieser noch in so vielen sprechenden Zeugnissen des persönlichen und allgemeinen Wirkens unter uns Fortlebende kann mit einer Schriftstellerei nichts gemein haben, die in fast allen Stücken nur das Gegentheil seiner Eigenschaften ist.

Immerhin möge dem Herausgeber die Einsicht der Hardenberg'schen Denkwürdigkeiten eröffnet gewesen sein, mögen die archivalischen Hülfsquellen, welche für diese benutzt werden sollten, sich zu ihm verloren haben; wir werden seine Arbeit deshalb nicht höher anschlagen, denn der Werth und Gehalt jener Schriften ist in die seine nicht übergegangen. Wir geben die Möglichkeit zu, dafs auch noch andre namhafte Hülfsquellen zu Gebote gestanden, z. B. aus Bischoffwerders oder Lucchesini's Nachlafs vielleicht manche Blätter, die sich so leicht zerstreuen, und an einem Orte wie Paris so leicht wieder sammeln, allein selbst dies würde uns nur in der Meinung bestätigen, dafs wir es hier nicht mit dem gediegenen Werk eines selbstständigen Autors, sondern mit dem lockern Zusammengefüge eines in buchhändlerischer Spekulation arbeitenden Schreibers zu thun haben. Wirklich ist die Leichtigkeit, die Sucht, die Nothwendigkeit, oder wie man es nennen will, das Unternehmen auf recht viele Bände hinauszutreiben, dem Ganzen überall anzusehen; unter zwanzig bis dreifsig Bänden dürfte nach dem genommenen Mafsstabe nicht abzukommen sein.

Der Pariser Ursprung des Buches giebt sich auch noch in einer andern Beziehung und nicht zu seinen Gunsten zu erkennen. Wären hier Hardenbergische Denkwürdigkeiten, und sollte auch Beimischung und Ueberarbeitung hin und wieder sie verändert haben, so müfste doch, wenn sie nicht ganz verzerrt oder aufgelöst worden, irgend ein Verhältnifs darin merkbar sein, der Standpunkt eines Preufsen wenigstens sich darin immer wiederfinden. Aber davon ist keine Spur. Preufsen erscheint in dem Buche als ein dem Schreiber ganz fremder Staat, dessen Politik, weit entfernt mit der Vorliebe, welche Vertrautheit und Einsicht nothwendig hervorbringen, erklärt und vertheidigt zu werden, vielmehr schonungslos, und auch gradezu ungerecht angefeindet wird. Ein besseres Loos erfährt auch Oesterreich nicht, die Feindschaft gegen diesen Staat äufsert sich vielleicht noch herber. Für England findet sich ebenso wenig Neigung, und durchaus keine für Frankreich. Da gleichwohl die entschiedenste Abneigung gegen die Revolution und die ganze Folge ihrer Regierungen an den Tag gelegt wird, so dürfte für den politischen Standpunkt des Buches zuletzt nur der der Emigration übrig bleiben, womit alle jene Verneinungen trefflich zusammenstimmen, und es wäre dann auch hinlänglich erklärt, wieso einem heutigen Französischen Buche die jetzt allgemein verbreiteten Vorzüge der Französischen Schreibseligkeit dennoch fehlen und ihm dagegen so viel ausländische Schwerfälligkeit ankleben mag.

Wir haben unsrerseits nur eine der Kritik obliegende Pflicht erfüllt, indem wir diese Memoiren, deren Genufs und Gebrauch wir übrigens niemanden verkümmern wollen, nur von demjenigen Gebiete zurückwei-

Digitized by Google

sen, welches sie, ihren eignen Andeutungen und den umlaufenden Gerüchten zufolge, nicht übel Lust bezeigten, unberechtigterweise in der Meinung des Publikums einzunehmen.

K. A. Varnhagen von Ense.

LXIX.

Geschichte des Preussischen Staats von G. A. H. Stenzel, Professor der Geschichte an der Universität zu Breslau. Erster Theil; vom J. 1191 — 1640. *Hamburg* 1830.

Es ist keine leichte Aufgabe, die Geschichte des Preussischen Staates in der Weise darzustellen, dass sie nicht in einzelnen Geschichten der verschiedenen Staatstheile, in los und locker neben einander gereihten, oder nach einander aufgestellten Provinzialgeschichten bestehe, sondern eine wahrhafte Geschichte des Staates, ein in sich als Ein Ganzes dastehendes und in allen seinen Theilen in einer gewissen Einheit abgeschlossenes Gemälde des Gesammtlebens des Staates bilde. Man begegnet zunächst der schwierigen Frage: welchen Standpunkt der Geschichtschreiber nehmen müsse, um solchergestalt die Einzelnheiten zu Einem Ganzen zusammenzufassen und das Gesammtleben in der zu einer Geschichte des Staates erforderlichen Einheit in Einem Bilde darzustellen? Preussen, wie es jetzt dasteht, bildet als Staat einen Verein von Ländern und Provinzen, die in früherer Zeit als unabhängige Fürstenthümer, zwar in mannichfacher Berührung zu einander, aber in keiner gemeinsamen durchgreifenden Verbindung standen, vielmehr in Verfassung, im Volksleben, in Sitten und Bräuchen, und selbst zum Theil in der Sprache, dem lebendigen Organe des volksthümlichen Geistes, als getrennt und gegenseitig fremd erscheinen. Wie soll nun die Geschichte dieser einzelnen Länder, die Jahrhunderte lang neben einander ohne einen Staatsverband dalagen, behandelt werden, wenn von einer Geschichte des Preussischen Staates die Rede ist? Die Vereinzelung und Abgeschlossenheit der ehedem unabhängigen Fürstenthümer, die dermalen den Staat bilden, hat zu der Ansicht Anlass gegeben, es reiche schon hin, die Geschichten dieser einzelnen Länder bis auf gewisse Zeiten herab ganz vereinzelt und ohne Rücksicht auf den Zusammenhang Eines Ganzen hinzustellen, um aus dieser Gesammtheit aller Einzelnheiten eine Gesammtgeschichte des Staates zu gewinnen; ein Plan, den z. B. Pauli in seiner „allgemeinen Preussischen Staats-Geschichte des dazu gehörigen Königreichs, Churfürstenthums und aller Herzogthümer, Fürstenthümer, Grafschaften und Herrschaften" befolgt hat. Anderer Seits ist man der Meinung gewesen, man dürfe hier die Geschichte des Hauses Hohenzollern oder der Mark Brandenburg, als gemeinsamen Halt und Verbindungspunkt oder gleichsam wie Hauptfachwerk hinstellen und in diese die Geschichten der einzelnen Fürstenthümer, aus denen der Staat allmählig erwuchs, als die Preussens, Pommerns, u. s. w. einschieben, sobald es der chronologische Zuwachs des Staatskörpers erfordere, die Vorgeschichten eines nachmaligen Staatstheiles näher kennen zu lernen. Jenes wie dieses hat seine eigenen Vorzüge theils in einer klaren Einsicht und genauen Kenntniss der einzelnen Schicksale, Verfassungen und des Kulturstandes der verschiedenen Länder, theils in der Gewinnung eines Zusammenhanges und einer gewissen Einheit des Ganzen bei aller Verschiedenheit der Einzelnheiten. Allein es finden bei beiden Plänen auch grosse Nachtheile und Uebelstände statt. Eine Geschichte des Staates können die Geschichten der einzelnen Länder, nach der zuerst erwähnten Behandlung, in keiner Weise genannt werden, am wenigsten in einer Zeit, in der sie nichts weniger als einen Staat bildeten, sondern noch als einzelne unabhängige Fürstenthümer dastanden. Wen nach einer in solcher Weise angelegten Geschichte des Staates gelüstet, darf nur die besten geschichtlichen Werke über Brandenburg, Preussen, Pommern, Magdeburg, Schlesien u. s. w. in chronologischer Ordnung so zusammenstellen, wie die einzelnen Provinzialgeschichten in die des Staates eingreifen, wobei sogar der Vortheil zu gewinnen wäre, dass eine auf solche Art geschaffene Geschichte der Preussischen Monarchie ohne Zweifel eine weit gründlichere und vollkommenere seyn würde, als wenn das Ganze von Einem Verfasser und an Einem Orte meist nur aus bekannten Quellen oder gewöhnlichen Hülfsmitteln bearbeitet wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 108.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1831.

Geschichte des Preufsischen Staats von G. A. H. Stenzel. Erster Theil.

(Fortsetzung.)

Ueber den anderen erwähnten Plan einer Geschichte des Preufsischen Staates, nach welchem die Geschichte des Hauses Hohenzollern als der Mittelpunkt betrachtet wird, von welchem aus man bei der Darstellung der Geschichte der übrigen Länder des Staates vor- und zurückgehen, und auf welchen sich alles hinbeziehen müsse, glaubt Ref. sein Urtheil um so eher zurückhalten zu dürfen, da erst vor kurzem in einer anderen Zeitschrift über diesen Punkt in kräftigen Zügen gesprochen worden ist.

Der Vf. des hier anzuzeigenden Werkes, der rühmlichst bekannte Geschichtschreiber der Fränkischen Kaiser, hat das Unzweckmäfsige und Unwissenschaftliche eines solchen Aggregats von Geschichten, wie bisher in der Regel geliefert ist, wohl erkannt, und Ref. freut sich, dafs die Bearbeitung dieses Theiles der von Heeren und Ukert unternommenen Europäischen Staaten-Geschichte in die Hände eines Mannes gekommen ist, der sich nicht nur als gründlicher Geschichtsforscher, sondern auch als gediegener Geschichtschreiber unter den Historikern Deutschlands einen ehrenvollen Namen erworben hat. Wenn daher Ref. dem Verf. auch nicht überall beistimmen kann und sich zu manchen Ausstellungen veranlafst sieht, so legt er hierin mehr nur die Beweise der Achtung nieder, die er stets den als durchaus werthvoll anerkannten Leistungen des Verfs. im Fache der Geschichte gezollt hat.

Wir erhalten hier eine Geschichte des Preufs. Staates nach einem meist eigenthümlichen Plane entworfen. Die Vorrede spricht sich in einer kurzen Uebersicht der Entwickelung des Staates über die Gründe aus, nach denen der Verf. die Geschichte desselben in drei Abschnitte zerfallen läfst. Der erste hier vorliegende enthält „die Vorgeschichte des Staats oder die Hauptzüge der Geschichte der Länder zwischen Elbe und Memel bis zum Auftreten des grofsen Kurfürsten, welche zunächst die Grundlage der Preufsischen Monarchie bildeten". Der zweite Theil wird die Zeit vom grofsen Kurfürsten bis zum Tode Friedrichs II. und der dritte den Zeitraum vom Tode Friedrichs bis auf die neuesten Tage in sich schliefsen. Der Verf. giebt uns aber in dieser Vorgeschichte nicht die Geschichten der einzelnen Länder, die nachmals als Staatstheile der Monarchie ein Ganzes ausmachten, als Einzelnheiten, sondern er stellt die Geschichte dieser Länder nach einem Plane dar, in welchem die geschichtlichen Verhältnisse, Schicksale und Erscheinungen der verschiedenen Länder zu Einem Bilde zusammengefafst werden, nur verschiedentlich modificirt durch Zeit und Oertlichkeit. Er verspricht über die Anordnung und Bearbeitung des Stoffes bald nähere Rechenschaft zu geben; ohne jedoch diese schon vor Augen zu haben, finden wir die Schilderung der einzelnen Schicksale der Länder und die Zeichnung der verschiedenartigen Richtungen in der eigenthümlichen Entwickelung der Völker hier im Ganzen so wohl geordnet und durchweg mit einer so gewandten historiographischen Hand gruppirt, dafs bei aller Verschiedenartigkeit des Provinziellen und Individuellen für gewisse Zeiträume doch immer ein ansprechendes Gesammtgemälde hervortritt und in seiner eigenthümlichen Farbe und Gestaltung klar und deutlich aufzufassen ist. Da es insbesondere diese historische Composition ist, welche den von dem Verf. befolgten Plan am meisten characterisirt und eben hierin mehr noch als in der Masse des neugewonnenen geschichtlichen Materials die Eigenthümlichkeit des Werkes liegt, so dürfte es dem Zwecke dieser Anzeige wohl am meisten entsprechen, wenn wir die Anordnung desselben, wenigstens für einen Theil, etwas näher entwickeln und daran einige der

Digitized by Google

Bemerkungen knüpfen, welche sich uns hie und da ergeben haben.

Im *ersten Buche* giebt der Verf. „die älteste Geschichte der Länder bis zum Anfange des vierzehnten Jahrhunderts" in einer lichtvollen und gutgeordneten Uebersicht, und zwar spricht er hier zuerst von dem Lande und dessen ältesten Bewohnern, Deutschen und Slaven, von dem Character des Slavenstammes im Allgemeinen, von den Kriegen der Deutschen gegen die Slaven bis zum zehnten Jahrh., von der Einführung des Christenthums bei den Slaven; dann geht er auf die Gründung der Mark Brandenburg und die Eroberung Preufsens durch den Deutschen Orden über und nachdem er gezeigt, wie die Macht Brandenburgs durch die Markgrafen aus dem Hause Anhalt sich weiter ausgebreitet, schliefst er diesen Abschnitt mit einer Uebersicht der innern Verhältnisse der Völker in Beziehung auf die Fürsten, die Unterthanen, die Einwanderung der Deutschen, die Anlegung freier Dörfer, die Gründung von Städten, den Handelsbetrieb, die kirchlichen und religiösen Gestaltungen u. s. w. Es liegt im Zwecke des Werkes und ist darum nicht tadelswerth, dafs das Ganze des vorgeführten Gemäldes mehr Skizze und Umrifs, als Ausführung und specielle Durchzeichnung ist. Man würde indessen doch sehr irren, wenn man in dem Buche nichts weiter vermuthete, als eine langweilige Aufzählung sogenannter wichtiger Thatsachen oder eine farblose und matte Hinzeichnung von Grundlinien von dem grofsen Gemälde des Lebens, welches sich in den Jahrhunderten des Mittelalters in den Ländern zwischen der Elbe und Memel bewegt hat; vielmehr gelingt es der glücklichen Hand des Verfs. nicht nur in dieser Darstellung der ältesten Zeiten, sondern auch in der Geschichte der spätern Jahrhunderte nicht selten, durch Hervorheben und Einmischen characteristischer Einzelnheiten und Eigenthümlichkeiten bald in Beziehung auf nationelle Verhältnisse, bald auf die Richtung des Geistes einer bestimmten Zeit, bald auf einzelne als wichtig und einflufsreich hervortretende Ereignisse und Erscheinungen oder auf einzelne im Gange des Völkerlebens bedeutungsvoll einwirkende Personen seiner geschichtlichen Darstellung, Leben, Licht und Farbe zu geben. Freilich können wir nicht leugnen, dafs manche Partieen des Buches etwas zu dürr und leblos ausgefallen und manche nicht unwichtige Erscheinungen zu sehr nur skizzirt sind, wovon zum Theil die Schuld auch in dem Mangel oder in der Beschaffenheit des geschichtlichen Stoffes selbst liegt. Bei dem vom Verf. befolgten Plane aber und bei dem Streben, die einzelnen Erscheinungen im Leben der verschiedenen Völker so viel als möglich in fafslicher Uebersicht zu verbinden und comparativ zusammenzustellen, gab es einen Abweg, auf welchen leicht zu gerathen war, und es ist dem Verf. hie und da nicht geglückt, ihn mit Vorsicht zu vermeiden: wir meinen die Aufstellung von allgemeinen Sätzen, welche, auf das Individuelle bezogen und angewandt auf das Eigenthümliche der einzelnen Völker, ihre Gültigkeit verlieren und selbst zum Irrthum Anlafs geben können. So S. 7., wo es heifst: „Alle diese Völkerschaften, Polen, Pommern, Wenden an der Elbe und Preufsen, glaubten an *einen* höchsten Gott im Himmel, den Vater und Herrscher aller übrigen Götter, der nur das Ueberirdische leite und diesen alles Irdische überlasse. Er war der weifse Gott (Belbog), denn das Licht ist den Sterblichen erfreulich, und schrecklich die Nacht. Daher erscheint hier früh dieser Gegensatz in der Verehrung des schwarzen Gottes (Cyernibog), des Urhebers des Bösen". Diese Behauptung hat allerdings ihre Gültigkeit in Beziehung auf die Slawen, Pommern und Wenden u. s. w.; aber sie kann keineswegs von den Preufsen gelten, die sowohl im Dogmatischen ihrer Religion als in ihren hierarchischen Instituten merklich von den Slawen abwichen. Da dem Verf. die ältere Religionsgeschichte der Preufsen, wie man aus diesem Werke selbst ersieht, genau bekannt ist, so sehen wir es nur als einen Mifsgriff in der Zusammenstellung an, der hier zum Irrthum verleiten kann. Ganz genau drückt sich der Vf. auch nicht aus, wenn er überhaupt die Priester der Preufsen Griwen nennt, denn es gab jeder Zeit nur *einen* Oberpriester, welcher diesen Namen trug, indem die unter diesem stehenden Priester Griwaiten oder Waidelotten, Siggonen oder Siggonoten, Wurskaiten u. s. w. hiefsen. Ebenso giebt es zu einem Mifsverständnisse Anlafs, wenn S. 22. gesagt wird, dafs „die dreimalige Empörung aller Leutizen und Sorben nicht nur immer wieder das gepflanzte Christenthum zerstörte, sondern auch von Zeit zu Zeit den alten Glauben wieder befestigte", denn offenbar hat der Verf. nicht von den Sorben, sondern, in Uebereinstimmung mit S. 20. von den Obotriten, sprechen wollen. Es möge hinreichen, in diesem ersten Buche diese wenigen Beispiele von ein-

Digitized by Google

zelnen Versehen zu berühren, welche die sonst sorgsam feilende Hand des Verfs. leicht hätte tilgen können. Dagegen finden wir auch manche anderwärts vorkommende unrichtige Angaben von ihm berichtigt; so läfst er z. B. die Markgrafen von Brandenburg Soldin im J. 1262. von den Templern eintauschen, während Pölitz in seiner Geschichte der Preufs. Monarchie S. 57. den Tausch vom Deutschen Orden geschehen läfst, obgleich die Urkunde bei Gercken *Cod. diplom. Brandenb. T. I. Nr.* 124. ganz klar vom Tempel-Orden spricht. So ist es allerdings richtig, wenn der Verf. den Verkauf von Danzig, Dirschau und Schwez von Seiten des Markgrafen Waldemar von Brandenburg an den Deutschen Orden schon ins J. 1309. setzt, während andere das J. 1310. annehmen, denn der Verkauf geschah doch eigentlich schon im J. 1309. durch den Vertrag zu Soldin (Gercken *l. c. T. VII. Nr.* 41.).

Nachdem in sieben Hauptstücken über die äufseren Verhältnisse der Völker bis zum Anfange des dreizehnten Jahrhunderts gesprochen ist, folgt im achten Hauptstücke eine Uebersicht der inneren Umgestaltungen in diesem Zeitraum. Obgleich auch hier nur die Hauptzüge gegeben werden konnten, so ist doch das Ganze mit solcher Lebendigkeit in der Darstellung und mit solcher Charakteristik und Schärfe der Umrisse hingestellt, dafs doch immer ein ziemlich klarer Ueberblick über die innern Völkerverhältnisse gewonnen werden kann. Gegen einzelne Behauptungen möchten sich freilich hie und da wohl Ausstellungen machen lassen. So heifst es z. B. S. 67., wo von der Gewalt der Landesherrschaft die Rede ist: „Durch die Freiheit der Deutschen Landesbewohner, durch die Lehnsformen im Güterbesitze des Deutschen Adels, unter welchen auch der Slavische Adel und in Preufsen die Witlinge (besser Withiege) aufgenommen wurden, dann durch die Vorrechte der Städte wurde die Regierungsgewalt der Markgrafen von Brandenburg und des Ordens in Preufsen beschränkt." In Beziehung auf die Markgrafen von Brandenburg möchte dieser Satz allerdings nicht zu bestreiten sein, denn sie unterlagen in ihren Verhältnissen zum Adel und zu den Städten ihrer Lande schon in dieser Zeit manchen Beschränkungen. Anders aber verhielt es sich in diesem Zeitraum mit dem Orden in Preufsen, denn im ganzen Verlaufe des dreizehnten und selbst des gröfsten Theils des vierzehnten Jahrhunderts läfst sich in dem Verhältnisse des Ordens zum landsäfsigen Adel und zu den Städten durchaus nichts entdecken, was ihn in seiner freien Regierungsgewalt in irgend einer Weise beschränkt hätte. Der Adel in Preufsen machte zwar einigemal gegen die Landesbischöfe in den Bischofstheilen, wie z. B. im J. 1379. gegen den Bischof von Pomesanien den Versuch, sich einiger Lasten zu entschlagen, ohne jedoch zum Ziele zu kommen. Gegen den Orden indessen änderte sich in der ganzen Zeit nichts von Bedeutung in den Verhältnissen, in welche er den eingewanderten Deutschen Adel gesetzt hatte. So wenig sich in diesem schon eine eigentliche Vertretung seiner Rechte ausgebildet hatte, so wenig fanden auch, wie es in Deutschland damals hie und wieder der Fall war, weder unter dem Adel, noch unter den Städten Verbindungen und Genossenschaften Statt, die sich eine Beschränkung der Regierungsmacht des Ordens und eine freiere Stellung des landsäfsigen Adels zum Ziele gesetzt hätten. Ebenso wenig kann jetzt schon von einer Beschränkung des Ordens durch die Vorrechte der Städte die Rede sein. Vorrechte besafsen die Städte Preufsens überhaupt weit weniger in Beziehung auf ihre Verhältnisse zu der Landesherrschaft, als vielmehr nur im Vergleich unter sich selbst. In ihrer ursprünglich abhängigen Lage gegen die Ordensherrschaft hatte sich bis über die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts hinaus nichts Wesentliches verändert. Der Orden hatte sie hie und da begünstigt, ihren Handel und Gewerbe befördert und ihnen mancherlei Erleichterungen bewilligt; von neuen Vorrechten aber, die, der Landesherrschaft von ihnen abgetrotzt, ihre Stellung gegen den Orden freier gemacht und dessen Obergewalt über sie in engere Grenzen gesetzt hätten, weifs die Geschichte dieser Jahrhunderte noch nichts. Vielmehr unterlagen diese Städte bis weit über jene Zeit hinaus noch der nämlichen Abhängigkeit von den Geboten und Satzungen des Ordens, wie in den ersten Zeiten ihrer Entstehung. Erst die in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrh. eintretende regere Theilnahme am Welthandel und ihre Gemeinschaft in den Hanseatischen Angelegenheiten wurden ein mächtiger Hebel für das wachsende politische Gewicht der Städte und erst ganz gegen das Ende des erwähnten Jahrhunderts und im Anfange des funfzehnten fingen sie nach und nach an, dieses ihr Gewicht gegen den Orden geltend zu machen. — Aufserdem möchte in der erwähnten Stelle des Verfs. wohl auch die Behauptung, dafs die Wi-

Digitized by Google

thiege in Preussen (eigentlich bloss in Samland) in den Deutschen Adel aufgenommen worden seien, noch zu bestreiten sein. Es fand zwar allerdings eine Assimilation und theilweise auch eine Gleichstellung der edlen und vornehmen Preussen mit den Deutschen adeligen Lehnsleuten statt und der Withieg hatte mancherlei gleiche Vorrechte mit dem adeligen Lehnsbesitzer; allein es gab doch eine Menge von Differenzen in ihren beiderseitigen Verhältnissen, die sie keineswegs als einen und denselbigen Stand betrachten lassen, wir erwähnen nur z. B. des völlig freien Allodial-Besitzes des Withiges, den der Deutsche Lehns-Adel in Preussen nicht hatte, des ungemessenen Kriegsdienstes des Withiegs auf weiteren Heerfahrten oder sg. Reisen, wozu der Deutsche Lehns-Adel in der Regel nicht verpflichtet war, des erblichen Familien-Namens des Deutschen Adeligen, der dem Withiege ganz abging u. s. w.

Hin und wieder hat die Kürze und Gedrängtheit, mit welcher der Verf. über manche Gegenstände des inneren Verfassungswesens spricht, Einzelnes nicht in dem erforderlichen Lichte hervortreten lassen. So setzt er S. 72. die Verschiedenheit der Rechtsverfassung bei den Slaven und den Deutschen, gegründet auf die Verschiedenheit der Begriffe des Verhältnisses der Fürsten zu den Unterthanen, wie es uns scheint, recht passend auseinander und sagt: „Dieses Palladium der Deutschen Freiheit, nur von seines Gleichen gerichtet zu werden, das vom Fürsten bis zum Bauer hinabging, schützte Jeden vor Unterdrückung an Gerichtsstelle und erhielt den Geist des öffentlichen Lebens frisch." Wenn der Verf. aber dann hinzufügt: „Eben weil eine solche Gerichtsverfassung den Slavischen Völkern ganz fremd war, wählten auch die Preussen (1249) im Frieden, als es ihnen freigestellt wurde, nicht das Deutsche, sondern das Polnische Rechtsverfahren," so wollen wir zwar den Grund der Unbekanntschaft der Preussen mit den Vorzügen des Deutschen Rechtsverfahrens, weil er unbestreitbar der hervorstechendste ist, gelten lassen; allein es bleibt in des Verfs. Worten völlig dunkel, in welcher Weise das Polnische Rechtsverfahren bei den Preussen seine Anwendung fand, denn nach den Formen, wie es der Verf. bei den Slaven schildert, war es unter der Herrschaft des Ordens und unter dessen Regierungsformen nur in sofern anwendbar, dass der Orden an die Stelle des Fürsten und die Gebietiger und Komthure an die der Kastellane oder Burggrafen traten, woher es auch kam, dass die Preussen in allen ihren Rechts- und Gerichtsverhältnissen unmittelbar dem Orden, d. h. dessen Provinzialbeamten untergeben waren und kein Deutscher Dorfschultheis in irgend einer Beziehung gerichtliche Gewalt über einen Preussischen Einsassen seines Gerichtsbezirkes üben konnte. Ebenso vermisst man S. 90., wo der Verf. auseinander setzt, warum es den Bischöfen in den Slavischen Ländern nicht gelang, in dem Maasse mächtig zu werden, wie es die meisten in Deutschland wurden, einen Ueberblick der Verhältnisse der Bischöfe in Preussen zu dem Orden, um in einigen Zeilen die Gründe entwickelt zu sehen, weshalb diese Bischöfe eine ganz eigene Stellung gewannen, und woran es lag, dass sich in Preussen das hierarchische Wesen so wenig ausbilden und das Mönchswesen fast gar nicht zum Gedeihen kommen konnte. Das letztere berührt der Verf. S. 92., aber doch nur in so allgemeinen Ausdrücken, dass der mit der Sache nicht schon bekannte Leser keine rechte Einsicht in die Verhältnisse wird gewinnen können. Ohne uns jedoch länger bei Einzelnheiten in dem ersten Buche aufzuhalten, schliessen wir noch diese Bemerkung an. Der Verf. ist ein Mann, der nicht nur die Geschichte der Preuss. Monarchie und Deutschlands sehr gründlich und tief studirt hat, sondern auch die Geschichte des ganzen Weltganges, die Universal-Geschichte in rechter Weise kennt und diese Kenntniss in seinem Werke vielfältig bekundet. Sie hat ihn weit über den gemeinen Standpunkt der Qual mit Namen und Zahlen emporgehoben. Er giebt hie und da Ansichten und Entwickelungen, die nicht bloss an sich selbst von dem philosophischen Geiste und tieferen Forschen in dem grossen Entwickelungsgange der Weltgeschichte zeugen, mit welchem er seine Wissenschaft durchdringt, sondern auch in ihrer Anwendung und Beziehung auf die einzelnen Erscheinungen der Provinzialgeschichte einen Hintergrund bilden, von welchem die Farben des Provinzialgemäldes getragen werden und zugleich ihr wahres Licht und Leben erhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 109.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1831.

Geschichte des Preufsischen Staats von G. A. H. Stenzel. Erster Theil.

(Fortsetzung.)

Wir zeichnen zur Begründung des Gesagten die S. 87. entwickelte Ansicht über Papstthum und päpstliche Gewalt aus, welche der Verf. seiner Darstellung des Kirchenwesens der von ihm behandelten Länder vorangehn läfst. Die Schlufsworte lauten: „Wer gab ihnen das Recht, sich in die inneren Regierungsverhältnisse der Fürsten zu mischen? Sie nahmen es sich, als Oberhäupter der Christenheit, sie hatten es von Gott, welcher den vernünftigen Gebrauch der Gewalt für die gedrückte Menschheit will". So sehr aber auch Ref. mit dieser auch von ihm schon ausgesprochenen Ansicht von dem Heile des Papstthums und dem wohlthätigen Einflusse der Kirchengewalt auf die Verhältnisse der Welt im Mittelalter übereinstimmt, so wenig darf sich der Verf. doch jetzt schon allgemeine Beistimmung für seine Behauptung versprechen, indem die ältere, vor dem tieferen und unbefangeneren Studium des Mittelalters entstandene, besonders aber in der Geschichte der Kirche von den Theologen festgehaltene Ansicht von der Gewalt des päpstlichen Stuhles noch keineswegs zu Grabe gegangen ist. Seine Ansicht von dem Gange des Weltlebens und der menschlichen Kultur überhaupt spricht der Verf. S. 135. also aus: „Es scheint ein Kreislauf in allen Entwickelungen der Geschichte des Menschen zu seyn; allein es sind Schlangenwindungen, welche dem entfernten Auge ineinander zu laufen scheinen, während sie sich wirklich immer weiter von ihrem Ausgangspunkte entfernen. Nicht geradehin, auf der kürzesten Linie bewegt sich der Mensch zum Ziele, sondern wie Massen, welche durch mehrfache Kräfte ungleichmäfsig nach verschiedenen Richtungen getrieben werden, durch eine gewundene Linie. Daher die Langsamkeit der Gesammtentwickelung, welche oft Jahrhunderte hindurch still zu stehen oder sich nur unmerklich fortzubewegen scheint und dennoch fortschreitet".

Je mehr wir aber solche universalhistorische Blicke, die das Einzelne der Provinzialgeschichte heben und beleben und auf allgemeine Gesetze der Welterscheinungen zurückführen, als einen besonderen Vorzug dieses Werkes hervorheben zu müssen glaubten, um so weniger haben uns gewisse manierirte Schilderungen ansprechen mögen, die zum Glück nur selten sind, aber wo man sie findet, nur störend erscheinen. Ehe z. B. der Verf. über die Handelsverhältnisse der Länder spricht, läfst er sich, einleitend, S. 82. also vernehmen: „Der Handel giebt die Reichthümer, ohne welche das höhere geistige Leben nicht gedeiht. Er entsteht aus den natürlichen Bedürfnissen der Menschen und der Möglichkeit diese zu befriedigen. Die Vortheile, welche er allerseits gewährt, reizen an, jeder Gefahr zu trotzen: der Handelsmann übersteigt die höchsten Gebirge, dringt durch die dichtesten Wälder, zieht durch wasserleere Sandwüsten, seit Jahrhunderten mitten durch das Innere von Afrika, wo keines Reisenden Fufs gefahrlos weilt; er ist vor rohen Völkern sicher, denen er nützlich ist und bald nothwendig wird; von Klippen und Untiefen, Stürmen und Strudeln ungehindert durchschneidet der Kiel seiner Schiffe die fremden Meere, welche den Erdball umziehen" — und so spricht der Vf. über den Handel im Allgemeinen noch eine ganze Seite lang. Wir fragen aber: was soll eine solche Schilderung in einer Geschichte des Preufsischen, ja überhaupt eines bestimmten Staates? Neu ist nichts darin gesagt; ein klareres Licht wirft sie ebenfalls nicht auf den Handelsgang der Länder, deren Geschichte hier beschrieben ist. Was der Verf. über den Handelsverkehr in den verschiedenen Ländern selbst sagt, wird jeden weit mehr ansprechen, als jene allgemeine Ergiefsung. Wir haben manche ganz neue, aus noch ungedruckten Urkun-

Digitized by Google

den entnommene Bemerkungen gefunden, freilich meist nur in Beziehung auf Schlesien, denn über den Handel in Pommern erfahren wir hier nur äufserst wenig, wie überhaupt der Verf. hier vielleicht besser gethan, wenn er das Einzelne, jedem Lande besonders Angehörige zu einer klareren Uebersicht mehr auseinander gehalten hätte. Wir lernen hier nicht einmal die Namen der Städte in den verschiedenen Ländern kennen, die mit im Bunde der Hanse standen, vielweniger ihre Verbindungs- und Handlungsverhältnisse zu ihm. Wenn es aber S. 34. vom Bunde der Hanse heifst: „von Bergen und Nowgorod bis London und Lissabon und tief in das Innere Europas erstreckte sich die Handelsthätigkeit der verbündeten Städte", so hat der Verf. unter letzteren doch wohl die Bundesstädte der von ihm beschriebenen Länder nicht gemeint; aber es möchte überhaupt an einem eigentlichen Handelsverkehr zwischen den Hansestädten und Lissabon im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert zu zweifeln seyn. Zwar dehnt auch Hüllmann, Städtewesen des Mittelalters B. I. S. 172., das Handelsgebiet der Hanse von Wisby und Nowgorod bis London und Lissabon aus; allein wir finden nirgends einen bündigen Beweis über eine Handelsgemeinschaft zwischen den Gliedern der Hanse und Lissabon, und nicht blofs Referent, der mehre Bände Hanseatischer Recesse aus dem vierzehnten Jahrhunderte in den Händen hat, weifs sich daraus keiner Spur einer Handelsverbindung der Hanseaten mit Lissabon zu erinnern, sondern auch die gründlichsten Forscher über diesen Gegenstand, Sartorius und Lappenberg haben darüber nichts nachweisen können. War doch selbst der Handel der Hansestädte mit Spanien in dieser Zeit noch so beschränkt und ohne Bedeutung, dafs die Geschichte kaum davon zu reden weifs. Unter den Städten Preufsens, welche als Glieder der Hanse und als Zwischenplätze des Seehandels, sowie als wichtige Plätze des Binnenhandels S. 85. erwähnt werden, wäre vorzüglich neben Danzig auch Elbing zu nennen gewesen, nicht blofs, weil diese Stadt die erste war, welche unter den Städten des Ordensstaates in die Zahl der Hansestädte aufgenommen wurde, sondern auch ihres grofsen Gewichtes wegen, das sie im Handelsverkehr sowohl nach Westen, besonders nach den Niederlanden, als auch nach Nordosten Jahrhunderte lang behauptete. — Am Schlusse dieses ersten Buches endlich, wo vom Deutschen Orden die Rede ist, wird S. 97. und S. 135. die Behauptung wiederholt, dafs der Sitz des Hochmeisters von Venedig zuerst nach Marburg und von da nach Preufsen verlegt worden. Ref. hat indessen in seiner Geschichte Preufsens B. IV. S. 253—255., wie ihm scheint, hinlänglich nachgewiesen, dafs von einer Verlegung des Hochmeistersitzes nach Marburg nicht die Rede seyn kann, und dafs die von einigen Chronisten in Gang gebrachte Behauptung von einem längeren Aufenthalte des Hochmeisters in Marburg durch urkundliche Angaben widerlegt wird.

Das *zweite Buch* umfafst den Zeitraum vom Anfange des vierzehnten Jahrhunderts bis zum Anfange des sechzehnten und zerfällt in elf Hauptstücke, in welchen Brandenburgs Zerrüttung 1319—1340, das Haus Luxemburg bis z. J. 1376, die Theilung der Staaten Karls IV. unter Wenzel, Sigismund und Johann, Polen unter Kasimir III. und Ludwig von Ungarn, die Hochmeister in Preufsen, Winrich von Kniprode, des Deutschen Ordens goldene Zeit und innerer Verfall, Vereinigung Polens und Litthauens, Verfall des Ordens bis zum Thorner Frieden 1411, die Mark Brandenburg unter den Luxemburgern, Sinken der Macht dieses Hauses durch innere Uneinigkeit, des Burggrafen Friederich von Nürnberg Erwerbung der Mark Brandenburg, Untergang des Hauses Luxemburg, die beiden ersten Hohenzollernschen Kurfürsten von Brandenburg, Geschichte des Ordens in Preufsen bis zum Thorner Frieden 1466, Geschichte Schlesiens unter Ladislaus, Georg Podiebrad und Matthias Corvinus, Brandenburgs unter Friederich II. bis auf Joachim I., dargestellt und endlich eine Uebersicht der inneren und äufseren Verhältnisse in diesem Zeitraum, gegeben wird. Der Umfang der Zeit und die Mannichfaltigkeit der Gegenstände, welche dieser Abschnitt umfafst, ist fast übergrofs, so dafs ein auch nur einigermafsen specielles Eingehen in die Erscheinungen in gleichmäfsiger Form natürlich nicht erwartet werden darf. Wir finden daher Manches, wie z. B. S. 112—113. die Geschichte Schlesiens nur in grofsen Zügen, vielleicht in einem zu allgemein gehaltenen Abrisse geschildert, und es hat uns an mehren Theilen geschienen, als gehe der Verf. über Einzelnes doch etwas zu leicht und schnell hinweg. Nicht selten indessen überrascht er auch hier wieder durch Hervorheben und Einflechten interessanter Einzelnheiten, sowie durch gelungene Schilderungen einzelner Zeiträume oder wichtiger Personen voll Geist und Leben. So wird z.

Digitized by Google

B. die Schilderung des inneren Zustandes der Mark gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts jeden Leser ansprechen, obgleich er das Manierirte darin entfernet sehen möchte. Wie trefflich dem Verf. hie und da seine Characterschilderungen einzelner Fürsten gelingen, könnte an mehren Beispielen erwiesen werden; wir wollen jedoch nur das des Kurfürsten Albrecht Achilles hervorheben, über den es S. 234. heisst: „Albrecht, der zu seinen Fränkischen Ländern auch noch Brandenburg erhielt, war ganz der Ritter des Mittelalters an dessen Neige. Das Haus Hohenzollern, Deutschland, beide so reich an Helden, haben seines Gleichen nicht mehr gehabt. Auf allen Turnieren glänzt er, seine Lanze legt Jeden nieder, nur Einmal räumt er den Sattel, den auch sein Gegner nicht behaupten kann; siebzehnmal siegte er so ohne Harnisch, nur mit Sturmhaube und Schild bedeckt. Ueberall, in Deutschland, Polen, Preussen, Ungarn, Böhmen, hat er sich versucht, überall ist des Kriegers hohe Gestalt, männliche Schönheit und Kraft ebenso bewundert worden, wie die Gewandtheit seiner Rede und die Klugheit seines Rathes. Er ist der Fürst des funfzehnten Jahrhunderts, in voller Kraft. Er verachtet die Bürger, die Krämer, es empört sein Innerstes, dass sie es wagen, einem Ritter, einem Fürsten wie er zu widerstehen. Was fragt er nach Urkunden, nach Verträgen, nach des Kaisers Spruch und dem päpstlichen Banne? Er weiss, dass der Sieger doch Recht behält. „Ich bin Landesfürst", sagt er zu den Nürnbergern, mit denen er in Streit geräth über die Gerechtsame der Burg, welche die Bürger von seinem Vater, Friederich I., (1427.) für schweres Geld gekauft hatten, „ich habe meine Regalien und Land vom Reiche". So greift er zu. Die Nürnberger finden Hülfe bei den Städten und vielen Fürsten. Mit Albrecht sind seine Brüder und Andere. Neunmal wird in einem Jahre geschlagen, nur einmal unterliegt der sonst immer Siegreiche. Er dringt immer voran, wo die Gefahr am grössten ist, er ist im Sturme der Erste auf der Mauer, er allein stürzt sich seiner Schaar voran auf achthundert Nürnberger, seine Lanze, und als sie gebrochen, sein Schwerdt machen ihm Bahn zum Banner; er fasst es mit eiserner Faust. Sieg! Sieg! ruft er, als die Schläge von allen Seiten hart auf ihn fallen. Er wäre eher gestorben, als er das Banner gelassen hätte. Seine Ritter machen ihm Luft, Blut strömt ihm aus Nase und Mund und doch, froh des Siegs, weist er den Wagen zurück, „ein Fürst darf nicht fahren", und besteigt sein Ross".

Gehen wir auch hier auf die Erörterung einiger Einzelnheiten ein, so finden wir S. 102. die Angabe, dass Agnes, die Wittwe des Markgrafen Waldemar, ihrem neuen Gemahl, dem Herzoge Otto dem Milden von Braunschweig ausser der Altmark auch noch Landsberg und die Pfalz Sachsen zugebracht habe. Diess widerspricht jedoch der bisherigen Annahme, nach welcher die Markgrafschaft Landsberg und die Pfalz Sachsen der Wittwe Heinrichs II. ohne Land als Witthum zugehörte, von welcher es der Herzog Magnus von Braunschweig erhielt.*) Wenn es ferner S. 131. heisst, dass der König Kasimir III. von Polen in dem mit dem Deutschen Orden geschlossenen Frieden ausser Michelau und Pommerellen auch Kulm abgetreten habe, so kann diese Behauptung, so gestellt, leicht zu einem Irrthum Anlass geben. Im Besitze des Kulmerlandes war bekanntlich die Krone Polens längst nicht mehr gewesen und über hundert Jahre hatte man auch nicht einmal den Gedanken gehegt, dieses Land dem Orden streitig zu machen. Im Verlaufe der wegen der Besitznahme von Pommerellen entstandenen Streithändel aber machte man es damals in Polen wie noch heut zu Tage. Man verlangte vom Orden deshalb sehr viel, um von dem Vielen doch etwas zu erlangen. Um Pommerellen zu retten, erhob man auch Ansprüche auf Kulmerland, weil dieses einst zu Polen gerechnet worden war. Man konnte freilich unmöglich erwarten, dass der Orden, der es auf unbestreitbare Dokumente schon längst als sein Eigenthum besass, es freigeben werde; indessen hatte die Erhebung dieser Ansprüche doch immer ihren Zweck gehabt und im Friedensschlusse mussten sie, die vielleicht kaum im rechten Ernste geschehen waren, als aufgehoben erklärt werden; daher heisst es ja auch nur in dem Friedensinstrumente des Königes: *donationem terrae Culmensis — — ratificamus et praesentis scripti patrocinio confirmamus.* — Eine andere Bemerkung betrifft die Dauer der Sprache der alten Preussen. Nicht bloss im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts wurde, wie der Verf. S. 133. sagt, in Preussen noch in der Altpreussischen Sprache gepredigt und

*) Botho *Chron. Brunsw. picturat. ap. Leibnitz script. rer. Brunsw. T. III. p.* 375. Buchholtz Versuch einer Geschichte der Churmark Brandenb. B. II. S. 303. Gallus Gesch. der Mark Brandenb. B. I. S. 265.

Digitized by Google

gelehrt, sondern es geschah dieses noch bis nach der Mitte des genannten Jahrhunderts, wie Hartknoch A. und N. Preufsen S. 89. bezeugt. Die beiden Uebersetzungen des Lutherischen Katechismus ins Altpreufsische vom J. 1545. und 1561. beweisen auch selbst noch in dieser Zeit das Leben dieser Sprache in einem grofsen Theile des Volkes. Vgl. Vater, die Sprache der alten Preufs. — Es konnte nicht fehlen, dafs der Verf. beim Gebrauche der gewöhnlichen Quellen und Hülfsmittel im vierten Hauptstücke, wo er von der Vereinigung Polens und Litthauens und dann vom Verfalle des Ordens bis zum Thorner Frieden spricht, zu mancherlei unrichtigen Angaben verleitet wurde. Ohne darüber zu streiten, ob man statt: „Seit dem 11ten Jahrhunderte traten in der Geschichte die Litthauer *an der Wilia* auf" nicht besser: Die Litthauer in den Landen rechts der Memel, sagen müsse (da die Samaiten damals auch mit unter dem allgemeinen Namen der Litthauer begriffen wurden und der Memel-Strom ohne Zweifel eine bessere Gränzbezeichnung für Litthauen ist), müssen wir gleich am Anfange den Satz für unrichtig erklären: „Im Jahre 1328. wurden 70,000 Gefangene nach Preufsen in die Knechtschaft geschleppt und mufsten an den Festungs-Werken der Städte und Burgen des Ordens arbeiten." Diese Nachricht giebt uns Lucas David B. VI. S. 81.; allein er erwähnt ausdrücklich, dafs er sie aus dem lügenhaften Chronisten Simon Grunau entlehnt habe. Sie wird von keiner einzigen bewährten geschichtlichen Quelle bestätigt, wie des Ref. Geschichte Preufsens B. IV. S. 429 — 431. ausweiset, weshalb sie hier als Erdichtung auch keine Berücksichtigung gefunden hat.

Das *dritte Buch* umfafst die Zeit vom Anfange der Reformation bis zum Regierungsantritte des grofsen Kurfürsten und zerfällt in fünf Hauptstücke, welche die Geschichte der Reformation bis zum Religionskriege, dann diesen selbst erzählt, darauf die näheren Veranlassungen des 30jährigen Krieges bis zu dessen Ausbruche entwickelt und nachdem diesen selbst darstellt, soweit er die verschiedenen Länder des Preufs. Staates berührte oder sich auf ihnen bewegte. Den Schlufs bildet auch hier wieder eine Uebersicht der inneren Verhältnisse. Die Aufgabe des Geschichtschreibers mufste in der Darstellung dieser so wichtigen als interessanten Zeit in mancher Beziehung ungleich schwieriger werden. In dem mächtigen Hervortreten der Kirche und ihrer Verhältnisse und Umwandlungen tritt hier zugleich dem Geschichtschreiber der starke Conflict der Glaubensmeinungen entgegen; die Geister der Parteien rechts und links bewegen sich auf eine gewaltige Weise für und wider einander. Der Geschichtschreiber wird jeder Zeit mit in diesen Sturm hineingerissen; ohne völlig freie und selbsteigene Bestimmung wird er durch Verhältnisse seiner Persönlichkeit, deren er sich, auch wenn er wollte, nie gänzlich entschlagen kann, bald auf diese oder jene Seite gezogen und es ist für die geschichtliche Darstelluung dieser Zeit keineswegs gleichgültig, ob der Geschichtschreiber auf der Partei rechts oder links steht, wie aus so manchen geschichtlichen Werken über die Ereignisse dieser Periode und namentlich neuerlichst auch aus Buchholz Geschichte Ferdinands des Ersten nur zu klar hervorgeht. Unser Verf. hat das Schwierige seiner Aufgabe in dieser Beziehung wohl erkannt, denn „der Geschichtschreiber, sagt er S. 273. soll suchen, möglichst frei von vorübergehenden Beziehungen das Wesen der Ereignisse in ihren Ursachen und Wirkungen darzustellen; es mag sich daraus ergeben was wolle, der Verfall oder das Fortschreiten der Menschheit nach ihrem heiligen Ziele zur sittlichen Veredlung, wie sie der Heiland in dem Einen Gebote gab: liebt euch untereinander."

Doch ist es auch dem Verf. selbst nicht ganz gelungen, sich von allen solchen Beziehungen frei zu halten. Wie sie für den Geschichtschreiber in der Zeit und ihrer Gestaltung und ihrem Geiste begründet sind, so sind sie es im Raume oder in der bestimmten Oertlichkeit, in die er eingewiesen ist. Auch dieser soll er sich entschlagen; sie sind vorübergehend und dürfen auf seine Darstellung allgemeiner Ereignisse in ihrem wahren Wesen keinen vorherrschenden Einflufs üben. Allein, wie steht es in dieser Hinsicht mit unserem Verfasser? Man darf wenig in seinem Werke gelesen haben, um zu sehen, dafs er in Schlesien und namentlich in Breslau schrieb, und von dort aus die Ereignisse der übrigen Länder betrachtete. Wir haben eine Reihe von Stellen angemerkt, in welchen die Geschichte Breslaus unverhältnifsmäfsig stark hervorgehoben wird.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 110.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1831.

Geschichte des Preufsischen Staats von G. A. H. Stenzel. Erster Theil.

(Schlufs.)

Als eines Beispiels erwähnen wir hier nur des S. 159. vorkommenden Schweidnitzer Bierstreites zwischen der Bürgerschaft von Breslau und dem dortigen Domstifte, der wohl schwerlich eine Erwähnung, wenigstens nicht in der Ausführlichkeit gefunden hätte, wäre das Interesse, welches der Streit als Charakterzeichnung der Zeit an sich hat, dem Verf. ebendarum nicht so nahe getreten, weil er in Breslau lebte und schrieb. Abgesehen von manchen anderen Nachtheilen, die ein solches Hervorheben und leises oder ganz stillschweigendes Uebergehen einzelner Erscheinungen, nicht veranlafst durch die innere Wichtigkeit in Wirkung und Einflufs, sondern nur durch die Nähe oder Entferntheit des Geschichtschreibers von dem Schauplatze der Ereignisse zur Folge hat, bringt es in die historische Darstellung eine störende Unverhältnifsmäfsigkeit in den verschiedenen Theilen des geschichtlichen Bildes, der nothwendig einen Mangel an vollständiger Kenntnifs des ganzen Charakters der Zeit, und damit Unrichtigkeit im Urtheile über die Zeit mit sich führen mufs. — Die Geschichte der Reformation in Schlesien und Preufsen finden wir in den wesentlichen Zügen ihres Ganges und in ihrer verschiedenen Richtung sehr gut dargestellt, sowie überhaupt auch dieser Theil des Buches mit ebenso genauer Kenntnifs der Sache als glücklicher Hand in der Zeichnung bearbeitet ist; aber auch hier tritt das Unverhältnifsmäfsige in der Mittheilung des Stoffes oft stark hervor, denn während uns über das Reformationswesen in Breslau meist recht interessante Nachrichten gegeben werden, bleiben andere, nicht minder wichtige Städte anderer Länder entweder ganz unberührt oder werden nur in wenigen Zeilen abgefertigt; so heifst es z. B. über Danzig S. 285. blofs: In Westpreufsen wurde Danzig ein starker Mittelpunkt für die Anhänger der neuen Lehre" und weiter erfahren wir nichts darüber. Ref. weifs recht gut, dafs die Schuld dieser Unverhältnifsmäfsigkeit in der Mittheilung des Stoffes keineswegs allein dem Verf. zuzuschreiben ist. Die Quellen fliefsen dem Geschichtschreiber nicht von allen Seiten her in gleicher Fülle und Klarheit zu; nur zu oft bedingt die Oertlichkeit seines Aufenthaltes bald seinen Reichthum, bald seine Dürftigkeit im gegebenen Stoffe und in Preufsen ist leider für das Feld der Landesgeschichte noch nicht so viel vorgearbeitet, gesammelt und gesichtet, dafs man für alle Theile seiner Geschichte mit voller Hand schöpfen könnte. Wie kann überhaupt von irgend Jemanden, der es mit der Sache ernst nimmt, in unserer Zeit, in der es mit den Specialgeschichten eben noch nicht am besten steht, eine in allen ihren Theilen gleich vollständige, gleich kritisch gesichtete und auch nur einigermafsen vollendete Geschichte des Preufsischen Staates an Einem Orte bearbeitet werden!

Eine andere Schwierigkeit für den Geschichtschreiber von Provinzialgeschichten, die im Mittelalter wegen der meist noch stärkeren Abgeschlossenheit und Vereinzelung der Provinzen und Staaten weniger fühlbar hervortritt, liegt mit dem Anfange der sogenannten neueren Geschichte in der Aufgabe: wie und in welchem Verhältnisse und Maafs das Provinziale mit dem Allgemeinen zu verbinden sei, so dafs das Eine nicht als bedeutungslose und nur für sich daseiende Einzelnheit dastehe, als hätte es gar keinen Zusammenhang und also auch keine Ursache und Wirkung in dem grofsen Entwickelungsgange der Menschheit, das Andere aber, das Allgemeine, nicht nur zur richtigen Erkenntnifs und rechter Würdigung des Einzelnen das nöthige Licht und den wahren Maafsstab gebe, sondern auch selbst wieder in Beziehung des Einzelnen auf das Allgemeine seine Wahrheit begründe und seinen bestimmten Character erhalte. Hr. Stenzel hat nach unserem Ur-

Digitized by Google

theile hierin viel glücklichen Tact wie überhaupt in dem ganzen Werke, so insbesondere in dem Abschnitte über die neuere Geschichte bewiesen, indem er überall, wo es zur klaren Erkenntnifs des wahren Wesens der Erscheinungen nothwendig wird, die Specialgeschichte auf die zweckmäfsigste Weise in die allgemeine einflicht und jene durch diese gleichsam gehoben und getragen werden läfst.

Was das Einzelne in diesem Abschnitte anlangt, so könnten wir neben manchem, was zu berichtigen wäre und worin wir mit dem Verf. nicht ganz übereinstimmen, auf vieles Vortreffliche und Interessante aufmerksam machen. Wir begnügen uns jedoch mit einigen Beispielen in letzterer Beziehung. So finden wir unter andern die Bemerkung nicht nur sehr richtig, sondern sie klärt uns auch das innere Wesen mancher Erscheinung auf, dafs die Reformatoren ganz natürlich nicht verleugnen konnten, Katholiken gewesen zu sein und deshalb eben, wie sie von dorther gewöhnt waren, nur selbst *eine* Erklärung als die einzig richtige, ja als die einzige zum Heile führende, jede andere als verdammungswürdig aufstellten, dafs sie also eben wie die katholische Kirche den freien menschlichen Geist durch Formeln in Fesseln schlugen. Es ist diefs aber keineswegs eine Anklage der Reformatoren, sondern der Verf. will hiemit blofs zeigen, wie verwandt im Grunde Zeiten und Ideen sind, die sehr verschieden erscheinen und wie verschieden beide sind, wo sie sehr ähnlich zu seyn scheinen. Wer denkt hiebei nicht an die argen theologischen Streitigkeiten während und bald nach Luthers Zeit und wessen Blick fällt bei dieser Bemerkung nicht auch auf Ereignisse unserer Tage im theologischen Meinungskampfe? Luther, bei dem das bessere Princip nicht selten lichtvoll durchbrach durch den Morgennebel der Zeit, machte davon wenigstens in späterer Zeit eine rühmliche Ausnahme, denn als z. B., wie unser Verf. S. 307. erzählt, bei der neuen Einrichtung des Gottesdienstes in der Mark die Bischöfe und ihre Rechte und viele andere alte gottesdienstliche Formen, welche in Sachsen längst abgeschafft waren, beibehalten wurden, um die Trennung weniger in das Auge fallen zu lassen, manche eifrige Protestanten aber daran Anstofs nahmen, beruhigte sie Luther dadurch, dafs er an den Probst Buchholzer, den ersten evangelischen Prediger in Berlin, schrieb: Wenn es dem Kurfürsten gefalle, so möge Buchholzer ein silbernes oder goldenes Kreuz tragen, ein Sammt-, Seiden- oder leinenes Mefsgewand anlegen, oder deren zwei, ja drei über einander ziehen; habe der Kurfürst an Einer Procession um die Kirche noch nicht genug, so solle Buchholzer siebenmal herumgehen; ja es stehe dem Kurfürsten frei, selbst unter Musik dabei zu tanzen, wie David gethan. Durch dergleichen Dinge könne dem Evangelium Nichts zuwachsen und Nichts abgehen, wenn nur dergleichen nicht als zur Seligkeit nothwendig erachtet würde; und könnt' ich's mit dem Papst und den Papisten so weit bringen, fuhr er fort, wie wollt ich Gott danken und fröhlich seyn. — Ebenso interessant ist des Verfs. Darstellung der grofsen Wirksamkeit des berühmten und staatsklugen Distelmeyer, des Raths Joachims II. von Brandenburg, sowie die Beschreibung der Einrichtung des kurfürstlichen Geheimrathscollegiums, ferner die treffliche Schilderung des Kriegswesens im dreifsigjährigen Kriege und vieles andern, was wir nicht besonders hervorheben können. Wir schliefsen diese Anzeige mit dem Wunsche für den Verf., dafs es ihm bald möglich seyn möge, die Freunde der Geschichte durch ungehinderte Fortsetzung und Vollendung dieses Werkes forthin zu erfreuen, und mit dem Wunsche für die Leser, dafs sie den reichen Schatz von Belehrung, den dieses Werk über die vaterländische Geschichte darbietet und die Fülle des Vergnügens, die sie aus der Lectüre dieses wahrhaft guten Buches schöpfen könnnen, nicht unbeachtet lassen mögen. —

J. Voigt.

LXX.

Vermischte Schriften von Friedrich Jacobs. Dritter und vierter Theil. Leipzig, in der Dyk'schen Buchhandlung 1829 — 30.

Von den beiden vorliegenden Bänden der vermischten Schriften des geistvollen und gelehrten Jacobs enthält der erste akademische Reden und Abhandlungen, der zweite Abhandlungen über Gegenstände des Alterthums, und sie sind mit Ausnahme einer Untersuchung über die Memnonien, ganz der Erörterung des Lebens, der Sitten, Künste und des eigenthümlichen Charakters der Hellenen gewidmet, und als Hauptresultat hat der würdige Verf. gefunden, dafs dies Volk religiös-sittlich gewesen, und einen für die Schönheit ausgebildeten Sinn gehabt, wie kein anderes. Da die Hellenen, ungeach-

Digitized by Google

tet so vieles für ihre Vortrefflichkeit spricht, von nicht wenigen verunglimpft werden, so hat der Verf. mehrmals gegen diese eine Polemik angewendet, welche als Muster empfohlen werden kann. Ohne Bitterkeit zeigt er durch Thatsachen, welche öfters eine feine Ironie veranlassen, die Verkehrtheit mancher Beschuldigung. Fast ganz dieser Polemik gewidmet ist die Vorrede des dritten Bandes, in welcher die Behauptung, es sei das Hellenische Volk wegen des Polytheismus nicht religiös-sittlich gewesen und nur das Christenthum mache sittlich, nach den geschichtlichen Zeugnissen auf eine Weise untersucht wird, welche die Würde des Christenthums nicht verletzt, sondern darthut, dafs die Sünde menschlicher Schwachheit oft mit Unrecht der Religion aufgebürdet wird. Noch an mehreren Stellen des vorliegenden Werkes kommt der Verf. auf diesen Punkt zurück und stets bleibt ihm der Sieg, was nicht allein an der Schwäche der Gegner liegt, sondern gewifs und wohl allein darin, dafs die Sache sich wirklich so verhält, dafs der Polytheismus der Hellenen keine Unsittlichkeit der Menschen begünstigte. Nicht nur die Geschichte jenes Volkes beweist, dafs dasselbe nicht in höherem Maafse unsittlich gewesen, als die Christen es sind, sondern die religiösen Ansichten, welche den Hellenischen Polytheismus begleiteten, beförderten, so weit die Religion bei der Schwachheit der menschlichen Natur es vermag, Sittlichkeit und selbst Heiligkeit der Gesinnung in einem solchen Grade, dafs der Hellene, welcher ihnen ganz gefolgt wäre, Anspruch auf sittliche Vollkommenheit machen könnte. Bei einer Untersuchung dieser Art kommt es nicht darauf an, was für Folgerungen wir auf unserm Standpunkte aus einer Religion ziehen können, wobei man gewöhnlich die Wirkung betrachtet, welche sie auf uns selbst, oder unsere Mitwelt haben würde, sondern auf die Wirkung, welche sie auf das Volk gehabt hat, dessen Eigenthum sie war. Grade von der verkehrten subjectiven Beurtheilung gehen die Anklagen der Eiferer oder Unkundigen aus, welche erst ihr Urtheil aus ihrer Denkart und Gefühlsweise bilden, und dann die Bestätigung in geschichtlichen Angaben beizubringen trachten, ohne zu bedenken, dafs die Beförderung der Unsittlichkeit bei den Hellenen durch ihre Religion aus der Angabe mancher schlechten Handlungen, welche stattfanden, ebenso wenig gradezu aus der Religion abgeleitet werden kann, als die schlechten Handlungen der Christen aus der durchaus reinen Lehre des Evangeliums. Da der Polytheismus unsittliche Handlungen der Götter enthält, wenn man sich dieselben ganz menschlich denkt, so würden diese allerdings von übler Wirkung gewesen sein, wenn der Hellene sich zur Nachahmung berechtigt geglaubt hätte. Dies war nicht der Fall, sondern dieses Volk glaubte, wie wir aus seinen Schriften, Gesetzen und allem, was uns von demselben erhalten ist, gewifs wissen, dafs die Götter jeden Frevel bestrafen, und dafs die Nemesis keine schlechte Handlung übersehe. Sich mit der Gottheit vergleichen zu wollen, galt dem Hellenen als der gröfste Frevel, und bei solcher Gesinnung konnte Unsittliches in der Göttergeschichte nicht nachtheilig wirken. Doch es mögen diese wenigen Worte genügen gegen eine unverständige, vorzüglich auf Mangel an Kenntnissen beruhende Anklage, denn bei einem tieferen Eingehen in die Sache, und besonders bei einem Umkehren dieser Beschuldigungen, könnte sie sich leicht gegen das Christenthum zu wenden scheinen, wozu Ref. nicht beitragen will, weil auch dies ein thörichtes Beginnen wäre, da die Religion nicht verantwortlich gemacht werden kann für die schlechten Handlungen derer, welche ihren Geboten nicht folgen.

Die erste Abhandlung des dritten Bandes ist eine Rede über die Erziehung der Hellenen zur Sittlichkeit, gehalten in der Akademie zu München im Jahre 1808. In dieser ungemein geistvollen und auf einer reichen Gelehrsamkeit ruhenden Rede zeigt der Verf., wie die Hellenen Gymnastik, Musik, Poesie und Philosophie anwendeten, um das Gemüth harmonisch zu stimmen, und Maafs in die Seele zu bringen, worin der eigentliche Unterschied des Hellenismus von den Eigenthümlichkeiten des Charakters anderer Völker besteht. Bei dieser Erziehung war das Gemüth der Hauptgegenstand der Bildung, und ihre Absicht nicht der Erwerb von Gelehrsamkeit und Kenntnissen, sondern Veredlung des Menschen. Die Gymnastik, welche nicht in dem Grade wie der Erwerb von Kenntnissen die Eitelkeit reizt und fördert, war so glücklich eingerichtet, dafs sie Gesundheit, Gewandtheit und Anstand des Körpers vortrefflich beförderte, und dadurch sehr günstig auf die Seele wirkte. Die einfache, nicht die Leidenschaften aufreizende oder weichliche und schwermüthige Träumerei begünstigende Musik begleitete die poetische Erzählung edler grofser Thaten oder sittlicher Ermahnungen, und brachte diese in das Gemüth, so dafs die Wirkung si-

Digitized by Google

eherer war, als wären dem Verstande Grundsätze geboten worden, welche, wenn das Gefühl nicht edel ist, selten befolgt werden. Der Bildung durch Philosophie schreibt der Verf. vielleicht mehr zu, als sie wirklich geleistet hat, da sie erst dann im Leben eintrat und auch nur eintreten konnte, wann der Jüngling herangereift war, und es bedürfte noch genauerer Nachweisungen aus dem Leben der Hellenen über die glückliche Wirkung derselben von der Zeit an, wo man die Philosophie als einwirkend betrachten kann. Auch Friedrich Schlegel legt in der Geschichte der alten und neuen Literatur einen hohen Werth auf den Einfluſs der Philosophie, welche durch die Entwicklung der Zeitalter hervorgerufen wird und wieder einfluſsreich zurückwirkt. Der Haupteinfluſs derselben hat sich bisher, wenn man die populäre Wirkung betrachtet, in Beziehung auf Religion geäuſsert, sei es durch Gestaltung, wie sie in verschiedenen Zeitaltern des Christenthums stattgefunden, oder durch Auflösung, in Zeiten wo die Ehrwürdigkeit des Cultus durch mancherlei Einflüsse geschwächt ist. Daſs in Hellas Philosophie, wenn man diesen Namen nicht in einem ganz allgemeinen Sinne nehmen will, gestaltend auf die Religion gewirkt habe, so daſs der dadurch bedingte Cultus Staatsreligion ward, bezweifelt Ref., und würde sich gerne darüber belehren lassen. Wo aber Philosophie auflösend in Beziehung auf Religion wirkt, muſs sie öfters eher unter die Dinge gezählt werden, welche den Sittenverfall befördern, als unter diejenigen, welche ein Mittel zur sittlichen Bildung sind. Verbreitet sich die Speculation einer Philosophie unter dem Volke, so muſs noch in Betracht gezogen werden, daſs sie oft auch falsch und verderblich angewendet wird, und daſs dies bei ihrer Verbreitung in Hellas geschehen sei, ist die Ansicht eines groſsen Geistes des Alterthums, des patriotischen, alte Zucht, Sitte und Religiosität vertheidigenden Aristophanes, welcher die Sittlichkeit der Gesinnung als durch die Speculation des Verstandes gefährdet auf das nachdrücklichste schildert.

Unter den von dem Verf. erläuterten Bildungsmitteln ist die Gymnastik von manchen, welche die Sache nicht gehörig erwogen, als eine das Schaamgefühl verletzende und dadurch auf die Sittlichkeit der Hellenen nachtheilig wirkende Sache dargestellt worden, welche der Verf. mit einem Grunde zurückweist, gegen welchen Niemand etwas Haltbares wird einwenden können. „Daher, sagt er, hat denn auch die Kunst bei keinem andern Volke die Nacktheit an männlichen und weiblichen Körpern mit gröſserer Keuschheit behandelt, noch sich bei der Darstellung des Menschen und Göttlichen weiter von der lüsternen Ueppigkeit entfernt gehalten, zu welcher die neuere Kunst, unbekümmert um die Forderungen der Religion und Zucht, nur allzuoft herabgesunken ist". Die Anklage beruht besonders auf der Ansicht, weil das Zeitalter des Anklagenden nicht die Nacktheit ertragen könnte, ohne daſs die Lüsternheit befördert würde, darum habe sie nachtheilig bei den Hellenen gewirkt. Wer will aber leugnen, daſs der sittliche Mensch bei vielem nicht zur Lüsternheit aufgeregt wird, wo der verderbte mit unsittlicher Phantasie sich nicht rein zu erhalten vermag? Hiezu kann man noch rechnen, daſs die Gewohnheit über den Menschen eine Macht ausübt, welche vielem, was zu reizen vermag, bald diese Kraft benimmt.

Die Erziehung durch die angegebenen Mittel, verbunden mit der Religiosität, welche in allen Lebensverhältnissen leitete, bildete unter äuſseren günstigen Verhältnissen der Hellenen zu der edeln Humanität, welche ihn zum Gegensatz des Barbaren, dessen höchstes Ziel die Veredlung und Bildung des Geistes nicht war, machte. Unter den äuſseren Einflüssen scheint der Verf. dem Klima und Boden von Griechenland nicht den Werth, welchen andere darauf gelegt haben, beizumessen, wiewohl er günstigen Einfluſs anerkennt. Refer. bekennt sich zu denen, welche dem Klima einen höchst wichtigen Einfluſs auf die Charakter- und Gemüthsbildung, wenn auch nicht eigentliche Verstandesbildung im engeren Sinne, beilegen zu müssen glauben. Wir sehen Völker von gleicher Abkunft, ursprünglich gleichen Einrichtungen und gleicher Religion unter verschiedenen Himmelsstrichen wesentlich verschieden werden, und können diese Erscheinung kaum anders als durch die Verschiedenheit des Himmelsstrichs erklären. Die Entwickelung der Geistesanlagen ist durch den Körper bedingt, und sie muſs bei einem Volke, welches durch das Klima auf das höchste begünstigt wird, anders werden, als wo klimatische Einflüsse drückend auf den Körper wirken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 111.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1831.

Vermischte Schriften von Friedrich Jacobs. Dritter und vierter Theil.

(Fortsetzung.)

Von dieser Wahrheit können wir uns bei den verschiedenen Völkern der Erde überzeugen, und werden dabei die einflufsreichsten Lebenseinrichtungen ebenfalls vom Klima und Boden bedingt finden. Wenn man daher auch nicht die Verschiedenheit der Völker in solchem Maafse von klimatischer Einwirkung herleiten will, wie Herder es gethan in den Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, so glaubt doch Ref., dafs es nicht blofs als begünstigender Nebenumstand, sondern als eine Hauptsache angesehen werden mufs, wodurch der menschliche Geist nicht herabgewürdigt werden kann, da Niemand behaupten wird, er werde vom Klima erzeugt. Aufser der durch das glückliche Klima bedingten Mufse und Oeffentlichkeit des Lebens, welche die Hellenischen Staatseinrichtungen möglich machten, mufs in der Entwickelungsgeschichte der Hellenischen Bildung die politische Sicherheit von aufsen, und die Religion, welche den Menschen vorzüglich auf das irdische Leben beschränkte, in Anschlag gebracht werden. Wäre der Hellene geknechtet worden durch Ueberwinder, nie hätte er die hohe Stufe der Geistesbildung erreichen können, worauf wir ihn erblicken, und hätte ein mächtiger Nachbar, mit Eroberung drohend eine politische Einheit und mit ihr eine politische Richtung nach dem Auslande bewirkt, so würden die Hellenen vielleicht auf die Gestaltung der Staaten einen gröfseren Einflufs ausgeübt und historisch ein wichtigeres Volk sein, aber die Blüthe der Humanität, welche nur durch das gehörige Maafs einer sichern Mufse erreicht wird, hätten sie nicht erlangen können. Dafs die Hellenen jenseits keine gröfseren Freuden erwarteten, als auf dieser Erde, und das Leben der Schatten im Hades nicht als einen glücklichen Zustand betrachteten, mufste nothwendig dem Leben auf Erden einen höheren Werth in ihren Augen geben, als derjenige darauf legen kann, welcher die Zeit hienieden als eine Prüfungszeit betrachtet, von welcher ihn der Tod befreit, damit er in das wahre Leben eingehe. Ein sinniges und religiös sittliches Volk wird bei solchem Glauben dem irdischen Leben alle Liebe weihen und es verschönen in jeder Weise, und so haben es die Hellenen gethan, da sie dem Versinken in Unbegreifliches keine Zeit widmen konnten, und von Verachtung des Irdischen nicht ergriffen wurden. Dafs die Eleusinischen Mysterien für die Eingeweihten in dieser Ansicht eine Aenderung bewirkt haben, und dafs sie von der Art waren, eine Aenderung bewirken zu können, ist sehr zweifelhaft, wenn wir nicht die Stellen, welche von dem jenseitigen Glücke der Mysten melden, allzu günstig auslegen wollen, denn auch am Glücke des Hades und der Persephone Theil zu nehmen, wenn es gleich besser ist, als im Schlamme zu wohnen, konnte nach Hellenischen Begriffen kein Glück sein, welches die Erdenfreude überwog. Rechnen wir zu diesem Allen noch, dafs die Hellenische Bildung von einem einfachen Standpunkte glücklicher Entwickelung ausging, wie er in der von den Homerischen Gedichten geschilderten Welt erscheint, und allmählig weiter schritt ohne das Eindringen einer gröfseren Civilisation aus der Fremde, welcher Fall die Völker gewöhnlich natürliche Stufen überspringen läfst zum grofsen Nachtheil ihres Charakters und wahrer Nationalbildung, so mufs man gestehen, dafs sich Alles vereinte, um auf diesem Punkte der Erde die Humanität zur schönsten Blüthe zu bringen.

In den Zugaben zu dieser Rede erläutert der Verf. mit eben soviel Geist als Gelehrsamkeit 59 Punkte, welche in der Rede berührt sind, und manche dieser Erläuterungen ist zu einer kleinen Abhandlung geworden. Nicht selten drängt sich dem Verf. dabei die moderne

Digitized by Google

Welt mit ihren Sitten auf, und obgleich eine edle Milde durch die ungünstigen Urtheile über dieselbe durchleuchtet, so sind doch manche Gebrechen unumwunden gerügt. Besonders muſs Ref. dem Verf. beistimmen indem Vorzuge, welchen er der Hellenischen Erziehung giebt vor der modernen, deren Haupttendenz, abgerechnet einzelne Versuche, über deren Richtigkeit zu urtheilen noch nicht angeht, das Unterrichten ist. Daſs der Verf. dem Humanismus vor dem Philanthropismus, welcher nützliche Sachen gelehrt wissen will, den Vorzug bei der Erziehung gebe, versteht sich nach dem Gesagten von selbst. Unter den Zugaben hebt Ref. die Abhandlung über die Hellenische Männerliebe hervor, worin der Verf. das Edle derselben nachweist und hinlänglich erörtert; wie denn auch andere sie nicht als eine Verirrung der menschlichen Natur haben gelten lassen, da ja, was man Ausgeartetes in derselben bemerkt, auch bei andern Völkern vorkommt, welche von der wahren Hellenischen Männerliebe nichts wissen. Sie darf also nicht mit der Verirrung der menschlichen Natur, welche die Hellenen mit andern Völkern theilen, verwechselt werden, und so unbegreiflich auch nach unsern Sitten diese Männerliebe sein mag, sie ist erwiesen als eine an sich edle und in ihren Wirkungen veredelnde Liebe. Dies sollte uns dahin führen, in unserm Urtheil uns bescheiden zu mäſsigen und öfters die Geschichte zu Rathe zu ziehen, als nach unsern subjektiven, durch unsere Sitten bedingten Ansichten das, was uns aus andern Zeiten überliefert wird, deuten zu wollen. Ein Volk, welches durch körperliche und geistige Schönheit so entzückt werden kann, daſs eine reine und edle Männerliebe daraus erwächst, welche von eigentlicher Heldenbrüderschaft der Krieger zu trennen ist, muſs auf einer höheren Stufe des Geistes und Gemüthes stehen, als ein Volk, welches dies gar nicht begreifen kann. Eine Zugabe, welche man vielleicht nicht erwartet hätte, führt den Titel: das heutige Griechenland, und war zu anderem Zwecke bestimmt, da es sich darin um den Kampf handelt, wodurch die Griechen sich von der Türkischen Herrschaft befreiten. Ein edler, menschlicher Sinn spricht sich darin mit beredten Worten aus, und wenn diese Zugabe auch keinen der in der Rede berührten Punkte näher erläutert, so ist sie doch werth, hier aufgenommen zu sein, und wird den Leser erfreuen. Da der Raum gebrechen würde, über sämmtliche Zugaben zu berichten, so übergeht Ref. die andern, den Erziehern noch besonders eine über Deutsche Gymnastik und eine andere über Musik empfehlend.

Die zweite Rede, in demselben Jahre und an demselben Orte gehalten, verbreitet sich über den Vorzug der Griechischen Sprache in dem Gebrauche ihrer Mundarten. Da die verschiedenen Stämme sich unabhängig von einander ausbildeten, so muſste natürlich der Dialekt jedes Stammes sich zur Vollendung ausbilden, ohne daſs ein gemeinsamer Dialekt für Alle statt finden konnte, was nur durch Einflüsse geschieht, welche bei den Hellenen sich nicht vorfanden. Der Vornehme durfte sich in dem Gemeinwesen nicht absondern, und eine andere ihn auszeichnende Sprache reden. Dabei leitete die Hellenen ein so richtiges Gefühl in Betreff der besondern Vorzüge der einen Mundart vor der andern, daſs die Kunstwerke der Rede in der ihrem Inhalt und der entsprechenden Form angemessenen Mundart verfaſst wurden. Weil der Jonische Dialekt weich und flieſsend sich für epische Erzählung eignet, blieb er die Mundart des Epos, und der Dorier Herodot verfaſste in ihr seine epischen Geschichten. Der Aeolische und Dorische Dialekt, voll männlicher Kraft und Würde, für die Lyrik passend, wie sie in Hellas blühte, ward als die beste Mundart in dieser Hinsicht anerkannt, und von den Athenischen Dichtern angewendet. Den groſsen Vortheil, welchen ein solches Verhältniſs der Sprache gewährt, setzt der Verf. auseinander, und zeigt, wie auf diese Weise ein Kunstwerk der Rede bis in alle Theile und selbst in dem Kleinsten der äuſsern Form vollendet werden konnte. In der Deutschen Sprache wäre ein ähnliches Verhältniſs möglich gewesen, doch hat es sich nicht entwickelt, und würde, wollte man jetzt noch den Versuch machen, unnatürlich sein. Wie wenig das, was die Deutsche Sprache in dieser Beziehung noch zuläſst, allgemein anerkannt wird, zeigt sich deutlich darin, daſs die Verirrung möglich war, Hebel's Alemannische Lieder zu übersetzen, nicht in eine fremde Sprache, sondern in das Deutsche. Ueber den hohen Werth einer gelungenen Form und ihr Gedeihen bei den Hellenen sagt der Verfasser mit Recht: „Vielmehr offenbart sich auch hier der eigenthümliche Sinn der Hellenen für die Harmonie aller Theile eines organischen Ganzen, und ihre fromme Scheu, an das Alte zu rühren, wenn es durch die Kunst geheiligt war. Fern war von ihnen die Unsitte, immer das Neueste dem Neuen, und das Neue dem Alten vorzuziehen. For-

Digitized by Google

men, welche einmal glücklich geschaffen und vollendet standen, waren für ewige Zeiten bestimmt; und selbst jener Gebrauch der Mundarten in ihren eigenthümlichen Gattungen trug dazu bei, dafs, indem die äufsere Form festgehalten ward, auch das innere Wesen einer jeden Gattung heiliger und unverletzlicher stand." Möchte dieses, sowie die ganze treffliche Rede beherzigt werden, und verkehrten Bestrebungen, wie z. B. in Betreff der Bibelübersetzung von Luther steuern, der Verf. jedoch seinem wahren Sinne nach verstanden werden, da es sonst geschehen könnte, dafs bei oberflächlicher Auffassung dieser Rede Verirrungen und nutzlose Bestrebungen zum Vorschein kommen könnten.

Die dritte Rede, im Jahre 1810. in der Münchener Akademie gehalten, hat den Reichthum der Griechen an plastischen Kunstwerken zum Gegenstand. Nachdem der Verf. den Reichthum an diesen Kunstwerken, welcher hinlänglich verbürgt ist, geschildert, geht er zur Erörterung der Ursachen über, welche die plastische Kunst bei den Hellenen in so reichem Maafse gedeihen machte, und sucht die Gründe auf, aus welchen die Neueren in der Mahlerei zwar viel, in der Plastik dagegen nur wenig geleistet haben. Als erste Ursache bezeichnet der Verf. die Religion der Griechen, welche im Polytheismus die Götter als schöne menschliche Gestalten darbot, und welche den plastischen Sinn, welcher mit der Kindheit der Völker zu entschwinden pflegt, festhielt. „Da ihr oblag, sagt der Verf., die göttliche Herrlichkeit in der Beschränkung menschlicher Leiber zu zeigen, so konnte sie nicht, wie die Aegyptische, bei einer mühsamen Abformung dessen, was ihnen die Gegenwart bot, stehen bleiben; sondern sie mufste schon früh auf grofsartige Formen verfallen, in deren fafslichem Ebenmaafse sich eine höhere Natur spüren liefs". Und weiterhin sagt er von der Wirkung dieser Kunst: „Wie nun aber die Religion Idealität der Kunst erzeugte, so erzeugte hinwiederum die Idealität der Kunst Religion. Solche Gestalten, wie die alte Sculptur auf die Altäre stellte, schienen einer höheren Welt entnommen; ihre Schönheit und Würde galt für eine Beglaubigung ihres wirklichen Daseins, und gebot die Verehrung. Und gewifs hatte eine Kunst, die das Irdische so mit dem Himmlischen verschmolz, und, was Plato das schönste Schauspiel nennt, den Zusammenklang schöner Sitten und einer schönen Gestaltung anschaulich darstellte, ein wohlgegründetes Recht, ihre Werke der Anbetung auszustellen". Dadurch dafs die Griechen der Natur so treu blieben in ihren Darstellungen, und Künstler hatten, welche ihr zu folgen verstanden, gelang es ihnen Bildwerke zu schaffen, welche ohne sich in eine unbestimmte, in Nebel verschwimmende Idealität zu verlieren, und das affectirte Zerrbild der Menschengestalt zu werden, edel und ideal waren, insofern die edle Natur ideal ist, und das Gemeine nicht zuläfst. Auf demselben Wege entstanden die grofsen Kunstwerke der modernen Mahlerei. Wir haben mehr schwächere Werke der Griechischen Kunst übrig behalten, als Erzeugnisse der besten Zeit, doch auch in diesen bewundern wir den Adel einer natürlichen Kunst, welche idealer ist, als manche moderne Erzeugnisse, in welchen man ein Ringen nach Idealität sieht, wodurch Charakterlosigkeit und Affectation entsteht, so dafs solche Werke uns fremdartig erscheinen, nicht weil sie als Ideale über dem Gewöhnlichen stehen, sondern weil wir sie als unwahr erkennen, und eine Willkühr der Erfindung ohne innere Nothwendigkeit erblicken. Die Griechische Kunst nahm bei dem genauen Anschliefsen an die Natur nicht das Zufällige in den Individuen nachahmend auf, wie es z. B. in der Niederländischen Mahlerei oft sichtbar wird, sondern folgte dem reinen Charakter der Natur, und stellte in der Menschenbildung der Götter diese oder jene Seite des Menschen dar, geläutert von dem, was in dem einzelnen Individuum nicht als nothwendig erscheint, sondern in Beziehung auf die Natur als eine zufällige Zuthat oder Schwäche betrachtet werden kann. Sie ahmten schöpferisch, in welchem Sinne Aristoteles das Wesen des poetischen Schaffens eine Nachahmung nennt, die Idee und die reine Form der Natur nach, so dafs diejenigen, welche die Idealität der Griechischen Kunst vertheidigen, bei den Ueberresten von Bildwerken, kaum des historischen Beweises, welcher geführt werden kann, bedürfen. Die Gegner dieser Ansicht, welche nur um das Mehr oder Weniger der Idealität in der Erfindung streiten können, da ohne den Willen eine Idee in ein Kunstwerk zu legen, die Darstellung eine zufällige, nicht aber eine charakteristische wird, haben, in so fern sie eine andere Wahrheit der Griechischen Kunst vertheidigen, ebenfalls Recht. Doch ausschliefslich wahr ist keine der beiden Ansichten zu nennen, und wenn die Alten schon das Ideale anerkannten in den Kunstwerken, so beweisen Anecdoten, wie z. B. von der schönen Phryne, von

Digitized by Google

den zu Modellen geforderten Jungfrauen, dafs man, abgesehen von der Wahrheit der Anecdoten selbst, bei der Bildung einer Gottheit das Portraitiren nicht unglaublich fand. Doch genug hievon, da Ref. sich in den über diesen Punkt geführten Streit nicht einmischen will. In einer klaren Kürze stellt der Verf. nachdem er über den Einflufs der Religion auf die Kunst gehandelt, die übrigen Einflüsse dar, und Ref. möchte noch einen von untergeordneter Art hinzufügen, welcher zwar kein erzeugender, aber ein befördernder seyn kann, nämlich den der Architectur. Plastik und Mahlerei sind sehr oft Begleiterinnen der Architectur, und je nachdem diese die eine oder die andere Kunst vorzüglich begünstigt, wird ein Einflufs stattfinden, welcher vielleicht nicht ganz zu übersehen ist, so dafs eine durch Material, Bedürfnifs und Klima mannichfach bedingte Kunst wenigstens mittelbar ein geweckteres Kunstvermögen weiter führen hilft. Dafs die neuere Plastik hinter der Griechischen zurückgeblieben, hat, wie der Verf. richtig bemerkt, darin seinen Grund, dafs sie nicht als eine auf heimathlichem Boden natürlich erwachsene Kunst entwickelt ward, sondern durch Bewunderung des schon Vollendeten eine mehr oder minder gelungene Nachahmung des Vorhandenen blieb.

Den vierten Theil eröffnet eine Abhandlung über die Gräber des Memnon, vorgelesen in der Münchener Akademie im Jahre 1810. Das Thema dieser Abhandlung giebt der Verf. in folgenden Worten an: „Wenn wir den Aethiopischen Feldherrn der aufgedrungenen Kennzeichen seiner irdischen Würde entledigen, und ihn in die Gemeinschaft der Götter zurückführen, von welcher er, wie wir glauben, ausgegangen ist, so verschwinden die Bedenklichkeiten, die den Historiker quälen, indem auch hier nichts Historisches übrig bleibt, als die Verbreitung eines uralten Cultus von Aethiopien aus nach Aegypten, und durch einige Theile von Asien bis hin zu dem Gestade der Propontis". In dem Memnonien sieht der Verf. die Spuren der Wanderung jenes Aethiopischen Gottes. Diese Ansicht kann jetzt nicht mehr als kühn gelten, und da sie auf eine einleuchtende Weise sonst Unerklärtes genügend erklärt, so scheint es Ref., welcher in die Erklärung des Verfs. keinen Zweifel setzt, dafs dagegen sich erhebende Bedenklichkeiten, wenn sie von keinen historischen Gründen begleitet sind, nicht von Erheblichkeit seyn können. Eine Untersuchung über das Memnonsbild, und Erläuterungen der Inschriften bilden die Zugabe dieser Abhandlung.

Die zweite Abhandlung hat die Hellenischen Frauen zum Gegenstande, und als Einleitung dient ihr eine allgemeine Betrachtung der Ehe. Diese Betrachtung ist mit so vielem Scharfsinne und zugleich edlem Gefühle dargestellt, dafs nicht leicht etwas Würdigeres und Richtigeres über diesen wichtigen Gegenstand gesagt werden kann. Da der Verf. dem Verstande sein volles Recht widerfahren läfst, und ein überschwängliches Gefühl nicht allein zur Grundlage der Ehe gemacht wissen will, so kann es geschehen, dafs seine Worte denen mifsfallen, welche grofse Zartheit und Reizbarkeit des Gefühls als das die menschliche Natur allein Adelnde betrachten. Den Grund, warum in der Ehe dem Manne das Abweichen von der Bahn des Rechten leichter nachgesehen werde, als dem Weibe, finden wir treffend erläutert. Nicht darauf beruht die verschiedene Beurtheilung derselben Sache, dafs Männer die Gesetze gemacht haben und nicht auf untergeordneten bürgerlichen Rücksichten, sondern auf dem richtigen Gefühle, dafs der Mann von der Verirrung vermöge seiner Geistesanlage leicht zurückkehren kann, während das Weib vermöge seines Wesens nur dann der Verirrung anheim fallen kann, wenn es durch eine jede Rücksicht der Pflicht und des Rufes überwiegende Leidenschaft von dem Gatten losgerissen ist, wodurch der Bruch unheilbar wird.

Der Zustand der Griechischen Frauen ward uns von mehreren Seiten als ungünstig geschildert. Es hiefs, sie seien abgesondert und in das Haus eingeschlossen gewesen, hätten keine Bildung erlangt, und daher stamme die den Griechen so eigenthümlich charakterisirende Verachtung der Weiber im Ehestande, ja sogar die Knabenliebe. Man pries die Bildung der Hetären, und nahm an, dafs geistreiche Männer den Umgang dieser dem ihrer ungebildeten Hausfrauen vorgezogen hätten. Das Uebertriebene und Falsche dieser Ansichten hat der Verf. hinlänglich dargethan durch eine Prüfung der Gründe, welche man geltend gemacht, und den angeblichen historischen Beweisen andere, das Gegentheil beweisende entgegengestellt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 112.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1831.

Vermischte Schriften von Friedrich Jacobs. Dritter und vierter Theil.

(Schluſs.)

Der Miſsverstand jener Ansicht kam wohl vorzüglich daher, daſs man das Verhältniſs der Griechischen Frauen nach den Verhältnissen moderner Gesellschaften, hauptsächlich wie sie sich in Frankreich und anderwärts nach dem Vorbilde dieses Landes gestaltet hatte, beurtheilte. Daſs eine vollständige Entwickelung des weiblichen Charakters möglich sei, ohne ein Umhertreiben in Gesellschaften, und ohne eine gewisse Summe von Conversationskenntnissen, übersah man, aber der würdige Verf. hat dies in sein volles Licht gesetzt. Auch bei dieser Gelegenheit zeigt es sich, wie wenig der Beurtheilung fremder Verhältnisse zu trauen, wenn sie unsere Verhältnisse zu Grunde legt, und zur Bestätigung der auf diese Weise gebildeten Ansicht abgerissene Schriftstellen ohne Prüfung ihres wahren Gehalts als Belege gebraucht. Bei Meiners gesellte sich zu dieser Ansicht noch die Hypothese, daſs die Hellenen mit den Slawen verwandt seien, und er suchte nach gleichen Gebräuchen und Einrichtungen, welche diese Hypothese bestätigen könnten, w es denn nicht Wunder nehmen kann, wenn er mit Befangenheit und Vorurtheil zu Werke ging. Der zweite Hauptgegner, welchen der Verf. widerlegt, ist der Theologe Tholuck, dessen Bestreben, das sogenannte Heidenthum in jeder Hinsicht herabzusetzen, den Verf. vielleicht jeder Widerlegung hätte überheben können, da der Kreis, in welchem ein solches Bestreben Eingang findet, keine Widerlegung will und darum auch keine annimmt. Der Verf. beginnt seine Erörterung mit der Homerischen Poesie, in welcher die Frauen hochgeachtet und hoher Achtung werth erscheinen. Da in dieser Poesie die Schilderungen menschlicher Verhältnisse den Stempel der Wahrheit tragen, so ist das Zeugniſs unverwerflich. Ferner wird erwähnt, daſs die Frauen Orakelpriesterinnen waren, daſs die Pythagoreischen Frauen selbst Lehren der Weisheit verbreiteten, und daſs Hellas Dichterinnen hatte. Wie im Zustande der Herabwürdigung sich eine Reihe von Dichterinnen hätte bilden können, deren Ruhm gröſser und verbreiteter war, als der der meisten modernen Dichterinnen, läſst sich nicht begreifen, und dient zu einem vorzüglichen Beweise gegen jene Ansicht. Wenn diese sich nun z. B. auf Euripides Aussprüche stützt, so galt derselbe schon den Alten nicht als ein Dichter, welcher die Frauen durchaus der Wahrheit gemäſs darstellte, sondern als Weiberhasser, welcher die Schattenseite hervorhob. Ihm stellt der Verf. Sophokles entgegen, ohne, wie die Gegner thun, zu verschweigen, was sich gegen diesen Beweis könnte einwenden lassen, denn er sagt: „Nun ist uns zwar keineswegs unbekannt, daſs Sophokles, nach Aristoteles Ausspruche, die Menschen darstellt, wie sie sein sollten, also nach der Idee; aber doch darf darum niemand glauben, daſs die Idee edler Weiblichkeit in so lebendiger Gestaltung ohne Grundlage, gleichsam aus dem Nichts, habe aufsteigen können; und wenn uns in diesen hohen und schönen Gestalten nicht leere Phantome täuschen, so wird man uns auch gestatten zu glauben. daſs von dem Lichte, in welchem sie erscheinen, ein Strahl auf die Atheniensischen Frauen falle, hinreichend das Dunkel verächtlicher Nichtachtung zu zerstreuen. mit dem ihre Ankläger sie umgeben haben." Daſs auch die Vorstellung von dem strengen Verschlusse, unter dem die Frauen und Jungfrauen gehalten worden, über die Wahrheit hinausgehe, und daſs er nicht gesetzmäſsig war, wird genügend dargethan, doch die mehrfach besprochene Frage, ob die Atheniensischen Frauen das Theater besucht haben, mag der Verf. nicht entscheiden, demungeachtet neigt er zur Bejahung dieser Frage, und weist wenigstens den subjektiven Grund, es sei z. B. für Frauen unanständig gewesen, Aristophanische Komödien zu sehen, ab. Es wird freilich nirgends ausdrücklich erwähnt, die Frauen

Digitized by Google

hätten das Theater besucht, aber sehr sonderbar wäre es doch, wenn den Frauen dieser Besuch nicht vergönnt gewesen wäre, dafs dies nirgends bemerkt worden.

In einem reichhaltigen Anhange zu dieser Abhandlung untersucht der Verf. die Angabe, dafs die Hetären einen höhern Grad der Bildung gehabt hätten, als die Hausfrauen, und dafs darum ihr Umgang von den geistreichen Männern gesucht worden sei. Bei dieser Untersuchung, welche alle Nachrichten genau erwägt, erweist es sich, dafs jene Angabe durchaus übertrieben ist, und dafs zuletzt Aspasia übrig bleibt, welche für die vermeinte hohe Bildung Aller einstehen mufs. Auf dem historischen Wege, welchen der Verf. mit Glück eingeschlagen hat, zeigt sich keine zuverlässige Spur, welche uns jenes Verhältnifs als gewifs anzunehmen berechtigte. Was sich von den geistreichen und witzigen Einfällen der namhaften Hetären beibringen liefs, finden wir hier vereinigt, und es wird wohl jeder eingestehen, dafs zu solchem Witz wenig Bildung erforderlich ist. Für das, was der Verf. nicht beibringen mochte, gehörte nicht mehr Witz, aber vielleicht noch mehr Mangel an Scheu im Ausdrucke. Wer die vorliegende Abhandlung liest, und die moderne Welt mit der Griechischen vergleicht, wird dem Glauben an die aufgestellte Behauptung ohne Zweifel entsagen, ohne sich durch eine Hetäre irren zu lassen, für deren Geistesbildung allerdings vieles zu sprechen scheint. Es kann hier nicht auf eine oder einige wenige ankommen, weil man den ganzen Stand hat erheben wollen.

Da ein genauerer Bericht über beide vorliegende Bände, wegen des darin enthaltenen Reichthums einer höchst geistreich angewendeten Gelehrsamkeit, das gewöhnliche Maafs einer Anzeige überschreiten müfste, so begnügt sich Ref. mit den wenigen gegebenen Andeutungen, welche diesen Reichthum ahnen lassen. Möchten besonders jüngere Philologen die Schriften des würdigen und milden Mannes studieren, um zu lernen, wie Gelehrsamkeit mit würdiger Darstellung und Schärfe des Verstandes mit edlem Gefühl vereint die schönsten Früchte in der literärischen Republik erzeugen.

Konrad Schwenck.

LXXI.

Italienische Forschungen von C. F. v. Rumohr. Dritter Theil. Berlin bei Nicolai 1831. S. 242. *in 8vo.*

Wir haben die beiden ersten Bände dieses Werkes in diesen Blättern: Jahrgang 1827. Octbr. p. 1527. und December p. 1810. angezeigt, und so wurde uns auch dieser dritte Theil zugewendet. Die Uebernahme geschah um so bereitwilliger, da wir wufsten, dafs er besonders Raphael betreffen würde, der eine Reihe von Jahren mein Lieblingsstudium war, und ich hoffen durfte, dafs durch einen Kunstfreund, der früher sich als eifriger Forscher in archivalischen Nachrichten erwiesen hat, manches Neue über das Leben und die Werke des grofsen Meisters an's Licht treten würde. Ich war hierauf um so gespannter, da in den letzten Jahren ein Mönch, der Padre Pungileoni, aufgetreten ist, der uns erstlich in einem Leben des Johann Sanzio, des Vaters von Raphael, und dann in einem Leben Raphaels selbst gar wundersame Dinge in archivalischen Nachrichten geoffenbart hat. Da mir aber bei Lesung der beiden Schriften die Nachrichten verdächtig vorkamen, so durfte ich nun hoffen, meine Zweifel gehoben zu sehen, indem beide Schriften bereits gedruckt waren, als der Verf. seine letzte Reise nach Italien unternahm. Allein unsere Erwartung schlug fehl. Der Verf. lernte erst die Schriften des Pungileoni kennen, nachdem dies sein Werk bereits vollendet war. *Also:*

Neue Quellen sind uns hier nicht eröffnet, und die von Pungileoni gegebenen nicht geprüft. — Wir haben hier also eine Schrift vor uns, wie so viele andere über Raphael, die in der neuesten Zeit in Deutschland, England, Frankreich und Italien, wie von Füfsli, Braun, Iken, Rehberg, Duppa, Quatremère und Longheno erschienen sind, — eine Schrift, deren wesentliche Autorität auf Vasari beruht, und auf den Conjecturen, welche der Verf. aus eigenem Studium der Raphaelischen Werke sich abstrahirt hat. — So ist der Boden, auf dem der gelehrte Verf. hier wandert (vergl. den Vorbericht).

Der Rec. findet sich leider in demselben Falle: er hat weder neue Quellen anzudeuten, noch findet er sich wegen der Entfernung im Stande, die von Pungileoni beigebrachten zu prüfen. Ich erfahre hier zum erstenmal, dafs Johann Sanzio auch ein Dichter war, und dafs ein dichterisches Werk in sechzehn Büchern, und

Digitized by Google

in 99 Kapiteln von ihm noch als Manuscript in der Vaticana sich befindet. Nach der gegebenen Probe von etwa 40 Versen müfste die Publication dieses Gedichtes auch in kunsthistorischer Rücksicht höchst erwünscht seyn. Ja es ist nicht unwahrscheinlich, dafs Vasari Kenntnifs von diesem Dichterwerk hatte, indem er den Raphael unter denen anführt, deren Schriften er bei seinem Mahlerwerk benutzte. Worin aber die Schriften Raphaels bestanden, kommt weiter keine Nachricht in Vasari vor; — und so liefse sich wohl denken, dafs solche von Vasari benutzten Schriften eher dem Vater Johann Sanzio, als seinem Sohne Raphael angehörten.

Herr v. Rumohr theilt seine Erörterungen in vier Abschnitte: I. Was Raphael von allen neuern Künstlern auszeichnet, II. Raphaels Jugendwerke, III. Seine Leistungen zu Rom unter Julius II.; IV. Raphael und die Kunst überhaupt unter Leo X. —

Wir möchten dem Verf. gern Schritt für Schritt folgen; aber dies verbietet die für uns nicht selten dunkle Schreibart, besonders im ersten Abschnitt, wovon wir die Enträthselung andern überlassen müssen. Es werden, wie es scheint, gegen Vasari, Caracci und Spätere Klagen geführt, die den Michelangelo bald mit Tizian und Coreggio, bald mit den Antiken in Vergleich stellen. Der Vf. meint, was man Raphael als Mangel vorwerfe, veruneinbar sei mit seinen Vorzügen. — Andere Angaben scheinen zu unbedeutend, um sich dabei aufzuhalten. Dafs Raphael bei der Nachahmung des Pietro Perugino den Meister selbst übertraf: wer hat je daran gezweifelt? — und sehr gleichgiltig scheint es zu seyn, ob man die verschiedenen Bildungsstufen Raphaels Manier oder Styl nenne. Auch wird Niemand in Abrede seyn, dafs Raphael seine Gemälde auf verständige Weise anzulegen, und die Tinten nach dem Knochenbau gut zu wählen verstand. Auch ist uns die vulgäre Kunstgeschichte unbekannt, welche aussagte: Raphael habe sich je von Manieren beherrschen lassen, oder dafs Raphael nicht in seinen Compositionen von jeher musterhaft war, und Heliodor nicht unter seine geistreichsten Anordnungen gehöre. Sehr schwer bleibt zu begreifen, worin der Verf. das Eigene und Vorzügliche des grofsen Meisters setzet. Gern hätte man von dem schöpferischen Geiste gehört, der den Raphael vor allen auszeichnet, und wodurch er sich nicht blofs über Michelangelo, Coreggio und Tizian, sondern selbst über Leonardo da Vinci erhebt.

Jugendarbeiten Raphaels p. 22—77. Zuerst lernte Raphael bei seinem Vater Johann Sanzio, und dann bei Pietro Perugino. Von jenem wird das Gemälde in Mayland und das in Berlin erwähnt. Von mehreren noch vorhandenen Arbeiten desselben in Urbino und in der Gegend giebt Pungileoni Nachricht, die aber hier nicht vorkommen, In Urbino soll nach dem Kunstkenner Metzger auch eine heilige Familie auf Holz vorhanden seyn, welche Raphael unter der Aufsicht des Vaters arbeitete.

Eine andere Arbeit des jungen Raphaels erkannte Hr. v. Rumohr in einer Copie nach Pietro Perugino. Er erstand das Gemälde um 20 Ducaten für das Museum in Berlin. — Gewifs gehört ein besonderes Auge dazu, in dieser sehr schwachen Copie die Hand eines Raphaels zu erkennen. — Aber der Verf. wittert auch noch in andern Gemälden des Pietro die hülfereichende Hand seines Schülers Raphael heraus. Diese sind: die schöne Tafel von Vallumbrosa, jetzt in der Kunstakademie in Florenz, dann in den Frescoarbeiten im Cambio zu Perugia, und in dem vortrefflichen Bilde, das Pietro für die Karthaus von Pavia machte, jetzt in der Sammlung Melzi in Mayland. — Auch der Rec. kennt diese Arbeiten, aber wo Raphael dabei einwirken mochte, ist ihm ganz dunkel. — Doch noch entschiedener soll die Hand Raphaels sich offenbaren in einer Madonna, die jetzt aus dem Hause Baglioni in Perugia in die Hände des Herrn Metzger, und dadurch in den Kunsthandel übergegangen ist. — Rec. erinnert sich wohl eine Madonna von Pietro im Hause Baglioni gesehen zu haben. Aber an Raphael dachte dabei Niemand, weder von den Angehörigen des Hauses, noch von den Fremden, die das Gemälde damals mit mir sahen.

P. 29. Hier soll sich der Leser des braunen Kolorits, des Alunno erinnern, ein Kolorit, ganz verschieden von dem des Pietro und des Pinturicchio; aber nachgeahmt von dem Ingegno d'Assizi (aber wie! sagte nicht der Vf. ehedem, kein sicheres Gemälde von diesem Ingegno zu kennen?). Doch jenes braunen Kolorits wegen entsteht jetzt in dem Gemüthe des Hrn. v. Rumohr der Gedanke: Raphael müsse auch in der Schule des Ingegno gewesen sein, denn es seien zwei Gemälde Raphaels vorhanden, die in jenem braunen Kolorit gemalt wären: das eine die nicht ganz lebensgrofse Madonna im Museum zu Berlin No. 223., und das andere eine thronende Madonna mit einer Heiligen,

Digitized by Google

ehedem im Hause Colonna zu Rom, und jetzt in dem k. Palaste zu Neapel. Wir haben bei einer andern Gelegenheit von diesen beiden Gemälden gesprochen, und gezeigt, dafs das grofse Bild in Neapel im J. 1505. gemalt, und die Madonna in Berlin demselben ganz ähnlich, und von derselben Zeit sei. Beide sind also aus einer Zeit, wo Raphael bereits seinen Meistern entwachsen war. Wozu also die grundlose Meinung herbeiziehen: Raphael müsse ein Schüler des Ingegno gewesen sein, ehe er noch in die Schule des Pietro Perugino kam? —

P. 33. Auch der Recensent ist der Meinung, dafs die Anbetung der Könige in der Kapelle Ancaiani in Spoleto ein Werk Raphaels sei. Aber wie konnte sich der Verf. aus der Ansicht dieses herrlichen Gemäldes beigehen lassen, das elende Machwerk eines Leichnams Christi für eine Arbeit Raphaels in dem Berliner Museum No. 226. aufstellen zu lassen?

P. 34. Autor nennt, was Vasari über die Lehr- und Jugendjahre Raphaels sagt: einen Erziehungsroman; und giebt uns nun dafür den seinigen, der ungefähr in Folgendem besteht: Raphael, nach dem Austritt aus dem väterlichen Hause, *verdung* sich bald bei Pietro Perugino, bald bei einem andern Meister (man denke an den Ingegno!), bald arbeitete er abwechselnd auf eigene Rechnung. — Was sagt nun Vasari: Raphael noch sehr jung — fast noch ein Kind — war dem Vater bei seinen Werken vielfältig zur Hand, und leistete grofse Hülfe. Aber der Vater, den gröfsern Meister in Pietro erkennend, suchte seinen Sohn in dessen Schule zu bringen. Auch eignete sich Raphael die Manier des Pietro in kurzer Zeit so vollkommen an, dafs man ihre Arbeiten nicht mehr unterscheiden konnte. In dieser Art verfertigte Raphael zuerst als sein eigenes Werk die Krönung der Maria mit den 12 Aposteln, mit drei kleinen Bildchen am Fufse des grofsen Altarbildes, vorstellend: die Ankündigung, die Anbetung der Könige, und die Vorstellung im Tempel. (Dies Gemälde mit den drei kleinern an der Predella, wie Vasari den Fufs unter den Altarbildern nennt, befindet sich jetzt im Vatican.) Gleich darauf begab sich Raphael mit einigen seiner befreundeten Mitschüler nach Città di Castello, wo er drei andere Altargemälde fertigte (Lanzi beschreibt sie genau): Das erste für die Augustinerkirche, vorstellend den h. Nicolaus von Tolentino, wie er von Maria und dem h. Augustin gekrönt wird (Dies Gemälde kam unter Pius VI. nach Rom; aber, weggenommen von den Franzosen, ist es seitdem verschollen); das zweite für die Dominicanerkirche, das Christus am Kreuz mit Engeln, die Maria, Johanna, Magdalena und Hieronymus vorstellt, ist jetzt in der reichen Sammlung des Cardinals Fesch in Rom; und das dritte, die Heirath der Maria in der k. Kunstakademie in Mailand. Predellen hatten diese drei Gemälde nicht. Das letztere ist mit dem J. 1504. bezeichnet.

Bei diesen vier Tafeln läfst sich nicht unterscheiden, welche früher und welche später gemacht ist. Alle vier sind aus Einem Gufs und Kinder eines und desselben Geistes und derselben Zeit. Man gewahrt in jedem dieser vier von Raphael verfertigten Bilder den verjüngten Pietro. Wundersam bricht die Jugendfrische in dem Schüler hervor, der sich die Formenkenntnifs und das Kolorit des Pietro im Allgemeinen genau angeeignet hat; und merkwürdig ist, wie wenig Raphael in seinem Sposalizio von dem des Pietro abweicht, welches dieser im Jahr 1495. für die Domkirche zu Perugia gemacht hat. — Die Zeit dieser vier Bilder läfst sich mit grofser Sicherheit von 1501. bis 1504. annehmen, und so zwar, dafs das Sposalizio als das letzte in den ersten Monaten desselben Jahres fertig war. Denn jetzt geht Raphael nach Siena, um einem andern Mitschüler, dem Pinturicchio, Hülfe zu leisten, der das Ausmahlen der dortigen Bibliothek mit den Thaten Pius des IIten übernommen hatte. Raphael machte die Skizzen, theils auch die Cartone hiezu. Letzteres möchte zwar Hr. v. Rumohr nicht zugeben. Allein nicht blofs Vasari sah noch einen dieser Cartone in Siena selbst, sondern auch jetzt noch wird ein solcher in Perugia aufbewahrt (vergl. Longheno p. 15.). Kam also Raphael etwa im März 1504. von Città di Castello nach Siena, so konnte er nach einem Aufenthalte von sechs Monaten allda wohl im Monat Oktober desselben Jahres — nach dem Empfehlungsbriefe der Herzogin von Urbino an Soderini — in Florenz eintreffen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 113.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1831.

Italienische Forschungen von C. F. v. Rumohr. Dritter Theil.

(Fortsetzung.)

Die Ursache, warum Raphael so eilfertig nach letzterer Stadt aufbrach, konnte zwar nicht der Carton von Michelangnlo sein, der erst später gemacht ward, wohl aber der Carton des Reitergefechtes von Leonardo da Vinci, und der Carton der heiligen Anna, welcher damals von Leonardo beendigt, und allgemein bewundert ward. Noch mehr: hatte nicht sein Meister Pietro die vortrefflichsten Werke in Florenz gemacht, die Raphael bis dahin noch nicht gesehen hatte; worunter wir blofs die wundervolle Grablegung, im J. 1495. gemalt, jetzt in der Kunstakademie allda, nennen wollen?

Raphael konnte aber für das erstemal nur kurz in Florenz verweilen. Ihn rief bald im J. 1505. der Tod der Eltern, des Vaters und der Mutter, nach Urbino zurück, um die Hinterlassenschaft in Ordnung zu bringen. Dies berichtet Vasari ausdrücklich (wahrscheinlich starben die Eltern zugleich an der Pest, die damals besonders stark in Urbino wüthete). Aber nicht blofs die schlichte Aussage Vasari's, sondern auch der Brief der Herzogin zeiget, dafs bis zu jener Zeit die Eltern Raphaels noch lebten. Auch Hr. v. Rumohr erkennet den Brief der Herzogin an. Er wagt es aber in den Text desselben hineinzukorrigiren, wie es scheint, um sich nicht gegen Pungileoni zu erklären, und um den Vasari fallen zu lassen.

Indessen ging die kurze Zeit, die der Künstler das Erstemal in Florenz zubrachte, nicht ohne einige Arbeit hin. Für Taddeo Taddei scheint wenigstens eines der beiden Bilder gemacht worden zu seyn; und dann für Lorenzo Nasi die Madonna mit dem Stieglitz, welche jetzt in der Tribuna zu Florenz zu sehen ist. Die Gegenstände der beiden Gemälde für seinen Freund Taddei sind nicht genannt. Hr. v. Rumohr vermuthet aber, dafs es auch Madonnen gewesen seyn möchten und zwar die eine jene wundervolle, die jetzt unter dem Namen der Madonna del Granduca im Pitti hängt; die andere aber jene Madonna sei, welche in der letzten Zeit aus dem Hause Tempi nach München verkauft worden ist (letztere haben wir sicherlich nie für Raphael gehalten).

Raphael im J. 1505. in Urbino zurück, malte allda für den Herzog Guidobaldo einen Christus am Oelberg (später an zwei Camaldulenser verschenkt, ist das Gemälde jetzt verschollen), und zwei nicht grofse Madonnen. Auch ist die eine davon jetzt verschollen, aber die andere mit dem Stieglitz ist jetzt ohne Zweifel im Museo in Berlin. Von Urbino ging er nach Perugia, wo er drei ziemlich bedeutende Werke fertigte, ehe er wieder nach Florenz zurückkehrte. Das erste war ein Altargemälde in der Kirche der Serviten, die Madonna mit Johann Baptist und den Nicolaus vorstellend, mit einer Predella, worin die Predigt des Joh. Baptist gemalt war (dies Gemälde soll an den Mahler Gavin Hamilton verkauft worden seyn. Aber nach Füfsli p. 66. soll es sich noch unter dem Pariserraub befunden haben. Wo jetzt?). Das zweite war für das Nonnenkloster St. Antonio, später im Hause Colonna in Rom, aber nun seit 30 Jahren in den königlichen Palast zu Neapel versetzt. In der Predella dazu waren vorgestellt: Christus am Oelberg, der kreuztragende Christus, und der Leichnam Christi im Schoofs der Maria (man glaubte diese drei kleinen Bilder verschollen; aber nach Füfsli p. 68. waren sie in der Gallerie Orleans, und sollen jetzt in der Sammlung vom Louvre seyn — (vgl. Longhena p. 21.). — Was meint aber Hr. v. Rumohr zu diesem jetzt Neapolitanischen Gemälde und zur Madonna mit dem Stieglitz im Museo zu Berlin? er glaubt: beide sollen gemalt seyn in der Zeit, wo Raphael noch das braune Colorit des Ingegno nachahmte, und noch ehe er in die Schule des Pietro kam. — Das dritte Bild,

Digitized by Google

was er damals machte, war in St. Severo, ein Frescogemälde, die Dreifaltigkeit mit einer Glorie von Engeln vorstellend, und bezeichnet mit dem Namen Raphael und dem Jahre 1505. Erst im J. 1521. hat dann Pietro selbst noch die Figuren der Heiligen dazu gemalt.

Im Jahr 1506. war Raphael wieder in Florenz, wo er die Bildnisse des Angelo Doni und seiner Frau malte: Beide wieder aufgefunden und jetzt im Pitti aufbewahrt; und dann für Domenico Canigiani eine heilige Familie: Maria mit den beiden Kindern, die Elisabeth und Joseph vorstellen: jetzt in der königlichen Sammlung in München, und eine Copie darnach im Hause Rinuccini zu Florenz, wie wir mit dem Verf. glauben. Aber die Hauptarbeit war der Carton der Grablegung, wornach er dann das Gemälde in Perugia ausführte, zugleich mit einer Predella grau in grau gemalt, und Glaube, Hoffnung und Liebe vorstellend. Das Hauptbild findet sich seit langer Zeit in der Gallerie Borghese zu Rom, und die Predella davon getrennt in der vaticanischen Sammlung der Oelgemälde. Raphael bestand in der Grablegung den Wettstreit mit seinem Meister Pietro, der, wie wir sagten, denselben Gegenstand zehn Jahr früher behandelte, und zwar auf eine unvergleichliche Weise, so dafs es aller Kräfte des Schülers bedurfte, um den grofsen Meister zu übertreffen. In diesen beiden Gemälden erscheinen Meister und Schüler in ihrem Glanze. Zwar hat Pietro noch später in der Himmelfahrt Mariä und in drei dazu gehörigen kleinern Bildern, die Anbetung der Könige, die Taufe und die Auferstehung vorstellend, in der Kirche St. Pietro ad aram in Perugia Aufserordentliches, und von Raphael kaum zu Unterscheidendes geleistet, so dafs man sagen kann: sowie Pietro den Raphael zum Maler bildete, der Meister wieder durch die Ansicht der Werke seines Schülers in der Kunst gehoben ward. Einen schönern, liebevollern Wettstreit gab es nicht. —

Im Verlaufe des Jahres 1507. kam Raphael das drittemal nach Florenz, wo er jetzt auch nebst den Arbeiten des Leonardo auch den Carton des Michelangelo, den Kriegsüberfall bei Pisa betreffend, gesehen haben kann. Raphael weilte jetzt allda bis zu seiner Abreise nach Rom, wohin er durch Julius II. berufen ward, um im Vatican zu malen. Hierüber geben zwei eigene Briefe Raphaels nähere Kunde. Der eine ist von Florenz an einen Onkel in Urbino vom 11ten April 1508. gerichtet; und das Merkwürdige darin ist das Verlangen einer Empfehlung an den Gonfaloniere in Florenz, um ein Zimmer zu malen, wie es scheint im Stadthause selbst, um sich ein bleibendes Denkmal in einer ihm so werth gehaltenen Stadt zu stiften. Aber so wie die Werke des Leonardo und des Michelangelo allda nicht zu Stande kamen, so blieb es auch bei dem geäufserten Wunsche Raphaels.

Der zweite Brief ist der an Francesco Francia in Bologna, datirt Rom den 5. September 1508.; also ungefähr fünf Monate nach dem vorigen an seinen Oheim. Während der Zwischenzeit von 5 Monaten erhielt also Raphael den Ruf nach Rom, und befand sich bereits in voller Arbeit in den Vaticanischen Zimmern. Er mochte schon im Julius in Rom angelangt seyn.

Der dritte Aufenthalt Raphaels in Florenz, ungefähr von der Dauer eines Jahres, war indessen nicht ganz unfruchtbar. Vasari nennt erstlich ein gröfseres Gemälde, eine thronende Maria mit mehrern Heiligen, und zwei singenden Engeln am Fufse des Thrones. Die Familie Dei hatte dies für ihre Capelle in S. Spirito zu Florenz bestellt. Dies wegen schneller Abreise nicht fertig gewordene Gemälde kam dann in die Hände des Baldassar Turini von Pescia, der es in der Hauptkirche seiner Vaterstadt aufstellen liefs, nachdem es der treffliche Rosso (Vasari in vita del Rosso) zuvor vollendet hatte, und nicht ein späterer schlechter Maler, wie Hr. v. Rumohr nach Richa zu verstehen geben möchte. Dieses herrliche Gemälde befindet sich jetzt als eine der Zierden im Palast Pitti zu Florenz.

Zweitens nennt Vasari ein für Siena bestelltes Gemälde, welches Raphael seinem Freunde Ridolfo Ghirlandaio zurückliefs, um ein blaues Gewand daran zu beendigen. Der Gegenstand des Gemäldes ist nicht genannt, und daher verschiedene Vermuthungen. Einige halten es für die sogenannte *schöne Gärtnerin*, die sich in Paris befindet. Wir kennen das Pariser Bild nicht durch Ansicht, aber ein anderes Exemplar in der königlichen Gallerie in Wien, bezeichnet mit dem J. 1506, und unter dem Namen: die heilige Jungfrau *im Grünen;* — und sicherlich bezweifeln wir die Originalität dieser letztern nicht.

Nun tritt aber Hr. v. Rumohr auf, seine Meinung preisgebend, das Senesische Gemälde sei nicht die schöne Gärtnerin gewesen, sondern — rathet welches? — jene Madonna, die aus dem Hause Salviati in das von Colonna in Rom kam, und das in der neuesten Zeit durch

Digitized by Google

den Ankauf des Hrn. Bunsen in das königliche Museum in Berlin übergegangen ist. — Ich streite nicht gern, und verweise daher nur auf einen Aufsatz in dem Berliner Kunstblatt (Februar 1829.), worin ich zeigte, dafs dies höchst interessante Bild unter die allerersten Arbeiten des jungen Raphaels gehört, wo er noch mehr die Manier des Vaters, als die von Pietro Perugino verfolgte. Ich kenne nur ein zweites aus dieser Zeit in der königlichen Sammlung zu Neapel, auch eine Madonna vorstellend, in dem Ferngrunde mit kleinen Figuren, worunter man auch die des jungen Malers selbst erkennt. Dann kommt ein um dieselbe Zeit gemachtes, der Pietät geheiligtes, Gemälde vor, das das Bildnifs der eigenen Mutter mit unvergleichlicher Wahrheit und Liebe vorstellt, wobei zugleich die grofse Aehnlichkeit auffällt, welche Raphael mit der Mutter hatte.

Ueber das Senesische Gemälde, an dem R. Ghirlandaio das blaue Gewand vollendete, könnte aber noch eine dritte Meinung stattfinden, und zwar ist diese die unsrige: nämlich dafs es jene Madonna sei, welche, früher in der Gallerie Orleans, jetzt bei dem Marquis Stafford in London ist. Ich meine jene Madonna, welche stehend den kleinen Sohn am Oberarm hält, und auf das Haupt des kleinen Johannes, der in einen Schafpelz gekleidet sich schmeichelnd annähert, die rechte Hand legt. Joseph steht in einiger Entfernung, sich umsehend. Ref. kennt das genannte vermeintliche Originalgemälde nicht von Ansehen, aber mehr als eine alte Copie. Und sicherlich ist das herrliche Gemälde in einem Stil gemacht, zu dem Raphael erst durch die Grablegung gelangte, doch noch ehe er nach Rom kam. — Hätten wir demnach für das Senesische Gemälde den wahrscheinlichen Gegenstand bezeichnet, so möchten wir in Hinsicht der Jungfrau im Grünen, oder der schönen Gärtnerin die Frage aufs neue aufnehmen: Für wen nämlich dies Bild ursprünglich gemacht sey? — und hier glauben wir, dafs es eines der beiden Bilder sei, die er für seinen Freund Taddei machte, das eine während des erstern Aufenthaltes in Florenz und noch in der erstern Manier des Pietro Perugino im J. 1504, welches nach der Conjectur des Hrn. v. Rumohr wohl die schöne Madonna des Granduca seyn könnte. Das zweite aber war, wie Vasari bemerkt, in der zweiten Manier des Meisters, welches also erst in dem zweiten Aufenthalte des Raphael in Florenz gemalt seyn konnte, nämlich im J. 1506.; — und mit diesem Jahre ist die treffliche *Jungfrau im Grünen* zu Wien auch bezeichnet.

Bis jetzt haben wir die Gemälde angegeben, welche als Werke Raphaels bis zu seiner Ankunft in Rom im J. 1508. bekannt sind, und zwar von Jahr zu Jahr in der Ordnung, wie Vasari sie bezeichnet, zugleich mit der Angabe, wo solche Gemälde sich jetzt befinden, oder welche bis jetzt als verschollen zu betrachten sind. Hiebei wird jeder Verständige und Billige eingestehen, dafs Vasari höchst kundig und sorgsam aufzeichnete und fast mehr, als sonst irgend in dem Leben eines anderen Meisters. Es kann daher nicht anders, als höchlich auffallen, den Vasari von Hrn. v. Rumohr überall getadelt zu sehen, und dafs der Verf. das ganz Geordnete und Klare in eine höchst willkührliche Verwirrung gebracht hat.

Hr. v. Rumohr giebt aber noch andere Werke an, die zu den Jugendarbeiten Raphaels gehören sollen. Hievon beschreibt er ein kleines verdorbenes Bildchen bei dem Grafen Tosi in Brescia, eine Pietà vorstellend. Wir kennen das Bildchen nicht; aber es ist hinlänglich, den Kupferstich zu sehen, um mit Sicherheit zu behaupten, dafs Raphael nie ein solches fertigte. Zweitens spricht er von zwei nicht grofsen Gemälden, einer Auferstehung und einer Taufe Christi, welche im J. 1818. aus dem Hause Inghirami in die Münchner Sammlung kamen. Hievon geschieht auch Anzeige bei Longhena p. 7. in der Note, aber als von Copien nach denen des Pietro Perugino in der Kirche S. Pietro ad Arám. Wir haben schon vorher über diese kleinen Bilder des Pietro, als von einem *non plus ultra* dieses Meisters gesprochen. Die zwei nach München gekommenen Bilder müssen also entweder die in der Franzosenzeit weggenommenen Originale selbst sein, oder wenn Copien — gewifs nicht von Raphael, da jene Werke zu den Arbeiten der letzten Jahre des Pietro gehören. — Drittens führt der Verf. auch ein kleines Bild, die Anbetung der Könige in der k. Sammlung zu Copenhagen an, aber verdorben, und glatt gerieben. Die Sache ist möglich. — Viertens spricht Hr. v. Rumohr von einer Geburt Christi in Bologna (man sehe den Brief Raphaels an Francia). Aber war dieses Praesepe ein Gemälde, oder nur eine Zeichnung? und dann, wie konnte dem Verf. einfallen, dafs das kostbare Bildchen der Anbetung der drei Könige in der Gallerie zu Dresden eine freie Copie nach Raphael sei, worin die Charaktere

Digitized by Google

durchaus das Gepräge des Francia an sich tragen, und auch nicht eine Spur von Raphael?

Hiemit möchte Hr. v. Rumohr dem grofsen Meister noch eine Partie anderer Gemälde zuschieben, welche der Vf. in dem königlichen Museum in Berlin aufstellen liefs. (S. die Vorrede zum Verzeichnifs der Gemälde-Sammlung des königl. Museums zu Berlin S. VI. u. XIII.) Diese bestehen: erstlich in einer Madonna mit den beiden Kindern und zwei Engeln, die Raphael nach einem Gemälde des Pietro bei dem Eingange in seine Schule copirt haben soll. Im Museo ist das Bild unter No. 222. aufgestellt. Diese Arbeit ist äufserst roh, und unbegreiflich, wie man dem Raphael ein solches Machwerk unterschieben kann. Aber nicht weniger roh ist zweitens ein auf beiden Seiten bemaltes Kreuz No. 224. — Die Arbeit ist so schülerhaft, dafs man sie nur einem Jungen, der die Farben reibt, und jetzt zum erstenmal den Pinsel zum Anstreichen gebraucht, zuschreiben kann. Das dritte ist ein Leichnam Christi No. 226. von so geringem Gehalt, dafs man dabei kaum an einen Maler, geschweige an Raphael denken kann. Hiezu kommt noch viertens eine Predella: in der Mitte der todte Christus, und rechts und links Brustbilder von zwei Bischöfen auf demselben Täfelchen: bis jetzt ohne Nummer in dem k. Museo aufgehangen. Nach der Angabe des Verfs. machte Hr. v. Rumohr mit diesem Bildchen ein Geschenk an einen grofsen Fürsten, als eines der kleinen Gemälde von der Predella, welche Raphael zu der Krönung der Maria, jetzt im Vatican, malte. Aber wie! Die drei kleinen Bilder der Predella zu dem genannten Gemälde sind ja ebenda, wie wir oben angegeben haben, noch vorhanden. Durfte diefs dem Geber unbewufst sein? — Dennoch konnte das Bild von Raphael sein! — Allein von Raphael sicher nicht; wohl aber von irgend einem andern Jünger aus der Schule, deren Pietro so viele hatte, und darunter allerdings sehr geschickte.

Das k. Museum in Berlin enthält zwei wahre Raphael: die Madonna von Colonna, und die mit dem Stieglitz. Dann läfst sich noch ein *Opus posthumum* dazu zählen, wir meinen den Johann Evangelist No. 260., welcher sich auf dem Adler erhebt. Es ist nämlich eines jener Gemälde, wovon Raphael die Entwürfe zurückliefs, die dann von seinen vornehmsten Schülern ausgeführt wurden. Copieen lassen sich aber solche *Opera posthuma* nicht nennen, wie im Verzeichnifs geschehen ist.

Noch ist ein viertes nicht grofses Gemälde No. 225. unter dem Namen Raphael vorhanden. Sicher ein gefälliges Bild aus der Schule des Pietro, nur nicht von Raphael, dem vorzüglichsten Meister der Schule. — Es ist hart für den Recensenten, solche unerfreulichen Offenbarungen bei einem so grofsartigen Institute machen zu müssen, an dem er lange den lebhaftesten Antheil genommen hat, und bei dem er eine so schlechte Auswahl und Aufstellung ungern erlebte.

Raphael in Rom unter Julius II. p. 77—120. Der Verf. berührt zuerst die Frescoarbeiten Raphaels in den Vaticanischen Zimmern nach der bekannten Ordnung, nach der sie gemalt worden sind: In dem ersten Zimmer die Darstellung der vier Wissenschaften, und dann in dem zweiten den Heliodor und die Messe von Bolsena. In dem ersten Zimmer dauerte die Arbeit von 1508. bis 1511., und in dem zweiten bis zum Tode des Papstes Julius II. im J. 1513. — In den Bemerkungen hiezu läfst sich nichts sonderlich Neues wahrnehmen. Allerdings ist die Disputa die frühere Arbeit, welche sich in ihrer Manier noch zunächst an den Stil der Grablegung anschliefst. Auch für uns ist die Anordnung in diesem Gemälde bewunderungswürdig, und die Sorgfalt der Behandlung ausgezeichnet. Doch schon in der Schule von Athen vergröfsert sich die Manier des Meisters in den Formen. Die Ansicht des Antiken hatte schon mächtig auf den Geist Raphaels eingewirkt, und er bedurfte nicht erst der Ansicht der Werke des Michelangelo in der Sistina, um den Formen die gehörige Fülle zu geben.

Aber so aufserordentlich die vier Wissenschaften auch dargestellt sind, so möchten wir doch keinesweges das Abendmal des Leonardo dagegen zurücksetzen. Dies bleibt immer das Werk, wo die Kunst in allen Theilen zuerst in ihrer Vollendung hervortritt; und das hohe eigentlich malerische Talent im Verhältnifs zu Raphael zu verkennen scheint nicht billig. Selbst jetzt noch in dem traurigen Zustande, worin sich das Gemälde befindet, läfst sich die Titanische Macht des Leonardo nicht verkennen. Aber bei weitem ist dieser Meister in seiner frühern Zeichnung, die Anbetung der Könige in der Gallerie zu Florenz vorstellend, noch nicht derselbe.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 114.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1831.

Italienische Forschungen von C. F. v. Rumohr. Dritter Theil.

(Schluſs.)

Rec. gesteht, daſs ihm solche miſslungene Aussagen und Vergleiche wehthun. Was der Verf. p. 90. über Leonardo weiter beibringt, gestehen wir, nicht zu verstehen. Das Folgende: ob Raphael etwas von Michelangelo abgesehen und entlehnt habe, übergehen wir. Raphael erkannte alles Vortreffliche an, auch was er in geringern Werken früherer Meister sah, und nahm es willig in sich auf; und daſs er nach der Aufdeckung der Sistina auch in seinen späteren Werken an Michelangelo dachte, zeigen seine Sibyllen und besonders sein Isaias, womit er einen Fingerzeig geben wollte, daſs das groſsartigste, was Michelangelo in seinen Propheten und Sibyllen aufstellte, nicht unerreichbar sei. Der Raphaelische Isaias war ein Werk der Zeit für Mitlebende, was wir aber keinesweges als das flachste Produkt, wie Herr von Rumohr sich ausdrückt, ansehen möchten.

In dem ersten Zimmer scheint Raphael allein thätig gewesen zu seyn. Nur die Uebergabe des Codex und der Decretalen sind durch spätere Uebermalung weniger glücklich. In dem zweiten Zimmer sind schon die Schüler zur Hülfe. Was aber der Meister selbst darin colorirte, ist auch das höchste, was Raphael je machte, und was je im Frescomalen geleistet worden ist; dies sowohl im Heliodor, als in der Messe von Bolsena, wozu man noch die Befreiung Petri rechnen muſs.

Richtig wird bemerkt, daſs in den ersten fünf Jahren unter Julius II. der Meister hauptsächlich in den Stanzen beschäftigt war, und er zu Oelgemälden nur wenig Zeit hatte. Hiezu gehört das Porträt Julius II., das jetzt im Pitti sich befindet; und da Bildnisse der Päpste von Gleichzeitigen leicht gesucht werden, so giebt es eine nicht geringe Zahl von Copien, wovon auch eine im Museo zu Berlin. Dann scheinen nach Vasari aus dieser Zeit zu seyn: die Madonna, die von dem erwachenden Kinde den Flor aufhebt für den Cardinal Sfondrato: zuletzt in dem Schatzhause zu Loretto. Nach Füſsli ward das anmuthige Bild nach Paris gebracht. Aber wo ist es jetzt? — Dann die Madonna von Foligno, ursprünglich für einen Kämmerer Julius des IIten gemacht, jetzt im Vatican. Ferner die Vision des Ezechiel, oder nach Vasari: Christo ad uso di Giove — war nach Rechnung schon im J. 1510. für den Grafen Ercolani in Bologna gemacht; jetzt im Pitti zu Florenz. An andere Originale dieses Bildchens möchten wir nicht glauben. Auch halten wir die Madonna dell' impannata aus dieser Zeit für Bindo Altoviti in Florenz, welche aber der Verf. von Raphael abweisen möchte; jetzt im Pitti. In Rücksicht des Altovitischen Porträts, jetzt in München, war ich von jeher einverstanden, darin das wahre Bildniſs Raphaels zu sehen, aber nicht erst in dieser Zeit zu Rom gemacht, sondern noch während Raphael in Florenz weilte. Dies erweiset die groſse Jugend im Porträt: der kaum keimende Backenbart, und die langen blonden Haare. Das Porträt in der Schule von Athen ist im Wesen dasselbe, aber um verschiedene Jahre älter. Die Haare sind nachgedunkelt, und abgeschnitten. Wir glauben das erstere noch in Florenz für den Antonio Bindo Altoviti gemacht, und nicht für seinen Sohn.

Die heilige Cäcilia für S. Gioanni in monte zu Bologna — einer Kirche nicht auſser, sondern in der Stadt — gehört nicht dieser Zeit an; da der Besteller derselben, der Cardinal Pucci, diese Würde erst von Leo X. erhielt. Eher können wir glauben, daſs die Madonna della Leggiola im Pitti zu Florenz aus dieser Zeit sei. An eine Aehnlichkeit mit der Fornarina möchten wir aber bei der schönen Mutter nicht denken. Ein anmuthigeres Kind hat Raphael wohl nie gemalt, als hier den kleinen Christus. In dem Museum zu Berlin

Digitized by Google

hängt jetzt hievon eine schlechte Copie, welche wir früher abzuweisen suchten.

Raphaels Kunstthätigkeit unter Leo X.: von 1514—1520. In den ersten fünf Jahren zu Rom, noch vor dem 30sten des Lebens, hatte Raphael die Kunst nach allen Richtungen erschöpft. Er konnte fernerhin ebenso Grofses und Vollkommenes hervorbringen, — er konnte selbst noch in höhern Sphären walten; aber der ganze Umfang seines Geistes, und seine Kunst hat sich in den sieben ersten Gemälden der Vaticanischen Zimmer erprobt.

Anders wird sein Treiben unter Leo X. Kaum ermifst man den Umfang seiner malerischen Thätigkeit, wozu sich jetzt noch seine architektonischen und archäologischen Studien gesellen. Nicht nur der Bau der Peterskirche und Vitruv beschäftigen ihn, sondern auch die Trümmer des alten Roms. Er nahm hiebei die ausgezeichnetsten Männer in Wissenschaft und Kunst in Anspruch, die er mit oberster Vollmacht nach seinen Einsichten leitete.

In Rücksicht der Malerei sah man jetzt seine Werkstatt eine Fabrikstelle werden, mit einer beträchtlichen Zahl von Gesellen und Lehrlingen. Raphael malte jetzt im Verhältnifs nur wenig mit eigener Hand: er schnitt zu, und ordnete; andere führten aus.

Er machte die Entwürfe zur Fortsetzung der Arbeiten in den Vaticanischen Zimmern. Der Attila und das Zimmer Torre Borgia ward noch unter seinen Augen vollendet; aber der grofse Saal wurde nach seinen Entwürfen, wozu die Schlacht von Constantin gehört, erst nach seinem Tode gemalt. Der Meister hatte vor, den ganzen Saal in Oel zu malen, wie zwei Probefiguren noch zeigen. — Zu gleicher Zeit wurden die Entwürfe zu den Vaticanischen Loggie gemacht, nicht weniger als 52 biblische Gegenstände von der Schöpfung bis zum Abendmal, wobei Giulio Romano Vorstand war. Hiezu trat eine Welt von Zierden im antiken Sinn, wozu der Meister den Johann von Udine als Vorgesetzten bestallte. Welcher Reichthum von Ideen liegt allein in diesen Spielen! —

Wenn es aber in den Loggie nur kleinern Gegenständen galt, so entstanden anderseits die grofse Anzahl colorirter Cartons mit Gegenständen des neuen Testaments, die nach Arras in Flandern gesandt wurden, als Muster, um Teppiche darnach zu wirken. Francesco Penni war hier der Vorstand, und über die Ausführung der Teppiche wachte ein anderer Schüler Raphaels, Bernardin van Orley aus Brüssel.

Aber nicht blofs für Leo X. wurden so umfassende Arbeiten gemacht. Raphael fand auch noch Zeit für seinen Freund, Agostino Chigi, grofse Werke zu unternehmen, erstlich die Galatea schon im J. 1515, und später die reiche Fabel der Psyche.

Sollen wir hiezu noch die Frescoarbeiten in der Badehalle auf dem Palatin — in der Villa Spada —, und die Mauergemälde in seiner eigenen Villa, jetzt Doria, rechnen? — In solchen Arbeiten lebte Raphael ganz in den Mythen der Alten. Aber der Meister kam nie dazu, irgend einen Gegenstand dieser Gattung in Oel zu malen. Ja es ist zu bezweifeln, ob seine Hand irgend bei einem der Frescogemälde der letztern Art mitwirkte.

Nur bei Staffeleigemälden und Porträten war sein Pinsel noch thätig. Aber auch hier mufste die Schule mitwirken. Hiezu gehören: die Madonna del Pesce für Neapel, und Cristo dello Spasimo für Sicilien, beide Gemälde jetzt in Spanien; und eben allda ist auch die Madonna della Perla. Nach Copien, die wir von letzterm Gemälde sahen, hat das Bild sehr viel von der Art des Giulio Romano, so dafs es erst nach dem Tode Raphaels gemacht seyn möchte. — An ein viertes Bild in Spanien, die Heimsuchung vorstellend, und dem Raphael zugeeignet, glauben wir nicht. — Eine heilige Familie, die Madonna mit den beiden Knaben, Elisabeth und Joseph, das der Meister für Leonello da Carpi machte, findet sich jetzt in der königlichen Sammlung zu Neapel und eine Copie hievon in dem königlichen Museo zu Berlin. Ferner fällt die Cäcilia für Bologna, jetzt in der Academie allda, in diese Zeit, und die Geburt Christi für die Grafen Canossa in Verona. Dies längere Zeit verschollene Gemälde soll sich wieder in dem Hause der Grafen von Thurm in Wien gefunden haben: allerdings eine wichtige Entdeckung, wenn die Originalität bewährt ist. Die Madonna di S. Sisto, ursprünglich für Piacenza gemacht, ist jetzt die Zierde der Dresdner Sammlung. Noch bleibt Hr. v. Rumohr bei der befremdenden Meinung, dafs Raphael dies herrliche Gemälde als Fahne gemalt habe. — Der jugendliche Johann Baptist in der Wüste, ursprünglich für den Cardinal Colonna gemalt, das er dann seinem Arzt schenkte, befindet sich jetzt in der Tribuna zu Florenz. — Für Frankreich, sagt Vasari, malte Raphael viele Bilder — *molti quadri* —, worunter für Franz I. den Erzengel Michael, der jetzt noch in der dortigen Sammlung ist; und im Leben des Giulio Romano berichtet Vasari, dafs er für den König auch eine heilige Elisabeth, und eine Margerita gemalt habe mit der Hülfe des Giulio. Unter dem Namen Elisabeth scheint jenes grofse Gemälde, eine heilige Familie zugleich mit der heiligen Elisabeth, — bezeichnet zu seyn, welches jetzt noch die Hauptzierde der Gallerie im Louvre seyn soll, und mit dem Jahr 1518. bezeichnet ist. Die heilige Margerita aber, nach der Zeichnung Raphaels fast ganz von Giulio gemalt, findet sich jetzt in der königlichen Gallerie zu Wien. — Auch die Verklärung war

Digitized by Google

ursprünglich für Frankreich bestimmt. Der Cardinal Julius Medici hatte als Bischof von Narbonne das herrliche Gemälde für die dortige Hauptkirche machen lassen. Aber als letztes und erstes Werk des grofsen Meisters blieb sie zu Rom, in S. Pietro in Montorio geweiht, jetzt im Vatican.

Noch giebt es verschiedene Gemälde, welche Raphael theils angefangen hatte, theils wozu er die Skizze oder Zeichnung hinterliefs, und die dann seine Erben Giulio und Francesco Penni vollendeten, wozu sie in der geschäftlosen Zeit unter Hadrian VI. hinreichende Mufse fanden. Darunter gehört:

1. Die Madonna della Gatta: wovon ein Exemplar sich noch im Chor von ara coeli in Rom befindet, und ein anderes, nicht weniger schön, in der königlichen Sammlung zu Neapel. Im Leben des Girolamo Carpi schreibt es Vasari dem Raphael, im Leben des Giulio aber diesem Meister zu. 2. In derselben Sammlung zu Neapel findet sich auch die wundervolle Madonna, welche das auf ihrem Schoofse schlafende Kind verehrt, welche in der letzten Zeit aus der Gallerie Borghese dahin versetzt ward. Die schwärzlichen Schatten verrathen dabei die Hand des Julius. Eine nicht bedeutende Copie hievon im Museo zu Berlin. Wozu das Aufhängen so vieler Copien? dadurch wird eine Sammlung nicht bedeutender. 3. Die Krönung der Maria für das Kloster Monte Luci in Perugia, die sich jetzt in dem Vatican befindet. Dieses treffliche Gemälde war lange vor dem Tode Raphaels bestellt, aber erst die Schüler beendigten es; die Apostel unten am Grabe Francesco Penni, und oben die Krönung Giulio Romano. 4. Als ein solches erst nach dem Tode Raphaels gemaltes Bild betrachten wir auch, wie wir oben angaben, den unvergleichlich ersonnenen Johann Evangelist, der sich als Seher auf dem Adler erhebt, früher in der Sammlung Giustiniani zu Rom, jetzt im königlichen Museo zu Berlin. 5. Ein solches Gemälde mochte auch der heilige Georg seyn, den Lomazzo (I. 8. p. 48.) in der Kirche S. Vittare zu Mayland gesehen zu haben erwähnt, welches aber ganz verschollen ist. — Noch werden kleinere Bilder von Georg und Michael in der Pariser Sammlung angegeben. — Andern Bildern, deren so manche noch da und dort dem Raphael zugeschrieben werden, darf man weniger vertrauen; doch hievon ausgenommen eine ganz kleine Madonna in dem Hause Stafa zu Perugia in seiner ersten Manier.

Welch ein grofser Bildnifsmaler Raphael war, haben wir schon früher anzugeben Gelegenheit gehabt. In gegenwärtige Epoche gehört das Bildnifs von Leo X. mit den beiden Cardinälen im Pitti zu Florenz. Was die Verklärung unter den historischen Arbeiten, ist das Bildnifs von Leo X. unter den Porträten. 2) Ueber das wundervolle Bildnifs des Dichters Tibaldeo schreibet Bembo, und 3) über das von B. Castiglione er selbst. Das erstere soll sich jetzt bei dem Professor Scarpa in Pavia befinden; von dem letztern sehen wir noch bei dem Cardinal Valenti in Rom das Bild. Man zeiget aber auch eines in der Pariser Sammlung. 4) Die Bildnisse der beiden Herzöge von Medici, Lorenzo und Giuliano, sind seit lange verschollen. Man hört jetzt aber, dafs der Maler Herr Fabre das eine in Florenz wieder aufgefunden, und mit sich nach Montpellier genommen habe. 5) Ueber das schöne Bildnifs des Violinspielers, mit dem Jahr 1518. bezeichnet und jetzt im Palast Sciarra zu Rom, weifs man nichts Historisches. Man erkennet es aus der Weise. Es ist ein Werk der Liebe und Freundschaft, so wie 6) das Bildnifs der Fornarina im Palast Barberini. 7) Noch nennt Vasari zwei andere weibliche Bildnisse: die Beatrice von Este, jetzt gänzlich verschollen, und 8) die Vicekönigin von Neapel für Franz I. — Raphael malte den Kopf, und Giulio das Uebrige dazu. Man zeigt jetzt noch in der Pariser Sammlung ein Porträt angeblich von dieser Königin und von Raphael. Aber wir können darin nur eine Copie nach dem Original des Leonardo da Vinci erkennen, welcher die ältere Johanna von Aragonien, die Frau von Ferdinand I. in Neapel, und wie es scheint, die Mutter von der jüngern Johanna, der Vicekönigin, malte, und wovon das Original in der Gallerie Doria zu Rom zu sehen ist. Und so wäre jetzt das Bildnifs der Vicekönigin, welche Raphael malte, als verschollen zu betrachten.

Bei dem Anonymus des Camolli finden sich noch andere Bildnisse von Raphael, aber nur bei ihm angegeben. Diese sind: Mons. della Casa, Garandolet, die Cardinäle Inghirami und Bibbiena, Baldi und Bartoli, auch Alfonso von Este. — Hievon sieht man die beiden Cardinäle jetzt noch im Pitti, vortrefflich gemacht; und die beiden Rechtsgelehrten, Baldi und Bartoli, zusammen auf einem Bilde in der Gallerie Doria in Rom, aber nicht von Raphael. — Auch ist ein Porträt des Bembo von Raphael nicht sicher, obwohl er nach eigener Aussage von ihm gemalt sein wünschte. Was Raphael in der Baukunst und in der Bildnerei leistete, übergehen wir. In der letzteren leitete er seinen Schüler Lorenzetto, besonders bei den beiden vortrefflichen Statuen des Jonas und Elias in der Kapelle Chigi in S. Maria del popolo zu Rom; und wahrscheinlich gehört dem Lorenzetto auch die Ausführung des schönen Knaben in Marmor an, welchen Giulio Romano von Raphaels Hand modellirt besafs nach dem Zeugnifs des B. Castiglione (*cf. Lett. Pitt. T. V. p.* 161.).

Wieviel die Vervollkommnung der Kupferstecherei dem Raphael schuldig sei, erweisen die Blätter des Marcantonio.

Doch dies sei genug, den Umfang der Bemühungen Raphaels in den letzten sieben Lebensjahren anzudeuten. Noch ist das Leben Raphaels nicht geschrieben. Aber Vieles ist hier vorbereitet. Bis jetzt bleibt das Leben Raphaels von Vasari durch den wahrhaft genialen Geist immer das Vorzüglichste und Lesenswertheste für jeden, der den grofsen Meister und seine Zeit richtig erfassen will, — ungeachtet der vielen Irrthümer und Vorurtheile, von denen allerdings das umfassende Werk des thätigen Vasari nicht frei ist. —

Den Schlufs des vorliegenden dritten Bandes macht (p. 157—228.) ein Aufsatz mit der Ueberschrift: *Ueber den gemeinschaftlichen Ursprung der Bauschulen des Mittelalters.*

Digitized by Google

Den Erscheinungen im Bauwesen des Mittelalters liegt nach der Ansicht des Verfs. nichts Ursprüngliches zum Grunde. Sie seien die Folge des Verfalles der alten Baukunst, welcher unter den Kaisern schon vor Constantin eintrat, und noch ehe das christliche Bauwesen begann. Ein eigentliches Studium der Baukunst nach Grundsätzen oder wissenschaftliche Kunstschulen gab es nicht mehr, sondern nur nothdürftige Praktiker in der hergebrachten Constructionsweise.

Die Hauptgebäude für die religiösen Gebräuche der Christen waren die Basiliken und Baptisteria von achteckiger oder runder Form: dies sowohl im Orient, als im Occident.

In Italien ging in dem Bauwesen durch den Einfall der nordischen Völker, und unter der Herrschaft der Ostgothen keine wesentliche Abänderung vor, und ebenso wenig unter den Longobarden. Auch nach Unterjochung der letzteren durch die Franken blieb forthin von Karl dem Grofsen an bis auf Friederich von Hohenstaufen dieselbe Bauweise in dem ganzen christlichen Occident.

Im 6ten Jahrhundert ging bei dem Bau der Sophiakirche in Konstantinopel eine Veränderung in dem Grundrisse vor, und in der Ueberdeckung. Justinian gab ihr die Form einer Art Griechischen Kreuzes mit Nebenschiffen in zwei Stockwerken, und anstatt der horizontalen Eindeckung der Zimmerwerke, wie es bei den Basiliken gewöhnlich, trat hier Bogenwerk und die Kuppelwölbung ein.

Auch zu Ravenna ging zu derselben Zeit eine Veränderung in dem Bau der achteckigen Kirche S. Vitale vor, mit den Bogenstellungen im Innern in zwei Stockwerken. Dieser Kirchenplan ward dann von Karl dem Grofsen in seiner Hofkapelle zu Achen nachgeahmt. Auch trat nach dem Beispiel der Sophiakirche in der Markuskirche zu Venedig, und im Dom zu Pisa an der Stelle, wo sich die Schiffe kreuzen, der Kuppelbau ein, doch mit Beibehaltung der gewöhnlichen Basilikenform.

Doch früher schon, im 5ten Jahrhundert, ward bereits die kleine Kreuzkirche, welche Galla Placidia in Ravenna zu ihrem Grabdenkmale erbaute, mit Tonnenwölbung und Kuppel zugleich überdeckt. Indessen war die Technik solcher Konstruktionen nicht neu; sie schrieb sich, wie andere, von den Alten her.

Erst als im 7ten Jahrhundert die neue Religionsweise der Mahomedaner aufkam, und erobernd sich schnell über grofse Länderstrecken verbreitete, — von Spanien und Sicilien über die Küsten von Nordafrika und Aegypten, über Syrien und das Persische Reich bis Indien, — und überall die grofsartigsten Gebäude errichtete, trat eine wesentliche Veränderung in den Konstruktionstheilen ein, sowie auch im Geschmacke der Verzierungen. An die Stelle der Rundbogen, und der Rundwölbungen traten nun die Bogen aus zwei Segmenten und die hohe Ellipse, und da die Mahomedaner die bildlichen Zierden verschmähten, so sah man jetzt jene grausen Verzierungen in's Leben treten, welche die Neueren mit dem Namen: Arabesken belegten.

Nach und nach theilte sich dieser abnorme Baugeschmack auch den Ländern christlicher Bewohner mit. Dies konnte auf mehreren Wegen geschehen:

Erstlich durch die Kreuzzüge: und so sehen wir schon in den Seitenschiffen des Doms zu Pisa den Gebrauch der Spitzbogen, und in dem Baptisterio allda die hohe Ellipse. Zweitens durch die Eroberung Siciliens von den Normännern, welche, die Kunstfertigkeit der Ueberwundenen benutzend, zu Monreale bei Palermo die interessante Basilica, wo die Säulen im Innern mit Spitzbogen verbunden sind, erbauten. Drittens durch die allmählige Wiedereroberung von Spanien durch die alten christlichen Bewohner, Abkömmlinge der Westgothen. Die Maurischen Mahomedaner hatten Spanien mit Gebäuden in ihrer Konstruktionsweise überall, wo sie vorgedrungen waren, bedeckt. Die Christen, nach Mafsgabe der Vertreibung ihrer Feinde, richteten nun solche Baue für ihre Gebräuche ein, und was sie davon änderten, oder neu bauten, geschah im Stil der kenntnifsreichen Mauren. Dergestalt konnte sich eine solche Bauweise leicht dem benachbarten Frankreich und England mittheilen, und konnte nach Deutschland und Italien sich weiter verbreiten.

Aus den angegebenen Gründen wäre es zu wünschen gewesen, dafs der Verf. die Mahomedanische Bauweise in genauere Betrachtung genommen hätte, als er wirklich gethan hat, weil er auf solche Weise nicht bei dem Gedanken beharrt haben würde, die sogenannte Gothische Bauart des Mittelalters die *Deutsche* zu nennen. Seit Karl dem Grofsen baute man in Deutschland nicht anders, als in Italien, und die Bauweise mit den Spitzbogen und andern Unarten kam erst zur Zeit der Hohenstaufen in Gang, sowie auch in den Nachbarländern Frankreich, Italien und England. Die Deutschen hatten hiebei nichts voraus.

Wenn daher die Italienischen Scribenten, meinetwegen Vasari an der Spitze, eine solche Bauart die *Gothische* oder *Deutsche* nennen, so täuschten sie sich mit solchen Benennungen; und wenn noch eine von beiden gelten sollte, so würde wenigstens die Benennung Gothisch noch einen Grund haben, da die Spanier, welche sie andern christlichen Völkern mittheilten, Abkömmlinge der Gothen waren, woran aber die Italiener bei dem Gebrauche eines solchen Wortes gewifs nicht dachten. —

Die Benennung „Deutsche Bauweise" blieb aber dem Vasari plausibler, weil in der Zeit, wo sich solche in Italien ausbreitete, die Kaiser aus dem Hause Hohenstaufen im lebhaftesten Verkehr mit den Italienern waren, so unpassend übrigens auch die Benennung „Deutsch" war, indem die Deutschen zu keiner Zeit eine eigene Bauweise hatten, und also eine solche nicht nach Italien verpflanzen konnten.

So verhielt es sich mit den verschiedenen Bauweisen des Mittelalters seit dem Verfalle der Griechisch-römischen Baukunst bis zur Zeit, wo die Italiener, und vornehmlich der Florentiner Brunelleschi das Studium der alten Baukunst im 15ten Jahrhundert wieder erweckten.

A. Hirt.

Digitized by Google

Nro. 115.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1831.

LXXII.

Briefe eines Verstorbenen. Ein fragmentarisches Tagebuch aus Deutschland, Holland und England, geschrieben in den Jahren 1826, 1827 *und* 1828. *Dritter und vierter Theil. Stuttgart,* 1831. *Zwei Bände in* 8.

Die Fortsetzung — oder vielmehr die Nachlieferung der früheren Hälfte — dieser Briefe anzuzeigen, wird uns schon defshalb, wo nicht auferlegt, doch zugestanden sein müssen, weil wir in den darüber entsponnenen Verhandlungen, wo man Zeugen und Berichterstatter unbilligerweise mit in den Streit zu verwickeln gesucht hat, auf dem wiedergeöffneten Schauplatze nicht gern vermifst sein möchten, um unser Recht und unsre Stellung trutziglich zu behaupten. Wir beurtheilen das Buch, wir sprechen von seinem ästhetischen Werthe, von dem geistigen Eindrucke, den es giebt, von der Bedeutsamkeit, welche es als Erscheinung in unsrer Litteratur hat. Für seinen eigentlichen Inhalt, für seine besonderen Ansichten und einzelnen Urtheile haben wir nicht einzustehen, denn dies wäre, abgesehen von aller sonstigen Bedenklichkeit, welche dabei Statt finden dürfte, auch ganz überflüssig, weil das Buch sichtbar genug für sich selbst jedem Fragenden zu Rede steht und aller Angreifenden sich ohne Beistand erwehren wird. Der Verstorbene hat sogar, wie verlautet, eine Anweisung hinterlassen, wie es wohl Abreisende zu thun pflegen, wonach jeder, der eine Forderung zu haben glaubt, sich mit seinen Ansprüchen an ein namhaftes Haus zu wenden hat. Inzwischen sollen bis jetzt, so verlautet ferner, keine begründeten Anmeldungen erfolgt sein, und der Nachlafs des Verstorbenen, der sehr genau über sein Debet und Kredit gewacht und beide sorgfältig in's Gleiche gesetzt zu haben scheint, hat sich bis auf den heutigen Tag unverkürzt in vollem Bestand erhalten.

Ueber den Verfasser sind wir gegenwärtig keiner andern Aufschlüsse theilhaft, als die wir schon bei den früheren Bänden gehabt. Allein die Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten, an welchen es die Leser nicht haben fehlen lassen, sind allerdings ungemein erleichtert und vermehrt durch die bedeutende Menge neuer Angaben, Bezüge und Anspielungen, die sich den früher dargebotenen jetzt überreichlich zugesellen. Wir verkennen den Reiz nicht, der mit einer genauen Erforschung dieser Art verbunden sein kann, wir wissen sehr wohl, dafs ein solcher Versuch, wie weit die Kunst der Kritik im gegebenen Falle zu einem bestimmten Ziele vordringen und bis zu welchem Grade der Gewifsheit sie es bringen kann, eine glänzende Gelegenheit darbietet, alle Funken des Geistes sprühen zu lassen, und mannigfache Kenntnisse und richtige Vorstellungskraft in bewegte Wechselwirkung zu setzen. Doch wir unsres Theils mögen auch jetzt, wie schon früher, an dieses Spähen und Nachspüren keine Zeit und Mühe wenden, da uns die Ermittlung eines Namens hier zur Beurtheilung der Sache nicht erst nöthig dünkt.

Die reale Persönlichkeit freilich, durch welche die vielfachen Lebensbilder, Schilderungen der Natur und der Gesellschaft, sich vor uns aufschliefsen, an deren Sinn und Gemüth sie gleichsam sich verkörpern, kann uns nicht gleichgültig sein, und es wäre eine wahre Unbefriedigung, wenn diese beim Lesen uns dunkel oder unverständlich bliebe. Aber ein solcher Mangel findet auch ganz und gar nicht Statt, das Buch ist in diesem Betreff keineswegs karg, und kommt auch in diesen Bänden, wie in den früheren, jedem billigen Wunsche zuvor. Wir wollen uns hier nicht grade zumeist auf die gespenstische Erscheinung stützen, zu welcher die Künste des Herausgebers — der Seherin von Prevorst abgelernt — seinen abgeschiedenen Freund gezwungen haben; die höchst anziehende Erzählung dieses wundervollen, helldunkeln, für ein gläubiges Gemüth

Digitized by Google

schauerlichen Herganges giebt zuletzt doch nur ein gespenstisches Bild, durch welches nur derjenige befriedigt wird, der es wirklich gesehen hat. Wir halten uns lieber an die hellen Züge des natürlichen Taglebens, die aus den Briefen selbst überall hervorleuchten. Haben die früheren Theile uns nach Englischen Zeitungsblättern die auswendige Person des Reisenden lebhaft vor Augen gestellt, so macht uns nun mit dessen inwendiger Person ein Englischer Schädelkenner gehörig bekannt, und wir theilen gern aus den Ergebnissen der Gall'schen Wissenschaft und Kunst, wie solche hier umständlich vorliegen, einige bedeutsame Sprüche mit.

Der Schädelkenner wird redend eingeführt, und scheint ohne systematische Folge, nur wie der Augenblick grade seinen Sinn leitete, das Aufgefundene mitgetheilt zu haben. „Ihre Freundschaft — fing er zuerst an — ist sehr schwer zu gewinnen, und nur durch solche, die sich Ihnen ganz und mit der gröfsten Treue widmen. In diesem Falle werden Sie aber Gleiches mit Gleichem mit unwandelbarer Beständigkeit vergelten. — Sie sind leicht zu reizen in jeder Hinsicht, und dann grofser Extreme fähig, geben aber weder der leidenschaftlichen Liebe, noch dem Hafs, noch andern Leidenschaften eine lange Folge. — Sie lieben die Kunst, und werden, wenn Sie ausübend darin sind oder werden wollen, sich ohne Schwierigkeit darin ausbilden können, und ich finde die Kraft der Komposition auf Ihrem Schädel stark ausgedrückt. Sie sind kein Nachahmer, sondern wollen selbst schaffen, ja es mufs Sie das Gefühl oft drängen, Neues hervorzubringen. — Sie haben auch einen starken Sinn für Harmonie, Ordnung und Symmetrie. Wenn sie Diener haben, oder Handwerker beschäftigen, werden diese viel Mühe finden, Sie zu befriedigen, weil Ihnen nichts genau und accurat genug sein kann. — Sie haben sonderbarerweise die Liebe zum Häuslichen und die des Umherschwärmens in der Welt, welche sich gegenseitig opponiren, gleich stark. — — Ein ähnlicher Widerspruch findet sich bei Ihnen, in einem scharfen Verstande und in einer bedeutenden Anlage zur Schwärmerei. Sie müssen innig religiös sein, und werden doch wahrscheinlich keiner positiven Form der Religion sonderlich anhängen. — — Sie sind sehr eitel, doch nicht von der Art, die viel zu sein glaubt, sondern viel sein möchte. — — Sie werden sich ganz ungezwungen und heiter (*cheerfull*) nur da bewegen können, wo Ihre Eitelkeit durch nichts niedergedrückt (*hurt*) wird, die Menschen, mit denen Sie umgeben sind, Ihnen aber zugleich wohlwollen, wofür Ihre Gutmüthigkeit, eines Ihrer starken Organe, Sie sehr empfänglich macht. — Diese letztere, mit einem scharfen Urtheil gepaart, macht Sie auch zu einem grofsen Verehrer der Wahrheit und Gerechtigkeit. Das Gegentheil empört Sie, und Sie werden ohne alles persönliche Interesse immer die Parthei eines Unterdrückten lebhaft zu nehmen im Stande sein. Auch Ihr eignes Unrecht gestehen Sie gerne ein, und verbessern es bereitwillig. Unangenehme Wahrheit, die Sie betrifft, kann Sie wohl verdriefsen, Sie werden aber dem, der sie aus keiner feindlichen Absicht Ihnen sagt, doch eher geneigt sein, und jedenfalls defshalb wahre Achtung für ihn fühlen. Aus demselben Grunde werden Sie Geburtsdistinktionen eigentlich nicht zu hoch anschlagen, wenn Ihre Eitelkeit auch nicht ganz unempfindlich dagegen ist. — Sie lassen sich leicht hinreifsen, es fehlt Ihnen aber dennoch an leichtem Sinn. Im Gegentheile haben Sie *cautiousness* — das Vermögen, wie es in einer Anmerkung heifst, sich augenblicklich alles zu denken, was in Folge einer Handlung geschehen könnte, — in zu hohem Grade, welche Ihrem Leben als Wermuth beigemischt ist, denn Sie werden über alles viel zu viel reflektiren. — — Sie *streben* beständig, sind begierig nach Auszeichnungen, und sehr empfindlich für Vernachlässigungen, haben überhaupt sehr viel Ambition und von allen Arten, die Sie zugleich schnell wechseln, auch gleich damit am Ziele sein wollen, da Ihre Imagination stärker ist, als Ihre Geduld, wefshalb Sie besonders günstige Umstände finden müssen, um zu reüssiren. — Sie haben jedoch Eigenschaften, die Sie fähig machen, nichts Gemeines zu leisten, und selbst das Organ der Ausdauer und Festigkeit ist stark bei Ihnen ausgedrückt, aber von vielen widerstrebenden Organen gehindert. — — Sie schätzen Geld und Vermögen sehr hoch, wie Alle, die viel thun wollen, aber nur als Mittel, nicht als Zweck. Geld an sich ist Ihnen gleichgültig, und es ist wohl möglich, dafs Sie nicht immer sehr haushälterisch damit umgehen". — Zuletzt wird noch ein Foyer von Eigenschaften bezeichnet, die der Besitzer sehr zu hüten habe, um nicht in grofse Fehler zu verfallen, indem selbst die schlimmsten Organe glücklicherweise noch immer eine Wendung zum Guten offen haben.

Diese von dem Briefsteller auch im freundschaft-

Digitized by Google

lichsten Vertrauen nicht ohne Verwahrungen der Bescheidenheit mitgetheilte Schilderung wird von dem Herausgeber als ungemein treu verbürgt, und auch wir bekennen, dafs sie durch das ganze Buch, dem sie in vieler Hinsicht zur Erläuterung dienen kann, auch ihre Bestätigung hinwieder empfängt.

Es bedarf kaum der Bemerkung, dafs Form und Inhalt der vorliegenden Bände ganz gleichen Werthes mit den früheren sind. Wir finden dieselben Eigenschaften, welche den Beifall der unbefangenen Lesewelt, und wenigstens die Aufmerksamkeit der befangenen, in so hohem Grade erlangt, und selbst dem feindlichsten Widersacher einen tiefen Seufzer der Anerkennung abgezwungen haben, auch hier in voller Wirksamkeit und schönster Entfaltung. Das Talent der leichten, sichern, raschen und gründlichen Darstellung, gestützt auf ausgebildeten, klaren Sinn, behagliches und kühnes Gemüth, scharfe Einsicht und feinen Geschmack, erwirbt abermals in den mannigfachsten Gegenständen unsere stets erneute Bewunderung. Die schwierigsten und unfafsbarsten Dinge, die gröfsten Massen und die zartesten Einzelnheiten, Landschaften und Gebäude, Volks- und Staatsleben, Gemählde, Maschinen, Personen, Verhältnisse und Sinnesarten, alles wird unter der begabten Hand des Vfs. unmittelbar anschaulich, und ein Hauptverdienst ist es, dafs diese Anschaulichkeit ohne alle Anstrengung und Umschweife gleich beim ersten Berühren des Gegenstandes wie durch Zauber hervorspringt, dem Leser die Täuschung bereitend, als finde nur das natürlichste, leichteste Ergreifen Statt, das kaum irgend einer Hand fehlen könne. Aber beim ersten Versuche dürfte sich zeigen, dafs ein ebenso dreistes als blindes Selbstvertrauen wohl zutappt, aber nicht fafst und darbietet, und an den Gegenständen kaum die Handhabe findet, welche der glücklichen Geschicklichkeit auf den ersten Blick dienstbar ist. Dafs hier das Vermögen des Erschauens, die Kraft und Leichtigkeit des Behandelns und die Anmuth der Schilderungen nicht nur dem gemeinsamen Elemente der darstellenden Kunst angehören, sondern auch in das besondre Element der vornehmen Bildung getaucht sind, wie solche durch ein glückliches Naturell hindurchdringt und sich in ihm veredelt: dies haben wir auch bereits ausgesprochen, und brauchen es nur wiederholt zu bekräftigen. Freilich möchte der Widerspruchsgeist auch das eigenthümlich Ausgezeichnete der Vornehmheit gar zu gern läugnen, und dessen Einflufs wenigstens aus der Literatur hinwegweisen; aber grade in diesem Gebiete werden die unvertilgbaren Vorzüge einer solchen Bildung, deren verletzendes Uebergewicht man in dem Weltleben oft hassen und meiden mag, sich am harmlosesten und freundlichsten geltend machen, und es bezeugt in jedem Falle Vorurtheil und Beschränktheit, die eigenthümlichen Wirkungen thatsächlicher Zustände nicht anerkennen und würdigen zu wollen. Wie sehr aber an unserm Autor das Vornehme zu schätzen ist, bezeugt schon die zum Theil gewifs auch daraus abzuleitende völlige Unbefangenheit, die ihn zu den höchsten Personen und Kreisen begleitet, und die gleich weit davon entfernt ist, sich imponiren zu lassen, oder in gereizte Opposition zu treten, welches letztere auch eine Art von Befangenheit ist.

Durch die Ueberschrift des ersten Briefes: „Dresden, den 8. September 1826." werden wir diesmal in den Anfang der ganzen Reise gestellt, wenn gleich der genante Ort noch auf einen andern Ausgangspunkt hindeutet. Sehr bald wird sodann Weimar erreicht, und hier verweilen wir freudig theilnehmend in einem der schönsten Lebenskreise unseres Vaterlandes. Der Verfasser berichtet von seinem Besuche bei Goethe, nicht ahndend, dafs er diesem einst als Schriftsteller bekannt und von ihm auf das Ruhmvollste gepriesen werden würde. Wenige Blätter führen uns nach Rotterdam. Es sei erlaubt, hier als Beleg und Schmuck unsers Berichts die lebendige Schilderung des von Arnheim nach jenem Orte zurückgelegten Weges einzuschalten. Der Verf. nennt das Land einen weiten Garten von magischer Wirkung, und fährt dann fort: „Auf einer Chaussée, von Klinkern (sehr hart gebrannte Ziegel) gebaut, und mit feinem Sande überfahren, eine Strafse, die durch nichts übertroffen werden kann, und nie auch nur die schwächste Spur eines Gleises annimmt, rollte der Wagen mit jenem leisen, stets den gleichen Ton haltenden Gemurmel des Räderwerks hin, das für die Spiele der Phantasie so einladend ist. Obgleich es in dem endlosen Park, den ich durchstrich, weder Felsen noch selbst Berge giebt, so gewähren doch die hohen Dämme, auf welche der Weg zuweilen hinansteigt, die Menge, grofse Massen bildender Landsitze, Gebäude und Thürme, wie die vielen aus Wiesenebnen, oder über klare Seen auftauchenden kolossalen Baumgruppen, der Landschaft ebenso viel Abwechselung von Höhe

Digitized by Google

und Tiefe, als mahlerische Ansichten der verschiedensten Art; ja ihre gröfste Eigenthümlichkeit besteht eben in dieser unglaublichen Bewegung und Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die ohne Aufhören die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Städte, Dörfer, Schlösser, mit ihren reichen Umgebungen, Villen von jeder Bauart mit den niedlichsten Blumengärten, unabsehbare Grasflächen mit Tausenden weidender Kühe, Seen, die im Umfang von zwanzig Meilen blofs durch Torfstich nach und nach entstanden sind, unzählige Inseln, wo das baumlange Schilf, zum Decken der Dächer sorgfältig angebaut, Myriaden von Wasservögeln zur Wohnung dient, — alles bietet sich fortwährend die Hand zu Einem freudigen Reigen, in dem man wie im Traume durch flüchtige Pferde fortgerissen wird, während immer neue Palläste, immer andere Städte am Horizont erscheinen, und ihre hohen Gothischen Thürme in dämmernder Ferne mit den Wolken sich verschmelzen. Eben so läfst in der Nähe eine oft groteske und stets wechselnde Staffage keinem Gefühl der Einförmigkeit Raum. Bald sind es seltsam mit Schnitzwerk und Vergoldung verzierte Wagen ohne Deichsel, und von Kutschern regiert, die in blauen Westen, kurzen schwarzen Hosen, schwarzen Strümpfen, und Schuhen mit ungeheuren silbernen Schnallen, auf einer schmalen Pritsche sitzen; oder zu Fufs wandernde Weiber mit sechs Zoll langen goldnen und silbernen Ohrringen behangen, und chinesischen Sommerhüten, gleich Dächern, auf den Köpfen; bald zu Drachen und fabelhaften Ungethümen verschnittene Taxusbäume, oder mit weifs- und bunter Oelfarbe angestrichene Lindenstämme, asiatisch mit vielfachen Thürmchen verzierte Feueressen, absichtlich schief liegend gebaute Häuser, Gärten mit lebensgrofsen Marmorstatuen in Altfranzösischer Hofkleidung durch das Gebüsch lauschend, oder eine Menge zwei bis drei Fufs hoher, spiegelblank polirter Messingflaschen auf den grünen Wiesen am Wege stehend, die wie pures Gold im Grase blinken, und doch nur die bescheidne Bestimmung haben, die Milch der Kühe aufzunehmen, welche daneben von jungen Mädchen und Knaben emsig gemolken werden, — kurz eine Menge ganz fremder, ungewohnter und phantastischer Gegenstände bereiten jeden Augenblick dem Auge eine andere Scene, und drücken dem Ganzen ein vollkommen ausländisches Gepräge auf. Denke dir nun dieses Bild noch überall in den Goldrahmen des schönsten Sonnenscheins gefafst, geziert mit der reichsten Pflanzenwelt, von riesenhaften Eichen, Ahorn, Eschen, Buchen bis zu den kostbarsten ausgestellten Treibhausblumen herab, so wirst du dir eine ziemlich genaue, und keineswegs übertriebene Vorstellung von diesem wunderbar herrlichen Theile Hollands machen können, und dem hohen Vergnügen meiner gestrigen Fahrt". Auf die unvergleichliche Beschreibung des herrlichen Schlosses Warwick müssen wir uns begnügen den Leser hinzuweisen, da dergleichen keiner Abkürzung fähig und das Ganze für unsern Raum zu ausgedehnt ist.

Das bedeutendste Interesse ruht jedoch auf dem Aufenthalte zu London selbst und den umliegenden, mit dem Leben der Hauptstadt eng verbundenen, grofsen und kleinen Ortschaften. Besonders wichtig und anziehend ist alles, was das Leben in der grofsen Welt der höheren und höchsten Klassen betrifft, die Satzungen, Gewohnheiten und Manieren, die Ausstattung und der Ertrag dieser Geselligkeitsregion, welche theils in die weiteste Oeffentlichkeit hinausragt, theils aber auch in die unzugänglichste Abschliefsung zurückgezogen ist. Von diesem höchsten Dasein Englischer Bildung, Englischen Stolzes und Englischen Reichthums vermag nur derjenige uns ein treues Gemählde zu geben, der in dessen innerste Gemächer vermöge seines Standes und seiner Verhältnisse aufgenommen und in die vertraulichen Geheimnisse dieser eigenthümlichen Welt eingeweiht worden. In diesem Betracht ist unser Verfasser wahrhaft unschätzbar, denn wenige Ausländer mögen die Fülle dieser Herrlichkeit so aufgeschlossen gefunden, so nach Belieben gekostet haben, und der seltnen Begünstigung verbindet sich gewifs noch seltner die ausgezeichnete Gabe, das Empfangene mit geistiger Ueberlegenheit zu würdigen und zur anschaulichsten Mittheilung zu verarbeiten.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 116.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1831.

Briefe eines Verstorbenen. Ein fragmentarisches Tagebuch aus Deutschland, Holland und England, geschrieben in den Jahren 1826, 1827 und 1828. Dritter und vierter Theil.

(Schluſs.)

Wenn in den früheren Bänden die Schilderung reicher und groſser Naturstücke, romantischer Wanderungen und Begegnisse den Reiz der Erzählung stets erneute, so gewährt hier die aus den mannigfachsten Elementen in immer wechselnden Einzelheiten zusammengebrachte Gestalt dieses künstlichen, bei allem Glanz und aller Macht in sich selbst trüben und leeren Hochlebens ein nicht minderes Interesse, das noch durch den Gedanken vermehrt wird, eine solche zum Ungeheuern angewachsene Herrlichkeit stehe schon hart an der Gränze, wo sie nichts mehr gewinnen kann, sondern nur zu fürchten hat, indem wirklich schon von allen Seiten die furchtbaren Feinde auftreten, die das ganze Gebild in Trümmer zu zerschlagen drohen, so daſs ein vielleicht nicht sehr fernes Geschlecht dann diese nur als die merkwürdigen Alterthümer einer untergegangenen Welt durchforscht und bewundert, die uns gegenwärtig noch eben als in kräftigster Lebenswirkung herrschend vorgeführt und im Grunde sogar verleidet wird. Denn der Verfasser ist ganz und gar nicht geblendet von dem Prunk und der Ueppigkeit dieses in seinen Mitteln doch nur erstickten, in seiner Künstlichkeit doch nur entarteten Zustandes, der allerdings eine Spitze gewaltiger Volksentwicklung, aber gleichsam ein in die Höhe abgesetzter gefährlicher Dunst derselben ist; er sieht die harten und grausamen Grundlagen einer solchen weichen Verfeinerung, er sieht die Leerheit und Dürftigkeit ihrer Genüsse, und verschweigt nicht die Ahndungen eines schlimmen Ausgangs. In dieser Beziehung ist das Buch, wiewohl es darauf nicht eben abgesehen ist, sondern zuvörderst nur leicht und anmuthig die Eindrücke des Tages wiedergeben will, selbst von politischer Wichtigkeit. Doch in vielen Fällen tritt der Ernst der Staatsbetrachtung auch sogar ausdrücklich hervor, schildert und preist die Macht der öffentlichen Beredsamkeit, oder deutet gegen den unerträglichen Druck der Armentaxe als die einfachste Abhülfe die Aufhebung der Zehnten an. Für die heimischen Angelegenheiten fehlt es gleichfalls nicht an ausdrucksvollen Rückblicken.

Wir können dem Verf. nicht in die Mannigfaltigkeit seiner Gegenstände nachfolgen; in diesem dichten Walde des reichsten Wachsthums würden wir uns nur verlieren, und doch seine Reichthümer nicht aufzählen, noch ergründen. Auch sind die Gegenstände selten auf einer und derselben Stelle abgethan, sondern der Verf. hat seine Eindrücke und Wahrnehmungen, frei und behaglich den Lebensberührungen folgend, in dem Wechsel und in der Mischung wiedergegeben, wie sie ihm Tag und Stunde zugebracht. Hiedurch gewinnt freilich das gleichsam vor Augen und im Gemüth nach und nach aufwachsende, weder übereilte noch gezwungene Gebild eine natürliche Kraft und Sicherheit, die von absichtlicher Kunst nicht so zu erreichen wäre. Einmal nur, am Schlusse des Ganzen, hat er die Beschaffenheit und Wirkung der Englischen groſsen Welt und Modeherrschaft in eine Gesammtbetrachtung zu ziehen versucht, und da ist denn auch diese von meisterhafter Vortrefflichkeit.

Aus dem ertödtenden Gewirr der Gesellschaftswelt führt uns der Autor immer wieder in die belebende Anschauung der Natur zurück, deren verschiedenartigste Seiten er stets mit treuer Liebe auffaſst. Besonders für die höhere Bildung, welche der Landschaft durch die kunstvoll ordnende Hand des Menschen verliehen werden mag, für die Anlage würdiger, schöner und genuſsreicher Wohnsitze, bewährt sich ein kundiger, durch eignes Schaffen dieser Art geübter Sinn. Alles was

Digitized by Google

Park, Garten, Schloſs und Landwohnung überhaupt betrifft, ist unmittelbar lehrreich. Neben diesen bunten und heitern Gefilden liegt aber, uns schon bekannt, in dem Geiste des Verfs. auch das ernste, und wo nicht dürre, doch gegen jenen hellen Schimmer etwas grau abstechende Gebiet des abgezogenen Denkens, der allgemeinen zu höchsten Ergebnissen aufstrebenden Betrachtung. Wir müssen bekennen, daſs dieses Element des Buches demselben einen wohlthätigen Zuwachs an Gehalt und Gewicht verleiht, und daſs die ethischen und religiösen Andeutungen dem Verf. oft um so mehr zur Ehre gereichen, als er durch andre Stellen wieder unumwunden darthut, wie wenig er in diesem Betreff einem heuchlerischen Scheine nachstrebt.

Dafür ist indeſs auch anderweitig schon gesorgt, daſs die Schwere und der Ernst dieses Bestandtheiles nicht zu sehr niederziehe! Ein starkes satyrisches Element, welches wir ebenfalls schon kennen, bricht immer auſs neue durch, und giebt dem Ganzen gleichsam luftige Schwingen, die mancher von starkem Flügelschlage unsanft Berührte nur allzu gern beschnitten sehen möchte! Wir sehen indeſs die Laune des Vfs. diesmal nicht in gesonderten Bildstücken, wie früher, sondern sie vertheilt sich in kleineren Zügen mehr über das Ganze. Die Gutmüthigkeit hindert nicht, daſs hin und wieder scharfe Verletzungen vorfallen, wobei wir freilich glauben können, daſs mitunter verdiente Wiedervergeltung im Spiele sei, zuweilen auch das überwiegende Interesse des Gegenstandes einer zu zarten Rücksicht keinen Raum lassen wollte. Es ist übrigens eine alte Erfahrung, die sich täglich auſs neue machen läſst, daſs diejenigen am lautesten, wenn sie selbst verletzt werden, über Rücksichtslosigkeit schreien, die ihrer eignen den wenigsten Zwang auferlegen wollen. Die vornehme Welt pflegt hohe Meisterschaft in dem zu besitzen, was man Diskretion nennt, so lange Grund und Willen vorhanden sind, die edle Eigenschaft auszuüben; fehlen aber jene, dann wird auch die Indiskretion in furchtbarster Gestalt frei, und versendet unaufgehalten ihre tödtenden Pfeile. Diese hier sind hoffentlich keine tödtlichen, sondern ritzen nur, und mögen theilweise sogar wohlthun und schmeicheln, weil mancher Ehrgeiz lieber verwundet werden, als gar nicht berührt werden will. In England übrigens ist man einer schärfern Oeffentlichkeit, als wir bis jetzt in Deutschland sie vertragen können, schon gewohnt, und die meisten abgeschossenen Pfeile treffen dorthin. Durch die Sorgfalt des Herausgebers sind überdies die persönlichen Beziehungen meist immer etwas verschleiert, und die schlimmsten Winke nur den Eingeweihten verständlich, unter denen, da sie doch schon alles wissen, kein Schaden anzustiften ist. —

Diese neuen Bände sind, ungeachtet des Wechsels der Verlagshandlung, den früheren an Ausstattung gleich, in Betreff der beigegebenen Kupfer ist diese sogar reicher und besser. Ueber die vielen und argen Druckfehler zu klagen, wird beinahe zur Pflicht, da der Text durch Nachlässigkeit oder Willkühr nicht nur öfters verstümmelt, sondern bisweilen sogar mit fremden Zusätzen behaftet scheint, und manches auffallende Wort vielleicht gar nicht der ursprünglichen Handschrift angehört. —

K. A. Varnhagen von Ense.

LXXIII.

Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt von Dr. Friedrich Schleiermacher. Zweite umgearbeitete Ausgabe. Erster Band. 1830. S. 181—522. *Zweiter Band.* 1831. X. *u.* 594 S.

Dritter Artikel.

Um den ersten Theil der Dogmatik herauszubringen, daſs die Welt von der ewigen Allmacht, welche in ihrer Allgegenwart zugleich die Allwissenheit, ursprünglich gut erschaffen ist und von ihr erhalten wird, dazu bedurfte es der Abstraction des christlich-frommen Selbstbewuſstseins von seiner Christlichkeit. Weil bis hieher das Abhängigkeitsgefühl in seiner *Reinheit* erschien, wie es in der Wirklichkeit *nicht ist*, so kann die ganze Untersuchung nur einen untergeordneten Werth in Bezug auf das Folgende haben, wo die Thatsachen des frommen Selbstbewuſstseins entwickelt werden, wie sie durch den Gegensatz bestimmt sind. Aber für diesen zweiten Theil der Dogmatik bedarf es einer neuen Abstraction. Denn für die Erfahrung sind in dem frommen Gefühl die beiden Momente des Gegensatzes, Sünde und Gnade, *actu immer ineinander*. Die dogmatische Entwicklung abstrahirt deswegen beständig von dem einen Extrem und betrachtet zuerst, wie der Gegensatz in das Bewuſstsein sich hineingebildet hat und sodann,

Digitized by Google

wie er daraus wieder verschwinden soll. Um jedoch den ersten (halb und halb, obschon wider Willen des Urhebers, metaphysischen) Theil nicht vergeblich erscheinen zu lassen, soll man sich alle darin gesetzten Bestimmungen in der folgenden Entwicklung *mitgesetzt* denken, so wie auch die Sätze in der ersten Seite des Gegensatzes, in der Entwicklung des *Bewufstseins der Sünde* immer schon als hinsehend auf die andere Seite gedacht werden sollen, weil das Auseinanderhalten beider Seiten nur von der äufseren Reflexion der Betrachtung wegen geschehe.

5. Es wäre eine grofse Ungerechtigkeit unserer Kritik, wenn wir nicht hervorhebend anerkennen wollten, mit welcher Aufmerksamkeit und Scharfsinnigkeit Schl. auch hier eine Menge hergebrachter dogmatischer Bestimmungen beleuchtet und an vielen das Unfertige, Ungenügende, ja Falsche und Unchristliche nach ihrer gewöhnlichen Auffassung dargethan hat, besonders was die verschiedene Eintheilung der Sünden, was den Begriff des Uebels als Strafe, den Begriff der göttlichen Zulassung und andere betrifft. Er steht darin hoch über viele Dogmatiker, welche nur zu häufig schon Gesagtes ohne Selbstforschung und ohne comparative Kritik aller Artikel des dogmatischen Ganzen begrifflos zu wiederholen pflegen. Allein es wäre auch eine ebenso grofse Ungerechtigkeit gegen die Wissenschaft, wenn wir nicht, so weit wir es einsehen, das Mangelhafte der Schl. Darstellung nachwiesen, welches uns von hier an vorzüglich darin zu liegen scheint, dafs alle Bestimmungen von ihm nur in der *Reflexion des Positiven und Negativen* genommen werden, ohne weder die Entgegensetzung als wirklichen Widerspruch, noch auch die Aufhebung des Widerspruchs in seinem Grunde zu erkennen, in welchem als der Einheit der Entgegengesetzten, das blofse Beziehen verschiedener Seiten ein Ende hätte. So stehen sich nun Sünde und Gnade, der Mensch und Christus, die menschliche und die göttliche Natur, die Welt und die Kirche, die Gegenwart und die Zukunft der Kirche nur einander gegenüber, statt sich lebendig durch sich selbst als die Unterschiede der Idee zu bewegen.

Die ganze erste Seite wird nach dem Schema behandelt, dafs erstlich die *Sünde* als Zustand des Menschen, zweitens die Beschaffenheit der Welt in Beziehung auf die Sünde als *Uebel*, drittens die Eigenschaften Gottes in Bezug auf die Sünde und das Uebel als *Heiligkeit* und *Gerechtigkeit* betrachtet werden. Im ersten Theil der Dogmatik ist das Gottesbewufstsein an sich der Gegenstand, wie die Welt und in ihr der Mensch unmittelbar als das von Gott absolut abhängige Sein bestimmt ist. Es kommt darin kein Princip vor, aus welchem eine Negation des Gefühls der Abhängigkeit begreiflich würde. Daher findet vom ersten zum zweiten Theil *kein innerer Uebergang* statt. Vielmehr macht blos das subjective Reflectiren den Uebergang. Liefs es doch auch die ganze vorübergeführte Betrachtung aus der Willkür entstehen, von der im Selbstbewufstsein factisch daseienden Entzweiung zu abstrahiren. Um jedoch diese Dualität des Bewufstseins scheinbar zu erklären, greift Schl. plötzlich die Reflexionsbestimmung des praktischen Gefühles auf, den Gegensatz der *Lust* und *Unlust*. Religiöse Lust entsteht uns hiernach, wenn das Gottesbewufstsein in einem Zustand vorherrscht; wir fühlen uns dann in unserem Verhältnifs zu Gott gefördert. Religiöse Unlust entsteht uns, wenn das Gottesbewufstsein in einem Zustande zurücktritt; wir fühlen uns dann in unserer Beziehung auf Gott gehemmt. Jene Empfindung ist die der Gnade, diese die der Sünde. Indem aber Lust und Unlust sich gegenseitig hervorrufen, weil die eine die andere an sich hat und jede die Negation der andern ist, so bewegt sich die ganze Entwicklung abermals, wie oben bei dem Begriff der Lebendigkeit im Unterschied mechanischer und freier Causalität, innerhalb des Standpunctes der Quantität. Die Differenz der Sünde und Gnade ist sonach durch diese Auffassung als Lust und Unlust eine nur relative, keine qualitativ unerschütterlich geschiedene; jetzt überwiegt der Himmel, jetzt die Hölle; aber die Seligkeit von jenem hat die Verdammnifs von dieser und umgekehrt die Zerrissenheit von dieser jenes Versöhnung zur Folie. In absoluter Reinheit ist in uns nach Schl. niemals weder Sünde noch Gnade, weil durch einen solchen Moment totaler Erleuchtung oder Finsternifs das Wiederentstehen des Gegensatzes unmöglich gemacht würde.

Da das Gottesbewufstsein als die von Gott selbst in uns ausgehende That gefafst wird, so wird umgekehrt die Verunreinigung des Gottesbewufstseins, die Sünde, *bedingterweise* als unsere That gefafst, als ein positives *Widerstreit des Fleisches gegen den Geist* und unter Fleisch S. 398. die Gesammtheit der sogenannten niederen Seelenkräfte verstanden, welche denn,

Digitized by Google

mag man auch mit einem vornehmeren Ausdruck die Selbstständigkeit der sinnlichen Functionen dafür sagen, auf nichts Anderes, als auf die liebe Sinnlichkeit hinauslaufen. Nicht im Geist, nicht in der Freiheit, nicht in dem Willen, in der Sinnlichkeit findet Schl. das Princip jenes allgemeinen Wahnsinns, den wir das Böse nennen. Daher kommen nun im Folgenden die oberflächlichen Ansichten über das Böse, dafs es die Kraft und das Werk einer Zeit sei, in welcher die Richtung auf das Gottesbewufstsein in uns noch nicht hervorgetreten war und dafs es auf einer ungleichmäfsigen Entwickelung der Einsicht und der Willenskraft beruhe. — Hätte die Theologie des ersten Theils sich Gott in seinem Wesen zum Gegenstand gemacht und die Schöpfung der Welt als die Entäufserung der göttlichen Freiheit zu einem *ihr anderen*, in sich selbstständigen Leben zu begreifen gesucht, so hätte zwischen der göttlichen und menschlichen Freiheit ein *Zusammenhang* statt gefunden und das Princip des Bösen sich darin ergeben, dafs Gott den von ihm sich zum Ebenbild geschaffenen Menschen wirklich frei gelassen hat, worin die reale Möglichkeit enthalten ist, dafs der Mensch, wenn es ihn gelüstet, auch mit dem klarsten Bewufstsein von Gott als dem Rächer der Sünde, dennoch *nur Sich wollen kann*, eine Tiefe der Bosheit, welche die christliche Religion in der Vorstellung des Teufels sich auszuprägen bemühte. Statt dessen sehen wir bei Schl. nur ein Spiel verschiedener Kräfte. Gott und das Wissen von ihm ist der eine, der Mensch und seine Sinnlichkeit der andere Faktor des Processes, der aus der Relativität des Maximums und Minimums nicht herauskommt und zwischen dem Guten und Bösen keinen *qualitativen* Unterschied feststellt. Das Minimum des Gottesbewufstseins ist nach Schl. entweder Unschuld oder Brutalität und Verstocktheit; ganz fehlt es nicht. Das Maximum ist — nicht etwa wirkliche Seligkeit, sondern Anklänge derselben, Annäherungen zu ihr; denn ganz fehlt auch in dem für uns seligsten Moment der Druck der Sünde nicht. In dem unaufhörlichen Konflikt der Lust und Unlust gleicht das Selbstbewufstsein, wie bei Kant, dem Schauplatz, auf welchem das gute und böse Princip sich einander bekämpfen. Die Sünde wird ihrer Genesis nach bestimmt, theils als jenseits unseres Daseins, theils als in demselben wurzelnd, welcher Unterschied sich in den der *Erbsünde* und in den der *wirklichen* Sünde entfaltet. Weil nun nach §. 68. der wahrhafte Grund der Sünde kein religiöser, sondern ein *psychologischer* ist, nämlich die ungleiche Fortschreitung des Verstandes und Willens, so begreift Schl. aus diesem von der empirischen Psychologie entlehnten Satz einer unvollkommenen Ausbildung der Theorie und Praxis die Sünde insofern als Gesammtschuld, als die Menschen mit einander in der innigsten Wechselwirkung leben, welche die Ausbildung des Verstandes und Willens in den Einzelnen bedingt. So finde sich denn der Mensch durch die Zeugung als Diesen und durch die Geburt in Dieser Zeit und in Diesem Volk *ohne seinen Willen* lebend, durch welche Einwirkung der Gattung auf das Individuum die Sündhaftigkeit und Schuld derselben auf es selbst unmittelbar vererbt werde. Diese Erbsünde gehe dann durch den eigenen Willen, von der Epoche des erwachten Gewissens an, in wirkliche Sünde über, welche nun, wenn auch vermittelt durch die Gesammtschuld der Gattung, dem Einzelnen als Selbstthat zugerechnet werden könne, indem das an sich in meiner Sphäre seiende Böse durch die freie Aneignung für mich zu dem Meinigen wird, wogegen ich mich ebensowohl ausschliefsend gegen dasselbe verhalten kann.

Der zweite Abschnitt dieser Abtheilung, von der Beschaffenheit der Welt in Beziehung auf den Zustand der Sünde, ist sehr sinnreich. Nach Schl.'s Theorie ist das *Uebel* ein Schein d. h. ein Sein, welches nur von dem sündhaften Bewufstsein als Schranke gefühlt wird und nur für dasselbe ein Uebel ist, nicht aber an sich, weil sonst die Welt in ihrer Totalität nicht gut und vollkommen wäre. Weil nun das Schmerzliche des Uebels dem frommen Bewufstsein nur durch das Entsprechende der äufseren Hemmung mit einer inneren schmerzlich sein kann, ohne Sündhaftigkeit aber gar nicht so empfunden würde, so soll der Mensch sich nicht zur Aufgabe machen, zuerst das Uebel, dessen Maximum der Tod, durch dem äufseren Zweck angemessene äufsere Mittel wegzuschaffen, sondern er soll zuerst die Sünde als den Quell der Trübung und Unterbrechung des Abhängigkeitsgefühles in sich vertilgen. In dem Maafs, als diese verschwinde, werde auch jenes von selbst verschwinden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 117.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1831.

Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt von Dr. Friedr. Schleiermacher. Erster und zweiter Band.

(Fortsetzung.)

Das *gesellige* Uebel werde unmittelbar als ein durch des Menschen Sündhaftigkeit, das *natürliche* als ein nur mittelbar dadurch gesetztes gewufst und der Ort des Uebels sei nicht immer auch der der Sünde. In dieser Reflexion aber, dafs die äufsere Hemmung als durch die innere Entfernung von Gott, als durch die Sünde gezeugt erscheint, werde das Uebel zur *Strafe* des Bösen.

Viel schwieriger ist es, Schl. in der Entwicklung der Eigenschaften Gottes zu folgen, welche sich auf die Sünde beziehen. Sein Grundgedanke darin ist der, dafs Gott wie die Gnade der Erlösung so auch die Sünde und das böse Gewissen derselben gewollt habe. Er fafst den Begriff von Sünde und Gnade wieder ganz relativ und meint, dafs durch ein solches *Beziehen* die Gefahr vermieden werde, entweder in das Manichäische oder Pelagianische zu gerathen. Seine Rechtfertigung der Nothwendigkeit des Bösen aus der Thatsache der Erlösung, welche doch von Gott ewig gewollt sein müsse, ohne das Böse aber gar keinen Sinn, gar keine Realität hätte, ist sehr kühn, widerspricht aber der kirchlichen Lehre, nach welcher der Mensch aus sich das Gesetz Gottes (von einem Gesetz will Schl. freilich nichts wissen S. 399.) übertritt und Gott, *ohne die Verletzung der Freiheit zu wollen, indem sonst der Wille des Bösen eine ewige Bestimmtheit seines und somit auch unseres Willens wäre*, diese Vertiefung des Menschen in seine Egoität und die Negation des Gesetzes durch dieselbe vermöge seiner unendlichen Freiheit zuläfst. Nach der Lehre der Kirche ist Gottes Freiheit der Grund der menschlichen. Der Mensch, obschon erschaffen und daher der Endlichkeit verpflichtet, soll dennoch derselben Freiheit wie Er, der Schöpfer selbst, geniefsen. Da nun Gott schlechthin sich selbst bestimmt, so liefs er auch dem Menschen *diese Möglichkeit*. Aber nicht ist es durch Gott, dafs der Mensch in seiner Selbstbestimmung von der göttlichen Freiheit als seiner eigenen abstrahirt und seinen Willen als einen schlechthin einzelnen und willkürlichen gegen die ihm immanente Allgemeinheit und *Nothwendigkeit der Freiheit* verwirklicht. Diese Verschliefsung in sich, welche den göttlich-vernünftigen Willen von sich *ausschliefst*, ist rein menschliche That; aber weil sie die Identität des Menschlichen und Göttlichen zerreifst und der Mensch nur in Gott als seinem eigenen Grund und Wesen beruhen kann, erhebt sich daraus die unseligste Zerrüttung, denn in dem bösen Menschen ist Gott selbst mit dem Menschen entzweiet. Wie wollte man auch sonst eine Qual begreifen, welche so viele zur tiefsten Schwermuth bis zur Vernichtung ihres Lebens getrieben hat! Schl., wie er oben des Menschen Ebenbildlichkeit mit Gott leugnet, weil sie ihm Gott zu gemein zu machen scheint, ist auch hier so im Begriff der Substanz befangen, dafs er sich einen wirklichen *Widerspruch* des Menschen gegen Gott nicht denken kann. Da die Thätigkeit der Natur und die menschliche Organisation durch Gott sind und da Gott die ewige Allmacht ist, ohne welche nach Schl. kein endliches Sein werden kann, so ist auch das Böse von Gott, *als solches* gewollt. Freilich nur als Durchgangspunct, um der Erlösung durch Sehnsucht nach ihr den Boden zu bereiten, aber doch immer als ein *positives* Moment der Idee selbst. Wenn Schl. andeutet, dafs vom höchsten Standpunct, vom göttlichen aus, die Sünde gar nicht ist, so nimmt er sie doch nicht als das in sich selbst Nichtige, was ein Moment der Idee zu sein gar nicht fähig ist, sondern er nimmt sie als mit dem Guten *zugleich* seiend. Weil er also Sünde und Erlösung nur als Verhältnifsbegriffe

Digitized by Google

denkt, so macht er die *Erlösung von der Sünde abhängig;* die Freiheit, nur als *Befreiung* von ihm aufgefaſst, bedarf nach ihm der Unfreiheit und des Bösen, weil sie, ohne etwas zu negiren, an und für sich gar keine Realität hätte. Auf diese Stellung der Gnade passen ganz die Worte des Apostels Paulus, *ad Rom. III*, 7. *u.* 8.: „*Εἰ γὰρ ἡ ἀλήθεια τοῦ θεοῦ ἐν τῷ ἐμῷ ψεύσματι ἐπερίσσευσεν εἰς τὴν δόξαν αὐτοῦ, τί ἔτι κἀγὼ ὡς ἁμαρτωλὸς κρίνομαι; καὶ μὴ, (καθὼς βλασφημούμεθα, καὶ καθὼς φασί τινες ἡμᾶς λέγειν), ὅτι ποιήσωμεν τὰ κακὰ, ἵνα ἔλθῃ τὰ ἀγαθά; ὧν τὸ κρίμα ἔνδικόν ἐστι*". Daſs unser Urtheil über Schl. in dieser Hinsicht ungerecht sei, fürchten wir nicht. Er sagt S. 484.: „Ist die Sünde auf keine Weise in einem göttlichen Willen gegründet, und sie soll doch als solche That sein: so muſs man einen anderen, aber von dem göttlichen Willen insofern völlig unabhängigen Willen annehmen, in welchem alle Sünde als solche ihren letzten Grund habe. Es macht dann wenig Unterschied, ob dies der menschliche Wille selbst ist oder ein anderer; denn nimmt man dabei, wie es doch in unserem Selbstbewuſstsein gegeben ist, noch einen Zusammenhang von Sünde und Gnade in demselben Einzelwesen an: so kann dieses nur angesehen werden als der Kampf dieser beiden entgegengesetzten Willen, mithin der göttliche Wille als durch jede Wirksamkeit des Fleisches überwunden, eine Vorstellung, durch welche auf jeden Fall die göttliche Allmacht beschränkt, mithin aufgehoben und das schlechthinige Abhängigkeitsgefühl für eine Täuschung erklärt wird". Wohl könnte dieses eine Täuschung, wohl könnte der Mensch zur Selbstständigkeit eines schlechthin eigenen Willens freigelassen sein und Gottes Allmacht gerade dadurch statt beschränkt noch völliger offenbart werden. Denn sollte es Schleiermacher nicht einleuchten, daſs Gottes Allmacht eben dann an der Welt und am Menschen eine *Schranke* hätte, wenn diese der reinen Selbstbestimmung entbehrten? Würde ein solches Verhältniſs Gottes zur Welt nicht der Beweis sein, wie Gott so wenig Freiheit habe, daſs er Anderes, was er aus sich zum Leben weckt, nicht *von sich* freizulassen im Stande sei? Was aus diesem Anderen wird, wenn es schlechterdings das Verdienst seines Daseins und Glückes selbst haben und gar nicht erschaffen sein will, ist eine andere Frage. Schl. ist es genug, zu zeigen, daſs die Sünde Gott theils seiner Allmacht wegen, ohne welche Nichts zur Existenz kommen könne, theils der von Gott gesetzten Erlösung wegen, welche ja offenbar die Sünde, von der erlöst wird, voraussetze, nicht fremd sei und er bemerkt daher §. 81. ausdrücklich: „Wenn die kirchliche Lehre diesen Widerspruch (das Dasein der Sünde mit der göttlichen Allmacht zu vereinigen) auszugleichen sucht durch den Satz, daſs Gott nicht Urheber der Sünde, sondern diese in der Freiheit des Menschen gegründet ist; so bedarf dieser doch der Ergänzung, Gott habe geordnet, daſs die jedesmal noch nicht gewordene Herrschaft des Geistes uns Sünde werde".

Nach dem Begriff, welchen Schl. sich von Gott gebildet hat, kann er gar nicht anders, als die menschliche Freiheit zu etwas ganz Formellem zu machen, in deren individueller Erscheinung nach S. 487. bald das Sein bald das Nichtsein des Gottesbewuſstseins überwiegt. Daſs die Freiheit sich selbst durch ihren Inhalt in die Sphäre des Guten und Bösen scheidet, verschwimmt bei diesem Auf- und Abschwanken Gottes im Menschen so sehr, daſs es S. 496. heiſst: „Soll es aber deshalb keine göttliche Causalität für sie, die Sünde, geben können, weil sie dem gebietenden göttlichen Willen nicht entspricht, so hat sie das mit allem doch gewiſs von Gott gewirkten Guten gemein, *an welchem ja immer noch die Sünde ist*, so wie sie selbst auch wieder am Guten ist und auch so ist sie daher noch unsere eigene, von dem Zusammenhang mit der Erlösung noch geschiedene That. Nur wenn sie ein schlechthiniger Widerspruch gegen den gebietenden Willen Gottes wäre, so daſs sie diesen in uns gänzlich aufhöbe, könnte ein hervorbringender Wille Gottes in Bezug auf sie gar nicht gedacht werden". Aber gerade dadurch, daſs Schl. dem Menschen nicht die Freiheit zuläſst, in offenen und directen Widerspruch mit Gott zu treten, macht er Gott vom Menschen abhängig. Denn wie wir schon erinnerten, ein Gott, welcher seine Geschöpfe nicht wirklich außer Sich setzen kann, dessen Allmacht durch ihre Selbstständigkeit, dessen Freiheit durch ihre Thätigkeit im Guten oder Bösen gefährdet würde, ein solcher Gott wäre auch nicht absolut, denn er wäre nicht die Macht und Freiheit selbst, welche, *als in sich unendlich*, an Nichts eine Schranke haben und *deswegen* Alles, was sie hervorbringen, von sich selbst, dem erzeugenden Princip, zu eigener Lebendigkeit und Bewegung in sich *loslassen* können. Schl. dagegen hebt den Begriff der menschlichen Freiheit durch die Reflexion auf Gott eigentlich immer wieder auf. Selbst wo er,

Digitized by Google

wie S. 492., die Selbstthätigkeit des menschlichen Willens wenigstens von ihrer negativen Seite her als Verneinung eines jeden fremden Willens richtig beschreibt, fügt er doch sogleich wieder hinzu: „durch keine dieser Bestimmungen wird aber die Möglichkeit einer Beziehung der Sünde auf die göttliche Ursächlichkeit aufgehoben". — Die göttlichen Eigenschaften der *Heiligkeit* und *Gerechtigkeit* machen von hier den Uebergang zu der anderen Seite des Bewufstseins, insofern sie der Reflex derjenigen Stimmungen desselben sind, in welchen es der Verdunkelung des Gottesbewufstseins durch die Fürsichthätigkeit des Fleisches inne wird. Die Heiligkeit nämlich ist nach Schl. diejenige göttliche Ursächlichkeit, kraft deren in jedem menschlichen Gesammtleben mit dem Zustande der Erlösungsbedürftigkeit zugleich das Gewissen gesetzt ist, und die Gerechtigkeit Gottes diejenige göttliche Ursächlichkeit, kraft deren in dem Zustande der gemeinsamen Sündhaftigkeit ein Zusammenhang des Uebels mit der wirklichen Sünde geordnet ist.

Die Entwicklung der andern Seite des frommen Bewufstseins, der *Gnade*, zerfällt in drei Abschnitte. Der erste hat das Bewufstsein der Gnade selbst zum Gegenstand; der zweite die Beschaffenheit der Welt in Bezug auf die Gnade und der dritte die Eigenschaften Gottes, welche sich auf die Erlösung beziehen. Der erste Abschnitt, vom Bewufstsein der Gnade als solchem, zerlegt sich wieder in zwei Hauptstücke, von denen das erste Christum als den Vollbringer der Erlösung, das zweite die Art und Weise betrachtet, wie die Erlösung in die Seele aufgenommen wird. Die Einleitung hierzu setzt auseinander, wie die Gnade sich in einem Gesammtleben ausbreite, dessen Anfang Christus sei und welches dem durch die Sünde verunreinigten Gesammtleben als ein eigenes Reich gegenüberstehe, indem Christus in Bezug auf den ersten Menschen auch als die vollendete Schöpfung der menschlichen Natur angesehen werden könne.

Wir müssen uns für das Folgende daran erinnern, dafs nach Schl. die Reflexion auf die Empfindung, ob sie auch und wie sehr sie mit dem Gedanken der einzigen Absolutheit Gottes sich verbinde, das Maafs der Frömmigkeit ausmacht. Da nun das Mangelhafte unserer Frömmigkeit eben darin liegt, dafs wir uns Gottes niemals rein und ungetrübt bewufst sind, dafs vielmehr die Sinnlichkeit beständig in die frommen, gotterfüllten Momente unseres Lebens mit einschleicht und neben dem Gottesbewufstsein das endliche und weltliche Bewufstsein setzt, so folgt daraus, dafs nur derjenige ein ganz lauteres Bewufstsein von Gott haben könne, welcher von dem Weltbewufstsein los und ledig ist. Keiner der Menschen ist dies. Jeder Mensch hat nur die Richtung auf eine solche Kräftigkeit des Gottesbewufstseins, dafs es in ihm in ununterbrochener Stätigkeit sich erzeugen möchte. Diese Richtung, deren jeder Einzelne sich bewufst wird und darum als sündig sich anerkennt, erweckt das Gefühl, von jeder Hemmung sich los zu wünschen. Der Mensch fühlt sich einer Erlösung bedürftig. Aber so wenig er sich der Sünde hat entziehen können, so unvermeidlich sie ihm gewesen, so wenig wird auch die Sünde von selbst verschwinden. Diese Negation der Sünde erkennt der Mensch, insofern er Christ ist, als durch Christus gesetzt, von welchem er auf positive Weise dessen unsündliche Vollkommenheit und Seligkeit mitgetheilt empfängt.

Aber so wenig aus dem ersten Theil der Dogmatik, aus dem reinen Abhängigkeitsgefühl, ein innerer Uebergang in den zweiten Theil, in die Darstellung des entzweieten frommen Bewufstseins, sichtbar wurde, so wenig wird auch hier die Nothwendigkeit einer Erscheinung wie Christus aus der Natur jener Entzweiung begreiflich. Denn mit jedem Moment des Lebens den Gedanken, Gott ist, verknüpfen, heifst nach Schl. Religion haben, die um so mehr Religion ist und der Seligkeit um so mehr sich nähert, je leichter und öfter eine solche Verbindung unserer verschiedenen Stimmungen mit der Reflexion auf Gott zu Stande kommt. Consequenterweise müfste er nun ein solches Ineinanderleben Gottes und des Menschen als ohne Christi Vermittelung möglich nachweisen können, denn warum nicht *Gott selbst* den Menschen unmittelbar in der Continuität seines Bewufstseins soll festhalten können, ist wahrlich nicht abzusehen. Geht doch nach Schl. das Bewufstsein Gottes allein von Gott aus. Allein es ist hier nicht von der Religion überhaupt, es ist ja von der christlichen Religion die Rede. Und in deren Darstellung darf und kann doch Christus nicht fehlen? Sonst hätten wir ja unsere Dogmatik bereits schliefsen können. So aber fangen wir jetzt erst recht an, weil alles Vorige offenbar nur das Werk künstlicher Abstraktionen war, zu deren Erzeugung wir erst Christus, dann die Sünde vergafsen. Jetzt aber brauchen wir

Digitized by Google

uns keinen Zwang mehr anzuthun und lassen unsere so lang zurückgehaltene Christlichkeit offen hervortreten, wodurch wir denn in ein ganz neues Gebiet versetzt werden, in welchem die Thätigkeit Gottes vor der Christi verschwindet, obschon es uns schwer wird, an vielen Punkten ihren Unterschied zu erkennen.

Nach Schl. ist Christus nicht der Sohn Gottes in dem Sinne, wie die Kirche von ihm lehrt, dafs er Gott der Sohn sei. Wie er in Hinsicht auf den Menschen überhaupt von keiner Identität des Menschlichen mit dem Göttlichen wissen will und dadurch, dafs er den Menschen zur blofsen Aehnlichkeit mit Gott erniedrigt, Gott zu erhöhen und, von aller Vermenschlichung fern, in seiner Wahrheit zu erhalten meint, so soll auch der Christus, von welchem die Apostel Zeugnifs ablegen, nicht identisch sein mit der zweiten Person der göttlichen Trinität, mit dem ewigen Logos. Um jedoch einigermafsen eine Identität seiner Dogmatik mit der Kirchenlehre herauszubringen, soll in Christus das Gottesbewufstsein ein *eigentliches Sein* Gottes in ihm gewesen sein. Die Beschreibung, welche Schl. davon macht, läfst freilich in Christus nur den Menschen sehen, welcher auf wunderbare Weise das Bewufstsein Gottes der Zeit nach ohne Unterbrechung und dem Gehalt nach in der höchsten Potenz in sich trug. Gott durchwohnt Christum und hebt dessen Selbstheit auf eine äufserliche Weise durch die seinige auf, so dafs man nicht selten versucht ist, Christi Thätigkeit ganz doketisch zu fassen. Um so populär als möglich hierüber uns auszusprechen, bitten wir die geneigten Leser, erst ein Stück von Schleiermachers Christologie und demnächst ein Stück aus dem Evangelium Johannis zu lesen. Dort wird ihnen die Empfindung entstehen, welche uns bei jedem Grofsen anwandelt, was zugleich seltsam ist; das Staunen über eine so einzige Persönlichkeit, die Verwunderung über ihr geheimnifsvolles Verhalten zu Gott wird sie ergreifen. Hier aber wird die innigste Liebe zu Christus in ihnen entbrennen; keine Fremdheit wird sie stören und sie werden fühlen, dafs wirklich Gott in eigener Person zu ihnen redet; wer ihn siehet, siehet den Vater. Wie anders ist diese Einheit des Sohnes mit dem Vater, als jenes Sein Gottes von Schl., wenn er es auch ein eigentliches nennt, denn „der Ausdruck: Sein Gottes in irgend einem anderen: kann immer nur das Verhältnifs der Allgegenwart Gottes zu diesem anderen ausdrücken." So mufs es denn bei einem blofsen Reflektiren des Göttlichen in das Menschliche, bei einem allgemeinen, ganz leeren Beseligen der Menschheit und Natur sein Verbleiben haben, von welcher obenauf halbmystischen, inwendig aber höchst sterilen Auffassung S. 47. wohl die Hauptstelle sein möchte, welche wir unseren Lesern herzusetzen uns schuldig halten. Nachdem Schl. gesagt hat, dafs weder im Polytheismus noch im Jüdischen Monotheismus von einem Sein Gottes die Rede sein könne, fährt er also fort: „Sondern wie die bewufstlosen Naturkräfte und das vernunftlose Leben nur uns, *sofern* wir den Begriff mit hinzubringen, eine Offenbarung Gottes werden: so ist auch jenes getrübte und unvollkommene Gottesbewufstsein an und für sich kein Sein Gottes in der menschlichen Natur, sondern nur *sofern wir* Christum mithinzubringen und es auf ihn *beziehen*. So dafs er der einzige ursprüngliche *Ort* (?!) dafür ist und allein der Andere, in welchem es ein eigentliches Sein Gottes giebt, sofern wir nämlich das Gottesbewufstsein in seinem Selbstbewufstsein als stetig und ausschliefslich jeden Moment bestimmend, folglich auch diese vollkommene Einwohnung des höchsten Wesens als sein eigenthümliches Wesen und sein innerstes Selbst setzen. Ja wir werden nun rückwärts gehend sagen müssen, *wenn erst* durch ihn das menschliche Gottesbewufstsein ein Sein Gottes in der menschlichen Natur wird, und erst durch die vernünftige Natur die Gesammtheit der endlichen Kräfte ein Sein Gottes in der Welt werden kann (wir fragen hier, wo denn die oben vorausgesetzte allgemeine Ursächlichkeit Gottes bleibt, wenn die Endlichkeit an sich so unvernünftig ist und erst gemach zur Vernunft umgeschmolzen werden soll?), dafs er allein alles Sein Gottes in der Welt und alle Offenbarung Gottes durch die Welt in Wahrheit vermittelt, *insofern* er die ganze neue, eine Kräftigkeit des Gottesbewufstseins enthaltende und entwickelnde Schöpfung in sich trägt."

Christus ist, nach der weitern Auseinandersetzung, allen Menschen gleich vermöge der Selbigkeit der menschlichen Natur, von Allen aber unterschieden durch die stätige Kräftigkeit seines Gottesbewufstseins.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 118.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1831.

Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt von Dr. Friedrich Schleiermacher. Erster und zweiter Band.

(Fortsetzung.)

Nach jener Seite zu fällt er der *Geschichte* anheim und ist darin ebenso begreiflich, wie jeder andere Mensch; nach dieser aber ist er *urbildlich*, ein durchaus neues, aus dem Kreise seiner Umgebung schlechthin nicht erklärbares Wesen, was eine eigenthümliche Thätigkeit und ausschliefsende Würde behauptet. Doch ist das Urbildliche in seiner Erscheinung nicht von dem Geschichtlichen, das Geschichtliche nicht von dem Urbildlichen zu trennen, sondern jedes ist immer mit dem anderen gesetzt. Zuerst wird seine *Person*, hierauf sein *Geschäft* entwickelt. In jener Hinsicht geht Schl's. Hauptbestreben darauf, die kirchliche Lehre von der Einheit der göttlichen und menschlichen Natur und von der Communication der Idiome ganz aus der Dogmatik fortzuschaffen und als etwas Antiquirtes der Dogmengeschichte zu überliefern. Der 95ste Paragraph drückt sich zwar bescheiden so aus, dafs die kirchlichen Formeln von der Person Christi einer fortgesetzten *kritischen Behandlung* bedürfen, aber die Erläuterungen enthalten bereits eine ganz positive Verwerfung der hieher gehörigen Dogmen. Statt Natur, φυσις, in dem Sinn von Wesen zu nehmen und zu erkennen, dafs nach der Kirchenlehre das Wesen Gottes die Wahrheit des menschlichen Wesens ist, mäkelt Schl. mit kleinlichen Grübeleien an diesen, wie er meint, zum mindesten *höchst unbequemen* Ausdrücken; denn unter Natur verstünden wir doch den Inbegriff des endlichen Seins oder im ethischen Sinne Jemandes Charakter u. dgl. m. Dafs er hier überall ohne die Trinitätslehre auskommen will, rächt sich bei ihm durch einen unaufhörlichen Anstofs seines abstracten Denkens, welches, wie in Gott selbst, so auch hier den Unterschied als Einheit und die Einheit als unterschieden zu begreifen sich hartnäckig weigert. Denn wenn er auch §. 96. lehrt, dafs in Jesu Christo die göttliche Natur und die menschliche Natur zu Einer Person verknüpft waren, so heben doch die Erläuterungen des Paragraphen diesen Satz wieder auf und wundern sich vielmehr über eine so widerspruchvolle Lehre. S. 55. „Ganz im Widerspruch mit dem sonstigen Gebrauch, nach welchem dieselbe Natur vielen Einzelwesen oder Personen eignet, soll hier Eine Person an zwei ganz verschiedenen Naturen Theil haben. Wenn nun doch Person eine stetige Lebenseinheit anzeigt, Natur aber einen Inbegriff von Handlungsweisen oder Gesetzen, wonach die Lebenszustände sowohl wechseln als in einem bestimmten Kreislauf eingeschlossen sind: wie soll die *Lebenseinheit* bestehen bei der *Zweiheit* der Naturen, ohne dafs die eine der anderen weicht, oder ohne dafs sie ineinander verschmelzen, indem die beiden Systeme von Handlungsweisen und Gesetzen in dem Einen Leben auch wirklich Eines werden? wenn doch von einer Person, d. h. einem in allen aufeinanderfolgenden Momenten gleichen Ich die Rede sein soll". §. 97. bestimmt, dafs bei der Vereinigung der göttlichen Natur mit der menschlichen die göttliche allein thätig oder sich mittheilend und die menschliche allein leidend und aufgenommen werdend, während des Vereintseins beider aber auch jede Thätigkeit eine beiden gemeinschaftliche war. Hauptsächlich sucht er aber Christum als eine ganz neue Schöpfung Gottes darzustellen, in welcher erst wirklich das gesetzt sei, was im ersten Menschen gesetzt werden *sollte*, weshalb nun Christus auch als die *Vollendung* der Schöpfung erscheint. Indem Schl. hierbei die unsündliche Geburt Christi als einen unmittelbaren Act Gottes berührt, fällt es ihm doch selbst auf, wie die innere Erfahrung *seines* Selbstbewufstseins zu solchen Aeufserungen über die Geschichte eines Anderen komme und er sieht sich S. 63. zu dem naiven

Digitized by Google

Geständnifs genöthigt, was auch §. 99. auf die Thatsachen der Auferstehung und Himmelfahrt Christi anwendbar ist, zu sagen: „Für unsere Aufgabe aber scheint die Beschreibung des ersten Anfanges, weil wir von demselben *gar nicht unmittelbar afficirt* werden, ein überverdienstliches Werk zu sein, welches daher, weil dergleichen immer bedenklich ist, besser unterbliebe". Da Schl. dem Menschen an und für sich die Ebenbildlichkeit mit Gott abspricht, da er ferner Christum nicht als Gott den Sohn anerkennt, so ist die Folge, dafs in seiner Darstellung weder der Bruch des Menschen mit Gott so tief, noch die Einheit Gottes mit Christo so innig ist, als die Kirche lehrt. Weil er jedoch Christum nicht wie uns von Gott nur abhängig machen will, so bleibt ihm nichts übrig, als ihn §. 98. von allen anderen Menschen durch seine wesentliche Unsündlichkeit und schlechthinige Vollkommenheit zu unterscheiden, Bezeichnungen, welche die stätige Kräftigkeit des Gottesbewufstseins als das eigentliche Sein Gottes näher angeben sollen, aber völlig matt und kraftlos in dieser Verbindung erscheinen. Schl. glaubt durch Beiseitsetzung der kirchlichen Lehre vom Logos in seiner Christologie alles Doketische vermieden zu haben, wir aber, wie wir schon andeuteten, können uns nicht erwehren, gerade seine Auffassung von einem doketischen Anstrich gefärbt zu finden, weil er eben durch jenes wunderbare Sein Gottes in Christo ihn von allen anderen Menschen *specifisch* aussondert und ihn, nach Kantischer Weise, für sie zu einem Ideal macht. Hätte er das Dogma von der Einheit beider Naturen in ihrer gegenseitigen Entäufserung besser verstanden, so würde er nicht eine so gequälte Entwicklung für seine Christologie haben ersinnen müssen, worin jeder Impuls der niederen Seelenkräfte in das waltende Gottesbewufstsein sich verflüchtigt und umgekehrt jeder Moment des Gottesbewufstseins mit einem Besitzergreifen der sinnlichen Functionen endigt; wo die Gleichheit des Gottesbewufstseins eine starre Regungslosigkeit erzeugt und die Freiheit vernichtet. Denn nach Schl. (siehe besonders S. 40ff.) mufste Christus in allen Momenten, auch seiner Entwicklungsperiode, frei sein von allem, wodurch das Entstehen der Sünde in den einzelnen Menschen bedingt ist, weil Zweifel oder Kampf in ihm jenes sich selbst gleiche Bewufstsein Gottes in ihm aufgehoben und ihn mit uns in eine Reihe gestellt hätte. Darnach wäre Christus vom Guten und Wahren abhängig gewesen und nicht, wie die Schrift lehrt, in Allem versucht worden gleich wie wir; darnach fiele die Ermuthigung für uns weg, welche wir gerade daher schöpfen, dafs Christus uns in Allem gleich gewesen (d. h. auch in der Möglichkeit zu sündigen), die Sünde selbst ausgenommen; darnach bedürfte die Ueberlieferung der Kirche grofser Berichtigungen: die Versuchungsgeschichte drückt dann nicht aus, dafs Christus in sich selbst die Qual der menschlichen Freiheit empfunden habe, auch gegen Gott zur Verwirklichung des Bösen sich bestimmen zu können; die Worte unseres Kirchengebetes: führe uns nicht in Versuchung: hat Christus dann *nur für uns* gesprochen, sich selbst aber davon ausgenommen; dafs in der Nacht des Verrathes ihn ein Zagen überfiel und er in ihr einen Kampf bestand, von dem Lukas sagt, dafs sein Schweifs wie Blutstropfen zur Erde gefallen sei — ist dann wahrscheinlich Uebertreibung der mythischen Tradition, so wie, dafs am Kreuze noch die Empfindung der Möglichkeit, von Gott verlassen zu sein, höchst schmerzlich in ihm ausbrach u. s. f. Alles dies dürfte nach Schl. in Christo, genau genommen, nicht vorkommen, weil unstreitig in diesen Momenten jene abstracte Identität des Gottesbewufstseins nicht da ist, welche er von ihm postulirt. Schl. hat über alle diese Puncte viel bessere Predigten gegeben, als nach unserem Bedünken seine dogmatische Erörterung eben derselben ausgefallen ist. Es soll einmal keine solche Identität der göttlichen und menschlichen Natur geben, wie die Kirche lehrt, weil es unmöglich, dafs, n. S. 84., die göttlichen Eigenschaften, wie Allmacht und Allwissenheit, an uns übergehen, oder umgekehrt menschliche Eigenschaften in Gott gesetzt werden, weil diese eine Leidensfähigkeit in ihm bedingen würden. „Benennungen aber, welche auf eine so bestimmte und unzweideutige Weise, wie das spätere „Gottmensch" die Einheit des göttlichen und menschlichen aussprächen, kommen in der Schrift nicht vor, sondern alle hieher zu ziehenden Prädicate sind mehr oder weniger schwankend. So ist auch was göttliche Eigenschaften betrifft natürlich, dafs da von Christo doch immer als von einem Menschen die Rede ist (welcher sich aber zu sagen erlaubt, dafs er Eines sei mit dem Vater, dafs Alles, was des Vaters sei, auch ihm gehöre, dafs er eben die Werke thue, die er den Vater thun sehe; ein Mensch, dem der Vater die Macht über alles gegeben hat und der Allen, die an ihn glauben, das ewige Leben zu geben ver-

Digitized by Google

spricht; ein Mensch, welcher sich der Herrlichkeit rühmt, die er bei Gott vor dem Sein der Welt hatte u. s. w.); ihm nur solche beigelegt werden, die erhöhtes menschliches aussagen, so dafs es ein leichtes ist (was wird die Kirche bei der Gelegenheit noch über ihr Mifsverständnifs der Schrift Alles zu erfahren haben!), sie nur für sehr erlaubte hyperbolische Ausdrücke zu erklären u. s. w." S. p. 101 ff. denn es geht noch weiter in diesem Tone fort.

Wenn wir unseren Unwillen über die theologisch seichte und philologisch kleinliche Manier nicht haben unterdrücken können, mit welcher Schl. in dem Lehrstück von der Person Christi das Hauptdogma unseres christlichen Glaubens von der Menschwerdung Gottes zu untergraben bemüht ist, so müssen wir dagegen die Exposition des zweiten Lehrstückes, von dem Geschäft Christi, als ganz vortrefflich rühmen, in welches Lob wir das zweite Hauptstück: von der Art, wie sich die Gemeinschaft mit der Vollkommenheit und Seligkeit des Erlösers in der einzelnen Seele ausdrückt, sogleich miteinschliefsen wollen. Kommt gleich auch hier manches von der kirchlichen Lehre Abweichende vor, besonders die Entwicklung der ganzen Heilsordnung als unabhängig von dem heiligen Geist, so scheinen uns doch gerade diese Abschnitte der Dogmatik darum am gelungensten, weil in ihnen die Wirksamkeit Christi auf eine isolirt ihm gegenübergestellte Subjectivität mit einer ansprechenden psychologischen Zartheit und Empfindlichkeit geschildert ist.

Allein so wie Schleiermacher im folgenden Abschnitt, in der Lehre von der *Kirche* oder von der Beschaffenheit der Welt bezüglich auf die Erlösung die Sphäre des Selbstbewufstseins und seiner inneren Erfahrung verläfst und auf den Boden des *objectiven Geistes* hinübertritt, so ist das Mangelhafte seines subjectiven Standpunctes sogleich wieder im höchsten Grade fühlbar. Schon dafs die Kirche nur im *Verhältnifs* zur Welt, nicht aber in ihrem ewigen Begriff genommen wird, ist störend; aber völlig gegen die Ansicht der Kirche ist, wenn ihr Princip, *der heilige Geist*, nicht als die dritte Person der Trinität aufgefafst wird. Zwar bemerkt Schl. S. 269. ausdrücklich, dafs die Gemeinschaft der Kirche als einer moralischen Person dasselbe bei ihm *sein solle*, was die Schrift den Geist Gottes und die Kirche die dritte Person der Gottheit nenne; allein er selbst sieht sich doch gedrungen, sogleich hinzuzufügen: „dafs wir es jedoch mit diesem letzten hier *nicht zu thun haben*, versteht sich aus der Anordnung des Ganzen von selbst". Und so lehrt er nun auch über die Entstehung der Kirche, §. 115., dafs sie sich durch das *Zusammentreten der einzelnen* Wiedergeborenen zu einem geordneten Aufeinanderwirken und Miteinanderwirken bilde. Der heilige Geist ist nach Schl. die Vereinigung des göttlichen Wesens mit der menschlichen Natur in der Form des das Gesammtleben der Gläubigen beseelenden Gemeingeistes. Jeder Wiedergeborene ist des heiligen Geistes theilhaftig, so dafs es keine Lebensgemeinschaft mit Christo giebt ohne Einwohnung des heiligen Geistes und umgekehrt. Die von dem heiligen Geist beseelte christliche Kirche ist in ihrer Reinheit und Vollständigkeit das vollkommene *Abbild* des Erlösers und jeder einzelne Wiedergeborene ist ein ergänzender Bestandtheil dieser Gemeinschaft. — Indem aber der Geist als eine solche formelle Identität nicht das *einfache Selbst* der Kirche ist, in dessen absoluter Gewifsheit alle Einzelnen ruhen, sondern indem er nur eine *Gemeinsamkeit* der Einzelnen ausdrückt, welche als Wiedergeborene ihn durch ihre Gemeinschaft mit Christus mitgetheilt empfangen haben und von ihm zum Gnadenstand der Heiligung sich erwählt wissen, hat Schl. auch den Begriff des Geistes selbst nicht erreicht. Er sucht ihn durch die Analogieen vom Geist eines Volkes und vom Geist der Menschheit zu verdeutlichen, statt dafs er gerade hier hätte zeigen können, wie der Geist der Kirche als der göttliche selbst in den Geistern der verschiedenen Völker sich manifestirt und die ewige Wahrheit des menschlichen Geistes ausmacht, welche als ein einzelnes Selbstbewufstsein in Christus offenbar wurde. Daher wird nun auch die Kirche bei ihm zu einer blofsen Copie ihres Urbildes, welches Abbild nicht in sich das Maafs seines Wesens besitzt, sondern, weil es durch das Zusammentreten der Einzelnen entsteht, immer nur ein *Aggregat* bleibt, obwohl Schl. seine Darstellung von diesem Vorwurf frei halten möchte und an mehren Stellen den Begriff der Kirche als einer nur collectiven Einheit selbst bekämpft.

Das zweite Hauptstück von dem *Bestehen* der Kirche in ihrem Zusammensein mit der Welt zerfällt in zwei Hälften, von denen die erste die wesentlichen und unveränderlichen Grundzüge der Kirche, die zweite das Wandelbare auseinandersetzt, was der Kirche zukommt vermöge ihres Zusammenseins mit der Welt. Die Kir-

Digitized by Google

che als die vom heiligen Geist beseelte Gemeinschaft der Gläubigen ist nämlich ohnerachtet des von ihrem Zusammenbestehen mit der Welt unzertrennlichen Wandelbaren doch immer und überall sich selbst gleich, insofern erstlich das Zeugniſs von Christo in ihr immer dasselbige ist, und dies findet sich in der heiligen *Schrift* und im *Dienst* am göttlichen Wort; zweitens insofern die Anknüpfung und Erhaltung der Lebensgemeinschaft mit Christus auf derselben Anordnung Christi beruht, und diese sind die *Taufe* und das *Abendmahl*; endlich insofern der gegenseitige Einfluſs des Ganzen auf den Einzelnen und der Einzelnen auf das Ganze immer gleich geordnet ist, und dieser zeigt sich im *Amt der Schlüssel* und im *Gebet im Namen Jesu*. In diesem Abschnitt dürfte wohl das erste Lehrstück von der heiligen Schrift das am gründlichsten und scharfsinnigsten durchgearbeitete sein und besonders könnte von §. 128. gesagt werden, daſs er für die Begründung des Satzes, daſs das Ansehen der heiligen Schrift nicht den Glauben an Christum begründen könne, vielmehr dieser schon *vorausgesetzt* werden müsse, um der heiligen Schrift ein besonderes Ansehen einzuräumen, — alle Feinheiten in sich gezogen habe, welche Lessing einst im Streit gegen Göze für die Unabhängigkeit des Geistes vom Buchstaben, des Glaubens von der Gelehrsamkeit so erfolgreich geltend machte. In Bezug auf das alte Testament, §. 132., geht Schl. so weit, daſs er ihm die normale Dignität und die Eingebung der Neutestamentischen Schriften abspricht und als Grund für seine Aufnahme in unsere Bibel theils nur die Berufung der Neutestamentischen Schriften auf die Alttestamentischen, theils den geschichtlichen Zusammenhang des christlichen Gottesdienstes mit der Jüdischen Synagoge anführt. Sollte aber der Grund, weſshalb wir Christen das Alte Testament mit dem Neuen immer zusammengefaſst haben, ein so äuſserlicher sein? Sollte nur die anfängliche Beschaffenheit unseres Cultus, sein erster Hervorgang aus dem Jüdischen, und weiterhin das Bedürfniſs der historischen Erklärung des Neuen Testamentes das Band dieser Schriften sein? Ist nicht auch ein innerer Zusammenhang derselben da, eine innere, gegenseitige Ergänzung, welche auch für uns Christen das regste Interesse an dem Alten Testament aufrecht hält, unabhängig von aller Historie, Philologie und Einrichtung des Cultus? Zwar sind wir gar nicht mit denen einverstanden, welche über dem Studium des Alten Testamentes ihr Christenthum einbüſsen und nicht bloſs selbst wieder zu Juden, zu furchtsamen Knechten des alleingewaltigen Herrn werden, sondern ihre Jüdische Theologie auch Anderen mit fanatischem Eifer als die allein christliche aufdringen wollen; allein deswegen, daſs wir nicht Juden, sondern Christen sind, die Bücher des A. T. ganz aus unserer Bibel zu verdrängen oder sie, nach Schl's. Vorschlag, zu einem bloſsen Anhang zu machen (etwa wie an manche Bibeln die Schilderung von Jerusalems Zerstörung durch die Römer angehängt ist), scheint uns ein Miſskennen der Idee der Religion zu sein. Denn obwohl die Religion selbst von der Bibel frei ist, so hat sie doch als Kirche in ihr das Zeugniſs von der Existenz der Religion. Da nun das Christenthum seine absolute Wahrheit auch negativ in der Aufhebung aller Religionen beweis't, so ist es höchst lehrreich, die Gestalten der Religion *vor* dem Christenthum zu erkennen. Und das geschieht durch das Alte Testament, in welchem wir nicht bloſs den reinen Monotheismus, vielmehr auch dessen Gegensatz, den Polytheismus, erblicken. Diese Darstellung der Religion in der *Totalität ihrer Erscheinung* würde unsere Bibel ohne das A. T. nicht darbieten, wogegen sie jetzt auf eine fast organische Weise vom Anfang bis zum Ende der Welt, von der Einheit Gottes mit dem Menschen zur Entzweiung des Menschen mit ihm und nach Entwicklung aller Versuche, welche der Mensch zur Wiedergewinnung der Einheit macht, zur Versöhnung des Menschen mit Gott durch Gott selbst Schritt vor Schritt fortgeht. Dies innere Verhältniſs des Gesetzes zur Gnade, des Monotheismus zur christlichen Trinität, der Furcht als dem Anfang der Weisheit, zur Liebe als dem Ende der Weisheit, dies von der Idee constituirte Ineinandergreifen des A. und N. T. macht ihre *Trennung* unmöglich; nicht aber ist durch diese Identität die Erkenntniſs ihres *Unterschiedes* für uns unmöglich gemacht, als wenn wir Jüdisches mit Christlichem verwechseln *müſsten*.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 119.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1831.

Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt von Dr. Friedrich Schleiermacher. Erster und zweiter Band.

(Schluſs.)

Die zweite Hälfte des Hauptstückes vom Bestehen der Kirche entwickelt das Wandelbare, was ihr vermöge ihres Zusammenseins mit der Welt zukommt. Diese Auseinandersetzung zeichnet sich durch eine lobenswerthe Dialektik aus. Schl. zeigt, wie die Mehrheit der sichtbaren Kirche die Einheit der unsichtbaren nicht vernichtet; wie keine Trennung der sichtbaren Kirche eine absolut fixe, sondern nur eine vorübergehende ist; wie aller Irrthum der Kirche fort und fort die berichtigende Kraft der Wahrheit hervorlockt, welche seinen Trug wieder aufhebt; — er zeigt also, daſs die Einheit und Wahrheit der Kirche, d. h. ihre Unsichtbarkeit, in der Getheiltheit und im Irrthum der sichtbaren Kirche sich verwirklicht.

Aber das folgende Hauptstück, von der *Vollendung der Kirche*, beschneidet dieser Wirklichkeit die Flügel wieder so sehr, daſs man ihr fast gram werden sollte, denn gleich §. 157. heiſst es: „Da die Kirche in dem Verlauf des menschlichen Erdenlebens nicht zur Vollendung gelangen kann: so hat die Darstellung ihres vollendeten Zustandes unmittelbar nur den Nutzen eines *Vorbildes*, welchem wir uns nähern sollen." Wie langweilig ist doch das religiöse Leben, wie weit steht es dem weltlichen nach! Dies giebt wirklichen Genuſs, verspricht nicht bloſs, ihn nach und nach, man weiſs nicht, wie, wo und wann zu geben. Und dann, wie unklug ist doch Gott, für die Vollendung seiner Kirche, in deren Cultur nach §. 164, alle seine Sorge sich concentrirt, sich so die Hände zu binden, denn die Menschen werden immer — zum wenigsten ist es wahrscheinlich — sie werden immer als Kinder geboren werden, nicht, wie vielleicht der erste Adam, sich leiblich und geistig fertig im Grase finden, oder, wie Jesus, von Gott mit einem potenzirten Gottesbewuſstsein, vom ersten Augenblick ihres Daseins an, versehen werden. Wollte man also auch annehmen, daſs einst (!) alle zugleichlebenden zur Vernunft gelangten Menschen Christen wären, so würden doch die kleinen Kinder noch keine Christen sein, sondern für sie bedürfte es immer von Neuem der Bekehrung, Wiedergeburt, Heiligung und *deswegen* (welch' eine Folgerung!) kann die Kirche *nie* vollendet sein.

Ferner soll in dem Glauben an die Unveränderlichkeit der Vereinigung des göttlichen Wesens mit der menschlichen Natur in der Person Christi auch der Glaube an das Fortbestehen der menschlichen Persönlichkeit schon mit enthalten sein und *hieraus* (dieser Grund scheint uns sehr künstlich) den Christen die Tendenz entstehen, den Zustand nach dem Tode vorzustellen. Die Lösung beider Aufgaben, die Kirche in ihrer Vollendung und den Zustand der Seelen im künftigen Leben darzustellen, wird versucht in den kirchlichen Lehren von den *letzten* Dingen, denen jedoch der gleiche Werth wie den bisher behandelten Lehren nicht könne beigelegt werden. Diese Meinung würde Schl. nicht haben, wenn er die dialektische Natur der Idee fester gehalten hätte, durch welche sie die Gegensätze, welche sie in sich erzeugt, auch durch sich selbst überwindet; die Vielheit durch die Einheit, den Irrthum durch die Wahrheit, das Unheilige durch das Heilige. Statt also zu erkennen, daſs die *Hinausverlegung* der Vollendung der Idee (d. h. die Verendlichung der Idee selbst) aus der *erscheinenden* Welt in ein undurchschauetes und zweifelhaftes Jenseits nur eine Abstraktion *unseres Bewuſstseins* ist, geht Schl. auf dieselbe halb und halb ein und stellt die Vollendung der Kirche als ein Ideal auf, als ein Sein, welches sich zwar *verwirklichen sollte*, was aber die Entwicklung seiner Wirklichkeit

Digitized by Google

nie erreicht, sie vielmehr in eine unabsehbare Weite der Zukunft zu verfolgen hat; wie wünschenswerth es sei, wie sehr Gott und den Menschen darum zu thun sei, ewig bleibt das *Dasein* der Kirche ihrem *Begriff* unangemessen. Allein die Sache ist auch wirklich schwierig und gehört zu den Punkten, auf welchen das verständige Denken mit dem vorstellenden Bewufstsein in den härtesten Zwist geräth; ähnlich wie bei der Zeugung Christi durch den heiligen Geist, bei der Himmelfahrt Christi, bei den Engeln u. s. w. Das Vorstellen will die sinnliche, in Raum und Zeit auseinandergefaltete Färbung nicht missen; das Denken, hinstrebend zur Allgemeinheit und Nothwendigkeit, will nichts von dem ansprechenden Schein der Vorstellungen wissen und verweis't sie in das Gebiet der Phantasie und Kunst. Bei der Eschatologie findet sich die Dogmatik am lebhaftesten in diesen Conflict versetzt, weil sie wesentliche Bestimmungen des Geistes als *noch nicht existirend* behandeln soll und doch als Wissenschaft den Standpunct nicht aufgeben kann, dafs alles dem Geist Wesentliche oder Alles, wodurch er eben Geist ist, *immer und darum auch jetzt schon existiren müsse.* Die Auffassung der Eschatologie, welche vom Princip eines abstracten Denkens ausgeht, verhält sich nur negativ und verwirft mehr oder weniger aufrichtig Alles, was die Kirche von der Wiederkunft Christi, dem jüngsten Gericht u. s. w. lehrt. — Schl. verwirft diese Dogmen nicht geradezu, weifs aber das Bewufstsein darüber irre zu machen, wie es denn eigentlich mit ihnen beschaffen sei. So wirft er nun Historisches und Speculatives durcheinander, die Reden Christi, die Erwartungen der Apostel, frühere Ansichten der Juden, spätere Lehren der christlichen Kirche, psychologische Vermuthungen, z. B. dafs unsere Erinnerungen von den Organen desselben Leibes abhängig seien, dafs die Seelen der Weiber auch im künftigen Leben doch wohl anders organisirt sein dürften, als die der Männer und Aehnliches, was aufzuführen zu weitläuftig sein möchte. Hätte er sich doch statt dessen mehr auf den positiven und allgemeinen Gehalt dieser Vorstellungen eingelassen und zu rechtfertigen gesucht, welche Gedanken der Glaube der Kirche in ihnen niedergelegt hat. Indem Recensent diese Worte niederschreibt, hört er schon mit einer gewissen Verdriefslichkeit den Einwurf machen, wie diese Rechtfertigung der dogmatischen Vorstellungen durch den Begriff ein ganz leeres Kunststück der Hegel'schen Dialektik sei, vermöge welcher am Ende doch ganz andere Dinge herausgebracht würden, als in der kirchlichen Lehre enthalten seien; daher sei dies ein rein illusorisches Verfahren; zwar sähe es ganz so aus, als bliebe man bei dem Glauben der Kirche, im Grunde aber laure der Hegel'sche Pantheismus dahinter, der den Schein der Orthodoxie nur wegen der ungemeinen Nützlichkeit als Ueberwurf geschickt und klug um sich thue. Denn wäre der Begriff der Unsterblichkeit, dafs der Mensch mit dem göttlichen Geist sich versöhnt wisse und dem gemäfs lebe — wo sei da eine Spur vom Fortleben der eigenthümlichen Persönlichkeit nach dem Tode? Ferner, wenn die Wiederkunft Christi zum Gericht darin bestehen solle, dafs jeder Christ seines Verhaltens zu ihm, dem Gottmenschen, sich selbst bewufst wird und durch seine Anschauung sich entweder erhoben oder niedergeworfen fühlt — wo bleibe da eine Erscheinung Christi auf dem Thron der Wolken, umkränzt von den Schaaren der Auserwählten und der Engel? Und hiermit zusammenhängend sei dann auch des Fleisches Auferstehung (wie doch selbst von den Muhamedanern geglaubt werde) nicht so zu verstehen, dafs wirklich jeder Mensch denselbigen Leib wieder bekomme, den er einst vor seinem Tode hatte, sondern so, dafs durch die geistige Wiedergeburt des Menschen hier schon ein anderes Verhältnifs desselben zu seiner Natürlichkeit überhaupt eintrete, wie der Apostel Paulus von einem Absterben des alten und Auferstehen des neuen Menschen und wie Christus davon spricht, dafs, welcher das Leben um seinetwillen verliere, es gewinnen werde? Endlich die Scheidung aller Geister in gute und böse, selige und verdammte, sei dann nicht abhängig von einem besonderen, in einer bestimmten Frist sich offenbarenden richterlichen Act Christi, sondern laufe darauf hinaus, dafs jeder Geist hier schon durch die qualitative Bestimmtheit seines freigelassenen Thuns, ob es gut oder böse, dem Himmel oder der Hölle verfalle? Also sei auch offenbar in dieser Theorie das Gute dem Himmel, das Böse der Hölle gleichgesetzt und nicht erst künftig einmal würden die Schaafe von den Böcken getrennt werden, um entweder einzugehen in ihres Herren Freude, oder an den dunkeln Ort geworfen zu werden, wo Heulen sein wird und Zähnklappen? Mit Einem Wort, Alles, was man als ein der Gegenwart Jenseitiges, als ein Zukünftiges vorstelle, höre, als ein ewiges Moment der

Digitized by Google

Idee erfaſst, schlechthin auf, eine solche unbestimmte Ferne zu besitzen und trete in die unmittelbare Gegenwart des Lebens ein. Daſs eine Erscheinung Christi in den Wolken des Himmels, daſs Posaunenschall, der zum Gerichte ruft, daſs ein Hervorgehen der Todten aus ihren Gräbern, daſs die Trennung der Guten und Bösen in eine verschiedene Localität Vorstellungen sind, das wird so leicht Niemand leugnen. Haben sie aber auch Realität? Lassen sich in ihnen Gedanken finden, welche absolute Bestimmungen der Idee sind? Schl. hüllt diese Beantwortung in tausend kleine Bedenklichkeiten ein, so daſs man wirklich nicht recht dahinter kommen kann, was seine eigentliche Herzensmeinung angeht. Wir bemerken, unbekümmert um jenen faden Vorwurf, Hegel'sche Philosopheme mit einem Gespinnst orthodoxer Dogmen zu verkleiden, zu dem schon Gesagten nur noch dies, daſs, wenn die *Verwirklichung jener Vorstellungen*, deren Mittelpunct unstreitig die Kritik des Guten und Bösen ist, *von der Zeit abhängig* wäre, des Geistes eigene Unendlichkeit von ihm entäuſsert und absolut an die Erscheinung gebunden wäre, wogegen Christus so deutlich sagt: wer an mich glaubt, der *hat* das ewige Leben und wer nicht an mich glaubt, der *ist* schon gerichtet. Besteht denn nicht die stete Bewegung des Geistes in der Auflösung des Scheines, als ob Zeit und Raum, als ob die Natur eine Macht über den Geist wäre, in einem strengen Scheiden des Bösen vom Guten, in einer Vernichtung von jenem und Bestätigung von diesem? Sollten wir diese Bestimmungen des Geistes mit vollem Ernst in die Zukunft verlegen, was wäre der Inhalt unserer Geschichte? Müſsten wir uns nicht beständig von der Erde wegsehnen und nur mit halben Sinnen auf ihr verweilen, da die Nothwendigkeit unseres Geistes ihrer Wirklichkeit entbehren würde? Eine widrige Ohnmacht, wodurch das Leben überlästig werden würde.

Was Schl. im dritten Abschnitt dieses zweiten Theils von den göttlichen Eigenschaften, welche sich auf die Erlösung beziehen, von der Liebe und Weisheit und davon sagt, daſs die Pflanzung und Verbreitung der christlichen Kirche Gegenstand der göttlichen Weltregierung sei, wollen wir uns gern gefallen lassen und beiläufig nur die Auffassung des Weltganzen als eines Kunstwerkes, so wie Gottes, als eines Künstlers als etwas geziert tadeln. — Desto mehr Einspruch hätten wir gegen den Schluſs des Ganzen zu thun, in welchem Schl. seine Auffassung der göttlichen Trinität darlegt. Schon daſs er für Dreieinigkeit *Dreiheit* sagt und damit das nur numerische Verhalten andeutet, könnte zum Tadel reizen; ferner könnte man sich darüber wundern, daſs er es wunderbar finde (S. 590.), wie gerade das Dogma von der Trinität sich seit seiner ersten Stabilirung so sehr gleich geblieben sei; man könnte ihm auſserdem nachweisen, wie die Identität, welche er S. 581. zwischen seiner combinatorischen Zusammenfassung mehrer Aussagen des christlichen Selbstbewuſstseins und zwischen der kirchlichen Trinitätslehre herauszuklauben sucht, nur eine scheinbare sei und deshalb besonders den §. 171. selbst gegen ihn anführen, welcher so lautet: „Die kirchliche Dreieinigkeitslehre fordert, daſs wir jede der drei Personen sollen dem göttlichen Wesen gleich denken und umgekehrt, und jede der drei Personen den anderen gleich; *wir vermögen aber weder das eine noch das andere*, sondern wir können die Personen nur in einer *Abstufung* vorstellen, und ebenso die Einheit des Wesens entweder geringer als die drei Personen oder umgekehrt"; wir könnten Schl. die S. 588. geäuſserte Erwartung, daſs das Dogma von der Trinität durch eine neue auf die ersten Anfänge zurückgehende Bearbeitung eine ganz andere Gestaltung empfangen werde, zu widerlegen suchen u. s. w., allein wir glauben im Lauf unserer Beurtheilung die wichtigsten Puncte dieses Dogma's in Bezug auf Schleiermachers Glaubenslehre bereits berührt zu haben und wegen des Begriffs der Trinität selbst ihn auf die Lehre der Kirche zurückweisen zu können, denn eine Verweisung auf die Expositionen berühmter Kirchenlehrer oder gar eine Auseinandersetzung des Recensenten hierüber würde Schl. nach dem alle Speculation bei Seite schiebenden Zusatz zu §. 170. nicht anerkennen; obschon er selbst die Trinität verwirft, nicht, weil er sie nicht glauben, sondern weil er sie nicht denken kann, gerade umgekehrt wie Anselmus, aus welchem er das *credo, ut intelligam* als epigrammatische Bezeichnung seines Standpunctes zwar zum Motto genommen hat, seine Entwicklung der Trinität aber, S. 580., auf sich beruhen läſst.

Statt einer solchen fruchtlosen Polemik wollen wir schlieſslich die Hauptmomente der ganzen Schleiermacherschen Ansicht noch einmal zusammenstellen. 1) Alle Erkenntniſs der Religion geht von der Beobachtung unseres Gefühles aus. Gott kann daher von uns nicht

Digitized by Google

als Subjekt an und für sich betrachtet werden, denn in unserer Selbsterfahrung haben wir direkt nur mit uns, mit Gott aber nur indirekt zu thun. Finden wir nun in uns Momente, welche wir nicht von uns und dem Endlichen überhaupt unmittelbar ableiten können, so müssen wir diese als Wirkungen eines Wesens setzen, welches selbst von dem Endlichen nicht afficirt wird. Den eigenthümlichen Inhalt solcher Erregungen können wir der allgemeinen göttlichen Ursächlichkeit als eine ihrer Eigenschaften beilegen, müssen aber dabei erwägen, dafs nur für uns das Prädikat etwas Besonderes ausdrückt, nicht für Gott, der, über allen Gegensatz hinaus, das allein sich selbstbestimmende, ewige, allmächtige, allgegenwärtige und allwissende Wesen ist, welches die Welt erschafft und sie schlechthin bestimmt. — 2) Gott ist unendlich, die Welt aber endlich. Der Mensch als ein Theil der Welt ist endlich und weifs um diese Endlichkeit im Gegensatz zur göttlichen Unendlichkeit. Daher fühlt er sich abhängig von Gott und mufs sich die Aufgabe stellen, das Gefühl seiner eigenen Nichtigkeit in Beziehung auf Gottes absolute Macht beständig wach in sich zu halten. Da er nun ein Theil der Welt, also unmittelbar mit ihr verbunden ist, so mufs er, will er sich znr religiösen Virtuosität ausbilden, sein Weltbewufstsein unaufhörlich in sein Gottesbewufstsein verflüchtigen. Dies würde aber ohne das Gefühl der Endlichkeit gar nicht sein, wefshalb dem Menschen die Welt das Mittel zur Realisirung der Religion wird, indem er, von ihr abstrahirend, zum Bewufstsein von Gott sich erhebt. Ohne ein solches Negiren ist er sündlich, aber durch dasselbe nähert er sich Gott. — 3) Nothwendig schwankt also der Mensch zwischen einem Vertiefen in das Endliche und Unendliche hin und her. Da er aber von Gott sich absolut abhängig fühlen soll, so schafft Gott einen Menschen, der sich Gottes in allen Momenten seines Lebens auf gleiche Weise bewufst ist. Dieser wunderbare Mensch, mit welchem die Schöpfung der Welt erst wahrhaft beschlossen und aller Widerspruch in ihr gelöst ist, theilt den anderen Menschen sein Bewufstsein mit. Freilich ist er specifisch ein ganz anderer als sie — aber nichts destoweniger, da er auch Mensch war, geht seine Unsündlichkeit und Vollkommenheit auf sie über. Alle, welche so glücklich sind, dafs ihre Stellung in der Welt sie zur Aufnahme jener Mittheilung fördert, werden durch gröfsere Reinheit und Stätigkeit ihres Gottesbewufstseins vollkommner und unsündlicher. Da sie ihren Zustand von Einem und demselben ableiten, so befinden sie sich in einer gewissen Einheit unter einander, welche man ihren Geist nennen kann. Der Complexus aller Einzelnen, welche auf diese Weise ein gekräftigtes Gottesbewufstsein erlangen, ist die Kirche. Aber wenn auch diese Menschen durch Christi Vermittelung immer mehr in eine unmittelbare Abhängigkeit von Gott treten, so bleiben sie doch immer Menschen. So unsündlich, vollkommen und selig wie jener Einzige, in welchem das Gottesbewufstsein so ununterbrochen und so intensiv war, dafs man es eigentliches Sein Gottes in ihm nennen kann, so werden sie nie, weshalb nur ein allmäliges Annahen zu dem vorgesteckten Ziele übrig bleibt. Die höchste Aufgabe, der Zweck alles Lebens wird zum Ideal, in dessen Begriff die Wirklichkeit nie aufgeht. Wir können unsern mannigfachen Zweifel hierüber nicht lösen und müssen uns mit der Hoffnung trösten, dafs Gottes Weisheit seiner Liebe schon werde genugzuthun wissen. Die göttliche Dreieinigkeit heifst besser Dreiheit, weil nur einige Hauptpuncte des Glaubens in diesem Dogma äufserlich zusammengefafst werden. Denn Christus war ja mit einem so kräftigen Gottesbewufstsein von Gott begabt, dafs wir uns genöthigt sahen, ihm ein eigentliches Sein Gottes in ihm zuzuschreiben und diejenigen, welche durch die Predigt von dem Eindruck seiner Persönlichkeit ergriffen werden, finden sich in ihrem Abhängigkeitsgefühl doch eben durch ihn gesteigert, weswegen diese Identität der göttliche Geist genannt werden kann, wie wir immer zu thun pflegen, wo bei Mehren im Denken und Handeln etwas Gemeinsames erscheint. Insofern also ist der Geist der Kirche nicht uneigentlich, sondern wirklich göttlich — doch Gott ist er nicht, gerade wie Gott zwar auch in Christo war — Christus aber nicht Gott ist. Denn Gott ist nur Gott selbst. —

Dies dünken uns die wesentlichsten Bestimmungen eines Systems zu sein, welches durch den Kampf des Dogmatischen mit dem Skeptischen, des unmittelbaren Gefühls und der Reflexion des Verstandes höchst eigenthümlich ist und dem wegen seines scharfsinnigen Details besonders, was tausendfache Anregungen enthält, bei den Theologen ein noch viel tieferes Studium zu wünschen wäre, als ihm bisher zu Theil geworden ist.

Karl Rosenkranz.

Digitized by Google

Nro. 120.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1831.

LXXIV.

History of the Northmen, from the earliest times to the conquest of England by William of Normandy, by Henry Wheaton. London. 1831. *XVI*—367. *p.* 8.

Die Geschichte der Skandinavischen Völker bis zur Mitte des elften Jahrhunderts steht mit den Thaten und Schicksalen der übrigen Bewohner von Europa in einem für die Zeiten des Mittelalters überraschend genauen Zusammenhange. Die Fortschritte der bürgerlichen Gesellschaft, die Sitten und Gebräuche, die eigenthümliche Richtung des Germanischen Geistes unter den Normannen, von den Geschichtschreibern Englands und Frankreichs oft kaum berührt, hatten nicht geringern Einfluſs, als ihr Schwert, auf die Gestaltung eines groſsen Theils der neueren Staaten. Von diesen Gesichtspunkten aus die frühere Geschichte der nordischen Völker zu betrachten, und die Einzelnheiten, welche der Fleiſs und der Scharfsinn der Skandinavischen Alterthumsforscher als sicher begründet oder höchst wahrscheinlich herausgebracht hat, in ein Ganzes vereinigt dem Leser anschaulich vorzustellen, ist der lobenswerthe Zweck des Vfs. Zwar dem Kenner wird in Hinsicht der Forschung nichts, in Betreff der Ansichten wenig Neues begegnen, dessenungeachtet dürfte der Vf. auch ihm als ein angenehmer Begleiter erscheinen, während derjenige, welcher dem Germanischen Norden bisher nur eine geringe Aufmerksamkeit widmete, in ihm einen belehrenden und zuverlässigen Führer erkennen muſs.

Der Plan, welchem der Vf. bei seiner Arbeit folgt, ist von der Art, daſs das Werk zugleich eine Geschichte seiner Quellen liefert: ein nützliches und selbst nothwendiges Verfahren bei einem Gegenstande, wo die Forschung, welche dem Erzählen der Ereignisse vorhergehen muſs, so weitgreifend und mannichfaltig ist, daſs sie die Geschichte selbst unter der Kritik ihrer Auktoritäten zu begraben droht.

Nach einem Bericht über die Kenntnisse der Griechen und Römer von Skandinavien, der füglich hätte fehlen können, weil er hier nicht zur Sache gehört, eröffnet die Entdeckung von Island durch Nadod die Reihe der Begebenheiten. Der Fahrt dieses Norwegischen Vikings folgte nach einem kurzen Zwischenraume Gardar, ein Schwede von Geburt, und 865 Floki, dem die Insel ihren jetzigen Namen verdankt. Alle diese Seefahrer fanden sie unbewohnt, von Eisbergen, tiefen Schluchten und gewaltigen Lavaschichten bedeckt und zerrissen: ein trauriger Ort am Ende der Erde, den nur die Liebe zur Freiheit als Wohnstätte erträglich finden konnte. Als Harald Harfagr seine Eroberungen immer weiter über Norwegen ausdehnte, erkannten viele tapfere Normannen, daſs Island der Ort sei, wo sie leben möchten frei von der Gewalt der Könige und Fürsten; und diese Ansicht ward die Grundlage ihrer Staatseinrichtungen, nachdem Ingulf zuerst gewagt hatte, auf dem fernen Eilande sich dauernd niederzulassen. Aber die See war und blieb die eigentliche Heimath der Normannen. Ueberall durchforschten sie den Nordocean; doch wurde Island lange Zeit als der westliche Endpunkt ihrer Fahrten betrachtet. Gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts muſste Eirik Raudi einer Blutschuld wegen Island verlassen. Er entdeckte und kolonisirte Grönland, und so war die westliche Welt den Normannen geöffnet. Niemand zweifelt jetzt daran, daſs Biörn, der Sohn Heriulf's, als er (1001) seinem Vater von Island nach Grönland folgte, von einem heftigen Nordsturme südwärts verschlagen, zuerst unter allen Europäern Amerika erblickte; aber noch ist es nicht versucht worden, die Punkte der Küste genau zu bestimmen, welche die Söhne Eirik's des rothen, Leif, Thorwalld und Thorstein in den nächsten Jahren befuhren und zu kolonisiren versuchten. Von Newfoundland bis nach Südcarolina hinab ist bald auf

Digitized by Google

diese bald auf jene Stelle der Küste gerathen worden, und der Vf. des vorliegenden Werkes entscheidet sich für die Umgegend von Boston. Allein Biörn, welcher auf seinem nordöstlichen Laufe nach Grönland binnen acht oder zehn Tagen drei unbekannte Länder sah, mufste anfangs südlich von Newfoundland verschlagen sein, weil zwischen dieser Insel und dem Ziele seiner Reise kein Land mehr vorhanden ist. Biörn erblickte also zuerst wahrscheinlich die Küste von Acadien oder Neuschottland in der Gegend der Strafse Canceau, dann Cap Breton, zuletzt eines der Eilande, welche der Nordostküste von Newfoundland vorliegen, und konnte von hieraus innerhalb drei voller Tage und Nächte die Südspitze von Grönland bei fortdauernd starkem und günstigem Winde ohne grofse Schwierigkeit erreichen. Dies wird durch Leif's und Thorwalld's Reise vollkommen bestätigt. Zwar die Angabe bei Snorri, dafs die Sonne zu Leifshafen um halb acht Uhr aufging und um halb fünf Uhr unterging an den kürzesten Tagen, ist natürlich so wenig genau, dafs sie für Boston und Neuschottland gleich gut pafst; aber nur wenn wir annehmen, dafs die Normannen auf der Nordküste dieser Halbinsel in der Nähe der Insel St. Johns sich niederliefsen, ist es begreiflich, wie Thorwalld von seinem an der Nordseite des Festlandes gelegenen Ankerplatze aus die Küsten gen Westen und Osten hin untersuchen konnte. In ganz Nordamerika, südlich von Labrador entspricht nur die Lage von Acadien dieser Erzählung; und ebenso bestätigt die Beschaffenheit des Landes unsere Annahme. Es ist an seiner Nordseite nicht hoch aber schön bewaldet; kleine Inseln liegen an den Eingängen der Buchten und den fischreichen Mündungen der Flüsse; der Boden ist ungemein fruchtbar an Getreide, und bringt selbst die Weintrauben, weswegen die Normannen ihre Entdeckung Vinland nannten, freiwillig in Menge hervor.

Nach einem ausführlichen Bericht über diese Entdeckungen wendet sich der Vf. nach Island zurück, die innere Einrichtung dieser merkwürdigen Republik zu betrachten. Trotz der strengen Verbote, welche Harald Harfagr gegen die Auswanderung ergehen liefs, wurde Island binnen sechzig Jahren nach Ingulf's Ankunft hinreichend bevölkert. Die Kolonisten brachten ihre bürgerlichen und religiösen Institutionen mit sich, und jeder wählte sich einen Wohnplatz, wie Zufall, Absicht oder Aberglaube ihn leiteten. Die Häuptlinge erkannten anfangs das weltliche und geistliche Ansehn Thorolf's, aber bald ausbrechende Streitigkeiten und die verheerenden Folgen der Blutrache überzeugten sie von der Nothwendigkeit der Gesetze und eines obersten Schiedsrichters. Demgemäfs reisete Ulfliot (925) nach Norwegen, unterrichtete sich auf das Genaueste von den rechtlichen Gewohnheiten des Mutterlandes, und als er nach drei Jahren zurückkehrte, entwarf er nebst Grim Geitskor die Gesetze, welche das Volk in einer allgemeinen Versammlung annahm. Die ganze Insel zerfiel in vier Fierdingar (Viertel) und in jedem derselben übte ein gewähltes Oberhaupt die richterliche Gewalt. Die allgemeine Versammlung (Al-Thing) wurde alljährlich auf dem Gesetzberge gehalten; jeder freie Eigenthümer hatte das Recht, entweder persönlich auf derselben zu erscheinen, oder sich durch einen andern vertreten zu lassen, und ihr Präsident war der Oberrichter (Lögsögomadr), dessen Funktionen legislativ und richterlich zugleich waren. Ulfliot's Gesetze selbst sind jetzt nur noch in einzelnen Bruchstücken vorhanden; aber es ist unzweifelhaft, dafs sie nicht als ein Versuch, eine neue Konstitution zu begründen, betrachtet werden dürfen. Vielmehr waren sie nur das alte Gewohnheitsrecht der Normannen, und die ganze Verfassung trug in weit höherem Grade das Gepräge einer patriarchalischen Aristokratie als einer in allen ihren Theilen genau abgewogenen Volksherrschaft. Dessenungeachtet, und obgleich sie nicht stark genug war, die bittersten und langwierigsten Fehden zu hindern, wurden die freien Isländer nicht unter das Joch des Feudalsystems gebeugt, ein neuer Beweifs, dafs das Lehenswesen keine ursprünglich Deutsche Einrichtung ist, sondern nur Germanischen Eroberern in der Heimath oder im Auslande seine Entstehung verdankt. Ja es kam mit Hülfe des Christenthums sogar dahin, dafs der Zweikampf (Holmganga genannt, weil der Ort des Duells gewöhnlich ein kleines, unbewohntes Eiland war) gänzlich abgeschafft wurde (1011).

Unter dieser Verfassung verhielt und hob sich die Sprache und die Literatur der alten Normannen. Während die übrigen Völker des westlichen Europa sich meist in Nachahmungen der Alten erschöpften, blühete in Island eine unabhängige und wenn man die Beschränktheit der äufseren Mittel erwägt, ungemein reiche Literatur. Mit Recht verweilt der Verf. bei dem rührenden und erhebenden Bilde eines Volkes, welches unter dem rauhesten Himmel, unter Krieg und Verwüstung der Zierden des Geistes und Gemüths nicht vergafs, der Thaten

Digitized by Google

und Schicksale seiner Vorfahren gedachte und sich durch ein Spottgedicht wie durch die Waffen zu rächen verstand.

Ein Bericht über Snorri Sturluson's Leben und literarisches Wirken, womit der Abschnitt über Island schliefst, führt den Vf. zu dem Inhalt der Ynglinga-Saga, von wo er zu dem Ursprunge der Vikinger und den allgemeinen Ursachen ihrer Seezüge fortschreitet. Unter diesen Ursachen behaupten die Liebe zu dem Wunderbaren und Abentheuerlichen und der unstete, beutelustige Sinn, welche den Charakter aller seefahrenden Nationen in der Kindheit der Civilisation bezeichnen, ohne Zweifel den ersten Rang. Die See, indem sie ein Bild des Unendlichen giebt, erhebt den Geist und fordert ihn auf, ihre ungeheuren Räume zu durchforschen, über die kein Gesetz sich erstreckt, und an deren Grenzen dem Fremdlinge nur Feinde entgegentreten. Das Geschäft des Seeraubs wurde seit den ältesten Zeiten im Norden für ebenso einträglich als ehrenvoll gehalten, und da der leichte und dem Geiste der Nation so ungemein zusagende Erwerb in den Gegenden der Küste die Volksmenge unverhältnifsmäfsig mehrte, so ward es bald unumgänglich nothwendig für einen grofsen Theil der Bewohner Skandinaviens, durch dieselben Mittel, denen sie ihr Dasein verdankten, auch das Leben zu fristen. Hierzu gesellt sich, dafs es überhaupt schwierig war, im Lande selbst den nöthigen Lebensunterhalt zu finden. Der Ackerbau gewährt jetzt noch nicht einmal immer hinreichendes Brotkorn, und die Gebräuche, Pferdefleisch zu essen und neugeborene Kinder auszusetzen, so wie die oft wiederkehrenden Erzählungen von der bittersten Hungersnoth bezeugen hinlänglich, dafs dies damals noch weit weniger der Fall war. Endlich trieben noch manche einzeln wirkende Ursachen die Normannen hinaus auf die See. Französisch-Normannische Schriftsteller berichten, und wir finden ihre Angabe durch eine Stelle der Jomsvikinga-Saga bestätigt, dafs im Norden nur der älteste Sohn das feste Eigenthum des Vaters erbte, und dafs die jüngeren Söhne einer rechtmäfsigen sowohl als alle aus einer Nebenehe entsprossenen sich mit einem geringen Theile der beweglichen Habe begnügen mufsten. Diesen blieb in der That nichts übrig, als Seeraub zu treiben, da Handel und Gewerbe ebenso wenig als Geistesbildung dem armen aber stolzen und verschwenderischen jungen Manne eine unabhängige Stellung unter seinen Mitbürgern zu sichern vermochten. Andere wurden landflüchtig, weil sie die Folgen der Blutrache fürchteten, noch andere, weil sie dem Gesetz den schuldigen Gehorsam weigerten, eine weit beträchtlichere Zahl endlich, weil sie das Joch eines Eroberers oder der sich ausdehnenden Königsgewalt verschmäheten.

Die Fahrzeuge, deren die Vikinger zu ihren Kriegs- und Raubzügen sich bedienten, wichen in den verschiedenen Zeiten an Gröfse und Bauart sehr von einander ab. Anfänglich scheinen sie kaum aus irgend einem andern Grunde, als etwa ihrer Schnelligkeit wegen, die stolze Benennung „Rosse der See" verdient zu haben, womit die Skalden die Kriegsschiffe beehrten. Inzwischen ist der Unterschied zwischen den Barken der Schweden, welche Tacitus beschreibt, und dem von Olaf Tryggvason erbauten „langen Drachen" weit gröfser, als der zwischen den Schiffen der Trojanischen Helden und den Galeeren, welche die Flotten des Augustus bildeten. Die stürmischen Wellen des Nordmeers, die Klippen und Inseln der Küste, das stete Leben auf der See und die weiten Fahrten über den Ocean mufsten die Nordischen Vikinger zu ungleich kühneren und erfahrenern Seeleuten ausbilden, als Griechen und Römer jemals gewesen sind, und den Scharfsinn auf Alles hinleiten, was die Fahrzeuge zur Reise und zum Gefecht brauchbarer machen konnte. Der Rumpf der Kriegsfahrzeuge war lang, das todte Werk erhob sich wenig über das Wasser. Die kleinere Gattung, Schnecken genannt, hatte achtzehn bis zwanzig Ruderbänke. Eine gröfsere Art Kriegsschiffe nannte man Drachen, weil bei ihnen der Vorder- und Hintersteeven in seiner Verlängerung zum Kopf und Schwanz eines solchen fabelhaften Ungeheuers ausgeschnitzt war: eine Verzierung, welche zu mancherlei Dichtungen Anlafs gegeben hat. Die Drachen hatten Deck, Schanze und Back und waren nicht selten mit Vergoldung und Malerei geschmückt. Der Befehlshaber hatte seinen Standpunkt auf der Schanze und regierte gewöhnlich selbst das Steuer; die Flagge war in den Händen eines anderen tapfern Kriegers; die Besatzung, in der Regel nicht über dreifsig bis vierzig Mann, war gleich geschickt, die Segel zu hissen und Schwert und Ruder zu führen. Die Ruder, dreizehn Ellen lang, bewegten das Schiff bei Windstille oder wiedrigem Winde; war dieser günstig, so wurden die Segel beigesetzt. Auch die gröfsten Kriegsfahrzeuge führten nur einen Mast

Digitized by Google

und wahrscheinlich das Takelwerk einer Jacht oder eines Hukers. Ihr Lauf wurde längs der Küste durch die bekannten Landmarken, auf hoher See durch die Gestirne geregelt. Kam es zum Gefecht, so warf man zuvörderst alles entbehrliche Geräth über Bord, und füllte, wenn man sich an der Küste befand, die Schiffe mit Steinen, welche nebst Pfeilen und anderen Geschossen auf den Feind geschleudert wurden; dann suchte man zu entern. Ward ein Schiff nach hartem Kampfe vom Feinde überwältigt, so sprang die überlebende Mannschaft unverzüglich in die See, um sich durch Schwimmen zu retten. Es fehlt nicht an Beispielen, dafs bei grofser Uebermacht des Feindes der Befehlshaber eines Geschwaders seine Schiffe mit den Ankertauen an einander befestigen liefs, damit der Widerstand desto hartnäckiger und Flucht unmöglich sei. Die Vikinger waren zum Angriff mit Schwert und Spiefs oder Streitaxt bewaffnet; zur Bedeckung diente der Schild; die Häuptlinge hatten aufserdem einen ehernen Helm und ein Panzerhemd. Das gröfste und am besten gebaute Schiff, welches man bis dahin im Norden gesehen hatte, war der sogenannte lange Drache von vier und dreifsig Ruderbänken, in welchem Olaf Tryggvason der vereinigten Schwedischen und Dänischen Flotte das berühmte Gefecht an der Mündung der Peene auf der Höhe der Jomsburg lieferte.

Um eine Seemacht stets bereit zu haben, waren die Küsten Skandinaviens seit alter Zeit in Distrikte oder Hunderte getheilt, von denen jeder alljährlich eine bestimmte Anzahl Schiffe stellen mufste. Die erforderliche Mannschaft erhielt man gleichfalls durch eine Art von Konskription. Diese Mafsregel diente den Zwecken des Angriffs sowohl als der Vertheidigung. Das alte Gesetz darüber ward in Norwegen von Hakon dem Guten neu eingeschärft. In Schweden war die Sache unter dem Namen Skeppsvist bekannt. Wenn der König keine Veranlassung fand, in einem besonderen Jahre die Seemacht auszurüsten, so forderte er von den Hunderten eine Abgabe, welche im Wesentlichen mit dem *ship-money* in England übereinstimmte. Auf diese Weise wurde das alljährliche Auslaufen einer Raubflotte eine Sache von der gröfsten politischen Wichtigkeit für die Unterthanen eines Skandinavischen Königs, denn die Beute, welche von der Expedition erwartet werden durfte, gab Hoffnung auf Ersatz und selbst auf Gewinn; die Steuer dagegen kehrte nie zurück und diente nur, das Ansehn und die Macht des Fürsten zu heben. Demgemäfs lag ein Hauptgrund der Unzufriedenheit und des Widerwillens, womit die Schweden Olaf den Heiligen verfolgten, in dem Umstande, dafs der König die Raubzüge unterliefs, welche seit unvordenklichen Zeiten alljährlich nach den Küsten von Finnland, Eestland und Kurland unternommen worden waren.

Bei dieser Lage der Dinge nimmt es nicht Wunder, dafs seit dem Ende des achten Jahrhunderts die Raubflotten der Normannischen Piraten fast alle Europäischen Meere bedeckten; aber es ist endlos, ihre Züge und Abentheuer, ihre Schlachten und Verheerungen einzeln zu verfolgen. Während im Fränkischen Reiche, in Schottland, Irland und England nichts vor ihrer Wuth sicher war, kämpften sie mit Ramiro I. an der Nordküste von Spanien, verwüsteten sie Lissabon, und fühlten selbst die Khalifen von Cordova und die Küsten Italiens das Gewicht ihrer Waffen. Der Verf. folgt den einzelnen Raubzügen und den Ansiedelungsversuchen der Normannen mit Aufmerksamkeit, ohne durch zu ängstliches Eingehen in das Einzelne die Geduld des Lesers zu ermüden. Seine Schreibart ist stets klar, korrekt und lebendig, und selbst die hin und wieder eingeschalteten Bruchstücke der alten historischen Lieder erhöhen nur den Werth seiner Arbeit.

Ludwig Kufahl.

Digitized by Google